This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

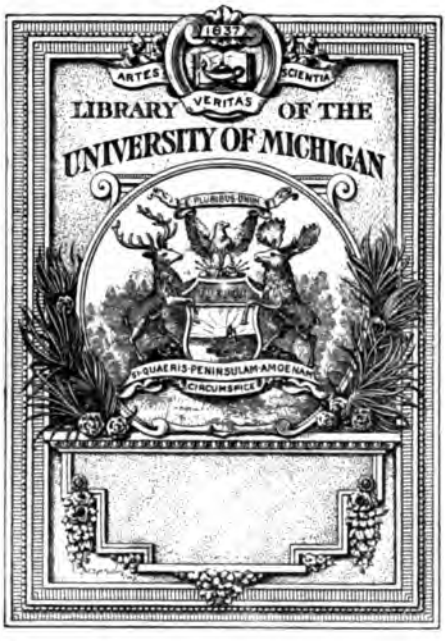
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

D56

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Vierzehnter Band

Jahrgang 1907

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1907

Verlags-Archiv Nr. 2025

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

‚Vollständigkeit‘. Eine methodologische Skizze. Von Richard M. Meyer 1
Zur Methodik der psychologischen Stiluntersuchung. Von R. Pissin . 17
Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter. Von Bernhard Seuffert:
2. Verhältnis zu schwäbischen Dichtern 23
3. Verteidigung gegen Nicolai und Uz 227
Zum Verhältnis zwischen Friedr. Heinr. Jacobi, Nicolai und Wieland mit einem Briefe Jacobis an Gleim aus dem Jahre 1773. Von Felix von Kozlowski 38
Das Problem in Goethes ‚Stella‘. Von Bernhard Luther 47
Die Verfasser zweier antiromantischer Satiren aus dem Jahre 1803, der ‚Ästhetischen Prügelei‘ und der ‚Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters‘. Von Erich Eckertz 67
Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten. Von Paul Czygan. II. III. 84. 338. 577
Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffs in der neuesten Zeit. Von Gustav Widmann:
III. Dramatische Bearbeitungen 101
Friedrich Wilhelm Weisker und einige Beispiele zur Deklinierung der Familiennamen. Von Edmund Goetze 225
Ein Beitrag zur Kenntnis von Wielands Übersetzungen. Mitgeteilt von Rudolf Ischer 242
Die Übereinstimmung von Hamann, Herder und Lenz in ihren Ansichten über die deutsche Sprache. Von J. F. Haußmann 256
Acht Briefe an Göckingk. Mitgeteilt von Albrecht Wagner 260
Die Gräfin von Flandern. Von Monty Jacobs 270
‚Die pädagogische Provinz‘ in ‚W. Meisters Wanderjahren‘. Eine Quellenstudie. Von Karl Jungmann 274. 517
S. H. Catel, ein Lehrer Heinrich von Kleists. 1. Catels Leben und literarisches Wirken von Hermann Gilow 287

194077

Seite
Alexander von der Marwitz an Rahel Levin. Mitgeteilt von Max Ebert 309
Zur Geschichte der Heidelberger Romantik. Von Wilhelm Kosch . . 310
‚Fünf Lieder für deutsche Soldaten‘ von Ernst Moritz Arndt. Kritisch herausgegeben von Carl Wendel 320
Mörike-Studien. Von Wolrad Eigenbrodt:
1. Denk es, o Seele! 349
Voltaires Tragödien. Von Wilhelm Bolin 481
Paulus Gerhardt als Lyriker. Von Paul Pachaly 489
Goethes Opernentwurf: Feradeddin und Kolaila. Von Max Morris . 507
Wilhelm von Burgsdorff. Von Alfons Fedor Cohn 533
Heinrich von Kleists ‚Mutwille des Himmels‘. Eine literarhistorische Untersuchung von Paul Hoffmann 565
Acht Briefe von Jacob Grimm an Chr. Molbech. Mitgeteilt von Julius Clausen 587
Eduard Mörike in Schwäbisch-Hall und Mergentheim (1843—1847). Nach neuen Dokumenten dargestellt von Walther Eggert Windegg 595. 764
Das Volksbuch von Phyloconio und Eugenia. Von Herm. Ullmann . 689
Goethes Anteil am ‚Hausball‘. Von Ludwig Gorm. 696
Müller von Itzehoe über Beireis. Mitgeteilt von Seitz 711
E. T. A. Hoffmanns Erzählung ‚Aus dem Leben eines bekannten Mannes‘. Von Otto Pniower 714
Charles Sealsfield und der ‚Courrier des États-Unis‘. Von Otto Heller 718
Die Balladentechnik Annettens von Droste-Hülshoff. Von Lothar Boehme 724
Zur Quellenfrage von Otto Ludwigs Roman ‚Zwischen Himmel und Erde‘ und seiner Novelle ‚Maria‘. Von Ernst Feise. 778
Ein ungedrucktes Gedicht von Julius von der Traun. Mitgeteilt von Armin Gaßner 784

Miszellen.

Ein Goethescher Vers aus Sallust? Von Bernhard Schmeidler . . 354
Bei Jean Paul 1815. Von Reinhold Steig 355
Zu Hoffmann von Hoffmannswaldau. Von G. Wustmann 611
Ein Brief von J. M. R. Lenz aus J. G. Hamanns Nachlaß. Von Arthur Warda 613
Ein traditioneller Fehler in Schillers ‚Größe der Welt‘. Von Albert Leitzmann 615
Karl Follen. Von S. H. Goodnight 616
Ein Beitrag zur Ahasver-Literatur. Von Hermann Krüger-Westend 617
Zu Novalis. Von G. Witkowski 617
‚Das Beste aus schlechten Büchern‘. Von Richard M. Meyer . . . 787
Ein Verbot von Lessings ‚Nathan‘ in Frankfurt. Von H. Grombacher 787

Seite
Zwei Briefe von Ludwig und Luise Nicolovius. Mitgeteilt von Felix v. Kozlowski 788
Zu einem Briefe Ch. F. D. Schubarts an Ph. Christoph Kayser. Von Adolf Wohlwill 790
H. von Kleist und Kant. Von Hugo Zartmann 790
Zu Kleist V 388, 358 und 340. Von Alexander Dombrowsky . . 791
Zu Kleists Homburg V. 1832. Von Alexander Dombrowsky . . . 793

Rezensionen und Referate.

Bibliographisches Repertorium. 1. Band. Zeitschriften der Romantik (Franz Schultz) 383
Böckel, Psychologie der Volksdichtung (Richard M. Meyer) 181
Boerne L., s. Novák.
Bürkner, Herder († Carl Neubauer) 360
Busse, Annette von Droste-Hülshoff (Franz Jostes) 676
Croce, Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks usw. übersetzt von K. Federn (Richard M. Meyer) 618
Deetjen, Immermanns Jugenddramen (Harry Mayne) 669
Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin (Marie Joachimi) . . 652
A. Freiin von Droste-Hülshoff, sämtliche Werke hg. von E. Arens (Franz Jostes) 686
Droste-Hülshoff, s. auch: Busse, Lucas.
Frey, Die Kunstform des Lessingschen Laokoon (Richard M. Meyer) . 357
Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert (Arthur Kopp) . 145
Glaß, Klassische und romantische Satire (Richard M. Meyer) . . . 651
Goethes Bilderbuch für das deutsche Volk (Victor Michels) 808
Goethes Tagebuch der italienischen Reise (Victor Michels) 809
Goethes Werke für Schule und Haus hg. von O. Hellinghaus (Victor Michels) 809
Goethe, s. auch: Gräf, Kjölenson, Minor (2mal).
Gräf, Goethe über seine Dichtungen. 1. 2. Teil (Victor Michels) . . 806
Grillparzer, s. Hock, Lessing.
Gubrynowicz, Der polnische Roman zur Zeit Stanislaus Augusts (Witold Barewicz) 411
Hamann, s. Weber.
Harden, Werden und Wandern unserer Wörter (O. Weise) 624
Die kritische Hebbel-Ausgabe (Karl Zeiß) 404
Heine H., s. Novák.
Herder, s. Bürkner.
Hock, Der Traum, ein Leben (Robert Petsch) 668
W. und K. v. Humboldt in ihren Briefen, hg. von A. v. Sydow (Albert Leitzmann) 365. 632

Seite

Immermann, s. Deetjen.
Kant, s. Weber.
Kaulfuß-Diesch, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts (J. Minor) 794
Kayka, Kleist und die Romantik (Arnold E. Berger) 811
Kjölenson, Nachfolge Goethes (Max Morris) 810
Klein Ant. v., s. Krükl.
Kleist H. v., s. Kayka.
Komperts Sämtliche Werke. Mit einer Einleitung von St. Hock (Paul Amann) 399
Krükl, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein (B. Seuffert) 154
Lessing G. E., s. Frey.
Lessing, Grillparzer und das neue Drama (Robert Petsch) 160
Lothar, Das deutsche Drama der Gegenwart (Richard M. Meyer) . . 179
Lucas, Zur Balladentechnik der A. von Droste-Hülshoff (Wilhelm Kosch) 687
Menzel Wolfg., s. Novák.
Minor, Goethes Fragmente vom ewigen Juden (Victor Michels) . . 804
Minor, Goethes Mahomet (Max Morris) 625
Niemann, Die Dialogliteratur der Reformationszeit (Georg Baesecke) 135
Novák, Menzel, Boerne, Heine (Ottokar Fischer) 672
Schlegel Dor., s. Deibel.
Weber, Hamann und Kant (J. Minor) 157
Zíbrt, Bibliographie české historie (F. Spina) 184

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum:

Zeitschriften 185. 415
Französische Zeitschriften. Bearbeitet von Charles Senil 476

Autographen- und Antiquariats-Kataloge 1907 217
Mitteilungen und Nachrichten 218. 417. 688. 821
Berichtigungen und Ergänzungen 221. 687. 793
Erklärung. Von O. Unrein 222
Register. Von Alfred Rosenbaum 825

„Vollständigkeit".

Eine methodologische Skizze.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Kaum eine methodologische Forderung gilt heutzutage als selbstverständlicher als die der Vollständigkeit. Oft genug wird gerade dies als ein besonderer Vorzug der modernen Forschung vor der früherer Zeiten hervorgehoben, daß wir heute mit „vollständigem Material" arbeiten, wo sich die Früheren mit gelegentlichen Funden begnügen mußten. Niemand wird so unverständig sein zu bestreiten, daß ein allgemeiner Fortschritt in dieser Tendenz wirklich vorhanden ist, und niemand, denke ich, wird dem entgegen sein wollen, daß in wirklich wissenschaftlichem Sinne die Vollständigkeit noch weiter und noch strenger als bisher gepflegt werde. Die Frage, die ich aufwerfen möchte, ist lediglich die, ob die Art, wie dieser Begriff gewöhnlich gehandhabt wird, tatsächlich dem wissenschaftlichen Sinne entspricht und ob nicht vielmehr der Terminus zu ebensoviel Selbsttäuschungen wie auch praktischen Schädigungen im wissenschaftlichen Betrieb führt.

Ich weiß wohl, welchen Gefahren ich mich damit aussetze, wenn ich auch nur unter diesen Kautelen das vielverhätschelte Lieblingskind der neueren Methodologie, die „absolute Vollständigkeit", angreife. Dennoch scheint es mir durchaus wünschenswert, daß man sich einmal darüber klar werde erstens, was Vollständigkeit bei unserem wissenschaftlichen Betriebe bedeuten kann, und zweitens, in welchem Grade sie ein anstrebenswertes Ideal sei.

Der Begriff der Vollständigkeit ist in die Geisteswissenschaften nur scheinbar aus den Naturwissenschaften herübergekommen. Wohl wird oft genug gerade die naturwissenschaftliche Forderung von der „vollständigen Beschreibung der Tatsachen" auch bei uns zitiert, aber sie bestand vor allem in der Philologie längst, ehe sie von Physik und Chemie, Zoologie und Botanik aufgenommen wurde. Ist ja doch

überhaupt die sogenannte naturwissenschaftliche Methode viel früher als von irgend welchen Naturforschern von den Grammatikern ausgeübt worden, die die Kunst der Sammlung, Sichtung und Bearbeitung eines erschöpfenden Tatsachenmaterials viel eher und viel sicherer gelernt hatten als die Naturforscher.

Nun ist von vornherein klar, daß die Verschiedenheit, die zwischen Natur- und Geisteswissenschaften besteht, gerade auch auf dieses Problem Einfluß haben muß. Die Naturwissenschaft hat es erstens mit sogenannten fungiblen Objekten zu tun, das heißt mit Gegenständen, die untereinander völlig gleichartig sein können. Eine Unze Gold hat keine Individualität; 10 Gramm irgendeiner chemisch genau bestimmten Flüssigkeit sind unter allen Umständen dieselben, wo und wann, von wem und zu welchem Zweck sie in das Reagensglas gefüllt werden mögen. Daher ist bei der Naturwissenschaft etwas möglich, was bei den Geisteswissenschaften mindestens in demselben Sinne nicht möglich ist: nämlich das reine Zählen. Der Arzt kann sagen: ich habe so und soviel Fälle von Lepra oder von Schwindsucht in dieser Beobachtungszeit und innerhalb dieses Beobachtungsbezirkes gefunden. Der eine Fall läßt sich zu dem anderen ohne weiteres addieren, ganz gleich, ob die beiden Schwindsüchtigen in ihren Lebensbedingungen, in ihrer Individualität, in Alter, Vermögen usw. durch eine noch so große Kluft geschieden sein mögen. — Eine derartige Gleichwertigkeit der Einzelfälle existiert in den Geisteswissenschaften nicht. Die Fanatiker der naturwissenschaftlichen Methode in Philologie und Geschichte mögen sich anstrengen, soviel sie wollen, sie werden es doch nicht durchsetzen, daß eine völlige Gleichartigkeit etwa einer Zunftrevolution im alten Frankreich und im mittelalterlichen Deutschland oder einer oberbayrischen Lautregel mit einer schwäbischen anerkannt wird. Die Objekte decken sich hier nie vollkommen. In den Bedingungen, in der Art der Betätigung, in der Zeitdauer, in der Weiterwirkung, kurz und gut in jeder Hinsicht bleiben individuelle Verschiedenheiten bestehen, die selbst die größte Gleichartigkeit der allgemeinen Tendenz überwiegen. Ich habe in dieser Zeitschrift früher (bei Gelegenheit einer Rezension von Theodor Lindners Geschichtsphilosophie) auf die Versuche hingewiesen, fungible Gegenstände innerhalb der Literaturgeschichte aufzufinden oder herzustellen, wie sie besonders durch die „Motive" Scherers und seiner Schüler oder durch die zahlreichen Einzelnummern in Heinzels mit so strenger Technik durchgeführten Beschreibungen vertreten sind. Ich glaube auch, daß dieses Bestreben ein berechtigtes ist und daß der Versuch, bis in die Nähe gewisser „Einheiten" zu kommen, von seiten der Literaturgeschichte wie der Grammatik und auch von seiten der Geschichtsforschung immer wieder unternommen werden

muß. Ich halte es aber für ausgeschlossen, daß wir dabei jemals zu Atomen gelangen können, die die absolute Gleichartigkeit der physikalischen oder chemischen Einheiten auch nur annähernd erreichen. — Der Begriff der Vollständigkeit nun wird mindestens am einfachsten und am sichersten durch Zählung erreicht. Wenn ich alle Säulen eines Tempels zähle, so weiß ich genau, daß ich eine vollständige Aufzählung von ihnen im einzelnen zu geben imstande bin. Die Praxis, etwa in Brahms „Ritterdrama“, beweist ja nun freilich, daß Zählen und Aufzählen auch bei jenen „Motiven“ möglich ist. Nur ist hier wegen der Verschiedenartigkeit der genannten Zahlen eine Gewähr für Vollständigkeit nicht gegeben. Denn es ist sehr wohl möglich, daß ein einzelnes Motiv z. B. entweder an sich oder in einer einzelnen Ausführung von so komplexer Art ist, daß es, um mit anderen wirklich gleichartig zu sein, in mehrere aufgelöst werden müßte. Geschieht dies also nicht, so ist schon die Zählung eine nicht wirklich vollständige, denn tatsächlich würde dann z. B. das „Ritterdrama“ mit der besonders komplizierten Anwendung des Motivs „Vaterrache“ mehrere Motive enthalten, wo Brahm nur eines gezählt hat.

Dies also ist der erste Punkt, in dem schon die Verschiedenheit der Natur- und Geisteswissenschaften gerade für die Frage, wie weit Vollständigkeit möglich sei, sich wichtig zeigt. Ein zweiter Punkt ist der, daß die Naturwissenschaften in der Lage sind, das Material selbständig zu vervollkommnen, wozu wir nicht in gleicher Weise befähigt sind. Die Naturwissenschaften besitzen in dem „Experiment“ ein Mittel, die Lücken des Tatsachenmaterials zu ergänzen. Wenn es niemals beobachtet worden ist, wie irgend ein bestimmtes Arzneimittel auf einen lebenden Körper wirkt, so kann die Vivisektion die Lücken der Empirie ergänzen. Wenn es festgestellt ist, wieviel Zeit das Licht braucht, um bestimmte Medien zu durchbrechen, so kann experimentell nachgewiesen werden, wie es sich anderen, die zufällig bisher noch nicht in den Beobachtungskreis gekommen waren, gegenüber verhält. — Ein Experiment in diesem Sinne steht den Geisteswissenschaften nicht zu Gebote, obwohl sie manches besitzen, was daran erinnert. Scherer wiederum hat mit der Methode der wechselseitigen Erhellung gewissermaßen die Möglichkeit einer vollständigen Analogie zum naturwissenschaftlichen Experiment erschaffen wollen. Wenn uns nicht bekannt ist, welche Ursache etwa der rasche Verfall des Minnesanges im deutschen Mittelalter gehabt hat, so sollen wir suchen, irgendwo in der allgemeinen Literaturgeschichte eine analoge Erscheinung zu entdecken — etwa eine moderne, die uns in ihrem Gesamtverlauf genauer bekannt ist — sollen an dieser die Ursachen des Verfalls studieren und sie dann versuchsweise auf die weniger bekannte Erscheinung, im vorliegenden Falle also auf die mittelhoch-

deutsche Liebesdichtung, übertragen. Die Methode ist fruchtbar und im letzten Sinne durchaus berechtigt; muß es mindestens für jeden sein, der an eine innere Gleichartigkeit der Menschennatur und ihrer Phänomene glaubt. Eine völlige Analogie aber zu dem physikalischen Experiment bietet sie nicht, weil wir eben niemals in der Lage sind, die gewünschten Bedingungen genau herzustellen. Es bleibt eben immer eine Verschiedenheit z. B. zwischen der Entwicklung von Sturm und Drang und der Romantik, und soviel Entsprechungen wir in beiden literarischen Bewegungen finden mögen, sie genügen nicht zu einer restlosen Erklärung der einen aus der anderen, weil für jedes einzelne Phänomen neben den Übereinstimmungen auch die Verschiedenheiten mitsprechen.

Ich glaube also, daß mit dem bloßen Hinweis auf die Bedeutung der Vollständigkeit in den Naturwissenschaften die Frage für unsere Disziplin nicht beantwortet werden kann. Wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob nicht umgekehrt so manches, was wir gegen Möglichkeit und Notwendigkeit dieses Ideals für Philologie und Geschichte auszusprechen gedenken, auch für die naturwissenschaftliche Forschung volle Geltung besitzen mag.

Wir haben uns also zweierlei Fragen vorzulegen, wenn wir uns jetzt einfach auf den Boden unserer eigenen Forschungsgebiete stellen: erstens, ist die Vollständigkeit bei uns zu erreichen? Zweitens, wieweit ist sie zu erstreben?

Was zunächst die Möglichkeit der Beschaffung vollständigen Materials betrifft, so müßte hier schon ein sehr beliebtes, aber nicht sehr logisches, lobendes Wort über viele neuere Untersuchungen stutzig machen. Wie oft liest man in Rezensionen, z. B. über Arbeiten aus dem Bereiche der historischen Nationalökonomie den Satz: „Das Material ist ‚sehr vollständig' gesammelt!" Es ist klar, daß etwas so wenig „sehr vollständig" sein kann, wie ein Glas „sehr voll" oder ein Saal „sehr leer" sein kann: in allen diesen Fällen wenden wir eben das Adjektiv nicht in seiner ganzen Strenge, sondern nur ungefähr an. Das Glas, das „sehr voll" ist, ist wahrscheinlich nicht ganz voll; der Saal, der „sehr leer" ist, ist jedenfalls nicht ganz leer; das Material, das „sehr vollständig" herbeigeschafft ist, ist ohne Zweifel nicht wirklich vollständig. Und somit scheint gerade auf Arbeitsgebieten, in denen Schmoller und seine Schüler den Begriff der Vollständigkeit in Sammlung und Reproduktion besonders eifrig zu Ehren gebracht haben, von vornherein die Annahme vorzuschweben, daß eben doch die Vollständigkeit nur annähernd zu erreichen ist.

Unzweifelhaft ist das auch der Fall. Auch die allergünstigsten Umstände gestatten uns eine vollständige Materialsammlung nur ganz ausnahmsweise. Scherer abermals rechnete in seiner Poetik mit der

Möglichkeit einer vollständigen statistischen Aufnahme der gesamten Literatur irgendeiner Zeit oder gar eines Volks. Sehen wir selbst von den Schwierigkeiten ab, den Begriff „Literatur" abzugrenzen, so daß in diese Statistik weder hineinkäme, was nicht hinein gehört, noch draußen bliebe, was drinnen Platz finden sollte, so bleibt doch die Forderung schlechtweg unerfüllbar. Bei der größten Vollständigkeit unserer bibliographisch-polizeilichen Meldeämter, bei dem größten Fleiß und der sorgfältigsten gegenseitigen Kontrolle der Bearbeitung würden sich doch immer einzelne Werke dem Verzeichnis entziehen. Und wenn Max Herrmanns Bibliothek von Einzel- und Privatdrucken, die jetzt an der Berliner Bibliothek begonnen worden ist, bis zu einem ungeheuren Umfange gediehen sein sollte, so würden wir auch dann eine Sicherheit für die absolute Vollständigkeit des Materials niemals geben können. Es sind allezeit Werke verschollen. Und dann: müßte nicht eine wirklich vollständige Statistik auch über die Drucklegung hinausgehen, müßte sie nicht diejenigen Werke, die im Manuskript vollständig vorliegen, aber durch irgend einen ungünstigen Zufall zum Druck nicht gekommen sind, als gleichartig behandeln mit denjenigen, die die Druckerschwärze über sich haben ergehen lassen? — Nun gar, wenn es sich nicht um vollständige Werke handelt, sondern um Aufsätze oder einzelne Gedichte, Erzählungen und dergleichen! Ich gehöre zu denjenigen, die Houbens Deutsche Bibliographie für ein entschiedenes Bedürfnis nicht nur, sondern auch für ein hoffnungsvolles Unternehmen halten; daß sie aber jemals eine wirklich vollständige Aufzählung aller Zeitschriften und aller Zeitschriftenteile geben könnte, das halte ich, wie ich mit Freude sagen muß, für unmöglich.

Nun steht ja die Sache nicht immer so ungünstig wie bei Scherers Forderung. Es gibt ja z. B. literarhistorische oder grammatische Arbeitsgebiete von beschränkterem Umfang. Wir besitzen Platons sämtliche Werke; wir haben von manchen neueren Autoren nicht nur alles, was sie veröffentlicht haben, sondern in großer Reichhaltigkeit auch fast alles, was bis an die Schwelle der Veröffentlichung ging, z. B. bei Goethe, bei Hebbel, bei Otto Ludwig, bei Gottfried Keller. Es ist auch in unserem tagebuchführenden und statistische Selbstkontrolle übenden Zeitalter wohl möglich, daß einmal tatsächlich all und jede literarische Betätigung eines Autors von dem ersten Impromptu auf der Schiefertafel bis zu dem mehrbändigen Zeitroman vorläge. Wie denn einige der jüngeren Dichter, z. B. Richard Schaukal, mit liebender Sorgfalt den Hirzel ihrer selbst zu spielen nicht versäumen. — Die Frage ist nur wieder, kann man selbst hier von einer Vollständigkeit des Materials sprechen? Wird nicht selbst der schreibeifrigste Autor, wird nicht selbst ein Kierkegaard, der in einer Flucht von Zimmern in jeder Stube ein Tintenfaß stehen hat,

deutsche Liebesdichtung, übertragen. Die Methode ist fruchtbar und im letzten Sinne durchaus berechtigt; muß es mindestens für jeden sein, der an eine innere Gleichartigkeit der Menschennatur und ihrer Phänomene glaubt. Eine völlige Analogie aber zu dem physikalischen Experiment bietet sie nicht, weil wir eben niemals in der Lage sind, die gewünschten Bedingungen genau herzustellen. Es bleibt eben immer eine Verschiedenheit z. B. zwischen der Entwicklung von Sturm und Drang und der Romantik, und soviel Entsprechungen wir in beiden literarischen Bewegungen finden mögen, sie genügen nicht zu einer restlosen Erklärung der einen aus der anderen, weil für jedes einzelne Phänomen neben den Übereinstimmungen auch die Verschiedenheiten mitsprechen.

Ich glaube also, daß mit dem bloßen Hinweis auf die Bedeutung der Vollständigkeit in den Naturwissenschaften die Frage für unsere Disziplin nicht beantwortet werden kann. Wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob nicht umgekehrt so manches, was wir gegen Möglichkeit und Notwendigkeit dieses Ideals für Philologie und Geschichte auszusprechen gedenken, auch für die naturwissenschaftliche Forschung volle Geltung besitzen mag.

Wir haben uns also zweierlei Fragen vorzulegen, wenn wir uns jetzt einfach auf den Boden unserer eigenen Forschungsgebiete stellen: erstens, ist die Vollständigkeit bei uns zu erreichen? Zweitens, wieweit ist sie zu erstreben?

Was zunächst die Möglichkeit der Beschaffung vollständigen Materials betrifft, so müßte hier schon ein sehr beliebtes, aber nicht sehr logisches, lobendes Wort über viele neuere Untersuchungen stutzig machen. Wie oft liest man in Rezensionen, z. B. über Arbeiten aus dem Bereiche der historischen Nationalökonomie den Satz: „Das Material ist ‚sehr vollständig' gesammelt!" Es ist klar, daß etwas so wenig „sehr vollständig" sein kann, wie ein Glas „sehr voll" oder ein Saal „sehr leer" sein kann: in allen diesen Fällen wenden wir eben das Adjektiv nicht in seiner ganzen Strenge, sondern nur ungefähr an. Das Glas, das „sehr voll" ist, ist wahrscheinlich nicht ganz voll; der Saal, der „sehr leer" ist, ist jedenfalls nicht ganz leer; das Material, das „sehr vollständig" herbeigeschafft ist, ist ohne Zweifel nicht wirklich vollständig. Und somit scheint gerade auf Arbeitsgebieten, in denen Schmoller und seine Schüler den Begriff der Vollständigkeit in Sammlung und Reproduktion besonders eifrig zu Ehren gebracht haben, von vornherein die Annahme vorzuschweben, daß eben doch die Vollständigkeit nur annähernd zu erreichen ist.

Unzweifelhaft ist das auch der Fall. Auch die allergünstigsten Umstände gestatten uns eine vollständige Materialsammlung nur ganz ausnahmsweise. Scherer abermals rechnete in seiner Poetik mit der

Möglichkeit einer vollständigen statistischen Aufnahme der gesamten Literatur irgendeiner Zeit oder gar eines Volks. Sehen wir selbst von den Schwierigkeiten ab, den Begriff „Literatur" abzugrenzen, so daß in diese Statistik weder hineinkäme, was nicht hinein gehört, noch draußen bliebe, was drinnen Platz finden sollte, so bleibt doch die Forderung schlechtweg unerfüllbar. Bei der größten Vollständigkeit unserer bibliographisch-polizeilichen Meldeämter, bei dem größten Fleiß und der sorgfältigsten gegenseitigen Kontrolle der Bearbeitung würden sich doch immer einzelne Werke dem Verzeichnis entziehen. Und wenn Max Herrmanns Bibliothek von Einzel- und Privatdrucken, die jetzt an der Berliner Bibliothek begonnen worden ist, bis zu einem ungeheuren Umfange gediehen sein sollte, so würden wir auch dann eine Sicherheit für die absolute Vollständigkeit des Materials niemals geben können. Es sind allezeit Werke verschollen. Und dann: müßte nicht eine wirklich vollständige Statistik auch über die Drucklegung hinausgehen, müßte sie nicht diejenigen Werke, die im Manuskript vollständig vorliegen, aber durch irgend einen ungünstigen Zufall zum Druck nicht gekommen sind, als gleichartig behandeln mit denjenigen, die die Druckerschwärze über sich haben ergehen lassen? — Nun gar, wenn es sich nicht um vollständige Werke handelt, sondern um Aufsätze oder einzelne Gedichte, Erzählungen und dergleichen! Ich gehöre zu denjenigen, die Houbens Deutsche Bibliographie für ein entschiedenes Bedürfnis nicht nur, sondern auch für ein hoffnungsvolles Unternehmen halten; daß sie aber jemals eine wirklich vollständige Aufzählung aller Zeitschriften und aller Zeitschriftenteile geben könnte, das halte ich, wie ich mit Freude sagen muß, für unmöglich.

Nun steht ja die Sache nicht immer so ungünstig wie bei Scherers Forderung. Es gibt ja z. B. literarhistorische oder grammatische Arbeitsgebiete von beschränkterem Umfang. Wir besitzen Platons sämtliche Werke; wir haben von manchen neueren Autoren nicht nur alles, was sie veröffentlicht haben, sondern in großer Reichhaltigkeit auch fast alles, was bis an die Schwelle der Veröffentlichung ging, z. B. bei Goethe, bei Hebbel, bei Otto Ludwig, bei Gottfried Keller. Es ist auch in unserem tagebuchführenden und statistische Selbstkontrolle übenden Zeitalter wohl möglich, daß einmal tatsächlich all und jede literarische Betätigung eines Autors von dem ersten Impromptu auf der Schiefertafel bis zu dem mehrbändigen Zeitroman vorläge. Wie denn einige der jüngeren Dichter, z. B. Richard Schaukal, mit liebender Sorgfalt den Hirzel ihrer selbst zu spielen nicht versäumen. — Die Frage ist nur wieder, kann man selbst hier von einer Vollständigkeit des Materials sprechen? Wird nicht selbst der schreibeifrigste Autor, wird nicht selbst ein Kierkegaard, der in einer Flucht von Zimmern in jeder Stube ein Tintenfaß stehen hat,

um jeden Gedanken sofort zu notieren, dennoch manches ungeschrieben lassen, und sind nicht nach den Worten des Skalden Jatgeir die ungesungenen Lieder die schönsten?

Immerhin — man mag sagen, die Literaturgeschichte habe es eben nur mit dem überlieferten Material zu tun und Vollständigkeit heiße eben nur Vollständigkeit in bezug auf das Überlieferte. Gut; in diesem Sinne ist Vollständigkeit gelegentlich zu erreichen. Und gerade hierein eben besteht, wie ich wiederholt hervorgehoben habe, nicht zum wenigsten die allgemeine methodologische Bedeutung der Goethe-Philologie: die Massenhaftigkeit des Materials ermöglicht uns hier, eine ganze Anzahl von Fragen annähernd erschöpfend zu bearbeiten, für die wir bei fast allen übrigen Dichtern von dem Material im Stich gelassen werden. Die Geschichte des Faust liegt in ihren äußeren Umrissen besonders seit Pniowers musterhafter Zusammenstellung in nahezu lückenloser Folge vor; obwohl gerade er selbst in der Vorrede darauf hingewiesen hat, wie weit auch diese Lückenlosigkeit nur eine imaginäre ist. — Ferner: eine literarhistorische Arbeit kann sich ja auf ein noch engeres Gebiet beschränken und kann z. B. einfach ein einzelnes Problem in einem dazu bestimmten Buche durcharbeiten. So sind vor kurzem von Tielo die poetischen Motive und technischen Mittel in den Dichtungen von Strachwitz mit außerordentlichem Fleiße gebucht worden, und von Strachwitz ist wahrscheinlich außerordentlich wenig verloren. Noch näher scheint die Möglichkeit der Vollständigkeit zu rücken, wenn etwa eine grammatische Arbeit ein bestimmtes Denkmal erschöpfend beschreiben soll und vielleicht den Lautbestand der Keronischen Glossen oder die Grammatik der Eigennamen eines bestimmten Urkundenbuches geben will.

In solchen Fällen, das geben wir willig zu, ist die Vollständigkeit des Materials zu erreichen. Aber eben auch hier nur im groben, äußerlichen Sinne. Denn es ist klar, daß die Beschreibung immer noch mehr ins einzelne gehen kann, als sie in der sorgfältigsten Arbeit getan hat. Es könnten immer noch grammatische Fragen aufgeworfen werden, die nicht aufgeworfen worden sind. Die allervollständigste Aufnahme der Laut- und Flexionslehre und Syntax eines kleinen Denkmals kann immer noch neue Fragen übrig lassen. Zum Beispiel noch die von der Forschung ganz vernachlässigte über Sandhi im letzten Sinne, das heißt über die Frage, wie weit der Verfasser die einzelnen Sätze als vollständig selbständig behandelt oder ein gewisses lautliches Abpassen von Schluß und Anfang zweier Sätze herzustellen sucht. Die metrische Untersuchung kann immer noch verfeinert werden. Und ebenso können immer noch neue Fragen in bezug auf das vollständig vorhandene Material aufgeworfen werden.

Nun wird man allerdings sagen: dies alles gelte für die Naturwissenschaften auch. Dort sei ebenfalls eine fortwährende Verfeinerung der Präzisionsinstrumente und der Reagensmittel nicht nur denkbar, sondern tatsächlich gegeben. Dort würden ebenfalls durch neue Entdeckungen fortwähend neue Fragstellungen geboten, die auch die erschöpfende frühere Darstellung und Beschreibung einer Überarbeitung, wenn nicht einer Ersetzung durch neue Beschreibung bedürftig machen. — Das ist vollkommen zutreffend. Aber es beweist eben höchstens gegen die Möglichkeit der Vollständigkeit in den Naturwissenschaften und in keiner Weise für eine solche in den Geisteswissenschaften.

Um es zu wiederholen: Vollständigkeit des rohen Materials ist in bestimmten Umständen ganz ausnahmsweise und viel seltener, als man gewöhnlich annimmt, zu erreichen; Vollständigkeit des bearbeiteten Materials gibt es immer nur provisorisch, das heißt so lange, bis eine verfeinerte Kenntnis der Erscheinungen und eine vertiefte Fragstellung Lücken in der bisherigen Bearbeitung zeigt.

Nun bin ich allerdings der Meinung, daß die Vollständigkeit des unbearbeiteten Materials überall in bestimmten Grenzen angestrebt werden soll, über die wir nachher noch zu sprechen haben werden. Und ich bin weiter der Ansicht, daß, wo diese Vollständigkeit des unbearbeiteten Materials annähernd oder gar wirklich erreicht ist, die Pflicht einer nach unseren Mitteln vollständigen Bearbeitung (ebenfalls innerhalb bestimmter Grenzen) entsteht. Ich meine, daß statistische Übersichtstabellen kaum einer gründlichen Arbeit fehlen dürfen, obwohl es durchaus überflüssig ist, daß sie mit jeder Arbeit auch gedruckt vorgelegt werden. Aber peinlich genaue Versuche, das vollständige Material als solches sprechen zu lassen, wird jeder gewissenhafte Forscher für sich unternehmen. Er wird sich fragen, ob die Zahl allein, die er etwa für die Häufigkeit bestimmter Schibboleth-Formen in einem Sprachdenkmal, oder bestimmter charakteristischer Motive in einem Roman findet, einen Hinweis geben für bestimmte Untersuchungen, die er dann vorzunehmen hat. Aber er wird, glaube ich, diese dann vorzunehmenden Untersuchungen für ungleich wichtiger halten als ihre statistische Grundlage.

Über die philologische Statistik wäre wohl einmal eine eigene Untersuchung zu schreiben. Vor kurzem hat Burdach (Walter von der Vogelweide 1, S. 284) über den statistischen Aberglauben in der deutschen Philologie eine lebhafte und, wie ich glaube, berechtigte Klage angestimmt: „Indessen scheint ja nun einmal das Zeitalter der Statistik auch in unserer Disziplin angebrochen zu sein, und vor dem Siegeszug dieses Phantoms halten die Götter der philologisch-historischen Methode leider nicht Stand." Und dies ist es eben auch, was ich selbst in Besprechungen der methodologischen inter-

essanten Arbeiten von Rudolf Fischer (über Shakespeares Drama und zum mittelalterlichen Epos) ausgeführt habe und was sich ebenso über seine neueren Studien zum Repertoire des Burgtheaters (im Shakespeare-Jahrbuch 1902) auseinandersetzen ließe: daß eben für uns die Exegese und die Kritik des Materials eine ganz andere Bedeutung hat als für denjenigen Statistiker, der mit fungiblen Objekten arbeitet und bei dem eine bestimmte Kurve der Selbstmorde oder der Nahrungsmittelpreise allerdings ihre Exegese in sich selbst tragen mag. Freilich sind die Folgerungen, die wir etwa in bezug auf die Fragen Freihandel und Schutzzoll und ähnliche von den verschiedensten namhaften Nationalökonomen aus denselben Daten gezogen sehen, nicht geeignet, uns für die Selbstkritik der Zahlen allzu gläubig zu stimmen.

Philologische Statistik ist um so eher möglich, je mehr sich das behandelte Material durch die Gleichartigkeit seiner Einheiten dem von der Naturwissenschaft bearbeiteten nähert. Sie ist in metrischen und rein sprachlichen Dingen eher möglich und mit besserem Ergebnis anzuwenden als in literarhistorischen und sprachgeschichtlichen. Aber sie ist auch selbst für jene, wenn man will, einfachsten Probleme keineswegs von unbegrenzter Zuverlässigkeit. Unsere beiden besten metrischen Statistiker Sievers und Wilmanns haben in der Beurteilung der altdeutschen Reimzeile sich keineswegs von denselben Anschauungen zu denselben Zahlen leiten lassen. An einen anderen metrisch-statistischen Kampf, der gerade in dieser Zeitschrift mit großer Heftigkeit ausgefochten worden ist, will ich hier nur erinnern, ohne den Schatten hoffentlich erledigter Kämpfe heraufbeschwören zu wollen. Denn bei uns muß eben die Kritik und die Exegese allemal schon bei der Beschaffung des Materials viel stärker als in der Naturwissenschaft mit der Individualität der Fälle rechnen. Ob in einem bestimmten Fall eine Elision anzunehmen ist oder nicht, ob in einem anderen Fall ein Schreibfehler vorliegt oder das frühe Auftreten einer sonst erst später zu belegenden Verschiebung, das sind Dinge, die der Philolog doch wesentlich aus seinem eigenen Ermessen heraus zu beantworten hat und deren Beantwortung ohne weiteres das statistische Material beeinflußt. Wie oft haben wir uns bei metrischen Fragen und nicht sehr viel seltener auch z. B. bei dialektischen im Kreis herumgedreht! Dieser und jener Vers kann nicht echt sein, weil er eine metrische Lizenz enthält, die im Nibelungenlied in echten Versen nicht vorkommt, und sie kommt nicht vor, weil man alle Verse, die nicht nach einem bestimmten metrischen System gebaut sind, für unecht hält. Das sind Fehler, die zu vermeiden sind, so nahe sie auch liegen. Aber eine gewisse Subjektivität in der Beurteilung mancher Grenzfälle ist schlechterdings nicht zu vermeiden und bringt in derartige Statistiken Ungewißheiten hinein, von denen die mit Mark und Pfennigen rechnende

Statistik der Lebensmittelpreise nichts weiß. Gerade in unseren Tagen hat ja die Statistik in literarhistorischer Anwendung durch Kraus und Zwierzina eine Verfeinerung und Verbesserung erfahren, die sicherlich jeder von uns dankbar begrüßen und anerkennen wird. Aber es hat sich doch z. B. auch in der einsichtigen Rezension von Panzer über Kraus' Veldeke (Literaturblatt für germanische Philologie 22, 361) gezeigt, daß auch die sorgfältigste statistische Bearbeitung eindeutige Folgerungen bei irgendwie komplizierten Problemen noch nicht ergibt. — Natürlich aber läßt sich scharfsinnig individualisierender Durchführung solcher Übersichten oft erstaunlich Vieles sicher abgewinnen, wie etwa Heuslers Untersuchung über den Dialog in der altgermanischen erzählenden Dichtung (Zeitschrift für deutsches Altertum 46, 189) beweist.

Bei höheren Problemen versagt nun gar die statistische Bearbeitung des vollständigen Materials so völlig, daß sie kaum als erste Stufe zur Leiter Verwendung finden kann. Hier haben eben für sie die philologischen Hilfsmittel der Kritik und Exegese, auf die schon August Wilhelm Schlegel (Werke 12, 405) mit soviel Nachdruck hingewiesen, ganz allein einzutreten. Was hilft uns für die Frage nach der Entwicklung des Goetheschen Faust eine statistische Sammlung von Parallelstellen, metrischen Eigenheiten und dergleichen mehr, die doch immer erst den chronologischen Unterbau für die psychologisch-ästhetische Bearbeitung herstellen kann. Und wenn es vor kurzem Köster geglückt ist, zwei ganz verschiedene Typen des deutschen Hexameters zu entdecken und dann allerdings in sehr glücklicher Weise diese Entdeckung statistisch zu erläutern, so war doch der Fund selbst der Feinheit des beobachtenden Ohrs zu verdanken, das zwei verschiedene Typen unterschied, die frühere Versstatistiker von der Gründlichkeit eines Drobisch niemals bemerkt hatten.

Soviel über die Frage nach der Möglichkeit, vollständiges Material zu gewinnen. Wir sehen, daß die Antwort verschieden ausfällt, je nachdem, wie wir den Begriff des Materials auffassen. Das primitive, reine Tatsachenmaterial kann einmal vollständig vorhanden sein, ist es aber nur unter so seltenen Bedingungen, daß diese nur als Ausnahmen zu gelten haben. Das sekundäre, wissenschaftlich bearbeitete Material, auf das es eigentlich allein ankommt, ist schlechterdings niemals vollständig aus dem einfachen, trivialen, leider unbestreitbaren Grunde, daß all unser Wissen Stückwerk ist!

Wir kommen nunmehr also zu der zweiten Frage, inwieweit die tatsächlich unerreichbare Vollständigkeit dennoch als Ideal aufzustellen sei.

Ganz gewiß wird niemand von vornherein erklären, die wissenschaftliche Arbeit dürfe einem Ziele lediglich deshalb nicht nach-

streben, weil es vollkommen nicht zu erreichen sei. In letztem Sinne gilt das ja eben von jeglichem wissenschaftlichen Ideal: wie von der Vollständigkeit, so auch von der Genauigkeit, so auch von der kritischen Strenge, so auch von der eindringenden Interpretation. Überall setzt eben die Schwäche des menschlichen Könnens seinem Wollen Schranken. Aber mit vollem Recht zieht man hieraus nicht etwa die Folgerung, daß alle diese Ideale „Lügen" seien, wie jener Pessimist in Ibsens „Wildente" die Ideale benennt. Wir sind allesamt „Hungerleider nach dem Unerreichlichen". Und schon der alte Fontenelle hat es ausgesprochen, daß der Wert einer Wissenschaft ganz vorzugsweise in dem bestehe, was sie tatsächlich niemals erlangen kann. — Nun wird aber auch niemand behaupten wollen, irgend etwas sei deshalb schon ein berechtigtes Ideal, weil es ein praktisch erfüllbares nicht ist. Falsche Ideale gibt es sicherlich wie überall, so auch in der Wissenschaft, und ich glaube eben, daß es sich hier um ein solches handelt.

Der Schaden, den das Anstreben der Vollständigkeit bringt, ist ein doppelter: einerseits wird der wissenschaftliche Forscher selbst, anderseits der, der seine Arbeit benutzt und darauf weiter arbeiten will, beeinträchtigt.

Das Letztere liegt wohl offen zutage. Unsere Bibliographien z. B. haben allmählich einen solchen Umfang gewonnen, daß sich die vollständige Benutzung dieser vollständigen Verzeichnisse schlechterdings von selbst verbietet. Die überaus große Gründlichkeit, mit der jedes noch so unwichtige Programm über Lessings „Nathan" verzeichnet wird, hat neuerdings ja sogar da Einzug gehalten, wo sie am allerwenigsten angebracht ist: in die geheiligten Räume der Allgemeinen Deutschen Biographie, wo wir von einem der eifrigsten Mitarbeiter mit unerträglichen Listen bedeutungsloser Zeitungsartikel über unbedeutende Schriftsteller regaliert werden. In solchen Fällen tut der Bibliograph seine Arbeit nicht „vollständig", wie er meint, oder „besonders vollständig", wie er sich rühmen mag, sondern er tut sie nur halb. Der vernünftige Leser hat das Recht vorauszusetzen, daß ihm nur das empfohlen wird, wovon er wirklich irgend etwas haben kann, und er müßte dem Bibliographen vertrauen dürfen, daß dieser das absolut Wertlose ein- für allemal damit, daß er selbst es gelesen hat, abtut. Aber freilich setzt dieses Vertrauen voraus, daß der Aufsteller des Kataloges selbst ein kritisches Urteil besitzt, und Albert Köster hat mit vollem Recht einmal gesagt: „Das Schwierigste am Sammeln ist das Wegwerfen." Wer diese Kunst nicht besitzt oder wer sich selbst nicht zutraut, sie richtig anzuwenden, der handelt freilich einfacher und bequemer, wenn er das Ganze mit Haut und Haaren uns vorsetzt; gerade so wie es leichter ist, mit nur mechanischer Arbeit der Hände lange Stücke aus

irgend welchem Autor abzuschreiben, als das Wesentliche daraus zu entnehmen und dem Leser vorzutragen. — Der Leser steht solchen unübersichtlichen Verzeichnissen gegenüber hilflos da, und nur die eine Arbeit, die des Zusammensuchens (deren Bedeutung wir freilich nicht unterschätzen wollen), nimmt ihm der ab, der ganz und gar sein Führer sein sollte. Die Folge ist einfach die, daß besonders unsere jungen Leute, wenn sie aus Goedeke sich Rats erholen wollen, entweder in eine stumpfsinnige Lesewut hineingeraten oder aber mit resoluter Verzweiflung das Ganze beiseite werfen und sich darauf beschränken, nach Willkür oder Instinkt oder auch einfach, wie früher, nach dem Rate eines erfahrenen Mannes die wichtigsten Sachen herauszunehmen. Seitdem Bädeker Sterne in seinen Gemäldegalerien angebracht hat, sieht sich kein Mensch, der einen Genuß von der Besichtigung der Bilder haben will, die unbesternten an; und mag er dabei hin und wieder ein wertvolleres übersehen, so ist der Schaden immer noch geringer, als wenn er mittels einer vollständigen Durchnahme der gesamten Bilderflut sich zum Genuß der Meisterwerke unfähig machen wollte. Bei der Festfeier der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie wurde von einem Hauptmitarbeiter ihrer gerade durch die Auswahl so verdienstvollen „Jahresberichte für Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie" ein Lied gesungen mit dem Refrain:

Man kauft sie nicht, man liest sie nicht,
Man hat sie ja im Jahresbericht,'

und wie oft steht es wirklich so mit dem, was man in den Jahresberichten schwarz auf weiß besitzt! Auch die Leiter und Mitarbeiter unserer mit so großem Fleiß und vielfach mit so großem Talent hergestellten Jahresberichte der neueren deutschen Literaturgeschichte klagen darüber, daß diese umfangreichen Register durchaus nicht in dem Maße benutzt würden, wie sie es verdienen. Der Grund liegt auch hier in der übergroßen Vollständigkeit, die den Spezialisten beglücken mag, denjenigen aber, der ein größers Wissensgebiet überschauen will, leichtlich zur Verzweiflung bringen kann.

Nun wird man sagen, die Vollständigkeit sei mit der Brauchbarkeit zu vereinigen; jene Verzeichnisse bei Bädeker brächten ja wirklich alles und höben eben nur Einzelnes besonders hervor, und dieses Verfahren sei bei Bibliographien auch anwendbar und sehr vielfach auch angewandt. Das ist richtig. Aber die einfachste und praktischste Art, dasjenige, worauf es ankommt, hervorzuheben, ist die, daß man alles wegläßt, worauf es nicht ankommt. Mag doch derjenige, der die ungeheure Arbeit einer vollständigen Zusammenstellung sich gemacht hat, seine Sammlung an einem geeigneten Orte deponieren, etwa an einer jener künftigen Zentralstellen für literatur-

historische Forschung, wie sie Minor im ersten Hefte dieser Zeitschrift gefordert hat. Wird doch überhaupt viel zu viel gedruckt! Wie vieles an sogenannten dankenswerten Neudrucken könnte sehr gut an irgendeiner zugänglichen Stelle niedergelegt werden, so daß die Wenigen, die auf die sämtlichen Briefe eines unbedeutenden Schriftstellers des 18. Jahrhunderts näher einzugehen Ursache haben, an der Hand einer kurzen analysierenden Nachricht wüßten, was und wo sie zu suchen haben.

Ein Beispiel, wie gefährlich die Vollständigkeit oder ihr Schein wirken kann, ist seit Jahren auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Philologie zu beobachten und besonders von Roethe wiederholt hervorgehoben worden. Haupts köstliche Sammlung „Des Minnesanges Frühling" bietet, wenn man die Gedichte Wolframs und Walthers von der Vogelweide und etwa noch die Sammlung der Carmina Burana dazu nimmt, die Erzeugnisse der Blütezeit unserer Minnedichtung so ziemlich vollständig. Die Folge war, daß die Dissertationen, die sich mit mittelhochdeutschen Themen beschäftigen, sich ein- für allemal an diesen Kodex hielten und von den zahlreichen und zum Teil sehr interessanten Minnesängern, die mit Recht oder Unrecht in der Sammlung von Lachmann und Haupt fehlen, kaum überhaupt etwas wußten. In diesem Falle ist gewiß die Schuld ganz auf der Seite des Lernenden, denn die Sammlung war nicht nur zu ihrer Zeit eine unschätzbare Leistung, sondern bildet auch heute mit Recht den festen Punkt, von dem alle Studien zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik ausgehen. Aber der bloße Schein der Vollständigkeit genügt hier eben, um Dichter wie Gottfried von Neifen oder Winterstetten vollständig hinter Heinrich von Rugge zurücktreten zu lassen. Wenn sich so die Vollständigkeit selbst da gefährlich zeigt, wo sie einerseits (allenfalls) zu erreichen und anderseits durch die Umstände geboten ist, wieviel mehr gilt da das Gleiche in solchen Fällen, wo sie ganz und gar nicht angebracht ist! Etwa bei den vollständigen Sammlungen von Volksliedern aus den verschiedensten Gebieten, die immer wieder dieselben Stücke bringen, und zwar nicht bloß im Titel, sondern im vollständigen Abdruck, so daß die Übersicht dieses an sich kaum übersehbaren Materials immer von neuem erschwert wird und daß es heutzutage mühseliger ist, sich über den Bestand an deutschen Volksliedern zu unterrichten als in der Zeit Ludwig Uhlands.

Immerhin ist es ja möglich, daß ein sorgfältiges Heranziehen oder meinetwegen Drillen der Studierenden sie befähigt, auch diesen Gefahren und Mühen gegenüber wacker auszuhalten. In der Tat läßt sich in den Arbeiten besonders österreichischer Universitäten eine sorgfältige Schulung gerade in bibliographischer Hinsicht ebenso

deutlich erkennen, wie etwa bei den Arbeiten der Engländer die außerordentliche Sorglosigkeit, die weder von den besten Ausgaben noch von den letzten Darstellungen irgendwie Notiz nimmt. Viel wesentlicher scheinen mir die Bedenken, die das Ideal der Vollständigkeit für den Forscher selbst mit sich bringt.

Um bei dieser Bekämpfung der Vollständigkeit vollständig zu sein, unterscheiden wir wiederum zweierlei Gesichtspunkte: den moralischen und den rein wissenschaftlichen.

Die moralischen Gefahren sind keineswegs zu unterschätzen. Der Bibliograph scheint sich zu einem wirklich gefährlichen Typus herauszubilden. Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, daß das keineswegs von jedem gilt, daß wir vielmehr Vertreter dieser gerade wegen der Undankbarkeit ihrer Arbeit nicht genug mit Dank zu begrüßenden Mühen vor uns haben, deren wissenschaftliche Persönlichkeit ebenso liebenswürdig ist als ihre menschliche. Aber sie drohen bedenklich von der neuen Art der fanatischen Vollständigkeitsjäger in den Hintergrund gedrängt zu werden. Und bei diesen entwickelt sich ein Kollektaneenstolz und ein Zettelkastengeist, der in unerfreulichster Weise an den leersten Gelehrtendünkel des 17. Jahrhunderts erinnert. Die bloße Sammelwut tritt an Stelle des wissenschaftlichen Arbeitens; es bildet sich eine, ich möchte sagen, rein animalische Gier nach Vollständigkeit aus. Kein größerer Jubel, als wenn man eine Nummer mehr hat als der andere, und wenn es auch eben nur ein Regenwurm ist. Mit welcher dem Unbefangenen oft unbegreiflichen Freude wird in Rezensionen dieses Typus irgend ein übersehener oder vielleicht gar mit Absicht nicht genannter Name ausgespielt, als sei er Trumpf und Übertrumpf! Ihnen kommt es gar nicht darauf an, daß aus diesen Namensverzeichnissen irgend etwas Ersprießliches hervorgehe, sondern diese werden zum Selbstzweck, und solche Vergötterung des Werkzeuges führt dann (wie in sehr vielen Fällen) zu einem hochmütigen Herabblicken auf alle die, die die viel schwerere und viel wissenschaftlichere Kunst des Sichtens mit Bewußtsein üben. Manchmal liegt geradezu etwas von einer Selbstverstümmelung in dieser Manier, durch ein endloses Anhäufen vor Vorbereitungen sich selbst jede wirklich geistige Arbeit zu erschweren. „Er exzerpierte beständig,“ sagt Lichtenberg einmal, „und was er las, ging am Kopfe vorbei aus einem Buche in das andere.“ Wollen diese Exzerptoren aber dann doch einmal selbst Gebrauch von ihren ungeheuren Materialien machen — was für graue Mäuse sind es dann gewöhnlich, die der kreißende Berg gebiert! Ein Friedrich Zarncke wußte den ungeheuren Vorrat seiner in Sammlungen und Notizen niedergeschlagenen Gelehrsamkeit doch wenigstens in der Form der mündlichen Auskunft und Belehrung fruchtbar zu machen: viele heutige Bibliographen aber sitzen wie

Harpagon auf ihrem Schatze und wissen ihn nicht anders zu verwenden, als indem sie den Kasten von Zeit zu Zeit höhnisch anderen vor die Augen halten. Wird die Bibliographie so betrieben, so wird sie, die ein wertvoller Helfer der wissenschaftlichen Forschung sein kann und sein soll, geradezu eine Feindin derselben, nur allzu geeignet, das Odium, das auf der philologischen Tätigkeit in den Augen weiter Kreise nun einmal lastet, vorübergehend wieder zu erwecken und zu rechtfertigen.

Die wissenschaftlichen Schäden der Jagd nach Vollständigkeit sind eben nur der spezifische Ausdruck, den solche moralische Schädigung in der gelehrten Arbeit findet. Man verlernt vollkommen, Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden, und hilft sich dann mit der schlechten Ausrede, in der Wissenschaft sei alles wichtig. Der selige Ritschl konnte sich diesen Satz gestatten, weil er selbst so energisch auf große Ziele gerichtet war, daß bei ihm und auch bei denen, die unter seiner direkten Einwirkung standen, eine Gefahr in dem Sophisma nicht lag. Wenn aber unsere modernen Historiker den Satz aussprechen, so ist das schon viel bedenklicher, denn es ist wirklich ein Unterschied, ob über die Geschichte der Reformation oder über die der Seidenraupen im Kreise Mörs gehandelt wird. (Man lese beispielsweise die Rezension einer solchen Arbeit in der Deutschen Literaturzeitung 1902, S. 2286.) Wir werden dann wieder auf ein Spezialistentum zurückgedrängt, das eben glücklich überwunden worden war. Die Vollständigkeit mechanisiert; sie stumpft das Auge ab für die Unterscheidung großer und kleiner Aufgaben, großer und kleiner Persönlichkeiten, großer und kleiner Fehler. Sie ist die billigste aller Methoden, weil sie diejenige ist, zu deren Anwendung am wenigsten Geist gehört. Nun kommt es freilich vor, daß gerade Männer von großem Geiste mit einer gewissen Askese sich unter das Joch dieses Abgotts beugen. Wenn ein bedeutender Forscher solch ein Ziel verfolgt, so müssen wir das wie jedes Experiment eines selbständigen Geistes als eine wichtige Erfahrung gelten lassen und studieren. Aber man muß eben Justi sein, um in einer Biographie Winckelmanns wirklich alles, was auch nur entfernt herantritt, aufzuklären und ins volle Licht zu stellen. Das ist ein Luxus der Beschränkung, den die Großen sich gestatten dürfen. Wer nicht an innerer Fülle von Anschauungen, von Geist, von selbständigen Gedanken ein Gegengewicht gegen die ungeheure Strenge dieser Aufgabe besitzt, der wird und muß dabei elendiglich zugrunde gehen.

Und noch nach einer anderen Seite wirkt der Begriff der Vollständigkeit schädlich und diesmal merkwürdig genug gerade so, daß sein eigenes Ideal beeinträchtigt wird. Die Vollständigkeit im Sinne der Methode bleibt ja immer eine rein empirische. Quod non est

in actis, non est in mundo. Demgegenüber gibt es aber doch noch eine ganze Menge von Dingen, die sich beim sorgfältigsten Suchen in keinem Archiv und in keiner Bibliothek finden lassen und die dennoch dagewesen sind. In diesem Sinne verlangte Scherer Systeme, die so vollständig angelegt seien, daß auch das zufällig nicht Erhaltene in ihnen Platz findet: und aus dieser Forderung heraus ist es z. B. Hoffory geglückt, einen Laut nachträglich aufzufinden, den er zunächst bloß aus lautphysiologischen Gründen postuliert hatte. Nun wird man sagen, dann sei eben doch wieder die Vollständigkeit, und zwar eben die des Systems die Ursache der Entdeckung. Sicherlich: aber eben an diese Vollständigkeit denkt der vulgäre Begriff des Wortes nicht: er denkt nur an ein Zusammenraffen und Zusammenschleppen desjenigen, das da liegt, und verliert immer mehr den Sinn für ein einen Augenblick von den gegebenen Tatsachen sich entfernendes Nachdenken, für ein Überlegen von Möglichkeiten, für ein Prüfen des Verlorenen. Es ist das ein Gesichtspunkt, den Hermann Paul mit Nachdruck aber allerdings wohl in etwas [illegible] Weise gegen die [illegible] der Lachmannschen Schule geltend gemacht hat, der aber in ganz analoger Weise in [illegible] zu kommen hat. Die Frage nach dem Ursprung des Minnesanges kann nicht lediglich nach den vorhandenen Quellen beurteilt werden, und wenn man diese noch so [illegible] zusammenbringt. [illegible] auch noch ein [illegible] dach, Schönbach [illegible] geführt haben.

Derjenige [illegible] wissenschaftlichen [illegible] am deutlichsten [illegible] Interpretation [illegible] aus Schriftstellern [illegible] Zeit oder eines [illegible] zweierlei [illegible] jenes Volkes [illegible] finden, [illegible] innerste [illegible] was [illegible] charakteristischen [illegible] Kuno [illegible] begegnet [illegible] sie nur [illegible] schen [illegible] großen [illegible]

Harpagon auf ihrem Schatze und wissen ihn nicht anders zu verwenden, als indem sie den Kasten von Zeit zu Zeit höhnisch anderen vor die Augen halten. Wird die Bibliographie so betrieben, so wird sie, die ein wertvoller Helfer der wissenschaftlichen Forschung sein kann und sein soll, geradezu eine Feindin derselben, nur allzu geeignet, das Odium, das auf der philologischen Tätigkeit in den Augen weiter Kreise nun einmal lastet, vorübergehend wieder zu erwecken und zu rechtfertigen.

Die wissenschaftlichen Schäden der Jagd nach Vollständigkeit sind eben nur der spezifische Ausdruck, den solche moralische Schädigung in der gelehrten Arbeit findet. Man verlernt vollkommen, Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden, und hilft sich dann mit der schlechten Ausrede, in der Wissenschaft sei alles wichtig. Der selige Ritschl konnte sich diesen Satz gestatten, weil er selbst so energisch auf große Ziele gerichtet war, daß bei ihm und auch bei denen, die unter seiner direkten Einwirkung standen, eine Gefahr in dem Sophisma nicht lag. Wenn aber unsere modernen Historiker den Satz aussprechen, so ist das schon viel bedenklicher, denn es ist wirklich ein Unterschied, ob über die Geschichte der Reformation oder über die der Seidenraupen im Kreise Mörs gehandelt wird. (Man lese beispielsweise die Rezension einer solchen Arbeit in der Deutschen Literaturzeitung 1902, S. 2286.) Wir werden dann wieder auf ein Spezialistentum zurückgedrängt, das eben glücklich überwunden worden war. Die Vollständigkeit mechanisiert; sie stumpft das Auge ab für die Unterscheidung großer und kleiner Aufgaben, großer und kleiner Persönlichkeiten, großer und kleiner Fehler. Sie ist die billigste aller Methoden, weil sie diejenige ist, zu deren Anwendung am wenigsten Geist gehört. Nun kommt es freilich vor, daß gerade Männer von großem Geiste mit einer gewissen Askese sich unter das Joch dieses Abgotts beugen. Wenn ein bedeutender Forscher solch ein Ziel verfolgt, so müssen wir das wie jedes Experiment eines selbständigen Geistes als eine wichtige Erfahrung gelten lassen und studieren. Aber man muß eben Justi sein, um in einer Biographie Winckelmanns wirklich alles, was auch nur entfernt herantritt, aufzuklären und ins volle Licht zu stellen. Das ist ein Luxus der Beschränkung, den die Großen sich gestatten dürfen. Wer nicht an innerer Fülle von Anschauungen, von Geist, von selbständigen Gedanken ein Gegengewicht gegen die ungeheure Strenge dieser Aufgabe besitzt, der wird und muß dabei elendiglich zugrunde gehen.

Und noch nach einer anderen Seite wirkt der Begriff der Vollständigkeit schädlich und diesmal merkwürdig genug gerade so, daß sein eigenes Ideal beeinträchtigt wird. Die Vollständigkeit im Sinne der Methode bleibt ja immer eine rein empirische. Quod non est

in actis, non est in mundo. Demgegenüber gibt es aber doch noch eine ganze Menge von Dingen, die sich beim sorgfältigsten Suchen in keinem Archiv und in keiner Bibliothek finden lassen und die dennoch dagewesen sind. In diesem Sinne verlangte Scherer Systeme, die so vollständig angelegt seien, daß auch das zufällig nicht Erhaltene in ihnen Platz findet; und aus dieser Forderung heraus ist es z. B. Hoffory geglückt, einen Laut nachträglich aufzufinden, den er zunächst bloß aus lautphysiologischen Gründen postuliert hatte. Nun wird man sagen, dann sei eben doch wieder die Vollständigkeit, und zwar eben die des Systems die Ursache der Entdeckung. Sicherlich; aber eben an diese Vollständigkeit denkt der vulgäre Begriff des Wortes nicht: er denkt nur an ein Zusammenraffen und Zusammenschleppen desjenigen, das da liegt, und verliert immer mehr den Sinn für ein einen Augenblick von den gegebenen Tatsachen sich entfernendes Nachdenken, für ein Überlegen von Möglichkeiten, für ein Prüfen des Verlorenen. Es ist das ein Gesichtspunkt, den Hermann Paul mit Nachdruck, aber allerdings wohl in etwas doktrinärer Weise gegen die Textbehandlung der Lachmannschen Schule geltend gemacht hat, der aber in ganz analoger Weise in literarhistorischen Problemen zur Anwendung zu kommen hat. Die Frage nach dem Ursprung des Minnesanges kann nicht lediglich nach den vorhandenen Quellen beurteilt werden, und wenn man diese noch so vollständig zusammenbringt. Dazu gehört auch noch ein Erörtern von bloßen Wahrscheinlichkeiten, wie Burdach, Schönbach und andere es mit Erfolg in diese Frage eingeführt haben.

Derjenige Punkt, in dem eine Schädigung des allgemeinen wissenschaftlichen Betriebes durch jenes falsche Ideal sich schon heute am deutlichsten zeigt, ist die zunehmende Seltenheit eindringender Interpretation. Damals, als noch Vico einzelne „goldene Stellen" aus Schriftstellern herausholte, um mit ihnen den Charakter einer Zeit oder eines Volkes zu veranschaulichen, da setzte dies Verfahren zweierlei voraus: daß er erstens die Schriftsteller jener Zeit oder jenes Volkes genügend kannte, um die klassischen Stellen herauszufinden, und daß er zweitens diese so durch und durch und bis ins innerste Mark zu verstehen und zu deuten wußte, daß er eben alles, was darin steckte, aus ihnen herausholte. Solche Deutung einzelner charakteristischer Worte findet man oft bei Wilhelm Scherer, bei Kuno Fischer, bei Heinrich von Treitschke; in neueren Arbeiten begegnet sie nur ganz vereinzelt, und wo sie versucht wird, mißglückt sie nur allzu oft. Es ist ein Verhältnis, wie zwischen jenen japanischen und chinesischen Malern, die „einen ganzen Vogel aus drei großen Federn" herstellen „und der ist viel mehr Vogel als alles,

was die mühseligste europäische Imitation, die an allem gleichwertig klebt und darüber das Leben verliert, zuwege brächte" (Flörke, Böcklin S. 82) — und eben diesen tristen Virtuosen der nachahmenden Vollständigkeit.

Natürlich will ich nicht zu einem willkürlichen Hineingreifen raten, das in irgend einen Dichter die Nadel sticht wie die Abergläubischen in ihre Bibel und in ihren Virgil; ganz im Gegenteil, ich habe ja eben hervorgehoben, daß die Erkenntnis klassischer Stellen nur auf Grund der Durcharbeitung des ganzen Materials möglich ist. Aber jeder geübte und gewissenhafte Rezensent weiß, daß auch die Stichprobe ihre Technik hat, und zwar eine Technik, die bei gewissenhafter Anwendung ein vollständiges Durcharbeiten wertlosen Materials wohl zu ersetzen vermag. Man lese, was Bernheim in seinem Handbuch der historischen Methode, nur allerdings allzu kurz, über den Begriff des „Vertretens" ausführt: wie eben für den wirklich historisch geschulten Blick bestimmte Persönlichkeiten, bestimmte Ereignisse, bestimmte Worte zu Symbolen werden für große Gesamtheiten und Gesamtverläufe, und wie diese Gesamtheiten und Gesamtverläufe in jenen glücklich erschauten Einzelerscheinungen uns in größerer wissenschaftlicher Vertiefung vor Augen treten, als wenn man uns eine lange Rolle voller Namen und Daten vorweist. —

Ich bemerke zum Schluß, daß ich mir der Gefahren auch eines Kampfes gegen die Vollständigkeit durchaus bewußt bin. Aus Anlaß meines „Grundrisses zur neueren deutschen Literaturgeschichte" hat ein amerikanischer Rezensent mir gewünscht, ich möge mir das Verdienst erwerben, den Fetisch der Vollständigkeit ganz von seinem Altare zu werfen. Es war nicht diese Aufforderung, was mich veranlaßt hat, einen längst schon vorbereiteten Plan zur Ausführung zu bringen, sondern es war vielmehr ein Buch, an dem ich die Gefahren der Vollständigkeit wieder so recht gründlich erkannt habe, gerade weil es ein fleißiges und gescheites Buch ist, nämlich die Abhandlung von Tielo über die Dichtungen des Grafen Strachwitz; aber freilich bin ich nur zögernd dazu geschritten, einen Warnungsruf laut werden zu lassen. Zwar das werde ich mit Ruhe ertragen, wenn auch diesmal beliebte Verdrehungen in der Polemik mir nicht erspart bleiben sollen und wenn man mir vorwerfen wird, ich wollte ein feuilletonistisches Arrangieren oder ein blindes Herumtappen, während ich doch ein möglichst vollständiges Durcharbeiten des Materials für die Voraussetzung der wirklich wissenschaftlichen Arbeit halte, aber allerdings auch nur für die Voraussetzung. Schwerer würde ich es aber ertragen, wenn wirklich Oberflächlichkeit und Arbeitsunlust sich auf mich berufen sollen. Gerade der angehende Forscher hat gewiß von den Gefahren der Vollständigkeit weniger als von denen

der Unvollständigkeit zu befürchten. Der Kritiker aber soll es sich immer bewußt halten, daß es höhere Ideale gibt als das der mechanischen Vollständigkeit, und der Lehrer soll es nicht vergessen, daß diejenige Vollständigkeit, die dem Schüler aus Gründen der Erziehung wohltun mag, für den selbständigen Forscher etwas ist, das überwunden werden muß. Denn wir laufen bereits jetzt allzusehr Gefahr, über jenen — man verzeihe das harte Wort — bureaukratischen Idealen dasjenige einzubüßen, was in allen Zeiten die unentbehrliche Grundlage wirklich fruchtbarer wissenschaftlicher Tätigkeit war: den Sinn für das Wesentliche.

Zur Methodik der psychologischen Stiluntersuchung.

Von R. Pissin in Strausberg.

Ziel sei: nicht Häufung, sondern Vergeistigung des Materials.

Der Begriff des Sprachstils bezeichnet ein zweifach Differenziertes: Zunächst die bewußte „künstlerische (gelegentlich auch gekünstelte) Veräußerlichung des inneren künstlerischen Aussehens" (Petrich); sodann die Summe der — unbewußten — Äußerungen als Reflexe der schriftstellerischen Persönlichkeit. Wirkt dort der Stil, und ist zu betrachten, als ein Kunstgebilde, so bietet und bedeutet er hier einen Seelenspiegel. Die Aufgabe der Stiluntersuchung eines Einzelwerks oder einer schriftstellerischen, z. B. dichterischen Persönlichkeit ist also gedoppelt: einmal sucht sie, in Verfolg der erstgenannten Anschauung, den Künstler und die Mittel seiner bewußten Arbeit zu erfassen, dann die psychologischen Stilwerte erforschend dem Menschen nahe zu kommen. Beide Betrachtungsweisen des sprachlichen Stils ergänzen sich: ihr Gesamtresultat reflektiert das Wesen der Persönlichkeit, als der Einheit, die all ihre menschlichen und künstlerischen Äußerungen zusammenschließt.

Diese elementaren Sätze, die fundamentales Gemeingut der Stilforschung sein sollten, wiederholte ich hier nicht in solcher Ausführlichkeit, hätte ich die Überzeugung, daß in der Tat die beiden angedeuteten Betrachtungsweisen nicht nur als gleichberechtigt, sondern auch als gleich fruchtbar allgemein anerkannt und angewandt würden. Das scheint mir nicht der Fall zu sein; als ein Symptom der im großen ganzen noch herrschenden Einseitigkeit in der Abgrenzung des

Stil-Problems mag die autoritative Stellung hervorgehoben werden, die noch immer Herrmann Petrichs vor dreißig Jahren entstandene Untersuchung einnimmt. Ich bin weit enfernt, die Verdienste dieser „Drei Kapitel vom romantischen Stil", denen ich Anregung und Aufklärung verdanke, herabsetzen zu wollen: sie sind bekannt. Doch ich übersehe auch nicht die Mängel, unter denen ich natürlich nicht die langüberholte Auffassung der romantischen Poesie als einer „literarischen Krankheit", einer „pathologischen" Erscheinung, einer „frevelhaften Überhebung der Phantasie" verstehe, nicht die Unzulänglichkeit des Materials oder die nicht immer zureichende Feinfühligkeit des wesentlich rationalistisch vorgehenden Forschers — all das sind zeitliche, gewissermaßen notwendige Schwächen einer solchen Arbeit. Ihr Grundfehler, tiefer liegend, hat eine zweifache Wurzel: der Anlage und der Ausführung. Die Anlage — ein stilistisches Charakterbild des Wesens der ganzen romantischen Schule zu geben, ohne vorangegangene eingehende Einzeluntersuchungen und so gesicherte Vorkenntnis der Individuen — diese Anlage, die um ihres großen Zuges willen entschiedene Anerkennung verdient, birgt die Gefahr, daß schließlich ein entstelltes Bild resultiert.[1])

Und diese Gefahr wird aktuell dank der Ausführung, die den so wesentlichen psychologischen Teil der Aufgabe ignoriert. Petrich (und nach ihm die Neueren) vernachlässigen die Möglichkeit einer stark schwankenden und gerade bei den Romantikern oft äußerst geringen Bewußtheit des Stils. Indem sie das bewußte Schaffen beobachten und seine künstlerischen Mittel zusammenstellen, erhalten sie das Bild der Sprachkunst eines Dichters. Solches Verfahren ist gut und immer notwendig, um Beschaffenheit und Maß einer künstlerisch-formalen Begabung zu erkennen; es reicht aber allein nicht aus, um den seelischen Grundlagen des künstlerischen Individuums näher zu kommen. Es versagt, wenn, wie häufig bei den Romantikern, hochgespannte Gemütsaffektionen die Herrschaft des bewußt schaffenden Verstandes stark zurückdrängen. Dann hat die psychologische Stil-Analyse einzusetzen.

Leitender Gedanke einer psychologisierenden Betrachtungsweise müßte sein: der Stil ist Wesensausdruck (selbstverständliche Voraus-

---

[1]) Darf ich eine Analogie aus einer anderen Disziplin beibringen: wer das Wesen des Karzinoms zu erforschen gedenkt, wird niemals ein klares Urteil über die zugrunde liegende Allgemeinerscheinung verlangen, indem er einige Fälle des Nasenkrebses, einige des Kehlkopf-, des Leber-, des Blasenkrebses untersucht; sondern nachdem er die Einzelerscheinungen an ausgedehntem Material auf das Intensivste studiert hat, kann er versuchen, zum Allgemeinen schreitend vorsichtig zu kombinieren. Sollte unsere Wissenschaft weniger wissenschaftlich verfahren dürfen?

setzung ist geistige Eigenart des Autors). Ob die Tendenz des Werkes künstlerisch, ob wissenschaftlich, ob didaktisch usw. ist, ergibt eben so viele Ausgangspunkte der Untersuchung. Immer aber wird die Beschaffenheit der Gesamt-Persönlichkeit in Betracht zu ziehen sein; in jedem Einzelfall wird die Grundstimmung der Seele, die psychische Resonanz des Autors dafür ausschlaggebend sein, wie die Einzelerscheinung seines „Stils" aufzufassen, wie ihre Summe zu werten ist. Man wird im großen ganzen zwischen solchen scheiden können, bei denen die gefühlsmäßige, die logische, die agitierende Reaktion auf Eindrücke vorherrscht; mit andern Worten zwischen solchen, die vorwiegend passiv sich verhalten, Impressionisten, und solchen, die vorwiegend aktiv sich verhalten, entweder Systematikern oder Tatmenschen. Eine Mischung dieser Typpen wird die Regel sein, die Zahl der Variationen unendlich. Je nach dem Verhältnis der Mischung jener drei typischen Grundstimmungen der Seele wird der Stil des Autors von stärkerer oder geringerer Bewußtheit sein; die Reihe der Nuancen reicht von der Manier bis zum traumartigen Schaffen.

An der Grenze der Manier z. B., wenngleich er sie zu meiden weiß, steht Kuno Fischers Stil; aber er wahrt den Charakter des Lebensvollen, da er ganz und gar der lapidaren Kraft dieser Persönlichkeit entquillt, ihrer bewußten Würde, die den apodiktischen Ausdruck bis zur Formelhaftigkeit pflegt, völlig entspricht. In viel höherem Grade impressionistisch mag man Simmels philosophischen Stil nennen, der die souveräne Unbefangenheit eines objektiven Forschers verbindet mit sensibler Empfänglichkeit für den Nuancenreichtum der Kulturerscheinungen und die Vielfältigkeit ihrer Motive, ihre Abtönung. Diese intuitive Begabung reflektiert sein Stil als ein einzigartiges Werkzeug: jeden Gedanken weiß er, wie einen edlen Stein mit leichter Hand zu wenden, zu belichten, bis er, wie fazettiert und auf das vorteilhafteste gefaßt, den höchsten Gewinn an Leuchtkraft der Erkenntnis gewährt.

Setzen wir nun im Einzelfall ein Dichtwerk als Gegenstand der Untersuchung voraus, so wird sein Stil, ist er mit Bewußtheit zum Kunstwerk durchgebildet, psychologischer Ausdeutung größere Schwierigkeiten entgegensetzen, vielleicht geringere Ausbeute liefern als der Stil eines Werkes, das in raschem formverzichtenden Erguß der Seele entströmt ist (solche werden selten sein, wie ausgeprägte Naivität des Schaffens und Genießens selten ist). Dort wird man durch Vergleichung mit anderen Werken, wenn möglich, durch scharf beobachtende Scheidung, durch geduldige Summierung die immer vor-

handenen unbewußten Elemente zu fällen suchen; hier umgekehrt das bewußt Geschaffene sondernd die Fülle des Unbewußten hervorheben; in beiden Fällen — nach diesen Vorarbeiten — eine Relation zur Wesenseinheit des Autors herzustellen versuchen, deren Ausdruck die Einzelerscheinungen des Stils sind.

Gerade bei der Klarheit, die Petrichs Darstellung auszeichnet, wird eine genauere Betrachtung seines Verfahrens, dessen Einseitigkeit wir kennen, zur Illustrierung der Einwände geeignet sein, die vom Standpunkt eines erweiterten Stilbegriffes gegen seine Ausführungen erhoben werden müssen. Es ist ihnen ein doppelter prinzipieller Vorwurf zu machen, der des Dogmatismus[1]) und der Teleologie[2]) — Mängel, die aus einer einseitigen Berücksichtigung lediglich der Wirkung des Kunstwerks auf ein Publikum hervorgehen, während die eigentlich am nächsten liegende Frage nach dem Urheber, nämlich nach dem direkten, rücksichtsfreien Verhältnis des Erzeugers zum Erzeugten nicht erhoben wird. — Es wird festgestellt, der „dichtende Geist müsse" dies und das tun, um auf den Hörer und Leser zu wirken; oder bei irgend einer künstlerischen Erscheinung seien die und die Erfordernisse zu erfüllen. Das ist Dogmatismus, welcher der Gefahr des Vorurteils, vor dem auch der beste Wille nicht schützt, entgegentreibt; der in jedem Falle die Sphäre der Betrachtung einengt. Dies ist die weniger gefährliche, freiwillig auferlegte Selbstbeschränkung, wenn sie auch gelegentlich zu einem so unbestimmten Terminus wie „Liebhabereien der Darstellung" führt, als gäbe es keinen zureichenden psychologischen Grund für jede stilistische Erscheinung.

Freier Bewegung hinderlicher ist, daß in jeder Erscheinung des Stils ein zweckmäßiges „Mittel" oder ein „Kunstgriff" des scheinbar nur bewußt an seine „stilistische Arbeit" gehenden und absichtlich Wirkungen berechnenden Dichters gesehen wird. Das ist Teleologie, einseitig und unberechtigt. Wenn als Wesen der romantischen Bildlichkeit zu geringe Sinnlichkeit richtig erkannt wird, beginnt sogleich die Aufzählung der dem Dichter — um sie zu erreichen — zu Gebote stehenden „Mittel". Als ob diese geringe Sinnlichkeit lediglich ausdrückliche Absicht gewesen wäre — was ja an sich möglich, nur jedesmal zu beweisen ist, nie in Bausch und Bogen angenommen werden darf — nicht vielmehr gleichzeitig, ja in erster Linie Exponent bestimmter seelischer Qualitäten ist; das organische und also notwendige Ergebnis einer individuellen psychischen Grundlage, deren

[1]) Beispiele etwa S. 13, 131; S. 118 sagt Petrich: „Die verschiedensten Dinge, welchen wir eine klare .. Eigenschaftsbestimmung gewünscht hätten, liebt Tieck lediglich durch dies Wort (sc. angenehm) ... zu charakterisieren."

[2]) In Betracht kommen Stellen wie S. 95, 98, 101 f., 117, 125, 132, 138.

Beschaffenheit zu untersuchen und zu beschreiben, nicht zu werten; zu begreifen, nicht zu bekämpfen ist.

Ein Einzelfall, der besonders greifbar die teleologisch-erstarrende Tendenz der Untersuchung kennen lehrt, sei noch gestreift: die limitativen und hypothetischen Verbal- und Adverbialwendungen, deren sich Friedrich Schlegel und namentlich Hardenberg vielfach bedienen,[1]) werden einfach unter andern als ein „Mittel zur Abschwächung des Begriffes" gedeutet, in welche Rubrik gezwängt sie ruhen mögen . . . Gerade hier kann doch nur eine Untersuchung der Genesis dieser Vorliebe förderlich sein; es wäre vielleicht im Zusammenhang auf eine skeptische Grundlage der Hardenbergschen Seele hinzuweisen usw.

Gerade bei den Romantikern, deren Eindrucks-Empfindlichkeit, Passivität und Schaffens-Unbewußtheit oft so groß ist, müßten vielfältige, gleichartig angestellte Untersuchungen interessante Einzel- und Gesamtergebnisse zeitigen, deren Wechselwirkung aufeinander fruchtbar wäre und weiterweisend, auch die Kenntnis der Methodik bereicherte. In einer solchen Einzeluntersuchung nicht zu befriedigen, empfinde ich als eine Schwäche des sonst vielfach aufschlußreichen Buches Ranftls über Tiecks „Genoveva",[2]) um ein Beispiel herauszugreifen. Der Fehler besteht wieder darin, daß der Standpunkt zu einseitig gewählt ist, als daß eine freie Umschau möglich wäre. „Die Wechselbeziehungen zwischen Inhalt und Ausdruck so weit als möglich zu verfolgen" ist nicht „Hauptaugenmerk der stilistischen Untersuchung", sondern allenfalls ein Gesichtspunkt der Betrachtung, soweit nämlich rein-künstlerische Absicht anzunehmen und Bewußtheit bei der Wahl der Ausdrucksmittel vorauszusetzen angängig ist.[3]) Aber auch dann ist eine zweite, ebenso wichtige Frage: wie und in welcher Richtung wird unsere Kenntnis der psychischen Konstitution des Autors durch unsere stilistischen Ermittelungen gefördert? — Ranftls Untersuchung beeinträchtigt die stillschweigende Annahme einer doch nur teilweise wahrscheinlichen Absichtlichkeit des Autors bei allen Erscheinungen seines Stils; sie sind nicht alle „Mittel" des Ausdrucks. Ein Versuch der Differenzierung ist aber nicht unternommen. Die interessante Mischung von Verstand, Gefühl und Raffinement gerade bei Tieck setzte einen solchen Versuch notwendig voraus; er wäre erfolgreich. — Ein weiteres Hemmnis möglichst objektiver Erkenntnis

---

1) Z. B. es scheint, mich dünkt;
beinahe, fast, vielleicht.

2) S. 172 ff., 193 ff. kommen vor allem in Betracht.

3) Das wird z. B. einer der Gesichtspunkte sein, unter denen man den Stil des „Wilhelm Meister" betrachtet, nicht den des Loebenschen „Guido"; mit Vorsicht und Distinktion den des „Sternbald". — Ihn durfte Roethe seiner mustergiltigen Studie über Brentanos „Ponce de Leon" zugrunde legen.

für Ranftl ist die ununterbrochene, selbstverständliche Einführung der eigenen unbefangen wertenden Persönlichkeit, deren bewußt (durch Selbstbeobachtung) versuchte Ausschaltung bei allen Stiluntersuchungen Vorbedingung sein sollte.

Auf den kleinen Versuch einer psychologischen Stil-Analyse, den ich in meiner Biographie des Grafen Loeben (Berlin, B. Behrs Verlag 1905, S. 114 ff., 132 ff.), an den Jugendwerken des Dichters aus seiner überschwänglichen Heidelberger Epoche, „Guido" und „Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers", anstellte, kann ich an dieser Stelle nur flüchtig hinweisen. Wenn das Resultat unsere psychologische Erkenntnis des Dichters nicht sehr erheblich bereichert, so darf dies darauf zurückgeführt werden, daß unsere Kenntnis schon vorher Dank einer ausnahmsweise reich fließenden „Tradition" verhältnismäßig tiefreichend und gesichert war. Immerhin war besonders der Roman, als das begeisterungstrunkene Werk einer bis zum Wahnsinn erregten Seele von großer Unbewußtheit des Schaffens, für Untersuchungen unserer Tendenz ein ausgezeichnetes Objekt. Die Fülle seiner unbewußten Äußerungen — in den Metaphern, Gleichnissen und sonstigen sprachlichen Erscheinungen — ermöglichte einige nicht uninteressante Schlüsse auf die seelische Beschaffenheit des Dichters, wofür einige Beispiele noch kurz angeführt seien. Wenn etwa eine unermüdliche und allseitige Verwendung des Verbs sich neigen, nachgewiesen wird — nicht nur die Menschen neigen sich gegeneinander, nicht nur Blumen und Eichengipfel, auch die Kronen aufsteigender Wasserstrahlen, auch Sterne, auch Stimmchen aus dem Felsen neigen sich herüber, selbst der Segen Gottes aus dem Himmel —: kann Zärtlichkeitsüberschwang, Freundschafts- und Liebessehnsucht (der Grundakkord des Loebenschen Wesens und seines Verkehrs mit andern lebenslang) eindringlicher symbolisiert werden? Oder wie ungemein charakteristisch für die unruhige Bewegtheit, zerfließende Weichheit und Schmiegsamkeit der Empfindung, für die Verklärungsseligkeit des Dichters ist die erstaunliche Menge von Synonimen als: wogen, schwellen, quellen; fließen, verklären, verstäuben, verklingen usw. — Dem eben genannten Sehnsuchtssymbol des „Guido" entspricht in der Lyrik des „Reisebüchleins" etwas Verwandtes: eine Gruppe von Lieblingswörtern, die die Nuance sehnsüchtiger Stimmung noch stärker betonen, z. B. sich aufranken, aufrichten, emporkehren, emporheben usw. Die Woge schießt gen Himmel; die Blüte hebt sich in den Lenz empor; Bäume und Menschen möchten, lichtwärts, an den Äther reichen. — — Und so ließ sich noch eine ganze Reihe von Beziehungen des Stils zur Psyche des Autors ermitteln.

Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

2.[1])

Verhältnis zu schwäbischen Dichtern.

Im Jahre 1748 hat der Theologe Johann Gottlieb Faber, geboren 1717, die Professur der Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst in Tübingen erhalten. Auf ihn bezieht sich, was Eberhard von Gemmingen in seiner spöttischen Schrift Vom Zustande der Dichtkunst in Schwaben (Briefe nebst andern Poetischen und Prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig 1753, S. 18 f.) sagt: „Die Universitäts- oder Schulpoeten sind mit die beträchtlichsten in meinem Lande. Sie haben einen Vorsteher auf der hohen Schule, welcher die Beredsamkeit und die Dichtkunst lehret; sein Amt ist, die öffentlichen Patente zu verfertigen, welche auf hohen Schulen bey allen wichtigen Vorfallenheiten angeheftet werden, und den verstorbenen Lehrern oder ihren Anverwandten eine lateinische Leichenpredigt zu halten ... Dieser öffentliche Lehrer der Dichtkunst ist selbst kein Dichter, aber eben deswegen sind seine Anweisungen desto unparteyischer und gründlicher."

Dieser Faber scheint Administrator des Hochmannianums gewesen zu sein, einer Stiftung des 16. Jahrhunderts, auf deren Genuß Wieland als Verwandter Anspruch gehabt haben soll. Jedesfalls wohnte Wieland, als er im Oktober 1750 nach Tübingen kam, in Fabers Haus; dahin bestellte er sich noch Ende Oktober 1751 Bodmers Briefe (Euphorion Ergänzungsheft 3, 65). So darf als selbstverständlich angenommen werden, daß er sich an den deutschen Rede- und Dichtübungen wenigstens anfangs beteiligte, zu denen Faber allwöchentlich eine Anzahl Studenten bei sich versammelte. Wenn Wieland einmal sagt, er habe in Tübingen keine Lehrer gehabt, sondern beständig allein studiert (Ausgewählte Briefe 1, 50), so bezieht sich das auf die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und der Philosophie; es schließt also keineswegs seine Anwesenheit bei den privaten Zusammenkünften zur Pflege der deutschen Sprache und Dichtung aus.

Zu eben jener Zeit begann eine neue literarische Bewegung in Schwaben. Eberhard Friedrich von Gemmingen, aus Heilbronn, wohl

[1]) Vgl. Euphorion, Ergänzungsheft 3, 63 ff.

mehr in Göttingen durch den Verkehr mit Haller und Zachariä, als durch das vorhergehende Studium in Tübingen zur Dichtung angeregt, gilt bei zuverlässigen Bibliographen als Verfasser der 1750 erschienenen „Lieder, Oden und Erzählungen". Ich habe die Sammlung nicht vor mir liegen. Hermann Fischer in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen A. von Haller und E. F. von Gemmingen (Stuttgarter literarischer Verein, 219. Publikation, 1899, S. 158) erwähnt sie nicht und nennt wie auch Trost, Die Anfänge neuzeitlicher Dichtung im württembergischen Schwaben (Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1887, 4, 599) die „Poetischen Blicke in das Landleben" von 1752 das erste, was von Gemmingen erschienen sei; ich weiß nicht, auf Grund welcher Forschungen. Daß Johann Friedrich August Kazners Materialien zu einem Denkmal E. F. von Gemmingens, Frankfurt a. M. 1791, die Lieder nicht erwähnt, halte ich bei dem Charakter dieser Schrift nicht für einen Beweis gegen Gemmingens Verfasserschaft. Eher würde dagegen sprechen Wielands an Volz gerichtete Frage vom 2. Juni 1752, ob Gemmingen sich nicht bewegen lassen werde, etwas von den ihm gerühmten Arbeiten herauszugeben; aber das kann sich auf neue Arbeiten beziehen![1]) Seit 1748 ist Gemmingen als Dichter bekannt (Briefwechsel mit Haller S. 1). Und jedesfalls ist der Urheber der Lieder wie Gemmingen ein geborener Schwabe, der auch im Ausland war und von der schwäbischen Dichtkunst schlecht denkt: das ergibt sich aus einer nachher zu besprechenden Entgegnung auf die Lieder. So darf man die Sammlung mit Gemmingens Namen weiter bezeichnen, bis die ältere Zuweisung widerlegt ist.

Gemmingen stand in naher Freundschaft zu dem um fünf Jahre älteren Johann Christian Volz, der, aus dem Tübinger Stift hervorgegangen, Professor der angewandten Mathematik und der Dichtkunst am Gymnasium in Stuttgart geworden war. Volz mag auch selbst gedichtet haben; denn Huber wenigstens teilt in der Vorrede zu seinen Oden (siehe unten) eine von ihm zugeschickte Strophe mit. Gemmingen und Volz scheinen von Fabers Tätigkeit und dem Tübinger Dichterkreis keine gute Meinung gehabt zu haben. Und in den Liedern, Oden und Erzählungen muß ein Angriff auf die Tübinger Professoren und die dortige Dichtkunst stehen. Ich ersehe das aus der Antwort, die in den „Schwäbischen Gedichten" 1751 aus dem Faberschen Lager erfolgt. Die fünfzehn Blätter der Vorrede hiezu sind hauptsächlich mit der Verteidigung der schwäbischen Muse gegen den ungenannten Verfasser jener Sammlung gefüllt, der, obwohl ein geborener Schwabe, die schwäbische Dichtung höhne. Der Ungenannte

---

[1]) Im Morgenblatt 1839, Nr. 96, S. 382 steht „Arbeit"; in der Handschrift soll der Plural stehen.

habe ja Verdienst um die Dichtkunst, wolle sich aber zum Dichterpapst aufwerfen, schildere die Tübinger Professoren mit verhaßten und irrigen Farben, habe gehöhnt, in Tübingen dürfe ein Lehrer der Dichtkunst nicht selbst Dichter sein, beschreibe sein Schwabenland als ein sklavisches, dummes, von aller vernünftigen Freiheit weit entferntes Land usw. „Man weißt genug, daß es nicht viel weniger als ein Widerspruch seye, ein Schwabe heißen und gut dichten.“ Und doch hätten die Schwaben keinen Mangel an guten Dichtern; es sei bei den Neckarmusen schon vor geraumer Zeit eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften errichtet worden, aber die feurigsten Geister verwendeten die Dichtkunst nur zu ihrer und ihrer Freunde Belustigung, sie ließen nicht drucken.

Die Schwäbischen Gedichte, vor denen sich diese Verteidigung der Faberschen Gesellschaft findet, werden allgemein dem Theologen Georg Jakob Duttenhofer aus Calw zugeschrieben, der damals 21 Jahre alt war. Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben 7. Heft Stuttgart 1891, S. 6 Anm. 1 gibt die Möglichkeit zu, daß er nur der Verfasser der meisten dieser Gedichte sei. Es erhellt aber mit Bestimmtheit aus Äußerungen Wielands, der doch in der nächsten Umgebung Fabers darüber unterrichtet sein mußte, daß das Werkchen unter der Direktion Fabers erschienen ist und daß einige aus dem fürstlichen stipendio theologico, „Kinder in den schönen Wissenschaften“ nennt sie Wieland, die Verse machten (Ausgewählte Briefe 1, 14; Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer S. 242). Es steht außer Frage, daß Faber der Vorredner ist und selbst den Kampf gegen Gemmingen kämpfte.

Der Streit hat sichtlich einen persönlichen Grund. Im Gegensatze zu Gemmingen preist einer der Stiftler, vielleicht Duttenhofer, die Tübinger Professoren. Von Faber, auf den allein es hier ankommt, heißt es in einem Gedichte Das Paradies S. 154 f.: „Und Faber, den die Sittenlehre Zum Schöpfer bessrer Menschen macht,[1]) Wie? daß iz nicht zu deiner Ehre Mein ganzes Saitenspiel erwacht? Doch kann man deinen Ruhm erheben? Preist man dich wohl genug? o nein! Du lehrst die Menschen menschlich leben; Kann wohl ein Ruhm vollkommner sein? Wie weislich trugest du die Sätze Der Kunst geschickt zu reden für? Der Dichtkunst schärfere Gesetze verdankt noch meine Muse dir. O blase doch in jungen Busen Die Dichtkunst immer stärker an! Vielleicht, daß man durch unsre Musen Die Spötter künftig trotzen kann.“

Der Streit bezieht sich aber auch auf die Schulgegensätze: gereimt — reimlos. Faber verteidigt den Reim; er sei zwar kein wesent-

---

[1]) Faber war seit 1750 auch Professor der Moral.

liches Stück der Poesie, aber uralter Besitz und Ergötzlichkeit für die Einbildungskraft und die Sinnlichkeit; die Verurteilnng der Reime bedürfe noch besseren Beweis; die Griechen und Lateiner könnten nicht unbedingt maßgebend sein, ihre Versmaße ließen sich genau im Deutschen nicht beachten. Trotzdem sind in der Sammlung reimlose Gedichte zwischen die gereimten gesetzt, um die Behauptung zu widerlegen, die Schwaben hielten den Reim für wesentlich. Und es werden Vertreter beider Richtungen gerühmt: Haller, Klopstock, Bodmer, Hagedorn, Gellert.

Diese Duldsamkeit zeigt, daß hier der Gegensatz leicht auszugleichen gewesen wäre, wenn nicht persönliche Verstimmung obgewaltet hätte und wenn die Tübinger Gemmingens Spott nicht verdient hätten. Die Schwäbischen Gedichte sind in keiner Weise geeignet, die Probe auf den Wert der Heimatdichtkunst zu leisten; alles ist geist- und poesielos, äußerlich, ohne Tiefe, ohne Kraft, ohne Farbe.

W. Lang nimmt a. a. O. S. 5 an, die Sammlung und ihre Vorrede sei eine Antwort auf ein 1751 zu Frankfurt und Leipzig erschienenes Büchlein „Oden, Lieder und Erzählungen", deren Verfasser Johann Ludwig Huber ist. Da dieses Bändchen am 1. Mai 1751 von Gemmingen an Haller geschickt worden ist (Briefwechsel S. 3) und die Fabersche Sammlung erst am 20. Dezember 1751 und 4. Februar 1752 von Wieland wie eine Neuigkeit erwähnt wird, so ist Langs Annahme chronologisch möglich. Ferner stimmt hierzu die Äußerung Hubers, man hätte ihn gerne zum Märtyrer des guten Geschmackes in der Dichtkunst gemacht, wo es möglich gewesen wäre (Stäudlin, Briefe an Bodmer S. 244). Aber im gleichen Briefe schreibt Huber: „Ich hätte Muth genug, das Reich der Barbarei in Schwaben anzugreifen und zu zerstören." Darnach hat er den Angriff nicht gemacht,[1]) Faber kann also auch nicht ihm antworten. Und ferner: Fabers Vorrede wendet sich nach meinen Notizen gegen den Verfasser des Buches: Lieder, Oden und Erzählungen, nicht gegen den der Oden, Lieder und Erzählungen. Solange also nicht erwiesen ist, daß diese in den Bibliographien unter zweierlei Jahren, 1750 und 1751 verzeichneten Sammlungen trotz des Titelunterschiedes identisch sind (womit Gemmingens Verfasserschaft an der älteren entfiele), muß die Verteidigung Fabers auf die frühere bezogen werden.[2])

[1]) Vgl. aber allerdings S. 29, wo das Zeugnis Gemmingens angeführt wird, daß Huber angegriffen habe.

[2]) Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte 1, 149 bezieht Duttenhofers, richtig Fabers, Verteidigung der Schwaben auf Huber und Gemmingen. Faber zitiert aus der von ihm befehdeten Sammlung folgende Verse: „Der Doris Augen scheinen kränklich; Wie schmachtend siehet sie uns an! Kind! jene Kuren sind bedenklich; Vielleicht, daß ich noch helffen kann." Damit kann bestimmt werden, ob ihm die Sammlung von 1750 oder die von 1751 vorlag.

Die Entscheidung ist für meinen jetzigen Zweck so gleichgültig, wie die Autorschaft der Lieder, Oden und Erzählungen. Mir liegt nur an der Tatsache, daß zur Zeit von Wielands Aufenthalt in Tübingen dichterische Bemühungen wetteiferten. Ein Zusammenhang beider Sammlungen, der Lieder und der Oden, ist ja jedenfalls vorhanden. Denn Hubers Sammlung ist Gemmingen gewidmet, die Vorrede an dessen Freund Volz adressiert, so daß man, falls die zwei Büchlein nicht identisch sind, zur Vermutung kommt, durch die Verwendung des fast gleichlautenden Titels habe die jüngere die geistige Zugehörigkeit zur älteren anzeigen wollen.

Huber war ohne jede Anweisung zum Dichter geworden (Trost a. a. O. S. 602). Er war 28 Jahre alt, als er diesen Versuch von Dichtungen herausgab. Er hatte in Tübingen zuerst Theologie studiert, war aber zur Jurisprudenz übergegangen und stand 1751 schon im Amt. Er hatte auch in Stuttgart gelebt und indem er sich nun zu den dortigen Vertretern der Literatur bekennt, gewinnt man den Eindruck, es habe zwischen der Residenz- und Universitätsstadt die übliche geistige Rivalität geherrscht; nur daß diesmal, anders als z. B. in Dresden und Leipzig, die Hofstadt die fortschrittlichere war oder zu sein sich dünkte.

Lang a. a. O. S. 3 ff. teilt Hubers Klage mit, daß in Schwaben die Dichtkunst als etwas Nichtswürdiges angesehen werde; auch Huber sah in der Tübinger Universität und besonders im dortigen Betriebe der Theologie das Hindernis zur Entfaltung der Poesie und tadelte, daß der Professor der Dichtkunst kein Dichter sei. Vgl. Hirzel, Haller S. CCXCVII Anmerkung 1. Ich war, als ich vor zwanzig Jahren das mir jetzt unzugängliche Werkchen Hubers zu anderen Zwecken las, auf den Sturm im Glase Wasser nicht aufmerksam. Den Eindruck einer besonderen Begabung des Verfassers habe ich damals nicht gewonnen. Auch Lang a. a. O. S. 3 f. beurteilt die Gedichte als bescheidene Verrichtungen, die nur den ausgesprochenen Endzweck der Gemeinnützigkeit hätten. Trost a. a. O. S. 599, 602 ff. und darnach Kraus in seiner Schwäbischen Literaturgeschichte 1, 145 ff. halten Huber für bedeutender in der Dichtkunst als Gemmingen und nennen ihn einen Dichter von charakteristischer Eigenart. Trost findet zwar Härte in seinen Gedichten, Dunkelheit, steifen und ungelenken Ausdruck, der zuweilen den Rhythmus der reimlosen Oden so wenig zu bilden vermöge, daß sie sich wie Prosa lesen; aber doch spürt er einen Ansatz zu echter Poesie und spendet schließlich viel Lob, freilich mehr wegen der Gesinnung des Mannes.

Charakteristische Besonderheit vermag ich erst an Gemmingens Poetischen Blicken in das Landleben zu erkennen, die in Zürich bei Geßner 1752 erschienen sind: Bodmer hatte sich seines Bekenners

ohne dessen Wissen angenommen (Briefwechsel zwischen Haller und Gemmingen S. 4). Drei hexametrische, drei strophische reimlose Gedichte; das erste gibt der Sammlung den Titel; das letzte rühmt „die stille Landlust seines Freundes", das ist Hubers, der als Vogt in Nagold bei Trüffeln, Forellen, Hechten, Krebsen ein beneidenswertes Wohlleben führe. Daß bei solchem Ideale der Verfasser nicht eben schwungvoll sich äußert, daß seine Stücke wenig von seelischer Vertiefung erfaßt sind, kann nicht wundern. Dafür zeigen sie tüchtiges Wissen und noch mehr deutliches Sehen. Die Gedichte sind ungewöhnlich reich an realistischen Einzelheiten, man hat eine bestimmte Örtlichkeit vor sich. Darin allein gebührt dem Hefte einige Beachtung. Die Versifikation ist leidlich geraten. Wenn sich Gemmingen zu Haller, Klopstock und von Bar bekennt, so ist das Wesen Klopstocks doch ohne Einfluß auf ihn geblieben.

Überhaupt scheint sich Gemmingen der Züricher Partei nicht definitiv haben anschließen wollen. Denn er schickte das Manuskript zu einer neuen Sammlung: „Briefe, nebst andern Poetischen und Prosaischen Stücken" nach Leipzig in die Druckerei von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf; vielleicht auch weil gereimte Stücke darin sich finden, die für Zürich weniger taugten. Im Vorbericht zu dem 1753 in Frankfurt und Leipzig erschienenen Druck erklärt er, er wolle nicht gestehen, zu welcher unter den zween großen Fraktionen er gehöre, beide hätten große Männer unter sich und er hoffe von beider freundschaftlicher Kritik Nutzen zu ziehen. Die Verbeugung vor Gottsched half nichts; er griff bekanntlich als Zensor ein und schob den Messias und Noah, die Gemmingen den Hexenhistorien und dergleichen Skarteken entgegengestellt hatte, zu diesen Skarteken. So war der vorsichtige Freiherr gezwungen, deutlicher als er gewünscht hatte, Farbe zu bekennen; er ließ ein eigenes Doppelblatt zur Berichtigung drucken: „Nothwendige Nachricht zur Vertheidigung des Autors der in Franckfurt und Leipzig A. 1753. herausgekommener Briefe" usw., in dem er den Korrektor oder seinen Patriarchen frecher Verdrehung zieh.[1])

---

[1]) Die Sammlung schickte Gemmingen am 1. Mai 1753 an Haller, die Nachricht am 12. Juni 1753: Briefwechsel mit Haller S. 4 f. — Vgl. Hirzel, Haller S. 468, Anmerkung 1. Fischer, Briefwechsel zwischen Haller und Gemmingen S. 159. Die Stelle, in der Wieland Gottscheds Vorgehen geißelt, findet sich in der Ankündigung einer Dunciade 1755 S. 50 f. — Zachariä gab in der neuen Auflage der Gemmingenschen Sammlung 1769 S. 138 (vgl. Fischer a. a. O. S. 160) die verdrehte Stelle, obwohl er die „sehr groben Druckfehler" der 1753er Ausgabe zu verbessern behauptete, doch aus Gemmingens und Gottscheds Text gemischt also: „statt einer einzigen Ausgabe alter Schriftsteller, und des Messias oder Noah": die gesperrten Worte sind Zusatz Gottscheds.

Im Vorbericht klagt Gemmingen, in einem Lande zu wohnen, worin es eine sehr geringe Anzahl Männer von gutem Geschmack gebe. Und in dem zu Eingang meiner Darlegungen schon angezogenen Artikel „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben . . . oder gerechte Vertheidigung der in einer, im 1751sten Jahre zu Frankf. und Leipzig herausgekommenen poetischen Sammlung von Oden, Liedern und Erzählungen angegriffenen Ehre der schwäbischen Dichter“ [1]) erklärt er, „den witzigen Neuling der kleinen Sammlung, welcher sich untersteht seinem Vaterlande den Ruhm der Dichtkunst abzusprechen“, also Freund Huber, zu Boden schlagen zu wollen, d. h. vielmehr, da das ganze Schreiben ironisch gemeint ist, dessen Gegner aus der „Faberei“ züchtigen zu wollen. Mit salzlosem Witz, der an Liscows und Bodmers Satire nicht heranreicht, schreibt er: „Ich erinnere mich der glücklichen Zeiten gar wohl, daß noch der Namen von Leibnitz und Wolf unbekannt war, den sich itzo jeder Student untersteht, ungestraft im Munde zu führen. Damals sah sich Schwaben in seiner alten Glückseligkeit. . . . Aber nun ist es dahin, dieses glückselige Alter. . . . Nur noch ein einiger Theil der Wissenschaften hat sich bisher in seiner alten Gestalt unverändert erhalten. Die Dichtkunst ist es, welche sich dieses Vorrecht anmaßen konnte, das sie wirklich auf dem Puncte ist zu verlieren.“ Hieraus und aus dem Eintreten gegen den Reim — obwohl er selbst noch zwei Drittel der vorgelegten Gedichte reimt! — sieht man, daß es Gemmingen um Neuerungen zu tun war. Der Reim wurde ja nicht nur von den Männern reaktionärer und konservativer Gesinnung, wie Pyra und Klopstock, sondern auch von den Aufklärern, zu denen sich Gemmingen mit schwächlicher Vorsicht gesellt, als Hemmnis voller Gedankenaussprache betrachtet.

Das Büchlein ist charakterloser als die „Blicke ins Landleben“. Nur im ersten Prosastücke kommt auch hier die ausnehmende Fähigkeit, Wirklichkeit zu beschreiben, heraus. Die Satire, auch gegen Geistlichkeit, vorzüglich katholische gerichtet, ist zahm, die Erzählungskunst dürftig, der Oden- und Liederstil trocken und stockend. Von Lessings Urteil, die Sammlung enthalte sehr viel schöne, wenig mittelmäßige und durchaus keine schlechten Stücke, macht die historische Perspektive die positiv ausgedrückten Teile verschwinden; es wäre wohl weniger günstig ausgefallen, wenn Gemmingen nicht mit Gottsched aneinander geraten wäre: das empfahl ihn Lessing zu sehr.

Vielleicht hat Gemmingens Schreiben über die schwäbische Dichtkunst schon Bezug auf die mit der gleichen Jahrzahl 1753 in Tübingen

---

[1]) S. 13 ff. Das Motto: „Omeis: Der Hauptmann stutzt“ kann ich nicht erklären.

bey Johann Georg Cotta erschienenen und ebenda „mit Erhardtischen Schriften" gedruckten Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart (XII und 196 SS. 8⁰). Die Vorrede ist unterzeichnet: „Tübingen den 8. Dec. 1752. Johann Gottlieb Faber, der Gottesgelehrsamkeit aufserordentlicher, der Sittenlehre, des Natur und Völker-Rechts, wie auch der Beredsamkeit und Dichtkunst offentlicher Lehrer." Die einzigen sonstigen Daten in dieser Sammlung sind der 11. Februar und 30. August 1752; sie kann also zu Ende dieses Jahres gedruckt worden sein. Anfang April 1753 war sie schon in Zürich (siehe unten S. 34), was bei dem langsamen Büchervertrieb ein Erscheinen in den allerersten Monaten des Jahres voraussetzt. Immerhin war auch Gemmingens Sammlung schon Anfang Mai im Druck fertig (siehe oben S. 28, Anmerkung 1).

Aus der Vorrede der Gedichte und Abhandlungen teile ich das Bezeichnende mit. Faber sagt:

Eine Anzahl von gelehrten jungen Männern versammlet sich seit einiger Zeit in meinem Hause, in der Absicht, ihre Academische Nebenstunden mit vernünftigen Ergözungen aufzuräumen. Mein Ammt, und meine eigene Triebe, den Fleiß in schönen Wissenschaften aufzumuntern, machten mir diese in so edlen Entschliessungen rege Gesellschaft höchst erwünscht; Ich fande die Glieder von einer so angenehmen Verschiedenheit, daß mir voraus von Ihren gemeinschaftlichen Bemühungen diejenige zusammenstimmende Abwechslungen versprechen durfte, ohne welche weder das Gemüth belustiget, noch auch die Kräften des Geistes belebt und angefeuret werden. Der Entschluß ware um so gerechter und nöthiger, als wir Schwaben besonders Ursache haben, die alten Vorurtheile aufzugeben. Es ist wahr, die grössesten Geister unter uns hieltens für niederträchtig, wenigstens überflüßig, mit Ausschmükung der Muttersprache, die ohnehin allezeit was rauhes und unregelmäßiges behalten würde, sich lange aufzuhalten, da man mit den Sachen und Wahrheiten selbst sich viel ein edler Geschäft machen könnte. Allein ist dann die Sprache keine Kraft und Wirkung der vernünftigen Seele? Warum solle diese allein das Unglük haben, und ungebaut liegen bleiben, da so manche fürtrefliche Männer die unleugbarsten Proben abgelegt, wie vortheilhaft auch hierinn sich vieles ins reine bringen, und zur Beförderung der Wissenschaften selbst gebrauchen lasse. Jedoch, wir unsers Orts leiden gerne den Vorwurf, daß unsere Sprache gleichwohl uns und unser Vaterland noch immer verrathe; und ich gestehe offenherzig, daß in diesem Stük mein Gewissen nicht allzu zärtlich noch abergläubisch gewöhnt ist. Allzu pünktliche Sprachrichter, die des Ursprungs und der Natur der Sprachen offenbar vergessen, halte ich von ganzem Herzen für einen sehr überflüßigen Hausrath in der gelehrten Welt.

Der Herr Professor der Beredsamkeit spricht nicht eben beredt, aber sein Nationalgefühl löst ihn von den lateinischen Kollegen, und dies wie die Verwerfung zu strenger Kritik mußte Anfänger befeuern und ermutigen. Trotzdem zögerten seine Schüler, da sie, zumeist Theologiestudierende, diesen Arbeiten nur Nebenstunden widmen konnten, lange bescheiden, ob sie die Sammlung herausgeben sollten. Faber aber, obgleich bewußt, daß „der Vollkommenheit noch manches

abgehe", veranlaßte sie, seiner „Grundregul zu folgen: in guten Anstalten muß einmal ein Anfang gemacht werden. Die allzu erhabene Begriffe von der Vollkommenheit haben schon vielem guten, welches nicht ohne Nuzen gewesen wäre, den Weg verschlossen. Was hinderts dann, daß wir nicht auch je und je von unsern Bemühungen Rechenschaft geben".

Ich glaube nicht, daß mit dem „je und je" auf die ältere Sammlung Schwäbische Gedichte hingewiesen ist; diese war zwar unter Fabers Direktion erschienen, aber nur von „einigen" Stiftlern verfaßt. Erst die 1753er Veröffentlichung war ein Manifest der Faberschen Schule, wie denn auch Wieland diesmal die „Gesellschaft, die bey Herrn Faber zusammen kommt" als Verfasser nennt (siehe unten S. 34). Sie war also wirklich ein „Erster Versuch gebundener und ungebundener Abhandlungen", ein „Anfang", dem „je und je" Fortsetzungen folgen sollten. Sie wurden zurückgehalten, wie die Vorrede zur 2. Auflage erklärt, bis man den Dichtern „keinen Eintrag mehr thun"; und das war, so viel ich weiß, für immer.

Die Leistungen der Gesellschaft, die durch die Pflege von Prosa und Verskunst an Gottschedische deutsche Gesellschaften erinnert, wurden getadelt. Faber, ob er gleich erklärt hätte, er wolle sich nicht „um den Stolz, die Verdrüßlichkeit oder den Unverstand der Tadler bekümmern", soll sie in den Tübingischen Berichten von gelehrten Sachen 1753, Stück 9, Seite 134 verteidigt haben; gegen wen? Auch in der Vorrede zur 2. Auflage werden nicht näher bezeichnete Angriffe bekämpft; die Sammlung sei eine Verteidigung der schwäbischen Dichtkunst; sie sei in Nebenstunden entstanden; die Verfasser hätten noch keine grauen Haare. Ewald von Kleist und die Bremer Beiträge werden als Muster genannt.

Diese zweite Auflage der Gedichte und Abhandlungen, Frankfurt und Leipzig 1755 (IV + 204 SS. 8⁰), mir freundlich von der Tübinger Universitätsbibliothek zur Verfügung gestellt, unterscheidet sich von der ersten lediglich durch eine kleine Kürzung des Titels, Verdeckung des Verlagsortes, eine andere anonyme Vorrede und durch den Zusatz von zwei Gedichten am Schlusse; die zwölf Bogen A—M sind aus der ersten Auflage herübergenommen, nicht neu gedruckt.

Wäre nicht auch Gemmingens 1753er Veröffentlichung so gemischt, daß regelmäßig zwischen Prosastücke poetische eingeschaltet sind (nur einmal stoßen zwei prosaische zusammen), so würde man geneigt sein, die gleiche Einrichtung der Gedichte und Abhandlungen auf Leseabende zurückzuführen, wobei etwa jedesmal ein Prosaartikel und mehrere Dichtungen im Kreise der Deutschübenden vorgetragen und be-

sprochen worden wären.[1]) Die Prosastücke haben wiederholt rednerische Anrede, nehmen aber auch Briefform an, wie die Gemmingenschen. Die Mehrzahl der Dichtungen ist gereimt. Erzählungen im vers irrégulier nach Gellerts Muster, Lehrgedichte in Alexandrinern, Fabeln, Epigramme wechseln mit Reimstrophen, Oden, Anakreonteen. Die Reimstrophe versucht zuweilen den witzelnden Refrain nach Lessings Muster; gegen das Ende nimmt die Zahl der anakreontischen Stücke zu. Die Sammlung ist nicht weniger modern als die Gemmingens, aber zumeist unreifer. Unbegabte schwatzen neben Begabteren; beide wortreich, wie Anfänger zu tun pflegen, nicht immer klar im Gedanken und Ausdruck, oft weniger korrekt als Gemmingen, manchmal aber weniger spröde und steif und einige doch gewandter und fähiger als die Verfasser der Schwäbischen Gedichte. Und alle sind mit Lust beim Verseschmieden.

Die Publikation des Faberschen Zirkels hatte trotzdem nicht den gehofften literarischen Erfolg; dafür eine unerwartete Wirkung. Der Mann, dessen Schule die Stuttgarter Dichter als rückständig ansahen, war den Tübinger Kollegen zu fortschrittlich. Es half nichts, daß man die Sammlung mit Oden auf Karl und Friederike von Württemberg eröffnet hatte, um seine Loyalität zu bekunden, vielleicht um sich allerhöchsten Schutz zu sichern. Faber erschien als Verführer der Stiftler. Er hatte sie Liebesoden gelehrt oder doch zugelassen, daß sie „auf etwas weicheren Saiten spielten", weil er sie „um ihr althergebrachtes Recht, auch denen schwächeren Empfindungen etwas zu lieb zu thun, nicht bringen" wollte (Vorrede), er hatte aufklärerische, freisinnige Äußerungen der jungen Theologen geduldet und eine Abhandlung „von einem glükseligen Staat ohne Religion" eingerückt. Füglich wurde er seiner Stellung als Professor der Dichtkunst enthoben.

So wenigstens stellt Lang a. a. O. S. 7 den Vorgang dar. Mir ist er nicht völlig verständlich. Faber hatte schon 1750 auch die Professur der Moral erhalten und war 1752 außerordentlicher Professor der Theologie geworden; 1755 wurde er zum ordentlichen Professor in diesem Fache ernannt. Diese Daten lassen auch die Erklärung zu, daß Faber um der neuen Ämter willen das alte aufgab oder aufgeben mußte. Hätte man an der Moral und Geistesrichtung seiner Schüler Anstand genommen, so wäre er doch noch weniger zum Verkünder der Gottesgelehrsamkeit tauglich gewesen,

[1]) Die Vorrede läßt es so vermuten: „Von der Einrichtung des gegenwärtigen .. Versuchs .... kan weiter nichts, als dieses sagen, daß sie ein Theil derjenigen Stüke sind, welche die sämtlichen Mitglieder nach einer unter Ihnen gemachten Ordnung der wochentlich einmal in meinem Hause angestellten Versammlung vorgelesen, und ihrer Beurtheilung unterworfen haben."

sollte man meinen; oder war man sicher, daß er hierin keine Seitensprünge machen werde? Dann hätten sich die Herren Kollegen getäuscht und auch dann, wenn sie ihn nur als Verführer zur weltlichen Dichtkunst überhaupt hatten unschädlich machen wollen;[1]) denn gerade im Jahre seines theologischen Ordinariates veranstaltete er die zweite Ausgabe der Gedichte und Abhandlungen. Diese Ausgabe beweist denn doch, daß Faber seine Neigung, die Dichtkunst in Schwaben zu fördern, nicht aufgab, und macht es glaublich, daß er nicht freiwillig auf die Professur der Beredsamkeit verzichtete. So hätten die Stuttgarter, freilich mit verfehltem Ziel ihres Spottes, Recht gehabt, den Tübinger Professoren Geschmack an der Dichtkunst abzusprechen. Und das Verfahren der Theologen gäbe eine Parallele zu dem Widerstand, den Wielands Vater gegen den Dichterberuf seines Sohnes leistete.

War dieser auch schon mit poetischen Plänen an die Universität gekommen, in der „Faberei" mußte er darin bestärkt werden. Und daß man den Schwaben die dichterische Befähigung abstritt, hat seinen jugendlichen Stammesstolz gewiß wachgerufen, wenn er auch als Reichsstädter sich von den Herzoglichen unterschieden fühlte. Es konnte nicht ohne Eindruck auf ihn bleiben, daß er gleich bei den ersten Schritten im Dichten mit einem Poetenstreit in Berührung kam, der ein, obzwar kleinliches Seitenstück zu dem großen Leipzig-Züricher war; er wurde auf den Eintritt in diesen vorbereitet.

Man sollte erwarten, daß Wieland in den Reihen der Faberschüler erscheint. Aber er zeigt ein früh sicheres Urteil, indem er die Schwächen beider Parteien erkennt. Huber spricht er nicht die Fähigkeit ab, etwas mehr als Mittelmäßiges zu schreiben, wohl aber das edle und wahrhaftig tugendhafte Herz und nennt seine reimlosen Verse fast alle unerträglich und seinem Geschmack sehr ekelhaft. Aber noch viel schlechter seien die schwäbischen Gedichte, die in Tübingen herausgekommen seien, das heißt die Fabersche Sammlung von 1751 (Anzeiger für deutsches Altertum 12, 89; Wielands Ausgewählte Briefe 1, 14; Euphorion Ergänzungsheft 3, 66). Und einige Wochen später verwahrt sich Wieland ausdrücklich gegen die etwaige Vermutung, er sei Mitarbeiter, und versichert, ganz und gar nichts damit zu tun zu haben (Stäudlin, Briefe an Bodmer S. 242).

Ob Wieland nachmals mit Huber in persönliche Berührung trat, die ihm zur Zeit dieser Auslassungen gegen Bodmer Ende 1751 fehlte, weiß ich nicht. Bodmer stand mit Huber und Volz in Briefwechsel (Stäudlin a. a. O. S. 243; Euphorion a. a. O.

[1]) Vgl. Wielands Äußerung, seine Landsleute hielten einen Poeten für einen Zeitverderber und unnützen Menschen. Ausgewählte Briefe 1, 65.

S. 69; 79). Es ist höchst wahrscheinlich, daß Volz erst durch Bodmer veranlaßt wurde, Wielands Freundschaft zu suchen (ebenda S. 69; 79). Vor Anfang Juni 1752 trat denn Wieland in Briefverkehr mit Volz und Gemmingen (ebenda S. 72; 78). Und in einem Briefe vom 11. April 1753 schreibt er an Volz (Morgenblatt 1839 Nr. 104, S. 414): „Es sind uns Arbeiten von der Gesellschaft, die bey Herrn Faber in Tübingen zusammen kommt, vor die Augen gekommen. Ich überlasse diese Puerilitäten der Zuchtruthe des Herrn Hubers. Ich wünsche, daß er sich verbunden achte, alle Welt für dem Verdacht zu warnen, als ob er oder andere brave Leute ein so elendes Institutum und so kindische und abgeschmackte Sudeleyen für Sachen ansehe, die zur Ausbreitung der Wissenschaften dienen und einen guten Begriff von Tübingen erwecken sollen." Damit sagt sich Wieland von der Faberpartei so heftig los, wie er vordem die Teilhaberschaft an der Stiftler-Sammlung abgeschüttelt hat.

Gerade die Heftigkeit der Äußerungen legt die Annahme nahe, Wieland habe gefürchtet, man halte ihn für einen Parteigänger der Tübinger, wohl gar für ihren Mitarbeiter. Und in der Tat war eine solche Vermutung nicht nur berechtigt wegen Wielands Beziehung zu Faber, sondern auch wegen des Inhaltes der neuen Sammlung. Ihre Stoffe sind teilweise solche, deren Wahl auch Wieland zuzutrauen war; z. B.: Lob der „gewählten" Dichtkunst; Darstellung einer glücklichen Insel, der besten Welt; Erörterung der Zufriedenheit nach dem System des Epikur; Preis der Vorsehung, der Einsamkeit, des Frühlings, der Nacht; Liebe, Freundschaft; Erörterung über den philosophischen Liebhaber; über das notwendige Band der Seelen und ihrer Körper. Das wiederholte Vorkommen des Namens Doris besagt nichts, er ist auch Gemmingen und anderen geläufig. Den Hinweis auf Bayle (S. 185) aber konnte auch Wieland setzen. Alexandrinerverse, Hexameter mit Auftakt, vers irréguliers, reimlose Kurzzeilen und Oden, Reimstrophen sind Formen, deren sich auch Wielands Dichtung damals bediente. S. 80 und 120 haben Gedichte das gleiche Versmaß wie Wielands 5. und 8. hinter dem Antiovid gedruckte Oden. Auch die Reime ähneln den damaligen Wielands, besonders die mit i: ü; aber auch Ideen: spähen, hört: fährt, lehren: hören, messen: Größen, sind: findt, verdringen (= verdrängen): Dingen: zwingen werden von ihm und in der Sammlung gebraucht. Doch ist der Beweiswert solcher Zusammenstellungen gering, wie Schlüter, Studien über die Reimtechnik Wielands, Marburg 1900, erweist, indem er Belege aus nichtschwäbischer Literatur herbeiträgt.

Im ganzen habe ich aber den Eindruck, daß Fabers Gedichte und Abhandlungen den Jugenddichtungen Wielands näher stehen als

andere der erwähnten schwäbischen Produkte, besonders näher als denen Gemmingens, dessen knappe Realität ihnen ganz fehlt. Ich habe auch ein Büchlein „Lieder und Gedichte. Tübingen, bey Johann Cotta, 1752" überprüft; zuerst „Moralische und Vermischte Gedichte", dann — auf ebenfalls 70 Seiten! — „Geistliche Gedichte". Kaum eine Zeile dieses Werkchens könnte Wieland verfaßt haben, obwohl Inhaltsberührungen nicht fehlen. Als den ungenannten Verfasser nehme ich Friedrich Karl von Moser in Anspruch, obwohl ich dessen Lieder und Gedichte erst 1753 verbucht finde und die Ausgaben nicht vergleichen kann. Diese Beziehungen des Dichters zu den hessischen Fürstlichkeiten, zu Ernestine von Rotenhof, zu deren Schwester Frl. von Herd (ich löse abgekürzte Namen des Druckes auf) u. a. m. verraten aber Moser. Und nun gewinnt das Büchlein noch einen Vergleichswert: Moser war ebenso wie Wieland in Klosterbergen erzogen und diesen Geschmack bewahrt er, da die Jenaer Universität ihm keine bessere Anregung gab. Wieland aber wechselte die Ausdrucksmittel und trat den Tübingern so nahe, daß mancher noch heute ihn beim ersten Aufschlagen der Gedichte und Abhandlungen für einen Mitarbeiter halten möchte.

Der Eindruck wird besonders verstärkt durch zwei größere Alexandrinerstücke. Diese Lehrgedichte: „Die Zufriedenheit nach dem System des Epikurs" mit einem Motto aus Seneca und „Die Vorsicht" ständen dem Tübinger Wieland wohl an. Der Verfasser schüttet wie dieser eine Fülle von Philosophennamen aus und sucht die Meinungen ihrer Träger kurz zu kennzeichnen. Sein Bedauern, daß Epikur die Vorsehung nicht kenne, ist Wieland angemessen. Doch scheint der Verfasser des ersteren Gedichtes mehr für Epikurs Lehre eingenommen zu sein, als der Dichter der Natur der Dinge war, wie denn überhaupt das ganze Bändchen eine freisinnigere Richtung einschlägt, als der junge Pfarrerssohn. Ferner: Wieland ist in seiner Darstellung abstrakter, ätherischer; der Lehrdichter der Sammlung arbeitet mehr mit Vorstellungen aus der Wirklichkeit. Auch bindet er vier Verse zur Strophe, was Wieland in der Natur der Dinge und in den Moralischen Briefen nur selten tut. Vor allem aber: der Tübinger verlangt nach einer Yariko, während Wieland seine Sophie-Doris besaß und also keiner Yariko bedurfte. Im zweiten Stück „Die Vorsicht" gibt sich der — doch wohl gleiche — Verfasser etwas abgeneigter gegen Lukrez, steht also Wielands Auffassung näher; aber gegen Ende erwähnt er einen Nerand, dem das Geschick Doris aus den Armen reißt und das Kind, das sie ihm geboren hatte; das konnte der Bräutigam einer Doris nicht schreiben. An Wielands Autorschaft ist also nicht zu denken. Aber daß Wieland für seine Neigung zum Lehrgedicht hier Stütze fand, wohl erst in Lukrez hineingeführt wurde, ist mir wahrscheinlicher, als die um-

gekehrte Annahme, die Faberschen seien durch ihn dazu gebracht worden; denn erscheint ihre Sammlung auch erst nach Wielands Erstlingswerken, so enthält sie doch sicher nicht nur Schulerzeugnisse der letzten Monate. Und vor allem: die Aufgabe, die ihm seine Verlobte gestellt, seine Gedanken über das Thema: Gott ist die Liebe niederzuschreiben, konnte nicht von selbst ihn auf Lukrez hinführen. Er hat es denn auch später als eine Ungereimtheit bezeichnet, zu einem so antilukrezischen Gedicht sich den Lukrez zum Muster zu nehmen (Poetische Schriften 1762 1, 23 f.). Zu dieser Ungereimtheit wird er durch den Lukrezkult in der Faberschen Dichtschule verleitet worden sein.[1])

Ferner. Die Oden, die er dem Antiovid anhängte, hat Wieland sehr bald bereut. So verliebt er war und so lebhaft die schöne Verlobte seine Sinne erregt hatte: er war in der ersten Trennung von der Geliebten und infolge des Widerstrebens seines Vaters gegen den vorzeitigen Bund schwermütig. Auch hatte er sichs zum Grundsatze gemacht, ein platonischer Liebhaber zu sein. Die Oden aber preisen das Küssen in heißen, leidenschaftlichen, begehrlichen, auch heiteren Worten. Gewiß sind sie wahr gefühlt; gewiß entsprechen sie dem Grundwesen Wielands genauer als sein Prinzip der himmlischen Freundschaftsliebe. Aber ihre Sinnlichkeit kam ihm selbst so verdächtig vor, daß er sie gegen Bodmer und Schinz erklären zu müssen glaubte (Ausgewählte Briefe 1, 73; 79 ff.; 84). Daß er in jenen „gewissen Stunden, in denen er sich selbst sehr ungleich war" (ebenda 1, 105), zu dieser anakreontischen Gestaltung kam, daß er diese Heimlichkeiten seiner Seele gar der Öffentlichkeit übergab, was ihm selbst darnach nicht wohl getan schien (ebenda 1, 85), dazu gab sicherlich die Unbefangenheit die Anregung, mit der die Kommilitonen bei Faber verliebte Verse machten.

So bietet die Fabersche Sammlung nicht unwichtige Beiträge zur Erkenntnis von Wielands Entwicklung. Sie ist zweifellos ein hervorragendes Mittel zur Beurteilung der Atmosphäre, in der Wieland seinen Beruf entdeckte.

Wenn er sich aber doch von den Verfassern trennte, so waren es nicht ihre Muster, nicht ihre Stoffe, nicht ihre Formen, die ihm widerstrebten. Ihre Leistungen waren ihm zu schwächlich. Und vor allem: ihre Bemühungen waren Belustigungen der Nebenstunden, sie dichteten nicht aus innerem Drange wie er; darum nannte er sie Kinder und ihre Erzeugnisse kindisch.[2]) Ihm aber, der ihnen an

---

[1]) Vgl. Döll, Wieland und die Antike. München 1896, S. 28 f.

[2]) Daß der Ausdruck damals noch keineswegs überwiegend den stark tadelnden Sinn hatte, wie heute, zeigen die Stellen in Grimms Wörterbuch 5, 765.

Jahren nicht voranging, war es nicht um ein kindliches Spiel zu tun neben einem anderen Hauptberuf; er nahm das Dichten als ernste, seinem Wesen notwendige, sein Leben ausfüllende Aufgabe.

Und noch in einem anderen Punkte fühlte er sich nicht eins mit ihnen: sie waren, obwohl zumeist oder alle Theologen, mehr Freidenker als er. Darüber mag es zu Sticheleien gekommen sein. Ja eine solche brachten sie sogar in die Öffentlichkeit. Auf S. 139 f. der Sammlung von 1753 steht ein Gedicht „Der Vorzug unserer Zeit", das ironisch die Gegenwart preist:

Daß sich die Zeiten bessern,
Und wirklich frömmer werden,
Als sie vor hundert Jahren
Und länger nicht gewesen;
Will ich daher beweisen,
Weil jezund die Lukreze,
Weil jezund die Ovide,
Weil jezund die Properze
Zum Glük für junge Seelen
Nicht fortgesezet werden:
Mit Rand- und andern Glossen
Nicht mehr erläutert werden;
Hingegen unsre Dichter,
Die nichts als Tugend reizet,
Sich ganz allein bestreben,
Den stark verderbten Eindruk,
Den jene Dichter machen,
Die sich zur eig'nen Schande,
Uns aber zum Entsezen,
Einmahl gelebet haben,
Verbessernd auszulöschen:
Indem sie jezt nichts schreiben,
Als nur Anti-Lukrezen,
Als nur Anti-Oviden,
Und noch viel Anti-Anti,
Die mir jezt gleich entfielen,
Da ich sie nennen wollte.
Nun sagt, sind unsre Zeiten
Nicht besser als die alte?

Der Spott auf Wieland ist deutlich. 1752, ein Jahr vor dem Erscheinen der Sammlung, waren das anti-lukrezische Lehrgedicht die Natur der Dinge und sein Anti-Ovid ausgegangen. Wieland wurde also wegen seiner Tugendschwärmerei und frommen Sittenstrenge von den Kommilitonen geneckt und daraus begreift sich nun, warum er, gewiß damals in seiner schwärmerisch-heiligen Verliebtheit doppelt empfindlich, so gereizt über ihre Versuche sich äußerte und den Verkehr einschränkte oder gar mied. „Der Mangel des Umgangs mit geschickten Leuten und Freunden hat mir sehr geschadet," schreibt er am 6. März an Bodmer (Ausgewählte Briefe 1, 50 f.), „ich bin immer allein." Dies muß nun freilich nicht mehr heißen, als daß er keinen vertrauten Anschluß hatte, noch nicht, daß er an den Dichtübungen nicht teil nahm. Er fühlte sich einsam.[1])

Darum auch suchte er Beziehungen außerhalb Tübingens. Nicht aber zu den kleinen Stuttgarter Dichtern im Nebenamt, sondern zu den angesehensten Kunstrichtern in Halle und Zürich. Von ihnen wünschte er die Bestätigung seines Dichterberufs. Über die schwäbischen Liebhaber der schönen Wissenschaften strebte er hinaus.

[1]) Vgl. Lütkemüller im Gesellschafter 1826, S. 883; Böttiger in Raumers Historischem Taschenbuch 10, 391.

Zum Verhältnis zwischen Friedr. Heinr. Jacobi, Nicolai und Wieland

mit einem Briefe Jacobis an Gleim aus dem Jahre 1773.

Von Felix von Kozlowski in Berlin.

Von den Briefen Friedrich Heinrich Jacobis an Gleim ist im Halberstädter Gleimarchiv nur noch einer vorhanden, und zwar vom 6. August 1773 aus Düsseldorf. „Dieser Brief," hat Wilhelm Körte unter demselben am 29. November 1805 notiert, „ist erst nachher aufgefunden, nachdem der HE. G. R. Jacobi seine Briefe an Gleim schon von mir erhalten, dieselben zum Theil wieder remittirt hatte." Leider sind diese teilweise remittierten Briefe Jacobis nach einer Bemerkung im Kataloge des Archivs „herausgeschnitten". Wann und warum, ist nicht mehr festzustellen. Möglich wäre, daß dies im Zusammenhange steht mit dem Streite zwischen Jacobi und Körte über Veröffentlichung von vertraulichen Briefen noch lebender Personen; ersterer empfand ein solches Verfahren als grobe Indiskretion und mißbilligte es scharf. Von den Briefen Gleims an Jacobi sind 30 in Abschriften, überwiegend von Gleims Hand, in dem 55. Handschriftenbande vereinigt, den Zeitraum von 1769 bis 1790 umfassend. Die meisten stammen aus den Jahren 1780 bis 1783 und enthalten unter anderm einige Bemerkungen und Nachrichten Gleims über Goethe, die eventuell von mir an anderer Stelle verwertet werden sollen.[1]) Fritz Jacobi gehörte mit zu Gleims besten Freunden, obwohl es an Verstimmungen zwischen ihnen nicht gefehlt hat. Seine ausgedehnten Freundschaften mit den verschiedenartigsten Geistern brachte Gleim bei seiner ängstlichen Sorge vor einer Hereinziehung in ausgebrochene literarische Fehden in Situationen, die ihn zuweilen der Mißstimmung und dem Mißtrauen seiner Freunde aussetzen mußten.

Im Frühjahr 1773 erschien Nicolais „unwunderbare", das heißt „wahre Geschichte" vom ehrlichen, aber unglücklichen Magister Sebaldus Nothanker, der Menschen und Zustände damaliger Zeit durch die dünne Hülle seiner Prosa mit Behagen, doch mit wenig Witz und Grazie so deutlich durchschimmern ließ, daß er einen gewissen kulturhistorischen Wert beanspruchen darf. Nicolais aus ehrlichster Überzeugung entspingender, aber propagandistischer Eifer für die Aufklärung verband sich mit einem satirischen Talent wenig geschliffener Art, das er zu-

[1]) Vgl. jetzt S. 12 f. meiner Schrift „Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts". Halle a. S. 1906.

weilen gegen seine Gegner in Anwendung brachte. Die leichtgeschürzte Grazienpoesie mit ihrer Schwärmerei im schäferlichen Arkadien war diesem nüchtern denkenden Manne, der es am liebsten mit der faßbaren Wirksamkeit zu tun hatte, so zuwider, daß ihm ihre süßlich-sentimentale Übertreibung in der auch äußerlich gezierten Persönlichkeit eines Johann Georg Jacobi der Zielpunkt seines philiströs-boshaften Witzes wurde. J. G. Jacobis für die Eingeweihten ziemlich deutliche Zeichnung in der Gestalt des Herrn von Säugling kam ihm durch die nunmehrige erbitterte Gegnerschaft Fritz Jacobis teuer genug zu stehen. Jacobi schürte zwei Jahre danach Goethes Zorn auf Nicolai über die „Freuden des jungen Werther's", den dieser gar nicht recht begreifen konnte; er mischte sich in die heftige Fehde zwischen Voß und Nicolai (1779—1781) und in die noch späteren Streitigkeiten zwischen Lavater und Nicolai und ihrem beiderseitigen Anhang immer gegen Nicolai und die Berliner Stellung nehmend ein, obwohl das Verhältnis vor dieser letzten Einmischung äußerlich wenigstens zufriedenstellend zu sein schien. Ich schließe das aus einem ungedruckten Briefe Nicolais an Gleim vom 17. Juni 1788, der jedenfalls zeigt, daß Nicolai gegen Fritz Jacobi nicht unfreundlich gesinnt war. Darin [1]) heißt es:

Ich sende Ihnen mein werther Freund, eine Schrift die mir Starck ausgepreßt hat, er ist einer von den unwürdigsten Menschen. Er hat eben, mit Vergeßung alles Respects, den man einer solchen Dame schuldig ist wider die Frau

[1]) Der Brief ist diktiert, wozu sich Nicolai häufig wegen der großen Menge seiner Geschäfte gezwungen sah. Die eingeklammerten Stellen [ ] sind von Nicolais Hand eingefügt. Mehrere Verstöße gegen die Wortrichtigkeit, die offenbar dem Schreiber zur Last fallen, sind von mir sinngemäß geändert worden. Zu dem Inhalte des Briefes, dessen restlose Analyse eine ausführliche Darstellung der verwickelten Lavater-Nicolaischen Streitigkeiten (wir nennen sie so nach den Hauptpersonen) von 1785—1789 erfordern würde, sei hier Folgendes bemerkt: Nachdem Leuchsenring im Auguststück der Berliner Monatsschrift 1785 das „Mährchen vom Krypto Jesuitismus", wie es Fritz Jacobi in einem Briefe an Garve vom 27. April 1786 (Briefwechsel 1, S. 397 ff.) nennt, aufgebracht hatte, hörten die Erörterungen über die Gefahren des heimlich, das heißt durch die geheimen Gesellschaften, sich einschleichenden Katholizismus in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und der Berliner Monatsschrift nicht auf. Besonders heftige Angriffe richteten diese Zeitschriften gegen Lavater, der ihnen wegen seiner Neigung zur Schwärmerei, seiner Vorliebe für Magnetismus und Geisterseherei, seiner Beziehungen zu Leuten wie Gaßner und Mesmer und wegen mancher anderen Dinge als der schlimmste Beförderer alles abergläubischen Wesens erschien. Für Lavater — und gegen Leuchsenring — traten seine Freunde Fritz Jacobi und J. G. Schlosser in die Schranken, indem sie die Jesuitenriecherei des Berliner Triumvirates (Nicolai, Gedike, Biester) lächerlich fanden. In eine neue Phase ging der Streit über, als die Frau von der Recke (Elisa) 1787 über Cagliostros Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen dortige magische Operationen geschrieben und hierbei in einer Anmerkung den Darmstädter Oberhofprediger Johann August Stark, der vorher in Mitau Professor der Philosophie gewesen

von Reck geschrieben. Es ist das unwürdigste ungentlemanlike Betragen das sich denken läßt. Es soll mich wundern ob unser Publicum schon so tief gesuncken ist, daß es für diese Unwürdigkeit kein Gefühl hat. Ich habe es schon sehr bedauret,

---

und in persönliche Beziehung zu Elisa von der Recke getreten war, als wahrscheinliches Oberhaupt einer geheimen klerikalen Maçonnerie gewissermaßen mit dem Betrüger Cagliostro in Parallele gestellt hatte. Auch hiergegen suchte sich Stark, dessen Existenz wegen der Beschuldigung der Berliner, er sei ein heimlicher Jesuit, auf dem Spiele stand, in seiner ungeheuer umfangreichen Apologie zu rechtfertigen, was die Frau von der Recke nun ihrerseits angeblich zur Steuer der Wahrheit veranlaßte, ganz ausführlich in ihrem mit einem Vorwort des Verlegers Nicolai ausgestatteten „Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Johann August Stark Vertheidigungsschrift u. s. w." (Berlin und Stettin, 1788) über alles zu berichten, was sie von Starks verdächtiger Geheimniskrämerei in Kurland wußte. Die Antwort Starks — „Auch Etwas wider das Etwas der Frau von der Recke u. s. w.", Leipzig 1788 — fiel ziemlich derbe aus, und auf diese Schrift bezieht sich Nicolais Tadel über Starks Benehmen zu Eingang obigen Briefes. Aber auch Nicolai selbst fühlte sich veranlaßt, zur selben Zeit eine 174 Seiten im Oktav fassende Schrift (Friedrich Nicolai's öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; Nebst beyläufigen Digressionen betreffend Hrn. Johann August Stark und Hrn. Johann Kaspar Lavater. Berlin und Stettin, 1788) gegen Stark wegen dessen „mit den hämischsten Deutungen und Konsequenzen" (S. 4 von Nicolais Schrift) begleiteten Anführung einer ursprünglich von Weishaupt stammenden Bemerkung über Nicolais Zugehörigkeit zum Illuminatenorden zu veröffentlichen. Diese Schrift sendet Nicolai an Gleim mit obigem Briefe. In derselben finden sich S. 20 und S. 96 ff. die beiden im Briefe erwähnten Anmerkungen gegen Fritz Jacobi, welcher in einem Aufsatz im Deutschen Museum (Februar 1788: „Einige Betrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist") Starks Verteidigungsschrift kalt und gründlich gefunden und gelobt hatte, obwohl er ihn selbst verachtete (Brief an F. L. Stolberg vom 7. Mai 1788, siehe Briefwechsel 1, S. 475). Auf Berlin und die Berliner war Jacobi sehr schlecht zu sprechen und hatte dies wiederholt, auch in diesem Aufsatz, zum Ausdruck gebracht (vgl. Nicolai, Anmerkung S. 96 ff.). Nicolai suchte sich brieflich mit Jacobi, den er als einen ehrlichen Mann hochschätzte, zu verständigen und entschuldigte sich sogar in einem langen Schreiben (von verschiedenen Briefen ist nichts bekannt) an diesen vom 20. Juni 1788 (vgl. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, 1. Band, S. 97) wegen seiner Ausfälle gegen ihn in dem genannten Buche, das er ihm zugleich mitschickte. Um Schlossers — dessen Stellungnahme sich im wesentlichen mit der seines Freundes Jacobi deckt — Anteil an diesen Zwistigkeiten kennen zu lernen, vergleiche man vor allem seine Aufsätze im Deutschen Museum vom Januar 1787, vom Januar und Juni 1788. Gleim nahm in diesen Fragen den Standpunkt Nicolais ein; der Aufforderung desselben, an Fr. Jacobi wegen dessen Parteinahme für Stark zu schreiben (siehe obigen Brief), konnte jener nicht nachkommen (Brief an Nicolai vom 27. Juni 1788), weil gerade damals wegen Jacobis Meinung über den Spinozismus Lessings, die Gleim getadelt hatte, eine Stockung in ihrem Briefwechsel eingetreten war. Soweit die Kgl. Bibliothek in Berlin den Nachlaß Nicolais besitzt, ist von dessen im Briefe angeführter „lustiger Schrift" nichts mehr vorhanden. — Inwiefern etwa diese religiösen Streitigkeiten, die damals viel Staub aufwirbelten und nur durch die gewaltigen politischen Ereignisse der französischen Revolution ihr Interesse verloren, wichtig sind für die folgenden romantischen Zeiten und für die Kultur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, scheint noch nicht genügend festgestellt.

daß so gar Jacobi mit diesem elenden Menschen Parthie macht. Ich hoffe wenigstens, er wird es bey diesem unwürdigen Ausfalle nicht thun. Schreiben Sie ihm doch deswegen wenn Sie Starckens neues Buch gelesen haben.

Ich bedaure mehr wie jemand daß ein sonst so vernünftiger Mann sich selbst und mich seinen Freund so compromitirte. Ich nehme mich übrigens Leuchsenrings Sache gar nicht an, aber der Ausfall auf ihn, ist nach dem Urtheil aller vernünftigen Leute unbillig, und zugleich unverdient. Der Ausfall auf Berlin ist auch unerhört. Ich habe mit ihm verschiedene Briefe darüber gewechselt, und ich weiß nicht ob er meine Freymüthigkeit etwa übel genommen hat. Oefentlich laße ichs jezt noch bey den zwey Anmerckungen im anliegenden Buche bewenden. Ich bin des Streitens herzlich überdrüßig, und werde doch immer wider meinen Willen dazu gezwungen. [Die Kunst, die Freunde der Wahrheit nicht zu widerlegen, aber zu ermüden versteht man heute zu Tage.] Ich habe selbst in der Leipziger Meße (wo ich auch die anliegende Schrift schrieb) den Entwurf zu einer ziemlichen lustigen Schrift hierüber gemacht, wobey die Lacher wohl auf meiner Seite sein solten. [Der Titel ist Über Jesuitenriecherey und Hahnreyschaft aus Aufklärung. Ich bitte diß **niemand** zu sagen. Ich werde es wohl nicht publiciren.] Ich laße sie aber noch liegen, und respectire in ihm noch den Freund, wider den ich nicht schreiben möchte, wenn es nicht die höchste Nothwendigkeit erfoderte.

Wie andauernd gehässig Jacobi seinerseits über Nicolai dachte, geht aus dem gleichzeitigen Briefwechsel mit seinen Freunden hervor; dessen Bemühungen, sich mit ihm freundschaftlich zu stellen, fanden bei ihm keine Gegenliebe. „Er [Nicolai] hat mir von neuem schreiben wollen," sagt Jacobi in einem Briefe an Georg Forster vom 3. Februar 1789 (Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel,[1]) 1. Band, S. 497), „wie ich von Dohm erfuhr, weil es ihm vorgekommen ist, daß ich doch ein Mann von Lebensart wäre, und nicht anders redete, als ich dächte. Der Pinsel! Ich hoffe es doch noch zu erleben, daß die Häupter dieser Schule an ihren Platz werden zu stehen kommen, wie vor 30 Jahren Gottsched und die Seinigen."

Nicolai und Wieland, dessen Lobpreisung des Magister Sebaldus — zuerst brieflich und dann im Merkur — Fritz Jacobi heftig gegen ihn aufregte, hatten sich zur selben Zeit in Weimar persönlich kennen gelernt, und der Eindruck war gegenseitig ein sehr befriedigender gewesen. Nach dieser Seite ergänzt unser Brief, was Nicolai an Höpfner — „Herr Wieland gewinnt sehr, wenn man ihn persönlich kennt" (Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe usw., S. 64) — und Wieland an Nicolai selbst schreibt (ebenda in der Anmerkung). Allerdings zur eigentlichen Freundschaft gedieh das Verhältnis zwischen beiden nicht. So sagt Wieland 1775 im Merkur bei Gelegenheit einer wohlwollenden Anzeige von Nicolais „Freuden des jungen Werther's": „Herr N. ist nie mein Freund gewesen." Vielmehr veranlaßte schon damals seine hierbei getane Be-

[1]) Herausgegeben von Friedr. Roth, 1. Band, Leipzig 1825; 2. Band, Leipzig 1827. Ich beziehe mich darauf unter der Abkürzung „Briefwechsel".

merkung, daß er in Nicolais Bibliothek „fast immer schief angeklotzt, oft muthwillig mißhandelt und nicht ein einzigmal durchaus unparteiisch beurtheilt worden" sei, eine zuerst in mehreren Briefen gestellte Aufforderung Nicolais, jene Bemerkung zu widerrufen oder zu beweisen, und dann — als trotz gütlichen Zuredens eines gemeinschaftlichen Berliner Freundes Wieland sich darauf nicht einließ — die öffentliche Wiederholung der Aufforderung in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, von welcher dieser keine Notiz nahm. Drei Jahre später brachte bekanntlich das in Nicolais Verlag erschienene, aus dem Englischen übersetzte Leben Johann Bunkels und Wielands Zergliederung dieses Buches im Merkur als eines elenden Machwerks eine erbitterte Fehde zwischen beiden hervor, die in unschönem Tone 1778 und 1779 in mehreren Streitschriften ausgefochten wurde.

Die Stimmung der Jacobis gegen Nicolai war schon vor dem Sebaldus unfreundlich gewesen. Seit J. G. Jacobis Verbindung mit Klotz in Halle sprach die Allgemeine Deutsche Bibliothek von jenem und seinen Werken — auch Gleim blieb nicht verschont — in einem Tone, den die Brüder als impertinent empfanden, wie ihnen überhaupt das von Nicolai in seiner Bibliothek inaugurierte prätentiöse „Reiten auf dem critischen Thiere Deutschlandes" gründlich mißfiel. Einzelne Vorfälle, so J. G. Jacobis Schrift gegen Hausen wegen dessen sonderbarer Lebens- und Charakterdarstellung des Geheimrats Klotz (man vgl. hierzu die beiden Goetheschen Rezensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 29. Mai und vom 18. Dezember 1772), schürten beiderseitig das Feuer, bis es durch den Sebaldus Nothanker in einen Brand geriet, der nicht mehr zu löschen war. Wieland schreibt die lobende Anzeige des Nicolaischen Romans für den Merkur, ohne daß er in dem Herrn von Säugling eine Karikatur J. G. Jacobis erkannt hatte, denn es ist durchaus anzunehmen, daß er in anderem Falle Rücksicht auf einen seiner eifrigsten Mitarbeiter am Merkur genommen hätte; Fritz Jacobi selbst bemerkte die Stelle vom Säugling[1]) erst beim zweiten — durch Wieland veranlaßten — Lesen des Romanes, beim ersten flüchtigen Ansehen aber hatte er nur den Eindruck eines „trivialen und höchst langweiligen Werkes" gehabt, worin ihm Wieland völlig widerspricht. Jacobi entdeckte die karikierende Zeichnung seines Bruders am 10. Juli 1773, wie aus seinem auf der Stelle an Wieland geschriebenen Briefe hervorgeht (veröffentlicht von Ludwig Geiger, Goethe-Jahrbuch 2, S. 377 f.). Er ist in die höchste Wut geraten und schwört furchtbare, tödliche Rache an dem „Elenden" zu nehmen, „der hinter meinem Bruder herschlich, um ihn zu morden". Er bittet Wieland, falls er

[1]) Vgl. den 3.—6. Abschnitt des 3. Buches im 1. Bande des Sebaldus.

den Sebaldus Nothanker im II. Teil des Merkur gelobt haben sollte, das betreffende Blatt wegzuschneiden oder den Bogen herauszunehmen. „Sie wollen doch Ihre Brüder Jacobi nicht verlieren — nicht auf ewig verlieren?" Die Antwort Wielands ist vom 16. Juli.[1]) Sie gipfelt in der Stelle: „Sebaldus ist im Merkur gelobt; die Exemplare werden in künftiger Woche abgehen, müssen abgehen; und was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben." Wieland sah im Säugling kein Pasquill, ja kaum eine Personal-Satyre (vgl. seinen Brief vom 14. August 1773;[2]) aber davon abgesehen, daß er sich Nicolai mochte verpflichtet fühlen und eine Verzögerung in der Absendung des Merkur für untunlich hielt, setzte er wohl auch einem so starken Drucke, den Jacobi in seinem Briefe angewandt hatte, einen gewissen Eigensinn entgegen. Jacobi fühlte sich durch Wielands Verhalten tief verletzt. Obwohl — allerdings erst nach einer Reihe von Briefen — zwischen beiden der Friede hergestellt wurde, muß doch ein Stachel im Herzen jenes zurückgeblieben sein. Im Jahre 1781 machte Jacobi bekanntlich den unerwarteten Ausfall gegen Wielands Merkuraufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit" (1777, IV, S. 119 bis 145), welcher zu einem vieljährigen völligen Bruche führte, der Jacobi auch gegen den Oberon ungerecht machte und trotz späterer Wiederannäherung das intime, aber schon seit 1777 ernstlich erschütterte Freundschaftsverhältnis zwischen beiden für immer zerstörte. Auch in diesem Streite sucht Gleim, wie aus ungedruckten Briefen hervorgeht, „seinem lieben Bruder Fritz" ins Gewissen zu reden. „Schonung verdiente der nicht, der eine solche Hohnlache über die Menschheit aufschlagen konnte," hatte Fritz Jacobi an Gleim geschrieben, worauf dieser am 24. Oktober 1781 erwidert: „Hohnlache? Wieland hätte solch eine Hohnlache gegen die Menschheit aufgeschlagen in seiner Abhandlung vom göttlichen Recht! Ich will sie gleich noch einmahl mit Andacht lesen, denn ich laß sie flüchtig, und habe die Hohnlache nicht bemerkt — Hätt es aber auch seine Richtigkeit mit dieser unglaublichen Hohnlache Wielands, mustest Du, mein lieber Bruder Fritz, so bitter Deinem alten Freunden begegnen, vor den Augen der ganzen Welt, die's wuste, was für Herzensfreunde die Verfaßer des Woldemar, und der Musarion einst waren?" Gleim war ein abgesagter Feind aller Zänkereien von Gelehrten vor dem großen Publikum; er hielt dieses für urteilslos und begriff nicht, wie man das Schicksal eines Werkes von der Aufnahme beim Publikum abhängig machen konnte. Als einen solchen Gedanken Jacobi bei Gelegenheit seines Woldemar in einem Briefe an Gleim

---

[1]) Briefwechsel 1, S. 116 ff.
[2]) Briefwechsel 1, S. 133 f.

geäußert hatte, bekennt dieser, immer nur für einen Freund geschrieben zu haben[1]) und ermahnt Jacobi, ebenso zu denken. Dieser Denkweise Gleims entsprach durchaus, daß er schon am 18. Juli 1773 eine Anfrage Jacobis: „ob wir den niederträchtigen Verfaßer des Nothankers öfentlich angreifen, ihn verdammen, und vor aller Welt ihn lächerlich machen sollen?" als unnütz und schädlich zurückgewiesen hatte, mit dessen — für Jacobis Charakteristik nicht uninteressanten — Vorschlägen aber „sichs nicht mercken laßen, warum man zu Felde zieht", und also nur hinterlistig „anfallen" noch weniger zufrieden gewesen war. „Man muß entweder den Pasquillanten verachten, und schweigen, oder öffentlich den Schurcken nennen." Selbst Jacobis brieflich geäußerter Zorn über „die allgemeinen so genannten Toleranzisten," deren unbeschränktes Duldsamkeitssystem sie unter Umständen dahin führen könnte, selbst zu Schurken zu werden, macht Gleim nicht irre an seinem Grundsatze, den er sein „spezielles Toleranz-system" nennt: „Man läßt die kleinen Hunde bellen und läßt die Narren Narren seyn!" „Zu dieser Art von Gleichgültigkeit gegen das was unsre Gelehrten ihren Ruhm nennen, mögt ich meinen lieben Jacobi sehr gern verführen. Man befindet sich so wohl dabey! Hat man aber von jenem Dinge, das die Gelehrten ihren Ruhm nennen, einen anderen Begriff, dann ist kein andrer Rath, man muß Hercules Keule nehmen und um sich schlagen, auf Drachen und Eydexen. Und das, mein bester Freund, rath ich unserm lieben sanften Bruder, so lang er gegen jenes Ding empfindlich ist. Er selbst muß um sich schlagen. Er muß auf keine Hülfe sich verlaßen. Er muß sich selbst stark fühlen. Er, nicht sein Feind, hat die Künste der Musen in seiner Gewalt, er kan, wenn er will. Vom Sinngedichte bis zur Epode, welche Mittel der Rache wenn ein Genie sich rächen muß!"

Gleims Vorstellungen sind nicht ohne Eindruck geblieben, wie der abgedruckte Brief beweist. Was Gleim auf diesen antwortete — der Brief ist nicht vorhanden — scheint Jacobi noch weiter (vgl. schon Wielands Brief vom 16. Juli) in den Gründen bestärkt zu haben, die ihn von irgendwelchem öffentlichen Auftreten gegen Nicolai absehen ließen. Um so tiefer wurzelte die heimliche Erbitterung, die, wie wir sahen, bei anderen Gelegenheiten zum Ausbruch kam.

Ich gebe den Brief unmittelbar nach dem Originale. Auf die schätzenswerte Mitteilung Jacobis in der Nachschrift über die Frank-

---

[1]) „Immer schrieb ich nur für einen Freund, die scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist, die Kriegslieder für Leßing, Halladat für Heinsen, das übrige für Clamer Schmidt und Bruder Johann Georg — Von unsern Krittlern den Geschwornen ihrer Buchhändler, von unsern Lesern, die die Gallerien des Teufels lesen, wie den Woldemar — was für Urtheile können sie erwerben?" (In dem Briefe vom 24. Oktober 1781.)

furter gelehrten Anzeigen von 1773 und Goethes Anteilnahme, beziehungsweise Nichtanteilnahme an diesem Jahrgange sei noch besonders hingewiesen.

Fritz Jacobi an Gleim.

Herzlich geliebtester Bruder, ich sitze hier zwischen einem Kanzelisten, einem Furier, und meinem Secretair; alle 3 muß ich beschäftigen, und jede Minute ist mir theuer: dennoch sollen Sie, mein Liebster, einige von diesen Minuten haben.

Daß Nicolai zu Weimar gewesen, wußte ich schon längst; nicht durch Wieland, sondern — durch Nicolai selbst: bey Übersendung seines Nothankers ertheilte dieser mir die Nachricht. Hierauf schrieb ich an Wieland, und verwies ihm, im scherhzhaften Tone, daß er mich die intereßantesten Dinge ingnoriren ließ; z. B. den Besuch den ihm der große Monarch erstattet hätte. Ich erwähnte zugleich des Magisters, als eines trivialen und höchst langweiligen Werkes. — Wielands Antwort lautete wie folgt. „Nicolai ist, um die Alceste zweymahl zu hören, sechs Tage hier geblieben, er hat bey Hofe approbation gefunden, und ist würklich ein feiner Mann, der von Einer Seite viel Gutes hat. So sehr ich den impertinenten Ton, womit in seiner / sonst wahrlich schätzbaren / Bibliothek von unserem George und seinen Werken gesprochen wird, mißbillige, so kann mich doch dies nicht so ungehalten machen, daß ich von seinem Sebaldus denken sollte wie Sie. Würklich hat michs beynahe zu Boden geworfen, daß Sie dies Buch schlecht finden. Wie, um aller Götter willen, können wir doch so ungleich von einzelnen Dingen urtheilen. Immer hofe ich noch Sie werden günstiger davon denken, wenn Sie es in einer glücklichen Stunde lesen. Es ist eine vortrefliche Sache um den Enthusiasmus der edeln Seelen, schreibt mir heute jemand, aber — er macht ein wenig intolerant. Dies hat Shaftesbury schon gesagt, und es ist wahr." —

So weit Wieland. Die angezogene Stelle reitzte mich den Sebaldus aufs neue vorzunehmen, und vom Anfange bis ans Ende durchzulesen. Ich sammelte eine gute Anzahl Anmerkungen, die ich Wieland schicken wollte, um mich an ihm, wegen der Zeit die er zu verderben mich veranlaßet hatte, zu rächen — aber die Episode von Säugling brachte mich aus aller Faßung. Ich schrieb Wieland nur einen kleinen Brief,[1] der die dringende Anforderung enthielt, fals er den Nothanker im Merkur angepriesen hätte, die Stelle zu vernichten und den Raum durch einen Carton zu ersetzen. — Die Beylage enthält Wielands Antwort, und das mehrere werden Sie aus dem IIten Theil des Merkurs[2] bereits ersehen haben.

Wielands Betragen in dieser ganzen Geschichte ist mir äußerst wiedrig aufgefallen. Lächerlich auch. Mich deucht ich sehe den großen Mann hinter Nicolai und Weiße[3] auf dem critischen Thiere Deutschlandes reiten, und sich klein machen, aus Furcht von dem schnurrbartigen Zügelhalter hinunter geflucht oder gepeitscht zu werden. Es macht ein unerträgliches Bild. Eben so unerträglich ist mir die Vorstellung, wenn ich Wieland einige Blätter von seinem Lorbeer abbrechen sehe, um das Haar eines Elenden, wie Nicolai, damit zu schmücken. — Die moralische Seite des Dinges mag ich gar nicht einmahl ansehen.

---

[1] Vom 10. Juli 1773, siehe oben S. 42.

[2] Die außerordentlich preisende Anzeige des Sebaldus Nothanker steht Merkur, 3. Stück des 2. Bandes, Juni 1773, S. 231 f.

[3] Weiße war seit 1765 Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", die beim damaligen Publikum eine ähnliche Stellung einnahm wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Auf Wielands Brief vom 16t Juli[1]) habe nur wenige Zeilen, und zwar erst vergangenen Sonntag geantwortet. Morgen gedenke ich mich ganz ausführlich gegen ihn auszulaßen.[2]) Was aus der ganzen Geschichte wird melde ich Ihnen seiner Zeit.

Nunmehro, mein liebster Bruder, werden Sie mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich gewiß nicht auf Sie zielte, als ich in meinem jüngsten Briefe gegen die schwankenden unzuverläßigen Seelen der allgemeinen Toleranztisten losbrach.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, mein Bester, daß man sich nicht angehen laßen müße, als erkenne man in Säugling unsern George — bis zu seiner Zeit. Indeßen kan ich unmöglich ruhig zusehen daß Nicolai ungestört seinen, mit Wielands Lorbeern aufriesierten Dummen Kopf, stolz und hohnlächelnd herum trage. Sollte es dann schlechterdings unmöglich seyn unserem Publicum über die Aufallendesten Wahrheiten die Augen zu öfenen? Ich wenigstens, meines Orts, kann nicht begreifen, „warum es dem dümmesten unter allen Dumköpfen dieser Unterwelt nicht unendlich mahl begreiflicher seyn sollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott sey." — Es käme nur auf einen Versuch an, und vieleicht entschließe ich mich diesen zu machen.

Am aller besten wäre freylich wenn George selbst aufträte, und den Mann darstellte, der man sagt daß er nicht sey. Was Sie mir über diesen Punkt schrieben erinnerte mich an eine Stelle von Laharpe, wo von den critischen Stiergefechten die Rede ist; la harpe sagt: il ne faut pas qu'un homme de lettres y soit acteur. Que doit-il donc faire? Ne jamais repondre au détracteur absurde dont les feuilles fugitives se détruisent d'elles mêmes tous les huit jours: mais se servir du pinceau que le génie sait manier, pour deposer dans des monuments durables le portrait de l'ennemi des talents; le representer dans toute sa difformité, et le forcer de se contempler dans sa bassesse. Le public dira, c'est lui; et lui même se dira, c'est moi. S'il est difficile d'être plus coupable, il est rare d'être plus puni.

Ich habe Ihnen, mein liebster Bruder, das einzige Exemplar welches ich von dem Schauspiele Götz von Berlichingen[3]) hatte, zugeschickt. Vergeßen Sie nicht mir zu erzählen wie Sie damit zufrieden sind. —

Ihre Minne Lieder,[4]) denen wir schon so lange mit Sehnsucht entgegen sahen, sind immer noch nicht angekommen.

Recht inständigst, mein Bester, bitte ich Sie um eine baldige Antwort auf diesen Brief. Leben Sie wohl mein vortreflicher Freund, ich umarme Sie mit wahrer Liebe und grenzenloser Hochachtung.

Ddorf den 6t Aug. 1773 Fritz.

Eine Menge meiner besten Grüße an Rost.[5])

Fast hätte ich vergeßen der Ffurter Zeitung zu erwähnen. Der Merkur ist darinnen 3 und 1/2 Seite durch gewaltig gelobt, und auf den übrigen Spatio

---

[1]) Siehe oben S. 43.

[2]) Der Brief ist vom 8. August 1773, siehe Briefwechsel 1, S. 121 ff.

[3]) Dies Exemplar des Götz hat in der Gleimbibliothek zu Halberstadt nicht aufgefunden werden können. Es ist wahrscheinlich von Gleim selbst, vielleicht schon mit der Antwort auf unseren Brief, zurückgeschickt worden.

[4]) Gedichte nach den Minnesingern, Berlin 1773, mit einem Vorbericht Gleims zur Würdigung der alten deutschen Literatur.

[5]) Gemeint ist Heinse, der damals (1772—1774) in Halberstadt lebte. Auch ihn hatte Fritz Jacobi, aber ohne Erfolg, gegen Nicolai mobil machen wollen.

herunter gemacht.[1]) Ist das nicht äußerst poßierlich. Übrigens ist diese Zeitung, seit Herder, Göthe, Schloßer und der Papagey Merk[2]) nicht mehr daran arbeiten, das ist seit Anfang dieses Jahres, eine der elendesten Zeitungen Deutschlandes.

Was sagen die Gelehrten in Ihren Gegenden von dem neuen Werke meines Freundes Pauw über die Egyptier und Chineser? — Was die Göttinger davon sagen habe ich gelesen. Der III Teil des Merkurs wird einen vollständigen Auszug daraus liefern.[3])

Das Problem in Goethes „Stella".

Von Bernhard Luther in Haspe.[4])

1. Das Problem.

Zu allen Zeiten ist eines der tiefsten religiösen, philosophischen und poetischen Probleme die tragische Anlage der Menschennatur gewesen, die darauf beruht, daß im Menschen zwei entgegengesetzte Mächte sich bekämpfen: Seele und Leib, geistiges und sinnliches Wesen, gut und böse, Wollen und Können, Gott und Teufel. Goethe

---

[1]) In den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 25. Juni 1773 steht unter der Aufschrift „Weimar" eine Anzeige des Merkur, die sehr lobend gehalten ist, aber in einem angehängten kurzen Absatz, der von einem zweiten Referenten (wohl nicht Goethe, vgl. Scherer a. a. O. — siehe folgende Anmerkung — S. LXXI gegen R. M. Werner, Goethe-Jahrbuch 4, 360 f.) herrührt, einen ganz anderen Ton anschlägt.

[2]) Dazu vgl. man, was Fritz Jacobi noch 1779 in einem Briefe an Georg Forster über Mercks Charakter urteilt (angeführt von Scherer in der Einleitung zum Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772, Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts Nr. 7 und 8, S. XLIV).

[3]) [Jacobis] Briefe über die Recherches Philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois, par Msr. de P. Erster Brief im 2. Stück des 4. Bandes, November 1773. Eine längere — nicht unbedingt zustimmende — Beurteilung des Werkes bringen die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen vom 3. Juli 1773, 79. Stück. Der Xantener Kanonikus von Pauw war ein Freund des Jacobischen Hauses.

[4]) Mit großer Freude kann ich feststellen, daß Chr. Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Erster Teil: Der junge Goethe (Stuttgart, Frommann 1905) in der Gesamtauffassung der „Stella" und ihrer Entstehungsbedingungen dem hier entwickelten Standpunkt sehr nahe steht. Die ausführliche Darstellung von Goethes „Doppelliebe" unter Heranziehung zahlreicher Briefstellen (S. 96 ff.) wird manchem eine willkommene Ergänzung zu meiner Abhandlung sein. — Freilich bestehen auch wichtige Unterschiede zwischen Schrempf und mir. Z. B. fassen wir den Schluß der „Stella" verschieden auf. Ferner erblickt Schrempf in der Phantasie die Einheit des Dichters gegenüber der Vielheit der Erlebnisse (S. 109); ich glaube aber, daß man den (besonders von Hebbel hervorgehobenen) Begriff des Problems nicht weglassen darf. Vgl. auch noch A. Metz, Goethes „Stella", Preußische Jahrbücher 1906, S. 52 ff.

nennt diesen Gegensatz: Freiheit und Notwendigkeit. Schon im Jahre 1771 in der Rede zum Schäkespeares-Tag definiert er Shakespeares Tragik dahin, daß „das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unseres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt“. Bei tieferem Eindringen bemerkt er, daß dieser Gegensatz in letzter Linie im Menschen selbst liegt. Der Mensch ist zum Teil frei, zum Teil im Zwange der Notwendigkeit. Dies hat in der Menschennatur seinen Grund. Der Mensch ist einerseits Individuum — also ein Wesen für sich —, anderseits ein Teil der Menschheit — also nur Glied eines größeren Ganzen. Als Individuum ist der Mensch frei, als Glied der Menschheit ist er gebunden. Dies zeigt sich zunächst in Einschränkungen und Anforderungen, die von außen an den Menschen herantreten, z. B. Sitte und Recht. Tatsächlich ist damals das Verhältnis des Einzelnen zu Sitte und Recht viel erörtert worden. Das eigentliche Problem liegt aber tiefer. Da der Mensch Glied der Menschheit ist, so reagiert etwas in ihm gegen die unbeschränkte Ausnutzung seiner individuellen Freiheit. Eine Stimme in ihm ist der Anwalt der Menschheit. Wir würden sie das Gewissen nennen, im Sinne der damaligen Zeit sagen wir besser: das Herz. Das Herz fühlt, daß der Mensch mit allen Fasern mit der Menschheit zusammenhängt, daß der Mensch nur im anderen sich seiner selbst bewußt werden kann, ja daß er nur durch andere glücklich werden kann. Daher ist für das Individuum die Gestaltung seines Verhältnisses zu der Menschheit nicht nur Zwang, sondern auch Bedürfnis. So liegen in dem Herzen zwei Bedürfnisse: der Drang nach persönlicher Freiheit und die Unterordnung unter die Menschheit. Selten sind die Menschen, bei denen diese beiden Bedürfnisse sich nicht bekämpfen. Zum Glück des Menschen ist aber nötig, daß dieser Kampf aufhört. So entsteht die Frage, wie der Mensch zu dem inneren Frieden kommen kann. Auch diese Frage ist damals viel behandelt worden,[1]) und die Antworten schwanken zwischen ausgesprochenem Egoismus und der Forderung absoluter Unterordnung.

Es ist einleuchtend, daß Goethe das Problem am Herzen liegen mußte; denn es ist das Problem seines eigenen Lebens. In seiner ganzen Anlage liegt derselbe Zwiespalt. Er beansprucht für sich völlige individuelle Freiheit und handelt danach: sein Wille ist Individualist. Seine Erkenntnis dagegen verwirft den Individualismus: der Mensch als isoliertes Wesen existiert nicht („wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält“), er gehört zu dem großen Naturganzen, das ihm die Lebensbedingungen gibt. Die Ge-

[1]) Z. B. von Herder in der Abhandlung „Liebe und Selbstheit“ in den Zerstreuten Blättern.

setze, die das Ganze beherrschen, sind daher auch für ihn maßgebend. Für sein Handeln erkennt er keine Gesetze — Imperative — an; aber sie sind nachher doch die Maßstäbe für die Beurteilung seines Tuns. Die Erfahrung lehrt ihn in unendlichen Variationen an sich und anderen, daß solche Menschen fortwährend Übereilungen ausgesetzt sind, deren Frucht die Reue ist oder wenigstens Unruhe wegen dieses Mißverhältnisses.

Wie hat Goethe dieses Problem für sich persönlich gelöst? Briefe und Dichtungen sind kein sehr geeignetes Material, solche Frage zu beantworten. Da wir aber auf Briefe und Dichtungen angewiesen sind, so kann die Antwort auch nur mit Zurückhaltung gegeben werden. Wie es scheint, hält er zwei Forderungen für unerläßlich: 1. Der Mensch muß seiner Natur gemäß handeln, 2. der Mensch muß zum inneren Gleichgewicht, zur Ruhe der Seele gelangen.[1]) Wer diese beiden Forderungen erfüllt, für den ist das Problem gelöst. Falsch wär es, nach der ersten Forderung Goethe für einen Anwalt des Egoismus zu halten. Der tiefste Trieb der menschlichen Natur ist die Liebe, die ihn aus dem isolierten Egoismus heraushebt in den Zusammenhang mit der Menschheit. Der Egoismus ist eine Einschränkung des Menschen, die ihm das höchste menschliche Glück verschließt. Die Liebe veredelt den Menschen so, daß er alles Fremde von sich abstößt und so zum inneren Gleichgewicht gelangt.[2]) Hierin liegt die Selbsttäuschung, daß die Natur in ihren Grundanlagen gut ist und daß es daher nur nötig ist, diese zu entwickeln. Überhaupt lebt Goethe in dieser Zeit — abgesehen von Momenten der Depression — wohl noch in der optimistischen Illusion, daß es ihm einst gelingen wird, Treue gegen sich und Liebe zur Menschheit so zu vereinigen, daß er kein Opfer dabei zu bringen braucht.

Für Goethe lautet das Problem: wie ist es möglich, daß das Individuum seiner Natur folgt und dabei zur Ruhe der Seele gelangt? Bei seiner Durcharbeitung des Problems kommt er zu dem Resultat, daß die Menschen eine ganz verschiedene Stellung zu dem Problem haben. Für viele existiert es überhaupt nicht, andere können nie herauskommen. Nicht vorhanden ist es 1. für diejenigen, die auf ihre Individualität völlig verzichten (die sind für Goethe ohne Interesse) und 2. für die dämonischen Naturen. Fast am Ende von „Dichtung und Wahrheit" spricht Goethe über das Dämonische, das sich in Egmont

[1]) Statt Briefstellen zu zitieren, erwähne ich, daß Werther gleich nach der ersten Begegnung mit Lotte ihre „Ruhe der Seele" preist (1. Buch. Brief vom 16. Junius). Vgl. auch Iphigeniens Worte über Pylades (IV, 1):

Denn seine Seel ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heilges unerschöpftes Gut.

[2]) Vgl. Brief an Gräfin Stolberg 14. September. Schluß.

und Alba manifestiert. Der dort entwickelte Begriff hat sich ihm erst später herausgebildet; die Beschäftigung mit dieser Erscheinung geht aber, wie der Hinweis auf den „Egmont" zeigt, in jene Zeit zurück. Dafür haben wir noch einen anderen Beweis. F. H. Jacobi nennt Allwill, den Helden seines ersten Romanes,[1]) „einen Besessenen, dem es fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln". Fast mit denselben Worten charakterisiert er Goethe in einem Briefe. Weiter sagt er über Allwill: „Er wagt sein Alles an die Erreichung jedes Zwecks. Wer ihm abgewinne, gewinne ihm nie weniger als sein Leben ab." Es ist selbstverständlich, daß Jacobi diese Beobachtungen Goethe mitgeteilt hat. Die dämonischen sind die Naturen, die keine Sache um ihrer selbst willen treiben, sondern alles in den Dienst ihrer Person stellen. Von Egoismus aber kann man doch eigentlich nicht reden, da ihre Person oft die höchsten Zwecke verfolgt. Aber sie kehren sich nicht an die Gesetze, die für die Menschheit gelten, sie folgen ihren eigenen Gesetzen. So durchkreuzen sie oft die moralische Weltordnung. Auf ihre Mitmenschen üben sie einen gewaltigen Einfluß aus. In Egmont lebt das Dämonische. Es trägt ihn auf die Höhen des Lebens, aber es verblendet ihn auch und führt seinen Untergang herbei: aber selbst da wird er nicht vernichtet, sondern wie ein Sieger geht er in den Tod. Das Tragische liegt also nicht im Helden, sondern im Zuschauer, der erkennt, wie ihn sein Dämon ins Verderben reißt.

Die Menschen, die niemals eine Lösung des Problems finden, nennt Goethe problematische Naturen. Im zweiten Teile der Maximen und Reflexionen schreibt er: „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Diese Definition paßt genau auf Werther. Für „Stella" kommt mehr der innerliche Zwiespalt in Betracht, der aus dem Kampf der egoistischen und altruistischen Bedürfnisse hervorgeht. Die problematischen Naturen erscheinen in ihrem Tun als Egoisten; sie verurteilen selbst ihr Tun — vielleicht schärfer als die anderen, aber von dieser Verurteilung wird ihr Tun nicht geändert. Das Urteil ist nicht stark genug, um ihre individuellen Triebe in andere Bahnen zu lenken; die individuellen Triebe sind nicht rein genug, um nicht fortwährend ihre menschliche Natur zu verletzen.

2. Die gleichzeitigen Erlebnisse.

Im Jahre 1775 war Goethe oft nahe daran, sich selbst für einen problematischen Charakter zu halten. Seine Lebenslage war

[1]) 12. Dezember Brief: Sylli an Lenore und Clärchen. Teutsche Merkur 1776, IV, S. 232. = Werke Band 1, 1812, S. 99.

problematisch und oft schien es ihm, als ob er nicht die Kraft hätte, sein Leben seiner Individualität gemäß zu gestalten. Wiederholt lesen wir in seinen Briefen die Klage, daß er wohl weiß, wohin er seinen Kurs richten muß, daß er aber trotzdem strandet. Ihre Hauptgründe hat diese problematische Situation in seinem Frankfurter Dasein (Stellung zum Beruf, zum Vater und zur Vaterstadt) und in seiner menschlich-dichterischen Entwicklung — oder allgemeiner ausgedrückt: in seinem Verhältnis zur gesellschaftlichen und dichterischen Tradition. Es war eine kritische Zeit. Er war durch zwei Meisterwerke vom individuellsten Gepräge berühmt geworden: jetzt mußte es sich zeigen, ob diese Individualität stark genug war, sich zu behaupten. Viele Dichter, die früh berühmt geworden sind, haben in ihren Jugendwerken ihre Individualität erschöpft und haben sich einer traditionellen Richtung anschließen müssen. Auch auf ihn drang von vielen Seiten mächtig die Tradition ein, für ihn um so gefährlicher, als er sich selbst in die Tradition des reichsstädtischen Wesens und des Vaterhauses begeben hatte. Er hatte das Bedürfnis, mit der Welt, die ihn umgab, in Frieden zu leben, und das hätte nur geschehen können, wenn er auf einen Teil seiner Individualität Verzicht leistete.

Sein Dichterruhm machte ihn mit vielen Leuten bekannt, unter denen ihn besonders der Kreis der Darmstädter schönen Seelen, Fritz Jacobi und die Seinigen, die Grafen Stolberg und ihre Schwester und Lavater anzogen. So verschieden sich diese Persönlichkeiten dem Auge darbieten mochten, waren sie doch im innersten verwandt: Herkunft vom Pietismus, Hinneigung zum Mystizismus. Wie nahe Goethe den schönen Seelen stand, lehrt am deutlichsten seine Beziehung zu Auguste Stolberg, mit der er den innigsten Briefwechsel führt, voll hingebendster Schwärmerei, obwohl er sie nie gesehen hat. Es ist bekannt, wie verstimmt sein alter Freund Merck war über diese Neigungen Goethes; so weit hatte ihn Goethe nicht in sein Inneres schauen lassen, daß er hätte sehen können, daß etwas in seinem Herzen immer nach dieser Seite geneigt hatte. Jedenfalls aber bezeichnet Merck scharf den Unterschied zwischen Goethe und den Stolbergs: sie wollen das sogenannte Poetische, das Imaginative verwirklichen, Goethes unablenkbare Richtung ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Sie sahen und beurteilten alles von ihrem Standpunkte aus; er wollte alle Dinge und Menschen aus ihrem innersten Wesen heraus verstehen und darstellen. So lange er sich seinen damaligen Freunden in den Anschauungen nahe fühlte, trat ihm dieser fundamentale Unterschied nicht so klar entgegen; sobald er seine Anschauungen änderte, wurde die Entfremdung um so größer. Diese Erfahrung hatte er schon früh gemacht: daß er Menschen mit stür-

mischer Inbrunst an sein Herz geschlossen hatte, für die er später jede Empfindung verlor. War er wankelmütig, untreu? Hatte er ein unbeständiges Herz? Diese Frage ängstigte ihn oft; denn wenn er sie bejahte, mußte er sich auch für eine problematische Natur halten. Und wenn er sie verneinte — wo lag das Konstante seines Charakters?

Am deutlichsten kam Goethe das Problem in seinen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht zum Bewußtsein. Denn hier ist der Punkt, wo konventionelle Regeln und individueller Drang am heftigsten aufeinander treffen. Jetzt war es sein Verhältnis zu Lili, das ihm zu schaffen machte.[1]) Zwei Fragen drängen sich uns da auf: 1. wie war Lili? 2. wie stand Goethe zu Lili? Diese Fragen sind durchaus voneinander zu trennen. Auf die erste Frage einzugehen, ist an diesem Orte keine Veranlassung. In der Beantwortung der zweiten Frage wird schwerlich jemals Einigkeit erreicht werden (bei der ersten übrigens auch nicht). Die Grundlagen unserer Beurteilung sind Goethes gleichzeitige Briefe und seine Darstellung in Dichtung und Wahrheit: beide als Quellen mit großer Vorsicht zu verwerten. Nun wird sich niemand dem Eindruck verschließen, daß die Briefe der eigenen Erzählung Goethes merkwürdig widersprechen. Meiner Ansicht nach müssen wir auf die Briefe mehr Gewicht legen als auf „Dichtung und Wahrheit". Zwar sind Briefe — und besonders Briefe des jungen Goethe — von momentanen Eindrücken und Empfindungen diktiert, oft treibt ihn gewiß auch der Fluß des Schreibens zu Äußerungen, die er bald zurücknimmt; aber die für uns in Betracht kommenden Briefe erstrecken sich über mehr als ein halbes Jahr, sie sind an verschiedene Adressaten gerichtet, die Goethe ihrer Persönlichkeit nach verschieden behandelt. Und in dieser großen Zahl von Briefen sind seine Äußerungen über Lili so übereinstimmend, daß wir sie als Resultate der herrschenden Grundstimmung betrachten müssen.

Von den Briefen kommen hauptsächlich in Betracht die an die Gräfin Auguste zu Stolberg,[2]) in denen Goethe sich am unmittelbarsten und ausführlichsten über den Zustand seines Inneren ausspricht. Eine willkommene Ergänzung zu diesen gefühlsschweren Briefen bilden die kurzen, derberen Billetts an Johanna Fahlmer,[3]) in denen er seinen Herzenszustand mehr satirisch andeutet als ihn enthüllt.

---

[1]) Scherer („Bemerkungen zu Goethes „Stella" in den Aufsätzen über Goethe") hält Lili für das Modell von Stella; und deshalb muß hier näher auf das Verhältnis eingegangen werden.

[2]) Besonders vom 13. Februar, 3. August, 14. September, 15., 16. September 1775.

[3]) Besonders vom 11. September.

Dazu kommen dann Briefe an seine Freunde, in denen er in merkwürdig ironischer Weise von Lili spricht.[1])

Aus den Briefen habe ich folgende Anschauung von Goethes Verhältnis zu Lili gewonnen. Goethe hatte oft die Absicht, endgültig in der Lage, in die er nun einmal gekommen war, zu bleiben; eine Ehe hätte ihn völlig an sein Amt und an Frankfurt gefesselt. Aber zu einem ernstlichen Schritt konnte er sich nicht entschließen. So kam er auch hier aus dem Widerspruch nicht heraus, bis die Verlobung mit Lili allen Zweifeln ein Ende zu machen schien. Lilis Gestalt und Wesen machten beim ersten Zusammentreffen Eindruck auf ihn, aus dem bald eine leidenschaftliche Zuneigung erwuchs. Er hielt die Leidenschaft für Liebe und ließ es in diesem Irrtum geschehen, daß er mit Lili verlobt wurde. Es ist so recht charakteristisch, wie er nicht selbst den entscheidenden Entschluß faßte, sondern sich schieben ließ. Aber gerade nach der Verlobung wurde es ihm immer mehr klar, daß seine Verliebtheit zu Lili keine Liebe war. Im Grunde war diese Einsicht nichts Neues für ihn: sie ist schon im Februar in Briefen an Auguste Stolberg ausgesprochen. Er hatte sich gleich im Anfang ihrer Bekanntschaft ein Bild von Lili erträumt, dem er alles beilegte, was seinem damaligen Ideal vom Weibe entsprach. Dann erkannte er aber immer mehr, daß die wirkliche Lili diesem Dichtertraum nicht entsprach. Er fand, daß das ihm verhaßte gesellige Treiben im Schönemannschen Hause ihr mehr Bedürfnis war, als es ihm anfangs geschienen hatte. Das Wichtigste war: die „niedliche Blondine“ stand seinem Herzen fern, sie erkannte ihn in seiner innersten Natur nicht und hatte vielleicht nicht einmal das Bedürfnis dazu. Seine tiefsten Gefühle konnte er nicht mit ihr teilen; und so wurde er ihr immer mehr entfremdet, bis das Band durch Verstimmungen und Launen ganz zerriß.

Goethes Innere war wohl mehr als je vorher erregt; und es drängte ihn sich mitzuteilen. Von seinen Freunden fand er keinen dazu geeignet, um so inniger schloß er sich Jacobi an, dem er sein Inneres völlig erschloß. Da kam der erste Brief von Auguste Stolberg, der ihn ahnen ließ, daß dieses Mädchen ihn ganz verstände. Und nun begann Goethe mit der Unbekannten einen Briefwechsel, der oft den Eindruck macht, als ob eine Geliebte angeredet würde. Damals waren solche Briefwechsel zwischen Unbekannten keine Seltenheit: bei Goethe ist er aber äußerst auffallend. Er, dem die Gestalt des Menschen der beste Text war zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt (Stella II), ergibt sich hier einer sentimen-

---

[1]) Z. B. an Lavater am 8. August; vgl. auch an die Karschin vom 17. August.

V. Akt. Stella: „wo umher alle Wehmut, alle Wonne meines Leben dämmert."	6. März. — „und dann laß die Dämmerung kommen, tränenvoll und selig."
Caecilie: „Du hast ihn gerettet, von ihm selbst gerettet."	25. März. „und rette mich von mir selbst."
	14. September. „Sie werden mich retten aus tiefer Not."

Diese Briefe haben denselben Stil wie „Stella", der durchaus an Werther erinnert. Keins der Lililieder wird man in bezug auf den Stil mit Werther vergleichen wollen. In derselben Weise sind Stella und Lili verschieden. Zweifellos schwebt dem Dichter für Stellas äußere Erscheinung, für einige liebenswürdige Züge das Bild Lilis vor, wie er auch Stellas Erzählung vom Erwachen der Liebe in ihrem Herzen den eigenen Erlebnissen nachbildet. Aber die Grundeigenschaften in Stellas Charakter stammen nicht von Lili. Stella hat ein tiefes Naturgefühl. Sie ist ganz von ihrer Liebe erfüllt, während die siebzehnjährige verwöhnte Bankierstochter auch oft am Geliebten ihre Launen ausläßt. Goethe fühlt, daß ihm seine Braut innerlich fremd gegenübersteht — Stella hat sich ganz dem Geliebten hingegeben und sich von ihm ihre Persönlichkeit prägen lassen, „und so ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl". Diesen innerlichen Zusammenklang mit seinem Wesen sucht und findet er deshalb bei Auguste Stolberg, weil er ihn bei Lili vermißt. Die Züge, die er bei Lili vergeblich sucht, werden die Grundzüge von Stellas Charakter.[1]) Die Sehnsucht hat ihn zum Dichter gemacht. Am 5. März schreibt er an Auguste Stolberg, daß seine Arbeiten immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens sind. Also nicht Erlebnisse stellt er dar, sondern seine Empfindungen den Erlebnissen gegenüber erzeugen die schöpferischen Stimmungen und Gedanken.

4. „Stella" und das Problem.

Goethe ist kein Problemdichter. In seinen Dichtungen stellt er kein Problem auf, das er dann löste. Trotzdem aber besteht ein inniger Zusammenhang zwischen den Dichtungen und den Problemen, die ihn bewegen, da sie aus seinem Leben hervorgehen. Wir haben oben das Problem, das Goethe beschäftigt, formuliert: wie ist es möglich, daß das Individuum seiner Natur folgt und dabei zur Ruhe der Seele gelangt? Dieses Problem besteht für Fernando. Fernando

[1]) Goethes Beziehungen zu Lili ähneln denen, welche die Verfasserin der „Bekenntnisse einer schönen Seele" mit Narciß verbinden und später von ihm trennen. Nur sind die Rollen getauscht.

ist von den meisten Kritikern[1]) als jämmerlicher Schwächling verurteilt worden. Mit ihm hat man „Stella" als Ganzes fallen lassen, wenn man auch Einzelnes anerkannte und bewunderte. Zur Beurteilung dieses Dramas, das Goethe sehr nahe am Herzen gelegen hat, ist vor allem nötig, daß man erkennt, wie Goethe Fernando aufgefaßt wissen will und was er mit ihm beabsichtigt hat. Tieck vermutet in Fernando Konfession oder Porträt, und Scherer hat nachgewiesen, wie Goethe Fernando seine eigene Gestalt und auch manche seiner Eigenschaften gegeben hat.

Fernando ist eine problematische Natur. In keiner Lage findet er auf die Dauer Befriedigung, wenn er auch anfänglich sich mit heißem, vollem Herzen ihr hingegeben hat. Seine Sehnsucht nach völliger Vereinigung in der Liebe liegt im Konflikt mit seinem Triebe nach ungefesselter Selbständigkeit. So kann er keine Ruhe finden. Endlich hat er einmal bei Stella Ruhe gefunden und sein Trieb in die Ferne scheint gebändigt zu sein. Da erwachte in ihm der Selbstvorwurf wegen seiner Gewissenlosigkeit gegenüber Caecilie. Diese moralische Umwandlung wirkt derart auf seine unruhige Anlage, daß er es nicht mehr aushält und wieder in die weite Welt geht. Fernando glaubt, seine Selbstvorwürfe Cäciliens wegen hätten ihm keine Ruhe gelassen. Der Verwalter, der Mitschuldige seiner alten Torheiten, hört ungläubig lächelnd zu und denkt, es ist der alte Leichtsinn gewesen. Sie haben beide recht und beide unrecht, da sie nur eine Seite der Sache sehen. Zweifellos ist Fernando nicht der Alte, als er Stella verläßt. Gegen seinen Willen treibt ihn seine Anlage zu neuen verwerflichen Taten. Da er eine problematische Natur ist, kommt er aus diesem Konflikt nie heraus. Es wäre falsch, ihn allein nach seinen Taten zu beurteilen; daher schätzen ihn Caecilie und Stella, die ihn mit dem tiefdringenden Blick der Liebe betrachten, auch immer gleich hoch, wenn er ihnen noch so viel Jammer verursacht.

Die problematischen Charaktere sind oft zugleich dämonisch; ja das Problematische stammt eben daher, daß eine Seite zu stark entwickelt ist, so daß sie aus dem Gleichgewicht kommen. Das Dämonische an Fernando ist zunächst die absolute Grundsatzlosigkeit. Er ist ein Mensch, der jedem Wunsche seines Herzens nachgibt, ohne an die Folgen zu denken, die ihm dann nachher über den Kopf wachsen. Er ist ein Typus, wie ihn Goethe in seiner Zeit gewiß oft beobachten konnte. Solche Menschen suchen persönliche Freiheit und geraten in Knechtschaft. Verbunden mit dieser Rücksichtslosigkeit ist bei

---

[1]) Z. B. Tieck in dem Aufsatz „Goethe und seine Zeit", der als Vorwort zu seiner Ausgabe von Lenz' Werken erschienen ist (Kritische Schriften 2, S. 211), und Hebbel, Tagebücher, Notiz vom 13. Oktober 1840 und 20. November 1846.

Fernando ein großer Einfluß auf das weibliche Geschlecht. Wo er will, erobert er. Seine Schwärmerei reißt die Frauen fort, sie fühlen sich im Innersten beglückt. Daher geben sie sich ihm ganz und ewig hin, während er unbeständig ist und sie unglücklich macht.

Fernandos Vorzüge und Schwächen haben eine Quelle: sein Herz. Aus ihm gehen alle seine guten Eigenschaften und in echt tragischer Komplikation seine verdammlichen Taten hervor. Unausgeglichen stehen sich seine individuellen und seine allgemein menschlichen Bedürfnisse gegenüber und wahrscheinlich wird er nie fähig sein, sie auszugleichen.

Mit feiner Ironie hat Goethe diesen infolge seines Lebenskonfliktes haltlosen Menschen geschildert. Voll sprudelnden Tätigkeitsdranges muß er doch alles mit sich geschehen lassen; das Drama nimmt seinen Gang nicht nur ohne seine Entschlüsse, sondern gegen seine Entschlüsse. Geradezu komisch wird seine Unklarheit und Verlegenheit, als er Caecilien erkennt, wegläuft und nach kurzer Zeit wiederkommt. Die Leiden einer Welt strömt er am Busen der Geliebten hin und handelt treulos gegen die, der er zur Treue verpflichtet war.

Wie steht Goethe zu Fernando? Fernando ist dem Dichter ähnlicher als Werther und dennoch ganz anders als er. Kein Zug, der sich nicht bei Goethe fände, und dennoch ist Fernando das Gegenteil von ihm. Goethe hat in ihm nur eine Seite seines Charakters dargestellt, das, was er in sich als problematische Anlage erkannte, und hat daraus einen Typus gebildet. Er hat mit tiefem Einblick das Gefährliche des damals so verbreiteten Individualitätskultus erkannt und hält vielen seiner Zeitgenossen in Fernando ein Spiegelbild vor. Mit dieser Einsicht fallen alle Vorwürfe gegen den Dichter dahin. Er identifiziert sich nicht mit Fernando, er ist ihm nicht ein „Held“, dem wir unsere Sympathie schenken sollen, sondern er gestaltet ihn mit der Objektivität, mit der der reiche Dichter seinen Geschöpfen gegenübersteht.

Goethe benutzt das Motiv des Mannes zwischen zwei Frauen zur Darstellung des Konfliktes. Fernandos problematische Natur wird uns durch seine Stellung zwischen Stella und Caecilie anschaulich gemacht. Goethe hätte ebenso Fernando in einen Konflikt mit Recht oder Sitte oder der Gesellschaft bringen können. Er wählte das Motiv, weil es das menschlichste und darum poetischste ist, zugleich, weil es seiner damaligen Gemütsstimmung am meisten entsprach. Durch die innigsten Bande werden die Personen miteinander verknüpft. Darin besteht der Hauptreiz des Dramas, daß von Anfang bis Ende das gleiche Gefühl, die Liebe, das Thema ist, das sich nach den verschiedenen Charakteren variiert. Die tragische Situation

scheint ein Zerreißen der innigen Bande anzukünden, aber die Liebe läßt das nicht geschehen. Nie verläßt den Dichter sein Gefühl für Stimmung und Stimmungseinheit. Deshalb löst auch Fernando nicht den Konflikt, da er seinem ganzen Charakter nach dazu unfähig ist und da er doch eine unglücklich machen müßte. Er kann nicht allein zur Ruhe der Seele gelangen, er bedarf dazu der Hilfe, die ihm die Liebe gewährt. Caeciliens Entschluß zu entsagen, befreit ihn von seinen Selbstanklagen und vereint ihn ganz mit Stella. Caeciliens Entsagung ist der Angelpunkt des Dramas. Ihr hat es Fernando zu danken, daß es ihm jetzt möglich wird, die innere Ruhe und Harmonie in seinem Leben zu erlangen.

Das Leben der drei in der Weise, wie es Caecilie ausmalt,[1]) können wir uns vorstellen und sollen wir uns vorstellen. Damit konnte aber das Drama nicht schließen. Eine Fülle von Enthusiasmus wäre verpufft worden, um ein alltägliches Resultat zu erzielen. Die drei sind einander unentbehrlich und der Schluß mußte in Harmonie mit der Stimmung des Ganzen ausklingen. Nicht eine Trennung durfte das Ende sein, sondern eine Vereinigung. Nach seiner Weise suchte Goethe nach einem bildlichen Symbol: die dreifache Umarmung. Um die von Caecilie getroffene Entscheidung in den künstlerischen Schluß des Dramas überzuleiten, benutzte er die Sage von dem Grafen von Gleichen.

In Verkennung des rein künstlerischen Charakters des Schlusses hat man Goethe oft den Vorwurf daraus gemacht, daß er mit der „Doppelehe“ den Konflikt löst. Man geht dabei von der irrigen Voraussetzung aus, daß Goethe die Ehe als Problem in unserem Drama behandelt. Richtig ist, daß Goethe dem Eheproblem viel nachgedacht hat. Das wissen wir z. B. daraus, daß er sich Jacobis Beziehung zu seiner Frau und zu Johanna Fahlmer nicht als etwas ungetrübtes vorstellen konnte. Es ist ja auch selbstverständlich, daß das Individualitätsproblem darauf führen mußte. Die Ehe ist ein soziales, ethisches Problem, ganz gewiß aber kein poetisches, vor allen Dingen nicht die Ehe als Rechtsinstitution. Aber in der Ehe kann ein poetisches Problem zur Erscheinung kommen, das Individualitätsproblem, und in diesem Sinne hat Goethe die Ehe im Drama verwandt. Die engste menschliche Gemeinschaft benutzt er zur Darstellung der engsten menschlichen Beziehungen. Die Ehe ist nur poetische Darstellungsform. Man kann vielleicht mit dem Dichter

[1]) „Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein. Ich will entfernt von dir leben und Zeuge deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein: du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben sein und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen — — Und so bleibst du mein ....“

rechten, daß er diese Darstellungsform gewählt hat; man darf ihm aber nicht vorwerfen, daß er die Institution der Ehe angegriffen hat. Die Ehe revolutionär angreifen zu wollen, daran hat Goethe gar nicht gedacht; um das zu sehen, brauchen wir nicht einmal des Dichters sonstige Anschauungen zu kennen. Anderseits ist es nicht zu verwundern, daß der Stürmer und Dränger nicht von der Heiligkeit der Ehe überzeugt ist, solange sie nicht in der innerlichen Zusammengehörigkeit der Gatten ihre Grundlage hat.

5. „Stella“ und „Werther“.

Man ist versucht, Fernando mit Weislingen und Clavigo auf eine Linie zu stellen. Tatsächlich ist auch eine große Ähnlichkeit vorhanden, wenn wir sie etwa mit Don Carlos vergleichen. Hier geht der Konflikt nicht aus dem Helden hervor, sondern aus der Situation, in der er sich befindet: Gegensatz zwischen einem unentrinnbaren Naturgesetz und den Ansprüchen seines Herzens. Umgekehrt hat der Konflikt Weislingens und Clavigos seinen Grund im Charakter. Das tritt besonders bei Clavigo hervor. Dessen Freund, der gewiegte Menschenkenner Carlos, weiß den tiefsten Grund von Clavigos schwankender Unentschlossenheit: „Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest Du den unseligen Hang nach Größe verbinden.“

Ebenso stammt der Konflikt, aus dem Fernando sich nicht zu retten weiß, aus seinem Innern. Soweit ist er Weislingen und Clavigo ähnlich. Der große Unterschied liegt darin, daß sein ganzes Wesen und alle seine Taten aus derselben Quelle fließen, aus seinem Herzen. Er selbst spricht es an bedeutender Stelle aus (III. Akt), nach dem Wiedersehen mit Stella und vor dem Wiedersehen mit Caecilie: „Herz! Unser Herz! O, wenn es in Dir liegt, so zu fühlen (d. h. Stella so zu lieben) und so zu handeln (d. h. Caecilie zu verlassen), warum hast du nicht auch die Kraft, dir das Geschehene zu verzeihen.“ So ist Schuld und Schicksal bei ihm innerlichst verknüpft. Keimhaft ist diese Tragik bei Franz, Weislingens Diener; voll entwickelt ist sie bei Werther. Bei beiden ist auch das Herz die Quelle all ihrer Leiden und Freuden. Oft spricht es Werther aus, daß sein höchstes Glück und tiefstes Unglück nur aus seinem Herzen stammt, und öfter noch sollen wir es heraushören. Beide sind problematische Naturen. Die großen Verschiedenheiten in ihren Eigenschaften und Schicksalen dürfen uns die Ähnlichkeiten nicht übersehen lassen.

Auch sonst laufen soviel Verbindungsfäden zwischen „Werther“ und „Stella“, daß wir sie als Pendants bezeichnen können. Die

Elemente der Charaktere von Werther und Lotte kehren in anderen Mischungen in Stella und Caecilie wieder. Beider Schicksal hat viel Ähnlichkeit mit dem Werthers. Stella hat mit Wertherstimmungen kämpfen müssen und Caecilie hat des Gatten Untreue auf lange Zeit hin ganz zerbrochen. Die Liebe hat für beide dieselbe Bedeutung wie für Werther.

Bei aller Ähnlichkeit mit Werther in fundamentalen Charakterzügen sind sie doch ganz anders. Ihr Unglück, obwohl es zunächst noch größer als seines erscheinen könnte, zerbricht sie nicht. Ihr Wirklichkeitssinn bewahrt sie vor der Verzweiflung. Bei Stella kommt noch dazu die Lauterkeit ihrer Liebe, die ihr mitten im Unglück noch die Erinnerung an die früheren Zeiten als ein Glück erscheinen läßt, und ihr Trieb anderen zu dienen. Auch Caecilie, schwächer als sie, findet doch noch die Festigkeit zur Entsagung.

In diesen Zügen zeigt sich die Ähnlichkeit mit Lotte. Wohl kein Mädchen, vielleicht überhaupt kein Mensch hat für Goethes dichterische Entwicklung solche Bedeutung gehabt, wie Lotte Buff. Ihr Einfluß auf Goethes Dichtung erstreckt sich weit über den „Werther“ hinaus. Man beachte nur den Unterschied zwischen den Frauengestalten im „Götz“ und den späteren! Stella hat ihre kräftige Struktur von Lotte. Bei flüchtigem Hinsehen erinnert sie allerdings mehr an den Kreis der Darmstädter sentimentalen Freundinnen. Aber sie hat so gar nichts Verschwommenes, wie es sonst die schwärmerischen Frauen in der Dichtung so leicht bekommen. Goethe hat eben in Wetzlar eine bestimmte Anschauung vom Weibe erhalten; und diese Grundzüge erkennt er auch unter verdeckenden Hüllen wieder. Stella, das Bild seiner Sehnsucht, ist der Typus des empfindungsreichen Weibes — ein Typus, aber in der Auffassung Goethes. In der Gestaltung dieses Typus zeigt sich auch, was wir oben ausgeführt haben, die Hinneigung zu Strömungen, die ihm zum Teile fremd waren.

Noch mehr ist Caecilie aus Lotte hervorgegangen. Goethe hat sehr früh das Verlangen gehabt, Lotte in einer Dichtung darzustellen.[1]) Aber erst nach der Kunde von Jerusalems Selbstmord begann sich die Dichtung in ihm zu gestalten. Der Grund dieses langen Zögerns ist klar genug: so ausgeglichene Naturen sind im Grunde unpoetisch, da sie nichts Problematisches haben. Im „Werther“ ist sie auch nicht Hauptperson, sondern sie steht im wohltuenden Gegensatz zu dem absolut problematischen Helden. Nur wenige Menschen haben eine so glückliche Naturanlage; die anderen müssen diese Harmonie erst erringen. Und dabei geht es selten ohne Schicksalsschläge ab. Es ist unmöglich, alle Ansprüche durchzusetzen; die

[1]) Vgl. die Rezension der „Gedichte eines polnischen Juden“.

Resignation ist Erfordernis für die errungene Ruhe der Seele. Caecilie gewinnt am Ende dieses große Gut, das Lotte immer besessen hat. Wer nicht von Natur die Ruhe der Seele besitzt, kann sie nur durch Entsagung und Selbstüberwindung gewinnen. Diesen Gedanken bildet Goethe später immer mehr aus. Ebenso weist auch Caecilie mehr als die anderen Personen unseres Dramas in die Zukunft: Iphigenie, Prinzessin im „Tasso".

Auch die Handlung der „Stella" hat viele Beziehungen zu der Handlung des „Werther". Werther ist eine problematische Natur, deren dämonische Anlage ihn selbst vernichtet. Fernando dagegen eine problematische Natur, deren verderbliche Wirkungen sich hauptsächlich auf andere erstrecken. Im „Werther" liegt als Motiv zugrunde: die Frau zwischen zwei Männern, in Stella: der Mann zwischen zwei Frauen. Dieser Unterschied ist durch die verschiedene Anlage von Werther und Fernando geboten. Im „Werther" wächst die Handlung nicht aus dem Motiv hervor; das ist dagegen in „Stella" der Fall. Lotte hat nichts Problematisches, Fernando ist durch und durch problematisch. Dadurch, daß allein Werther zu Worte kommt, hat es Goethe genial umgangen, Lotten sich äußern zu lassen. Denn sonst hätte er ihr das Problematische nicht ersparen können. Dazu nun, in einer späteren Dichtung das Problematische in den Vordergrund zu stellen, drängte der „Werther" von selbst hin. Die Möglichkeit, daß Albert zugunsten Werthers auf Lotten verzichtet, brauchte ihm nicht erst durch Parodien gezeigt zu werden. Faßt er doch selbst das Verhältnis zwischen sich, Lotte und Kestner so auf, wie es sich schließlich zwischen Caecilie, Fernando und Stella bildet, und in Phantasien mag ers sich als „Doppelehe" vorgestellt haben.[1])

6. „Stella" und die „Wahlverwandtschaften".

Das Problem der Individualität hatte Goethe, als er „Stella" schrieb, noch nicht gelöst. Es beschäftigte ihn auch in Zukunft; und jedesmal, wenn es ihn besonders tief erfaßte, entstand eine herrliche Dichtung. Es wurde ihm immer klarer, daß die Entsagung nicht nur die schwere Pflicht Einzelner sei, sondern daß jeder Mensch entsagen müsse. Anders ist der Gegensatz zwischen Freiheit und Notwendigkeit, in dem der Mensch steht, nicht auszugleichen. Und dadurch unterscheidet er sich von den anderen Geschöpfen, die diesen Gegensatz nicht kennen, da ihnen die Freiheit fehlt. So ist sein Resultat:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

---

[1]) Ich verweise besonders auf seine Briefe an Lotte und Kestner vom 11. April 1773, 11. Mai 1774, 16. Juni 1774.

Damit ist das Problem gelöst. Auf diesem Standpunkt stand Goethe, als er die „Wahlverwandtschaften“ schieb. Betrachten wir die Personen dieses Romanes und ihr Verhältnis untereinander, so sehen wir, daß er gewissermaßen eine Kombination von „Werther“ und „Stella“ ist. Der Übersichtlichkeit halber stelle ich dies Schema auf:

Hauptmann — Charlotte — Eduard — Ottilie
Albert — Lotte — Werther
Caecilie — Fernando — Stella.

Ich will nicht behaupten, daß in den zu derselben Vertikalreihe gehörigen Personen eine besonders große Verwandtschaft zu finden sei. Es ist bei den Wahlverwandtschaften wieder wie im „Werther“ und in „Stella“, daß nicht so sehr die einzelnen Charaktere über Art und Gang der Handlung entscheiden, als vielmehr das unsichtbare, feste Band, das sie miteinander verbindet, so daß von dem Tun und Leiden einer Person alle anderen mitbetroffen werden. Das ist ja auch durch den Titel des Romans ganz deutlich ausgedrückt. Und von diesem Gesichtspunkte aus wird man doch nicht verkennen können, daß die zu einer Vertikalreihe gehörenden Personen tatsächlich sich in wichtigen Zügen ähnlich sind. Besonders auffallend ist die Verwandtschaft von Eduard und Fernando. Damit soll nicht gesagt sein, daß irgend ein direkter Zusammenhang besteht. Die Ähnlichkeit ergibt sich ganz von selbst daraus, daß alle drei Werke aus demselben Problem hervorwachsen.

Durch seine Beziehungen zu Minna Herzlieb war Goethe das Problem wieder lebhafter als lange vorher vor die Seele getreten. Die Forderung der bewußten, selbstüberwindenden Entsagung mußte er jetzt selbst erfüllen. Seine Auffassung spricht er deutlich aus in Charlottens Worten: „Daß ein Augenblick in unserem Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern, aber daß sie unser wert sei, hängt von uns ab“ (I, 12). Darin liegt eben der Unterschied der Menschen von den Naturwesen. Die Naturwesen handeln lediglich nach der ihnen innewohnenden naturhaften Beanlagung, der Mensch dagegen hat die Aufgabe, sein Leben selbst zu gestalten, und dazu muß er oft um höherer Ziele willen auf die Befriedigung seiner Triebe verzichten. Aus dem schmerzhaften Durchleben des Problems und dieser Lösung wachsen die „Wahlverwandtschaften“ hervor.

Gerade bei den „Wahlverwandtschaften“ muß man sich vor dem verhängnisvollen Irrtum hüten, daß sie eine Problemdichtung sind. Dieser Irrtum liegt bewußt oder unbewußt vielen Urteilen zugrunde, die daher dem Roman nicht gerecht werden können. Ich erwähne hier nur Hebbel in dem bekannten Vorwort zu „Maria Magdalena“, wo er es als einen Vorstoß gegen die innere Form ansieht, daß Goethe eine von Haus aus nichtige, ja unsittliche Ehe zum Mittel-

punkt macht und dies Verhältnis behandelt und benutzt, als ob es ein ganz entgegengesetztes wäre. Tatsächlich ist die Ehe von Eduard und Charlotte weder das eine noch das andere, sondern sie ist eine sehr achtbare Durchschnittsehe. Goethe hat jetzt ebensowenig wie damals in „Stella“ die Ehe als Problem behandelt, auch hier ist die Ehe nur poetische Darstellungsform. Goethe hat sich persönlich eindringend mit dem Problem der Ehe beschäftigt; daher nimmt er als Grundmotiv seines Romans eine problematische Ehe. Er ist aber weit davon entfernt, in der Dichtung das Eheproblem zu lösen. Vor solchen Verirrungen bewahrte ihn seine Dichternatur. Im Roman stellt er dar, wie die Personen nach ihrem Charakter handeln müssen. Sicher ist das Problem auf die Konzeption der Charaktere von Einfluß gewesen: aber ihre Lebensäußerungen werden nicht durch das Problem bestimmt, sondern von dem Gesetz, „nach dem sie angetreten“[1]) sind. Und gar eine Belehrung irgend welcher Art geben zu wollen, liegt Goethe völlig fern.

Wie in „Stella“ die Liebenden, so stehen auch hier Eduard und Ottilie im Vordergrund. All ihr Sinnen vereinigt sich in einem Ziel: völlig ineinander aufzugehen. Eduard strebt mit allen Kräften, dieses Ziel zu erreichen. Die äußeren Hindernisse werden hinweggeräumt, Charlotte willigt in eine Scheidung: da tritt das Hindernis da auf, wo es alle Beteiligten am wenigsten erwarteten, in Ottiliens Charakter. Die Grenzen ihres Charakters verbieten ihr, ihr Leben nach ihren unbesiegbaren, untadeligen Bedürfnissen zu gestalten. Da sie mit Eduard nicht leben kann, will sie auch nicht ohne ihn leben; so wählt sie in einem Entschluß, der nur aus ihrem Charakter hervorgehen konnte, den Tod.

Der Schluß erinnert an den Schluß von „Stella“, da er wie jener dem künstlerischen Bedürfnis des Dichters entstammt. Goethe konnte den Roman nicht enden, ohne die innerliche Zusammengehörigkeit der Liebenden im Bilde darzustellen.

Eduard ist Fernando sehr ähnlich. Goethe hat wieder eine Seite seines Wesens zu einer ganzen Person gestaltet. Dieselben Bedenken wie gegen Fernando, wenn auch im geringerem Umfange, sind auch gegen Eduard laut geworden und müssen in derselben Weise beurteilt werden.

Über 30 Jahre liegen zwischen dem enthusiastischen Jugenddrama und dem erinnerungsschweren Roman. Unendlich viel tiefer und reicher ist Goethe geworden; der illusionistische Optimismus ist

---

[1]) Problemdichter müssen meistens mit einer tiefgehenden Änderung des Charakters rechnen; Goethe ist überzeugt, daß der Menschencharakter in seinen Grundzügen unveränderlich ist. Vgl. „Orphische Urworte“, „Dämon“.

ersetzt durch reiche Lebenserfahrung, an Stelle des Verlangens sich durchzusetzen, tritt die Forderung sich zu beherrschen.

Wenige Jahre vor den „Wahlverwandtschaften“ (1806) kam „Stella“ auf die Bühne. Durch seine veränderte Lebensanschauung ließ sich Goethe verleiten, den Schluß durch einen tragischen Ausgang zu ersetzen. Dieser Schluß geht nicht organisch aus dem Ganzen hervor, er vernichtet vielmehr die wundervolle Freiheit des Jugenddramas.

7. Schluß. Das Problem und die Erlebnisse.

Das Problem geht aus der Persönlichkeit des Dichters hervor. Alles mögliche hilft dabei, das Problem zu formen, z. B. Lebenserfahrungen, Einflüsse der Erziehung, die literarhistorische Stellung — aber im letzten Grunde ist es sein Eigentum, unlöslich mit seiner Person verknüpft und genau so geheimnisvoll wie alles persönliche Leben und besonders das dichterische Schaffen überhaupt. Das Problem ist nicht eine Frage, die der Dichter aus Überlegung heraus an Dinge und Ereignisse heranträgt, sondern es ist das Resultat seines Wesens. Er reagiert auf alles in bestimmter Weise. Oft ist ihm seine Stellung unmittelbar klar, oft aber findet er sich auch in einem Zwiespalt, dessen Wurzeln tief in seinem Innern liegen. Der Drang, diesen Zwiespalt auszugleichen, erzeugt das Problem. In seinen Problemen erkennen wir am deutlichsten des Dichters Eigenart.

Diese Eigenart entscheidet über des Dichters poetische Tätigkeit. Bei Goethe nun sind immer Erlebnisse der Anlaß zur Dichtung, aber nie ist seine Dichtung aus Erlebnissen hervorgegangen. Produktive und unproduktive Perioden wechseln bei ihm ab. Die Gründe dazu liegen nicht in äußeren Lebensumständen, sondern in seinem Wesen. Darauf näher einzugehen fehlt hier die Veranlassung; aber das sehen wir jedenfalls: in den Zeiten, wo Goethe das gesteigerte Lebensgefühl zum Dichter macht, läßt ihn der innige Anteil am Leben auch die Probleme des Lebens am tiefsten erschauen und erleben. Die Probleme, die ihn bewegen, bestimmen es, welche Erlebnisse er dichterisch gestaltet. Ja, man darf sagen: schon die Art, wie er die Ereignisse erlebt, wird durch die Probleme bestimmt. Selbst die tiefgehenden Erlebnisse mit Minna Herzlieb riefen nur darum die „Wahlverwandtschaften“ hervor, weil durch sie wieder die Probleme Leben gewannen, aus denen die Jugendwerke hervorgegangen waren.

Zu den „Wahlverwandtschaften“ bemerkt Goethe selbst, daß darin keine Zeile sei, die er nicht selbst erlebt habe, aber anderseits keine Zeile, sowie er sie erlebt habe. So ist es auch mit „Stella“.

Scherer hat wohl Recht, wenn er glaubt, daß Goethes erste Begegnung mit Lili in „Stella" vielleicht richtiger als in „Dichtung und Wahrheit" erzählt ist. Dagegen weicht vieles ganz von der Wirklichkeit ab. Stella ist das Gegenbild von Lili und das Verhältnis zwischen Stella und Fernando ruht auf einer Grundlage, die dem zwischen Goethe und Lili ganz fehlt. Goethe braucht eben die Erlebnisse ganz souverän, so wie sie ihm die Dichtung zu erfordern scheint.

Nach Goethes Auffassung steht der Mensch mitten inne zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Ebenso ist die Dichtung zum Teile notwendig, zum Teile frei. Notwendig ist das Werk in seinem Grundcharakter, wie es des Dichters Wesen wiedergibt; frei ist die Auswahl der Motive und Erlebnisse. Es ist so, wie es Goethe in einem Brief an Jacobi[1]) ausspricht: die innere Welt in ihm reproduziert die Welt um ihn her, dabei verbindet sie alles und schafft es neu in eigener Form.

Aus dem Problem allein entsteht keine Dichtung. Es ist etwas Allgemeines, Abstraktes, die Dichtung aber lebt vom Individuellen, Konkreten, Anschaulichen. Im höchsten Maße ist dies gerade bei Goethe der Fall. Erst die Wärme persönlichen Erlebens bringt bei ihm die Kunstwerke zur Reife. Anderseits entsteht gerade bei Goethe aus dem teilnehmendsten Erleben noch lange kein Kunstwerk. Das ist nur der Fall, wenn ein Problem das Zentrum bietet, so daß sich aus dem zufälligen Vielerlei der Erlebnisse eine künstlerische Einheit gestaltet.

Die Forschung, wie des Dichters Leben auf seine Werke einwirkt, ist ein wichtiger Zweig der Literaturgeschichte. Wichtiger aber ist die Untersuchung, wie der Dichter seine Erlebnisse und die überlieferten Motive dichterisch behandelt. Jene Untersuchung beschränkt sich auf den Stoff, sie gibt nur das Material für die andere, die aus der Formung und Gestaltung des Stoffes die Individualität des Dichters zu erkennen strebt. Goethe sagt in seinen „Maximen und Reflexionen" I. Teil: „Die Frage: Woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas." Das Wie kann man nur erfahren, wenn man fragt: Wie hat der Dichter den Stoff gestaltet? Dies ist die Hauptfrage aller literaturgeschichtlichen Forschung.

---

[1]) 21. August 1774.

Die Verfasser zweier antiromantischer Satiren aus dem Jahre 1803,

der „Ästhetischen Prügelei" und der „Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters".

Von Erich Eckertz in Berlin.

Die Führer der antiromantischen Partei in der Berliner Literaturfehde von 1803 waren August von Kotzebue und der Livländer Garlieb Merkel. Kotzebue bekämpfte und beschimpfte in seiner Zeitschrift „Der Freimütige" [1]) und den „Expectorationen" [2]) aufs heftigste Goethe, die Schlegels und das gegnerische Organ, die „Zeitung für die elegante Welt", [3]) Merkel schrieb in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer" [4]) vernichtende Kritiken gegen Goethe und die Romantiker und verfolgte mit seinem Unterhaltungsblatt „Ernst und Scherz", [5]) das er im Oktober 1803 mit dem „Freimütigen" unter seiner Leitung vereinigte, ähnliche Tendenzen wie Kotzebue.

In diesen Ideenkreis fallen zwei anonyme (beziehungsweise pseudonyme) Satiren:

1. Die ästhetische Prügelei oder Der Freimütige im Faustkampf mit dem Eleganten. Zweiaktige Posse in gewogenen Versen von Angelus Cerberus. Neu Athen. Gedruckt im Schaltjahr. Neudruck von Ludwig Geiger. [6])

2. Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters. I. Heft. Mit einem Kupfer. Deutschland 1803. Neudruck von Georg Witkowski. [7])

Geiger stellt im Vorwort zum Neudruck der „Prügelei" einige Vermutungen über den Verfasser auf, ohne die Frage zu entscheiden, und Witkowskis Nachsuche nach dem Verfasser der „Ansichten" und dem Zeichner der Karikatur ist auch erfolglos geblieben. Wir werden

[1]) Der Freimütige, herausgegeben von A. v. Kotzebue, Berlin 1803.

[2]) Expectorationen, ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos, 1803. Daß Kotzebue dieses Pasquill verfaßt hat, galt immer als höchst wahrscheinlich und ist zweifellos nach den von A. Silbermann erbrachten Beweisen.

[3]) Zeitung für die elegante Welt, herausgegeben von K. Spazier. Leipzig.

[4]) Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, herausgegeben von G. Merkel. Berlin 1800—1803.

[5]) Ernst und Scherz, Unterhaltungsblatt, herausgegeben von G. Merkel. Berlin 1803.

[6]) Ludwig Geiger, Firlifimini und andere Curiosa. Berlin 1885, 117 f.

[7]) Ansichten des Zeitalters. Gesellschaft der Bibliophilen. Weimar 1903.

zu dem Ergebnis kommen, daß Kotzebue die „ästhetische Prügelei“ und Merkel die „Ansichten des Zeitalters“ verfaßt und die Karikatur angeordnet hat.

Die „Prügelei“ richtet sich gegen Goethe, die Schlegels und die „Zeitung für die elegante Welt“. Er selbst (Goethe) schäkert mit Lucinde, vertreibt polternd Garlieb (Merkel) und Eisenstirn (Kotzebue) und singt sich einen Lobeshymnus. A. W. und Fr. Flegel (Schlegel) mit dem Eleganten beklagen sich über Schütz (Herausgeber der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung) und den gefürchteten Freimütigen, vertrauen aber auf „Er selbst“. Beim allgemeinen Kampf der Parteien siegt Eisenstirn mit seinem Gefolge und schlägt den Eleganten tot.

Die „Prügelei“ wird nur einmal, im „Freimütigen“ (8. September 1803) als soeben erschienen kurz erwähnt. An äußeren Beweisen für die Verfasserschaft Kotzebues fehlt es deswegen außer etwa folgender Stelle einer Satire gegen Kotzebue[1]) (Dezember 1803):

(S. 29) ... Gustel (Kotzebue).

... Mich hat geträumt vom Satanas ...
Wie er das elegante Blatt
Mit vielem Appetit gefressen hat .....
So wirds, ja, ja, o! hi! hi!
Hat Gustelchen nicht ein Genie?
Nur schnell, nur schnell Herr Satanas
Mit hin zu mir ans Tintenfaß!

Diese Worte deuten auf die „Prügelei“, können jedoch der bloßen Vermutung entspringen, daß Kotzebue der Verfasser ist.

Wir sind vielmehr auf innere Gründe angewiesen. Zum Vergleich ziehen wir heran die Artikel des „Freimütigen“, die im Oktober 1803 erschienenen „Expectorationen“ und den im August 1803 abgeschlossenen „Almanach dramatischer Spiele“,[2]) enthaltend unter anderm „Das Urteil des Paris“, „Rübezahl“, „Sultan Bimbambum“. Neben zahlreichen Einzelanspielungen richtet sich Rübezahls Monolog gegen Goethe und die Schlegels, wird im Sultan Bimbambum Goethe, im Bückling Schlegel verlacht, im Verax Kotzebue gepriesen.

Eisenstirn (Kotzebue) ist der Held der „Prügelei“ und bleibt zum Schluß einziger Sieger. Kotzebue, wo er sich vorführt (Verax) oder von sich redet (Expectorationen), stellt sich hin als offen, scharf, gefürchtet. Verax „entriß der Wahrheit oft das letzte Busentuch“ (Almanach 243), in den „Expectorationen“ haben die Schlegels „seine Geißel gefühlt“ (39), fürchten sie weiter: „Auf dem Theater peitscht

[1]) Der Freimütige. Trauerspiel in zwei Aufzügen. Berlin 1804.
[2]) Almanach dramatischer Spiele. Berlin 1804.

er uns dennoch wieder nach Noten" (41) und beten zu Gott, er möge den verwegnen Kotzebue vertilgen (49). Genau so ist Kotzebue in der „Prügelei" gezeichnet:

Scharf ist die Zunge, die nach Paris einst floh (17).
Man nennt ihn überall den Kecken (39).
Er stößt satanisch alles nieder (42).

Den Schmerz über gegnerische Hiebe sucht Kotzebue durch spöttisches Erwähnen derselben zu lindern. Er spricht höhnisch von dem Sonett (Expectorationen 27. 34. 41), mit dem A. W. Schlegel ihn in der „Ehrenpforte"[1]) gezüchtigt hat, und unvergeßlich ist ihm, daß Vulpius auf der Weimarer Bühne mit Zustimmung Goethes seine „Gurli" persifliert hat. Ihm zahlt er heim in den „Expectorationen" (43):

(zu Goethe) Und wie Freund Vulpius naseweis
Die Gurli persifliert auf Dein Geheiß.

Der Verfasser der „Prügelei" richtet sich ebenso gegen die Sonette (10. 12. 28.)

Wer nicht will zum Sonette schwören,
Den sollen vierzehn Zeilen ganz und gar zerstören (36).

und gegen die, nur Kotzebue kränkende Persiflierung der „Gurli"

Er selbst: Drum ist auch Rinaldo (Vulpius) mein enger Verwandter
Und mein allzeit fertiger Schauspielgesandter (12).
Rinaldo ist mein trauter Kammerdiener,
Muß meinen Pfad mit Besen fegen (19).

Art der Stellungnahme gegen Goethe und die Schlegels in der „Prügelei" stimmt bis ins einzelne genau mit den Motiven des „Freimütigen", der „Expectorationen" und des „Almanachs" überein. Gegen Goethe, von dem er in Weimar an die Wand gedrückt wurde, ist Kotzebue von neidischem Haß erfüllt. Seine Größe, die er nicht verkennen kann, sucht er durch Übertreibung lächerlich zu machen. Im Almanach (283) nennt er ihn: „Der Sultan Bimbambum, Herr über Afrika, Europa, Asia," im Freimütigen (Nr. 76. 68 . . .) „Der Despot des Geschmackes", „Der Herr Christus", „Der Götze des Tages", in den Expectorationen (3. 56.) „Goethe der Große", „Der Papst in der Literatur", und der Verfasser der „Prügelei" nennt ihn ganz ähnlich (6. 19.) „Er selbst" und „Großmogul". Goethe Selbstüberhebung anzudichten, lag nahe für den, der ihn schmähen wollte, doch betont es Kotzebue besonders stark:

---

[1]) Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue 1801.

Goethe (Expectorationen 6).	Er selbst (Prügelei 17).
Ich bin doch ein erstaunlich großer Mann.	Mich entflammt ein hoher gewalt'ger Mut,
Rübezahl (Almanach 96).	Himmelsäther hat sich in mich ergossen.
Ich bin der große Wundermann.	

Goethes radikale Unterdrückung von Böttigers ungünstiger Jonrezension (Freimütige 2) bringt Kotzebue darauf, Goethe über alles, was ihm nicht paßt und sich widersetzt, schimpfen und toben zu lassen. Im „Freimütigen" „äußert Herr Goethe öfters einen unbegreiflichen Zorn", „läßt seinem göttlichen Zorn freien Lauf" (92), und „sinkt sogar bis zu pöbelhaften Schimpfwörtern herab" (92). Rübezahl sagt mit Anspielung auf Goethe (Almanach 96):

Dabei auf die gemeinen Naturen
Wie ein gemeines Fischweib schimpft.

und in den „Expectorationen" spricht Goethe von seinem „ganz gewaltigen Grimme" (33) und:

So ist der Kamm mir hochrot geschwollen,
Ich schaute um mich her mit grimmigen Gebärden.

Der Verfasser der „Prügelei" freut sich in derselben Art über Goethes Wut:

(17) In Schimpfen und Toben so elend auszubrechen.
(20) So thut das Gelüste erschrecklich aufbrausen.
(16) Hier bin ich, du Tölpel.

Wenn Kotzebue harmlos-komisch wirken will, ist Goethe für ihn ein behäbiger alter Herr, den leicht der Schlaf überfällt: In den „Expectorationen" (59) schläft Goethe zum Schluß ein und Sultan Bimbambum (232) schlummert schon ganz im Anfang; und Kotzebue hält es auch für nötig, Goethe schnarchen zu lassen: „Expectorationen" (59) „Er schnarcht. Die Melodie des Schnarchens wird aufgesetzt." Dies seltsame Motiv zeigt auch die „Prügelei": „Er selbst" schlummert in der Mitte des Stückes ein (20) und von seinem Schnarchen heißt es (21):

Schnarcht er nicht wie ein Karthäuserpater
Oder ein Bamberger Erregungskater!

Doch ist der alte Herr zuweilen noch jugendlicher Liebesglut fähig: Sultan Bimbambum schäkert lange mit seiner Maitresse Biribi, und in der „Prügelei" gefällt „Ihm selbst" Lucinde so gut, daß er mit ihr hinter einer spanischen Wand verschwindet.

Mit Anspielung auf die Weimarer Alarcosaufführung, bei der Goethe, wie Kotzebue (Freimütige 5) berichtet, von einem runden Stuhle aus sich das Lachen verbeten hat, heißt es:

Expectorationen.	Prügelei.
(15) Man halte Ruh in meiner Schule, Ich sitze ja auf dem runden Stuhle.	(12) Gib mir den Lehnstuhl, wonach ich mich sehne.
(25) Ich setze mich nämlich in ihre Mitte.	(20) Ich will mich in meinen Lehnstuhl setzen.
	(39) Voila, ein Lehnstuhl, lassen Sie sich nieder.

Die Übereinstimmung in der Behandlung Goethes ist also höchst auffällig. Kotzebues Wut auf ihn wurde bestärkt durch Goethes offene Parteinahme für die altverhaßten Schlegels, besonders bei Unterdrückung von Kotzebues antischlegelschen „Deutsche Kleinstädter" (Freimütige 80), wofür ihn die Schlegels laut priesen. Sie als Goethes Anbeter hinzustellen, kann Kotzebue sich nicht genug tun. Bückling (Schlegel) ist des Sultans „treuster Knecht" (280), Rübezahl beklagt sich (96):

Mit offenem Maul bewundern sie
Den selbst sich setzenden, der da sitzt.

In den Expectorationen wird es fortwährend betont, Goethe sagt selbst:

(7) Und dazu halt ich mir ein paar Jungen,
Daß es mir täglich wird vorgesungen.

Durch die „Prügelei" zieht sich das gleiche Motiv, die Flegel nennen sich selbst „seines Ruhmes lautste Gründer" (32). In der Meinung, mit seinem „hyperboreeischen Esel" und den deutlichen Anspielungen seiner Lustspiele, die Schlegels in Wut gesetzt zu haben, läßt Kotzebue sie fortwährend toben. Im „Urteil des Paris" wird gedroht:

(165) Sie sollen Dich bald zu Tode schimpfen,
Denn das verstehn sie meisterlich.

In den „Expectorationen" nennt er sie schlechtweg „der Rasende", „der Wütende" und der Verfasser der „Prügelei" schwelgt förmlich im Ingrimm der Schlegels (17. 22. 25. 26. 27. 28. 33. 38. 40 . . . .) In den Expectorationen richtet sich die Wut natürlich hauptsächlich gegen Kotzebue:

(34) Da ist der verdammte Kotzebue,
Den wir so gerne herunter hätten.

genau so in der „Prügelei":

(34) Wird er uns lästern, so soll er hangen.

A. W. Schlegels Fehde mit Chn. G. Schütz, dem Herausgeber der Jenaer Literaturzeitung, beutet Kotzebue im „Freimütigen" (24 aus und führt auch der Verfasser der „Prügelei" ins Treffen:

A. W. Flegel will „Spieße, Mistgabeln und Steine gegen ihn ergreifen" (32), bezieht aber zum Schluß Prügel von ihm: Am liebsten aber macht sich Kotzebue, wenn er von den Schlegels redet, über ihre Lehre und ihre neuen Begriffe lustig.

Freimütige.	Prügelei.
Mystische Kunstwörter, moderne Mystik (1. 68.), Nebelsprache (22).	Mystik (10), mystische Rolle (20), Himmelsäther (17).
Expectorationen.	
Schweseln, Räuchern (8. 10. 25 . . .), reine Natur, rein Formale . . . . (8. 18 . . .), lebendiges Leben (8), geschützter Schütz (29).	Schweflichter Höllenkleister (14), reiner Jammer, reine Wollust . . . (54 . .), poetische Poesie (12), musikalische Musik (56).

Kotzebues tätigster Gegner von 1803 war entschieden die „Zeitung für die elegante Welt". Denn während Goethe und die Schlegels schwiegen, reizte sie Kotzebue durch zahlreiche Artikel und Pasquille. Kotzebue seinerseits hackt ebenso oft im Freimütigen (11. 31. 40. 47. 92 . . .) auf die „elende Zeitung" ein, wobei er die schärfsten Ausdrücke nicht scheut. Auch in der „Prügelei" kommt „der Elegante" entschieden am schlechtesten weg; er wird zum Schluß von „Eisenstirn" totgeschlagen und begraben; vor allem aber machen Bemerkungen Kotzebues im „Freimütigen", die auf die „elegante Zeitung" Bezug nehmen, wie: „Das könnte die arme Kranke noch ein Weilchen hinhalten" (31), „wie ein verzweifelter Kranker in der Sterbestunde" (31), „unter Spott und Verachtung begrabene Klike" (47), die Abfassung eines Stückes wie die „Prügelei" sehr wahrscheinlich.

Die „Prügelei" schließt mit einer langen schalen Moralrede Apolls, die nach dem lustigen Stück sehr abfällt. Gottheiten erscheinen auch im Almanach („Rübezahl", „Urteil des Paris") und moralisierende Betrachtung, auch wo sie nicht hinpaßt, liebt Kotzebue. Im „Don Ranudo"[1]) werden am Aktschluß ähnliche Verse gesprochen (II, 7), Rübezahl hält sich in längerer Rede (95/8) über menschliche Schwächen auf, und der „Freimütige" predigt in einem langen Aufsatz (68): „Über die Kunstseuche unserer Zeit" der Menschheit Moral. Genau stimmt überein der Schmerz Apolls über das menschliche Morden mit dem Rübezahls:

Almanach: Rübezahl.	Prügelei: Apoll.
(95) Sie morden sich, wie ich leider höre, Bald mit der Feder, bald mit der Tinte.	(45) O, Ihr entweihten, welch entsetzlich Wüten!
(96) Alles zerstört im blutigen Streit!	(45) Laßt ab vom Streit! (48) Sinnt nicht fortan auf gifterfüllte Ränke.

[1]) Don Ranudo de Colibrados: Lustspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1803.

Sich schmeichelnd, daß er bei den Schlegels mit seinen Bühnenerfolgen Neid errege, läßt Kotzebue Rübezahl sagen:

(95) Sie werden vor Neid alle Tage gelber.

Auch Apollo wirft den Menschen „neidische Wut" und „irdischen Neid" vor. In dem Artikel „Über die Kunstseuche" hält sich Kotzebue, durch Charlotte von Schiller[1]) gekränkt, über literarische Weiber auf und tadelt, an die Wortwitze der „Ehrenpforte" denkend, „witzloses Wortspiel" und „persiflierenden Witz". Ähnlich spricht Apoll von „Weibergeklatsch", „witzigem Zank" und „beißigem Geschwätze".

Übereinstimmungen in Einzelheiten können vielleicht noch mehr überzeugen, daß Kotzebue die „Prügelei" verfaßt haben muß. Das ostentative: „Schillern dem einzigen in aufrichtiger Verehrung gewidmet" („Prügelei" 3), das Goethe ärgern soll, erinnert sehr an den bekannten Versuch Kotzebues, Schiller in Weimar zum Ärger Goethes zu ehren. Das spöttische: „Denkzettel für große Geister" der „Prügelei" gleicht der: „Zueignungsschrift an die Herren Verfasser und Herausgeber des Athenäums" des „hyperboreeischen Esels". Auch das ungewöhnliche Zitieren eines französischen Philosophen (Rousseau) als Motto zur „Prügelei" ist angewandt in der Vorrede zum „hyperboreeischen Esel" (Duclos), und zwar richten sich beide Zitate gegen scheinbares Wissen bei tatsächlicher Leerheit und Unwissenheit. Goethe in den „Expectorationen" (59) entschlummert im Dampf, Apoll in der „Prügelei" (51) verschwindet im Dampf. Daß die Menschen zu ihren Handlungen singen und die Melodie angegeben wird, (Prügelei 50. 51) finden wir auch im „Almanach" (26. 33), und bei Kotzebue und in der „Prügelei" die Wortspielerei mit dem Goetheschen „Was wir bringen":

Expectorationen.	Prügelei.
(14) oder ein Vorspiel, was wir bringen.	(19) was wir bringen, wird gierig verschlungen.
(29) wenn Du versuchst, etwas zu bringen.	(36) was wir bringen, soll die Philister entsetzen.

Daß er die Produkte der verhaßten Schlegels mit dem menschlichen Auswurf vergleicht, ist charakteristisch für den grimmigen Kotzebue:

Expectorationen.	Prügelei.
(24) Und was wir etwa gelegentlich spucken auf unsere Teller, Das läßt er ohne Bedenken drucken.	(25) Die Priestermoral uns will das Recht entbrechen, Uns auszuspeien und auszusprechen.

[1]) Charlotte von Schiller: „Der verunglückte 5. März", in dem Kotzebues mißlungener Versuch, Schiller zum Ärger Goethes zu ehren, verspottet wird.

Am auffallendsten ist wohl, daß in den „Expectorationen" und in der „Prügelei" die Gebrüder Schlegel niederknien, betend, daß Gott ihre Feinde vertilgen möge:

Expectorationen (49).	Prügelei (32).
(Sie knieen nieder und beten mit Inbrunst)	(Sie knieen nieder.)
Drum lieber Gott, vertilge Du Mit Feuer und Schwert, durch Gift und Pest ...	Großer Ipse, Deine armen Kinder, Sieh hier Hülfe suchend zu dir flehen ...

Charakteristische Ausdrücke Kotzebues werden auch in der Prügelei gebraucht. Sultan Bimbambum nennt seine Feinde wegwerfend Philister und Kotzebue spricht im Freimütigen von seinen vereinigten Gegnern als von einer Klike. Philister finden wir in der Prügelei 6mal, die Klike 12mal. Die Anspielung Kotzebues auf die „ernsthafte Bestie" der „Lucinde" (Freimütige 1) und Fichtes „Nichtich" (Freimütige 68) fällt auch in der „Prügelei" auf (24. 47). Um die Wut eines Gegners zu illustrieren, sagt Kotzebue:

Freimütige.	Prügelei.
(24) Er greift nämlich ein paarmal in den Kot, sprützt und schleudert ihn um sich.	(33) Dort der Elegante kann nichts nützen. Sollt' er auch die Feinde kotig sprützen.

In der Form fällt auf, daß die „Expectorationen" und die „Prügelei" von Fremdwörtern wimmeln und in den „Expectorationen" 7mal, in der „Prügelei" 6mal fremdsprachliche Verben gereimt werden. Auffallende Reime der „Expectorationen" wie schwatzen platzen | Ratzen Katzen | Spatzen kratzen | stehen auch in der „Prügelei": kratzen schwatzen | Katzen kratzen |. Die sonderbare Manier, ein Stück in Knittelversen mit einer größeren Anzahl fünffüßiger jambischer Verse zu schließen, wie das in der „Prügelei" (45—50) der Fall ist, finden wir auch im „Urteil des Paris" (49/50) und das geschmacklose Anhängen einiger Hexameter („Prügelei" 50) fällt auch in Kotzebues „Octavia" auf.

So deckt sich die „Prügelei" in allem mit dem Kotzebue des Jahres 1803. Der paradoxe Gedanke, jemand habe sich die große Mühe gemacht, Kotzebue genau zu studieren und ihn in der „Prügelei" im großen und kleinen zu kopieren, ist dadurch eliminiert, daß der Almanach im August, die „Prügelei" im September, die „Expectorationen" im Oktober herauskamen. Kotzebue ist also schuldig zu sprechen, in der „ästhetischen Prügelei" Goethe und die Schlegels schwer beleidigt und den Eleganten vorsätzlich getötet zu haben.

Eine ähnliche Richtung wie die „ästhetische Prügelei“ vertritt die anonyme Satire: „Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters,“ der eine große Karikatur beigelegt ist. Die Karikatur, betitelt: „Versuch auf den Parnaß zu gelangen,“ zeigt uns in langer bunter Reihe die Romantiker mit Anhang, geführt von A. W. Schlegel. Auf den Wolken bekämpfen sich Kotzebue und die „Zeitung für die elegante Welt“; im Vordergrund links steht eine jüdische Gruppe, rechts Merkel, im Hintergrund Goethe. An der Hand der Karikatur werden halb in Versen, halb in Prosa besprochen: Kotzebue, die elegante Zeitung, A. W. Schlegel, Tieck, Bernhardi, Zeitschrift Apollon, Klingemann, Bonaventura, Sophie Bernhardi, Vermehren, Merkel, jüdisch-literarische Kreise und Goethe mit Amalie von Imhoff.

Die „Ansichten“ fand ich nirgends erwähnt, die Zeit ist deshalb nicht genau zu bestimmen, doch kann man eine ziemlich enge Gabel bilden: terminus a quo März 1803, in dem das in den „Ansichten“ besprochene Schauspiel „Lacrimas“ erschien, terminus ad quem Oktober 1803, in dem der im Kampf mit der eleganten Zeitung dargestellte Kotzebue die Redaktion seines „Freimütigen“ niederlegte und nach Paris ging. Die „Ansichten“ entstanden also in denselben Monaten wie die „Prügelei“. Das aus den „Ansichten“ (7—10) ersichtliche, auf persönlicher Bekanntschaft beruhende gute Verständnis der Kunstwerke Gottfried Schadows beweist, daß die Satire aus Berliner Kreisen stammt. Die „Ansichten“ sind gewandt und zum Teil witzig geschrieben und zeugen von guter Kenntnis der zeitgenössischen Literatur. Der Verfasser stellt sich im Vorwort als unparteiischen Kritiker hin, der „gelauscht und beobachtet“ hat. Ein Betrachten der Karikatur lenkt unsere Vermutung auf den Romantikerfeind Garlieb Merkel, den Verfasser der „Briefe an ein Frauenzimmer“. Er beherrscht das Ganze, seine Geißel schwebt über der Schar, und im Text wird er allein nicht verhöhnt, schneidet sogar sehr gut ab:

(42/3) Ehe wir das Blatt aus der Hand legen noch einen Blick auf ....
Den Held daneben, mit nerviger Faust,
Schwingt er die Peitsche, daß es knallt und saust

und setzt den Erklärer in nicht geringe Verlegenheit wegen seiner großen Ähnlichkeit und noch größeren Unähnlichkeit mit der Herde, die er vor sich hintreibt. Wegen der Ähnlichkeit, denn

Auch ihm so göttliche Grobheit inwohnt,
Daß er weder jung noch alt verschont,

und — doch die Unähnlichkeit. Er wandelt so wenig auf einer Straße mit den Herren, daß er sie sogar mit einer Peitsche von der ihrigen

abzubringen sucht .... Ein blinder Verehrer nur konnte Merkel diesen unverdient hohen Rang zumessen, wenn er selbst es nicht ist. Merkel besaß unglaubliche Selbstüberhebung. Er rühmt sich (Darstellungen[1]) 1, 164) „mit seinen Briefen dem kritischen Pedantismus die Feder aus der Hand genommen zu haben" und führt Klage (Antiken[2]) VII), „daß deutsche Literaturgeschichten einige seiner Schriften nicht erwähnen".

Auffallend in den „Ansichten" ist ein von literarischer Kritik abschweifender Artikel, der sich um Gottfried Schadows Büsten dreht. A. W. Schlegel hatte in der „eleganten Zeitung" (4 – 9) bei Besprechung der Berliner Kunstausstellung die Büsten des antiromantischen Schadow in manchem bemängelt, besonders darin, daß sie nur auf Ähnlichkeit und nicht von einer Grundanschauung ausgingen, die Büsten seines Freundes Friedrich Tieck dagegen gelobt. Hiergegen richtet sich der Verfasser der „Ansichten" (7—10), Schlegels „Grundanschauung" und Parteiergreifung für Tieck ironisch ausnutzend, wobei er gute Kenntnis Schadowscher Kunst zeigt. Dies brachte Witkowski auf die Vermutung, Karikatur und Text stamme von Schadow, doch führte ihn eine Untersuchung der Schadowschen Bildsatiren zu negativem Resultat (Neudruck 57/8). Wir finden vielmehr bei Merkel, der öfters Porträtbüsten kritisiert (Briefe 1, 20/1; Erzählungen[3]) 1, 290), einen ähnlichen Artikel (Briefe 1, 612/15). Auch er richtet sich gegen parteiische Beurteilung zweier Kunstwerke, eines Gemäldes von Bürv und eines Gemäldes von Macco: „Ein Freund von Herrn Bürv unternahm es, dem Publikum zu beweisen, daß es dem Gemälde Unrecht thue. Das war recht gut. Aber er war nicht nur ein Freund von Herrn Bürv, sondern auch ein Feind von Herrn Macco." Merkel zersetzt dann die Kritik, die er ein parteiisches seichtes Geschwätz nennt, mit Sachkenntnis und schließt: „Doch ich breche ab, denn, wie ich höre, ist ein talentvoller und unparteiischer Künstler, Herr Schadow selbst, damit beschäftigt, die Richtigkeit jener sein sollenden Kunsturteile aufzudecken." Dieser Artikel Merkels richtet sich also genau wie die „Ansichten" gegen parteiische Kritik in Kunstsachen, zeugt von Kunstverständnis und Verehrung Schadows.

Auffallend in den „Ansichten" ist sodann das besonders scharfe Auftreten gegen einen unbedeutenderen, August Klingemann. Mit ihm hatte Merkel Anfang 1803 eine heftige literarische Fehde. Er kritisiert seine Briefe über die Jungfrau von Orleans (Briefe 2, 381),

---

[1]) Darstellungen und Charakteristiken. Leipzig 1839.
[2]) Kritische Antiken. Riga 1837.
[3]) Sämtliche Schriften. Leipzig und Riga 1808.

worauf Klingemann mit einer „Erklärung" antwortet, Merkel nennt diese gemein und lügenhaft (Briefe 2, 571), Klingemanns Antwort sucht Merkel „die Lächerlichkeit seiner literärischen Existens zu beweisen" (Elegante Zeitung 22. 1) und Merkel nennt die Antwort pöbelhaft (Briefe 2, 759). Der Verfasser der „Ansichten", mit den Phasen dieses Streites genau vertraut, macht in ähnlicher Weise Klingemann herunter und streicht Merkel heraus:

(38) Der größere Mann mit der bloßen Klinge
Glaubt von sich selber Wunderdinge,
Spricht sehr laut und gewaltig viel,
Schreibt über Kunst und Komödienspiel
Und stellt mit ritterlichem Sinn
Sich zum ungleichem Kampfe hin

um einem naseweisen, ihn verfolgenden Kritiker seine „literärische Existens zu beweisen. Wie er dies nun wohl anfangen wird? — Den Kopf hat ihm Mütterchen noch mit einem schützenden Fallhut verwahrt, damit nicht irgend ein kritischer Fall oder Schlag sein Gehirn verletze". Es macht sehr den Eindruck, als wenn dies eine Fortsetzung des Streites durch Merkel wäre.

Auch die Stellungnahme der „Ansichten" zu allen anderen paßt vorzüglich zu Merkel. Denn in den „Ansichten" werden dieselben gepriesen und dieselben und in derselben Art befehdet wie in Merkels „Briefen". Merkel bekennt sich als Bewunderer Klopstocks, Wielands und Vossens, die ihm unerreichbares Muster sind (Briefe 1, 118), der Verfasser der Ansichten stellt dieselben Männer als sein Ideal hin (2). Obwohl er sich gegen Goethe manche törichte Anmaßung herausnimmt, stellt Merkel ihn doch immer noch eine Stufe höher als die Schlegels: „Der Himmel bewahre Goethe davor, daß er nicht auf Schlegels Werke herabstoße" (Briefe 2, 508). Auch die „Ansichten" greifen Goethe an (47): „Der gestiefelte Kater wird ihm gutmütig seinen Rücken leihen", doch (47) „freilich steht er jetzt noch eine Stufe höher". Die Schlegels und Tieck sind Merkels literarische und persönliche Feinde, seitdem sie gemeinsam, um ihn für eine Verdächtigung zu strafen, ein vernichtendes Sonett gegen ihn losließen (Raich, Dorothea 1, 18). Auch der Verfasser der „Ansichten" geht gegen „das brüderliche Drei" besonders scharf vor und sagt ja auch (IV), „daß er die Absicht habe, anderen zu thun, wie sie ihm thaten". Die Art, wie sie in den „Ansichten" besprochen werden, gleicht sehr der Merkelschen Kritik ihres Almanaches von 1802 (Briefe 2, 85—107), sogar die Reihenfolge ist dieselbe: A. W. Schlegel, Tieck, Fr. Schlegel und nachhinkend Novalis. A. W. Schlegel wird in den „Briefen" (2, 96/8) und den „Ansichten" (5—10) als der genialische Führer hingestellt. Bei Besprechung von Tiecks Genovefa (Briefe 1,

17 f.) hebt Merkel mit ironischer Freude hervor, daß „seine Freunde versichern, Genovefa sei eins der ersten Meisterstücke“ (1, 18/9). Auch in den „Ansichten“ wird Genovefa verlacht und auch hier heißt es (16): „Genovefa ist nach dem Urteile eines ganz untrüglichen Richters das größte Meisterstück.“ Höchst wegwerfend wird Friedrich Schlegel von Merkel behandelt. Von ihm sagt er immer (Briefe 2, 99—101, 322/3, 424, 580/2), daß er den genialen Dichter spielt, ohne Talent zu besitzen; (Briefe 1, 424) „Seitdem Herrn Fr. Schlegel die Genialität angekommen ist und er die Entdeckung gemacht hat, daß er ein großer Mann sei“. Ebenso stellen die „Ansichten“ ihn hin; von ihm heißt es ironisch (20): „Aber ein wirkliches Verdienst ist es, ... durch eigene Industrie die Kargheit der Natur zu verbessern, und so einem Boden, der nur bestimmt zu sein scheint, Bohnen zu tragen, den göttlichen Lorbeer abzugewinnen.“ Seinen „heiligen Zorn“ verlacht Merkel, Friedrichs Gedicht zitierend (Briefe 2, 580): „Deine schöne Flamme, heil'ger Zorn,“ und der Verfasser der „Ansichten“ zitiert spöttisch (21): „Diana, heil'ge, wo sind Deine Brüste? Begeisterung trinkt der Löwe sich im Blut.“

Über Novalis lächelt Merkel mitleidig und spricht von ihm (Briefe 2, 103) als „von einem jungen Mann, der durch mancherlei Aufsätze Anlaß gegeben hatte, an der Gesundheit seines Verstandes zu zweifeln“. Der Verfasser der „Ansichten“ meint dasselbe, wenn er ihn ironisch einen „sublimen Geist“ nennt (23). Seine religiöse Poesie verspottet Merkel (Briefe 2, 103) an dem Gedicht „Glaube und Liebe“ und im Freimütigen (169/70) nennt er sein: „Komm mein Jesus, süße Braut“ eine verliebte Hymne; die Ansichten machen sich in grausamster Weise über den „göttlichen Novalis“ lustig (22—26) und ziehen besonders seine Hymne auf das Abendmahl ins Lächerliche (24), und Merkel sowohl wie die Ansichten zitieren den Schluß des Gedichtes „Novalis an Tieck“:

Briefe 2, 103, Ansichten 25.

Du wirst das letzte Reich verkünden, was Tausend Jahre soll bestehn,
Wirst überschwenglich Wesen finden und Jakob Böhmen wiedersehn.

Auch der Anhang der Romantik, wie er in den „Ansichten“ befehdet wird, ist uns von den „Briefen“ her bekannt. Von Schleiermacher sagt Merkel (1, 160): „Der Verfasser der Reden hat eben nicht Ursache, sehr freundschaftlich gegen mich gesinnt zu sein,“ und die Behandlung des „kleinen feinen Priesterchen“ in den „Ansichten“ (28) zeugt auch von einem keineswegs freundschaftlichen Verhältnisse zu Schleiermacher. Bernhardi und seine „Bamboccialen“ werden in den Briefen (2, 105/6) heruntergemacht und auch in den „Ansichten“ verspottet. Über kleinere macht sich Merkel in den „Briefen“ besonders

gerne her. Dem unbedeutenden Schauspiel Lacrimas des Romantikers Wilhelm von Schütz widmet er eine lange vernichtende Kritik, an dem Jenaer Privatdozent Vermehren läßt er bei Besprechung von dessen Almanach (2, 582/3) kein gutes Haar und der kleine Satiriker J. D. Falk ist sein erklärter Feind, seitdem er mit Schimpfreden auf eine Kritik Merkels geantwortet hat (Skizzen 112).[1]) Auch der Verfasser der „Ansichten" zersetzt ausführlich „Lacrimas" (29—35), verspottet Vermehren und seinen Almanach (40/41) und teilt Falk einige Seitenhiebe aus (12).

Merkel wendet sich mit seinen „Briefen an ein Frauenzimmer", wie schon der Titel sagt, an das weibliche Publikum und betont es ausdrücklich (Vorrede I, IV). Kein Wunder, daß er auf die jüdischen Belletristinnen erbost war, die sich der neuen Lehre zuwandten. So sagt er auch (Skizzen 303 f.): „Die dritte Region war die jüdische Kolonie. Hier galt die Stimme der Männer fast nichts, die der Frauen und Mädchen war entscheidend ... Die Stimmung für Lessing Engel ... änderte sich bald, als die Schlegelsche Poetik Mode wurde und es der persönlichen Eitelkeit der jüdischen Belletristinnen so leicht machte, sich selbst für große Schriftstellerinnen zu halten."

Genau so richtet sich der Verfasser der „Ansichten" gegen die jüdischen Frauen, ihre Neigung zur neuen Lehre und ihre Schriftstellerei (43/4): „Nächst den Personen ... verdient das zur Seite bezeichnete Publikum ... unsere Aufmerksamkeit. Die beiden ersten knieenden Damen sind offenbar blinde Verehrerinnen der Hauptpersonen, welchen sie mit gefaltenen Händen ihre Devotion bezeigen. Ihre Physiognomieen lassen erraten, daß sie zur gebildeten Nation gehören ... Die etwas korpulente Dame wird durch eine Feder hinterm Ohr als eine rüstige Schriftstellerin charakterisiert."

Jeder andere Berliner Antiromantiker hätte in dem Streit des „Freimütigen" mit der „eleganten Zeitung" für Kotzebue Partei ergriffen. Kotzebue und den „Freimütigen" mit der „eleganten Zeitung" auf eine Stufe stellen und sich über beide gleich lustig machen (Ansichten 11—14) konnte nur Merkel, der als Redakteur des Unterhaltungsblattes „Ernst und Scherz" in Kotzebue einen Konkurrenten sah und sich außerdem mit ihm überworfen hatte (Skizzen 374. Waitz, Caroline 2, 238/4), wie ja auch Merkel bei Kotzebue in der „Prügelei" schlecht wegkommt.

Zweifel an Merkels Verfasserschaft „Der Ansichten" beseitigt vielleicht der Hinweis auf die auffallende Übereinstimmung in der Art zu kritisieren. Merkel zitiert bei der Kritik ganze Gedichte und schreibt erklärenden Text nur so viel, als nötig ist, den Übergang von einem

---

[1]) Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch. Riga und Dorpat 1824.

Gedicht zum anderen zu finden (1, 532/5. 542/6. 2, 91). Der Verfasser der Ansichten macht es gerade so (vgl. „Ansichten" 29/34 mit „Briefe" 1, 532/5). Eine Eigenart Merkels ist Übergang von der Prosa zu Versen, um komische Wirkung zu erzielen (Briefe 1, 66, 270). Daß er diesen Wechsel besonders liebt, beweisen seine Worte (Darstellungen 1, 171): „Mich wundert, daß diese Dichtungsart (Abwechseln von Prosa und Versen) nicht häufiger geübt worden, da sie so reichen Genuß für den Dichter selbst bietet. Die Bequemlichkeit dabei, was dem Sinne nach prosaisch ist, in Prosa zu sagen, und, sobald Gefühl oder Phantasie einen Aufschwung nehmen, ihren Flügelschlag frei in jeder Versart nachzusingen, hat unbeschreiblichen Reiz für den Dichtenden selbst." Diese Worte passen vorzüglich auf die „Ansichten", die ein solches Gemisch von Prosa und Versen jeder Art sind. Besonders gern schließt Merkel eine längere Prosaperiode mit ein oder zwei Versen (vgl. „Briefe" 1, 9 mit „Ansichten" 20). In der Kritik beschränkt sich Merkel auf Einzelheiten; er greift einzelne Gedanken der zitierten Gedichte heraus und beweist an ihnen den Mangel an Logik. Besonders bemerkt er die Schiefheit bildlicher Ausdrücke (vgl. „Briefe" 2, 92/4 mit „Ansichten" 21/2). Oft kann er sich noch während des Zitierens nicht enthalten, in seinem Sinne ergänzend, Zwischenbemerkungen in Klammern zu machen.

Briefe 2, 25.	Ansichten 6.
„Krieg und Hunger umschweben schauerlich Dein moderndes Gebein." (Des Jahrhunderts!)	„Aber laß mich, o Du treuer (Apoll) Nicht vergehn im ew'gen Feuer" (der Kritik nämlich).
Briefe 2, 581.	**Ansichten 24.**
„Tod wäre Freude, Nähme nur die Erde uns beide" (ihn und sein Herz?) „Gebt mir Blut, Daß ich lindre diese Glut, und wers that" .... (was?)	„Nie endet das süße Mahl, Nie sättigt die Liebe sich." (Doch! doch! mein Dichter!) „Heißere Wollust durchbebt die Seele" (??)

Merkel bedient sich nicht des Wortspiels, wie die Berliner und die Romantiker und nicht des übertreibenden Scherzes wie Kotzebue, sondern der Ironie; auch die „Ansichten" reden fast nur ironisch. Besondere Kunst zeigt Merkel darin, doppelsinnige Worte seiner Gegner herauszugreifen und sie zu deren ungunsten als Selbstironie von ihnen auszulegen:

Briefe.	Ansichten.
(2, 101) Er hat einen recht vernünftigen Gedanken: „Wir können nicht heraus aus unsrem Leibe."	(6) Es ist eine zwar liebenswürdige, aber gewiß übertriebene Bescheidenheit des Dichters, wenn er sagt: „Mein Gebet gilt nicht so teuer."

(1, 222) Sein „Ungeheuer" (ein sehr passender Titel, der Herrn Tiecks Selbstkritik Ehre macht).

(1, 361) „Es treibt mich, es jagt mich, es hetzt mich unbändig!" Treffliches Motto zu Herrn K's sämtlichen Gedichten.

(6) „Zu den Schafen laß mich kommen." ... Die Schafe sind nicht etwa wirkliche Schafe ... sondern die Musen selbst.

(39) „Laß mich nicht sterben Gott in meinen Sünden, und laß dies Blatt den rechten Leser finden." Die Worte sind so charakteristisch, daß wir nichts hinzusetzen brauchen.

Noch eins! „Magister" Merkel stürzt sich mit wahrer Gier auf sprachliche Fehler. „Die Sprache ist nicht frei von Verstößen" (Briefe 2, 456), „es enthält ungeheure Sprachfehler" (2, 647), „wenn der brave Mann doch erst schreiben lernte" (1, 608), „Tieck, der sich nicht um die Sprache bekümmert" (2, 101). Die „Ansichten" machen sich durch drei Seiten (32/4) über den Fehler „das" Gemahl lustig, und vom Verfasser des „Lacrimas" heißt es ironisch (35), daß er die verächtlichen Fesseln abwirft, welche Sprache und Grammatik Pedanten auferlegen.

Und nun die Karikatur, die eine ebenso große Rolle spielt wie der Text. Gezeichnet hat Merkel sie nicht, denn es ist im Text vom Zeichner und Erklärer die Rede. Aber Idee und Ausführung im großen und kleinen muß von ihm stammen. Zunächst kann man in einer gegen Merkel gerichteten Karikatur der „eleganten Zeitung", betitelt „Ernst und Scherz" eine Veranlassung sehen, daß Merkel mit einer Karikatur antwortete. Sodann erklärt er die im Juli erscheinende antiromantische Karikatur des „Freimütigen" (115) in seinem „Unterhaltungsblatt", das mir nicht erreichbar war, für mißlungen. Doch spricht er davon in seinen „Skizzen" (374): „Mit dem Freimütigen geriet meine Zeitung bald in Streit. Kotzebue hatte ihm eine Karikatur beigelegt; ich zeigte, daß sie in hohem Grade mißlungen sei. Die Zeitung enthält einige meiner besten Rezensionen und theoretische Erörterungen über die Karikatur." Überhaupt rezensiert Merkel öfter Kupfer und Karikaturen (Briefe 2, 28/9. 616. 668. 745/6. Darstellungen 1, 203. Über Deutschland [1]) 2, 117) und das Titelkupfer der „eleganten Zeitung" kritisiert er eingehend durch: „Gespräch eines Dilettanten und Kenners über das diesjährige Titelkupfer einer gewissen Zeitung" (Briefe 2, 759/60). Bei zwei Rezensionen satirischer Gemälde bemängelt er gerade das, was in der Karikatur der Ansichten besser gemacht ist. An der „Gigantomachia" [2]) tadelt er, daß Goethe und Schiller mit hineingezogen und mit den Giganten auf eine Stufe gestellt werden (Briefe 1, 128).

[1]) Über Deutschland. Riga 1818.

[2]) Gigantomachia. Das ist, heilloser Krieg einer gewaltigen Riesenkorporation gegen den Olympus.

Unsere Karikatur verschont ja auch Schiller ganz und stellt Goethe eine Stufe höher. Und bei Kritik der Karikatur aus der Satire von J. D. Falk: „Neuer Jahrmarkt zu Plundersweilern, Parodie des Goethischen“[1]) fällt ihm hauptsächlich eine jüdische Gruppe links im Vordergrund auf, die von einer hohen weiblichen Figur beherrscht wird und die Unterschrift „Judenweiber“ führt. Er nennt das Wort unverzeihlich. Auch unsere Karikatur zeigt links im Vordergrund eine jüdische Gruppe, in der das weibliche Element überwiegt. Im Text wird die Bezeichnung Juden umschrieben. Dann betont Merkel noch, daß Schleiermacher mit einem Buckel dargestellt ist und die „Reden über die Religion“ in der Hand hält; auch auf unserer Karikatur ist Schleiermacher bucklig und hält die Reden in der Hand.

Bei der Kritik schweben Merkel oft prägnante Bilder vor, die mit unserer Karikatur genau übereinstimmen. Die Romantiker nennt er (Briefe 2, 91) „eine Sippschaft, die mit besten Würden in Reih und Gliedern auftritt“, (1, 120) eine „ganze Schar Invaliden“, ähnlich (2, 93): „Die Klike kann bald mit Heeresmacht auftreten, die Falstaffs berühmter Kompagnie gleicht.“ Die Zeitungen sind ihm (1, 601) „die alten Weiber der Literatur“ (die „elegante Zeitung“ ist auf unserer Karikatur als altes Weib dargestellt), 2, 279 sagt er bildlich: „Sein Stelzfuß ist flache Mittelmäßigkeit und dieser tappt in allen seinen literarischen Unternehmungen umher.“ (Novalis tappt auf Stelzen herum.) Jean Paul charakterisierend, sagt Merkel (1, 35): „Überall Gemälde, von dem glänzendsten Kolorit, die nichts als Arabesken sind: Engel, die auf dem Kopfe stehen (Fr. Schlegel steht auf dem Kopf) und Meerkatzen, die aus rosigen Morgenwolken herabgrinsen“ (Engel blasen aus den Wolken).

Aber auch ganze Gemälde in der Art unserer Karikatur hat Merkel entworfen, sagt er doch (2, 595): „Ist denn unser Zeitalter so arm an Gegenständen zu satirischen Gemälden?“ (vgl. „Ansichten“ V, „unser Zeitalter bietet so reichhaltigen Stoff dazu“). 1, 682 nimmt Merkel sich „die Freiheit, für den nächsten Band dieser Dichtungen eine prophetisch allegorische Titelvignette vorzuschlagen: Don Quixote sitzt mit verbundenen Augen auf dem hölzernen Rosse, auf dem er bekanntlich gen Himmel reiten soll. Die Raketen und Sprühteufel, mit denen der Bauch der Maschine gefüllt ist, fangen an zu spielen“ . . . (Auf unserem Bild werden vier Tiere geritten.) In einem „Feierblatt“ betitelten satirischen Bild Merkels aber (1, 266/72), das er selbst im Vorwort zu den „Kritischen Antiken“ „Ansichten der schönen Geister“ nennt, erkennen wir unsere Karikatur im großen und kleinen

[1]) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, 1802.

wieder. Auch hier versucht eine große Schar Poeten auf den Parnaß zu gelangen: „.... Jetzt zog ein sonderbares Schauspiel die Augen des ganzen Parnasses auf sich. Auf einem hölzernen Wagen, der aber wie eine Wolke angemalt war" (auf unserer Karikatur stehen Kotzebue und die „elegante Zeitung" auf Wolken), „fuhr K., von zwei Gänsen gezogen" (Friedrichs Pegasus hat Gänseflügel) .... „er erblickte den Parnaß .... und versuchte den Berg zu erklimmen, glitt aber ab" ... (A. W. Schlegel versucht auch vergeblich, den Parnaß zu ersteigen) ....

sie ordneten sich in Reih und Glieder und zogen heran:

Mit flacher Stirn und boshaft scheelem Blick ....
Zog keck voran ein brüderliches Drei.

(Die Schlegels und Tieck ziehen auch auf unserem Bilde voran.)

Und frech gleich ihnen trabte hinterher
Ein geiferndes unmündiges Gesindel,
Wahnsinnig diese, die kaum aus der Windel.

(Novalis ist als Wahnsinniger, die Herausgeber der Zeitschrift Apollon und Klingemann sind als Kinder gezeichnet) ... „Jetzt war das wütende Heer am Fuße des Parnasses angelangt ... Der Haufe sah und beugte sich anbetend vor ihm. Aber er verhüllte errötend sein Angesicht im Mantel" (Goethe verhüllt sein Gesicht im Mantel). „Apoll winkte einem Zephyr. Der Schalk hauchte und die ganze Heerschar stand auf dem Kopf" (Fr. Schlegel steht auf dem Kopf) ... „Die Tendenz war erklärt." (Auch in den „Ansichten" (20) soll mit dem umgekehrten das geistig verdrehte illustriert werden.) ... „Mit einer schalkhaft gutmütigen Miene zeigte ein Satyr den kommenden seine Geißel." (Auf der Karikatur der „Ansichten" schwingt Merkel seine Geißel über die Schar.) Diese Übereinstimmungen, kombiniert mit denen des Textes, zwingen zu dem Schluß, daß von Merkel die Idee zu den „Ansichten" ausgegangen, der Text verfaßt und die Karikatur angeordnet ist.

Wir dürfen also wohl die beiden Satiren den Führern der Berliner Opposition zuschreiben. Ihr literarischer Ehrverlust wird dadurch nicht größer; denn die beiden harmlos-komischen Sachen stechen angenehm von den gehässigen „Briefen" und den groben „Expectorationen" ab, und Goethe und die Romantiker, die über die Angriffe der beiden Schreier mitleidig lächelten, hätten hierüber herzlich gelacht.

Unsere Karikatur verschont ja auch Schiller ganz und stellt Goethe eine Stufe höher. Und bei Kritik der Karikatur aus der Satire von J. D. Falk: „Neuer Jahrmarkt zu Plundersweilern, Parodie des Goethischen“ [1]) fällt ihm hauptsächlich eine jüdische Gruppe links im Vordergrund auf, die von einer hohen weiblichen Figur beherrscht wird und die Unterschrift „Judenweiber“ führt. Er nennt das Wort unverzeihlich. Auch unsere Karikatur zeigt links im Vordergrund eine jüdische Gruppe, in der das weibliche Element überwiegt. Im Text wird die Bezeichnung Juden umschrieben. Dann betont Merkel noch, daß Schleiermacher mit einem Buckel dargestellt ist und die „Reden über die Religion“ in der Hand hält; auch auf unserer Karikatur ist Schleiermacher bucklig und hält die Reden in der Hand.

Bei der Kritik schweben Merkel oft prägnante Bilder vor, die mit unserer Karikatur genau übereinstimmen. Die Romantiker nennt er (Briefe 2, 91) „eine Sippschaft, die mit besten Würden in Reih und Gliedern auftritt“, (1, 120) eine „ganze Schar Invaliden“, ähnlich (2, 93): „Die Klike kann bald mit Heeresmacht auftreten, die Falstaffs berühmter Kompagnie gleicht.“ Die Zeitungen sind ihm (1, 601) „die alten Weiber der Literatur“ (die „elegante Zeitung“ ist auf unserer Karikatur als altes Weib dargestellt), 2, 279 sagt er bildlich: „Sein Stelzfuß ist flache Mittelmäßigkeit und dieser tappt in allen seinen literarischen Unternehmungen umher.“ (Novalis tappt auf Stelzen herum.) Jean Paul charakterisierend, sagt Merkel (1, 35): „Überall Gemälde, von dem glänzendsten Kolorit, die nichts als Arabesken sind: Engel, die auf dem Kopfe stehen (Fr. Schlegel steht auf dem Kopf) und Meerkatzen, die aus rosigen Morgenwolken herabgrinsen“ (Engel blasen aus den Wolken).

Aber auch ganze Gemälde in der Art unserer Karikatur hat Merkel entworfen, sagt er doch (2, 595): „Ist denn unser Zeitalter so arm an Gegenständen zu satirischen Gemälden?“ (vgl. „Ansichten“ V, „unser Zeitalter bietet so reichhaltigen Stoff dazu“). 1, 682 nimmt Merkel sich „die Freiheit, für den nächsten Band dieser Dichtungen eine prophetisch allegorische Titelvignette vorzuschlagen: Don Quixote sitzt mit verbundenen Augen auf dem hölzernen Rosse, auf dem er bekanntlich gen Himmel reiten soll. Die Raketen und Sprühteufel, mit denen der Bauch der Maschine gefüllt ist, fangen an zu spielen“ . . . (Auf unserem Bild werden vier Tiere geritten.) In einem „Feierblatt“ betitelten satirischen Bild Merkels aber (1, 266/72), das er selbst im Vorwort zu den „Kritischen Antiken“ „Ansichten der schönen Geister“ nennt, erkennen wir unsere Karikatur im großen und kleinen

[1]) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, 1802.

wieder. Auch hier versucht eine große Schar Poeten auf den Parnaß zu gelangen: „.... Jetzt zog ein sonderbares Schauspiel die Augen des ganzen Parnasses auf sich. Auf einem hölzernen Wagen, der aber wie eine Wolke angemalt war" (auf unserer Karikatur stehen Kotzebue und die „elegante Zeitung" auf Wolken), „fuhr K., von zwei Gänsen gezogen" (Friedrichs Pegasus hat Gänseflügel) .... „er erblickte den Parnaß .... und versuchte den Berg zu erklimmen, glitt aber ab" ... (A. W. Schlegel versucht auch vergeblich, den Parnaß zu ersteigen) ....

sie ordneten sich in Reih und Glieder und zogen heran:

Mit flacher Stirn und boshaft scheelem Blick ....
Zog keck voran ein brüderliches Drei.

(Die Schlegels und Tieck ziehen auch auf unserem Bilde voran.)

Und frech gleich ihnen trabte hinterher
Ein geiferndes unmündiges Gesindel,
Wahnsinnig diese, die kaum aus der Windel.

(Novalis ist als Wahnsinniger, die Herausgeber der Zeitschrift Apollon und Klingemann sind als Kinder gezeichnet) ... „Jetzt war das wütende Heer am Fuße des Parnasses angelangt ... Der Haufe sah und beugte sich anbetend vor ihm. Aber er verhüllte errötend sein Angesicht im Mantel" (Goethe verhüllt sein Gesicht im Mantel). „Apoll winkte einem Zephyr. Der Schalk hauchte und die ganze Heerschar stand auf dem Kopf" (Fr. Schlegel steht auf dem Kopf) ... „Die Tendenz war erklärt." (Auch in den „Ansichten" (20) soll mit dem umgekehrten das geistig verdrehte illustriert werden.) ... „Mit einer schalkhaft gutmütigen Miene zeigte ein Satyr den kommenden seine Geißel." (Auf der Karikatur der „Ansichten" schwingt Merkel seine Geißel über die Schar.) Diese Übereinstimmungen, kombiniert mit denen des Textes, zwingen zu dem Schluß, daß von Merkel die Idee zu den „Ansichten" ausgegangen, der Text verfaßt und die Karikatur angeordnet ist.

Wir dürfen also wohl die beiden Satiren den Führern der Berliner Opposition zuschreiben. Ihr literarischer Ehrverlust wird dadurch nicht größer; denn die beiden harmlos-komischen Sachen stechen angenehm von den gehässigen „Briefen" und den groben „Expectorationen" ab, und Goethe und die Romantiker, die über die Angriffe der beiden Schreier mitleidig lächelten, hätten hierüber herzlich gelacht.

Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten.

Von Paul Czygan in Königsberg i. Pr.

Die im 13. Band dieser Zeitschrift besprochenen Gedichte sind im folgenden abgedruckt.

II.

Nr. 1. Aus der Morgenzeitung.[1])

Am Morgen, da der erste Schnee gefallen war.
Den 1. November 1807.

O Erde, süßes Mutterland
Willkommen mir im Festgewand
Von reiner, weißer Seide!
Ha, wie so schön und minniglich
Erscheinest Du, wie jugendlich,
In Deinem Winterkleide.

So reizend im Novemberschnee,
Wie ein von zartem Frühlingsklee
Umblümter, grüner Anger!
Du ewig jung, und nimmer alt
Und nimmer, nimmer träg' und kalt,
O Magd vom Geiste schwanger.

Ich leg' und häng', und schwinge mich
Du holde Traute, fest an Dich,
Trotz Deinem Königskleide;
Ich fühle, wie das Herz Dir schlägt
Wie sich das Leben mächtig regt,
Auch durch das Frostgeschmeide.

Vernimmst Du, was Dein Dichter schaut?
Dein Winterschlaf ist Schlaf der Braut.
Ist seliges Ermatten.
Der weiße Schleier deckt Dich nun,
Schlaf' Bräutliche, um auszuruhn,
Im Arm des ew'gen Gatten.

Daß leicht und sanft Dein Schlummer sei,
Schlingt Deines Sohnes Phantasei
Dies Lied Dir um Dein Bette:
Wann Du erwachst, umschlingt zum Lohn
So Vater, Mutter, und den Sohn
Des Lenzes Blumenkette.

Max. Schenkendorf.

Nr. 2. Aus der Vesta, Augustheft 1807.[2])

An die Königin.
Am dritten August 1807.

Wo ich als ein Pilger wallte
Starb die letzte Melodie,
Jeder Laut der Kunst verhallte
Aus der hohen Harmonie.
Vor des Himmels Ungewittern
Barg auch ich mich in dem Thal
Meines Herzens, sah erzittern
Rings den Erdkreis und zersplittern
Lanzen, dürstend Blut und Qual.

Wo ich nur den Blick hinwandte,
Traf er Wunden, die im Blei
Mörderisch die Faust entsandte,
Und im Ohr scholl Schlachtgeschrei.
Nirgend konnt' ich hin mich retten
Vor der Mordlust Furien,
Überall erblickt' ich Ketten
Und die Noth auf Sterbebetten,
Und nicht Trost Verzweifelnden.

[1]) Siehe 13. Band, S. 791.
[2]) Ebenda, S. 796.

Da sah ich mit weichem Herzen
Eine Heil'ge liebend nahn,
Kranke Linderung der Schmerzen,
Arme Gold von ihr empfahn.
Hülf und Wohlthat ward gespendet,
Von der Segenstreichen hold,
Die zu frohem Muth gewendet
Kriegerherzen und geendet,
Was das Schicksal ernst gewollt.

Da erwärmt ich innen wieder,
Und es stieg die alte Lust,
Und der Funke heil'ger Lieder
In die traum'erfüllte Brust;
Und der Glaub' an Zucht und Sitte,
Und an süßes Mitgefühl,
Ward Begleiter meiner Schritte,
Und es klang bei jedem Tritte
Froh Apollons Saitenspiel.

Wann beim Frühroth ich erwachte
An dem Bach, im Eichenhain
Und die Muse hold mir lachte,
Floß um sie ein Heilgenschein.
Fürder bot sie mir zum Lohne
Nicht den Stab der Schäferin,
Hoch von hellem Liebesthrone
Bot sie huldvoll eine Krone
Und ich sank voll Demuth hin.

Sie verlieh nun dem Gesange
Neuen Wohllaut, höhern Flug.
Sie, die in dem edlen Drange
Nach dem Licht, ins Herz mir trug
Himmelsahndung, künft'ge Wonnen
Und gestaltet vor mir stand,
Wie in Morgenglanz zerronnen,
Daß, wo Wirklichkeit begonnen,
Mir das Ideal entschwand.

Hohe Königin! den Frieden
Bringt dein Lächeln, in die Kraft,
Die dort droben wohnt, hiemieden
Uns gezeigt, und Segen schafft.
Um das Zarte zu vereinen
Mit dem Starken, ward vermählt
Manneswille mit der Reinen,
Die, wo Noth und Jammer weinen,
Güte vor der Härte wählt.

Deine Völker, werth wie Kinder
Deinem Busen, flehn hinauf,
Wie zum Allerdarmer Sünder,
Richten sie zu Dir den Lauf.
Mannessinn, er hat gerungen,
Mit dem Zartgefühl im Bund,
Daß aus Dir ihn warm durchdrungen,
Und der Krieger steht bezwungen,
Und den Oelzweig beut sein Mund.

Nr. 3a. Festblatt: An die Königin, 10. März 1808.[1]

Die Befreiung.

Ich lag gefangen
Im engen Raum,
Und träumte bangen
Und schweren Traum.

„Die Mordgesichter
Rund um mich her —
Was soll der Dichter
Beim Kriegerheer,

Beim fremden Volke,
Das er nicht liebt?
Wer hebt die Wolke,
Die mich umgiebt?

Wann sink' ich wieder
In Lieb und Lust,
O Flur der Lieder,
An deine Brust?

Wann werd' ich hören
Den teutschen Laut,
Wie Klang der Sfären
So voll, so traut?

Doch was mir raube
Der Feinde Wuth,
Mir bleibet Glaube,
Mir bleibet Muth!

In meinem Herzen
Ist Ewigkeit.
Bei jenen Kerzen
Ist Freiheit weit!"

Ich sann und wachte
Die sechste Nacht,
Als plötzlich lachte
Des Morgens Pracht.

---

[1]) Ebenda, S 797.

Da schaut' ich betend
Zur Sonn' hinan,
Die hocherröthend
Den Lauf begann —

Es war der zehnte
Im Monat März —
Ich hofft' und wähnte
Voll süßem Schmerz.

O Lebensahnung,
Die Leben schuf,
Und du, o Mahnung,
O Freiheitsruf!

O süße Spende,
Wer gab dich mir?
Die freien Hände
Heb' ich nach Ihr!

Es will dich preisen,
Du Herrliche,
Mit Harfenweisen
Der Selige. — —

Kann ich's erwägen?
Mit Liedsgewalt
In Fesseln legen
Die Urgestalt?

Verstummen, schweigen
Vor Lust will ich,
Anbetend neigen
Zur Erde mich! —

Ich feire dankend
Das Fest auch heut',
Von der nicht wankend,
Die mich befreit!

Nr. 3 b. Festblatt: An die Königin, 10. März 1808.[1])

Lenzes Beginnen.

Der Dichter sah die lieblichen Gestalten,
Als Morgenwölkchen heut am Himmel spielten,
In Deines Schlosses Halle segnend walten,
Und lauschte, da sie freundlich Zwiesprach hielten.
Vernimm den Nachhall ihres Silberklanges
Im schwachen Laut des irdischen Gesanges!

(Gemach in der Albrechts Burg,[2]) vom vollen Mond erleuchtet. Pregolla sitzt an einer Wiege, ein schlummerndes Kind in ihrem Schoße.)

Anmerkung. Pregolla gab durch ihren Tod dem Strom des Berges, Prigora, seinen heutigen Namen. Bangputtis, der Gott der Winde. Sweixtix, der Mond. Pergubrus, der Frühlingsgott; der Wiederbringer nach der Etymologie. Melletele, die Wald- oder Farbengöttinn. Kurcho, der Gott des Ackerbaues, der Erbauer.

Schlaf' sanft und warm
Im Nymfenarm,
O Kind, an Lebensquellen!
Es schweigt die Flut,
Bangputtis ruht
Und schlummert auf den Wellen.

Pregolla wacht
In jeder Nacht,
O Kind an deiner Wiege,
Und Sweixtix schaut,
Mit ihr vertraut,
In dir der Mutter Züge.

---

[1]) Ebenda, S. 798.

[2]) Nach Albrecht, dem ersten Herzog in Preußen, nennt der Dichter den südlichen und östlichen, von Albrecht erbauten Flügel des Königsberger Schlosses, in dem die königliche Familie gewohnt hat.

Bei Menschen
Weit ist mit ein
Mir heimgen Heimat.
Mir Lumenpreis,
Mir Herbstlust
Auf Sonn und Sturm und Sumpf.

Zum Blumen zum,
Und Sommerlust
Kopfst mir über Dichten,
Und dauch du,
Sie mir nur zu,
Für deine Heimat sitzen

* * *

Was mein ist nunmehr mir Weinsamer,
Mich nimmt mir — Die Mitternacht entschwand
Sie ließ mir der der heiligen Gedanken,
Und mir mein Herz auf der Wärmerinnen
Ein Kneipchen trauet herd du alten Herbst
Und mutzenpein ihrem du der Schmer zu Neuen
Ist denn Lenz?

Pergubrus. Sei mir gegrüßt, Pregolla!

Pregolla. Wie, du, mein lebenskühler, milder Freund!
Schon nun? Viel Tage hatt' ich noch zu harren.

Pergubrus. Und immer noch die Nachtdurchwanderin
Tich nähm' ich schlummernd im trüben Bett
Und hätte dich nur verdeutlung zu wecken.

Pregolla. O Lenz! der alte Trieb ist noch geworden:
Die Sehnsucht, die nach Samlands, meinem Garten,
Hinab mich in des Bergstroms Fluten zog,
Die in den Fluten mir das Nymphenleben
Das klare Wellenspiel des Herzens, gab,
Die mir so manchen zarten Ton entlockt,
Dem trunken Samlands starke Söhne horchten
Dieselbe große, ew'ge Liebesfülle,
Sie zieht allnächtlich mich zu diesem Kindlein
Läßt meinen Schoos mich ihm zur Wiege bieten.

Pergubrus. So fand ich meiner Reise Ziel! Ich schlief
Im heil'gen Hain: da weckte mich der Vater,
Hieß er mich eilen, sein Gebot vollbringen.
Dem Haufen schwebt ich unbemerkt vorüber,
Göttinnen nur und Dichter kennen mich.
Als diese Nacht sich mit dem Morgen küßte,
Da haucht' ich meinen Athem auf das Land,
Und eben jetzt beginnt mein Regiment.
Der Klang, das Leben, unten so wie oben;
Denn heut', o Göttin, ist ein Götterfest!
Bald werden bei dem Grabmahl Adalberts[2])
Die Rosen blühn, die Blätter Schatten geben,
Und auf des Galtgarbs Gipfel[3]) Tauben wohnen.
Ich aber flieh' zurück, denn mich bedürft'

---

[1]) Königsberg liegt im Samlande, das im Süden vom Pregel begrenzt wird.

[2]) Gemeint ist das Grabdenkmal Adalberts, des Erzbischofs von Prag, der angeblich von der Westküste des Samlands, nördlich von Pillau, von den heidnischen Preußen, die er bekehren wollte, erschlagen worden ist.

[3]) Der Galtgarben, drei Meilen von Königsberg im Samlande gelegen, eine ansehnliche Erhöhung mit einem Denkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege. Neuerdings Standort eines Bismarckturmes.

Ihr fürder nicht. Ein Wesen reizender
Und zarter als die Farbengöttin herrschet
Jetzt über euch; mit Ihrem Feiertage
Beginnt auch heut und immer nun der Lenz. —
Noch diese Blüthen streu' ich auf das Kindlein,
Daß beim Erwachen sie die Mutter finde.

Pregolla. O schau es an mit Lenzesblick', im Schlummer!
Die alten Götter sanken von den Thronen,
Und anders ist's als vor sechshundert Jahren; [1])
Das Alte mag nicht mit dem Neuen wohnen —
Doch ihm auch soll sich Himmel offenbaren!
Nur schwere Massen sahen wir zerstäuben,
Wir Geister fein'rer Art, wir durften bleiben.
Du treibst in Luft und Blüthen nur dein Wesen,
Drum kannst du zartes Leben nur entfalten,
Ich habe mir das Wellenspiel erlesen,
Was können über mich die Erdgewalten? —
Pergubrus, darf ich süßer Ahnung trauen,
Wird Kurcho neue Pracht sich hier erbauen?

Pergubrus. Es starrt das Reis
In Frost und Eis;
Ich sende lauen Wind.
Mit Schmerz beginnt
Pergubrus Walten.
Es drängt, beengt
Der Geist, zerreißt
Die Schaalen, die ihn halten.
Die Blüthe bricht
Im Morgenlicht
Hervor;
Der Mutterbaum,
Im Wonnetraum,
Schaut ihm entsprung'nen Flor.
Ich neige mich,
O Kind, auf Dich,
Ich hauch in Dich mein Leben;
Du wirst es diesem Lande geben!
— Fahr' wohl, Pregolla!

(Er entschwindet. Der Tag bricht an. Pregolla legt das Kind in die Wiege. Die Erscheinung zerfließet.)

Max von Schenkendorf.

Nr. 4. Gedichte aus den Studien. [2])

Prolog.

Als in den Tempel zum Gebet
Sankt Petrus mit Johannes geht,
Wird eines Kranken er gewahr,
Der lahm von Mutterleibe war.

Wie sich die heil'gen Männer nah'n,
Sieht sie der Kranke flehend an,
Als hofft' er Hülfe zu empfahn.
Drauf mit verklärtem Angesicht

---

[1]) Eroberung Preußens durch den deutschen Ritterorden und Vernichtung des Heidentums.

[2]) Ebenda, S 801.

Sankt Petrus zu dem Lahmen spricht:
Ich habe Gold noch Silber nicht,
Doch was ich habe geb' ich gern.
Steh' auf im Namen unsres Herrn,
Und wandle! Und der Lahme steht,
Wirft seine Krücken weg und geht,
Und alle, die dies Wunder sahn,
Sie staunten froh den Heil'gen an,
Der ihn erlöst aus solcher Noth,
Und gingen heim und priesen Gott.
Wir alle, Diener unsres Herrn,
Wir geben was wir haben gern!
Nicht Gold noch Silber haben wir;
Uns ward das bessre Teil dafür,
Der Herzen heiliger Erguß,
Der Bahn zum Herzen finden muß.
Das geben wir — und wenn erquickt
Der Leidende zum Himmel blickt,
So hat's nicht unser eitle Wahn,
Es hat's der Herr durch uns gethan.
Und Ihr, die Er bewahrt vor Noth,
Übt liebreich spendend sein Gebot,
Und gehet heim und danket Gott.

Studien S. 33 bis 62.

Gemeinsame Überschrift: „Gedichte des Herausgebers." Von den 19 Gedichten ist bisher nicht abgedruckt:

An Eleonore.

Vgl. Hagen, Schenkendorfs Gedichte, 5. Auflage, S. 35. Hinter der dritten Strophe folgt:

Die Flamme, die gen Himmel deutet,
Und ihren Schatz nach oben rettet,
Wenn Sturm das enge Thal bewegt,
Sie ist es, die an dich mich kettet
Und meinen Geist jetzt zu dir trägt.
Dem Engel, welcher dich begleitet —
Wie folgt ihm mein Gemüth so gern!
Die Tramontana, die dich leitet,
Sie ist auch meiner Wallfahrt Stern.

Die nun folgenden drei Strophen sind in Hagen, Schenkendorfs Leben S. 110 abgedruckt. Dahinter stehen in den Studien noch die hier unten abgedruckten:

Ich folge dir als dein Geselle,
Ich trete mit der gleichen Klage,
Vor den erhabnen Wundermann,
Der unsres Glückes Maaß, die Tage,
Aus so verworrnem Knäuel spann.
Die Kraft entsank auch mir am Quelle,
Der den erschöpften Pilger kühlt,
Die schönsten Blüthen hat die Welle
Der Zeit auch mir hinweggespült! —
Was ich errang, was nach ich halte,
Ach, wie so bald ist es entschwunden,
Verhallt, wie ein geflügelt Wort,
Die reinste Lust von mir empfunden,
Lebt nur in der Erinn'rung fort.
Und besser, daß sie schnell erkalte,
Die Kraft, so lebensvoll und warm,
Als daß ihr Jugendschein veralte,
Wie Tithon in der Göttin Arm.

Noch fühlen wir des Lenzes Seegen,
Noch lauschen wir der Philomele,
Noch lebt uns Wiese, Hain und Feld,
Doch es verstummt die Liederseele,
Noch eh' die Frühlingsblüthe fällt.

So wallt auf eng verschlungnen Wegen,
Gerade wenn wir einsam sind,
Uns manche Huldgestalt entgegen,
Wir fassen sie, und sie — zerrinnt.

Hinter Strophe 5 sind in den Studien noch zwei eingeschaltet:

Hinein! Ich kann mich nicht verschließen,
Will mich ins Universum stürzen,
Und, wenn es meinem Durst versiegt,
Durch Täuschung mir die Laufbahn kürzen,
Der sonst des Geistes Kraft erliegt.
Sollt' ich auch hart und härter büßen,
Was Gott mir in die Seele giebt:
Der Strom wird stärker sich ergießen
Je fester ihn der Damm umgiebt.

Ich will mich an die Menschen hängen,
Will mich dem Augenblicke weihen;
Und wenn er noch so schnell entflieht,
Des losen Kranzes mich erfreuen,
Der um des Zaubrers Schläfe blüht.
Wer kann den lockenden Gesängen,
Des holden Schmeichlers widerstehn?
Und wer entschließt sich, in den Gängen
Des Labyrinths allein zu gehn?

An Myrrha.

(Vgl. Hagen, Schenkendorfs Leben S. 89.)

Wie vor einem Zauberschranke
Myrrha, stand ich oft vor dir,
Mein verwegenster Gedanke
Wagte kaum sich zum Revier,
Wo du schwebst auf duftendem Gefieder
Fesselfrei bewegst die leichten Glieder.

Hast mich oft emporgehoben
Und getränkt mit Ätherduft;
Senktest schnell dich dann von oben
In des Abgrunds tiefste Kluft,
Bald in Thau zerfließend, bald verglühend,
Leise nahend, leiser noch entfliehend.

Folgen laß auch mich dem Zuge,
Der mich mächtig weiterreißt
Weißt ja, daß im Sternenfluge
Mein Gemüt das All umkreist.
Tausendfach entsprüht ihm Glut und Leben,
Einem nur kann es sich ewig geben.

Was entflohn ist, kehrt nicht wieder,
Zürne nicht dem Dichtersinn:
Myrrha, nimm die ew'gen Lieder
Wie die Augenblicke hin.
Wie die süßen Bilder mich umringen —
Laß mich deine neuen Zauber singen.

Holdes mystisches Gebilde,
Kind der Allgebärerin,
Wie die Mutter sanft und milde,
Wie die Mutter groß und kühn,
Darf die Zunge von den Träumen lallen,
Die dich nun im Dämmerlicht umwallen?

Wie die Seher prophezeihten[1])
Des Messias Erdenbahn,
Wie der Hochgebenedeiten
Die Empfängniß kund gethan,
Möcht' auch ich die holde Blüthe grüßen,
Die des Kelches Blätter noch umschließen.

In der Nacht entsproß die Blume —
Doch wer zöge frech und keck
Von der Isis Heiligthume
Den geweihten Vorhang weg.
Mag im Dunkel dann das Heil'ge walten,
Herrlich wird das Leben sich gestalten.

Herrlich, deinem Schoß entsprungen,
Deines Busens Thau genährt,
Von der Liebe Hauch durchdrungen,
Ihren Gluten unversehrt,
Von der Unschuld heil'ger Scham umflossen
Wird der schöne Baum gen Himmel sproßen.

Trage mutig denn die Bürde,
Träume von der Jungfrau Sohn,
Von der Gottesmutter Würde,
Von dem selbstgeschaffnen Lohn.
Reiner Geist nur kann die Welt durchdringen,
Reiner Geist nur solche Lieder singen!

Der Weltgeist.

Sinnend weil' ich hier und labe
Meinen Geist am Blumengeist,
An der deutungsreichen Gabe
Die mir Seligkeit verheißt.
Mich umfächelt leis und linde
Eine süße tiefe Ruh,
Und die sanften Abendwinde
Sprechen mir wie Geister zu.

Fühlst du des Gottes Weben,
Der nie sich zarter regt,
Als wenn er Geist und Leben
Von Blüth' zu Blüthe trägt?
Kannst du die Blumenchiffern
Des Orients entziffern;
Und wecken Zephyrs Spiele,
Verschwisterte Gefühle?

Dunkler wird die Nacht und helle
Wird's im dichtenden Gemüth
Deines Sängers, das der Zelle,
Die ihn fesselt, kühn entflieht.

Engel kommen ihn zu grüßen,
Aufgeschlossen ist sein Sinn
Und in Melodien fließen
Seine Lebensgeister hin.

Wo ist er, der ihn deutet,
Den Geist, der ihn ergreift,
Der ihm den Busen weitet
Und rastlos strebt und schweift?
Wer mag die Flammen nennen,
Die hier und dort entbrennen,
Im Dichtergeist sich finden
Und ihn in Glut entzünden?

In dem ew'gen Himmelsthaue,
Badet sich mein Angesicht,
Und ich schweb' empor und schaue
Das azurne, milde Licht.
Mit des Adlers Fluge steiget
Meine Seele himmelan,
Und es tönt, wenn alles schweiget,
Mir Apollo's heil'ger Schwan.

---

[1]) Diese und die folgenden Strophen schon abgedruckt: Hagen, Schenkendorfs Leben S. 89.

Wer ist er, der die Sterne
Nach einer Weise lenkt,
Der Geist, den keine Ferne
In Zeit und Raum beschränkt,
Den alle Schöpfung feiert?
In seinem Werk verschleiert,
Lebt er in Sonnengluthen,
Wie in des Busens Fluthen.

Schau, die Sterne sind entflogen,
Fest und ewig ist ihr Lauf,
Und am blauen Himmelsbogen,
Blühen Ros' und Krokus auf!
Horch, die himmlische Aurore
Weckt belebend Memnons Ton,
Und im hohen Geisterchore
Grüßet sie der Harfensohn.

Was soll dies Sinnbild sagen
Am Himmel aufgestellt?
Verweist es unsre Klagen
Auf eine beßre Welt?
Wird sich ein Morgen röthen?
Kann nichts den Glauben tödten?
Steht ihm die Heimat offen?
Und darf er mehr als hoffen?

Wunderliebliche Gesichte,
Geisterspiele drängen sich,
Und im heiligsten Gedichte,
Demiurgos künd' ich dich!
Geist der Liebe, Geist des Lebens,
Quell der Sternensympathie,
Herrscher alles Fliehns und Strebens,
Hohe Geistermelodie!

Du bist es, der die Musen,
Die himmlischen, uns schenkt,
Der in des Menschen Busen
Die ew'ge Sehnsucht senkt.
Du hast ihr die Aurore
Der Hoffnung aufgestellt,
Und der die Abendhore
Erinn'rung zugesellt.

Liebe lebt im Weltenringe,
Dem sie sich zum Schöpfer bot,
Liebe hält das Band der Dinge,
Ohne Liebe nichts als Tod.
In dem großen Heiligthume
Wirkt sie, schafft sie, hegt und pflegt,
Wie sie dort den Geist der Blume
Zur verwandten Blume trägt.

Sie hat ihr Götterleben,
Die Fülle ihrer Gluth,
Der Dichterbrust gegeben,
Die nimmer schläft noch ruht.
Darf sich Elisa weigern,
Des Freundes Werth zu steigern?
Die Gottheit schuf die Triebe,
Und Anbetung ist Liebe.

Frühlingsgesang an Sulamith.[1]

Str. 1. Der Winter ist vergangen,
Der Regenmond ist hin,
Und Baum und Hügel prangen
Für dich, o Lieblingin!

Str. 2. Der Lenz erschien im Lande
Mit Blüthen und Gesang,
Im duftenden Gewande
Und weckte süßen Drang.

Str. 7. Und Liebesgötter irren
Durch meine Wüstenei,
Und Turteltauben girren
Die Seufzermelodei.

Vorgefühl.[2])

Str. 10. Hin zum Vater werd' ich wallen,
Kindlich, demuthvoll und arm,
In den Schoß der Mutter fallen,
Werd' ich treu und liebewarm.

Str. 12. Aber wie dem Nebelmeere
Phosphorus im Glanz erstrahlt,
Wie dem jungen Tag zur Ehre
Sich der Ost in Purpur malt;

[1]) Strophe 1 und 2 beginnen das Gedicht; hinter Strophe 3 bei Hagen, Schenkendorfs Gedichte folgt die siebente Strophe.

[2]) Hinter Strophe 9 folgt in den Studien Strophe 10; hinter der 10. Strophe die beiden Strophen 12 und 13.

Str. 13. Wird mir Tod nicht nur Erlösung,
Wird er Weg zum Leben seyn,
Lächelnd wird mich die Verwesung
Zur Apotheose weihn!

Hier folgen in den Studien vier Sonette:

1. Die Vermählung (abgedruckt Schenkendorfs Leben, S. 111).
2. Sehnsucht nach Ruhe (nur Strophe 1 bei Hagen, Schenkendorfs Leben, S. 108).
3. Kinderträume (in der Gedichtsammlung, 5. Auflage, S. 30).
4. Kampf um Frieden.

Die noch nicht wieder aufgenommenen Nrn. 2 und 4 folgen:

Sehnsucht und Ruhe.

Sonett.

Schon hier soll mich die Geisterliebe krönen?
Ich glaub' es nicht, daß mir der Sieg gelungen;
Noch immer ist der Friede nicht errungen,
Und unaufhaltbar fließen meine Thränen. —

Von deiner Seraphsstimme lauten Tönen,
In seelige Bezauberung gesungen,
Geküßt von dir, von deinem Arm umschlungen,
Schweigt plötzlich jedes ungestüme Sehnen:

So können Blumen aus den Felsen sprießen,
So kann die Ruh selbst in der Sehnsucht liegen,
Und feindliches vereint zusammenfließen;

Wenn wir uns kindlich an die Mutter schmiegen,
Wenn wir genügsam, was sie beut, genießen,
Will sie wie Kinder uns in Träume wiegen.

Kampf um Frieden.

Sonett.

Im Kampf erringen Krieger süße Beute,
Doch du wirst ewig dich vergeblich quälen:
Hör' auf, dir selbst es länger zu verhehlen,
Die Seelenruh erhascht man nicht im Streite.

Sie ist das Erbtheil nur von wenig Seelen,
Die in der Wiege schon der Vater weihte;
Die aus dem Haufen der gemeinen Leute,
Zu Priestern sich die Himmlischen erwählen.

Hast du die Kraft des Priestertums verloren,
So stirb und werde wieder neu geboren.
Wag' es zu werden, was die Engel sind,

Ein gläubiges, ein unschuldvolles Kind:
Schnell kehrt dir der verscherzte Friede wieder,
Der Himmel läßt in deine Brust sich nieder.

Nach der Communion.

Erbarmer, sieh herab auf mich!
In stiller Hütte preis' ich dich,
Und hauche in ein frommes Lied,
Die Gluth, die mir im Herzen glüht.

Vergönn' dem Herzen noch einmal,
Daß es sich sonnt im Himmelsstrahl,
Zur Unergründlichkeit sich senkt
Und dich und deine Liebe denkt.

Wie lachte mir der Kirchenpfad,
Als ich ihn heute früh betrat,
So wallt voll Gottes Kraft und Ruh,
Ein Heiliger dem Himmel zu.

Doch als ich zu dem Altar kam
Und dort das große Wort vernahm,
Mit dir dein Sakrament beging,
Und deines Bundes Kelch empfing;

Da war der Vorhang aufgethan,
Dem Heiligsten durft' ich mich nahn,
Mein Geist empfand, mein Geist genoß,
Als er in deiner Gluth zerfloß.

Ach, unter deinem Kreuz zu stehn,
Und voll Unsterblichkeit zu sehn,
Wie sich der kleine Strom der Zeit,
Ergießt ins Meer der Ewigkeit. —

In diesem heil'gen Dunkelklar
Wird man das Wesen erst gewahr,
Es flieht die irdische Gestalt,
Wenn uns das reine Licht umwallt. —

Wer je vom Kelch der Liebe trank
Ist stets von Gluth und Sehnsucht krank,
Es strebt der aufgeschlossne Sinn,
Nur nach dem einen Guthe hin.

Kein Aufruhr und kein Todeswort,
Riß mich von deinem Altar fort,
Ja, donnerte das Weltgericht,
Genöß' ich nur — ich wankte nicht.

Die Flur schien mir ein Paradies,
Als ich dein Heiligthum verließ,
So wird die neue Erde seyn,
Ziehst du mit deinem Volk einst ein.

Zu deinem Tempel weihst du mich,
In meine Hütte trag' ich dich,
Geist Gottes, Heiland, Wort und Kraft,
Du bist es, der den Himmel schafft.

Osterlied.

Halleluja! Licht und Wonne
Waltet weit und breit!
Einer neuen Schöpfung Wonne
Glänzt und strahlt in Herrlichkeit.

Starre Felsengrüfte schlossen
Hier das Leben ein,
Doch des Lebens Keime sprossen
Auch aus ewigem Gestein.

Aus dem harten Boden dringet
Schnell ein Blumenflor,
Und ein Götterjüngling schwinget
Aus dem Grabe sich hervor.

Eine Siegesfahne wehet
In des Gottes Hand,
Seht, er lächelt mild und gehet
Wonnespendend durch das Land.

Und es blüht auf allen Wegen,
Und ein Geist ersteht,
Der vor ihm den Liebesseegen
Durch die weite Schöpfung weht.

Mit dem Lenz erscheint das Leben
Uns in jedem Jahr,
Tellus bringt mit Wonneleben
Ihm ihr Blumenopfer dar.

Und des Weltgeists Plan entfaltet
Sich mit ihm zugleich:
Liebe, Glaube, Freude waltet
In dem seel'gen Gottesreich.

Und im Einklang Tod und Leben
Körperwelt und Geist! —
Laßt uns dem Anbetung geben,
Der des Todes Sieger heißt.

Das Pfingstfest.

Der Dichter am Morgen.

Brich an in deiner Festespracht,
O Tag, du Sohn der Frühlingsnacht!
Der Mutter Weben fühlten wir,
Des Geistes Walten über ihr.
Als ihre Pulse mächtig klangen,
Ins Dasein sich die Geister rangen.

Natur, Natur, wo feierst du
Die süße Stunde? Laß' mich zu!
Dein Lieben, Schaffen, Wirken, Bau'n
Darf ich in meiner Demuth schau'n:
Der Geist, so über dich gekommen,
Hat meinem Aug' die Bind' entnommen.

Der Erde durstig-warmer Mund,
Der Blumen Kelch thut Sehnsucht kund;
Nu Wonneschauer, blüthengleich,
Geheimnißschwer und ahnungsreich,
In schmerzlich-süßem Liebesbangen
Sind tausend Herzen aufgegangen.

Er naht, er naht, in milder Hast,
Der schöne, hochzeitliche Gast!
Er weht so still, er haucht so warm
Und nimmt die Braut in seinen Arm,
Mit Blitzesstrahl, mit Flammenzungen
Hat plötzlich er das All durchdrungen.

Ihr Christen eilt mit Liebesdrang,
Im Kirchenlied, im Orgelklang,
Will er in eure Herzen ziehn:
So nehmt ihn auf, so pfleget ihn,
Baut Hütten auf aus Laub und Blüthen,
Den Heiland draussen zu behüten.

Die Gemeine in der Kirche.

O heil'ger Geist, es preiset
Dich christlicher Gesang;
Du, der sie unterweiset,
Nimm der Gemeine Dank!
Wir fühlen schon die Zier
Der wundersüßen Gaben,
An welchen für und für
Die Heiligen sich laben.

Mit Brausen, gleich den Wogen
Auf sturmbewegtem Meer,
Kamst du herabgezogen
Zum frommen Jüngerheer.
Ergreif mit Sturmeskraft
Auch unsre blöden Herzen,
Du, der den Seegen schafft
Aus Flammen, Krieg und Schmerzen.

Du schattetest mit Flügeln
Der Täublein jenen Mann,
Dem auf Sionas Hügeln
Versöhnungsblut entrann.
Es schwillt der Zweifel Meer,
Nach Rettung schaut der Glaube:
Ach, komm' vom Himmel her,
Du zarte Frühlingstaube!

Einige.

Voll süßer Wehmuth,
Mit heil'ger Scheu,
In tiefster Demuth,
Doch fest und treu,
Öffnet die Seele
Sich deinem Licht,
Kennt ihre Fehle,
Fühlt, was gebricht;

Möchte versinken,
Selber sich hassen;
Ach, und schmachtet,
Ach, und trachtet
Dennoch dich zu trinken,
Dich zu halten, dich zu fassen,
Lebender, liebender Geist!
O Blumenkranz am Hochaltar,

O Blüthenfüll' um Brust und Haar
Der Feiernden, was duftest du?
Sprichst mir im Dufte zu?
Der Tröster kommt!
Mit sanftem Neigen,
Mit Blüthenzweigen
Schlingt er sich um ein Herz;
Ach, er versteht den Schmerz.

Die Blicke lenkt er himmelwärts.
Von all' den wonnevollen
Empfindungen durchzückt,
O Brust, wie bist du aufgeschwollen,
Wie hochbeglückt! —
Und doch so blöde?
Und so verschämt? —
Verstumm' im Halleluja!

Die Kommunikanten.

Wir haben dich empfangen,
O hochgelobter Geist,
Und kommen hergegangen,
Wie deine Stimm' uns heißt.
Wir alle sind Genossen
In diesem Heiligthum,
Der Blick ward aufgeschlossen
Für dein Mysterium.

Im Flüssigen, im Festen,
In jeder Kreatur,
Begegnen wir den Resten
Von deiner Gnadenspur.
Bald stürmische Bewegung
In Schmerz- und Wonnedrang,
Bald zärtlich-milde Regung
Gleich Äols-Harfenklang.

Im Brod, im Blut der Reben,
Beim heil'gen Abendmahl,
Empfinden wir das Weben
Von deinem Schöpferstrahl,
Bist überall zu finden,
Und immer wunderbar,
Wie in der Erde Gründen
Auf glänzendem Altar.

Zum Leichnam wird die Erde,
Das Weltmeer warmes Blut,
Auf dein allmächtig Werde,
O höchstes, schönstes Guth.
Musik von Sternenleiern —
Die Himmelsfackel brennt —
Die Eingeweihten feiern
Ein ew'ges Sakrament!

Der Priester.

Auf die Herzen!
Von den Blüthen,
Von den Düften,
Vom Symbole,
Zu dem Lichte,

Zu der Wahrheit,
Zu der Tiefe,
Zu dem Urquell.
Zu dem Geiste!
Halleluja!

Abend-Gesänge.

Eine Stimme.

Im Westen dämmert
Ein mildes Licht;
Die Wolken singen
Das Wiegenlied.

O reiche Stille,
O tiefe Ruh',
Du stillst mit Frieden
Das volle Herz.

Zweite Stimme.

Wie er lag auf den Wassern,
Der Geist des Herrn,
Wie sich hob aus den Tiefen
Das ew'ge Wort;

Waltet nun Gottes Friede
Und Dämmerung,
Herz in dir, hörst noch heute
Das ew'ge Wort.

Beide.

Die ihr schwebt auf Abendlüftchen,
Seufzer, Töne, fließt zusammen!
Werdet Eine Stimme, werdet

Preisgesang dem ew'gen Vater,
Dem Erschienenen im Sohne,
Seinem gnadenvollen Geiste!

Am zweiten Feiertage.

Es floß herab in süßen Tropfen,
Die Seele trank, es trank das Land,
Das Herz mit bangen, leisen Klopfen
Verkündete, was es empfand.

O Gottesgeist, nun eingegangen
Ins schwache menschliche Gemüth,
Und aufgenommen und empfangen,
Gieb daß dein Saame lieblich blüht.

Ström' aus in unser ganzes Leben,
Laß unser Dichten, unser Thun
In deinen seel'gen Reichen schweben,
In deiner Füll' uns ewig ruh'n!

Abendlied.

So bist du denn gekommen,
Vertraute stille Nacht!
O du, die jedem Frommen
So hold entgegenlacht!
Des Tags Getümmel schweiget,
Es ruhet jeder Sinn,
Und meine Seele neiget
Zum Dankaltar sich hin.

Ich finde dich nun wieder
In meiner Einsamkeit,
Du, dem ich meine Lieder
So oft mit Lust geweiht.
O Freund, auf dessen Treue
Sich meine Seele stützt,
Der du mich heut aufs neue
Verjüngst und heilst und

Wie sich die schwache Rebe
Um eine Ceder schlingt,
Daß sie empor sich hebe,
Und nicht zerknickt und sinkt,
So hänget meine Seele,
An dir, mein Herr und Gott!
Was ist's, daß ich mich quäle!
Du hilfst in jeder Noth.

Wenn meine Kräfte zagen,
Wenn alles mich verläßt,
In trüben, schweren Tagen,
Bleibt noch mein Glaube fest
Der du für mich gestorben,
Verlässt mich nimmermehr,
Dein Heil hast du erworben,
Hilfst du mich noch so sehr.

In deiner Hand geleitet
Wart ich mich durch diese Tage
Zum Himmel vorbereitet:
Denn Jesus, wie vermag
Ich deine Huld zu loben,
Du alles überwiegst,
Hast nur von Liebestrieben
Der Menschen sich angenommen.

Mein tiefes Empfinden
Für meiner lieben Freunde,
Denn Seelen sich entwinden
Und ihrem ganz vereinen
Ist doch nur Lust Schmerzen
Von deiner Liebesqual
Die nennst mich erwarmen
Die immer gleich und treu.

Sonntagsblatt. XIV

Minnelieder.

2.

Sommerzeit, ich freu' mich dein,
Daß ich wieder schau'
Eine süße Selderin,
Meines Herzens Frau.
Eine Dirne, die nach Kraute
Geht, die habe ich als Traute
Mir erkoren.
Ihr zum Dienst bin ich geboren.

Sie war mir den Winter lang
Eingesperret, leider.
Nun ist auf das Feld ihr Gang
In des Maien Kleider.
Wo sie Blumen bricht zum Kranze
Den sie bei dem muntern Tanze
Tragen will.
Ach, da kosen wir so viel!

Wie erfreu' ich mich der Stund'
Da sie geht zum Garten
Und ihr rosenrother Mund
Mich sie heißt erwarten.
Wie wird mir so hoch zu Muth,
Ist sie aus der Mutter Hut.
Weiß es wohl,
Vor der ich mich hüten soll.

Weil ich mich dann hüten soll,
Vor den Mutterblicken,
Herzenslieb', da thust du wohl,
Bald mich zu beglücken.
Brich den Trotz und alle Hut,
Soll mir werden wohl zu Muth,
Soll ich leben,
Dir mit Leib und Guth ergeben.

Steinmar, höhe deinen Muth,
Bald wird dir die Hehre,
Sie ist gar zu schön und gut,
Bringt dir lauter Ehre.
Du erwählst das beste Theil,
Dem der Erde größtes Heil
Werden soll,
Das gewähret sie dir wohl.

3.

Will ich fliehen vor Beschwerden,
So gedenk ich an ein Weib,
An die lieblichste auf Erden,
An den schönsten, keuschen Leib.
Dann wird so mein Muth belebt
Wie den edlen wilden Falken
Durch die Luft sein Fittich hebt.

Ich wähnt' aus dem Himmelreiche
Lache mich ein Engel an,
Als ich sah die Minnigliche,
Da verschwand der trübe Wahn.
Aller Freuden ward ich voll,
Gleich wie die erlöste Seele
Die zum Himmel fliegen soll.

Nach Steinmar.

4.

Heil o Sommer deiner süßen
Wonniglichen schönen Zeit.
Aller Kummer muß zerfließen,
Wenn uns deine Ankunft freut.
Du bist süße,
Nimm von mir dann süße Grüße.

Haide, Feld, Wald, Anger, Aue
Sa ich nie bekleidet baß.
Von der Lüfte süßem Thaue
Sind die Blumen alle naß.
Vögelein
Singen froh im Sonnenschein.

So will ich von guten Frauen
Singen wie ich bestens kann.
Will mich durch ihr Lob erbauen,
Ficht mich trüber Kummer an.
Weibesgüte
Giebt mir freudenreich Gemüthe.

Weibesschöne, Weibesehre,
Weibesgüte, Weibeszucht,
Ist die beste Tugendlehre,
Ist, was treue Minne sucht.
Ihre Huld
Alles Gute überguldt.

6.

Meiner Frauen Güte
Und ihr lieblich schöner Leib,
Nährt mein Hochgemüthe,
Durch sie ehr' ich jedes Weib.
Das hat sie verdienet wohl,
Daß ich ihr zu Ehren
Allen Frauen dienen soll.

Müßt dem werthen Weibe
Hohe Tugend zugestehn.
An dem schönen Leibe
Ward Unweibheit nie gesehn.
Sie ist schön und keusch und gut,
Züchtig und beständig
Ist ihr weibliches Gemüth.

Röther denn die Rose
Ist ihr Mündlein, süß und heiß.
Sie ist züchtig lose;
Schöner Weib ich nirgend weiß.
Braune Augen, weißer Leib,
Von Geburt ein Fräulein
Und an Tugenden ein Weib.

7.

Ein Mann bedarf wohl Sinne
Und Edelmuth und Tugend viel,
Der edlen Weibes Minne
Und ihre Huld verdienen will.
Ungefügen Mannes Werben
Muß fürwahr ganz verderben,
Wenn der Gefüge kommt ans Ziel.

Wenn so vom dummen Weibe
Dem Ungefügen Lieb' geschicht,
Wird ihrem beiden Leibe
Doch unsre Herzenswonne nicht.
Wenn sie trifft ein kleines Leiden
So geht es an ein Scheiden,
Denn solche Liebe dauert nicht.

Und sollt' ich nicht erwerben
Mit Dienst die Vielgeliebte mein,
So muß mein Leib verderben,
Denn sonder Wanken will ich seyn.
Dann kann nimmer Lieb' vom Weibe
Geschehen meinem Leibe,
Dann von der Guten nur allein.

Nur sie kann froh mich machen,
Sie hat so ganz mein Herz erfüllt,
Daß ihr viel süßes Lachen
Schon meinen Kummer oft gestillt.
Ihre Schönheit, ihre Güte,
Ihr weiblich gut Gemüthe
Trägt jeder hohen Tugend Bild.

Und ob ich wünschen sollte
Ein Weib mir nach dem Willen mein,
Wie ich sie haben wollte,
Die muß gleich meiner Frauen seyn,
An dem Leibe, an dem Muthe;
Die Reine, Süße, Gute
Muß aller Schönheit Urbild seyn.

Nach Ulrich von Lichtenstein.

8.

Werther, reiner Weiber Minne
Machet freudenreichen Muth,
Das bin ich geworden inne,
Keine Wonne ist so gut.
Wie ich mich besinnen kann,
Herzlich froh wird nie der Mann
Der zu minnen nie begann.

Meines Leibes Augenweide
Ist die liebe Herrin mein,
Soll mir jemals werden Freude,
Kann's von ihrer Huld nur sein,
Wenn sie spricht: ich bin dir hold,
Das wär' mir ein reicher Sold,
Gäb' ihn nicht fürs Kaisers Gold.

Nach Hesso von Reinach.

Minnelieder.

2.

Sommerzeit, ich freu' mich dein,
Daß ich wieder schau'
Eine süße Selderin,
Meines Herzens Frau.
Eine Dirne, die nach Kraute
Geht, die habe ich als Traute
Mir erkoren.
Ihr zum Dienst bin ich geboren.

Sie war mir den Winter lang
Eingesperret, leider.
Nun ist auf das Feld ihr Gang
In des Maien Kleider.
Wo sie Blumen bricht zum Kranze
Den sie bei dem muntern Tanze
Tragen will.
Ach, da kosen wir so viel!

Wie erfreu' ich mich der Stund'
Da sie geht zum Garten
Und ihr rosenrother Mund
Mich sie heißt erwarten.
Wie wird mir so hoch zu Muth,
Ist sie aus der Mutter Hut.
Weiß es wohl,
Vor der ich mich hüten soll.

Weil ich mich dann hüten soll,
Vor den Mutterblicken,
Herzenslieb', da thust du wohl,
Bald mich zu beglücken.
Brich den Trotz und alle Hut,
Soll mir werden wohl zu Muth,
Soll ich leben,
Dir mit Leib und Guth ergeben.

Steinmar, höhe deinen Muth,
Bald wird dir die Hehre,
Sie ist gar zu schön und gut,
Bringt dir lauter Ehre.
Du erwählst das beste Theil,
Dem der Erde größtes Heil
Werden soll,
Das gewähret sie dir wohl.

3.

Will ich fliehen vor Beschwerden,
So gedenk ich an ein Weib,
An die lieblichste auf Erden,
An den schönsten, keuschen Leib.
Dann wird so mein Muth belebt
Wie den edlen wilden Falken
Durch die Luft sein Fittich hebt.

Ich wähnt' aus dem Himmelreiche
Lache mich ein Engel an,
Als ich sah die Minnigliche,
Da verschwand der trübe Wahn.
Aller Freuden ward ich voll,
Gleich wie die erlöste Seele
Die zum Himmel fliegen soll.

Nach Steinmar.

4.

Heil o Sommer deiner süßen
Wonniglichen schönen Zeit.
Aller Kummer muß zerfließen,
Wenn uns deine Ankunft freut.
Du bist süße,
Nimm von mir dann süße Grüße.

Haide, Feld, Wald, Anger, Aue
Sa ich nie bekleidet baß.
Von der Lüfte süßem Thaue
Sind die Blumen alle naß.
Vögelein
Singen froh im Sonnenschein.

So will ich von guten Frauen
Singen wie ich bestens kann.
Will mich durch ihr Lob erbauen,
Ficht mich trüber Kummer an.
Weibesgüte
Giebt mir freudenreich Gemüthe.

Weibesschöne, Weibesehre,
Weibesgüte, Weibeszucht,
Ist die beste Tugendlehre,
Ist, was treue Minne sucht.
Ihre Huld
Alles Gute überguldt.

6.

Meiner Frauen Güte
Und ihr lieblich schöner Leib,
Nährt mein Hochgemüthe,
Durch sie ehr' ich jedes Weib.
Das hat sie verdienet wohl,
Daß ich ihr zu Ehren
Allen Frauen dienen soll.

Müßt dem werthen Weibe
Hohe Tugend zugestehn.
An dem schönen Leibe
Ward Unweibheit nie gesehn.
Sie ist schön und keusch und gut,
Züchtig und beständig
Ist ihr weibliches Gemüth.

Röther denn die Rose
Ist ihr Mündlein, süß und heiß.
Sie ist züchtig lose;
Schöner Weib ich nirgend weiß.
Braune Augen, weißer Leib,
Von Geburt ein Fräulein
Und an Tugenden ein Weib.

7.

Ein Mann bedarf wohl Sinne
Und Edelmuth und Tugend viel,
Der edlen Weibes Minne
Und ihre Huld verdienen will.
Ungefügen Mannes Werben
Muß fürwahr ganz verderben,
Wenn der Gefüge kommt ans Ziel.

Wenn so vom dummen Weibe
Dem Ungefügen Lieb' geschicht,
Wird ihrem beiden Leibe
Doch unsre Herzenswonne nicht.
Wenn sie trifft ein kleines Leiden
So geht es an ein Scheiden,
Denn solche Liebe dauert nicht.

Und sollt' ich nicht erwerben
Mit Dienst die Vielgeliebte mein,
So muß mein Leib verderben,
Denn sonder Wanken will ich seyn.
Dann kann nimmer Lieb' vom Weibe
Geschehen meinem Leibe,
Dann von der Guten nur allein.

Nur sie kann froh mich machen,
Sie hat so ganz mein Herz erfüllt,
Daß ihr viel süßes Lachen
Schon meinen Kummer oft gestillt.
Ihre Schönheit, ihre Güte,
Ihr weiblich gut Gemüthe
Trägt jeder hohen Tugend Bild.

Und ob ich wünschen sollte
Ein Weib mir nach dem Willen mein,
Wie ich sie haben wollte,
Die muß gleich meiner Frauen seyn,
An dem Leibe, an dem Muthe;
Die Reine, Süße, Gute
Muß aller Schönheit Urbild seyn.

Nach Ulrich von Lichtenstein.

8.

Werther, reiner Weiber Minne
Machet freudenreichen Muth,
Das bin ich geworden inne,
Keine Wonne ist so gut.
Wie ich mich besinnen kann,
Herzlich froh wird nie der Mann
Der zu minnen nie begann.

Meines Leibes Augenweide
Ist die liebe Herrin mein,
Soll mir jemals werden Freude,
Kann's von ihrer Huld nur sein,
Wenn sie spricht: ich bin dir hold,
Das wär' mir ein reicher Sold,
Gäb' ihn nicht fürs Kaisers Gold.

Nach Hesso von Reinach.

9.

Ich freu' mich mancher Blumen roth,
Die uns der Maimond bringen will.
Sie standen wohl in großer Noth,
Der Winter ließ sie leiden viel.
Der Mai will uns ergötzen wohl,
Mit manchem wonniglichen Tage,
Des ist die Welt gar freudenvoll.

Was hilft mir nun die Sommerzeit
Und die viel lichtenlangen Tage?
Mein Herz ist einer Frau geweiht,
Von der ich großen Kummer trage.
Will sie mir geben hohen Muth,
So thut sie wohl ein Werk der Tugend,
Dann würd' ich wieder wohlgemuth.

Wenn ich mich von der Lieben scheide,
Muß meine Freud' ein Ende ha'n.
Weh' mir, dann stürbe ich von Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Weiß nicht, was Liebesfreuden sind,
Die Minne läßt mich sehr entgelten,
Daß ich an Jahren bin ein Kind.

Nach König Conrad dem Jüngern
(Conradin von Schwaben).

10.

Schaue an die grüne Haide,
Wie so wonniglich sie lacht.
Seht die schöne Augenweide,
Die uns hat der Mai gebracht.
Doch muß ich in Sorgen seyn,
Denn mich läßt in tiefem Leide
Die geliebte Herrin mein.

Ich ersah in meinen Jahren,
Was ich Frauen auch gesehn,
Nie ein Weib so wohlgebahren,
Immer muß ich das gestehn,
Als die mir beherrscht den Leib,
Und die Sinne mir verwirret,
Das viel minnigliche Weib.

Sollt' ich mich dem rothen Munde
Nahen, so, daß mich ihr Gruß,
Ganz von Herzeleid entbunde,
Aller Sorgen wär' ich los.
Würde stets in Freude seyn,
Wenn ich nur auf eine Stunde
Küßt ihr rothes Mündelein.

Nach Brunwart von Auchen.

11.

Ich habe mein Herze der Lieben gesendet,
Doch wird nicht mein bitterer Kummer gewendet,
Wenn ihn nicht wendet die Reine, die Süße,
Von der ich müsse
Beherrschet seyn.

Wollst, gütige Herrin, mir Gnade gewähren,
Verleihe mir Minne, und stille die Zähren,
Laß mich genießen der Liebe, der Güte,
Denn mein Gemüthe,
Hängt nur an dir.

Wer soll meine Leiden, wer soll sie nur wenden?
Wenn, weibliche Güte, nicht du sie willst enden?
Die mich beherrschet den Abend, den Morgen,
Ich leb' in Sorgen,
Das klag' ich ihr.

Ich kenne kein Glück als die Holde zu schauen,
Mich freut nicht der Anblick der anderen Frauen,
Nie sah ich auf Erden ein Weib so gerne,
Es glänzt wie Sterne,
Ihr Augenpaar.

Die Rose im Thau prangt in minderer Schöne,
Als sie, die mit Blüthen des Sanges ich kröne,
Ihr reiner Leib gleicht den Edelgesteinen;
Die Stimme der Reinen
Erfreut meinen Sinn.

Nach Conrad von Altstatten.

Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffs in der neuesten Zeit.[1])

Von Gustav Widmann in Stuttgart.

III. Dramatische Bearbeitungen.

Allgemeines S. 101, Das Tiroler Volksschauspiel S. 102, Das Puppenspiel von Max Möbius S. 109, A. Zenos Melodram als Haupt- und Staatsaktion im 18. Jahrhundert und als Quelle für das Buchdrama von C. M. Winterling (1844) S. 110, Fr. Halms dramatisches Gedicht (1834) S. 116. Schlußbetrachtung S. 130.

Wenn Agnes Miegels Gedicht uns an der Schwelle des 20. Jahrhunderts einen Versuch zeigt, durch Preisgabe der Eigenart des Stoffes die Dulderinnengestalt der Griseldis unserer Zeit als wertvoll zu erhalten, so lernen wir in den Dramatischen Bearbeitungen drei typische Umgestaltungsversuche kennen, die den Wesenskern des überlieferten Stoffes beibehalten. Mit dem Tiroler Volksdrama geraten wir wieder in das mittelalterlich-didaktische Fahrwasser, nur ist es ähnlich wie in der katholischen Erbauungsliteratur spezifisch religiös gefärbt, in Winterlings dilettantischem Machwerk

---

[1]) Vgl. Euphorion 13, S. 1 ff., 535 ff.

haben wir ein Intrigenstück italienischen Ursprungs mit Verwendung des Golomotivs, das als Melodram und Haupt- und Staatsaktion schon im 18. Jahrhundert eine Rolle gespielt hat, und schließlich stellt Friedrich Halms dramatisches Gedicht die Fortführung der in den Balladen angebahnten Umänderungen, speziell von Achim von Arnims ethischer und tragischer Ausgestaltung dar.

Der Stoff hat in der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert ab zahlreiche dramatische Bearbeitungen gefunden, von denen die Comedi Hans Sachsens von 1546 die bekannteste ist. Diese hat sogar im 19. Jahrhundert wieder eine Aufführung erlebt; am 10. Februar 1872 wurde sie im Dresdner literarischen Verein mit Beifall in einer nach dem Winken von R. Treitschke eingerichteten Bühnenbearbeitung aufgeführt, wie uns dieser anläßlich des in seinen literarischen Stoßvögeln[1]) enthaltenen panegyrischen Aufsatzes über Hans Sachs und altdeutsches Theater mitteilt. Während Hans Sachsens Stück eine sich an Boccaccio und Petrarca, beziehungsweise deren Übersetzer Arigo und Steinhöwel eng anlehnende Dialogisierung des Stoffes mit rein ehemoralischem Zweck ist, geben die protestantischen Schuldramen des letzten Drittels des 16. Jahrhunderts, sowie die katholischen Jesuiten- und Klosterschuldramen des 17. und 18. Jahrhunderts[2]) dem geistlichen Elemente daneben mehr Raum und sind dabei auf eine Lösung der in den Hauptcharakteren enthaltenen Schwierigkeiten gekommen, die vom Standpunkt religiöser Weltanschauung als durchaus glücklich bezeichnet werden kann. Die Einführung von Gott und Teufel oder deren Stellvertreter und die Beeinflussung der Hauptcharaktere durch sie vermag alle Unwahrscheinlichkeiten zu beseitigen, die letzteren notwendig anhaften, so lange sie in sich selbst allein begründet sind. Diese Transscendentalpsychologie, die bei Burchard der Rolle von Teufel und Raphael, bei Mauritius und Pondo der des Eheteufels Bedeutung verleiht und im jesuitischen Ludus Caesareus von 1681 zur Einführung von Christus führt, der als Amor Divinus Griseldis stärkt, findet sich ebenfalls in dem Tiroler Volksdrama, das übrigens neben dem Religiösen wie manche der protestantischen Schuldramen auch dem Volkstümlichen reichlich Raum gewährt.

Doch zunächst die äußeren Angaben über dieses Stück. Es befindet sich in einem Sammelband von Handschriften Tiroler Volksschauspiele, die im Besitze des Leiters der Universitätsbibliothek in Innsbruck, Dr. Ludwig von Hörmann, vereinigt sind, und von denen Erich Schmidt im Archiv für das Studium der Sprachen 1898,

---

[1]) Leipzig 1882.

[2]) Die näheren äußeren Angaben über diese Stücke siehe Köhler, Kleine Schriften 2, S. 526.

[illegible] 3[illegible]. Dem [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

Bern" aufgebunden sei, will sie doch aus Fürwitz sehen, „auf welche doch mecht das Glikh außbrechen". Im folgenden geht alles seinen gewöhnlichen Gang, wie bei Cochem; doch fehlen originelle Züge keineswegs: auf die Werbung des Grafen hin ruft der „Alte" aus: „Waß, mein Dirndl, ist's do no ain aifalt'", und gibt dann seine Einwilligung mit den Worten: „ia mainthalb, wan's Dirndl nur will." Auch will Griseldis auf die sehr herzliche Ansprache des Grafen hin nur als Dienerin aufs Schloß.

Die 1. Szene des II. Aktes wird durch ein komisches Intermezzo zwischen einem „Hendltrager" und den Hofherren eingeleitet, die jenen wegen seiner etwas aufdringlichen Fragen nach dem Koche schelten und schlagen. Dann erscheint der Graf, der seine Griseldis ins Schloß führt und die nahe Kopulation ankündigt. Den Schluß der Szene bildet das Zwiegespräch zweier Bauern Brösel und Aißl, die Griselden alles Gute wünschen und sie nur vor dem Stolze behütet wissen möchten. Sie erklären sich ihr Glück aus ihrer Frömmigkeit.

Mich thuets gar nit wunder nehmen,
das diß Dirndl so grosses glikh hat bekhemen,
so oft ich das Dirndl betracht und khent,
Wann andre menscher zum tanzen seindt gwendt,
ist sie mit großer andacht und verlangen
zu unser Frau Capell hingangen
Und hat bett mit außgspanten armen.
jber ein solches Dirndl möcht sich a stein erbarmen,
bettet hat sie, das ich dirs nit sahen khan;
iezt hat sie halt das glikh darvon.

In der 2. Szene findet zuerst die Zusammengebung durch den Priester statt, 2 Musikanten spielen ein Stück auf; auch heißt es: „alda wird ein Menuet gemacht." Dann erscheint der Hendltrager wieder voll Profits über sein ihm besonders wohl gelungenes Geschäft und zankt sich mit dem Koch.

Es folgt ein Monolog von Griseldis vor einem Mariahilfbild.

Ach, Maria, thue mir dein hilf nit versagen,
das ich alle beschwermuß mag ibertragen,
die sich in der Ehe all dag und stund
bald da balt dort ereignen khunt.
wilst du, mein Jesu, das ich in Kreuz und leid gest . . .
ich nimbs gern an, schikhs nur herbey.
wilst mein Gott das ich soll Verfolgung leiden,
gar recht, von dir soll mich nichts scheiden.
wilst mich mein Herr krankher haben,
will ich auch, dein trost wird mich schon laben.
solt mich mein Gmahl verachten und hassen,
werdt ich ihn zu lieben nit Unterlassen.
gehe es mir ibl oder wohl
von Gott mich nichts abtreiben soll.

Damit ist ihr Verhalten bei den späteren Prüfungen schon im voraus angedeutet. Wie sie hier ihr frommes Gemüt und ihre gehorsame Liebe offenbart, so teilt uns der Graf ihre anderen Tugenden in einem weiteren Monolog mit:

alle tugent und hofligkeit
Bespirt man an ihr zu jeder Zeit,
wan Frauenzimmer und Cafilire
durch gesellschaft ein Ehr erweißen mir,
discuriert sie mit einer solchen bescheidenheit,
das es anzuhern ein Lust und Freid.

Und damit noch nicht genug: in Szene 3 hält der Koch einen Monolog, worin er ihre glückliche Ehe lobt:

dergestalten haben sie einander gliebt,
das eins das andere nie hat betriebt.
alle Unterdanen miessen es bekhenen
Und sie ein spiegl der tugent nennen.

Nach einer Lücke, die uns gerade die Begründung der Prüfungen verbirgt, folgt in Szene 4 die Ankündigung der Wegnahme des ersten Kindes ganz nach Cochem. Sofort, nachdem sie der Graf verlassen, wendet sich Griseldis in ihrem Schmerz an die Mutter Gottes und empfiehlt ihr das Töchterlein an. Sie versinkt in Schlummer, und ein Engel tritt herein, der feierlich — in gekreuzten Reimen — Griseldis zu tapferem Streite aufruft und ihr den Beistand des Himmels verheißt. In der 5. Szene befiehlt der Graf seinem Diener Leander die Wegnahme; diese selbst fehlt wieder infolge einer Lücke in der Handschrift. Nach ihr wohnen wir dem Gespräch von Hofdamen bei, die dem herbeikommenden Vater Griseldis die Geburt eines Prinzen mitteilen. Jener meint, der „Pueb" werde dem Grafen lieb sein, und denkt, jetzt sei die Besorgnis hinfällig, daß der Graf nach der Tötung des Töchterleins auch bald seine Frau vertreiben werde. Er will deswegen in die Kirche gehen und seinen Dank der Maria und der Mutter Anna darbringen. Zum Schlusse treten wieder die zwei Bauern auf und unterhalten sich über den neugeborenen Prinzen, der ihr Gerichtsherr werden werde, sowie über das „Kindlmahl". Dieses selbst bekommen wir dazwischen hinein — durch Aufziehen des Vorhangs — geschwind zu Gesicht, wobei wir die Glückwünsche des „Götts", des Priesters und des „Alten" vernehmen.

Im III. Akt, der allein 18 Seiten umfaßt, sind nun alle Ereignisse von der Wegnahme des zweiten Kindes bis zum Schlusse zusammengedrängt. Nachdem der Schutzengel Griseldis zu neuem Kampfe aufgerufen hat, erscheint der Graf und kündet die Wegnahme des Sohnes an; in einem Monologe rechtfertigt er die neue Prüfung so vor sich selbst:

Damit aber das lob durch alle landt
meiner gemahlin wird bekhant.

— man sieht hier die Verwendung des Cochemschen Ruhmesmotivs. Dann gibt er seinem Diener den Auftrag, das Kind wegzunehmen und mit einem Brief zu seiner Schwester wie das erste zu bringen. Schließlich wird uns wie beim ersten Mal die Wegnahme des Kindes selbst noch vorgeführt — eine Umständlichkeit, die sich auch bei Hans Sachsens dramatischer Bearbeitung findet und wie sie der naiven Freude am Geschehen entspricht, die auch eine Wiederholung ganz ähnlicher Szenen auf dem Theater gerne sieht.

Die 2. Szene wird mit der Frage des Grafen eröffnet, warum Griseldis nie ihr Kind erwähne. Sie gibt ihm zur Antwort:

Von gschehen sachen soll man nit reden mer,
das Kind hab ich schon Gott vertraut.

worauf er nachher ihr heroisches Gemüt bewundert, jedoch

was gilts, die unbilt wirt sie bezwingen
Und ihr getuld zum Zorn bringen.

Dieselbe Szene enthält auch noch die Verstoßung: Zunächst sprechen sich die Hofherren unwillig über des Grafen dahinzielenden Plan aus. Dann sehen wir Griseldis vor einem Marienbild eingeschlafen und wieder von ihrem Schutzengel angesprochen:

Griseldis, aller gueten Ding sint trey;
den triten Kampf mußt wagen.

Die Verstoßung selbst geht in engem Anschluß an Cochem vor sich.[1]) In Szene 3 hält Griseldis, bis ihr Vater herbeikommt, eine Klagearie:

Wohin solt ich mich wendten,
ich arme verlassne magt,
ach, wo solt ich anlendten,
die ich vom gschloß verjagt.

---

[1]) Man vergleiche des Grafen Rede mit der von uns Band 13, S. 60, Anmerkung 2 wiedergegebenen Stelle bei Cochem:

liebste Griseldis, verzeihe es mir,
was ich anjetzt wird sagen dir.
geliebt hast du von Herzen mich,
Und ich hab gewiß geliebt auch dich.
aber meine Freindt und Unterdanen
haben bey mir so lang gehalten an,
auch durch schikhung Gottes gleicher gestalten
hab ich so vill erhalten,
das ich darf von dir die lieb abkheren,
Und kann ein andre zur Ehe begehren.

Der herbeikommende „Lur“ nennt [illegible] das Benehmen des Grafen wie bei Eichem [illegible] Kurz vor der Mitte einer Komödie [illegible] und Dort heißt er um. [illegible] Sein [illegible] Dagegen der „Willen des Hommes“ [illegible] Der Lur [illegible] und nimmt sie mit [illegible] nach Hause. Dann [illegible] S. 85 erwähnten, mit dem [illegible] Mädchen [illegible] zeigenden Bote.

Der Schluß dieser Szene wird durch [illegible] Gespräch mit angeschlossenem Gesang zwischen Lucifer und Mephistophilus dem „Mißverstand“ ausgefüllt. Dieser [illegible] Lucifer auf einem Pferd aus dem „Höllenhaus“ herauf um [illegible] Griseldis Verführung [illegible] Lucifer erklärt:

> [illegible]
> [illegible]

Er verspricht Mephistophilus [illegible] und er selbst „ein lustiges gesang erfinden“, indem [illegible] Mephistophilus singt:

> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]

Schließlich singen beide gemeinsam. Lucifer gibt am Ende Mephistophiles den Auftrag, nur so weiter im Unfriedstiften fortzufahren, Griseldis Haß gegen den Grafen einzuflößen und dieses mit Rache zu erfüllen, damit er nicht mehr an jene denke.

Nach diesem infernalischen Intermezzo, das so unvermittelt eingefügt ist, wie die ähnlichen Szenen in den protestantischen Schuldramen, erscheinen mit Szene 4 wieder die zwei Bauern und [illegible] sich über die Verstoßung auf. Danach erscheint dem schlafenden Grafen der Schutzengel und erinnert ihn an sein Versprechen seiner Frau „biß in den dodt“ wie sich selbst zu lieben. Nun eine Lücke, welche die Beorderung der Frau auf das Schloß enthalten muß; denn in Szene 5 erscheint Griseldis mit einem Boten (nach Gedem und Engelgrave):

> Auß befelch und erlaubnuß meines gnädigen Herrn
> will ich das ganze gschloß außkern.

Für diese Gelegenheit, sich nützlich zu machen, dankt sie Gott. Graf Walther begrüßt dann seinen mit Frau ankommenden Schwager. Die

Gräfin von Panitius fragt ihren Bruder, warum er denn seiner Frau so großes Unrecht angetan habe; worauf er:

Frau Schwester, auß argem ist nichts geschehen,
sondern das ich nur ergrinden und sehen,
ob sie ihrem Versprechen zu ieder Zeit
meinem willen nah zu leben sey bereit.

Der Graf Panitius meint, diese Verstellung ist „ein deiflisch Fundt",

außdauernt diß nit einer leiden Khunt.
dise Prob ist zwar zu scharf und zwar zu schwer
Gräfin: diß kunt ich Vergessen nimmer mer.

Auch Tochter und Sohn bitten den Grafen um Milde gegen seine Frau. Szene VI enthält ganz nach Cochem die schließliche Auflösung; nur bittet der Graf um Verzeihung. Eine Erklärung für sein Tun braucht es dagegen nicht; denn Griseldis ist alsobald zufrieden:

Groß war forher mein herzenleid,
Weit grösser ist ioetzund mein trost und freid.

Mit dem Ausblick auf die von Cochem herübergenommene Feier einer zweiten Hochzeit endet das Stück.

Wenn auch szenisch oft recht unbeholfen, so ist es doch eine für die Zwecke des Bauerntheaters ganz wirkungsvolle Dramatisierung des Cochemschen Textes. Wie eng sich der Verfasser an diesen angeschlossen hat, möge noch der Vergleich folgender Stellen zeigen:

Cochem: Ob diese Antwort dir von Herzen geht, wird sich bald zeigen, wann du nemlich sehen wirst, daß dein Kind sein unschuldig Leben lassen muß.
Schauspiel: Ob nit diß wordt nur nach dem schein,
wird ietzt bald zu erkhenen sein,
Wann dein unschuldigs Kind wird sterben mießen
Und ohne schuldt sein Blueth vergießen.

Daß der Verfasser lateinisch verstund, erhellt aus manchen Namensformen: Panitius statt Panicio bei Cochem, mit dem Genetivus Panitij, weiter auch Waltherus. Anderseits ist er aber auch volkstümlich, wie die Abkürzung von Griseldis oder Criseldis zu Crißl und der Name des Vaters Niclaus zeigen, ebenso wie die Szenen in der Mundart, die Einführung der Bauern und vor allem des Hendlträgers und Kochs. Die schon bei Cochem und den Volksmärchen angemerkte, den Gemütsanteil des Volks zeigende Einlebung in die Situationen des Stoffs führt zu diesen und anderen Erweiterungen.

Auch die in dem Stück zutage tretende Religiosität ist im Unterschied von der in Rions Jugendschrift volkstümlich innig und nicht so sentimental rhetorisch und lehrhaft gehalten. Durch die Anrufung der Jungfrau Maria erhält sie ein spezifisch katholisches Gepräge. Das

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bezeichnend ist, daß das politische Element in den Vordergrund gerückt erscheint, sowie daß der Kreis der Personen bedeutend erweitert und der Schauplatz nach Deutschland verlegt ist. Als Quelle verrät die Namensform Prieseldis sofort das auf Fiedler zurückgehende Volksbuch.

In ganz andere Gegenden der Literatur werden wir versetzt, wenn wir uns jetzt zu Winterlings Stück wenden. Christian Martin Winterling (geboren 1800) ist Professor der neueren Sprachen und Literaturen an der Universität Erlangen gewesen und hat sich als Übersetzer ein Plätzchen in der deutschen Literaturgeschichte — wenigstens in Goedekes Grundriß[1]) — errungen. Mit seiner Übersetzertätigkeit hängt auch aufs engste seine Markgraf Walther von Saluzzo, Tragicomödie in 5 Akten, zusammen, die im Jahre 1844 in Band 1 seiner poetischen Werke erschien. Während er selbst Boccaccio allein als Quelle nennt, ist sie, wie schon Köhler erkannt hat, hauptsächlich eine Nachahmung des italienischen Melodramas Griselda von Apostolo Zeno. Dieses war zuerst 1701 in Venedig veröffentlicht worden und wurde von nicht weniger als 10 Komponisten, darunter auch Scarlatti, in Musik gesetzt, wie überhaupt der Griseldisstoff durch Zeno ein beliebtes libretto der italienischen Oper geworden ist.[2]) Wie der Text eines seiner Nachfolger Anelli, Griselda ossia la virtù al cimento von F. Paer komponiert, sogar am 16. November 1816 zu Weimar aufgeführt wurde, so hat sicherlich auch Zenos Melodrama selbst den Weg nach Deutschland gefunden, wo ja im 18. Jahrhundert die italienische Oper an den Fürstenhöfen in voller Blüte stand. In der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts sehen wir es dann gleich auch in deutscher Umformung als Haupt- und Staatsaktion. Dank gütiger Zufälle wissen wir nämlich von zwei Aufführungen einer Griselda in Chemnitz 1737[3]) und in Frankfurt 1741.

Die von einer fremden Schauspielergesellschaft veranstaltete Aufführung in Chemnitz war wider das Verbot des Rates erfolgt, was diesen zu gerichtlichem Einschreiten veranlaßte. In den Akten findet sich nachstehender Theaterzettel:

Mit Bewilligung Eines Hochedlen und Wohlweisen Raths werden heute die hier anwesenden Komödianten auf ihrem Theatro aufführen und vorstellen, eine extra lustige galante Haupt- und Staats-Aktion, die wegen ihrer wohlgesetzten Redens-Arth, der listigen Intriguen und wohl komponirten Musikalischen Arien,

---

[1]) Goedeke[1] III 2, S. 1402.

[2]) Köhler a. a. O., S. 531.

[3]) nicht 1773, wie Köhler-Bolte S. 526 infolge eines Druckfehlers in den von ihm zitierten Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte 7, 140 angibt.

wohlverdient von einer grossen Frequenz gesehn zuwerden. | Betitelt: | Die aus dem Staub der Niedrigkeit, zur Königlichen Hoheit erwählte | Bäuerin | Griselda | oder | Die Tugend wird wegen ihres Werthes belohnet | Mit | Hanns Wurst eines lustigen Dieners seines Herrn Intriquanten, | Kupler seiner Frauen, und letzlich Ober-Aufseher über | Zucht- und Spinn-Häuser. | Zum Beschluß erfolget eine extra und gewiß recht lustige | Nach-Komödie. | Auch NB. wenn es die Zeit zuläßt ein Tantz. Der Schauplatz ist ein Schloß, der Anfang punkt 4 Uhr. Einer wolle es dem andern recommandiren.

Wenn bei dem Titel dieses Stückes schon kaum an eine andere Grundlage als Zenos Melodrama gedacht werden kann — eine Oper von Porpora mit Text von Salli, München 1735, kommt bei der Kürze des zeitlichen Zwischenraumes wohl kaum in Betracht — so ist dies sicher bei dem in Frankfurt aufgeführten Stücke der Fall. In dem uns zufällig für das Jahr 1741/42 erhaltenen Repertoire der dortigen deutschen Komödianten findet sich neben anderen, verfolgten und verunglückten Frauen — darunter natürlich Genovefa — auch Griselda als Titelheldin verzeichnet. Nach dem von Köhler-Bolte S. 527 abgedruckten Zettel des Prinzipals Wallerotty ist es:

Eine der galantesten, neuen, wohl ausgearbeiteten Haupt | und Staats-aktion, | Betitult Der Probirstein Unglaublicher Gedult, | Oder: | Die unüberwindliche Großmuth einer tugendhafften Seele, in | der getreuen und beständigen | Griselda, | Die von Qualtero, König in Sizilien, zur Gemahlin erhoben, | hernach wegen Aufruhe derer, | dessentwegen widersinnigen Land-Stände zum Schein verstossen, und wieder aufs neue durch eine | (Ihre mehr als adelige Tugend zu bestättigen), | sonderbahr merckwürdige Erfindung erklärte | Königin von Sizilien, Mit Hanß Wurst einem interessirten Hofnarren. || N. B. Diese merkwürdige, wahrhaffte Historie hat Anlass gegeben, eine der allerbesten Comoedien daraus zu machen, und wird sonderlich unsere Primier Agentin sowohl in Vorstellung der Griselda als auch in guten Arien sich bestens recommandiren. | Nebst 2 Ballets wird unser Arlequin auf vieles und solches Begehren mit einer lustigen Nach-Comoedie aufwarten, | betittult: | Arlequin die versoffne Sybilla.

Die Namen lassen keinen Zweifel, daß Zenos höfisches Intrigenstück mit seinen Rührarien zugrunde liegt. Wenn man dieses liest, begreift man auch, daß es dem damaligen Geschmack als eine der „allerbesten Komödien“ vorkommen mußte, denn alles, was jener erforderte, das höfische Milieu wie die Intrigenhandlung, den entlarvten Bösewicht und die belohnte Tugend, sowohl grausame Schreckens-, wie auch mitleiderweckende Rührszenen weist es in Fülle auf. Zenos Stück hat nämlich in der Hauptsache folgenden Inhalt: Gualtiero ist per maggior nobiltà della scena König von Sizilien; seine Tochter Costanza wächst mit ihrer Abstammung unbekannt bei Fürst Corrado von Apulien auf, zwischen dessen jüngeren Bruder Roberto und ihr eine innige Liebe sich entwickelt. Auf die Ladung des Königs, der Costanza angeblich zur Frau nehmen will, kommen alle drei nach Palermo, wo das Stück spielt. Seine frühere Frau Griselda hat

Gualtiero schon zuvor verstoßen, beeinflußt von seinem Günstling Otone, der ihm zu diesem Zweck vorgespiegelt hat, das Volk sei über seine Mißehe äußerst aufgebracht und im Aufruhr begriffen. Otone tut das nur, weil er damit seiner eigenen leidenschaftlichen Liebe zu ihr freiere Bahn und günstigere Aussichten zu verschaffen glaubt. Allein er täuscht sich in dieser Hoffnung; vergebens verfolgt er sie, die kümmerlich im Walde ihr Leben fristet, mit seinen Anträgen und sucht ihnen dadurch Nachdruck zu verleihen, daß er ihr zuerst ihren kleinen Knaben wegnehmen läßt und dann ihn töten zu wollen vorgibt, wenn er nicht Erhörung finde. Als er sie schließlich mit Gewalt auf sein Schloß bringen will, wird er von dem zufällig mit seiner Braut in der Gegend jagenden König daran verhindert und gefangen gesetzt. Costanza stößt dann im Walde ebenfalls zufällig auf Griselda und fühlt sich sofort zu ihr hingezogen. Sie setzt es bei dem König durch, daß sie als Gesellschafterin bei ihr bleibe. So kommt Griselda wieder in den Palast ihres früheren Gatten und hat die Vorbereitung für die Hochzeit zu treffen. Dabei entdeckt sie die Liebe zwischen Costanza und Roberto und schilt gehörig auf dieses unerlaubte Verhältnis. Der König kommt hinzu, erfährt alles, und weist — Griselda rauh zurecht, sie solle sich nicht in anderer Leute Angelegenheit mischen! Schließlich stellt er sie auch noch mit Absicht auf eine letzte Probe: er droht ihr den Tod an, wenn sie Otone nicht heirate, dessen verschmähte Liebesanträge er in Erfahrung gebracht hat. Als sie jedoch lieber den Tod leiden will, da hat er genug des grausamen Spieles: es folgt die übliche Wiederanerkennungs- und Aufklärungsszene. Constanza und ihr Geliebter werden vereinigt, und damit ja alles gut ausgeht, wird auch Otone begnadigt.

Diese alberne Liebesintrigenhandlung, die durch die Gestalt Otones Anklänge an die Genovefalegende erhält, weist den einzelnen Personen ihre Stellung an; wirkliche Charaktere besitzt das ganze Stück überhaupt nicht. Das war aber auch für jene Zeit gar nicht nötig, wenn nur das Ganze höfisch-romanesk war und jede einzelne Szene einen besonderen Effekt bot. Übrigens muß man immerhin Zenos Geschick in der Dramatisierung des Griseldisstoffes und in dessen Anpassung an den Geschmack seiner Zeit anerkennen, wenn er auch frühere italienische Dramen und vor allem Perraults Novelle, letztere besonders für die Roberto-Costanzahandlung benutzt hat.

Aber bei dem Universitätsprofessor des 19. Jahrhunderts entschuldigt kein Zeitgeist, daß er eine höchst minderwertige Umgestaltung von Zenos Operntext zu einem Buchdrama verübt hat. Er hat ihn nämlich mit Boccaccios Novelle kombiniert, ausführlich breit geschlagen und psychologisch auszugestalten versucht, dabei aber, weil er eben alles eher als ein Dichter oder Dramatiker, ja kaum ein gewandter

Schriftsteller war, Zeno noch schlimmer verunstaltet, als Petrarca durch seine sprachlich in ihrer Art immerhin vollendete Übertragung den Reiz von Boccaccios kurzzügiger Novelle zerstört hat. Um seine Art zu kennzeichnen, wird es genügen, von den 5 Akten, in die er die 3 Akte des Melodramas gedehnt hat, den ersten näher zu besprechen.

Dieser führt uns in den Audienzsaal des Schlosses von Saluzzo; Winterling ist nämlich, was den Schauplatz anlangt, zu Boccaccio zurückgekehrt. Statt wie bei Zeno am Hafen, findet in diesem Saal der Empfang der Braut und der Ihrigen statt. Die Namen sind geändert: die Tochter Costanza heißt hier Renata, ihr Geliebter Edmund statt Roberto, dessen Onkel und nicht Bruder der Graf Severin von Panago ist.[1]) Es folgt die Verstoßung Griseldas vor versammelten Pairs, und schließlich offenbart der Großfalconiere Berengar, der an die Stelle von Otone getreten ist, Griselda seine Liebe, wird aber von ihr entrüstet abgewiesen. Dies alles nach Zeno, neu und so ungeschickt wie immer nur möglich angebracht, ist die von Boccaccio übernommene Vorgeschichte, die jener aus Verständnis der dramatischen Technik wohlweislich weggelassen hatte. Bei der Verstoßung preßt nämlich der Markgraf durch quälende Fragen nach Herkunft und Geschick den ganzen bisherigen Verlauf der Ereignisse aus Griselda heraus. Unter anderem sagt sie da: „Nur, einmal, zweimal hatt' ich wohl den Markgraf — der nah bei unserem Dorf ein schönes Jagdschloß — besitzt, gesehn, wenn er mit seinem Reiter — bei uns vorüberritt, und mir gefiel — der stattliche junge Herr, das muß ich sagen." Es erinnert dies an Nicolays Bemerkung, daß Griselda den Markgrafen angesehen habe: „Man sieht doch gern den Landesherrn." Diese hier ausdrücklich sinnlich gewendete Liebe muß sehr viel erklären. Als der Markgraf in obiger Szene seiner Frau mitteilt, daß das ihr weggenommene Kind auf sein Geheiß getötet worden sei und sie frägt: „Nun sag mir, liebst du noch, Griselda, — den Mörder deines Kindes? da antwortet sie: Unerklärlich — Wie Gottes Rath ist, Walther, dein Beschluß — Kann ich ihn mir enträtseln? Nein, ich kann ihn — So wenig mir als das Gefühl enträtseln, — Das, wo ich hassen sollte, mich zur Liebe, — zur heißen Liebe zwingt.[2]) Es ist dies ungemein bezeichnend einmal für die allgemeine Überspannung der motivierenden Kraft der Liebe, die hier offener als irgend wo sonst zum Ausdruck kommt, dann aber auch für die hier ebenso offen ausgesprochene Rätselhaftigkeit dieser Liebe. Während bei Boccaccio die Charaktere nur flüchtig skizziert und naiv hingestellt sind, als ob

[1]) So heißt bei Boccaccio der Gemahl der Verwandten des Markgrafen.

[2]) Zeno hat nur

Gualtiero: E m'ami anche crudel? Gr. Meno amar io,
Non ti potrei, se ancor versassi il mio (sc. sangue).

sie nicht anders sein könnten, sind sie sich hier ihrer eigenen Rätselhaftigkeit bewußt und stellen echt sentimentalische Reflexionen darüber an.

Dies gilt auch besonders für den Markgrafen, der in einem Zwiegespräch mit dem Grafen von Panago uns die Triebfeder seines Tuns enthüllt. Zuerst spricht er von dem „dämonischen Verdacht", der ihm Griselda gegenüber trotz der von ihr bestandenen Proben Tag und Nacht keine Ruhe lasse, und als der andere meinte, „Auf etwas doch, mein Fürst, — Muß dein Verdacht sich stützen," da entgegnet er: „Nicht aufs Kleinste. — Auch nicht ein einziges Mal, ich schwör es Dir, — Hat seit den fünfzehn Jahren, die wir nun — Vermählt, Griselda je mit einem Worte mich — Geschweige je durch eine Tat gekränkt — Die meinen Groll verdiente, meiner Ahndung — Anheim zu fallen schien. Und doch, und doch — Läßt dieser höllische Verdacht mich nicht — Aus seinen Klauen, und doch bleibts mir ein Rätsel, Wie solch ein Ideal von Frauenwerth — In einer Hütte je erblühen konnte. — Da hast Du nun, mein guter Graf, den Schlüssel — Zu meinem seltsamen Verfahren. Sprich, — Muß ich Griselden nicht, sollt auch dabei — Mein ganzes Lebensglück verloren gehn, — Zum Einsatz des gewagten Spieles machen?"

Wird der Verdacht des Markgrafen etwa begreiflicher, wenn er dämonisch und höllisch genannt wird, und seine Persönlichkeit sympathischer, wenn er selbst zu dieser Erkenntnis gelangt ist und trotzdem von den Prüfungen nicht abläßt? Es ist auch sonst das besondere Verdienst von Winterling, die ganze Ungereimtheit und Lieblosigkeit von des Grafen Verhalten grell hervortreten zu lassen: Als er Griselda gegenüber die Gründe für die Verstoßung klarlegt, genügt es ihm nicht, die Unzufriedenheit seiner Untertanen allein ins Feld zu führen, sondern er sieht sich noch zur festeren Begründung seines Stammes „durch eine nahe Außenmacht gezwungen, — die schon das Fangnetz ihrer Politik — Um unser schönes Markesat gesponnen". Und als nun Griselda von den Anforderungen der Politik an den Willen ihres Gemahls appelliert, er möge sie doch in ihrem Rechte schützen, da weiß er nichts anderes zu erwidern, als daß er den Willen des Volkes teile, und vollzieht die Verstoßung endgiltig mit folgenden grausamen Worten: „Adieu Griselda! Hörst Du? Nenne Dich — Nicht meine Gattin mehr; wir sind getrennt; — Hier ist der Scheidebrief. Kehr' in dein Dorf — Und finde dort Dein vorges Glück; was ich — Mit deinem Sohn beschlossen, sollst Du hören."

An dem Geschick des letzteren geht nun die Marter Griseldens weiter, ganz wie bei Zeno. Seine skizzenhaften Striche sind nur hier unerträglich breit ausgeführt; jede Marter, die sie als Gattin und Mutter dulden muß, wird bis aufs äußerste getrieben: das Söhnchen

soll nicht bloß getötet, sondern zerstückelt und seine Glieder im Walde verstreut werden! Dazu werden noch frostige Bedientenreden in Prosa eingeschaltet, die durch Wortspielereien und Fremdwörter hie und da einen komischen Anstrich bekommen sollen. Farfalla, der Diener von Griseldens Liebhaber Berengar, hat ein besonderes Vergnügen daran, die „Kommissionen" seines Herrn recht grausam auszuführen. So erklärt er: „Laut meiner Instruktion ist von heute an jedes Tête-à-tête zwischen dem Kinde und seiner Mutter so gut wie abgeschnitten", und als Griselda beim Abschied von ihrem „Hypolyt", wie das Kind hier heißt, ohnmächtig geworden, ihn krampfhaft umklammert, bemerkt er höhnisch: „Leidige Kommission! Was die Natur in ein Paar Mutterarme doch für eine kräftige Muskulatur gelegt hat!" Das soll wohl Shakespearescher Humor sein! Der Diener des Grafen dagegen, namens Bergolo, ist der „spendablen" Frau recht zugetan, die ihm immer einen Doppeldukaten Trinkgeld gab, wenn er vom Gärtner Terreno die frischen Maiblümchenstöcke ihr aufs Zimmer brachte. Auch für die Weiterführung der Handlung sind die beiden Bedienten von Bedeutung: Farfalla enthüllt gegen eine Flasche „Rothen" Bergolo den Anschlag seines Herrn, Griselda zu rauben, dieser entdeckt es wieder dem Markgrafen, wie Corrado bei Zeno. Sonst ist alles wie bei diesem, dessen Elpino, servo faceto di Corte auch Winterlings Bediente veranlaßte. Nur ist recht ungeschickt eine Szene zwischen Griselda und ihrem Vater im Anschluß an Boccaccio eingeschaltet.

An der Schlußszene ist höchstens noch bemerkenswert, daß Griselda mit den Dienerinnen einen Teppich vor den Thronstufen ausbreitet, in den die Hochzeit des Bacchus und der Ariadne eingewoben ist und über welchen sie seinerzeit bei ihrer Hochzeit wegschritt. Dabei bemerkte sie: „O Gott, wenn ich mich je überhoben, dieser Teppich predigt mir Demut." Gott nimmt sie sonst nicht so sehr in den Mund, gerade so wenig wie bei Nicolay. Die Triebfedern ihres Tuns offenbart sie selbst in den Worten: „Hielt ich mich doch zu allem, was ich that — Und für Dich litt, nicht durch die Pflicht allein — Durch Liebe selber hielt ich mich gebunden." Viel verlangt ist es aber, wenn der moderne Mensch diese in Wahrheit knechtische Liebe in dem idealen Licht der Worte sehen soll, die Winterling mit Benutzung einer Anregung Boccaccios dem Markgrafen bei seiner Schlußrede an die Bürger in den Mund legt: „Nicht immer, lernt's — Aus diesem Fall, ist Hoheit der Gesinnung, — Ist Seelengröß' ein Vorrecht der Paläste, — Auch einer Hütte kann ein Herz entstammen, — Das Menschenadel schön beglaubigt."

Wenigstens ein Gutes hat dieses ästhetisch ganz elende Machwerk: Es läßt die Roheit des Stoffes am unverhülltesten erkennen

und zeigt am deutlichsten, daß jeder durch den Geist der neueren Dichtung bedingte und vollends im Drama unentbehrliche Versuch psychologischer Motivierung für ihn tödliches Gift ist. Dies wird leider auch durch Friedrich Halms dramatisches Gedicht von 1835 erhärtet, dessen Verfasser es gewiß nicht an Gegengiften fehlen ließ.

Zu diesen ist zu rechnen, daß er über eine glänzende, an Schiller und den Romantikern gebildete dichterische Sprache[1]) verfügt, die uns oft über die Schwächen des Inhalts wenigstens im Augenblick der Aufführung des Dramas wegtäuschen kann; auch ist er ein Meister der theatralischen Technik und versteht, den Stoff äußerst bühnenwirksam zu gestalten,[2]) und schließlich hat er ihn noch inhaltlich so verändert, daß manche Schroffheit gemildert erscheint, romantischer Glanz über das Ganze gegossen und vor allem den modernen sittlichen Anschauungen Rechnung getragen wird. In letzterer Hinsicht kann Halms Stück als unmittelbare Fortsetzung von Arnims Gedicht angesehen werden, ohne daß deswegen irgendwie eine Beeinflussung angenommen werden müßte. Das Zusammentreffen modern sittlicher Anschauungen mit dem Stoff muß eben mit logischer Notwendigkeit ähnliche Lösungen ergeben. Freilich, wenn Arnim den spröden Stoff in die Form einer rasch dahineilenden Romanze goß, die ihrem Wesen nach schon ein gewisses Maß von Roheit vertragen kann, und ähnlich wie Boccaccio durch den Rahmen, den er ihr gab, die Anlegung höherer ästhetischer Maßstäbe ausschaltete, so begab sich Halm dieses Vorteils durch eine Bühnenbearbeitung, die die Roheit und Ungereimtheit von Handlung und Charakteren durch ihre erhöhte Illusionskraft nur zu steigern vermag.

Aber auch abgesehen davon ist die innere Sprödigkeit des Stoffes bestehen geblieben. Zum Beweise dafür möge eine kritische Würdigung seines Stückes folgen, dessen Inhalt ich als bekannt voraussetzen darf.[3])

---

[1]) Auf die allzuwörtlichen Anleihen weist von Westenholz S. 161/62 seiner Schrift hin. Überhaupt wimmelt seine Sprache von Reminiszenzen.

[2]) Siehe die begeisterte Würdigung seiner Vorzüge in Wurzbachs biographischem Lexikon Österreichs, Band 19, S. 425.

[3]) Ich zitiere nach der besten Einzelausgabe mit durchlaufender Verszählung und wertvoller Einleitung, die von A. Schlossar als Nr. 16 der von Witkowski geleiteten Sammlung der Meisterwerke der deutschen Bühne herausgegeben wurde. In der von demselben Schlossar veranstalteten Ausgabe von Halms ausgewählten Werken (Leipzig, Max Hesse) findet sich Griseldis in Band 2, S. 3—73, ohne Verszählung, doch ebenfalls mit wertvollen Bemerkungen über Entstehung und Bühnengeschichte des Stückes (Band 1, S. 12 und 26, Band 2, S. 4). Leider widersprechen sich manche hier verzeichneten Zeitangaben; wir berichtigen sie stillschweigend S. 125 und 127 f. unseres Textes.

Die am meisten in die Augen fallende Neuerung ist, daß Halm die Griseldis nicht von dem Anfang verwendet und zu dem Zweck der Mitgift zur Stadt zum Kern Personal macht. Dadurch wird gleicht die ganze Handlung in eine größere Ferne gerückt und mit romantischem Glanz und Zauber übergossen; dieser wird aber nur mit äußerlich theatralischen wie etwa im modern französischen Musiker von Armand Silvestre und Eugène Morand zu mittelbarer Milderung der Ungeheuerlichkeit und Roheit des ältesten Stoffes beigetragen. Denn nicht als die Namen und äußeren sozialen Verhältnisse ist nicht verändert die Personen selbst sind alle [illegible] modernisiert. Man mag dem Dichter vorwerfen, daß er in Verwendung der Namen nicht wählerisch verfuhr, den des edlen Gralsritters Parzival dem unfreundlichen, selbstsüchtigen Gemahl Griseldens und den Tristans seinem wohlmeinenden Freunde gab. Aber die Gestalten sind nach seinem Bedürfnis umzumodeln, hat er ein so gutes Recht wie Gottfried von Troyes, der Schöpfer der Artusromane. Wie dieser hat auch Halm den Artushof als Verkörperung des höfischen Lebens aufgefaßt; nur daß er die unter der glänzenden Form berückende Sittenlosigkeit zu absichtsvoller Darstellung und damit in wirksamen Gegensatz zu dem knorrigen Kraftmenschen Percival und der schlichten Königstochter Griseldis, dem „Musterbild der Frauen" gebracht hat. Damit ist das von Boccaccio übernommene Motiv der sittlichen Überlegenheit der niederen Stände in einen wirkungsvollen Rahmen gefaßt.

Dieser Kontrast ist aber weiter auch die notwendige Voraussetzung für den dem Stoff erst zu gebenden dramatischen Konflikt. Die Einführung der Mutter bei Schwab, der Brüder bei Arnim dient schon diesem Zweck; an ihre Stelle treten hier die Königin Ginevra und Oriane, die, in ihrem Adelsstolz gekränkt, durch Verhöhnung von Griseldens Abkunft den Konflikt herbeiführen und als Gegenmacht durch das ganze Drama hindurch aufrecht erhalten. Wie bei Arnim von dem Bruder gehen hier von Ginevra die Prüfungen aus; und für ihre Durchführung bietet das Lebensverhältnis Percivals zu dem mächtigen Artus einen weit wahrscheinlicheren Hintergrund, als der sonst vorgeschützte Wille der Untertanen, wenn es auch, weil nur zum Schein verwendet, hinter der den Grafen ethisch entlastenden Wirkung des realen Widerstandes der Brüder bei Arnim zurücksteht. Für die dramatische Führung der Handlung sind ferner Gawin und Tristan als die Überwacher der Prüfungen von Bedeutung: Tristan

---

1) Über dieses siehe S. 131 unseres Textes.

2) Diese Verletzung der geschichtlichen Treue ist einer der Hauptvorwürfe, der in den Kritiken des Stückes immer wiederkehrt.

hat zudem wie Ritter Stern bei Nicolay die Aufgabe, von den Prüfungen abzuraten und der sittlichen Verurteilung von Percivals Verhalten Ausdruck zu geben. Auch König Artus hat eine ähnliche Rolle, die nur entsprechend seiner erhabenen Stellung objektiver und sentenzenhafter gefärbt ist. Schließlich wird uns die sittlich bessernde Einwirkung von Griseldens Verhalten auf die Artusgesellschaft an Lanzelot veranschaulicht, dem die Augen über Ginevras Unwert aufgehen und der deswegen den Hof verläßt, vor allem aber auch an der Königin selbst, die durch den Verlust von Lanzelot und den Kniefall genügend bestraft wird und auch innerlich Griseldens Wert anerkennt.

Wenn Halm somit den Artushof eingeführt hat, um neben romantischem Schimmer dem Stoff auch dramatisches Leben und ethischen Gehalt zu verleihen, so macht das ihm als Romantiker und gewandtem Bühnendramatiker die größte Ehre. Wie aber hat der Problemjäger und Motivierungskünstler Halm den Kern des Stoffes, eben jenes finstere Gaukelspiel[1]) selbst „Der Proben grause Folterqual"[2]) annehmbar zu machen gesucht? Zunächst ist anzuerkennen, daß er den ursprünglichen Stoff dramatisch äußerst wirksam umgeformt hat. Er drängt die Prüfungen zeitlich zusammen und ermöglicht dies geradeso wie Nicolay dadurch, daß er sie zum Gegenstand einer Wette macht; gleich ihm verändert, erweitert und steigert er sie aber auch inhaltlich: Die undramatische Wiederholung der Wegnahme eines Kindes fehlt natürlich, statt sich entwürdigenden Magddienste unterziehen zu müssen, erweist Griseldis vielmehr durch die Bereitwilligkeit, ihr Leben für ihren Gemahl zu opfern, daß sie auch nach den zwei ersten Prüfungen mit gleicher, ja mit größerer Liebe an ihm hängt, wie Ginevra verlangt. Außerdem hat sie aber schon vorher Gelegenheit zu zeigen gehabt, daß er ihr auch über ihre Eltern geht: als er ihren Vater fortjagte, litt sie das stillschweigend, und als ihre Mutter auf dem Sterbebette lag, blieb sie bei ihrem kranken Gemahl zu seiner Pflege. So ergibt sich folgende wirksame Steigerung ihrer Liebesbeweise, die freilich anderseits auf eine Erhöhung der quälenden Wirkung des Stoffes herauskommt: Sie lädt des Vaters Fluch auf sich und versäumt der Mutter Segen, sie erträgt den Verlust ihres Kindes und die Verstoßung von ihrem geliebten Gatten, schließlich ist sie noch bereit, für ihn ihr Leben und das ihres Vaters zu opfern: Damit erscheint ihre Liebe in den Mittelpunkt des Stückes gerückt.

Die modernen sittlichen Anschauungen erfordern nun weiter, daß das frevelhafte Spiel mit dieser Liebe bestraft werde. Wie

[1]) Zeile 603.
[2]) Zeile 546.

Arnim in der zweiten Fassung läßt daher Halm den Grafen seine Griseldis am Schluß verlieren, nur versteht er ihr dabei einen Hauch von tragischer Größe zu geben: Durch die Erkenntnis von ihres Gemahls Lieblosigkeit innerlich gebrochen, verläßt sie ihn zur Wahrung ihrer Selbstachtung und Frauenwürde. Man begreift hiernach von Westenholzs Behauptung, Halm habe der Griseldissage die auf Grundlage von Boccaccios Novelle allein berechtigte Wendung gegeben (S. 129). Sein Griseldisdrama aber für tragisch vollends auf Grund von Percivals Verhalten zu erklären (S. 154), ginge nur dann an, wenn Halm wirklich das Meisterstück fertig gebracht hätte, die so verschrobenen Hauptcharaktere psychologisch einzurenken und nach sittlicher Richtschnur abzumessen, so daß eine allgemein menschliches Interesse erweckende, ästhetisch wertvolle Schöpfung zustande gekommen wäre. Allein eine nähere Betrachtung von Percival und Griseldis zeigt das Gegenteil hiervon.

Wenn die Charaktere an sich schon schwierig genug psychologisch zu fassen sind und ihre Grundeigenschaften, dort die Selbstsucht, hier die Liebe fast notwendig dem modernen Beschauer oder Leser als verzerrt erscheinen müssen, so hat Halm sie durch zwei Momente noch mehr ins Wanken gebracht: einmal ist die Einführung des Artushofes insofern für die Zeichnung der Charaktere verhängnisvoll geworden, als diese nun nicht bloß ihr eigenes Verhalten zueinander hinreichend erklären, sondern auch noch einen Kontrast gegen jenen bilden müssen, eine Doppelaufgabe, durch welche die Front ihres Charakters entschieden zu weit gedehnt und gebogen wird. Wie Percival als rauher Tatenmensch und Sohn des Waldes, so tritt sie als holdes, tugendhaftes Naturkind dem verfeinerten, sittenlosen Artushof gegenüber; die Durchführung der Prüfungen erfordert aber bei beiden eine entschiedene Verschiebung ihres Charakters nach der reflektierten Seite, wofür schon die vielen Monologe bezeichnend sind. Bei Griseldis wird übrigens dieser Bruch bereits bei ihrer gekünstelten Charakteristik in Akt I, 3 sichtbar, wo sie die Backen aufbläst, Gesichter schneidet und jauchzend die Zerrbilder im Bach besieht (335—340) und gleich darauf (346—356) als ernste, andächtige Jungfrau den Engelsblick voll heiliger Sehnsucht zum Himmel emporhebt. Ähnlich ist es bei Percival, wenn wir diesen nach Aufregungen lüsternen Tatenmenschen in Hamlets Art über Recht und Unrecht seines Verhaltens grübeln sehen.[1]) Das reflektierte Wesen der beiden tritt, wie schon diese Stelle für Percival zeigen kann, am deutlichsten hervor, wenn sie sich nach dem Gesichtspunkt der Schuld selbst zergliedern — die Einführung eines solchen inneren Konflikts ist das zweite jener

[1]) III. Akt, 1. Szene.

störenden Elemente. Seine Wirkung weisen wir am besten bei der eingehenden Analyse der beiden Hauptcharaktere nach.

Zuerst Percival. Er ist ein ungemein komplizierter, sich erst allmählich voll entwickelnder Charakter, der gar zu leicht den Eindruck der Ungeheuerlichkeit und Unnatürlichkeit erwecken muß. Er ist ein stolzer, eigensinniger, derber Tatenmensch von ungestümem Blut, der aus Unabhängigkeitssinn und Verachtung höfischen Wesens vom Artushof so sehr als möglich wegbleibt und aus Abneigung gegen die dortigen, sittenlosen Damen lieber ein tugendhaftes Köhlermädchen zur Frau nimmt, der aber sein Weib nur als ein der Lust und Willkür des Mannes unbedingt zu Gebote stehendes Eigentum betrachtet (1038—1041) und nach Abwechslung und Aufregung dürstend sich von vornherein Prüfungen wünscht,[1]) die ihm seinen Glauben an ihre grenzenlose Liebe zur Gewißheit erheben und ihm einen vollen Genuß seines männlichen Herrentums verschaffen sollen (III, 1). Kein Wunder, wenn er, gereizt durch die Verhöhnung seiner Frau den Damen des Artushofes und insbesondere der Königin die schwersten Beleidigungen ins Gesicht schleudert und die von letzterer diktierten Proben lieber annimmt und durchführt, als daß er sich durch Widerruf und Kniefall vor ihr demütigt, zumal da er auf Grund der von seiner Frau bei ihres Vaters Verjagung und ihrer Mutter Tod gegebenen Beweise ihres stummen, liebevollen Gehorsams an seinen Sieg felsenfest glaubt.

Freilich, als er nun selbst die Prüfungen ausführen muß, verursachen ihm ihr „schneidendes Weh und herber Schmerz", die er schon bei Eingang der Wette vorausgesehen hat (572—573), starke Gewissenskualen, die sich schließlich zu offenem Bekenntnis seiner Reue und schweren Schuld steigern.

Zwar sucht er sein Verhalten vor sich und anderen durch egoistische und altruistische Gründe zu rechtfertigen: besonders abstoßend wirken die seine Prüfungsgelüste entschuldigenden und über die Schmerzen Griseldens wegtäuschenden Sophismen (1038—1041); besser klingt schon der mehr oder weniger aufrichtige Wunsch, ihrer Ehre und Tugendhaftigkeit ruhmvollen Sieg zu verschaffen — es ist dies das Cochem-Schwabsche Ruhmesmotiv und am ernsthaftesten mag es ihm mit seinem Vorhaben sein, Griseldis zum Lohne für

---

[1]) Dieser Zug ist höchst unglücklich und unnötig: zwar scheint hier gewissermaßen die Prüfungssucht, wie sie Petrarca und seine Deszendenz haben, in dem Charakter des Grafen wohl begründet; allein damit fallen ihm die Prüfungen viel mehr zur Last, als wenn sie ihm bloß äußerlich aufgezwungen worden wären. Dadurch zerstört Halm wieder den Vorteil, den er vor Arnim voraus hat, daß er in der entscheidenden Szene (I, 4) Percival sogar den Gedanken an Prüfungen abnimmt und der Gegenmacht zuschiebt.

ihr Ausharren ein Leben von eitel Wonne zu verschaffen (2270—2282) und sühnend ihr wie einer Heiligen lebenslangen Dienst zu weihen (2090). Allein die Haupttriebfeder seines Tuns bleibt doch sein selbst- und ehrsüchtiger Stolz, der, wie er ihn zur Annahme der Wette „ihm zum Heile" (575) getrieben hat, so ihn auch die Prüfungen zunächst in der Hoffnung auf Sieg und dann bei seiner steigenden Reue doch aus Scheu vor dem demütigenden Kniefall aufrechterhalten läßt. In diesem letzten Stadium findet sich übrigens wie in der äußeren Führung der Handlung, so auch in der Charakterzeichnung Percivals ein schwacher Punkt. Wenn König Artus rechtzeitig erschienen wäre und, wie er wollte (2126—2129), auf Ginevra und Percival einen derartigen Druck ausgeübt hätte, daß zwischen beiden doch eine Versöhnung zustande gekommen wäre, so wäre die dritte Probe unterblieben; aber dies wäre auch eingetreten, wenn in Percival Schuldbewußtsein und Selbsterkenntnis so weit getrieben wären, daß sie den Sieg über seinen selbstsüchtigen Stolz davongetragen hätten. Halm läßt aber den König zufällig auf der Jagd ferne bleiben und den Umschwung in Percival nicht eintreten, obwohl er jene in ihm wachgewordenen sittlichen Mächte so zeichnet, daß sie nach den Regeln der Psychologie [1]) hätten obsiegen müssen. Sein Bewußtsein von der schweren Schuld, in der er sich durch frevelhafte Quälung seiner engelhaften Frau gestürzt hat, beleuchtet der 5. Auftritt des 3. Akts zur Genüge (1482—1487, 1560—1563), besonders charakteristisch ist sein Ausspruch (1516—1519), seine Schuld sei nicht bloß dumpfer Blödsinn, der nicht wählt noch wägt, vielmehr habe er ihre Tränen vorausgesehen und jeden Seufzer ihrer Brust gezählt.

Wenn er dann über der Wahl zwischen Weiterführung der Prüfungen oder Kniefall, die ihm Ginevra allein läßt, und über dem Hohn von Oriane vergißt, daß er sein gegebenes Wort zuvor schon Frevel genannt und so vom Zwang seines Wortes und seiner Pflicht redet, die ihm kein Zurücktreten mehr erlaube, so ist das zum mindesten ein so schroffer Beweis seiner Selbstsucht, daß der Anstrich größerer Menschlichkeit, den sein Schuldgefühl ihm verlieh, gerade ins Gegenteil verkehrt und ihm das letzte Restchen von Sympathie geraubt wird. Zum psychologischen Bruch seines Charakters kommt es aber unzweideutig, wenn er nicht mehr irgendwie unbewußt seine Selbstsucht mit schönen Namen bemäntelt, sondern selbst sie als solche erkennt. Dies tritt vor der Ausführung der letzten Prüfung ein

[1]) Marggraff trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in seiner Kritik von Halms Werken (Blätter für literarische Unterhaltungen 1857, Nr. 35, S. 633—44) über seine Gestalten bemerkt: Sie handeln so auf Befehl des Dichters, weil er will, daß dieser oder jener dramatisch wirksame Konflikt zustande komme, der sich aber nach den uns bekannten psychologischen Gesetzen nicht rechtfertigen läßt.

(1790—1794): er redet hier „von dem eigensücht'gen Drang der Seele, in ihrer Liebe Uebermaß zu schwelgen" und von dem „Hirngespinnst von Ehre". Damit erscheint Percival Winterlings Markgrafen angenähert, der auch die eigene Ungereimtheit seines Verhaltens bloßlegt und doch darin ruhig weiter beharrt.

Warum nur die ethische Entwicklung des Helden so abbrechen und warum überhaupt eine solche einführen, wenn man sie nicht durchführen will? Kann man sich einen größeren Gegensatz denken als den zwischen dem tatenfrohen, wenn auch selbstsüchtigen ungebrochenen Helden des Anfangs und diesem Manne, der zu der Erkenntnis nicht bloß seines äußerlich schuldvollen Verhaltens, sondern auch der in seinem Charakter liegenden Wurzeln seiner Schuld gelangt und dann wieder dem alten egoistischen Percival des Schlusses, der die 3. Probe durchführt und im 5. Akt alles eher als sittlich geläutert erscheint? Wir können nur annehmen, daß Halm zu einer solchen Charakterzeichnung durch das Bestreben veranlaßt wurde, durch derartige innere Konflikte Percival dramatisch wirksamer zu machen und ihn in menschlicherem und schuldigerem Lichte erscheinen zu lassen, zumal da das gleiche Bestreben sich ebenfalls, wenn auch in leichterem Grade bei der Charakterzeichnung Griseldens geltend macht. Nur hat dies eben auch hier eine ähnliche Folge: Der Charakter gerät ins Wanken und statt eines lebenswahren Menschen haben wir bloß eine künstlich konstruierte, effektvolle Theaterfigur vor uns.

Zwar ist Griseldens innerer Konflikt leichterer Natur als der Percivals: gemäß ihrer Frömmigkeit, die als Hauptcharakterzug, ähnlich wie bei Perrault, ihrer Liebe zur Seite tritt, ringt sie sich nach Wegnahme ihres Kindes im Gebet rasch zu der Auffassung durch, daß Gott sie für ihren Hochmut habe züchtigen wollen, und ebenso wird es ihr durch ihr religiös bestimmtes Gewissen erleichtert, den Anschuldigungen ihres Vaters gegenüber, die zu den Prüfungen ihres Gemahls noch als neue Qualen hinzukommen, immer wieder den schuldlosen Charakter ihrer Liebe zu beteuern; höchstens am Schluß kommt sie zur Erkenntnis einer Schuld, wenn sie auch Z. 2295—2300 nur aus dem Sinn ihres Vaters herausgesprochen haben könnte. Aber sie gerät dadurch nur in eine gewisse schwankende, sittliche Beleuchtung, die das Übermaß ihrer Liebe noch greller hervortreten läßt.[1])

---

[1]) Ich befinde mich hier in Übereinstimmung mit Volkelt (Ästhetik des Tragischen, S. 342), der Griseldis nur unverschuldetes und am Ende durch sittlichen Entschluß auf sich genommenes tragisches Leid zuweist, dagegen im Gegensatz zu von Biedermann (Kochs Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 2, 113), der Griseldens Verhalten gegen ihre Eltern ihr als objektive Schuld anrechnet. Halm selbst spricht sich weder in einem noch im anderen Sinne bestimmt aus, ebensowenig wie er subjektives Schuldgefühl ihr unzweideutig zuerkennt.

Und diese selbst nun! Wenn wir Percivals Charakter immerhin abgesehen von jenem störenden Momente aus seiner Grundeigenschaft, der Selbstsucht begreifen können, so ist es bei Griseldis anders. Entsprechend ihrer Zweiteilung in eine Natur- und Idealgestalt tritt ihre Grundeigenschaft, die Liebe, in eine mehr sinnliche (II, 3; 1800—1821)[1]) und in eine unglaublich selbstlose gespalten auf, und zwar so, daß die erstere nicht mehr die letztere stützen kann, sondern mit ihr in Widerstreit geraten muß. Durch jene erinnert Griseldis an Nicolays und Winterlings Griselden, durch diese überbietet sie selbst noch Cochems „exemplarisch Geduldige". Wenn Halm sie bei der Wegnahme des Kindes noch kämpfen und nur religiöse Erwägungen ihren Schmerz beschwichtigen läßt, so führte er zur Erklärung ihrer sofortigen Ergebung in die Verstoßung neben traumhaften Vorahnungen ein unglaubliches Übermaß von aufopferungsfähiger Liebe ein, das ihr ermöglicht, im Bewußtsein der weiter bestehenden inneren Liebesgemeinschaft die äußere Trennung von ihrem Gatten zu vertragen, ja sogar die Neuvermählung mit seinem berechtigten Anspruch auf Vaterlust und Erhaltung der Herrschermacht in seinem Stamme (1235—1236) zu entschuldigen. Und erst ihre Reden bei der Verstoßung selbst, die eines Petrarca und Cochem würdig sind! Das breit ausgeführte, von Boccaccio übernommene Bild mit dem Darlehen (1319—1323), die auch nach der Verstoßung sie erwartenden „süßen Freuden" und „der Erinnerung Nachgenüsse," die an das von Petrarca eingeführte Motiv der glücklichen Witwe erinnern, schließlich der auch bei Cochem-Schwab sich findende Segenswunsch für Zukunft und neue Ehre ihres Gatten. Diese Steigerung ihrer selbstlosen Liebe in ihren Reden kann nicht verwundern, da auch schon die Prüfungen selbst auf eine ähnliche Steigerung angelegt sind; an sich sind diese Liebesbeweise auch nicht unnatürlich, da Griseldens auf das Bewußtsein ihrer niederen Abkunft und ihren Gottesglauben gegründete Demut, sowie ihre Unbekanntschaft mit dem Lehensverhältnis in der Tat viel erklären mag; nur mußte sie wirklich auch die Überzeugung haben können, daß ihr Gemahl sie noch innigst liebe und der ihn bedrückende äußere Zwang übermächtig sei. Dies wahrscheinlich zu machen, hat aber Halm nicht verstanden.

Schon die Art, wie er die Abforderung des Kindes darstellt, wobei Percival die Mutterliebe Griseldens geradezu verhöhnt, ist äußerlich unglücklich.[2]) Vor allem begeht er den schweren Fehler, daß

---

[1]) Darauf hat auch Karoline Pichler hingewiesen (Zerstreute Blätter, Neue Folge 2).

[2]) Akt II, 4, besonders von Vers 937 an. Dies erkennt sogar von Westenholz, der sonstige Bewunderer des Halmschen Stückes, und zeigt auch wie einfach diesem Übeand abzuhelfen gewesen wäre (S. 160—61).

er die Schwäche der vorgeschützten äußeren Zwangslage nicht genügend verdeckt, wenn er Griseldis ihren Gemahl an seine früheren Heldentaten erinnern und ihm Widerstand gegen des Königs Gebot oder dessen Versöhnung durch jedes andere Opfer als die Auslieferung des Kindes eindringlich nahelegen läßt und für Percival nur folgende Antwort findet: „Ich muß den Knaben opfern, und ich will's" (962—959). Wir begegneten einer ähnlichen Stelle bereits bei Winterling, der sie natürlich von Halm übernommen hat.[1]) Schließlich aber, wie kann die schwergeprüfte Frau noch immer sich an ihres Gatten Liebe klammern (1775—1788), nachdem sie selbst schon zuvor gesagt: „ein geliebtres Weib mag mich ersetzen; — O, lächeln will ich, lächeln unter Tränen — Wenn sie dich mehr beglückt" (1372—1374)? Wo bleibt hier die Natürlichkeit ihrer Liebe, oder gar ihre sittliche Tiefe, die am Schluß auf einmal zum Vorschein kommt? Dieser kommt daher unerwartet und überraschend wie der ähnliche in Ibsens Nora.

Unser Versuch, die psychologische und ethische Zulänglichkeit der beiden Hauptcharaktere und ihrer Handlungsweise nachzuweisen, ist also kläglich gescheitert. Und doch mußte er hier mehr als bei jeder anderen Bearbeitung angestellt werden, weil sie, als der höheren deutschen Literatur angehörig, auch mit höherem ästhetischen Anspruch aufgetreten ist und eine große Theaterwirkung und literarhistorische Bedeutung errungen hat. In der Tat hat Halm aus dem Stoffe alles gemacht, was das gewöhnliche Theaterpublikum, die gewöhnliche Theaterleitung und die gewöhnlichen Schauspielerinnen[2]) von ihm verlangen konnten: ein wirkungsvolles Bühnenstück. Mehr aber auch gewiß nicht; vor allem ist es keine Tragödie — Halm selbst hat es wohlweislich nur als dramatisches Gedicht bezeichnet; denn Wahrheit der Hauptcharaktere und großes sittliches Geschick gehen ihm durchaus ab, wenn auch die Gestalt Griseldens besonders am Schlusse tragisch angehaucht ist, sowie Schuld und Strafe, Leiden und Konflikte nur mehr als genug vorhanden sind.

Dieses unser nur auf der Analyse des fertigen Stückes aufgebaute Urteil erhält eine vollständige Bestätigung, wenn wir uns zur Entstehungsgeschichte von Halms Werk wenden. Wir können diese glücklicherweise — zum ersten und einzigen Mal in unserer Betrachtung von Bearbeitungen des Griseldisstoffes — an Hand des Briefwechsels verfolgen, den Halms literarischer Lehrmeister und Berater, der Benediktinermönch und Schriftsteller Michael Enk, mit seinem Zögling

---

[1]) Siehe S. 114. „Die Außenmacht" tritt dort an die Stelle von König Artus.

[2]) Griseldis war eine Zeit lang eine der beliebtesten Schauspielerinnenrollen. Nachdem die erste Aufführung keineswegs durchschlagend gewesen war, errang erst Julie Rettich als Griseldis dem Stück zweifellosen Erfolg von der zweiten Aufführung an.

und Schmerzenskind geführt hat.[1]) Leider ist er nicht so vollständig, wie es möglich und erwünscht wäre; er ist nämlich lückenhaft und einseitig: der erste von den wenigen Briefen Halms oder, wie er hier mit seinem wahren Namen heißt, des Baron von Münch-Bellinghausen ist vom 30. Dezember 1835, dem Tage der Erstaufführung der Gefildis. Bis dahin haben wir Briefe Enks, von denen der erste uns erhaltene den 2. September 1833 als Datum trägt.

Wir erfahren aus diesem Brief, daß Enk gerade einen von Halm herrührenden Entwurf zu einem Giseldisdrama gelesen hat. Wie weit schon vorher zwischen beiden von Griseldis die Rede war, ist nicht zu erschließen. Doch ist es sehr wohl möglich, daß, wie schon von Westenholz auf Grund einer Stelle in einer Schrift Enks vermutete,[2]) Enk ihn auf die Brauchbarkeit dieses Stoffes aufmerksam gemacht hat: der ganze Briefwechsel zeigt sehr deutlich, wie Enk die Lektüre seines Zöglings beeinflußt und ihn zu dramatischer Skizzierung von Stoffen angeregt hat. Nach Schlossars Angabe war freilich der Stoff selbst Halm schon längst bekannt: 1828 hatte er bereits Boccaccios Griseldisnovelle übersetzt.[3]) Von Lopes Drama, das den Griseldisstoff unter veränderten Namen birgt, hörte er dagegen erst 1843 durch Ferdinand Wolf.[4]) Über sonstige Quellen Halms läßt sich nichts Sicheres sagen.[5])

In jenem ersten Brief bezeichnet nun Enk den Griseldisstoff als den Prüfstein, an dem Halm seinen Beruf zum tragischen Dichter ersehen könne. Zwei Jahre später, in dem am Abend der ersten Aufführung zu erbrechenden Brief vom 26. Dezember 1835[6]) schreibt er: „Sie haben indem Sie sich der tragischen Poesie widmeten keinen zweydeutigen Gelüste ein Dichter zu seyn nachgegeben: sondern sind einem innern, unabweislichen Drange gefolgt, also wahrem Beruf, den ich für entschieden halten darf, da dieser Drang mit einer reichen Dichtergabe verbunden ist.“ Aber er ist weit entfernt, von einer Erreichung des Zieles zu sprechen, ausdrücklich hofft er diese nur für die Zukunft und macht sie dabei von dreierlei Eigenschaften abhängig,

---

[1]) Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), herausgegeben von Dr. Rudolf Schachinger, Wien 1890.

[2]) a. a. O., S. 149.

[3]) S. V der Einzelausgabe.

[4]) Briefwechsel, S. 202.

[5]) Wurzbach weist in Euphorion IV, 455—457 für das Motiv von Ginevras verletzter Eigenliebe auf den lai de Lauval von Marie de France und für das Motiv der Wette auf Massingers Comedie the picture hin, ohne aber eine quellenmäßige Benutzung dieser Werke durch Halm sicher oder wahrscheinlich machen zu können.

[6]) Briefwechsel, S. 31, 32.

die Halm erst noch erwerben müsse, von „Reflexionstiefe und Savoir faire (Denken und Machen)", von denen das letztere durch Studium und Übung, das erste durch großen Schmerz und tiefe Leidenschaft erworben werden könne, vor allem aber von „besonnener und kräftiger Beherrschung" jener beiden ersten, das heißt künstlerischer Reife. „Der erste Schritt also wäre getan. Der erste. Es sind noch viele Schritte zu tun, eh Sie neben Schiller in Abrahams Schoß niedersitzen können. Das Mittel heißt: Erhebung des Geistes: damit Sie andere erheben können."

Dieser bedingten Wertung seines dramatischen Erstlingswerkes stimmt Halm selbst auch zu, wenn er in jenem schon erwähnten ersten Brief[1]) schreibt: „Daß die Eseln es (das Stück) den Schillerschen an die Seite setzten, hat mich nicht nur um keinen Zoll höher gemacht, sondern mit Verachtung für dieses Pack erfüllt, die am Ende doch nichts zu loben wissen als — die schöne Diktion." Auch zweifelt er noch immer, ob er ein Dichter sei: späterhin (1842), als alle die Aufstachlungen Enks, er solle sich an einen tüchtigen historischen Stoff, eine hohe Tragödie wagen, nichts gefruchtet oder nur zu vergeblichem Bemühen geführt hatten, schließt er aus eben diesem Sachverhalt, daß er „kein wahrhaftes Talent für die Tragödie" besitze.[2]) Demgegenüber fallen Enks mehr oder weniger bedingten Lobpreisungen von Halms Talenten seiner leicht begreiflichen falschen Hoffnung zur Last, daß aus dem Verfasser des Griseldis ein großer Tragödiendichter werden könne, wenn er sich unter seiner (Enks) Beratung und Leitung recht entwickle. Doch erkennt er darum nicht weniger scharf die Schwächen seines literarischen Schmerzenskindes, die dieser Entwicklung im Wege stehen, wenn er an ihm die Fähigkeit vermißt, ein Kunstwerk „mit Ruhe des Geistes reifen zu lassen" und „männlich sein Streben im Großen und Ganzen zu fassen", seinen Mangel an Unbefangenheit und Reflexionstiefe beklagt, ihm sein ewiges Grübeln und erzwungenes Arbeiten vorwirft und darauf hinweist, im Detail habe er großenteils recht, im ganzen durchaus unrecht.[3]) All das gilt von der Entstehungsgeschichte der Griseldisdichtung in vollem Maße, wie denn auch hier der Vorwurf des Grübelns besonders oft wiederkehrt.

Andrerseits weiß Enk auch die Vorzüge Halms richtig zu kennzeichnen: er bezeichnet sein lyrisches Talent als „reich, vielseitig und glänzend" und spricht von der „Gefühlswärme, Duft, Farbe, womit es ihm so herrlich gelinge".[4]) Ja, Enk gesteht offen ein, daß er ihn am Griseldisstoff gerade festgehalten habe, weil er Halms „starker

[1]) S. 34.
[2]) S. 150.
[3]) Besonders S. 59 und 145.
[4]) S. 134.

Seite so vielen Spielraum bot".[1]) Daneben freilich auch, „da der Bühnenerfolg hier am ersten zu erwarten stand". Enks objektive Würdigung der Griseldis bezieht sich immer auf diese beiden Punkte: Stoff und Bearbeitung sind so reich an ergreifenden Momenten, daß diese Griseldis ohne ein Wort zu ändern auf jeder Bühne Deutschlands gegeben werden kann (S. 16). Sie haben ein wohlberechnetes, des Effektes sicheres Stück (darum hielt ich Sie fest bei dem Stoff) gemacht, voll schöner, echt poetischer Stellen (S. 19). Griseldis soll Ihnen das Theaterpublikum — ansonders die Weiber — in den Sack stecken (S. 30). Und ganz dementsprechend sagt er später (S. 60) von Imelde Lambertazzi: Imelde ist ein trefflicher Stoff; griseldizat, und darum wird es glücken damit.

Enk selbst hat freilich an der Wirkung des Stückes nicht geringen Anteil, wenn er auch bescheiden schreibt: „Ihnen bleibt bis auf ein paar Balken und Klammern, die geschlagen werden mußten, das Ganze"[2]) und sich nur eines Verses am Schlusse des 2. Aktes erinnert, den er unmittelbar gemacht habe, während „alles Übrige nicht dem Dichter, sondern den berathenden (nicht rathenden und noch weniger entscheidenden) Kritiker" angehöre.[3]) Was aber eine solche Beratung für das erste dramatische Werk eines Anfängers bedeuten kann, läßt sich in großen Umrissen aus dem Briefwechsel ersehen, wenn uns auch vieles Einzelne wegen seiner schon erwähnten Lückenhaftigkeit und Einseitigkeit verborgen bleibt.

Immer wieder drängt und ermuntert Enk den zaudernden, zweifelnden und grübelnden Dichter zu rascher Arbeit, indem er ihm die Wichtigkeit der Entscheidung seines Dichterberufes vorhält, ihm Konzentrierung auf den Griseldisstoff anempfiehlt, ja zu diesem Zweck sogar die Zeit für die Ausarbeitung der einzelnen Akte auf je 3—4 Wochen ansetzt. Er erreicht auch wirklich, daß die erste Bearbeitung schon Mai oder Juni 34 fertig ist und im Juli das Entzücken des Vize-Direktors des Wiener Hofburgtheaters erregen kann. Enk hält nur noch ein „Auslecken", die letzte „übergehende Hand" für notwendig (S. 16), was hauptsächlich zu einer Kürzung des ganzen Stückes (2300 Verse bezeichnet er als Maximum (S. 20) und zu einer Zurechtrückung der Charaktere geführt haben wird. (S. 19, 20). Näheres erfahren wir darüber nicht, nur daß auch hier Enk Halms Mangel an Unbefangenheit an einer nicht weiter bestimmten Stelle des 1. Aktes rügt; das Zustandekommen jener ersten Fassung können wir aber eingehender verfolgen.

---

[1]) S. 172.
[2]) S. 13.
[3]) S. 40 hier anläßlich des Versuches, den man gemacht hatte, Enk selbst als Verfasser der Griseldisdichtung auszugeben.

Eine Änderung des ursprünglichen Planes, von dem im 1. Brief vom 2. September 33 die Rede ist, mußte die Folge der von Enk an ihn in diesem Brief geknüpften Bemerkungen sein. Er spricht davon, daß Halms Auffassung des inneren Interesses falsch sei und bezeichnet als dessen wahren Gegenstand, „daß ein solches Himmelswesen einem solchen Gatten in die Hände geräth und durch fremde Selbstsucht geopfert wird". An Griseldens Charakter setzt er aus, daß er nur die Hingebung und Frömmigkeit gewahre, „die für sich allein sie wie zum bloßen Schlachtlamme mache". Und über das ganze Stück bemerkt er: „Eines fiel mir überhaupt beim ersten Lesen gleich auf. Es ist eine Quälerei die, so weit getrieben, wie Ihr fünfter Act sie treibt, den Zusehern nothwendig peinlich werden muß. Drastisch sind diese Scenen freylich; aber nicht erschüttern allein muß der tragische Dichter unser Gefühl, und noch weniger es auf die Folter spannen: er muß es auch erheben und beruhigen."

Daß es Halm gelungen sei, in seiner Ausarbeitung diesen Eindruck zu verwischen, kann man gewiß nicht behaupten, so sehr er sich auch Mühe gegeben hat, durch Abänderungen dies zu erreichen. Die Schwierigkeiten des Stoffes scheinen ihn derart bedrückt zu haben, daß Enk ihm versichern muß: „Auf der Griseldis liegt kein Fluch mit Ihrer Erlaubnis" (S. 4). Und an einen Dritten schreibt Enk: „Der Dichter der Griseldis hat tüchtige Krämpfe, aber wie ich hoffe eine hinreichend gesunde Natur, um sie zu überstehen" (S. 7). Über die Hauptcharaktere finden wir aus jener Zeit folgende bezeichnende Stellen: „Was sprechen Sie von einer zweyfachen Griseldis. Sie wird und muß in eine zusammenschmelzen" (S. 4). „Was macht Griseldis. Ich bin voll guter Hoffnung. Daß sich ihr Brüten auf die Schwierigkeit Percivals Charakter durchzuführen geworfen hat, statt daß ein zweifelhaftes Talent sich an die lichten Punkte gehängt und zum vorhinein hier geschwelgt hätte, ist eine gute Nummer, der sich schon vertrauen läßt" (S. 5). Und als Enk den ersten Akt Januar oder Februar 1834 (S. 9) in die Hände bekommen und durchgelesen hat, da schreibt er: „Der erste Akt der Griseldis ist so, daß er zur Noth, wie er ist, gespielt werden könnte, und sicher Interesse erregen [könn]te. Umgeschmolzen soll er werden; allein ich hoffe Sie selbst sollen sich wundern, wie wenig es brauchen wird, um Alles lothgerecht zu machen. Ich habe mir das Nöthige bereits angemerkt. Das eigentliche Savoir faire und wie man zehn kleine Räder einsetzt, um ein großes zu treiben verstehen Sie am wenigsten; daher denn alles mitunter schwankt und nicht scharf genug ausgeprägt ist. Das ist nun auch der Fall mit Percifal. Doch auch hier ist leicht zu helfen. Daß Sie das Princip der Selbstsucht festhalten müssen, ohne es schroff hervortreten zu lassen liegt im Stoffe selbst als ein Gegebenes, wenn

Sie eine vollständige tragische Wirkung erzielen wollen, und es ist Ihnen glaub ich hinlänglich klar geworden. Nur grübeln Sie nicht zu viel, und suchen Sie vielmehr die Charaktere in klarer poetischer Anschauung zu erfassen und festzuhalten, als sie mühselig zusammenzugrübeln. Vergleichen Sie diesen 1. Akt mit Ihren früheren Arbeiten. Hier ist ein gesundes frisches Leben, dort alles matt und oberflächlich. Außer mehreren gelungenen Stellen im Einzelnen hat mich vorzüglich die Erzählung erfreut. Ein paar Züge sind gewagt: aber es ist eine felix audacia gewesen."

Damit ist unsere Analyse der Charaktere glänzend gerechtfertigt; Griseldis zweifach, mit gewagten Zügen; Dämpfung von Percivals Selbstsucht zur Erzielung einer vollständigen tragischen Wirkung und zu diesem Zweck die Einführung des inneren Konflikts, der ihn uns sympathisch machen soll. Daß freilich Enk selbst die Zersplitterung der Charaktere durch ihre Verschiebung nach der reflektierenden Seite nicht empfand, erhellt aus einer Bemerkung über Percivals Charakter anläßlich der Mißbilligung eines Kritikers (S. 41): Daß er (der Kritiker) bey dem Tadel der Rohheit (besser hätte er Derbheit gesagt) vergißt, in welcher Zeit das Stück spiele, und wie für den Hochmögenden das Köhlerkind doch nur die Tochter des Leibeigenen bleibe, hat mich gewundert.

Der März des Jahres 1834 zeigt uns den Dichter zum 4. Akt vorgeschritten und in vollem Zuge begriffen, gemäß Enks im 1. Briefe an dem Entwurfe des 5. Aktes gemachten Ausstellungen überhaupt die letzten Akte umzuändern. Enk schreibt nämlich (S. 10 und 11): „Über den 4ten Act kann und will ich Ihnen nichts sagen, als daß er eine reiche Anzahl schöner und dichterischer Stellen neben einigen trivialen Versen hat. Sie sind von dem ersten im verflossenen September mir mitgetheilten Entwurf gänzlich abgewichen, und ich bin nun sehr begierig, wie Sie es hinausführen wollen .... Senden Sie mir, wenn es angeht, zu Anfang der Charwoche den 5. Act und mit diesem Ihre (fragmentarische) Bemerkungen über das Stück, wie es ist und wie es werden soll .... damit ... ohne ... langen, mit Entschiedenheit die Form des Ganzen festzustellen."

Vom 17. Mai 1834 datiert schließlich der letzte Brief, der uns näheren Einblick in diesen Umänderungsprozeß gewährt. Wir erfahren (S. 14), daß Enk aus mannigfachen Gründen von einem „sorgfältigen Durchkochen des Plans" abgeraten hat. Damit ist das Auseinanderfallen des Werks in einzelne wirkungsvolle Szenen zum Teil erklärt. Dahin deutet auch der von Enk sehr getadelte Umstand, daß Halm am 5. Act zu arbeiten angefangen habe, ohne den 3. und 4. vollendet zu haben, und dadurch in der Gestaltung des 4. Akts unsicher geworden sei. In Betreff der 1. Szene des 2. Akts

schreibt Enk sehr hübsch, ihm sei „ein Stein vom Herzen". „Was das nicht poetisch seyn betrifft, glaube ich Ihnen nicht. Auch hüten Sie sich vor dem zu poetisch seyn wollen. Die wahre Poesie der Tragödie liegt in der Wahrheit (freylich der poetischen, nicht der prosaischen) der Leidenschaften, und in der Tiefe der Lebensanschauung. Die andere Poesie gibt sich bey dem ächten Dichter von selbst."

Zu poetisch das Einzelne und zu wenig tief die Lebensanschauung, als daß Wahrheit der Leidenschaften durchs Ganze des Stücks walten könnte — so können wir diese Mahnung Enks in ein auf Halms Griseldis-Dichtung bezügliches Urteil umwandeln.

Am besten läßt sich übrigens schließlich dem Rahmen unserer Arbeit entsprechend Wert und Wirkung von Halms Stück durch einen Vergleich mit Zenos Melodram charakterisieren: bei beiden hervorragende Verwendung der überlieferten Sprach- und Bühnentechnik, bei beiden auch inhaltliche Anpassung des Stoffs an den Zeitgeschmack, der dort zu einer höfisch-romanesken, hier zu einer romantisch-ethischen Ausgestaltung führt. Wie bei Zeno eine rohe, so bei Halm zwar eine überfeinerte,[1]) aber trotz größerer Sorgfalt doch wie bei jenem von Fall zu Fall, von Effekt zu Effekt motivierende Psychologie. Bei beiden deswegen auch ein großer, internationaler Erfolg und Veranlassung von musikalischen Bearbeitungen.

Halms Griseldis wurde nämlich, nachdem sie 1837 im Drucke erschienen, bald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt[2]) und erfuhr auch zwei Verarbeitungen zu Operntexten: die eine von Anton Ferdinand von Klesheim, Percival und Griselda, Opernbuch in 4 Akten, von Fr. Müller komponiert und 1841 in Agram aufgeführt, die andre von Karlo, Griseldis und Perzival, komponiert von K. Schnabel (Breslau 1851). Leider waren beide Operntexte nicht aufzutreiben. So müssen wir uns denn auf den Hinweis beschränken, daß Sprache und Szenenführung von Halms Stück nicht selten opernhaft anmuten, und daß der Stoff selbst durch seine Ungereimtheit und Absonderlichkeit, wie durch seine Fülle pathetischer und effektvoller Szenen einer opernhaften Behandlung entgegenkommt.

Wir werden in unserem Schlußurteil alsobald Gelegenheit finden, auf eine ganz moderne musikalische Bearbeitung des Stoffs aufmerksam zu machen.

Schlußbetrachtung.

Zu einer befriedigenden, modernen Umformung hat es also der Griseldisstoff in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts nicht

[1]) Für diese Übermotivierung ist besonders bezeichnend der auch von v. Westenholz gerügte Umstand, daß Percival die Annahme der Wette halb im Rausch vollzieht.

[2]) Siehe Köhler a. a. O., S. 528.

gebracht und konnte es seinem Wesen nach auch nicht dazu bringen. Die Gestalt Griseldens behielt zwar ihre rührende Wirkung bei und wurde durch die vielfach religiöse Färbung auch psychologisch begreiflicher, allein sie konnte weder dem Typus der Genovefa noch dem des Kätchen von Heilbronn angenähert und dadurch natürlicher gemacht werden, ohne daß die Eigenart des Stoffes völlig preisgegeben wurde. Die einzige in ihrer Art aber vollkommene Lösung der in diesem selbst enthaltenen Schwierigkeiten, die religiöse, wie wir sie im Tiroler Volksdrama fanden, bleibt für diejenigen, die nicht im Bannkreise derartiger mittelalterlicher Religiosität befangen sind, psychologisch und ethisch doch unzulänglich.

Freilich hat man noch in neuester Zeit den Versuch gemacht, eine solche religiöse Lösung ohne das dem Stoff sonst anhaftende spezifisch ehemoralische Geschmäckchen durchzuführen und die Realität der Transszendentalmächte recht greifbar zu machen, allerdings nicht in Deutschland, sondern in Frankreich, wo A. Silvestre und E. Morand ein Grisélidis, mystère en trois actes betiteltes Bühnenwerk 1891 erscheinen ließen, das dann später von Massenet zu einer Oper ausgestaltet wurde. Hier haben der Teufel und die heilige Agnes eine für den Gang der Handlung geradezu unentbehrliche und ausschlaggebende Rolle inne.

Von derartigen Anleihen bei verschollenen Weltanschauungen und Kunstformen, wie sie in diesem französischen Stück zusammen mit anderem dem reichen Inventar der Romantik entnommenen Zubehör den ursprünglichen Stoff aufs stärkste verändert haben, ist in den deutschen Behandlungen im allgemeinen wenig zu finden; dafür ist aber auch die Begründung der Prüfungen stets mehr oder weniger verfehlt.

Noch am besten wirken verhältnismäßig die Märchen und von den Volksbüchern das Fiedler-Simrocksche, weil die Prüfungen hier einfach nackt tatsächlich hingestellt sind; den Mangel einer zureichenden Begründung läßt uns die literarische Gattung des Märchens und Volksbuches übersehen, an die wir keine so hohen Maßstäbe anlegen und bei denen wir eine Portion Ungereimtheit gern in den Kauf nehmen, wenn nur die Geschichte hübsch erzählt ist. Im übrigen aber lassen sich vier Arten von Begründungen der Prüfungen unterscheiden, von denen oft mehrere miteinander kombiniert sind.

1. Die von Boccaccio herrührende aus dem Mißtrauen gegen die Ehe und die Frauen, das, positiv gewendet, als Lehrhaftigkeit in bezug auf das Verhalten von Mann und Frau auftritt. Es ist dies schließlich derselbe Gedanke, der sich auch in der Widerspenstigen Zähmung findet und in dem englischen Griseldisdrama von Dekker, Chettle und Haughton die kontrastierende komische Nebenhandlung

erzeugt hat. Die dem Griseldisstoff eigene Inhaltsbestimmung der Prüfungen macht aber eine entschiedene Ausweichung in jene humoristische Ausgestaltung unmöglich; und so haben wir denn obiges Motiv, abgesehen von seiner milderen Verwendnng in manchen Volksbüchern, bei Winterling in seiner ganzen Ungereimtheit als dämonischen Verdacht und bei Nicolay in sittlich abstoßender Form als eigensinniges Beharren auf der Berechtigung des Mißtrauens.

2. Die von Petrarca eingeführte Begründung aus Neugier und Prüfungssucht, die in den Volksbüchern mehr oder weniger hervortritt, nur daß der Dämpfer mit dem religiösen Vergleich hier fehlt. Die Eigenart der literarischen Gattung hat allein vermocht, diese Begründung in das 19. Jahrhundert hinüberzuretten; denn außerhalb ihr hätte obiges Motiv als schwere ethische Schuld gefaßt werden müssen.

3. Die von Cochem eingeführte und bei seiner Nachkommenschaft mehr und mehr durchgeführte Begründung, wonach der Mann sein Weib zu ihrer größeren Ehre und zu ihrem höheren Ruhme prüft. Statt eines egoistischen, hier also ein altruistisches Motiv, das freilich psychologisch entschieden bedenklicher ist.

4. Die sonst immer nur als Scheinmotiv verwendete Begründung durch einen den Grafen mehr oder weniger sittlich entlastenden Anlaß von außen, der bei Schwab, in gewisser Beziehung auch bei Winterling als Verdächtigung, bei Halm als Verhöhnung Griseldens und bei Arnim als offener Widerstand gegen die Giltigkeit ihrer Ehe und die Erbfolgeberechtigung ihrer Kinder auftritt.

Abgesehen von Winterlings Machwerk zeigen die letztgenannten Bearbeitungen diese sittliche Entlastung des Grafen mit einer sittlichen Belastung verbunden, und Schuld und Sühne spielen in ihnen eine mehr oder weniger bedeutsame Rolle. Wenn Arnim für diese den modernen Geist noch am meisten ansprechende Lösung der Schwierigkeit entschieden die richtigste Form — auch in der Wahl der literarischen Gattung — gefunden hat, so zeigt uns dagegen Halms dramatisches Gedicht in typischer Weise, wie sich moderne Dichter an alten Stoffen versündigen können, und welche Mißgeburten aus äußerlich übernommener Romantik und moderner psychologisch-ethischer Problemsucht entstehen.

Auch Halm hat es eben mit allen seinen Künsten nicht fertig gebracht, das spröde Metall wieder flüssig zu machen und zu einer neuen, vollwertigen Münze umzuprägen. Vielmehr kann es literarische Falschmünzerei genannt werden, wenn man, wie er, die alte unscheinbare Münze mit der rohen Prägung unter Zusatz von allerlei zweifelhaften Bestandteilen zu einem neuen glänzenden Schaustück mit modernem Stempel zu machen sucht, das die große Menge gläubig

für echt annimmt. Der Kenner wird entschieden jene vorziehen und an ihr sich noch als Kuriosum erfreuen können, und auch die Jugend wird an dem altertümlich sonderbaren Stück ein naives Gefallen finden. Im übrigen aber ist es besser, dieses bleibt in dem historischen Münzkabinett in guter Hut aufbewahrt und wird nicht entwendet, um mit moderner Prägung wieder in Umlauf gesetzt zu werden. Höchstens geht es noch an, die alte Umschrift zu verwerten, wie dies Agnes Miegel in ihrem Gedicht getan hat.

Wenn die Unangemessenheit des überlieferten Stoffs für eine wirkliche moderne Behandlung nicht schon aus den sonstigen, mehr oder weniger verfehlten Bearbeitungen zur Genüge hervorginge, so könnte uns davon Agnes Miegels Gedicht überzeugen, welches das in ihm enthaltene Problem überhaupt nicht aufnimmt. Dies erscheint auch als das einzig Richtige; denn der ganze Stoff mit den grausen Prüfungen und deren absichtlicher Verhängung von seiten des Ehemanns trägt gar zu sehr das Gepräge mittelalterlichen, moralisch-didaktischen Geistes und Geschmacks, als daß er außerhalb dieses lebensfähig wäre und sich dem Geiste anderer Zeiten anpassen könnte. Nur dem Fortleben jenes Geistes in der theologisch-didaktischen Literatur bis in unser Jahrhundert herein — man denke an Schwab, das Tiroler Volksschauspiel und Rions Jugendschrift — verdankt der Griseldisstoff sein Weiterbestehen. Allein das an literarischen Wiederbelebungsversuchen so reiche 19. Jahrhundert brachte es auch fertig, ihm ein künstliches Leben außerhalb seiner eigentlichen Atmosphäre zu verschaffen, aber freilich wie! Selbst die ungleich poetischere Genovefalegende, die ganz bedeutende dichterische Kräfte anlockte, brachte es zu keiner ästhetisch voll befriedigenden Erneuerung.[1]) Wenn schon diese eine Geschichte dichterische Fehlgriffe[2]) aufweist, wie viel mehr der Griseldisstoff!

Daß er überhaupt in die höhere deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts aufgenommen wurde, ist einerseits ein Zeugnis für die dichterische Schwäche oder Unreife der Verfasser, trete sie nun rein wie bei Winterling auf, oder sei sie durch moralische Rührseligkeit wie bei Schwab, durch oberflächliche Unterhaltungsschriftstellerei wie bei Nicolay oder durch Problem- und Effekthascherei wie bei Halm mitverschuldet; anderseits wäre, abgesehen von Nicolays Bearbeitung, die Aufnahme des Stoffs gar nicht möglich gewesen, wenn ihn nicht die romantische Literaturströmung mit ihrer Verherrlichung von Volk und Mittelalter ans Licht gezogen hätte. Dem Vorgehen von Görres ist es zuzuschreiben, daß sie ein regelmäßiger Bestandteil

[1]) Bruno Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung S. 170—72.
[2]) Arn. E. Berger in der Rezension obiger Schrift: Herrigs Archiv 1901, S. 370 ff.

unserer Volksbüchersammlungen geworden ist. Das in der romantischen Bewegung immer mehr zum Durchbruch kommende Prinzip der historischen Pietät zusammen mit der ebenfalls durch sie erhöhten dichterischen Ausbildung unserer Sprache zeitigte Lüdemanns glücklichen Umbildungsversuch von Boccaccios Novelle. Die am meisten von dichterischer Kraft und Selbständigkeit zeugende Bearbeitung rührt schließlich von einem echten Romantiker, Achim von Arnim her; bezeichnend ist es aber, daß sie in der dichterischen Form deutlich die Spuren der Unreife ihres Verfassers trägt und in einem unbekannten Jugendwerk von ihm steht, das einen nicht gerade empfehlenden Rahmen für sie bildet.

Immerhin ist es doch ein Rahmen — und damit kommen wir zu Boccaccio zurück, der für den Griseldisstoff die ästhetischen Vorzüge einer Rahmenerzählung wohl zu benutzen verstand, so gut wie Chaucer, der auf Grund von Petrarcas Text die dichterisch vollendetste Griseldisbearbeitung in seinen Canterbury tales als Erzählung des Oxforder Studenten gegeben hat. Beide nehmen als Renaissancedichter verurteilend zu ihr Stellung, Boccaccio durch den Mund Dioneos, Chaucer in eigener Person in seinem envoy, und während jener sie nach dem Prinzip des Gleichen in einer dem 10. Tag des Decameron vorbehaltenen Beispielsammlung von großmütigen Taten einreiht, bringt sie dieser mit Benutzung der Kontrastwirkung zwischen ziemlich derben Erzählungen. Beide schalten damit die dem Stoff eigentümliche Ungereimtheit und sittliche Roheit, die sie jedoch nach mittelalterlichem Geschmack an seiner Wahl nicht hindert, für den Genuß der Erzählung selbst gewissermaßen aus und legen den Hauptnachdruck auf die ästhetisch wirkungsvolle Gestaltung des ihre Erzählerfreude anlockenden merkwürdigen und rührenden Geschichtchens. Dieser rein epische Reiz ist auch für die schlichten deutschen Volksmärchen maßgebend gewesen, in denen alles Feudale und Moralische entfernt ist.

Über die vollständige Verfehltheit der modernen dramatischen Bearbeitungen ist nach allem kein Wort weiter zu verlieren — sie könnte höchstens durch einen Vergleich mit der Widerspenstigen Zähmung, deren Heldin selbst eine second Grissil werden soll, und mit Kleists Kätchen von Heilbronn, sowie natürlich mit den früheren Dramatisierungen des Griseldisstoffs selbst noch greller beleuchtet werden — und so können wir das Ergebnis unserer Untersuchung in das Schlußurteil zusammenfassen, daß der Griseldisstoff nach den Bearbeitungen, die er in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts erfahren hat, unter die Dinge gehört, über deren Daseinsberechtigung durch das Wort entschieden wird: Sint ut sunt aut non sint.

Rezensionen und Referate.

Riemann Gottfried, Die Dialogliteratur der Reformationszeit nach ihrer Entstehung und Entwicklung. (Probefahrten 5. Leipzig 1905. Voigtländer. 3.60 M.

Dies teure Büchlein gibt eine zwar etwas gespreizte, aber doch anschauliche Schilderung etwa des humanistischen Dialogs Huttenscher Art, seiner Entwicklung, Nachfolge und immer weiteren Verwandtschaft, und wenn man auch den obersten Resultaten des Verfassers nicht zustimmt, so wird man ihm doch seine getreuliche Arbeit, besonders in vergleichender Stilistik danken.

§ 1 enthält eine einleuchtende Abgrenzung des Themas: was zwischen 1517 und etwa 1545, ohne zur Aufführung bestimmt zu sein, in dialogischer Form geschrieben ist. Dagegen übernimmt § 2 nach einer kurzen Behandlung des zeitlich Vorausliegenden die Herfordsche Einteilung der mittelalterlichen deutschen Dialoge in philosophisch-theoretische, didaktisch enzyklopädische und Streitgedichte, und da sollen die Nachkommen der zweiten und dritten Gruppe, also etwa die humanistischen Schülergespräche und Werke wie Sachsens ‚Kampfgespräche', nur ‚gelegentlich und vorübergehend Berücksichtigung finden: sie können nicht der eigentlich lebensfähigen Literatur der Reformationszeit beigezählt werden, sondern gehören vielmehr absterbenden Literaturzweigen an'. Diese wunderliche Begründung wird noch fortgesetzt. Es lohnt nicht, darauf einzugehen. Warum schreibt der Verfasser nicht einfach und geradeaus: das behandle ich und das behandle ich nicht?

Schade, daß so die Colloquia familiaria, statt mit Huttens Dialogen parallelisiert zu werden, in Klammern gesetzt sind, denn in Erasmus ist der Zusammenhang des humanistischen Dialogs mit der Antike verkörpert, da brauchen wir keine Vermittlungen zu suchen.

In seiner Schrift ‚De colloquiorum utilitate', die Riemann nicht einmal erwähnt, weist er auf Hieronymus hin, den er mit Liebe heraus

gegeben und dem er an sprachlicher Kunst höchstens noch Cicero gleichstellt, und in der Ausgabe selbst erzählt er (Basileae 1516, Vol. I fol. 7a): et nos olim adulescentuli minores annis viginti lusimus in istorum (scil. qui neque quicquam omnino norunt de Hieronymo nisi quod Ciceronianus dictus vapulavit) stultitiam in dialogis quos antibarbaros inscripsimus. Hieronymus nennt seine Dialoge im Argumentum sokratisch, ausdrücklich mit Beziehung auf ihre Methode, und Erasmus' erste Anmerkung stellt gleich die Überlegung an, warum wohl die Unterredner Atticus und Critobulus hießen. Aber wir würden ja auch ohnedies nicht bezweifeln, daß Erasmus sich über das Wesen des antiken Dialogs Gedanken gemacht, daß er sich ihn einverleibt hat. Der Stammbaum einer der edelsten Gattungen, der Symposien, führt von Platon und Plutarch auf Erasmus und seine Nachahmer, nicht auf Hutten. Diese ‚Convivia' bleiben auch keineswegs innerhalb des Rahmens der Schülergespräche, bei Hadrianus Barlandus und Schottenius z. B. nicht (S. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten S. 127 und 142 f.). Sie fehlen nun bei Niemann.

Was aber vor allem die Colloquia über den Bereich der Schulbücher hinaushebt — auch Niemann weist darauf hin — das ist ihre Polemik, ihre raffinierte und, wenn der *Γάμος ἄγαμος* wirklich auf Hutten geht, hündische Polemik. Darin berühren sie sich mit den Pasquillen und den schlimmsten Streitdialogen. Auch sonst werden die Schülergespräche über ihren praktischen Zweck hinaus literarisch im engeren Sinne: wenn z. B. in den Epistolae obscurorum virorum III. 14 Magister Zopfelius schreibt: Nuper talem dyalogum (meis pueris) proponavi:

Matth.: Bone dies, frater Jeremies.
Jer.: De gratzes, frater Mattes.
M.: Quo ambulare?
J.: Erphordare.
M.: Quid portare?
J.: Calceare.
M.: Quid intus?
J.: Feder et Dintus.

Das ist doch wohl kein ‚humanistisches Schülergespräch' mehr. Aber es ist auch nichts plötzlich auftauchendes Neues, ich finde vielmehr ein Vorbild bei dem Chemnitzer Paulus Niavis, der zu gutem und bösem Beispiel einen guten und schlechten Lateiner zusammen sprechen läßt (Bömer S. 47 ff.). Zwar spricht auch der gute bedenklich schlecht.

Also: ein Hauptzweig der antiken Dialogliteratur, die Convivia, gehören zu den ‚Schülergesprächen', und umgekehrt: die Schülergespräche werden zu literarischer Fehde benutzt. Dürfen wir da überhaupt den Dialog Huttenscher Richtung abtrennen und als den eigentlich humanistischen hinstellen?

Und wo bleibt bei Niemann die ‚mimische Satire', auf die schon jenes gereimte Schülergespräch führte? Wo bleiben Stücke wie der Ex obscurorum virorum salibus cribratus dialogus?

Ich halte darum diese ganze Einteilung für falsch und ich glaube, auch Niemann wird mir darin beistimmen: er hat S. 13 ff. sehr hübsch, besonders an Technischem, gezeigt, wie sich je länger je mehr die Eigentümlichkeiten der einzelnen Gattungen so sehr kreuzen, daß sich die Scheidung von selbst aufhebt.

Und nun kommt Niemann zur Darlegung seines Entwicklungsschemas.

Hutten erweckt den antiken Dialog zu neuem Leben. Angeregt ist er durch die Italiener; Platon, Cicero und Lukian haben ihn beeinflußt; von Lukian insbesondere stammt der Götter- und Allegorienapparat, der nun stehend bleibt. Von 1517 bis 1520 bleibt Hutten alleiniger Vertreter dieses noch gebundenen humanistischen Dialoges. Im Jahre 1520 aber tritt ein neues dramatisches Element in die Dialogliteratur ein, dessen Repräsentanten der Eckius dedolatus und Philalethis sind. Es rührt vielleicht teilweise aus dem humanistischen Drama, größtenteils aber aus dem volkstümlichen Fastnachtspiele her. Dann gibt Huttens deutscher Vadiscus von 1521 Anstoß zu deutscher Dialogproduktion, und die erreicht in raschem Aufstiege schon 1524 ihren Höhepunkt. Die ganze übrige Entwicklung liegt auf der absteigenden Linie; sie erklärt sich aus allen möglichen Kreuzungen des Volkstümlich-Dramatischen und Humanistisch-Theoretischen. Aber wie das Humanistische, Farblose, am Anfang überwog, überwiegt es auch wieder am Ende, nachdem inzwischen eine solche Lebendigkeit erreicht war, daß selbst das Drama davon Nutzen zog.

Ich muß auch hier leider in den Hauptpunkten widersprechen, auch in der Beschränkung auf den einen Dialogtypus ist das Entwicklungsschema nicht richtig: die mannigfaltige Wirklichkeit läßt sich nicht gar so bald einfangen.

Zunächst schaltet Niemann (S. 25 f.) den Julius Dialogus aus, der vielleicht vier Jahr älter ist als der Huttensche Phalarismus. Der Titel F. A. F. Poete Regij libellus. de obitu Julij Pontificis Maximi. Anno domini. M. D. XIII. läßt allerdings zweifelhaft, ob die Zahl das Druckjahr des Dialoges oder das Todesjahr des Papstes bedeute. Indessen scheint es mir auch selbstverständlich, daß der Dialog nicht lange nach 1513 geschrieben sein kann: der Papst begehrt Einlaß an der Himmelstür. Aber vielleicht ist der Verfasser kein Deutscher, und so wollen auch wir das Stück zunächst beiseite lassen.

Allein aber stände dieser Dialog nicht, wenn er ins Jahr 1513 fiele, noch wäre er der erste humanistische Dialog in Deutschland. Im Jahre 1506 erschien: Johan: Babel Monamontani dialogus qui inscribitur Zoilus, von dem eine Inhaltsangabe bei Bauch, Die Anfänge

der Universität Frankfurt S. 101 ff. zu finden ist. Der fahrende ‚vates' Babel kommt auch nach Frankfurt und kündigt Vorlesungen über die ars poetica an. Das wird durch Fama dem kurfürstlich bestallten Humanisten Vigilantius hinterbracht, Alecto stachelt seinen Brotneid und er vertreibt den Babel samt seinem Freunde Logus. Also schon hier aus der Antike genommene Allegorien; aber auch das dramatische Element, das Niemann erst Huttens zweiter Periode (nach 1520) zuschreibt, schon hier!

Aus dem folgenden Jahre stammt ein Dialog, über den Haußleiter in der Neuen kirchlichen Zeitschrift 14, 81 ff. berichtet: Dialogus illustrate ac Augustissime urbis Albiorene vulgo Vittenberg dicte Situm Amenitatem ac Illustrationem docens Tirocinia nobilium artium iacientibus Editus. Verfasser ist der Wittenberger Humanist Andreas Meinhard, und sein Werk stellt augenscheinlich einen Zwitter von Schülergespräch und enkomiastischem Städtegedicht dar: das Buch war ihm geradezu als Reklame für die junge Universität aufgegeben. Aber auch hier schon eine Reihe von Zügen der humanistischen Dialoge Huttenscher Art: massenhafte Erinnerungen aus der Antike, darunter viele Zitate, besonders aus Vergil und Boethius; Jupiter schickt — im Traume — den Mercur mit einem Briefe; Pallas und Diana treten auf — nicht im Traume — und nehmen den einen Unterredner mit auf ihren Wagen; ein Göttertribunal unter Jupiters Vorsitz urteilt über die Klagen, die gegen die Studenten und ihre Übergriffe laut geworden sind, und Solon spielt den Verteidiger; die stets wiederkehrende Seenot der griechischen Romane ist in Ermanglung der See auf die Elbe verlegt und führt in die ungeheuerste Lebensgefahr usw.

Ich bin überzeugt, daß es noch mehr solche humanistische Dialoge deutscher Herkunft vor 1517 gibt; man müßte nur an die richtigen Türen klopfen.

Und wiederum soll es Huttens deutscher Vadiscus von 1521 gewesen sein, der die deutsche Produktion entscheidend beeinflußte, weil er zugleich nicht mehr lukianisch-humanistisch war. Ob da nicht das Gewicht der deutschen Sprache überschätzt ist? Leser und Lateinleser standen noch in gründlich anderem Zahlenverhältnis als heute. Der Einfluß des Vadiscus macht sich ja schon nach dem Erscheinen der lateinischen Ausgabe, schon 1520 geltend (Dialogi VII Festive Candidi); gerade im Karsthans (1521), dessen Erscheinen auf den Impuls des deutschen Vadiscus zurückgeführt wird, steckt soviel Humanistisches, das nicht von dort aus zu erklären ist (S. 53 Mitte), und der ‚Neue Karsthans' (1521) ist nicht volkstümlich in dem Sinne, daß er von einem ungelehrten Verfasser wäre: er ist von einem Humanisten, der sich Mühe gibt, volkstümlich zu sein: der Karsthans kennt die Bibel nicht, und wenn er sie zitiert, setzt er hinzu, ‚als ich hör' (Schade, Satiren und Pasquille 2, 24, 1), Sickingen kennt die

Bibel und belehrt ihn darüber, aber als es an Plautus und Terenz geht, heißt es: ‚wie ich von Hutten hör' (Schade 2, 24, 10) und bei Nennung Gersons wird hinzugefügt, ‚gar ein christlicher lerer, als ich in berümen hör' (2, 25, 34). Vgl. auch Hutten ed. Böcking 4, 650.

Aber noch mehr: Hutten kehrt im selben Jahre 1521 zur lateinischen Produktion zurück und wird — noch volkstümlicher. Gegenüber einer solchen Konstruktion fällt es doch wohl mehr als Niemann (S. 49) glaubt, ins Gewicht, daß vor dem Vadiscus im Jahr 1517 der Phalarismus, 1518 die Febris prima und mit ihr zugleich noch drei andere Dialoge verdeutscht erschienen. Mußte nicht das Auftreten Ulrichs von Württemberg als Phalaris nach allem, was geschehen war, geradezu demagogisch sein?

Aber wir wollen uns doch nicht so auf Hutten versteifen. Der volkstümliche ‚Dyalogus — So Franciskus von Sickingen vor des himmels pforten mit sant Peter vnd dem Ritter sant Jörgen gehalten. Zuvor vnd ehe dann er jnngelassen ist worden.' (Schade 2, 45 ff.) hat die Situation, wie ich glaube, vom Julius Dialogus: so würde das Zögern des Türhüters Petrus erklärlich: der Verfasser ist mit seiner Sympathie bei Sickingen, aber sein literarisches Vorbild hemmte ihn. Und sollte der Dialog von der kranken Messe (Schade 2, 252 ff.) nicht eine Nachahmung des Eckius dedolatus sein, also wo nicht Pirckheimerisch, jedenfalls nicht Huttenisch? Auch ‚Cunz und Fritz' scheinen mir auf ihn Bezug zu nehmen, wo es heißt (Schade 2, 124, 29 ff.): „als er (Eck) am narren beschnitten ward, der dann so groß in im gewachsen ist und überhand genomen, daß sich ain groß wunder diß dings in im erhebt hat, zoch er gen Rom. da hat er sich nit wol gehalten. in der selben erznei ist die wund wider auf brochen und ist der nar viel größer worden dann er vor was. und wirt er in nit bald wider schneiden laßen, so het ich sorg, er müest daran sterben oder er wurd Bollingen, da er iez ist, das ganz closter mit narren besetzen."

Auch hier ist, wie im Eckius dedolatus, vorher von seinen Disputationen zu Leipzig und Bologna die Rede. Für die chirurgische Kur wäre hier das volkstümliche Narrenschneiden eingesetzt. Niemann leitet beides (S. 62 f.) aus dem Fastnachtspiel ab.

Was aber das Bedenklichste ist: die gezeichnete Entwicklung ist 1524 zu Ende, der Rest ein Durcheinander sich kreuzender Einflüsse. Und auch diese Entwicklungslinie nur nach Ausschaltung jener beiden Gruppen der Schüler- und Kampfgespräche!

Ich glaube darum, wir verzichten auf dieses Schema — daß der Verfasser als Krone seiner Mühen dergleichen erstrebt hat, ist so verständlich wie sympathisch — und setzen an seine Stelle vorläufig jenes Nebeneinander, das auch er für mehr als drei Viertel der behandelten Periode annimmt. Hutten ist nicht der εὑρετής des neuen humanistischen Dialogs, wie schon

Goedeke wollte, auch nicht der einzige Bahnbrecher, aber eine führende Stellung hat er gewiß gehabt. Vgl. die Charakteristik Huttens bei W. Brecht, Die Verfasser der epistolae obscurorum virorum, 359 ff.

Der folgende Abschnitt, § 7, ist wohl der tüchtigste. Er behandelt sehr hübsch die Einwirkung des volkstümlichen Dramas, insbesondere des Fastnachtspiels, auf den Dialog in Motiven, Personen, Stil und Sprache und beruht offenbar auf sorgfältiger Lektüre. Der gereimte Dialog wird mit Recht als Zwischenstück hingestellt, das viel von diesen Einflüssen vermittelt. § 8 erzählt den Schluß der Entwicklung, wie ich schon angedeutet habe.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken:

S. 11. Die Entstehung der Colloquia des Erasmus zieht sich nicht über die Jahre 1519 bis 1533 hin, vielmehr ist nach einem Briefe des Beatus Rhenanus d. d. 22. November 1518 schon zwanzig Jahre zuvor in Paris der Grund gelegt, und zwar beim Unterricht (das bestätigt auch Erasmus in der Vorrede zur ersten echten Ausgabe) und erst allmählich mit dem wachsenden Umfang nimmt die Satire überhand. (Vgl. die Inhaltsverzeichnisse der Ausgaben bei Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, S. 84 ff.) Und was dann die Behauptung betrifft, daß sie ‚im Grunde' unpopulär waren: 246 Gesamt- und 150 Einzelausgaben zählt die Bibliotheca Erasmiana auf; Bömer a. a. O. S. 92 nennt 20 Schulordnungen, die die Colloquia führen (darunter noch das Philanthropin von Dessau anno 1782); Erasmus schreibt auch selbst in der Dedikation an den kleinen Froben (1522), wie über alles Erwarten begehrt das Buch sei; und dann sind die Colloquia in unendlichen Schul- und anderen Büchern immer wieder benutzt. Welche Quelle mag Niemann für seine Äußerung gehabt haben?

S. 12. Daß ein Dialog in einer Rahmenerzählung steckt (Kampfgespräche des Hans Sachs), kann ihn nicht von der Dialogliteratur ausschließen. Es ist vielmehr zu untersuchen, inwiefern da ein Zusammenhang mit der gebräuchlichen antiken Technik vorliegt. Reste von Rahmenerzählungen in Gestalt sozusagen szenischer Bemerkungen sind häufig, vgl. z. B. den Dialog Von der Gült, Goedeke Nr. 11. 1.

S. 19. Von einem Veit Buerler, der im Jahre 1516 einen verdeutschten Lukian herausgegeben hätte, war in der Berliner und Göttinger [1]) Bibliothek auch nichts zu finden, ich kann also Niemanns Fragezeichen nicht beseitigen. Erwähnen möchte ich nur eine Übersetzung Dietrichs von Pleningen: ‚Von Klaffern. Hernach volgen Zwey puechlein das ain Lucianus: vnd das ander Poggius beschriben haben haltend in inen', Landshut 1515, Berlin Kgl. Bibliothek philos. graec. b. p. 111. Lukian mit Poggio zusammen! Vorlage aber ist das Latein des Rudolf

[1]) In Göttingen hat Herr Dr. Haeberlin bereitwilligst für mich nachgesehen.

Agricola: man verfolgt deutlich den Weg der Popularisierung Lukians. Pleningen hat auch Dialoge von ihm übersetzt. Über die Lukianverdeutschungen des Paulus Niavis s. Bömer a. a. O. S. 54. Daselbst auch ein Hinweis auf seine Kenntnis der Dialoge Platons, Ciceros, Lionardos v. Arezzo.

S. 47 und 64. Daß die Person des ‚Glossierend-Unbeteiligten', des puer im humanistischen Dialoge, von Haus aus der Narr des Fastnachtspieles sei, glaube ich nicht. Bei Erasmus, z. B. im Convivium religiosum ist der puer vielmehr eine Art Faktotum, das auch vorlesen muß. Sollte das nicht auf Platon führen, der z. B. den Theätet so vorlesen läßt? Sofern er aber kritisch, witzelnd, wortverdreherisch beiseite spricht, wie etwa der Genius im Julius dialogus, würde ich ihn lieber für den Nachkommen einer gewissen Spielart des antiken Komödiensklaven halten. Überhaupt ist im ‚Volkstümlichen' der Humanisten vielleicht der Einfluß des Plautus und Terenz unterschätzt: von ihnen wurde, wie vielfach in den oft merkwürdig realistischen Schülergesprächen, die mit volkstümlichem Drama gewiß wenig zu tun haben, die Umgangssprache entnommen, die ja Cicero nicht zu bieten hatte: man werfe z. B. einen Blick in Böckings Anmerkungen zu Huttens Bulla, besonders wo es sich ums Prügeln handelt.

S. 51. Über Crotus als Verfasser der Dialogi Septem Festive Candidi s. W. Brecht a. a. O. 187 ff.

Am Schlusse gibt Niemann eine chronologische Tabelle mit Ergänzungen und Berichtigungen von Goedekes § 140.

Unter den undatierten Stücken steht der Ex obscurorum virorum salibus cribratus dialogus. Ich glaube, einem Erfahrenen müßte eine einigermaßen sichere Datierung aus den literarischen Anspielungen gelingen. Von denen, die ich erkenne, ergibt den äußersten terminus post quem Fabers Schrift De Maria Magdalena Triduo Christi et ex tribus una Maria, Paris 1518; im nächsten Jahre erschien seine De tribus et unica Magdalena disputatio.

Nachzutragen in Niemanns Liste wüßte ich außer den gelegentlich angeführten Stücken nur noch zwei oder drei fragliche.

Einen Pirckheimerschen Dialog etwa im Stile des vorigen erschließt W. Brecht a. a. O. S. 35 f. für das Jahr 1517.

Von J. Cochlaeus nennt Münch in seiner Huttenausgabe Band 5 S. 695 De bello contra Turcas Dialogus, De Weldige-Cremer nennt ihn nicht in seinem Verzeichnisse (De J. Cochlaei vita et scriptis, Münster 1867), die Göttinger und Berliner Bibliotheken haben ihn nicht; vielleicht ist er dem Türkenbüchlein (Goedeke Nr. 18) verwandt.

Johann Voigt, ‚Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts,' v. Raumers historisches Taschenbuch 9, 488 ff. berichtet über ein Gedicht des Johann Schradin

Goedeke wollte, auch nicht der einzige Bahnbrecher, aber eine führende Stellung hat er gewiß gehabt. Vgl. die Charakteristik Huttens bei W. Brecht, Die Verfasser der epistolae obscurorum virorum, 359 ff.

Der folgende Abschnitt, § 7, ist wohl der tüchtigste. Er behandelt sehr hübsch die Einwirkung des volkstümlichen Dramas, insbesondere des Fastnachtspiels, auf den Dialog in Motiven, Personen, Stil und Sprache und beruht offenbar auf sorgfältiger Lektüre. Der gereimte Dialog wird mit Recht als Zwischenstück hingestellt, das viel von diesen Einflüssen vermittelt. § 8 erzählt den Schluß der Entwicklung, wie ich schon angedeutet habe.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken:

S. 11. Die Entstehung der Colloquia des Erasmus zieht sich nicht über die Jahre 1519 bis 1533 hin, vielmehr ist nach einem Briefe des Beatus Rhenanus d. d. 22. November 1518 schon zwanzig Jahre zuvor in Paris der Grund gelegt, und zwar beim Unterricht (das bestätigt auch Erasmus in der Vorrede zur ersten echten Ausgabe) und erst allmählich mit dem wachsenden Umfang nimmt die Satire überhand. (Vgl. die Inhaltsverzeichnisse der Ausgaben bei Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, S. 84 ff.) Und was dann die Behauptung betrifft, daß sie ‚im Grunde' unpopulär waren: 246 Gesamt- und 150 Einzelausgaben zählt die Bibliotheca Erasmiana auf; Bömer a. a. O. S. 92 nennt 20 Schulordnungen, die die Colloquia führen (darunter noch das Philanthropin von Dessau anno 1782); Erasmus schreibt auch selbst in der Dedikation an den kleinen Froben (1522), wie über alles Erwarten begehrt das Buch sei; und dann sind die Colloquia in unendlichen Schul- und anderen Büchern immer wieder benutzt. Welche Quelle mag Niemann für seine Äußerung gehabt haben?

S. 12. Daß ein Dialog in einer Rahmenerzählung steckt (Kampfgespräche des Hans Sachs), kann ihn nicht von der Dialogliteratur ausschließen. Es ist vielmehr zu untersuchen, inwiefern da ein Zusammenhang mit der gebräuchlichen antiken Technik vorliegt. Reste von Rahmenerzählungen in Gestalt sozusagen szenischer Bemerkungen sind häufig, vgl. z. B. den Dialog Von der Gült, Goedeke Nr. 11. 1.

S. 19. Von einem Veit Buerler, der im Jahre 1516 einen verdeutschten Lukian herausgegeben hätte, war in der Berliner und Göttinger [1]) Bibliothek auch nichts zu finden, ich kann also Niemanns Fragezeichen nicht beseitigen. Erwähnen möchte ich nur eine Übersetzung Dietrichs von Pleningen: ‚Von Klaffern. Hernach volgen Zwey puechlein das ain Lucianus: vnd das ander Poggius beschriben haben haltend in inen', Landshut 1515, Berlin Kgl. Bibliothek philos. graec. b. p. 111. Lukian mit Poggio zusammen! Vorlage aber ist das Latein des Rudolf

[1]) In Göttingen hat Herr Dr. Haeberlin bereitwilligst für mich nachgesehen.

Agricola: man verfolgt deutlich den Weg der Popularisierung Lukians. Pleuingen hat auch Dialoge von ihm übersetzt. Über die Lukianverdeutschungen des Paulus Niavis s. Bömer a. a. O. S. 54. Daselbst auch ein Hinweis auf seine Kenntnis der Dialoge Platons, Ciceros, Lionardos v. Arezzo.

S. 47 und 64. Daß die Person des ‚Glossierend-Unbeteiligten', des puer im humanistischen Dialoge, von Haus aus der Narr des Fastnachtspieles sei, glaube ich nicht. Bei Erasmus, z. B. im Convivium religiosum ist der puer vielmehr eine Art Faktotum, das auch vorlesen muß. Sollte das nicht auf Platon führen, der z. B. den Theätet so vorlesen läßt? Sofern er aber kritisch, witzelnd, wortverdreherisch beiseite spricht, wie etwa der Genius im Julius dialogus, würde ich ihn lieber für den Nachkommen einer gewissen Spielart des antiken Komödiensklaven halten. Überhaupt ist im ‚Volkstümlichen' der Humanisten vielleicht der Einfluß des Plautus und Terenz unterschätzt: von ihnen wurde, wie vielfach in den oft merkwürdig realistischen Schülergesprächen, die mit volkstümlichem Drama gewiß wenig zu tun haben, die Umgangssprache entnommen, die ja Cicero nicht zu bieten hatte: man werfe z. B. einen Blick in Böckings Anmerkungen zu Huttens Bulla, besonders wo es sich ums Prügeln handelt.

S. 51. Über Crotus als Verfasser der Dialogi Septem Festive Candidi s. W. Brecht a. a. O. 187 ff.

Am Schlusse gibt Niemann eine chronologische Tabelle mit Ergänzungen und Berichtigungen von Goedekes § 140.

Unter den undatierten Stücken steht der Ex obscurorum virorum salibus cribratus dialogus. Ich glaube, einem Erfahrenen müßte eine einigermaßen sichere Datierung aus den literarischen Anspielungen gelingen. Von denen, die ich erkenne, ergibt den äußersten terminus post quem Fabers Schrift De Maria Magdalena Triduo Christi et ex tribus una Maria, Paris 1518; im nächsten Jahre erschien seine De tribus et unica Magdalena disputatio.

Nachzutragen in Niemanns Liste wüßte ich außer den gelegentlich angeführten Stücken nur noch zwei oder drei fragliche.

Einen Pirckheimerschen Dialog etwa im Stile des vorigen erschließt W. Brecht a. a. O. S. 35 f. für das Jahr 1517.

Von J. Cochlaeus nennt Münch in seiner Huttenausgabe Band 5 S. 695 De bello contra Turcas Dialogus, De Weldige-Cremer nennt ihn nicht in seinem Verzeichnisse (De J. Cochlaei vita et scriptis, Münster 1867), die Göttinger und Berliner Bibliotheken haben ihn nicht; vielleicht ist er dem Türkenbüchlein (Goedeke Nr. 18) verwandt.

Johann Voigt, ‚Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts,' v. Raumers historisches Taschenbuch 9, 488 ff. berichtet über ein Gedicht des Johann Schradin

von Reutlingen: ‚Gründliche ursach der jetz schwebenden Kriegsleuff und wie sich darin zu halten sei' von 1546. Es läßt sich nicht recht erkennen, ob es die Form eines Dialoges hat, der in einen Traum eingekleidet ist. Ariovist, Arminius, Barbarossa und Frundsberg treten auf und unterreden sich mit dem Dichter.

Schließlich seien mir noch ein paar Ergänzungen gestattet, und zwar in einer bestimmten Richtung. Der Verfasser orakelt in einer ‚Vorbemerkung' von einer gewissen ‚allgemeinen Literaturbefähigung', die es eigentlich unmöglich mache, eine Zeit rein historisch oder rein systematisch darzustellen, kommt aber nicht darauf, diesen Gedanken durch das Nächstliegende zu bewähren, daß es nämlich tatsächlich damals in der Luft gelegen haben muß, Dialoge zu schreiben. Denn in einer ganzen Reihe von Fällen sehen wir Dialogarten vor unseren Augen aus ganz fremden Literaturgattungen entstehen und unser stets bereites Genealogisieren zu Schanden werden.

In Murners Narrenbeschwörung und Schelmenzunft finden sich von vornherein starke dialogische Elemente. In der Narrenbeschwörung, Kap. 2, wird der Dichter angeredet:

Sindt ir derselbig geückelman,
Der sich des bschwörens nymmet an? usw.

und es folgt ‚Antwurt des Dichters'. Ähnliches in Kapitel 5. Daß vor den Bildern in jedem Stück immer einige Verse stehen, die leicht zur Vorstellung des neueinzuführenden Narren benutzt werden können, das schleppt den Dialog wie von selbst ein. Z. B. Schelmenzunft 3, Vers 1:

Ich (der Abgebildete) rieff manchem frummen man den weyn
Vers 7: (Murner:) Wer hett dich heissen hie her stan,
Wein rieffer, du omechtig man?
Oder Kapitel 5. Vers 1: Ich (der Abgebildete) hor ouch an der schelmen rott —
Vers 7 (Murner:) Landtschelm, sich, bistu ouch hie?

Aber in der zweiten Auflage (1513) der Schelmenzunft ist Murner noch weiter gegangen. Da gibt er als Schluß: ‚Der verloren Sune.' Dieser muß sich wieder selbst in Wort und Bild vorstellen:

Ich byn derselb verloren sun usw.

Er erzählt, wie er in Not kam und wie er sich dann an den Vater wandte:

Vers 26. Ich sprach: o herr got, vatter mein,
wie kert ich zů dir wider yn usw.

Aber vor Vers 52 folgt dann die Überschrift ‚Des vatters antwurt': wir sind plötzlich in einem Dialoge! Der Sohn spricht wieder, auch er jetzt unter vollständiger Überschrift, die zugleich einen Kapiteleinschnitt

bedeutet. Aber dann redet plötzlich der Sohn nicht mehr zum Vater, sondern zur Zunft der Schelmen (Vers 138), und ebenso plötzlich die Zunft zu Gott (vgl. Vers 225 bis 227), und schließlich, wie um jede Vorstellung einer Situation unmöglich zu machen, Murner zu der Zunft. Dieses Sich willenlos weitertragen lassen von seinen Gedanken und Reimen ist ja charakteristisch für den Verfasser — man sehe z. B., wie er sich in der Vorrede im Kreise dreht und erst in der zweiten Auflage durch Streichung des Anfanges den schlimmsten Widerspruch beseitigt —, aber daß diese Entwicklung nicht zufällig ist, zeigt ‚Die alt vnd new Schelmen Zunfft. Eine schöne Satyra — Ettwann durch D. Thomas Murnar zů Frankfurt am Meyn gepredigt ... jetzunt wider von newem verlesen vnnd gebessert nach der jtzigen Welt lauff. Under Redner. Podagricus. Schreiber. Tabellio', zirka 1540 erschienen (S. Schelmenzunft ed. Matthias S. 12.) Dies zugleich zur Einschränkung des Satzes, daß der Versdialog aus dem Drama stamme (S. 56 f.).

Auf die Spongia des Erasmus konnte Hutten nicht mehr antworten, und es schien, als würde keiner von seinen Genossen den Gang mit dem Wortgewaltigen wagen. Bis endlich Otto von Braunfels mit seiner rührend-schönen Apologie auf den Plan tritt. Er schreibt, indem er zugleich das beste Bild von dem entgegengesetzten schriftstellerischen Charakter des Erasmus gibt, in seiner einfachen Weise, was ihn schließlich zum Auftreten bestimmt habe. Und danach heißt es (Hutten ed. Münch 4, 542 f.): Arrepta itaque charta subsigno, quae mihi displicebant.

Hier wird uns also vom Autor selber gesagt, wie diese merkwürdige Mischung von Widerlegung und Rezension entstanden ist. In der Tat greift Braunfels Sätze aus dem Zusammenhange heraus, deutet zuweilen sogar mit ‚ꝛc.' an, daß sie noch zu vervollständigen sind, und knüpft Entgegnungen daran, als wären es Randglossen. Aber er stellt den Sätzen und Gegensätzen die Namen voran: Erasmus. Otto. Das ist noch kein Dialog, aber eine Form, die nur durch Huttens Dialoge erklärlich ist. Braunfels fällt denn auch in der Erwiderung auf den Brief an Zwingli, den Erasmus der Spongia beigegeben hatte, schließlich ganz aus der Rolle, indem er von Erasmus in der dritten Person spricht: Hoc Erasmus fortasse faceret. Aber umgekehrt hält er sich, wo er auf den ebenfalls beigegebenen Brief ad lectorem antwortet, schließlich nicht mehr an herausgehobene Sätze dieses Briefes, er modelt sie um, nimmt sie selbst in den Mund und geht damit tatsächlich zur Dialogtechnik über.

Auch die Katechismen, die Niemann überhaupt nicht erwähnt, übernehmen die dialogische Form erst; sie ist ihnen nicht von vornherein wesentlich. Ließ man dann einfach ‚Pfarrer' und ‚Pfarrkind', ‚Meister' und ‚Jünger' oder auch nur ‚Frag' und ‚Antwort' wechseln, so führte das zu einem Katechismus von der Art des Lutherschen. So in dem Wittenberger ‚gesprechbüchlein' vom Abendmahl (1524). Hier ist der

Übergang hübsch sichtbar, weil auch Ausgaben mit dem Titel ‚Eyn trostlich disputatz zweyer hantwercks menner, vff frag vnd antwort gestelt' vorkommen. (Brieger, Die angebliche Marburger Kirchenordnung von 1527, S. 29 und 55, ein Auszug S. 57 f.) Anderseits kam man aber auch zu wirklichen Dialogen. So Johann Toltz in den Elementa puerilia von 1529 und besonders Ickelsamer in dem ‚Ernstlichen und wunderlichen Gespräch zweier Kinder' von 1525. Nun mag man ja sagen: das sind Nachahmungen der humanistischen Schülergespräche, und insbesondere schreibt Toltz wie auch andere Katechismusverfasser, darunter unser Braunfels, die Colloquia familiaria aus (vgl. Cohrs, Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion 4, 332 ff.); die dialogische Form bedeutet nur eine pädagogische Methode, wie auch in Johann Baders ‚Gesprächbüchlein', das gar keinen Dialog, sondern wiederum einen Katechismus in unserem Sinne enthält (Niemann setzt S. 3 Gespräch und Dialog gleich) — indessen, wenn man näher zusieht, findet man doch, daß das Ickelsamersche Gespräch jenen Bauerndialogen, die die hl. Schrift auslegen (z. B. zwischen Hans Toll und Claus Lamp, Schade 2, 15), viel näher verwandt ist als den Schülerdialogen; den Inhalt hätte Ickelsamer nach Cohrs (a. a. O. 4, 313) den Kinderfragen der böhmischen Brüder entlehnt.

Es lassen sich noch mehr solche Keimstellen zeigen. Z. B. in den Formulae salutandi, bene precandi, percontandi (die gar nicht alle humanistischen Ursprungs sind); ich begnüge mich zum Schlusse mit ein paar Hinweisen darauf, daß umgekehrt auch der Dialog vor unseren Augen wieder in anderen Literaturgattungen verschwindet.

Ich denke an den Pasquillus, der, wenn die Erzählungen von seinem Ursprunge nicht täuschen, alsbald eine dialogische Natur gewinnen konnte: Schmähungen und anderen Tags Antworten darauf an eine gewisse Bildsäule in den Straßen Roms angeheftet. In manchen Stücken aber sinkt der Dialog zu einer Art Antiphone herab, in der die Personen nicht mehr fragen und antworten, sondern nur abwechselnd sprechen. So ein Pasquilli et Marphorii Hymnus in Paulum Tertium Pontificem Maxim., quem alternatim Romae cecinerunt, factus ad numerum: Te Deum laudamus. (Johann Voigt, a. a. O. 9, 374 f.) Dieser Hymnus ist von Alberus übersetzt, und dergleichen findet sich auch sonst im Deutschen, z. B. bei Schade 2, Nr. 20, ‚Die XII cortisonisch artikel des bapsts junger,' die von Judas, Kain, Kaiphas usw. abwechselnd vorgetragen werden.

Ich denke ferner an das Zwiegespräch zwischen Leben und Tod, das Seelmann unter den Niederdeutschen Fastnachtspielen S. 45 ff. nach einer Wolfenbüttler Handschrift mitteilt. Da ist es ganz selbständig. Es ist aber auch übergegangen in das ‚Vastelauendes Spil van dem dode vnde van dem Leuende' des Nic. Mercatoris (Seelmann S. 31 ff.). Es

braucht darum nicht selbst Fastnachtspiel älterer einfacher Form gewesen zu sein. Wir sind dadurch auf die Zusammenhänge des Dialogs nicht nur mit dem Drama, sondern auch mit den Totentänzen hingewiesen.

Charlottenburg. Georg Baesecke.

Friedländer Max, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Quellen und Studien. Stuttgart und Berlin 1902, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Band 1, Abteilung I: Musik; Abteilung II: Musikbeispiele. Band 2: Dichtung. 32 M.

In Herz und Gemüt des Volkes tritt aus der ganzen Literatur am tiefsten und innigsten ein das Lied. Eine wie hervorragende Stellung dieses jedoch im geistigen Leben des Volkes einnehmen mag, sein Entwicklungsgang kommt im Rahmen der allgemeinen Literaturgeschichte nicht seinem unmittelbaren, innerlichen Einfluß entsprechend zur Geltung und bildet allerdings für sich ein Gebiet von besonderer Schwierigkeit, weil beim Liede, wo Musik und Poesie sich wechselseitig durchdringen, außer den sonstigen literarischen, kulturellen und historischen auch die musikalischen Verhältnisse stets mitberücksichtigt werden müssen. Da nun die Bedingungen und Grundsätze literarischer Kritik allgemeiner verbreitet und faßbar, ja, bei redlichem Bemühen schon dem gesunden Menschenverstand allein ohne langjährige philologische Schulung immerhin eher zugänglich erscheinen, tieferes Musikverständnis dagegen ohne gründliche Studien und Vorübungen von Jugend auf schwerlich erworben werden kann, so wird man von vornherein einen tüchtigen Musikgelehrten, selbst wenn seine literarhistorische Bildung nicht ganz auf der Höhe stehen sollte, eher für berufen halten, eine brauchbare Geschichte des Liedes zu schreiben, als einen Philologen oder Literarhistoriker, der sich auf musikalischem Gebiete gar nicht oder wenig heimisch fühlt. Von den deutschen Forschern unserer Zeit dürfte wohl keiner für diesen Zweck so gut vorbereitet und ausgerüstet sein als Max Friedländer, der die nötigen Eigenschaften des Musikers und Literarhistorikers in seltener Harmonie vereinigt, der schon mehrfach bemerkenswerte Proben seines Wissens und Könnens nach beiden Seiten hin vorgelegt, ja sogar neben den theoretischen Leistungen auch seine Meisterschaft in praktischer Kunstübung durch ausgezeichnete Gesangsvorträge sowie bisweilen durch instrumentale Begleitung vor der Öffentlichkeit dargetan hat. Dieser Doppelseitigkeit und Zwischenstellung entsprechend hat Friedländer sein Werk über „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert" dem Andenken Wilhelm Scherers und Philipp Spittas, der beiden großen Meister aus letztvergangener Zeit in Musikwissenschaft und Literaturgeschichte, gewidmet und vor den zweiten Band als treffendes Motto den Satz Herders gestellt: „Ich halte mich überhaupt mit Vergnügen auf dem

Rain zwischen Musik und Poesie auf." Eine Begabung, die so groß wäre, für beide Gebiete Gleichwertiges mit einem Scherer oder Spitta zu leisten, kann es kaum geben; ganz unschätzbar und selten ist aber auch eine Begabung, die für sich allein, wenn schon hier wie da nicht in gleicher Vollkommenheit, etwas leistet, wozu zwei Männer vom Schlage jener beiden, deren Namen als diejenigen seiner Vorbilder und Lehrer Friedländer seinem Werk voransetzte, sich sonst hätten zusammentun müssen.

Freilich möchte man wünschen, daß ein dem Umfange nach so großes Buch, das für Jahrzehnte das Hauptwerk in seinem Kreise zu bleiben berufen ist, in allen Stücken recht vollkommen und frei von Mängeln wäre; aber je größer ein Werk im ganzen angelegt ist, um desto mehr wird es der Natur der Sache nach im einzelnen Ausstellungen zulassen und vertragen, ohne deshalb an Wert einzubüßen.

Das Werk als Ganzes trägt am ehesten den Charakter einer Bibliographie mit Proben und gelegentlich eingeflochtenen Erörterungen und Bemerkungen über Einzelheiten. Die erste Abteilung des ersten Bandes, die „Musik" enthaltend, gibt außer der Vorrede zunächst auf 2½ Bogen einen allgemeinen Überblick, der an sich sehr lesenswert ist und in großen Zügen die verschiedenen Stilperioden recht geschickt vor Augen führt, aber im Verhältnis zu der Wucht der Gesamtanlage sicherlich zu dürftig und knapp ausgefallen ist. Den eigentlichen Inhalt der Abteilung bilden „Bibliographie der Liedersammlungen" und „Bericht über die Liedersammlungen" (4 und 18 Bogen). Daran schließen sich S. 359—377 Nachträge, sowie 378—384 (Schluß) als Anhang Zusammenstellungen über „Musiker-Poeten", Lieder für Kinder, für Frauenzimmer, für Junggesellen, Freimaurerlieder, Lieder an das Klavier und „Vorahnungen der Lorelei-Melodie". Der zweite Teil des ersten Bandes enthält auf 360 Seiten 236 Musikbeispiele, gegliedert in zwei Reihen und einen Anhang. Der zweite Band, die „Dichtung", behandelt auf 484 Seiten „die wichtigsten Lieder, nach den Dichtern geordnet"; der ganze Rest S. 485—632 (Schluß) wird ausgefüllt durch das „Gesamt-Verzeichnis der Dichter und ihrer Komponisten, Versuch einer Statistik", ferner Nachträge, Register und Berichtigungen.

S. XIII der Vorrede sagt Friedländer: „ich darf für meine Arbeit wohl diejenige Nachsicht erwarten, die ein solcher vorbereitender Versuch füglich für sich in Anspruch nehmen darf." Der Verfasser macht also keinen Anspruch, etwas Erschöpfendes und Abschließendes vorzulegen, sondern spricht mit liebenswürdiger Bescheidenheit und weiser Vorsicht, wohinter in diesem Falle leider auch eine gewisse Zaghaftigkeit und Unsicherheit steckt, von seiner Leistung als einem vorbereitenden Versuch. Ob jemand in der wissenschaftlichen Welt geneigt sein mag, für ein Werk von solchem Umfange die vom Verfasser für den Fall der Not errichtete

Schutzwehr zu schonen, seine Vorbeugungsmaßregeln gut zu heißen, ihm in jedem Falle mildernde Umstände anzurechnen, dürfte wohl fraglich sein. Dieses Buch durfte nicht bloße Vorarbeit bleiben, und sofern man es nicht vorbehaltlich späterer Ergänzungen als abschließend betrachten dürfte, müßte man es von vornherein als verfehlt betrachten; denn sonst würde man sagen müssen, daß manche Vorgänger trotz aller Mängel bei geringerem Aufwand fremder Mittel und Kräfte im Grunde schon ebenso weit gekommen seien. Mit Benutzung der Werke von Franz Magnus Böhme, des Hoffmann-Prahlschen und anderer, gleich ihnen wieder nur Aufzählungen zu bieten, wenn auch in abweichender Anordnung und wenn auch mit noch so vielen Berichtigungen und Nachträgen im einzelnen, das wäre der achtjährigen Mühe, die Friedländer (S. XVI Schluß der Vorrede) für dies Werk angewandt zu haben versichert, nicht wert. Wenn der „vorbereitende Versuch" schon 3 Bände erfordert, aus wie vielen Bänden soll dann gar das erschöpfende Werk über das Lied eines einzelnen Jahrhunderts bestehen?

Band 1, Abteilung I „Musik": S. 1 u. 2 Nr. 4 u. 5 „Musa Teutonica" 1. 2. 1705/06. Muß es nicht heißen „Musae Teutonicae" (Plural)?

S. 2 u. 3. Nr. 8, 12 u. 13. Tafelkonfekt 1—3. 1733/37. S. 69—77 der Bericht über diese Sammlung, S. 359 Nachtrag zur Bibliographie, S. 364 zu dem Bericht. Rechnet man dazu noch S. XXXIX der Einleitung, so hat man 5 Stellen, aus denen man sich zusammensuchen muß, was Friedländer über diese Sammlung zu sagen hat. Obschon er ihr eine vielleicht übertriebene Wichtigkeit beilegt, hat er sich dennoch einiges entgehen lassen. In einer Berliner Handschrift (Mgo 230 S. 306—310) finden sich angemerkt Liederanfänge aus Missus 1—4: Delectus ex cantilenis P. Rathgeberi vulgo Taffl stuck; daraus ergibt sich nicht nur der Name Rathgebers mit Sicherheit, sondern auch das Vorhandensein der vierten Tracht außer den drei schon früher bekannten des Berliner Exemplars, und Friedländer wäre nicht genötigt gewesen, bei verspäteter Auffindung dieses Teiles ihn erst als Nachtrag (S. 359) zu bringen. Dieselbe Berliner weist Beziehungen zu mehreren Münchner Handschriften auf (Cgm 4055, 4088, 4395. 4°), die Gedichte von ‚Joanne Alberto Poyssl' (Can. Reg. Baumburg.) enthalten, und auch diese wären zur Aufhellung der Urheberschaft und Entstehungsgeschichte für das „Tafelkonfekt" heranzuziehen gewesen. Schließlich enthält noch die Trierer Handschrift vom Jahre 1744 und auch diejenige des Frh. v. Crailsheim einige Lieder des Tafelkonfektes, und wie sich dadurch die Verbreitung und Beliebtheit mancher im Tafelkonfekt enthaltenen Gesänge hätte dartun lassen, so noch mehr durch Beachtung der fliegenden Blätter. Friedländer findet merkwürdigerweise großes Gefallen an dieser derb-volkstümlichen Poesie, die nach ihrem Ursprunge

nur mönchisch ist und auf die süddeutschen katholischen Klöster verweist. In der Tat sind viele Melodien sehr heiter nnd viele Texte sehr spaßig, aber trotz aller Eigenart bleiben diese Erzeugnisse toller Laune doch immer nur Kuriositäten. Über die Bezeichnung des Druckjahres durch große lateinische Buchstaben (I, V, L, C, D, M), die im Zusammenhange des Titels auf die einzelnen Worte zerstreut sind, zeigt Friedländer zu viel naives Erstaunen und äußert über die seinem „schärfer zusehenden Auge" gelungene Zusammenrechnung zu große Freude. Über dergleichen alltägliche Dinge würden andre nicht so viele Worte machen.

S. 3 Nr. 10. Sperontes I usw. Über die singende Muse an der Pleiße handelt ferner Einleitung S. XL, Bericht S. 83—87. Friedländer gefällt sich darin, diese Sammlung ebensosehr herabzusetzen, wie er das Tafelkonfekt weit über Gebühr einschätzt. Daß man auch bei Sperontes nicht gerade die beste Musik oder die höchste Poesie findet, steht außer Zweifel, aber im Vergleich zu den quodlibetartigen Zechliedern, groben Possenreißereien und Schnurren des Augsburger Tafelkonfektes muß die Leipziger Muse doch als die höhere und edlere nicht nur, sondern auch sogar als die volksmäßigere gelten, wie sie die reichere, mannigfaltigere und einflußreichere ohnehin ist. Friedländer hat in dem Bestreben, Spittas Vorliebe für Sperontes mit einem Gegengewicht zu versehen, des Guten wohl ein wenig zu viel getan. Spittas Abhandlung übrigens mußte nicht nach der Vierteljahrsschrift, sondern in ihrer erheblich verbesserten Gestalt nach den musikgeschichtlichen Aufsätzen (S. 175—295) benutzt werden.

S. 3 Nr. 11 Gräfe I usw. Einleitung S. XLI, Bericht S. 87—96. Friedländer zählt S. 90 die Dichter auf, die bei Gräfe vertreten sind; in seiner Liste, die doch vollständig sein soll, fehlt Clauder, Günther, Neukirch, dieser durch B. N. bezeichnet. Außerdem kommen vor die Zeichen G, K, L, ***; E. H. v. H. (wohl richtiger C. H. v. H.), C. G. v. H. (wohl richtiger C. H. v. H.): d. i. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau; D. G. z. L. Oden, d. i. Der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig Oden. Drei Gedichte, deren Verfasser mit K, L, *** bezeichnet sind, stammen auch nach Friedländer aus Sperontes' Singender Muse. Aber die 1728 erschienenen Oden und die 1738 erschienenen Oden und Kantaten der Deutschen Gesellschaft, welche für Gräfes Liedersammlung die poetische Hauptfundgrube darstellen, geben auch die Verfasserzeichen *** und L, und zwar enthalten sie die 4 bei Gräfe mit L bezeichneten, sämtlich von Hurlebusch komponierten Gedichte gleichfalls, darunter auch das eine, das bei Sperontes in veränderter Gestalt zu finden ist: Oden und Kantaten 1738 S. 492 „Ey sucht mich nur nicht zu probieren" = Gräfe II 14; S. 497 „Ja ja ich bin verliebt" = Gräfe II 13; S. 500 „Mag es doch den Neid verdrießen" = Gräfe II 9; S. 504 „Alles, alles nehm' ich an" 13 Str. entspr. Gräfe II 1, doch bei diesem nur 10 Str. (2, 8, 10 fehlen) vgl. Sperontes I 25 (bzw. 11)

„Alles ist mir einerley". Wenn Sperontes und Gräfe drei Gedichte gemeinsam haben, wie ja die Güntherschen Gedichte auch von beiden benutzt wurden, so läßt sich das wohl am besten so erklären, daß von einigen Dichtern beiden ein paar Gedichte zur Verfügung standen. Den Quellen der Gräfeschen Sammlung innerhalb des Gottschedschen Kreises weiter nachzugehen, wäre wohl auch Friedländers Pflicht gewesen.

In der zweiten Abteilung des ersten Bandes bilden die Musikbeispiele zwei Reihen, ohne daß ein Grund für diese Zweiteilung ersichtlich wäre. Weder das chronologische, noch ein geographisches, noch ein stilistisches noch sonst ein sachliches Ordnungsprinzip läßt sich darin erkennen; in beiden Abteilungen kommen großenteils dieselben Liederwerke vor, und wenn Friedländer kein Wort über seine Gründe verliert, so muß man beinahe vermuten, nach Abschluß der ersten Reihe sei der Band ihm noch nicht dick und eindrucksvoll genug erschienen, und nur um die Masse zu vermehren, habe er schnell noch eine zweite Garbe von Melodien aus denselben Liederbüchern als Nachlese zusammengerafft.

1. Grühnet die Hoffnung, halb hab ich gewonnen (Kremberg 1689); vgl. F. W. Frh. von Ditfurth, 110 Volks- und Gesellschaftslieder (1875) S. 279.

108. Der süße Schlaf der sonst alles stillet wohl (Corona Schröter 1786); vgl. Wunderhorn III (1806) S. 6. Das Lied stammt schon aus dem 16. Jahrhundert, s. z. B. Regnart 1577, Lechner 1579, Liedlein 1614, Ars amandi 1602, Blumm u. Außb. 1602 u. ö.

Anhang 222. Nun sich der Tag geendet hat (A. Krieger 1667 [lies: 1676]); vgl. Bergliederbüchlein 1700/10 S. 120 Nr. 104, Mgq 720 S. 45 Nr. 21 u. a.

Ob die Musiker Anlaß haben, den ersten Band in seinen beiden Abteilungen als eine musterhafte Leistung anzusehen, mag dahingestellt bleiben, aber Literarhistoriker werden mit dem zweiten Bande schwerlich zufrieden sein. Die Behandlung der einzelnen Lieder und ihrer Dichter ist so sprunghaft, zerfahren, unruhig, ja, bisweilen launenhaft, unordentlich, fragmentarisch und skizzenmäßig wie nur möglich. Interessante Einzelheiten, pikante Kosthäppchen, würzige, den Appetit reizende Beigaben und Anregungen bietet Friedländer genug, aber kaum einmal etwas Gründliches, Abgeschlossenes.

Er beginnt mit Johann Christian Günther, dem die ersten 10 Seiten gewidmet sind. Mit vollkommenem Recht steht hier Günther an der Spitze; mit ihm beginnt auch im geschichtlichen Entwicklungsgange jene lange Reihe von Liederdichtern, die Friedländer hier aufzählt, um zugleich die Musiker, die sich mit ihren Gedichten befaßt haben, dabei namhaft zu machen.

Es werden 3 Gedichte von Günther behandelt, 1) „Wie gedacht" wegen seiner Beziehungen zum Hauffschen Morgenrot-Liede, 2) „Brüder,

laßt uns lustig seyn" wegen seiner Beziehungen zum Gaudeamus igitur, 3) „Stürmt, reißt und rast, ihr Unglückswinde" wegen seiner lang anhaltenden und nachwirkenden Beliebtheit im Volksgesange. Zu den beiden ersten Gedichten gibt Friedländer S. 521/22 Nachträge. Derartige Nachträge, wenn sie nicht aus gleichzeitig erst erscheinenden Werken entnommen sind und etwas Unentbehrliches bringen, gereichen keinem Werke zu besonderer Zierde. Das was Friedländer hier nachträglich bietet, ist in viel früheren Aufsätzen schon zu finden und hätte von ihm sehr wohl im Zusammenhange mit seinen anderen Bemerkungen gebracht werden können oder konnte ganz weggelassen werden, ohne daß ihm daraus ein Vorwurf erwachsen wäre. Nun aber erregen diese Nachträge den Schein, als ob damit zusammen das ganze Material erschöpft sei; das ist aber nicht im entferntesten der Fall. Namentlich zum Liede „Wie gedacht", zu seinen Vor- und Ausläufern läßt sich fast ebensoviel, als da steht, nur an Tatsächlichem nachtragen, was auch zum großen Teil schon dem Verfasser bei der Drucklegung seines Werkes bequem zugänglich war.

Außer den von Friedländer angeführten besonderen Fassungen des Liedes „Wie gedacht" lassen sich noch z. B. nennen fliegende Blätter (Berlin Yd 7922 St. 1 usw.): Leipzig, Univ.-Bibliothek (Sammelbände Hoffmanns) I S. 265 „Sechs schöne Neue Lieder" 3. Wie gedacht, wie gedacht, hat die Freundschaft ein End' gemacht. : | : Gestern Lust und Freud' gewesen, heute vor die Brust gestoßen, morgen in die Gruft gebracht : | : 5 Str. (2. Sieh, dieß ist ... 3. Sieh, wie bald ... 4. Weg von mir ... 5. Komm zu mir ...)

Zürich, Stadtbibl. Sammelb. XVIII 1792 St. 13: Vier schöne Neue Lieder, Das Erste: Wie gedacht ... Das Vierte: Das waren mir selige Tage ꝛc. (Bildchen) Num. 47. Das Erste. Wie gedacht, wie gedacht, | Da der Tod ein End gemacht, | Gestern Lust und Freud' genossen, | Heute durch die Brust geschossen; | Morgens in die Gruft hinein : | : 5 Str. (2. Ach wie bald ... 3. Weg von mir ... 4. Dieses ist ... 5. Weine nicht ...).

Was die Strophenform betrifft, die doch das eigentliche Bindeglied zwischen Text und Melodie darstellt und in vorliegendem Falle wegen ihrer Eigenart von besonderer Wichtigkeit ist, so gelangt Friedländer noch immer nicht über Hunold hinaus auf Beispiele früherer Zeit zurück. Da wäre zu nennen gewesen „Der wahrsagende Wunder-Brunnen", Opera, 1690, worin vorkommt: Schweig, mein Herz, | Und erdulde diesen Schmerz ... (2 Str. 2: Auf den Schnee | Folgt der angenehmste Klee ...), welches Lied sowohl mit dem richtigen Anfange „Schweig, mein Herz" in fliegenden Jahrmarktsheftchen, als auch mit Voranstellung der zweiten Strophe, demnach mit „Auf den Schnee" beginnend, in Liedersammlungen der Neuzeit als Volksweise nebst Melodie zu finden ist.

Vgl. ferner:

Der lustig- und Moralische Arlechino, oder Auserlesene Arien u. Lieder aus den vornehmsten Operen u. Theatral. Poesien dieser Zeit. (3. Stück) S. 39 Weiber-Treu | Ist wie Wind und leichter Spreu, | Wenn die Männer unterlassen, | Ihnen auf dem Dienst zu passen, | Denken sie auf Näscherey.

Westphäl. Taschenbuch f. d. J. 1801 S. 197 Abendlied eines jungen Ehepaars. Nach der Melodie: Gute Nacht 2c. | Phoebus sinkt, | Und die Abendröthe blinkt ... 6 Str. Ferd. v. Schleicher.

Volkslieder u. and. Reime. Vom Verfasser des Krämermichels (Sam. Frdr. Sauter) Heidelberg 1811. S. 9 Morgenlied. | Herr der Nacht! | Preis und Dank sey dir gebracht ... 4 Str.

Ric. v. Bostel, Nebenwerke 1708 S. 95 Abend-Gruß an eine Jungfrau. Aria. Liebstes Mädgen, gute Nacht ... 3 Str. Wenn man hier „Gute Nacht" als Kopf der Strophe voranstellen würde, so hätte man die für Gute-Nacht-Lieder später so viel gebrauchte Strophe, welche daneben auch für Morgen- und Abend-Lieder gern angewandt wurde, bis das Hauffsche „Morgenrot" alle früheren Lieder von gleicher Art und Weise tief in Schatten stellte.

Wolfram, Nassauische Volkslieder (1894) S. 212 Gut gedacht 6 Str. S. 213 Abendroth 6 Str. (vgl. S. 277). S. 304 Auf, Glück auf 6 Str.[1])

S. 73—76 Ich schlief, da träumte mir. „Die früheste Niederschrift der Melodie findet sich im handschriftlichen Anhang des Sperontes-Exemplars der Berliner Königlichen Bibliothek." Diesen Anhang habe ich in den Monatsheften für Musikgeschichte 1899 mit eingehenden Erläuterungen veröffentlicht. Für zahlreiche Stellen des Friedländerschen Werkes finden sich dort ausgiebige Nachträge. Auch die Handschriften des Freiherrn von Crailsheim, Friedrich Reyhers, der Frau von Holleben enthalten dieses Lied.

S. 76 u. Nachtr. S. 529 Ein Herz, das sich mit Sorgen quält. Die Bemerkungen Friedländers über dies Lied sind recht kümmerlich. Es findet sich in der Trierer Handschrift v. J. 1744, in derjenigen der Frau von Holleben, in zahlreichen Jahrmarktsheftchen und Volksliedersammlungen der Neuzeit. Verfasser ist Celander: Der Verliebte Studente 1714 S. 1087, Gedichte 1716 (1721) S. 434. Danach steht das Lied an falscher Stelle, zu spät eingereiht bei Friedländer.

In spätere Fassungen des Gedichtes ist mehrfach eingedrungen der als Füllsel auch in vielen anderen Liedern vorkommende Reimspruch

Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist.

Diesen Spruch nun hebt Friedländer auf eine seinem Werke gar nicht angemessene Weise hervor und versieht ihn mit Nachweisungen aus

[1]) Mehr davon siehe Euphorion 8, 354 und 11, 507/9. Einen zusammenfassenden Aufsatz über diesen Gegenstand habe ich bereits im Januar des Jahres 1902 an Herrn Schulrat Lyon in Dresden geschickt, mehrmals Bestätigung des Empfanges nebst Versprechen demnächstigen Abdruckes in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht erhalten, zum letzten Mal Ostern 1904. Seitdem ist mein Interesse daran ermüdet.

laßt uns lustig seyn" wegen seiner Beziehungen zum Gaudeamus igitur, 3) „Stürmt, reißt und rast, ihr Unglückswinde" wegen seiner lang anhaltenden und nachwirkenden Beliebtheit im Volksgesange. Zu den beiden ersten Gedichten gibt Friedländer S. 521/22 Nachträge. Derartige Nachträge, wenn sie nicht aus gleichzeitig erst erscheinenden Werken entnommen sind und etwas Unentbehrliches bringen, gereichen keinem Werke zu besonderer Zierde. Das was Friedländer hier nachträglich bietet, ist in viel früheren Aufsätzen schon zu finden und hätte von ihm sehr wohl im Zusammenhange mit seinen anderen Bemerkungen gebracht werden können oder konnte ganz weggelassen werden, ohne daß ihm daraus ein Vorwurf erwachsen wäre. Nun aber erregen diese Nachträge den Schein, als ob damit zusammen das ganze Material erschöpft sei; das ist aber nicht im entferntesten der Fall. Namentlich zum Liede „Wie gedacht", zu seinen Vor- und Ausläufern läßt sich fast ebensoviel, als da steht, nur an Tatsächlichem nachtragen, was auch zum großen Teil schon dem Verfasser bei der Drucklegung seines Werkes bequem zugänglich war.

Außer den von Friedländer angeführten besonderen Fassungen des Liedes „Wie gedacht" lassen sich noch z. B. nennen fliegende Blätter (Berlin Yd 7922 St. 1 usw.): Leipzig, Univ.-Bibliothek (Sammelbände Hoffmanns) I S. 265 „Sechs schöne Neue Lieder" 3. Wie gedacht, wie gedacht, hat die Freundschaft ein End' gemacht. : | : Gestern Lust und Freud' gewesen, heute vor die Brust gestoßen, morgen in die Gruft gebracht : | : 5 Str. (2. Sieh, dieß ist ... 3. Sieh, wie bald ... 4. Weg von mir ... 5. Komm zu mir ...)

Zürich, Stadtbibl. Sammelb. XVIII 1792 St. 13: Vier schöne Neue Lieder, Das Erste: Wie gedacht ... Das Vierte: Das waren mir selige Tage ꝛc. (Bildchen) Num. 47. Das Erste. Wie gedacht, wie gedacht, | Da der Tod ein End gemacht, | Gestern Lust und Freud' genossen, | Heute durch die Brust geschossen; | Morgens in die Gruft hinein : | : 5 Str. (2. Ach wie bald ... 3. Weg von mir ... 4. Dieses ist ... 5. Weine nicht ...).

Was die Strophenform betrifft, die doch das eigentliche Bindeglied zwischen Text und Melodie darstellt und in vorliegendem Falle wegen ihrer Eigenart von besonderer Wichtigkeit ist, so gelangt Friedländer noch immer nicht über Hunold hinaus auf Beispiele früherer Zeit zurück. Da wäre zu nennen gewesen „Der wahrsagende Wunder-Brunnen", Opera, 1690, worin vorkommt: Schweig, mein Herz, | Und erdulde diesen Schmerz ... (2 Str. 2: Auf den Schnee | Folgt der angenehmste Klee ...), welches Lied sowohl mit dem richtigen Anfange „Schweig, mein Herz" in fliegenden Jahrmarktsheftchen, als auch mit Voranstellung der zweiten Strophe, demnach mit „Auf den Schnee" beginnend, in Liedersammlungen der Neuzeit als Volksweise nebst Melodie zu finden ist.

Vgl. ferner:

Der lustig- und Moralische Arlechino, oder Auserlesene Arien u. Lieder aus den vornehmsten Operen u. Theatral. Poesien dieser Zeit. (3. Stück) S. 39 Weiber-Treu | Ist wie Wind und leichter Spreu, | Wenn die Männer unterlassen, | Ihnen auf dem Dienst zu passen, | Denken sie auf Näscherey.

Westphäl. Taschenbuch f. d. J. 1801 S. 197 Abendlied eines jungen Ehepaars. Nach der Melodie: Gute Nacht 2c. | Phoebus sinkt, | Und die Abendröthe blinkt ... 6 Str. Ferd. v. Schleicher.

Volkslieder u. and. Reime. Vom Verfasser des Krämermichels (Sam. Frdr. Sauter) Heidelberg 1811. S. 9 Morgenlied. | Herr der Nacht! | Preis und Dank sey dir gebracht ... 4 Str.

Nic. v. Bostel, Nebenwerke 1708 S. 95 Abend-Gruß an eine Jungfrau. Aria. Liebstes Mädgen, gute Nacht ... 3 Str. Wenn man hier „Gute Nacht" als Kopf der Strophe voranstellen würde, so hätte man die für Gute-Nacht-Lieder später so viel gebrauchte Strophe, welche daneben auch für Morgen- und Abend-Lieder gern angewandt wurde, bis das Hauffsche „Morgenrot" alle früheren Lieder von gleicher Art und Weise tief in Schatten stellte.

Wolfram, Nassauische Volkslieder (1894) S. 212 Gut gedacht 6 Str. S. 213 Abendroth 6 Str. (vgl. S. 277). S. 304 Auf, Glück auf 6 Str.[1])

S. 73—76 Ich schlief, da träumte mir. „Die früheste Niederschrift der Melodie findet sich im handschriftlichen Anhang des Sperontes-Exemplars der Berliner Königlichen Bibliothek." Diesen Anhang habe ich in den Monatsheften für Musikgeschichte 1899 mit eingehenden Erläuterungen veröffentlicht. Für zahlreiche Stellen des Friedländerschen Werkes finden sich dort ausgiebige Nachträge. Auch die Handschriften des Freiherrn von Crailsheim, Friedrich Reyhers, der Frau von Holleben enthalten dieses Lied.

S. 76 u. Nachtr. S. 529 Ein Herz, das sich mit Sorgen quält. Die Bemerkungen Friedländers über dies Lied sind recht kümmerlich. Es findet sich in der Trierer Handschrift v. J. 1744, in derjenigen der Frau von Holleben, in zahlreichen Jahrmarktsheftchen und Volksliedersammlungen der Neuzeit. Verfasser ist Celander: Der Verliebte Studente 1714 S. 1087, Gedichte 1716 (1721) S. 434. Danach steht das Lied an falscher Stelle, zu spät eingereiht bei Friedländer.

In spätere Fassungen des Gedichtes ist mehrfach eingedrungen der als Füllsel auch in vielen anderen Liedern vorkommende Reimspruch

Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist.

Diesen Spruch nun hebt Friedländer auf eine seinem Werke gar nicht angemessene Weise hervor und versieht ihn mit Nachweisungen aus

[1]) Mehr davon siehe Euphorion 8, 354 und 11, 507/9. Einen zusammenfassenden Aufsatz über diesen Gegenstand habe ich bereits im Januar des Jahres 1902 an Herrn Schulrat Lyon in Dresden geschickt, mehrmals Bestätigung des Empfanges nebst Versprechen demnächstigen Abdruckes in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht erhalten, zum letzten Mal Ostern 1904. Seitdem ist mein Interesse daran ermüdet.

früherer und namentlich späterer Zeit bis hin zur „Fledermaus". Der Spruch läßt sich schon viel früher nachweisen, als Friedländer denkt; schon in der Jaufner Liederhandschrift aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts (1600/03): Neue Heidelb. Jahrbücher 3, 291 steht ein Lied „Ein red hab ich vernommen" (8 siebenz. Str. Strophe 7 Z. 5 u. 6), worin es heißt:

glickhselig ist, der da vergißt,
das was nit wider zu bringen ist.

Vgl. noch Erk-Irmer H. II S. 27 Nr. 31 Schätzchen, reich' mir deine Hand 5 vierz. Str. Schluß: „Glücklich ist, wer vergißt, | Was nicht mehr zu ändern ist." Zurmühlen, Des Dülkener Fiedlers Liederbuch S. 33 Nr 40 Am Sonntag wird der Schluß gemacht (Str. 4 von 6 vierz. Str.). Mittler S. 574 Nr 807 Lieben, lieben das ist gut (Str. 3 von 7 vierz. Str.) = Erk-Böhme, Liederhort II S. 575 Nr 771 b; Mittler S. 575 Nr 808 = Liederhort II S. 574 Nr 771 a Schätzchen, reich mir deine Hand (letzte von 5 vierz. Str.); Liederhort II S. 577 Nr 774 Nun leb wohl, mein feines Liebchen (letzte von 3 vierz. Str.). Handschrift der Frau von Holleben S. 101 Nr 70 Fort fort geh mir immer hin (Schluß der ersten von 2 siebenz. Str.). Denkspruch, Jena 1744, im Stammbuch des Grafen Joh. Aug. Kirchberg-Sayn — usw.

S. 78—81 u. Nachtr. S. 530 Ich liebte nur Ismenen. Am frühesten scheint das Lied seinem Wortlaut nach in der Handschrift der Frau von Holleben aufgezeichnet zu sein. Es ist merkwürdig, daß, während zufolge Nachrichten späterer Zeit hier der Graf Schlüven oder Schlieben, da der Graf Putbus (Briefe Dyck's an Ramler 1774/76) als Verfasser des Liedes angegeben wird, sich niemand, auch Friedländer nicht, mit jener frühesten Stelle, wo das Lied vorkommt, in der Handschrift der Frau von Holleben S. 395, auseinandergesetzt hat. Hier lautet die Unterschrift:

Wurzelberg d. 4. Oct. 1764.

Christian Josias von Kyckpusch.

Derselbe Name wiederholt sich S. 397 am Schluß eines französischen Gedichtes: C. J. de Kyckpusch.

Vgl. Fl. Bl. Yd 7901. II. 57. Verz. in IV unter A). Yd 7902. III (90) Yd 7904. III. 150 Yd 7906. 79 u. 80. Yd 7912. 1. u. 112. Yd 7914. 1. Yd 7917. 20. Yd 7922. 25. Yd 7924. 27. — Leipzig, Univ-Bibl. Sammelb. I S. 289 „Acht schöne neue Lieder" A). — Weimar, Sammelb. Dd 3: 63[3] St. 35 „Zehn lustige Lieder zum Vergnügen der Jugend" usw.

S. 311 Ich klage hier, o Echo dir, die Leiden meiner Brust.

Vgl. Erk, Neue Sammlung, 3. Band, H. I S. 36 Nr 37; C. F. Becker, Lieder u. Weisen (2. Aufl. 1853) III S. 72; Böhme, Volksthüml. Lieder S. 343 Nr 456.

Yd 7901. I (33), II (41), IV (9 u. 11). Yd 7902. III (55). Yd 7908. 78. Yd 7913. 9. Yd 7924. 9. Yd 7925. 43. Yd 7932. 7.

S. 313 Das Canape ist mein Vergnügen (an falscher Stelle eingeordnet),

S. 317 Der Krambambulist (ebenfalls),

S. 320 Fuchslied —

Die zahlreichen Berichtigungen und Nachträge, die zu der ohnehin übermäßig breiten Behandlung dieser drei Lieder sich würden machen lassen und zum großen Teil schon in früheren Arbeiten von mir gemacht sind, würden zu viel Raum beanspruchen.

S. 334/5 Hat uns nicht Mahomet schändlich betrogen. In der Anmerkung nennt Friedländer, indem er sich auf mich beruft und hierin mir allzutreu folgt, als Verfasser der Oper Cara Mustapha, wo schon die erste Strophe des Liedes vorkommt: Nicolaus von Bostel (1670—1704); dieser ist aber dabei verwechselt mit Lucas von Bostel (1649—1719), unter dessen Opern auch der Cara Mustapha genannt wird — s. Jöcher I (1750) Sp. 1277.

S. 337 Ich bin der Fürst von Thoren. „Auffallend ist es, daß sich bisher irgend ein Druck . . . aus dem 18. Jahrhundert nicht gefunden hat. Ich kann keine frühere Veröffentlichung nachweisen als die in Des Knaben Wunderhorn v. J. 1808" . . . Vgl. Wunderh. I (1806) S. 363. Vorher aber schon im 18. Jahrhundert: „Alle Arten von Scherz- u. Pfänderspielen," Frankfurt u. Lpz. o. J. S. 64 und „Angenehmer Zeitvertreib lustiger Schertz-Spiele in Compagnien," Frankfurt u. Lpz. 1757 S. 62 Ich bin der Fürst von Thoren . . .

S. 372 Was brucht me—n—i der Schwyz? Einen bemerkenswerten Sonderdruck besitzt das Britische Museum: 11517 b b b 12: Drey schöne Weltli. Lieder, Das erste. Ein kurtzweiliges Gespräch zweyer Steyrischen Bauern, welche sich berathschlaget, was sie in ihrem Dorff brauchen . . . Gedruckt in diesem Jahr. (4 Bl. 8⁰ o. O. u. J.) Das erste. Was braucht mä in unsern Dorff, ein gnädige Herrschafft die ist reich, ein Richter der ist gscheid, ein Pfleger der nit gar grob strafft, und uns fein nicht ums unsere brächt, das braucht mä in unsern Do ho ho orff. 20 Str.

Sehr lehrreich ist die von Friedländer aufgestellte Statistik. Wie wenig die Zahl der Kompositionen der literarhistorischen Bedeutung der einzelnen Dichter entspricht, veranschauliche man sich bei folgender Auswahl allgemein bekannter Namen (S. 487—520): Brockes 276, Bürger 254, Burmann 206, Claudius 194, Gellert 562, Gleim 308, Goethe 185, Hagedorn 234, Herder 129, Hölty 186, Klopstock 151, Lessing 119, Miller 223, Schiller 43, Voß 186, Weiße 487.

Ein sorgfältiges Register der Liederanfänge sowie Namen- und Sachregister macht vieles gut, was an mangelhafter Ordnung und Übersichtlichkeit im Buche selbst unangenehm auffällt, und wenn man hier im

Register die Stellen angegeben findet, wo man über so vieles, was man sonst vergeblich sucht, erwünschte Auskunft erhält, wird man das Buch als Ganzes mit Genugthuung und Freude begrüßen und sich seiner, sobald man sich erst hineingearbeitet hat, gern und oft bedienen.

Berlin. Arthur Kopp.

Krükl Karl, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in der Pfalz. Straßburg i. E. 1901, E. d'Oleire. 3.60 M.

Durch die Erlösung des Maler Müllerschen Nachlasses aus Kürschners Haft und die Bemühungen der Kreuznacher, besonders des Professors Kohl um die Erneuerung des Andenkens des Dichters und Künstlers wird der Blick auch neuerlich auf Mannheim gerichtet, wo er eine Heimat gefunden hat. Daß dies möglich war und daß es Lessing und Wieland und Schiller hierhin zog, ist nicht zum wenigsten das Verdienst der vorbereitenden Tätigkeit Anton v. Kleins.

Über diesen hat Krükl eine tüchtige Arbeit geliefert, die um so dankbarer anzuerkennen ist, als die Persönlichkeit Kleins einem Biographen wenig erquicklich sein kann. Ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte liegt mehr in den Beziehungen zu einigen großen Dichtern als in den eigenen Leistungen. Diese haben jedoch einen starken lokalhistorischen Wert. Für die Pfalz und vor allem für Mannheim war das aufklärerische Bemühen um die Bildung der Jugend und noch mehr Kleins Eifer für deutsche Sprache und Dichtung von hervorragender Wichtigkeit. Eine solche Wirksamkeit, die auch der Errichtung des Nationaltheaters den Boden ebnete (vgl. meine Vorgeschichte des Nationaltheaters zu Mannheim. Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 27 ff.), verdient die besondere Darstellung, die Krükl ihr zuteil werden läßt.

Er hat ungedruckte Urkunden und Briefe reichlich benutzt, besonders aus dem Besitze des badischen Generallandesarchivs und der Straßburger Bibliothek. Er erzählt darnach das Leben Kleins richtiger und reicher, als man es bisher kannte. Die literarische Tätigkeit wird im zweiten Teil gekennzeichnet; in zutreffendem Bewerten hat Krükl den Dichtungen nur wenig Raum zugewiesen, unter ihnen am meisten den dramatischen, weil sie doch bei den Zeitgenossen einige Beachtung fanden. Mehr Platz wird der Aufzählung und Betrachtung der Vorlesungen und der kunstgeschichtlichen und schriftstellerischen Leistungen eingeräumt; aus dem Dialektwörterbuch sind Auszüge mitgeteilt. Den Anhang füllen wichtigere Urkunden und das Verzeichnis aller Schriften Kleins.

Klein ist als literarischer Geschäftsmann zu betrachten. Es darf nicht verkannt werden, daß er von Anfang an und dauernd auch sachlichen Eifer besaß, Ideale hatte und bewahrte; sie wurzelten in der

französischen Literatur. Aber er war persönlich [illegible] und gewinnsüchtig und dies trieb ihn zu allerlei Unternehmungen [illegible] doch buchhändlerisch waren. Bei dieser Eigenart [illegible] Tätigkeit Kleins von Krükl nicht durchwegs an [illegible] angeschlossen zu werden. Zudem [illegible] nur aus.

Krükls Darstellungsweise ist schlicht und verweist [illegible] vorsichtig auf die Überlieferung. Die Erzählung des Lebens [illegible] zergliedert, als mir wünschenswert zu sein scheint. Strenger [illegible] zu Liebe ist Kleins Verhältnis zu Schubart in zwei Teilen [illegible] zum dritten Mal kommt Krükl auf die Beziehungen beider im [illegible] Werke, wie er denn auch Kleins persönlichen und brieflichen [illegible] Lessing und Wieland und Schiller von dem literarischen Verhältnis zu [illegible] trennt. Ich glaube, das Zusammengreifen wäre hier wirksamer [illegible].

Es sei erlaubt, für Kleins Beziehung zu Wieland eine Ergänzung vorzulegen, zumal Krükl über die Abspiegelung Kleins in den „[illegible]" einleuchtend spricht. Krükl erwähnt Wielands Briefe vom [illegible] September 1774 und 10. Dezember 1775 (der erstere ist wieder gedruckt von Jaro Pawel in Westermanns Monatsheften 1894, Jahrgang [illegible] Band 77, S. 255 ff.) und durfte nach den ihm offenen Quellen [illegible] (S. 20), daß Wieland nach seinem Besuche in der Pfalz niemals [illegible] eine Notiz über Klein oder dessen Tätigkeit in Mannheim in den Merkur gebracht habe. Es scheint übrigens schon vor Wielands mißglückter Reise zur Aufführung seiner Rosamunde eine Verstimmung eingetreten zu sein; festgelegt wurde dann das Mißverhältnis zweifellos durch die im ganzen ungünstig urteilende Schrift Kleins Über Wielands Rosamund. Schweizers Musik und die Vorstellung dieses Singspiels in Mannheim 1781. Seit 1775 aber blieb der Verkehr auf dreizehn Jahre unterbrochen, wie sich aus einem im Böttigernachlaß der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden aufbewahrten Briefe ergibt. Klein schreibt nämlich am 4. Juni 1788 aus Mannheim an Wieland:

Ein Mann von Ansehn gab mir zu verstehen, Eure Wohlgeboren [illegible] der Verfasser der Rezension meines K. Rudolf in der Jen. allg. Literaturzeitung. Da sie aber mehr einem Pasquille, als einer Beurtheilung gleich [illegible] mirs unglaublich vor. Ich sende Ihnen hier die zweyte Ausgabe dieses [illegible] spieles, dessen erste sich in weniger als drey Vierteljahr vergriffen hat. [illegible] Ihnen daran, alle Gründe zum Verdacht auf Sie wegen dieser Rez. [illegible] so erwarte ich Ihr unpartheisches Urtheil über das Stück im nächsten Hefte des deutschen Merkurs.

Seit der letzten Ihrer freundschaftlichen Zuschriften, die ich ungefähr vor 13—14 Jahren erhielt, haben Sie sich in verschiednen Fällen auf eine Art gegen mich geäußert, die mich keinen solchen Brief mehr, wie derselbe und die vorhergehenden waren, hoffen läßt. Welcher Dämon hieran Ursach sey, weiß ich nicht. Da ich aber dem Verdienste in Jedem Falle Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so blieb ich von je her der wärmste Verehrer des ersten Dichters der deutschen

Nation. Hätten mirs meine Freunde nicht mit einleuchtenden Gründen widerrathen, so wäre Ihre Biographie schon einem unserer besten Köpfe von mir aufgetragen, und ich hätte Sie noch bey Ihren Lebzeiten in das Werk: Leben und Bildnisse der großen Deutschen (gegen dessen Plan) eingerückt. So weit geht meine Bewunderung Ihrer einzig großen Geistesgaben. Möchte ich nie Überzeugung erhalten, daß Sie einer kleinfügigen Handlung, wie die, von der die Rede ist, fähig sind, wodurch so viel litterärisches Verdienst so tief in den Schatten sinkt! Der Fall möchte treffen, wen er wollte, so würde ich mich (ohne weitern Wunsch) ganz mit dem Vergnügen bescheiden, das mir Ihre Schriften machen, und ganz auf meine Lieblingsgrille Verzicht thun, einem großen Manne mit der Bewunderung immer mein Herz zu widmen.

In der Sache, die mich allein betrifft, hoffe ich bald Aufschluß zu erhalten. Aus Verschiednem seit geraumer Zeit hätte ich muthmasen können, es sey darauf angesehen, mir unfreundschaftlich zu begegnen; aber ich war nicht eitel genug zu glauben, Wieland sey mein Feind. Hielten Sie mich aber wichtig genug, es wirklich zu seyn, so werde ich Ihnen Beweise geben daß Sie sich nicht herabwürdigen.

Ich harre mit der vollkommensten Hochschätzung

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Klein.

Durch dieses Schreiben wird bezeugt, daß die Zuschriften Wielands an Klein zahlreicher sind als die bisher bekannten und daß der Brief vom Dezember 1775 die letzte derselben an den „gütigen Freund" ist. Klein scheint ihn in gutem Gedächtnis gehabt zu haben; denn seine Frage: „Welcher Dämon hieran Ursach sey" klingt an den Anfang von Wielands Brief an: „Welcher Dämon, Gnom oder Höllen-Breuglischer Teufel . . . kann die Schuld haben" usw.

Die in Kleins Schreiben erwähnte Besprechung seines Kaiser Rudolf von Habsburg findet sich in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung vom 28. August 1787 Nr. 206 Sp. 525 f. und ist so abfällig, daß man des Autors Ärger begreift. Wieland kann schon des Stiles wegen nicht ihr Verfasser sein. Außerdem kann ich folgendes Zeugnis aus einem Briefe Christian Gottfried Schütz' an Böttiger (vom 2. März 1813) anführen, das aus diesem Munde unbedingt zuverlässig und das zugleich von allgemeinerer Bedeutung ist; er schreibt:

Wieland hat an der Allgemeinen Literaturzeitung nie weitern Antheil genommen, als 1) daß er anfangs mit Actionär war, und den Plan mit besprechen half. 2) das Avertissement aufsetzte, soweit es nicht das Detail der Ankündigung betraf. Er ging aber von der Gesellschaft der Unternehmer schon vor dem Anfange der Allgemeinen Literaturzeitung wieder ab, und nahm seinen Einschuß gegen einen Revers, daß er an diesem Institut nichts weiter zu prätendiren habe, zurück. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse war sonderbar; ich will sie Ihnen einmal mündlich erzählen. Allerdings wollte er selbst auch Recensionen liefern; hat aber nie eine gemacht.

Hierdurch wird Wielands eigene Erklärung im Teutschen Merkur 1788 3, 192 bestätigt und erläutert, wonach er an der Allgemeinen Literaturzeitung nie den mindesten Anteil hatte.

Und diese Erklärung steht in der „Antwort an einen Genannten", datiert vom 9. August 1788 (durch Druckfehler: 1786), das heißt an einen, der sich in einer Zuschrift genannt hat, im Gegensatz zu einem andern, der sich nicht genannt hat und zugleich Antwort erhält. Der Genannte ist — Klein. „Ein bekannter Schriftsteller, — der die Züchtigung öffentlich hier genennt zu werden, zwar nur zu wohl verdient hätte," hebt Wieland an, habe ihm vor einigen Wochen eines seiner Produkte mit einem auf die sonderbarste Art zudringlichen Briefe zugeschickt, worin er sage: nun folgt ein Auszug aus Kleins Schreiben. Darnach nennt Wieland die Schmeicheleien der Zuschrift ekelhaft, überläßt den Autorkniff, einem ehrlichen Manne seine Freundschaft gleichsam mit der Pistole auf der Brust abzunötigen, dem Urteil des Publikums und erklärt, er werde „das Buch jenes Mannes, der von dem Teufel der Autor-Ruhmsucht so übel geplagt wird, nach einer solchen Zudringlichkeit, im Teutschen Merkur weder selbst beurtheilen noch von einem andern recensiren lassen".

Man sollte denken, daß Klein damit für alle Zeit genug gehabt hätte. Trotzdem wendet er sich, allerdings im Auftrag der kurfürstlichen Gesellschaft, den aber ein anderer als Klein nach jenem Vorfalle nicht übernommen hätte, am 28. Juni 1793 nochmals an Wieland mit der Bitte, ein Preisausschreiben in den Merkur einzurücken; und Wieland hat die Bitte sofort im Juliheft S. 306 ff. erfüllt.

Graz. B. Seuffert.

Weber Heinrich, Hamann und Kant. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Zeitalter der Aufklärung. München 1904, Ch. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 4 M.

Allem Anschein nach beginnt für den Magus im Norden eine neue Periode der wissenschaftlichen Betrachtung und Forschung. Hat man ihn früher schon gelegentlich mit Nietzsche verglichen, so kennzeichnet der Verfasser des oben angezeigten Buches seinen modernen Standpunkt mit den Worten (S. 7): „Unsere Zeit verlangt nach großen Individualitäten, nach Trägern echter Lebenskraft. In diesem Sinne ist Hamann durchaus zeitgemäß. Von den eigenen Zeitgenossen, die im Banne eines lebensarmen Intellektualismus und dürren Utilitarismus standen, unabhängig, steht er unserer Zeit mit ihrem Schrei nach persönlichem Leben viel näher als manche andere Größe des 18. Jahrhunderts." Und noch energischer (S. 234): „Nicht die gelehrte Einzelforschung behält das letzte Wort, zumal in der Historie. Man verlangt mehr. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems in der Menschheit (Eucken) tritt der Geschichte der Philosophie an die Seite; eine Theorie der Werte als philosophische Grundwissenschaft gewinnt Boden. Von diesem Gesichts-

punkte aus werden Männer wie Hamann in eine ganz neue Beleuchtung gerückt; sie erheben den Anspruch, in ihrer Bedeutung als Persönlichkeiten, als Träger persönlichen Lebens gewürdigt zu werden."

Ich lasse es dahingestellt, wie viel Neues dabei herauskommen wird. Erfreulich bleibt es immer, wenn dadurch das Studium der Hamannschen Schriften neu belebt wird. So ist ja der Herausgeber selber nach dem Abschluß seines Buches auf handschriftliche Funde gestoßen, die er zur Ergänzung der Rothischen Ausgabe unter dem Titel „Neue Hamanniana" (München 1905) veröffentlicht hat; leider ohne die notdürftigsten Erklärungen, deren Hamann am allerwenigsten entraten kann. Ein anderer Münchner Gelehrter, Rudolf Unger, hat gleichzeitig „Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhang seines Denkens" (München, Beck 1905) behandelt; die erste Hälfte, die Hamanns ganze Weltanschauung behandelt und namentlich den Einfluß des Pietismus sehr glücklich aufzeigt, scheint mir förderlicher als die zweite, die über die Sprachtheorie selbst handelt. Derselbe Unger hat im Diederichsschen Verlage (Jena und Leipzig 1905) eine etwas magere Auswahl aus Hamanns Schriften unter dem Titel: „Sibyllinische Blätter" herausgegeben; er verspricht auch eine Neuausgabe des gesamten Briefwechsels durch Artur Warda. Endlich hat die Deutsche Kommission der Berliner Akademie Hamann in das Verzeichnis der Schriftsteller aufgenommen, deren Werke einer krititischen Ausgabe würdig und bedürftig erkannt wurden. Die alte Ausgabe von Roth und Wiener ist zwar nicht so schlecht als ihr Ruf und sie enthält einen Registerband, um den die meisten Klassiker den alten Hamann beneiden könnten; aber unseren heutigen philologischen Ansprüchen genügt sie nicht mehr. Hoffentlich wird man darüber in der Deutschen Kommission nicht in Zweifel sein, daß eine moderne Hamann-Ausgabe nicht ohne Kommentar ausgehen darf und daß der aparte Autor auch eine besondere Behandlung verlangt.

Das Buch von Weber über Hamann und Kant zerfällt in zwei gleiche Hälften. In der ersten wird das persönliche Verhältnis der beiden auf Grund einer sorgfältigen Sammlung und Sichtung der Zeugnisse (die nun in den Neuen Hamanniana S. 129 ff. eine Vermehrung erfahren haben) festgestellt; in der zweiten Hälfte wird Hamann als Gegner der Kantischen Philosophie behandelt und gewürdigt. Das Resultat der ersten Untersuchung ist nach unserem Verfasser, daß Hamann dem großen Philosophen zeitlebens Freundschaft entgegen gebracht, aber nur kühle Freundlichkeit als Gegengeschenk erhalten habe. Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, aus den echt Hamannschen Äußerungen über Kant den Ton einer warmen Freundschaft herauszulesen; aus Hamanns persönlichen Urteilen wird man selten klug, namentlich wenn sie dritten gegenüber abgegeben werden — und seine Urteile über Kant sind weder besonders zahlreich noch besonders bezeichnend. Als Gegner der Kantischen

Philosophie aber stellt er unserem Verfasser keinen launischen Widerspruch, sondern eine von der Geschichte als berechtigt und notwendig bestätigte Ergänzung, ja eine Korrektur der Kantischen Einseitigkeit vor (237). Auch in dieser Hinsicht erscheint ihm Hamann heute noch von positiver Bedeutung: erstens als einer der Ahnherren des heutigen Realismus der Weltanschauung; und zweitens als einer der ersten unter den Männern, die unter Überwindung des Intellektualismus und Utilitarismus der Entseelung des Denkens entgegengearbeitet und darin die Schranken ihres Zeitalters überwunden haben (108). Wenn aber Hamann auch die einseitige Pflege des Erkenntnistriebes als eine Versündigung an der menschlichen Natur empfunden und deshalb auf die rein erkenntnistheoretische Herkulesarbeit des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft mit Verachtung heruntergesehen hat, so macht der Verfasser (S. 110 f.) mit Recht geltend, daß Hamann eben die Kritik der praktischen Vernunft und die spätere praktische Periode Kants überhaupt nicht mehr erlebt hat. Noch in einer anderen modernen Frage, in dem Kampfe um Bibel und Babel nimmt Weber den Magus in Anspruch. Gegenüber Herders „Ältester Urkunde", führte Kant die dichtgeschlossene Phalanx der Meister orientalischer Gelehrsamkeit ins Treffen, die sich eine solche Beute durch einen Ungeweihten von ihrem eigenen Boden nicht so leicht würden entführen lassen; während Hamannn umgekehrt für die Unabhängigkeit der Religion von antiquarischer Gelehrsamkeit eintrat. Auch hier stellt sich der Verfasser (S. 146 ff.) auf die Seite seines Helden: „Man kann wohl sagen, die Entwicklung der religionsgeschichtlichen Forschung hat Hamanns Position als ganz berechtigt erwiesen. Die Grundfeste des religiösen Glaubens ist tatsächlich von dem Treibsande kritischer Modegelehrsamkeit unabhängig. Dieser Grundsatz bewährt sich, wie es scheint, auch gegenüber dem neuesten Übergriff orientalischer Gelehrsamkeit auf das Kompetenzgebiet des religiösen Urteiles, in dem Kampf um Babel und Bibel".[1])

Unger hat in seinem oben zitierten Buch S. 264 ff. eine Ergänzung zu der Hamann-Bibliographie in Goedekes Grundriß gegeben. Ich füge hinzu: Prutz, Deutsches Museum 1859, I, 49. 345. — Schaweller, Hamann als Pädagog, Insterburg 1886. — Über Hamanns Kritik der Kantischen Kritik der reinen Vernunft vergleiche auch Reinholds Leben S. 103 und 287 ff. — Über die „Zwei Scherflein" gegen Klopstocks Orthographie siehe Lappenberg, Briefe von und an Klopstock S. 300 f. und Herder an Knebel in dessen Nachlaß 2, 349. — Flögel meint in den Briefen an Klotz (1, 155), daß Hamann in den Kritischen Wäldern im Hintergrund liege. — Das Interesse an den von Cramer herausgegebenen

[1]) Die von dem Verfasser (S. 62) durch ein Fragezeichen beanstandete Wendung Hamanns (Roth 4, 190): „Von seines Besseren verstanden werden," ist offenbar eine eigenwillige Analogiebildung zu „seines gleichen".

„Sibyllinischen Blättern" bezeugen Knebel und Charlotte von Schiller: Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, 413. 419; Briefe an einen vertrauten Freund 480 f. — Der Bericht J. F. Reichardts (Weber S. 7 A.) ist auch bei Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1790 bis 1827, Leipzig 1845, 4. Teil S. 1 ff. gedruckt, wahrscheinlich nach der Urania 1813 S. 257 ff. — Über Hamann und die Fürstin Gallitzin handelt ein Artikel im Weimarer Sonntagsblatt 1857 S. 457 ff. (R.) — Den Besuch Hamanns in Frankfurt a. M. erzählt Lappenberg in seinem Buch über die Klettenberg S. 208 ff. — In den drei Sammlungen der Briefe von und an Merck und in Goethes Briefen an die Stein wird Hamann wiederholt erwähnt. — Über Jean Paul und Hamann vergleiche das dritte Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift S. 161. — In bezug auf die Romantik vergleiche auch die Briefe von und an Görres, Register.

Wien. J. Minor.

Lessing O. E., Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München und Leipzig 1905, R. Piper & Co. 4 M.

Der Verfasser versucht zu beweisen, daß Grillparzer in der Entwicklung seines Dramas eine ähnliche Entwicklung, nicht bloß nach der technischen Seite, sondern auch hinsichtlich der Auffassung und Gestaltung der Probleme durchlaufen habe, wie Hebbel auf seinem Wege von der „Judith" bis zu „Agnes Bernauer", „Gyges" und „Moloch". Das höchste Ziel, das Hebbel vorschwebte, sucht er aus den Worten der Vorrede zur Maria Magdalena zu entwickeln, die wir hier etwas vollständiger, als er, anführen wollen:[1]) „Bis jetzt hat die Geschichte erst zwei Krisen aufzuzeigen, in welchen das höchste Drama hervortreten konnte, es ist demgemäß auch erst zweimal hervorgetreten: einmal bei den Alten, als die antike Weltanschauung aus ihrer ursprünglichen Naivetät in das sie zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neueren, als in der christlichen eine ähnliche Selbstentzweiung eintrat. Das griechische Drama entfaltete sich, als der Paganismus sich überlebt hatte und verschlang ihn, es legte den durch alle die bunten Göttergestalten des Olymps sich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es gestaltete das Fatum. Daher das maßlose Herabdrücken des Individuums, den sittlichen Mächten gegenüber, mit denen es sich in einen doch nicht zufälligen, sondern notwendigen Kampf verstrickt sieht, wie es im Ödip den Schwindel erregenden Höhepunkt erreicht. Das Shakespearsche Drama entwickelte sich am Protestantismus und emanzipierte das Individuum. Daher die furchtbare Dialektik seiner Charaktere" ... „Nach Shakespeare hat zuerst Goethe

[1]) Werke (Werner) 11, 40 f.

um Faust und in den mit Recht dramatisch genannten Wahlverwandtschaften wieder zu einem großen Drama den Grundstein gelegt, und zwar hat er getan oder vielmehr zu tun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialektik unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen, er hat den Widerspruch, den Shakespeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Zentrum, um das das Ich sich herum bewegt, d. h. in der diesem erfaßbaren Seite desselben, aufzuzeigen, und so den Punkt, auf den die gerade, wie die krumme Linie zurückzuführen schien, in zwei Hälften zu teilen gesucht." Kurz vorher hat Hebbel „Idee" erklärt als das „alles bedingende, sittliche Zentrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen". Ohne uns auf die Berechtigung von Hebbels literaturgeschichtlicher Auffassung näher einzulassen, merken wir hier nur an, daß der Verfasser unseres Buches die Ansichten des Dichters über die Zukunft des Dramas zu seinen eigenen macht und das Trauerspiel „von der tragischen Schuld über die dem Individuum immanente Tragik zum neuen Drama" sich entwickeln läßt, welches letztere er als das kollektivistische charakterisiert. „In der alten Tragödie erleben wir das Werden und Vergehen einer Sonderexistenz; in der neuen Tragödie spiegelt sich die Entwicklung der Menschheit, die wie der Phönix immer wieder untergeht und neu verjüngt aufersteht. Insofern die alte Tragödie im Untergang des ‚Helden' ihren Endzweck erreicht, ist sie individualistisch. Insofern die neue Tragödie im Untergang der Einzelexistenzen nur Durchgangsstadien der fortlaufenden Entwicklung des Ganzen sieht, ist sie kollektivistisch. Jene ist der künstlerischen Endstimmung nach vorwiegend pessimistisch, diese ist prinzipiell optimistisch" (S. V).

Ich muß gestehen, daß mich Lessings Ausführungen im einzelnen weder davon überzeugt haben, daß das „neue Drama" in seiner Gesamtheit nach einer derartigen, kollektivistischen Richtung tendiere, noch daß Grillparzer zu einem eigentlich kollektivistischen Drama vorgeschritten sei. Da aber Lessing von seinem Standpunkte aus die einzelnen Werke des österreichischen Meisters zum großen Teile in einem neuen und eigenartigen Lichte sieht, so ist es nötig, sich des näheren mit seinen Deutungen auseinanderzusetzen.

Lessing geht entwicklungsgeschichtlich vor, scheidet aber dabei nicht bloß die Jugendarbeiten und kleineren Fragmente und das von dem Dichter selbst ungebührlich herabgesetzte Märchenspiel, sondern auch die „Ahnfrau" aus, von der er kurzweg urteilt: „Zwischen Müllners ‚Schuld' und Grillparzers ‚Ahnfrau' ist nur ein Grad-, kein Wesensunterschied. Das eine ist so wenig eine Tragödie, wie das andere" (S. 1). Doch auch in der „Sappho", worin einem „tragischen Problem zum ersten Male wirklich auf den Grund gegangen werde", sieht er „die Künstlertragödie mit einer oberflächlichen Liebestragödie verquickt" (S. 2). Für den Vorwurf der Uneinheitlichkeit beruft er sich mit Recht auf Grillparzer selbst, der aber

doch nicht eigentlich von einer „Änderung des ursprünglichen Planes", sondern von einer Unterbrechung der Arbeit spricht, die ihn „den Faden nicht genau da wieder aufnehmen ließ, wo er ihn fallen gelassen, und den vierten Akt dadurch in einen ziemlichen Kontrast mit dem früheren" brachte.[1]) Wenn dann Grillparzer fortfährt: „Als ich wieder daran ging, war meine Stimmung und damit mein ganzer Ideengang geändert", so beziehen sich diese Worte doch wohl mehr auf die von der Stimmung abhängigen Gedankenreihen, schließlich auf die ethische Grundauffassung des Schicksals, des Handelns und Leidens der Heldin, als auf das pragmatische Gefüge der konkreten Bühnenhandlung, obwohl schließlich auch hier eins ins andere greift. Auch ich glaube an eine Wandlung dieser Grundauffassung bei Grillparzer, aber sie stellt sich mir etwas anders dar, als Lessing. Für ihn ist „die Künstlertragödie mit einer oberflächlichen Liebesintrige verquickt", welche letztere ihm recht eigentlich ein Dorn im Auge und nach seiner Meinung der großen Sappho so ganz unwürdig ist, daß sie ursprünglich gar nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben könnte. Für mein Gefühl beginnt das Drama als echte Leidenschaftstragödie, die Apotheose der Künstlerin ist das Werk des späteren, über die quälenden Zweifel der eigenen Seele beruhigteren Dichters. Alles, was über die ursprüngliche Konzeption zu sagen ist, muß nach Sachlage der Dinge den im Grunde unverändert gebliebenen Eingangsakten entnommen werden; dazu kommt die bekannte Auslassung Grillparzers aus dem Jahre 1818 (Entwurf eines Briefes an Müllner, Werke 18, 173), wonach das Leidenschaftliche in Sappho das Primäre, für die tragische Wirkung Entscheidende, ihre Rolle als Dichterin dagegen das Sekundäre, mehr für die pragmatische Verflechtung der Handlung Bedeutsame ist: „Ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung, das Szepter führt, bis die angeschmiedeten Sklaven die Ketten brechen und dastehen und Wut schnauben. Dazu gesellte sich, sobald das Wort ... Dichterin ausgesprochen war, natürlich der Kontrast zwischen Kunst und Leben" usw.

Lessing sieht im ersten Akte „alle Elemente tragischen Geschicks und dramatischer Verwicklung gegeben: Brennendes Verlangen nach Betätigung vollen Lebens, Kampf um das ersehnte Glück, halber Erfolg, der zum Siege werden kann; zwei Individuen, die sich verstehen und ergänzen wollen, die schon begonnen haben, sich einander anzupassen", erkennt aber an, daß Sappho nicht imstande sei, den Bann ihrer Leidenschaften zu brechen, ein mittleres zwischen verzehrender Ekstase und erkältendem Haß zu finden; „darum muß sie an dem mit Aufbietung aller Energie gemachten Versuch, sich in das Wesen der menschlichen Gesellschaft, deren

[1]) Werke ed. Sauer 18, 174.

Glück von der Zügelung individueller Leidenschaften abhängt, hineinzugewöhnen, scheitern" (S. 5 f.). Diese letzteren, inhaltsschweren Worte kann ich nicht unterschreiben, glaube vielmehr, daß Lessing seine kollektivistische Theorie zu schnell in den Grillparzerschen Text hineingelesen habe. Anpassungsbestrebungen mit Rücksicht auf die menschliche Gesellschaft verfolgt Sappho nicht; ihre Begeisterung für Bürgerglück und Bürgertugend entspringt nur dem dumpfen Gefühl dafür, daß eine dauernde Verbindung mit Phaon ein Herabsteigen von der mühsam erklommenen Höhe künstlerischen Daseins für sie bedeute. Dabei handelt es sich aber, nach dem ursprünglichen Plan des Dichters, augenscheinlich nicht eigentlich um einen Kampf zweier Seelen in ihrer Brust; ich wage zu behaupten, daß die Sappho des ersten Entwurfes im Grunde gar keine wahre Künstlernatur ist, daß sie als ein sinnlich veranlagtes, leidenschaftliches Wesen sich vorschnell einem Beruf gewidmet hat, der die volle Hingabe des Menschen verlangt; sie steht also etwa auf einer Linie mit Medea, Ottokar und Hero, die auch für das Ideal, das ihnen vorschwebt, nicht organisiert sind. Sie freut sich des Beifalls der Menge, der sie für manche harten Erfahrungen des früheren Lebens entschädigt (Werke 4, 144) und waltet als Herrscherin in ihrem Kreise, sich selbst genießend, auch wenn sie beglückt (ebenda 149 und 170). Auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, an einer Stelle, wo die reine innerliche Befriedigung des Künstlers an seinem Schaffen und die sinnliche Rückwirkung des Beifalls der Menge kaum zu scheiden sind, wacht der Wunsch in ihr auf, das Leben in vollen Zügen zu genießen; der unfruchtbare Lorbeerkranz kann sie eben auf die Dauer nicht befriedigen und die Philosophie des Genusses, die sie später Phaon vorträgt („Leben ist ja doch des Lebens höchstes Ziel" 148) hat sich seit längerer Zeit in ihr vorbereitet. Kein Wunder, daß das unbestimmte Sehnen ihres Herzens in unmittelbare Begierde umschlug, als sie den schönsten der griechischen Jünglinge den leuchtenden Blick auf sie heften sah. Jedes Wort aber, das sie in den ersten Szenen mit ihm spricht, offenbart den tiefen, tragischer Lösung zuführenden Gegensatz beider Persönlichkeiten, den die Dichterin bereits ahnend vorempfindet. Auch Lessing weiß, daß sie „von innerer Unsicherheit gequält" ist, übersieht aber die tiefe Enttäuschung in den abweisenden Worten auf Phaons begeisterte Huldigung: „Du schmeichelst süß, doch, Lieber, schmeichelst du." Alle Bewunderung des Jünglings, der zwischen Kunst und Leben sehr wohl zu scheiden weiß, gilt der Künstlerin, die hoch wie eine Göttin über ihm steht, deren Herablassung ihn unsicher und, da sie nicht unmittelbar auf sein Gefühl wirkt, nachdenklich, grüblerisch macht, während die leidenschaftliche Sappho, im Bestreben, beide Kränze um die Stirn zu flechten, durchaus ein Wort der Liebe aus ihm herauspressen will; sie nennt den, der sich ihr nicht gleichzustellen wagt, den Herrn, preist seine männliche Tüchtigkeit, idealisiert sein Bild und erreicht

mit alledem weiter nichts, als gleichsam die Ahnung einer Liebe, ein unbestimmtes Sehnen seines Herzens, das sich doch niemals auf den unmittelbaren Besitz des göttlichen Weibes zu richten wagen würde. Dennoch fühlen wir wieder, wie diese Unterordnung sie bedrückt, wie sie froh ist, seinen Gaben ihren Ruhm entgegensetzen zu können (S. 153). Daß ihre Liebe von Anfang an auf Genuß gerichtet ist, daß sie auch niemals auf ihrer künstlerischen Laufbahn einen entschlossenen, restlosen Bruch mit allen sinnlichen Anforderungen vollzogen hat, erhellt aus dem ersten Akt zur Genüge; ebenso anderseits, daß Phaon, sobald er sich erst von ihren wahren Wünschen gründlich überzeugt hat, notwendig abgestoßen werden muß, daß ihn, was die Künstlerin sich selbst verleugnet, die alternde Sappho als Frau nicht reizen kann. Daß seine Kälte auf Sapphos Leidenschaft nur verstärkend zurückwirkt, ist demnach klar, und gegenüber Lessings Vorwurf (S. 8): „Seit wir Sappho verlassen haben, ist von ihr aus nichts geschehen, was ihr Verhältnis zu Phaon hätte trüben können", muß doch darauf hingewiesen werden, daß die gefährliche Situation der Rosenszene nur die Fortentwicklung der durch Sappho selbst angesponnenen Fäden darstellt: in Phaon ist die Sinnlichkeit einmal erregt, und da ihn von Sappho eine heilige Scheu zurückhält, so wird sie sich halb unbewußt auf ein anderes Ziel lenken. Muß ihn Sapphos Höhe demütigen und als Mann zurückstoßen, so üben Melittas Tränen einen um so nachhaltigeren, fesselnden Eindruck auf ihn aus; ihre Schwäche fordert seine Ritterlichkeit heraus, ihre edle Haltung imponiert ihm gerade nach dem stürmischen Werben der Heldin; und Melitta selbst mußte doch durch Sapphos glühende Schilderung des neuen Freundes innerlich erregt werden; erinnert uns doch die stürmische Art der Künstlerin, die von dem eben zur Jungfrau herangeblühten Mädchen Bewunderung für den schönen Jüngling fordert, etwas an Hebbels Kandaules (S. 150 ff.). Das Verschütten des Weines bei Tisch zeigt ja, wie tief der Eindruck des Ankömmlings gewesen ist, die Todessehnsucht des Mädchens, das die Gebieterin nicht verletzen möchte, beweist die Stärke ihres Gefühls, die Rosenszene macht Sappho betreten, Phaons Zerstreutheit ängstigt sie, und gerade bei ihrer sinnlichen Natur ist von vornherein zu erwarten, daß sie kein Mittel unversucht lassen wird, um den Geliebten, in dem sie nicht viel anders wie in ihren Freundinnen einen Gegenstand zu ihrer freien Verfügung sieht, festzuhalten; Hochachtung vor fremden Persönlichkeiten ist ihr so gut wie fremd. Ihr Kampf gegen die Nebenbuhlerin bedeutet also nicht eine Verschiebung des ursprünglichen, in der Anlage des 1. Aktes angedeuteten Planes, sondern seine folgerichtige Weiterentwicklung. Wunderbar, daß unser feinsinniger Kritiker nicht herausfindet, was in Sappho vorgeht, als Phaon, mit dem Worte „Melitta" aus dem Traum erwacht, plötzlich so gesprächig wird, bis er in dieser Liebe zu dem einfachen Mädchen sein seelisches Gleich-

gewicht wiedergefunden hat, so daß er selbst Sappho unbefangen [illegible] übertreten kann. Daß es hier keine Auseinandersetzung mehr gi[illegible] psychologisch so wahr, daß wir uns nur über Lessings Forderung [illegible] wundern können: „Im Drama muß doch das tragische Problem [illegible] allen Umständen debattiert werden"; soweit das nötig ist, geschah es im ersten Akte; hier, wo die Leidenschaft der Heldin bereits ins Wallen gerät, wo ihr Phaon endgiltig entrissen erscheint, schickt sich kein Kampf der Worte. Gewiß empfindet sie jetzt zwischen Kunst und Leben eine Kluft; aber nicht eigentlich ihre künstlerische Vollendung hat sie unmittelbar für das Leben gemacht, sondern ihre leidenschaftliche Natur läßt sie weder in der Kunst, noch im Leben die volle Höhe je erreichen, läßt sie in der Not zu kleinlichen, gewaltsamen Mitteln greifen. Gerade die niedrige Handlungsweise gegen Melitta gehört mit in den ersten Plan, der durchaus ein Selbstgeständnis des Dichters war; fürchtete doch auch er das Schlimmste von seiner Eifersucht (Tagebuch S. 4). Der Verlauf dieser Entwicklung konnte nur zu verzweifeltem Ende, zum völligen Austoben einer verheerenden Leidenschaft führen. Wohl möglich, daß dabei das Ideal künstlerischer Größe und Reinheit noch einmal in der Ferne auftauchen sollte, etwa wie Goethes „Mahomet" mit einem Lichtblick endigen konnte. — Tatsächlich scheint Grillparzer den Konsequenzen seiner ersten Konzeption nachher aus dem Wege gegangen zu sein; aber ich sehe das Neue eben nicht in der Liebesintrige, sondern in der Erhebung Sapphos zu einer Höhe, wo von einer eigentlichen Leidenschaftstragödie kaum mehr die Rede sein kann. Hat sich die Heldin kurz vorher, als sie die entflohene Melitta zurückzuholen befahl, ähnlich wie Jaromir nach den Eröffnungen des Räubers in einer relativ ruhigeren Stimmung bewußt für den Weg der Leidenschaftlichkeit entschieden, so tritt sie uns nun hoheitsvoll, zur Entsagung fähig, entgegen, als sei das Ganze bloß eine Verirrung der großen Künstlerin gewesen, die freilich nicht mehr zu der verlassenen Höhe begierdeloser Reinheit wieder aufsteigen kann; die Heldin erscheint dem Dichter hier in einer Gloriole, und Phaon demgemäß nicht mehr als Normalgrieche, sondern als Durchschnittsmensch. Daher also die Rede des Rhamnes, deren Herausfallen aus dem Ton des Ganzen natürlich auch Lessing richtig erkannt hat; daher endlich die Apotheose am Schlusse, wo Sappho nach einem fehlgeschlagenen Versuche, zu „leben", gleichsam zu ihrer hohen Bestimmung sich zurückfindet und mit einer Tat der „Selbstentleibung"[1]) in Schillers Sinn den hohen Göttern zu eigen gibt, während nach der ursprünglichen Absicht des Dichters eine solche, innere Einheit mit den Himmlischen niemals vorhanden war. Es ging eben Grillparzer ähnlich, wie Schiller mit Wallenstein, der anfangs „niemals edel", schließlich doch der „Würde des Realisten" in hohem Maße teil-

[1]) Schriften (Goedeke) 10, 227 f.

haftig wurde oder wie mit Maria Stuart, die, anfangs rein physisch angelegt, schließlich des Aufschwunges zur Geisterwürde fähig ward.[1]) Auch so kann man „Sappho“ natürlich nicht eigentlich als ein synthetisches Entwicklungsdrama bezeichnen, da es sich vielmehr um die freiwillige Rückkehr auf einen verlassenen Standpunkt handelt. Von einer Modifizierung des ursprünglichen Ideals ist auch da keine Rede; nach Grillparzers späterer Intention ist Sappho als Idealistin lebensunkundig geworden wie Max Piccolomini, und nicht in ihrer Lebensentfremdung liegt das tragisch Entscheidende, sondern vielmehr in ihrer Annäherung, in ihrer Sehnsucht nach dem Leben. Grillparzer erstrebt zu mindesten hier nicht eine Vereinigung von Idealismus und Realismus, wie Schiller, und wie es doch Goethe im „Tasso“ tut, sondern er erklärt vielmehr Kunst und Leben als schlechterdings unvereinbar: „Es lag in meinem Plan, nicht die Mißgunst, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunst zu schildern, wie in Correggio oder Tasso, sondern die natürliche Scheidewand, die zwischen beiden befestigt ist.“ (Werke 18, S. 176.) Natürlich ist die zweite Fassung eigentlich noch pessimistischer, als die erste: nicht bloß die minderwertige, sondern gerade die wahrhaft künstlerisch-große Natur ist ewig unfähig, Leben und Kunst zu verbinden. Das Drama endet so niederschlagend, wie „Lohengrin“.

Phaon und Melitta vertraten die „Partie des Lebens“; sie kennen bloß den schlichten Lebensgenuß; ihre Wünsche gehen nicht ins Leidenschaftlich-Ungeheure, und auch das Ideale, das sie kennen und nachzuempfinden vermögen, kann ihr Wollen nicht nachhaltig beeinflussen; tiefes tragisches Leid bleibt ihnen fremd; auch Sappho war nichts weniger als die typische Vertreterin menschlicher Ideale, sondern der starke, heftig begehrende Mensch, der doch auch die Krone der Menschheit erringen will, ohne auf die Freuden des Daseins zu verzichten; nur ein solcher leidet so stark unter der eigenen Unzulänglichkeit und unter dem eigenen Zusammenbrechen, um die volle Ladung tragischer Wirkung auf die Zuschauer zu ermöglichen. Damit sind die Grundtypen der Grillparzerschen Charakterschöpfung eigentlich gegeben.

Wir finden entsprechende Persönlichkeiten wieder im „Goldenen Vließ“. Lessing hat ganz Recht (S. 35): „Für sich allein betrachtet, weist die Trilogie über das konventionelle, rein individualistische Drama nicht hinaus“; wir haben es hier so wenig als in der „Sappho“ mit einem Entwicklungsdrama synthetischer Art zu tun; das Ideal ergibt sich nicht aus der tragischen Diskussion, es schwebt von vornherein über dem Ganzen; ja, der Dichter hat es gewagt, es so weit zu verkörpern, wie das in menschlich-empirischen Verhältnissen überhaupt möglich ist. Ich

---

[1]) Vgl. meine „Goethe- und Schillerstudien“ Band 1 (1905), S. 154 ff. und 210 ff.

kann Lessings hartes Urteil über Phryxus (S. 30) durchaus nicht unterschreiben; mir ist er nicht der „Halbheld", der an Selbstüberhebung zugrunde geht, weil es ihm an der nötigen Umsicht fehlt, das Erworbene zu behaupten, mir ist er nicht ein Vorläufer Jasons, mit dessen Einführung dann doch der Dichter den Fehler der Wiederholung begangen hätte. Er vertritt die gute, menschliche Seite des Hellenentums, er ist nicht der ideale Mensch an sich, auch nicht der Grieche an sich, sondern der Vertreter der Idealität überhaupt, die auf griechischem Boden in die Erscheinung treten konnte. Daher der verhängnisvolle, aus Mitleid, aufkeimender Liebe, reagierendem Rechtsgefühl und eigener Sehnsucht nach höherer menschlicher Würde resultierende tiefe Eindruck auf Medea, daher der Irrtum des unerfahrenen Mädchens, Jason als Griechen im Lichte jener Idealgestalt zu erschauen. So treffen im Vorspiel reine Menschlichkeit und vollendete Unmenschlichkeit aufeinander, nicht eigentlich Natur und Kultur; denn das Vorgehen des Aietes ist alles andere, als natürlich, es bedeutet eine Degeneration von dem sittlichen Empfinden des ursprünglichen Menschen, wie in Medeas Abscheu und Gewissensqualen, ja in dem eigenen, späteren Zusammenbruch des Königs deutlich genug zur Erscheinung kommt. Das ist eben die Tragik: in Medeas Busen haben die Erlebnisse, deren Zeugen wir sind, Kräfte der Liebe, Hingabe, Aufopferung frei gemacht, die nach Betätigung drängen; von ihrer Umgebung abgestoßen, zieht sie sich in ein Reich der Phantasie zurück und hofft, irgendwo auf geheimnisvolle Art das ideale Land zu entdecken, wo alle ihre Träume Wirklichkeit werden können; es fehlt ihr an der leidenschaftslosen Einsicht in die Bedingtheit alles Menschlichen, die zur völligen Durchbildung des eigenen Ich führen würde; so bleibt sie denn im Grunde, wer sie ist, und den geweihten Boden von Hellas betritt sie später als kolchische Zauberin mit einiger, oberflächlich genug aufgelegter hellenischer Kultur; und statt an der Seite des reinen, selbstlosen Menschen, schreitet sie neben Jason einher, der im Grunde nichts anderes sucht, als sich selbst; zwischen ihm und Aietes besteht nur der Unterschied verfeinerter und grober Selbstsucht; hier rohe, gemeine List, dort ein Prunk mit hellenischen Idealen und unter der Oberfläche „die Selbstheit nicht des Nutzens, doch des Sinns". (Vgl. auch Sauer, Einleitung zu Band 1, S. 44.) An den Egoismus aber bleibt sie gekettet, an den, der um sie her wütet und an den, der im eigenen Busen glimmt; denn da ihr Streben nach Hellas doch schließlich der Ausdruck eigener Wünsche, ihre Liebe durch Sinnlichkeit mit bedingt und bestärkt war, da die Beweise ihrer Liebe zu grausen Taten gegen diejenigen geführt haben, die bisher ihrem Herzen teuer waren, so ist von jener inneren Vollendung, die anfangs ihr wohl als Ideal vorschwebte, von jenem Aufgehen in dem Reiche des gegenseitigen Vertrauens, der Treue und Nächstenliebe, wie sie ihr in Phryxus verkörpert schienen, keine Rede mehr: mit verzeh-

render Glut bricht der rohe Rache-Egoismus des Barbarentums in ihr durch und wütet gegen Jasons Geliebte und ihre Kinder. Damit aber tobt sich ihre Leidenschaftlichkeit auch aus, und reiner als in der „Sappho" erfolgt die Abrechnung der Persönlichkeit mit sich selbst; keine heroische Apotheose, wie dort, sondern schlichte, einfache Worte, die wohl in ihrer Grundstimmung an den „trüben" Schluß der Schillerschen „Ideale" erinnern und in der Sache mit dem Schluß der „Räuber" übereinstimmen: Medea verzichtet schließlich auf alles eigene Glück und die Durchsetzung der eigenen, sinnlichen Persönlichkeit; sie fügt sich dem, was aus ihr wird; sie will nicht mehr die Herrin ihres Schicksals sein. Zu solcher Höhe der Selbstentsagung kann nur sie, nicht ein Jason sich aufschwingen, der eben eine rein elementare Natur ist. Und wenn Medea sagt: „Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht", so klingt das nicht so grundsätzlich pessimistisch, wie Lessing (S. 35) diesen ganzen Schluß auffaßt: Selbstbeschränkung führt aus der Nacht heraus; aber das ergibt sich freilich nicht erst aus dem Drama, sondern ist dem Dichter von vornherein bewußt und soll es auch seinen Zuhörern sein; in der Tragödie aber führt er Menschen ungemessenen Strebens über die Bühne, Verkörperung seiner eigenen niedergerungenen Wünsche.

Ich kann nun im Grunde genommen die Tragik des „Ottokar" nicht viel anders auffassen und vermag in dem historischen Drama des Dichters durchaus nicht einen Übergang zur „kollektivistischen Tragödie" in dem Sinne zu sehen, als ermöglichte hier die Tragik des Individuums die Entwicklung des Kaisertums (Lessing S. 36). Schon der auffallende Umstand, daß die Figur Rudolfs von Habsburg unter allen dramatischen Gestalten Grillparzers so ganz für sich allein steht,[1]) sowie die Worte des Dichters über das Motiv der Gründung der Habsburgischen Dynastie als „einer unbezahlbaren Gottesgabe", das heißt also nicht eines eigentlich erstrebten Zieles der Handlung machen uns bedenklich. Seine tragischen Helden sind vorwiegend sinnlich veranlagte Menschen, deren sinnliches Streben gerade dann besonders heftig durchbricht, wenn sie nach einem unsinnlichen, für sie „unnatürlichen Ideal"[2]) streben. Sappho will den Kranz der Dichterin und den Blumenflor des Lebens auf sich vereinen, Medea griechisches Maß und kolchischen Freiheitsdrang in sich paaren; Ottokar will bei aller barbarischen Roheit seines Innern der Kulturbringer Böhmens werden, die Ämter des Eroberers und des Friedensfürsten in sich vereinen und daran geht er nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich zugrunde; das Beste an seinem Streben erscheint ihm als unerreichbar und das Gesicherte, was er erlangte, zerrinnt dabei

[1]) Vgl. Volkelt, Grillparzer als Dichter des Tragischen, S. 15 f. Ebenda kommt der Nachweis von Grillparzers streng individualistischer Geschichtsauffassung für unsere Zwecke besonders in Betracht (S. 123 ff.).

[2]) Vgl. Schiller, Schriften 6, 70 ff.

zwischen seinen Händen; daß dabei die Figur des Gegners steigt, daß Rudolf von Habsburg der ideale Kaiser wird, war durch den Stoff und freilich auch durch die nationale Ader in Grillparzer selbst gegeben. Im übrigen wissen die glücklichen Durchschnittsmenschen, wie Phaon, klug zwischen Ideal und Leben zu scheiden; sie genießen das letztere und machen dem ersteren von Zeit zu Zeit ihre Reverenz, ohne es mit Leidenschaft zu erstreben; das Ideale, ins Leben übertragen, bedeutet für sie im allgemeinen eine Zügelung des allzu heftigen Begehrens, eine Modifikation des Lebensdranges; im allgemeinen blickt Grillparzer auf diese Durchschnittsmenschen mit einer gewissen neidischen Bewunderung hin; seinen Oberpriester in der „Hero" respektiert er sicherlich selbst, aber sympathisch ist er ihm nicht; hier fällt einmal die besondere Form, unter der sich die Mäßigung des eigenen Willens bei der Gegenfigur äußert, in den Interessenkreis seiner persönlichen Sympathien: Rudolf ist der Vertreter kaiserlicher Würde. Im übrigen ist er, wenigstens soweit er im Drama auftritt, vor schweren inneren Konflikten gesichert so gut wie Phaon, Jason, der Oberpriester, jeder nach seiner Art; gerade darum aber eignet er sich auch nicht recht zum „Gegenspieler"; wir finden nicht einen leidenschaftlichen Willen, der gegen den anderen prallte; das ist bei Grillparzer überhaupt kaum je der Fall; eine leidenschaftliche Natur wirkt sich aus in ihrer Zwiespältigkeit und geht daran innerlich, meist auch äußerlich zugrunde, die anderen kommen mehr als Hebel in Betracht. Somit kann sich auch nicht ein neues, berechtigtes Drittes aus dem Kampf zweier halbberechtigten Interessen ergeben, sondern das Wahre und Richtige steht überall im Hintergrunde und offenbart sich im Gegensatz zu dem Streben der Helden. Ja, im „Ottokar" wird es personifiziert, wie etwa im Phryxus des „Vließes" und hier am wenigsten ist von synthetischer Darstellung zu reden. Mit Recht vertritt Lessing die starke Heldennatur in Ottokar und lehnt die Zusammenstellung mit dem Schwächling Jason ab (S. 38), wie er denn auch die stete Reaktion des sittlichen Gefühles in Ruhezeiten seiner Leidenschaft richtig hervorhebt (S. 39 f.); eben dieses Schwanken bringt ja Grillparzers Helden in die nächste Nähe zu denjenigen Schillers, die ebenfalls unter der eigenen Unzulänglichkeit leiden, ohne doch dem leidenschaftlichen Drange der eigenen Seele gebieten zu können. Er vergißt aber darüber, daß das Eingreifen Zawischs, das Ottokars aus seinem Rechtsgefühl geborene Demütigung wirkungslos macht, weit entfernt ist, alle weiteren Schritte des Königs zu rechtfertigen und ihn als den unschuldig Leidenden hinzustellen, sondern wir müssen, wie in Schillers Dramen, den Nachdruck darauf legen, daß der Held sich selbst den Weg zur Rückkehr verbaut hat: der Verrat der Königin, Zawischs Frechheit, das alles entspringt aus seiner eigenen menschlichen Unzulänglichkeit, die ihn in diese Zwangslage geführt hat; hier wirkt die Trennung von Margareta und alles, was damit ursächlich und folgerichtig zusammenhing, noch

bedeutsam nach. Darum handelt es sich eben um eine rein individuelle Tragik, um einen Tatsachenkomplex, der fest und sicher geschlossen in der Brust des einzelnen Mannes verläuft und nicht um den Zusammenstoß zweier, jeweils halb berechtigter Bestrebungen. Mögen die Keime zu einer tragischen Entwicklung im Sinne Ottokars in noch so vielen von uns liegen, was Lessing (S. 41) so scharf hervorhebt, so empfinden wir, bei aller Möglichkeit der Identifizierung, diese tragische Konsequenz doch nicht als allgemein menschliche, zwingende, weil unser sittliches Gefühl a priori sich dagegen auflehnt. Von einer „kollektivistischen Tendenz" (S. 14) kann gar keine Rede sein; Kollektivist ist Grillparzer als österreichischer Patriot und setzt das bei jedem Zuschauer als selbstverständlich voraus; darauf braucht sein Drama nicht erst zu tendieren. Und aus Grillparzers, von Lessing (S. 43) herangezogenen Worten des Dichters an Frau von Littrow lese ich gerade das heraus, was meine Interpretation stützt: dem Helden schwebt eine große Idee vor, aber er ist um seiner eigenen Leidenschaft und der dadurch hervorgerufenen und immer fortwirkenden Taten willen nicht imstande, sie zu realisieren.

Von unserem Standpunkt aus erscheint denn auch die Kontinuität des Dichters in seinen folgenden Werken besser gewahrt, wir vermögen keinen Rückschritt vom „kollektivistischen Optimismus zum individualistischen Pessimismus" zu beobachten. Wir können aber auch nicht wohl von unschuldig Leidenden sprechen, wie das Lessing bei Bancbanus und Erny, Hero und Leander tut (S. 47). Ausgezeichnet weiß er die männliche Gehaltenheit in Bancbanus zu entwickeln, den nur der Unverstand servil und pedantisch schelten kann. Aber der Dichter selbst nennt doch seinen Helden mit seiner großen Vertrauensseligkeit „ziemlich borniert"; durch harte Selbstzucht zur Herrschaft über seine Sinne gelangt, unterschätzt der Brave die Gewalt der Sinnlichkeit an anderen; sein Streben nach unbedingter Pflichttreue auf der einen, nach dem Besitz des schönen Weibes auf der anderen Seite zeigt eine gleiche verhängnisvolle Doppelheit, wie bei den anderen tragischen Helden des Dichters: hier klafft ein Widerspruch, der zum tragischen Untergang führen muß. Freilich ist Bancbanus ein anderer, als die Sappho des Urplans: in ihr strebt alles nach Leben, und sie drängt anderseits der unfruchtbaren künstlerischen Vollendung zu; Bancbanus ist zum Beamten geboren und will doch auch seinem Lebensdrang nachgehen; das verträgt sich auf die Dauer nicht; Naturen, wie der „fürstliche Range", sind besser daran. Reiner als Medea ringt sich Bancbanus zur Höhe des sittlichen Ideals durch, aber das Leben und was ihn daran fesselt, ist ihm darüber zerbrochen. Wie im Dichter selbst die unbedingte Untertanentreue und der heiße Drang nach künstlerischer Betätigung des eigenen Ich oft genug in hartem Kampf lagen, so bei seinem Helden; der Rest ist ein völliges Aufgeben aller Ansprüche auf eigenes, persönliches Glück: eine Konsequenz, wie sie Grillparzer im

Leben wohl oder übel ziehen mußte. Grundsätzlich pessimistisch können wir sein Ideal nicht nennen: verderblich scheint ihm nur das Streben nach der Vereinigung idealen und realen Strebens, wozu freilich gerade die stärksten Naturen immer ganz besonders neigen werden. Ein so sinnlich veranlagtes Wesen wie Hero strebt nach der Würde der jungfräulichen Priesterin mit einer Überhitzung, die das Übernatürliche, ihrer individuellen Persönlichkeit nicht Entsprechende ihrer Wünsche von vornherein beweist. Wenn Lessing sagt: „Sie folgt nur ihrem natürlichen Gefühl" (S. 52), so gilt das zum mindesten nicht von dem Anfang des Dramas. Vielmehr muß sie sich zu ihrer Natur erst zurückfinden lernen; und Urteile wie diese: „Leander und Hero sind zu rein und zu schön für die Welt" sind ganz schief und würden, wenn sie wahr wären, starke Zweifel an der tragischen Begabung des Dichters erregen. Er selbst schwankt zwischen zwei Zielen seines Lebens, wie Faust. Zur einen Zeit seines Lebens hält er sich für den geborenen Künstler, zur anderen zweifelt er an seinem Talent. Weltlust und Künstlerberuf zu vereinen, hält er für unmöglich; kein Wunder, daß er zu Zeiten höchsten künstlerischen Selbstvertrauens sich in sich selbst zurückzieht; daher dann jene „mimosenhafte Scheu vor der Berührung mit der Außenwelt", die Sauer konstatiert hat. Einem Grillparzer muß das offene Zurschautragen der Kränze bei Sappho schon wie eine unkeusche Profanierung ihrer Heiligkeit erscheinen; verbittert durch unbarmherzige Kritik, muß er selbst den rauschenden Beifall der Menge wie Hohn, wie etwas ihm Fremdes empfinden: sein völliger Rückzug ins Arbeitszimmer, sein Abschluß von der lebenden Bühne war für ihn ein Bedürfnis, wie Lessing selbst, nur nicht mit eingehender Motivierung andeutet (S. 62).

Und dieser Dichter sollte zum kollektivistischen Drama in Hebbels Sinn vorgeschritten sein? Gewiß ist er von dem Staatsgedanken durchdrungen, aber er läßt ihn sich nicht aus dem Zusammenprall verschieden gearteter Weltanschauungen synthetisch entwickeln, auch nicht nach der Zeit der Sammlung, nach der Berührung mit Hegel, wie unser Kritiker uns glauben machen will. Für ihn versteht sich das Sozial-Ethische immer von selbst.

Die Wirkung der heftigen Ausfälle Grillparzers gegen Hegel, mit dessen System er sich besonders um die Mitte der dreißiger und der vierziger Jahre beschäftigt, sucht Lessing durch den Hinweis auf anklingende Ausführungen im einzelnen abzuschwächen. Uns scheint das nicht wohlgelungen. Soviel Interesse der Dichter dem Philosophen entgegenbringt, einen nachhaltigen Einfluß auf seine eigene Gedankenwelt hat er doch kaum von ihm empfangen. Richtig ist es, daß Grillparzer kein extremer Individualist war. Wer die Grundbedingungen des Menschen in der Gesellschaft sieht (siehe Werke 14, 103 f., und an Freiheit da nicht glauben kann, „wo der Begriff der Ordnung fehlt" (ebenda 111),

der redet der freien Auswirkung persönlicher Willkür nicht das Wort. Anderseits aber sagt Lessing mit vollem Rechte: „Freiheit war ihm gleichbedeutend mit Erkenntnis des Notwendigen“ und die gesellschaftliche Natur des Menschen ist ihm eben ein Notwendiges, von der Natur Gegebenes. Sie ist ein Teil der Bestimmtheit des einzelnen, der dem Gesetz nicht entfliehen kann, nach dem er angetreten ist: „Und steigst du in die Tiefe der Gedanken, wie findest du den Rückweg in die Welt? Du armer König, dessen Reiche schwanken, der eine Krone trägt, allein kein Szepter hält ... Denn etwas ist, du magst's wie weit entfernen, das dich umspinnt mit unsichtbarem Netz, das, wenn du liebst, du aufschaust zu den Sternen, dich unterwerfend dasteht: das Gesetz“ (Werke 2, 55). Damit ist eben kein äußeres, sondern das innerhalb des menschlichen, psychischen Organismus wirkende Gesetz gemeint, dem Grillparzer deterministisch, ohne das Freiheitsbewußtsein Schillers gegenübersteht.

In einem wesentlich anderen, viel mehr idealistischen Sinne spricht doch Hegel von „Gesetzen“ im Handeln und Leiden des Individuums. Für ihn ist der „Geist“ das Selbstbewußtsein in seiner Funktion als Gemeinbewußtsein, das Individuum als sich erweiternd zu einer Welt. Diese Tendenz auf das Allgemeine aber nimmt in jedem Individuum eine bestimmte Form an, je nach dem Vorherrschen des entweder Überirdisch-Göttlichen oder Irdisch-Menschlichen, des männlichen oder weiblichen Bindungsprinzips, des religiösen oder sittlichen Gesetzes, wie sie sich in Familie und Staat äußern; aller Kampf im Leben folgt aus der verblendeten Verbohrtheit in das jeweils eigene Lebensprinzip, das die gleiche relative Berechtigung des Entgegengesetzten nicht anerkennen will und so ist der Zusammenprall von Familie und Staat in den typischen Vertretern Antigone und Kreon für Hegel das Grundschema der Tragödie überhaupt. Nur durch das Verbeißen in das eigene Lebensprinzip ist tragische Handlung möglich, in diesem Sinne aber ist jede eigentliche „Tat“ wirklich tragisch und führt zum Untergang, indem der pathetisch verblendeten Macht eine andere gegenübertritt, die beide einander aufheben, so daß die gestörte Ordnung wieder hergestellt wird. Diese Ordnung also war da, sie ergibt sich nicht erst aus dem Kampf beider Elemente, dessen Ausgang sie vielmehr nur wiederherstellt. Daß hier weder von einer äußerlichen Gebundenheit des Individuums an die Welt des sinnlichen Lebens, noch von einem inneren, tragischen Zwiespalt die Rede ist, wie wir das bei Grillparzer beobachtet haben, dürfte klar sein und neben den vielen absprechenden Äußerungen des Dichters über den Philosophen, die Lessing beizubringen vermag, findet sich keine einzige, die eine wirkliche Anerkennung, ja nur eine tiefere Verarbeitung dieser tragischen Theorien beweisen könnte.[1]) Der Kollektivismus Grillparzers ist von

[1]) Vgl. Hegels Werke 2, 329 ff. (Phänomonologie des Geistes).

anderer Art, als der in der „Phänomenologie des Geistes“ entwickelte, der Dichter brauchte ihn nicht erst zu lernen und in dichterischer Form zu verkündigen. Eher konnten Hegels Darlegungen ihn in seiner halb pessimistischen Auffassung von der Relativität alles menschlichen Handelns und Geschehens bestärken, aber eben auch nur bestärken, denn dieser Relativismus sprach sich ja deutlich genug schon im „Goldenen Vließ“ aus. Doch Lessing macht noch eine andere Möglichkeit der Einwirkung Hegels geltend: seine dialektische Methode, die ja nach dem Ausspruch des Philosophen nichts anderes sei, „als die Methode der Entwicklung, rein begrifflich oder logisch gefaßt“ (S. 77 ff.). Wie stark den Zeitgenossen die Hegelsche Form der Synthese aus Satz und Gegensatz in Fleisch und Blut übergegangen war, ist bekannt und es bedurfte keines eigentlichen Hegelstudiums, wie es unser Dichter ja freilich betrieben hat, um sie auf die eigenen Gedankenreihen zu übertragen. (Vgl. Richard Wagners kunstgeschichtliche Betrachtungen.) Grillparzer hat sich nur mißmutig über diese Methode ausgesprochen: seiner goethisch-intuitiven Art entsprach sie nicht; sie war auch eigentlich im Gegensatz zu Goethes Anschauungsweise aufgekommen, sie entsprang einer Forschungsweise, die logische Begriffe und Zeichen in Beziehung zueinander setzt, um die Beziehungen zwischen den Dingen zu ergründen; in der geometrischen Logik vorbereitet, spielt sie schon in Kants, auch in Schillers Denken eine große Rolle und wird von der romantischen Philosophie mit Meisterschaft gehandhabt; es ist eigentlich gedankenlos, sie nach Hegel zu nennen, der sie bloß am konsequentesten durchgeführt hat. Sollte nun auf Grund seiner Hegellektüre unser Dichter, trotz seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die synthetische Denkart, doch halb unbewußt dazu gekommen sein, die Einzelvorgänge, aus denen sich das in seinen Dramen künstlerisch gestaltete Lebensbild ergab, nach dem dialektischen Schema zu konstruieren? Lessing schaltet freilich den „Bruderzwist“ von vornherein aus, will aber die Methode in „Weh dem der lügt“, „Esther“, „Libussa“ und der „Jüdin von Toledo“ nachweisen.

Wird aber in dem Lustspiel wirklich durch den Zusammenprall zweier diametral entgegengesetzten Willensrichtungen eine neue, ideale Lage geschaffen, ja auch nur ein neues Ziel aufgesteckt? Ist der Bischof der grundsätzliche Vertreter der Wahrheit, Leon derjenige der Lüge? Es handelt sich doch bei dem gutherzigen Küchenjungen um eines jener liebenswürdigen Naturkinder unseres Dichters, der einem von fremder Seite in ihn hineingetragenen, mehr verstandesmäßig erfaßten Ideal zustreben will, auf dem Wege aber seine Unzulänglichkeit erkennen muß. Dies Ideal aber ist in seinem Gegenspieler so wenig verkörpert, wie etwa in dem Oberpriester der Hero; sie sind nur Träger des Ideals, das auch ihnen etwas mehr Äußerliches, Angelerntes nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, während der Held es sich wirklich einzuver-

leiden trachtet. Dabei steht das höchste Ideal: nicht bloß die Wahrheit sagen, sondern redlich handeln, von vornherein über beiden Handelnden da und bleibt bestehen, es braucht sich nicht erst aus dem Drama synthetisch zu ergeben; es ergibt sich vielmehr ein ganz anderes: die Relativität alles Menschlichen, die Bedingtheit des Verismus im Leben, so lange es sich um ein bloßes Vernunftideal handelt. Das ist aber doch im Grunde kein anderes Ergebnis, als wir es schon in den früheren Dramen kennen lernten: In diesem einen Falle aber ist jenes Ideal doch kein unnatürliches, sondern ein nach der Meinung des Dichters sehr wohl berechtigtes, in der Brust jedes reinen Menschen wohnendes. Die ganze Handlung dient also dazu, etwas, das von vornherein in dem Helden liegt, zum Bewußtsein zu erheben und zu vertiefen. Insofern haben wir ein Entwicklungsdrama vor uns, aber nicht eigentlich ein synthetisches; denn die Ermahnungen des Bischofs wären hier sicherlich auch nicht von Erfolg, wenn nicht in dem Herzen des guten Jungen die Wahrhaftigkeit sich nach Betätigung drängte. Jener ist bloß ein Vehikel in dieser inneren Handlung, nicht ein gleichberechtigter Faktor. Nichts weniger als eine Verteidigung der Notlüge ist unser Drama und im Gegensatz zu solcher Interpretation sollte das „Esther-Fragment" doch wohl die Verderblichkeit der Lüge mit rückhaltloser Konsequenz beweisen. Indessen scheinen mir die bisherigen Deutungsversuche, so verdienstlich sie in ihrer Art sein mögen, doch zu wenig zwingend, als daß ich sie hier für die Betrachtung verwenden möchte. Über das Lustspiel „Weh dem der lügt", könnte man wohl nicht unpassend schreiben, was sich in den Notizen über Libussa findet: „Gefühl, Verstand, Rückkehr zum Gefühl"; das ist für Grillparzers Tragik, wie wir sahen, überhaupt so bedeutsam, nur daß die Rückkehr zur natürlichen Gefühlslage meist, wie bei Sappho, durch das Vorgefallene unmöglich gemacht ist, daß die unnatürlichen Ideale die Bedingungen des Lebens zerstört haben. Hier wird aber keine Synthese vollzogen, sondern ein Ring schließt sich in tragischer Weise, die Entwicklung kehrt zu ihrem Ausgangspunkt zurück; steht es im Libussa-Drama, über dessen Wert wir uns hier nicht, wie Lessing tut, in Auseinandersetzungen mit Bartels und Anderen zu verlieren brauchen, steht es darin anders?

Hätte Grillparzer wirklich zur Zeit der Libussa-Dichtung unter so beherrschendem Einflusse Hegels gestanden, wie Lessing annimmt, so wäre hier die beste Gelegenheit gewesen, nicht bloß politische Theorien, wie sie doch auch wohl seinem eigenen Kopf entspringen mochten (übrigens ist die politische Denkweise der ganzen Generation von Hegel mit beeinflußt), sondern das ganz spezifisch Hegelsche tragische Problem durchzuführen: in den Widerstreit zwischen Mann und Frau Familien- und Staatsrecht, göttliches und irdisches Gesetz aufeinander prallen zu lassen nach der Art eben der „Antigone". Nichts von alledem. Für mein Gefühl handelt

es sich, wie auch Richard Meyer empfindet,[1]) um die „Schicksale eines erhabenen weiblichen Wesens unter den Menschen", und damit reiht sich Libussa früheren Heldengestalten des Dichters gleichwertig an. Der Vater hat ideale Ziele mit kräftiger Hand vorzubereiten versucht, die drei Schwestern sind als Frauen, wie immer wieder betont wird, wohl zur Aufnahme und Fortführung seiner Ideen, nicht aber zu ihrer praktischen Durchsetzung befähigt; in einer von ihnen lebt freilich ein größerer Tatendrang, als in den anderen; nur Libussa geht hinaus, um Heilkräuter für den Vater zu suchen und gerät hierbei in engere Berührung mit der Welt, als ihr gut ist. Gewiß kann man die Übernahme des Regiments als eine „Pflicht", zum mindesten als eine Notwendigkeit und ihre Tat als ein „Opfer" ansehen; aber warum tun die anderen Schwestern, die doch auch keine unwürdigen Töchter des Vaters sind, nicht diese Pflicht? Es vermählen sich hier eben, wie überall in der Tragödie, persönliche und überpersönliche Motive; auch Antigone schreitet nicht bloß aus religiösen Gründen zur Tat; der Haß gegen den Usurpator und die persönliche Liebe zum Bruder treiben sie zum Entschluß. Und eben dies persönliche Element ist es ja denn auch, was die Tragik Libussas ausmacht; darum kann der nüchterne, auch vor einer Notlüge nicht zurückschreckende Primislaus dem Volke mehr sein, als diese idealistische Jungfrau, die doch ihren Idealen schon untreu wird, indem sie zum Handeln vorschreitet. Grillparzers alte Scheu vor der befleckenden Berührung des Genies mit der Welt kommt hier zum Durchbruch, wie Richard Meyer a. a. O. S. 16 ff. mit vollem Rechte betont hat. Für eine Gestalt wie Libussa frommt diese Tätigkeit nicht, sie geht daran zugrunde; und darum allein handelt es sich im Drama. Freilich muß sie die relative Berechtigung aller Schritte ihres Gatten anerkennen, wie sie sich ihm trotz ihres (sehr persönlichen) Stolzes als Gattin unterwerfen muß; aber darin liegt eben die tiefere, innere Tragik, neben der der äußere Untergang bloß ein Symbol ist; zwischen verstandesmäßiger Anerkennung einer Notwendigkeit, eines Kompromisses und innerer Identifizierung ist noch ein Unterschied. Ihr Gefühl sagt nein, wo ihr Verstand ja sagt. Das hat Lessing S. 122, 124 f., 128 nicht genügend hervorgehoben oder geschieden. Und gerade der Tod Libussas in dem Augenblicke, da sie sich zum höchsten Opfer entschließt, zeigt doch sehr deutlich, daß es sich um eine rein individualistische Tragödie handelt, daß Grillparzer weit davon entfernt ist, sein Ideal des neuen Staates hier, im Zusammenwirken von Primislaus und Libussa, die sich innerlich immer fremder geworden sind, verwirklicht zu sehen. Gewiß glaubt er an ein drittes Reich, wo das Gefühl zu seinem Rechte kommen wird; aber dies Reich ist nicht der

---

[1]) Grillparzers Libussa, erläutert von Richard M. Meyer, Lyons Deutsche Dichter, Heft 16, S. 13.

Staat des Primislaus; niemals hätte Grillparzers reine Naturzustände, wie sie Lessing selbst S. 123 auf Grund der handschriftlichen Notizen schildert, als Ideal anerkannt. Dies Ideal lebt in seiner Seele, schwebt über dem Ganzen, wird aber erst in seiner viel ferneren Zukunft verwirklicht werden, wenn andere Menschen da sind, als heute. Das dritte Reich kann sich aus dem Gegebenen kaum jemals genetisch entwickeln; in dieser Welt, wie sie ist, können Menschen wie Libussa und Grillparzer sich nicht ausleben. Sie drängt es, aus ihrem Idealreich herauszutreten und zu wirken, aber jeder Schritt auf der Bahn des Lebens zerrt sie hernieder, wie Goethes Mahomet. Immer noch die Tragik des Lohengrin. Wenn Lessing scheidet: „Im Bruderzwist ahnen wir das kommende Neue, Höhere mehr, als daß wir es erleben, in der Libussa hat es sich vor unseren Augen, wenn auch nur im Symbol, erfüllt", so müssen wir diese letzte Scheidung und diese letzte Erklärung von unserem Standpunkte aus energisch bestreiten. Zu einer Synthese sind Gegensätze nötig, aber Primislaus bedeutet keinen vollwertigen Gegenspieler für Libussa: er ist, wie Phaon, ein nüchterner, praktischer Ehrenmann, eine Kompromißnatur, ein Utilitarist, der doch das Ideale und Hohe im gegebenen Augenblick für seine Zwecke mit benutzen möchte und es dadurch gerade seinem Tode entgegenführt.

Noch weniger vermag ich in der „Jüdin von Toledo" ein kollektivistisches Drama mit der Herausarbeitung einer synthetisch sich ergebenden, neuen Lebensform erblicken. Grillparzer kehrt noch einmal zu jenem Problem zurück, das schon der Schlußfassung der Sappho nach unserer Interpretion zugrunde lag: die edle, hoheitsvolle Natur, die eine Frage an das Leben stellt, dabei aber sittlich zu Fall kommt. Augenscheinlich hat Grillparzer diese Versündigung an der eigenen Bestimmung durch heiße Leidenschaft nicht für so erschütternd tragisch gehalten, wie Libussas Bestreben, ihre eigenen Ideale in das Leben, in die Welt der Sinne zu übertragen; Libussa muß innerlich und äußerlich zugrunde gehen an ihrer Enttäuschung; den Fall Alfonso nimmt Grillparzer nicht ganz so ernst, wie ihn Schiller genommen haben würde und etwa Ibsen nachher ähnliche Fälle nehmen sollte. Er hat freilich Vorsorge genug dafür getroffen, daß die Loslösuug des Königs von der Leidenschaft nachher glaublich wird: Lessing hat recht; was ihn zu Rahel zieht, ist nur das Leben in physischem Sinne, der Rhythmus der Lebensbewegungen in seiner natürlichen Stärke und Kraft, wovon er bei der kalten Gemahlin nichts findet. Die Leiche kann ihn nicht mehr bezaubern. Dazu kommt sein inniges Verhältnis zu dem eigenen Volke, worauf Lessing S. 134 hinweist und anderseits ein geheimes Grauen vor der schönen Geliebten (ebenda 136), deren jüdische Abstammung der Dichter wohl gerade in seinem auf spanischem Boden spielenden Drama besonders gut brauchen konnte. So bedeutet für ihn das Ganze nur eine Durch-

gangsstufe, eine zeitweilige Verblendung; aber eine höhere Stufe erreicht doch der König eigentlich nicht, als er sich von der Geliebten befreit sieht; dazu klingt mir denn doch der Schluß zu pessimistisch; auch hier ist etwas abgestorben; hier ist der strenge Rückzug auf die Pflicht nicht der Anfang eines neuen Lebens, sondern bedeutet nur noch ein Bruchstück des Lebens; mit ganzer Seele ist dieser König, der sich alles eigenen Willens begibt, nicht mehr bei der Sache, ja er erscheint uns kaum noch recht als Herrscher. Von einem Durchdringen durch die Entsagung zur freudigen Lebensbejahung etwa im Sinne von Wagners Parsifal nach der Szene des Charfreitagszaubers vermag ich hier nichts zu entdecken. Nur daß Grillparzer seinen König leben und in den Kampf ziehen läßt, der ja nach der geschichtlichen Wahrheit kein bloß erfreulicher ist; jedenfalls ist auch die Siegesgewißheit dieser Spanier im Drama gar nicht überzeugend. Der Dichter ist gealtert; er hat mit dem Leben gekämpft und seine Ansprüche an irdische Glückseligkeit niedergerungen; aber ob er damit seine eigentliche Bestimmung gerettet hat, ist ihm wohl selbst zweifelhaft; er mag die Frage nicht bejahen, noch verneinen; und so schließt er mit einem trüben: „non liquet," ähnlich wie Ibsen die Frage nach der Zukunft des eigenen, seiner ursprünglichen Bestimmung untreu werdenden Volkes im Peer Gynt entscheidet: „Wir sehn uns am letzten Kreuzweg, Peer; und dann wird sich zeigen, — ich sage nicht mehr." Das Ganze ist wiederum ein Selbstbekenntnis, hat aber eben darum einen vorwiegend individualistischen Wert. Für die Errettung des Menschen Alfonso ist freilich die Opferung der Jüdin notwendig; aber auch für die Menschheit oder für das Volk? Werden damit neue Werte gegeben? Wird der König damit im Grunde ein Reiner, Besserer, Höherer, als er im Anfang seiner Laufbahn war, ehe die Versuchung an ihn herantrat? Daraus, daß ein Tor durch eigene Schuld wissend wird, entspringt doch noch kein neues Lebensideal für die Gemeinschaft.

So vermag ich mich denn gerade mit dem, worin Lessing selbst offenbar das Hauptergebnis seines Buches sieht, nicht einverstanden zu erklären, so dankbar ich die Fülle von feinen Einzelbemerkungen zur Interpretation anerkenne, wie auch den Hinweis auf die Beschäftigung mit Hegel, deren Ertrag für den Dichter noch genauer und vorurteilsfreier untersucht werden sollte.

In der Anwendung der dialektischen Methode bestand er meines Erachtens nicht, und ich vermag so wenig bei Grillparzer, wie bei Hebbel, das letzte Ergebnis dahin zusammenzufassen: „Einordnung des individuellen Lebens und Strebens in das Streben zum Wohle der Gesamtheit, soziales Handeln." Vielmehr predigt Grillparzer dem Genie den völligen Rückzug von der Welt, beziehungsweise die Aufgabe jedes individuellen Willens, und Hebbel sieht ja in der Individuation das πρῶτον ψεῦδος, das zum tragischen Untergang führt. Zwar bleibt in

der Nibelungendichtung Dietrich von Bern schließlich am Leben und wird der Führer einer neuen, besseren Generation, aber nicht bloß die finsteren Reckengestalten mit ihrer egoistischen Moral, sondern gerade Siegfried, der strahlende Held, der das heidnische Persönlichkeitsprinzip mit der reineren Ethik des Christentums zu verschmelzen versuchte, ist zugrunde gegangen und gerade an diesem Versuche.[1]) Hier siegt die Religion des Pilgers, der um ein Brot und um einen Schlag bittet, wie in „Herodes und Mariamne" der König triumphiert, der im Stall geboren wird.

Wir können uns nicht mehr lange aufhalten bei dem Rück- und Ausblick, womit Lessing sein Buch schließt. Für mich bedeutet „Fiesco" nicht eine dichterische Verkörperung der Stufenfolge: „Monarchie, Republik, Rückkehr zu einer besseren Form von Monarchie", sondern behandelt die tragische Entwicklung des Hauptcharakters; die sittliche Weltordnung, die über und hinter dem Ganzen steht, wird hier, wie in den anderen Schillerschen Dramen, von dem Vorgefallenen gar nicht berührt; ihr langsames Fortwirken steht für Schiller ebenso unverrückbar fest, wie die Notwendigkeit der natürlichen und gesellschaftlichen Ordnung für Grillparzer und braucht nicht weiter diskutiert zu werden. Ich habe das in meinem Buch über „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen" (München 1905) ausführlich zu beweisen versucht, und will es hier nicht wiederholen. Auch hieße es ein ganzes Buch schreiben, wollte man sich mit den kurzen Bemerkungen über das Drama des 19. Jahrhunderts in Lessings Anhang kritisch auseinandersetzen. Ich selbst sehe, wie Lessing hervorhebt, in dem „Prinzen von Homburg" ein synthetisches Schauspiel: hier werden einmal von höherer Warte aus, ungefähr in dem Sinne, wie das Hegel später theoretisch ausführen soll, zwei extreme Weltanschauungen, auf einer Seite konsequenter Individualismus, auf der anderen Seite die eherne Forderung der Unterordnung unter die Staatsidee zu höherer Einheit verschmolzen, und ich muß dabei bleiben, daß das nicht möglich wäre, wenn die Gegensätze nicht vom Standpunkt des Dichters aus bloß „scheinbar", durch die subjektive Auffassung der handelnden Personen bedingt wären; auf anderem Wege wäre eine innere Wahrscheinlichkeit für das „Entgegenkommen", das doch auch Lessing mit etwas unklaren Worten zugibt, psychologisch nicht zu ermöglichen; in ähnlicher Weise bringt nachher Richard Wagner in den „Meistersingern" schroffe Gegensätze nicht zum faulen Kompromiß, sondern zu wirklicher Versöhnung und gegenseitiger Anerkennung, und hierauf hätte Lessing eingehen sollen, anstatt den Bayreuther Meister mit ein paar obenhin gesprochenen Sätzen abzutun, und die längst überwundenen Schlagworte vom „Bud-

[1]) Vgl. meine Ausführungen im Literaturblatt für Germanische und Romanische Philologie 24 (1903), S. 235 ff.

dhismus" und der „Passivität" des „Parsifal" zu wiederholen. Der Vorfahre aber dieser letztgenannten Dramen ist Schillers „Wilhelm Tell", und ich möchte zum Schluß nur die Frage zu bedenken geben, ob eine „synthetische Tragödie" überhaupt möglich sei. Für unser Gefühl ist doch die tragische Entwicklung von der starken Auswirkung des Willens abhängig; mit dieser heißt es sich identifizieren oder sie ablehnen; eine Synthese zwischen zwei Willensrichtungen scheint mir ein Unding zu sein; so bleibt denn der synthetische Abschluß wohl nur für solche Verwicklungen übrig, die zum großen Teile oder ganz und gar durch Anschauungen, durch Vorstellungen bedingt sind; hier gibt es eine wirkliche Bekehrung; aber das Ganze wirkt dann mehr (im höheren Sinne) lust- oder schauspielmäßig; wenigstens läßt ja Schiller in seinen Lustspielentwürfen die Schürzung des Knotens mit seinem Gefühl mehr aus intellektuellen, bei den tragischen Handlungen aus ethischen Verirrungen hervorgehen.

Heidelberg. Robert Petsch.

Lothar Rudolf, Das deutsche Drama der Gegenwart. Umschlagzeichnung und Vignetten von J. Sattler und G. Müller, 1905, München und Leipzig. 342 Seiten mit 23 Kunstbeilagen und über 130 Textillustrationen. 10 M., geb. 12.50 M.

Ein gescheites und geschicktes Buch, ohne Zweifel; aber es wird einem nicht wohl dabei.

Zunächst vermißt man allzu sehr große Gesichtspunkte. Die Einleitung bezeichnet als oberstes Bestreben den Versuch, eine Technik des modernen Dramas auf praktischer Grundlage aufzubauen; die Schlußworte: durch diesen Einblick die Freude am Theater zu steigern. Zwei dankbare Aufgaben, und deren Erfüllung man einem geübten Praktiker zutrauen dürfte. Aber ihre Durchführung geht völlig im Gedränge der Einzelkritik verloren. Hauptfragen der modernen Technik wie der Monolog (S. 92) werden gelegentlich oder, wie das interessante Problem der szenischen Anweisung, gar nicht berührt. Über die Regie erhält man (S. 110) geistreich formulierte Bemerkungen ohne greifbaren Inhalt. Und die allgemeineren Betrachtungen über die Technik des Dramas (S. 75 f.) interessieren fast nur da, wo Lothar seine persönlichen Anschauungen über die Benutzung des Modells (S. 81) vorträgt; während etwa die Behauptung, die Stimmungskunst im Drama sei so gut wie ganz modern (S. 38) an der bloßen Nennung des „Ödipus auf Kolonos" oder des „Sommernachtstraumes" scheitert.

Die Abgrenzung in „Tendenzen und Stoffkreise" („Hauptmann, Halbe und Genossen" S. 125; „Heimatkunst, Bürger-, Bauern- und Ständestück" S. 179; „Die Wiener" S. 211: „Theaterdichter und

[illegible] S. 109) [illegible] wie
[illegible] zu manchen
[illegible] Kapitel, und
[illegible] vorgetragene
[illegible] subjektiv gerecht-
[illegible] und weiß keine andere
[illegible] des Überganges von
[illegible] allerdings mit naiver

[illegible] daß es in inhaltlicher
[illegible] nur „dank seines Stoffes“
[illegible] Lothar stellt sich auf Seite
[illegible] erklärt sich als entschiedener
[illegible] auch von jeder Tragik das
[illegible] Modernen nicht mit Unrecht die
[illegible] besitzt er sie selbst? Hier kommt
[illegible] Nirgends eine lebhafte Zustim-
[illegible] allem die Negation durch, wie wenn
[illegible] mit Edelsteinen“ (S. 116) — zu
[illegible] selten groß genug sein werden —
[illegible] (S. 115) zu demütigen, der Lothar
[illegible] weit überlegen ist; oder wenn gar
[illegible]thal ausgespielt wird, den der Ver-
[illegible] „Wortkaskaden“ (S. 226) feindselig über-
[illegible] auch sonst allzu oft ein persönliches Motiv
[illegible] Verbeugungen vor jedem namhaften
[illegible] — nur Kerr ausgenommen; in dem Wut-
[illegible] Premierenpublikum (S. 268); oder ent-
[illegible] als sonderbaren Lehre von dramatischen Zufall

[illegible] ausgestrebte Freude vor allem nicht aufkommen läßt,
[illegible] des Stils. Ohne etwas Enthusiasmus soll man
[illegible] schreiben; und Subjektivität — es gibt freilich so
[illegible] Literaturgeschichte wie (S. 194) eine objektive Dra-
[illegible] nicht. Und daß man Bau[illegible]feld „einen Großen“
[illegible] Bauplers tiefste Gestalt „ein[illegible] der Weltliteratur“
[illegible] das kann das Unbehag[illegible] Feuilletonkünste
[illegible] „Literatenliteratur“ (S. 212) [illegible] zwiegen. Gew[illegible]
[illegible] hübsche Wendungen: „Kliq[illegible]ses“ (S. 267
[illegible] Altruismus“ (S. 323), „Ep[illegible] Zeitgenossen
[illegible] auch Blüten, die nach Lothars [illegible] nur eine
[illegible]“ (S. [illegible]) besitzen wie „Panösie[illegible] S. 218) ob[illegible]
[illegible]“ (S. [illegible] gar „Ichismus“

Eben dahin rechnen wir auch die wahllosen Parallelen: J. J. David wird (S. 257) neben Walther von der Vogelweide gezerrt und gleich darauf muß sich (S. 259) Marie Eugenie delle Grazie zwischen Viktor Hugo und Beethoven sehen. Vor allem aber: in der Selbstzufriedenheit dieses „Florettirens mit dem Wort" (S. 266) geht gänzlich die Empfindung für alle Größe verloren, für alle Leidenschaftlichkeit des Suchens, alle Tiefe des Findens in dieser Zeit, deren ernstes Ringen mit Lorbeerkränzen, die man im Spazierengehen (S. 213) windet, nicht genügend belohnt. Es bleibt ein zu weiter Abstand zwischen diesem Aburteilen und der innerlichen Glut jener, die auch heute nicht fehlen, gerade heute nicht fehlen und die die höchste Blüte des Strebens, das Leben selbst an das Scheinbild des Lebens setzen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Böckel Otto, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig 1906, Teubner. 7 M., geb. 8 M.

Böckel hat seinerzeit durch die vortreffliche Einleitung zu seinen „Volksliedern aus Oberhessen" die Volksliedforschung wesentlich gefördert und bereichert. Die „Psychologie der Volksdichtung" ist im wesentlichen nur eine vollere Ausführung der dort gebotenen Beschreibung der Volkspoesie; man kann leider nicht sagen, daß das neue Buch beträchtlich über sie herausführe. Es wird eine erstaunliche Menge von Belegen geboten, die aber kaum je Unbekanntes oder Unbeachtetes belegen; um so mehr, als der Verfasser zwar das Quellenmaterial in beneidenswertem Umfang beherrscht, von der verarbeitenden Literatur aber fast gänzlich Gebrauch zu machen verschmäht. Dies geht so weit, daß z. B. Büchers berühmtes Werk nur zitiert wird, wo ihm Einzelbelege entnommen werden (S. 92, 5; 93, 5), nicht aber, wo von dem Arbeitslied im allgemeinen die Rede ist (S. 13). Fast nur dem Verfasser persönlich bekannte Forscher wie F. M. Böhme (S. 156, 6) oder Lewalter (S. 176) werden auch sonst zitiert; und dennoch hätten Gummere, John Meier, Erwin Kircher, um aufs Geratewohl drei Namen zu nennen, die Gesichtspunkte Böckels vermehren und wohl auch manchmal verbessern können.

Die Art aber, wie Böckel nur unmittelbar mit dem „Volkslied" zu tun haben will, bietet noch viel größere Gefahren. Durchaus nämlich erscheint dies bei ihm als eine geschlossene Einheit; die durch jede neuere rschung verstärkte Erkenntnis von dem unaufhörlichen Fluß dieser ıng kommt nirgends zu ihrem Recht. Wenn etwa (S. 100 f.) ein itt „Entwicklungsgeschichte der Totenklage" überschrieben ist, so es sich doch nur um eine Einteilung chronologisch geschiedener wie sie ganz ebenso bei jeder „Kunstdichtung" möglich wäre: en mit dem historischen Lied (das Böckel allerdings ablehnt)

Theatraliker" S. 267; „Historiker und Phantasten" S. 309) ist, wie freilich fast jede Disposition, angreifbar, wie sie denn auch zu manchen Rückverweisungen nötigt; aber willkürlich ist sie nur im letzten Kapitel, und selbst hier durch Lothars freilich ebenso bedenklich als bestimmt vorgetragene Lehre vom Wesen des historischen Dramas (S. 310) subjektiv gerechtfertigt. Aber sie läßt die Gruppen nebeneinander und weiß keine andere Linie der Entwicklung zu finden, als die altbekannte des Überganges von Naturalismus zu Romantik, die der Verfasser allerdings mit naiver Finderfreude vorträgt.

Doch in all dem bietet das Buch soviel, daß es in inhaltlicher Hinsicht erfreulich heißen könnte — nicht nur „dank seines Stoffes" (S. 327), sondern auch dank seiner Behandlung. Lothar stellt sich auf Seite von K. Langes Kunstlehre (S. 55 f.) und erklärt sich als entschiedener Vertreter des tragischen Optimismus, der auch von jeder Tragik das Leben bejaht sieht (S. 232) und bei den Modernen nicht mit Unrecht die Kraft der Freude (S. 140) vermißt. Aber besitzt er sie selbst? Hier kommt das Schlimmere: der unerfreuliche Ton. Nirgends eine lebhafte Zustimmung: auch wo er lobt, fühlt man vor allem die Negation durch, wie wenn er Harden, der „Fenster einwirft, aber mit Edelsteinen" (S. 116) — zu welcher Übung echte Edelsteine doch selten groß genug sein werden — benutzt, um den ungenannten Kerr (S. 115) zu demütigen, der Lothar in der Frische der Bejahung doch weit überlegen ist; oder wenn gar Stucken (S. 325) gegen Hofmannsthal ausgespielt wird, den der Verfasser mit blendend ungerechten „Wortkaskaden" (S. 226) feindselig übergießt (S. 221 f.). Man glaubt auch sonst allzu oft ein persönliches Motiv herauszufühlen: in den obligaten Verbeugungen vor jedem namhaften Kritiker und einigen anderen — nur Kerr ausgenommen; in dem Wutausbruche gegen das Berliner Premierenpublikum (S. 268); oder entschuldbarer, in der mehr als sonderbaren Lehre von dramatischen Zufall (S. 307).

Was aber die angestrebte Freude vor allem nicht aufkommen läßt, ist die kleinliche Kunst des Stils. Ohne etwas Enthusiasmus soll man solche Bücher nicht schreiben; und Subjektivität — es gibt freilich so wenig eine objektive Literaturgeschichte wie (S. 194) eine objektive Dramatik — tuts noch nicht. Und daß man Bauernfeld „einen Großen" (S. 251) oder Schnitzlers tiefste Gestalt „eine Figur der Weltliteratur" (S. 230) nennt, auch das kann das Unbehagen an den Feuilletonkünsten dieses Stückes „Literatenliteratur" (S. 212) nicht aufwiegen. Gewiß gibt es auch viele hübsche Wendungen: „Kliquen des Hasses" (S. 267), „Egoisten des Altruismus" (S. 323), „Epigone seiner Zeitgenossen" (ebenda); freilich auch Blüten, die nach Lothars eigenem Wort nur einen „Affektationswert" (S. 223) besitzen wie „Panösterreichisch" (S. 218) oder „Gemütsghetto" (S. 138) und gar „Ichismus" (S. 118).

Eben dahin rechnen wir auch die wahllosen Parallelen: J. J. David wird (S. 257) neben Walther von der Vogelweide gezerrt und gleich darauf muß sich (S. 259) Marie Eugenie delle Grazie zwischen Viktor Hugo und Beethoven sehen. Vor allem aber: in der Selbstzufriedenheit dieses „Florettirens mit dem Wort" (S. 266) geht gänzlich die Empfindung für alle Größe verloren, für alle Leidenschaftlichkeit des Suchens, alle Tiefe des Findens in dieser Zeit, deren ernstes Ringen mit Lorbeerkränzen, die man im Spazierengehen (S. 213) windet, nicht genügend belohnt. Es bleibt ein zu weiter Abstand zwischen diesem Aburteilen und der innerlichen Glut jener, die auch heute nicht fehlen, gerade heute nicht fehlen und die die höchste Blüte des Strebens, das Leben selbst an das Scheinbild des Lebens setzen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Böckel Otto, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig 1906, Teubner. 7 M., geb. 8 M.

Böckel hat seinerzeit durch die vortreffliche Einleitung zu seinen „Volksliedern aus Oberhessen" die Volksliedforschung wesentlich gefördert und bereichert. Die „Psychologie der Volksdichtung" ist im wesentlichen nur eine vollere Ausführung der dort gebotenen Beschreibung der Volkspoesie; man kann leider nicht sagen, daß das neue Buch beträchtlich über sie herausführe. Es wird eine erstaunliche Menge von Belegen geboten, die aber kaum je Unbekanntes oder Unbeachtetes belegen; um so mehr, als der Verfasser zwar das Quellenmaterial in beneidenswertem Umfang beherrscht, von der verarbeitenden Literatur aber fast gänzlich Gebrauch zu machen verschmäht. Dies geht so weit, daß z. B. Büchers berühmtes Werk nur zitiert wird, wo ihm Einzelbelege entnommen werden (S. 92, 5; 93, 5), nicht aber, wo von dem Arbeitslied im allgemeinen die Rede ist (S. 13). Fast nur dem Verfasser persönlich bekannte Forscher wie F. M. Böhme (S. 156, 6) oder Lewalter (S. 176) werden auch sonst zitiert; und dennoch hätten Gummere, John Meier, Erwin Kircher, um aufs Geratewohl drei Namen zu nennen, die Gesichtspunkte Böckels vermehren und wohl auch manchmal verbessern können.

Die Art aber, wie Böckel nur unmittelbar mit dem „Volkslied" zu tun haben will, bietet noch viel größere Gefahren. Durchaus nämlich erscheint dies bei ihm als eine geschlossene Einheit; die durch jede neuere Forschung verstärkte Erkenntnis von dem unaufhörlichen Fluß dieser Dichtung kommt nirgends zu ihrem Recht. Wenn etwa (S. 100 f.) ein Abschnitt „Entwicklungsgeschichte der Totenklage" überschrieben ist, so handelt es sich doch nur um eine Einteilung chronologisch geschiedener Epochen, wie sie ganz ebenso bei jeder „Kunstdichtung" möglich wäre: die Berührungen mit dem historischen Lied (das Böckel allerdings ablehnt)

oder mit der Götterklage (Adonis, Balder usw.) werden so wenig auch nur gestreift wie die nach der Entwicklung individuellen Ausdrucks ringenden Bestrebungen. Und doch ist dies überhaupt der einzige Versuch, eigentliche „Entwicklungsgeschichte" einzelner Gattungen zu geben: sonst wird nur typisch über Entstehung (S. 21 f.), Verbreitung (S. 172 f.; der lehrreichste Abschnitt), Absterben (S. 405) der „Volkslieder" überhaupt gehandelt.

Böckel kennt daher auch den für die Volkspoesie vor allem unentbehrlichen Begriff der Formel eigentlich überhaupt nicht. In naivster Weise nimmt er jede Aussage des Liedes als individuelles Zeugnis: „Wenn das deutsche Volkslied vom eifersüchtigen Knaben, der sein untreues Lieb ersticht, mit dem stimmungsvollen, aber sonst nicht zur Erzählung gehörigen Bilde anhebt:

Es stehen drei Stern am Himmel,
Die geben der Lieb einen Schein,

so können wir daraus schließen, daß dies tieftraurige eindrucksvolle Lied in dunkler sternenbesäeter Nacht entstanden ist, daß der Anblick des Sternenhimmels den Schöpfer dieses Liedes zum Singen dieser wahrscheinlich von ihm selbst erlebten Begebenheit anregte" (S. 43). Welche Verkennung der poetischen Stilisierung! und was für ein Itinerar ließe sich aus solchen Folgerungen für andere Dichter aufstellen! Oder gar (S. 41; vgl. S. 381): „Wenn ein Soldatenlied beginnt:

Ein Schifflein sah ich fahren,
— Kapitän und Leutenant —
Darinnen waren geladen
Drei brave Kompanien Soldaten,

so läßt sich daraus mit Sicherheit schließen, daß sich der Verfasser in dieser Gesellschaft befand, also wahrscheinlich einer der ‚braven Soldaten' war." Mir scheint, wenn diese Formel schon gepreßt werden soll, könnte sie höchstens ergeben, daß der Dichter nicht in dem Schiff war: wie könnte er es sonst fahren sehen?

Böckel kommt zu dieser falschen dokumentarischen Auffassung volksmäßiger Verse dadurch, daß er das Volkslied (ein Name, den er selbst beanstandet, S. 14) völlig von anderer Dichtung isoliert. So hat er z. B. für die Frauendichtung (S. 90 f.) jede Bezugnahme auf historische Verhältnisse beiseite gelassen, für die ihm Bruchmann in der konfusen, aber reichhaltigen Sammlung seiner „Poetik" hätte Hilfe leisten können. Das Volkslied ist ihm eine feste Größe, nur etwa durch „volkliche Besonderheiten" (S. 56 f.) differenziert, die übrigens (S. 274) etwas sehr rasch aus zwei Beispielen gefolgert werden. So wenig wie eine Entwicklung, erkennt er eine Eigenart innerhalb der Volksdichtung an. Sie

zeichnet sich (S. 19) durch „klaren Ausdruck“ und „sinnliche Anschauung“ aus, als ob etwa die berühmte „weiße Hand“ des Mohren sich mit dieser vertrüge; sie ist (S. 206 f.) schlechtweg von Optimismus beherrscht, obwohl er doch selbst die Schwermut vieler Soldatenlieder (S. 383) oder den Pessimismus des „Pflichtenlieds“ (S. 404) kennt.

Dieses Übersehen der dichterischen Persönlichkeit und Eigenart liegt denn auch dem auffallendsten Gedanken des Buches zugrunde: daß es geschichtliche Volkslieder nicht gebe (S. 360). Böckel führt nämlich (S. 344 f.) aus, das Volkslied gebe nie „reine Geschichte“ (S. 349), viele als geschichtlich angesehene Volkslieder seien nur Parteilieder (S. 348). Aber abgesehen davon, daß auf diese Argumente hin überhaupt alle „Geschichte“ nicht nur bestritten werden könnte, sondern auch (von Voltaire und anderen) wirklich bestritten worden ist, läßt doch die Tatsache rein sachlich berichtender Volkslieder sich (gerade auch z. B. bei einigen der Dittmarschen) gar nicht leugnen. Ferner aber: wer hat denn je den Begriff „geschichtliches Volkslied“ in dem Sinn rein objektiver Berichterstattung aufgefaßt? inwiefern hört denn ein tendenziöses Lied etwa aus den Freiheitskriegen auf, historisch zu sein? Und die an sich sehr interessanten Übertragungen von einem Helden auf den anderen (S. 349 f.) beweisen doch vollends gegen den Charakter des ursprünglichen Liedes nicht das Geringste; man müßte denn etwa auch Berichten des Livius und Sallust allen historischen Wert absprechen — weil sie von den Humanisten für zeitgenössische Geschichtsdarstellung benutzt wurden!

Der gleiche Mangel an Würdigung der poetischen Tätigkeit verrät sich auch in der Beurteilung des Absterbens der Volkslieder. Nur allgemeine Gesichtspunkte (wie Aufkommen der Buchdruckerkunst S. 412 f., Abnahme des Gedächtnisses S. 413, obrigkeitliche Unduldsamkeit S. 418) werden vorgetragen, die Frage aber, wie weit ein Ersatz stattgefunden habe oder möglich sei, nur eben obenhin berührt. Dennoch aber sehe ich nicht ein, inwiefern zwischen der durch Druck und Gesang verbreiteten „Wacht am Rhein“ und älteren „Vaterlandsliedern“ ein prinzipieller Unterschied bestehe, noch weniger, wie weit er in gewissen vielgesungenen Liedern von unbekannten Verfassern vorhanden sei. Auch das „Volkslied der Gebildeten“, das Studentenlied, mit seiner heute über die akademischen Kreise weit hinausreichenden Verbreitung ist zu nennen. Das alte Volkslied ist sicherlich abgestorben, und wohl auch kaum neu zu beleben, daß das Volkslied abgestorben sei, ist wohl zu viel behauptet. Von den vielen Faktoren, die Böckels liebevoller Fleiß für seine Entstehung, Erhaltung, Verbreitung aufzählt und belegt, dauern doch nicht wenige fort; sie werden auch wieder wirken und neue Gemeinschaftsgefühle werden neuen gemeinschaftlichen Ausdruck suchen und finden!

Berlin. Richard M. Meyer.

Zíbrt Čeněk, Bibliographie české historie (Bibliographie der böhmischen Geschichte). I. Band 1900. II. Band 1902. III. Band 1906. Prag, Verlag der böhmischen Kaiser Franz Josefs-Akademie.

Das stattliche Werk des tschechischen Kulturhistorikers und Bibliothekars am böhmischen Museum verdient auch in diesen Blättern angezeigt zu werden. Es ist der erste Versuch einer Gesamtbibliographie der böhmischen Geschichte, ein Unternehmen, das an die Kraft des Einzelnen die höchsten Anforderungen stellt. Von der Masse des gebotenen, zum nicht geringen Teile aus schwer zugänglichen, ja vergessenen Quellen beigebrachten Materials, das auf jahrelange intensive Sammelarbeit schließen läßt, erhalten wir eine Vorstellung durch folgende Angaben: der I. Band (Allgemeines, Hilfswissenschaften) enthält 23.871, der II. Band (Quellen [mit dankenswerten genauen Inhaltsangaben]. Die Zeit bis 1419) 15.429, der III. Band (Die Zeit bis 1600. Dreißigjähriger Krieg) 13.519 Nummern! Es ist also möglichste Vollständigkeit angestrebt und unter allen Vorwürfen durfte der der Unvollständigkeit erst an allerletzter Stelle erhoben werden. Die Gliederung ist eine organische, die Übersichtlichkeit hätte sich vielleicht durch stärkere Ausnutzung des Typenmaterials heben lassen. Einzelne Ungleichheiten und Wiederholungen ließen sich angesichts des Riesenmaterials und der angestrebten Vollständigkeit und Übersichtlichkeit einfach nicht vermeiden. Durch ein dem vollendeten Werke beizugebendes gutes Register wird sich die Benutzbarkeit noch steigern. — Die deutsche Fachliteratur des Gebietes (Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz) ist überall berücksichtigt, über das speziell Historische hinaus auch alles, was auf die deutsche Literatur der Länder, Gelehrten- und Zeitschriftengeschichte, volkskundliche Überlieferung (im III. Band z. B. 176 Nummern über Goldsucher im Riesengebirge und über die Rübezahlsagen), Geographie, Kartographie (mit der Reiseliteratur), Paläographie, Archive und Bibliotheken (auch Bohemica in Archiven und Bibliotheken außerhalb des tschechischen Sprachgebietes), Genealogie, Heraldik, Numismatik ꝛc. Bezug hat. Für den Germanisten bieten die meisten Abschnitte Interesse. Besonders für die Geschichte der deutsch-tschechischen Berührungen in den verschiedenen Zeiträumen ist das Werk eine sehr dankenswerte Ergänzung von Jungmanns Literaturgeschichte. Zum Ganzen lehrt es, daß die geschmähte Bibliographie doch nicht nur ein mechanisches Zusammenstoßen von Zetteln sei.

Wir nehmen also in dem ob dieser Publikation in der tschechischen Gelehrtenwelt entbrannten Streite nicht Partei, wenn wir die Notwendigkeit und Verdienstlichkeit einer solchen Bibliographie rückhaltlos anerkennen.

Prag. F. Spina.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.[1])

Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

Jahresberichte für **neuere Deutsche Literaturgeschichte.**
14. Band (Jahr 1903). I. Arnstein O., Bibliographie.

Jahrbuch der **Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.**
42. Jahrgang. Shakespeare auf der deutschen Bühne. V. Winds A., Paul Wiecke: Hamlet. VI. Malyoth L., Ernst v. Possart: Shylock. VII. Richter H., Josef Kainz: Narr im Lear.
Notizen über die englische Bühne aus Lichtenbergs Tagebüchern [1774/5]. Mitgeteilt von A. Leitzmann.
Nekrolog. Fritze E., Heinrich Bulthaupt. Geb. am 25. Oktober 1849, gest. am 20. August 1905. — S. 218 f. Verzeichnis von Heinrich Bulthaupts Schriften.
Prager R., Albert Cohn.
Graban C., Zeitschriftenschau. Mit Beiträgen von F. W. Moorman.
Theaterschau.
Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1905.
Schröder R., Shakespeare-Bibliographie 1905. Mit Nachträgen zur Bibliographie im Jahrbuch ... 1865—1905.
Bojanowski P. v., Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft seit April 1905.

Kleine Gottsched-Halle. Jahrbuch der Gottsched-Gesellschaft.
3. Band. Reichel E., Die Dichterkrönung Ottos von Schönaich. Eine Betrachtung. — S. 18/34 Abdruck von Gottscheds ‚Einladungsschrift' zu der feierlichen poetischen Krönung Schönaichs (18. Jul. 1752).
Gottsched-Worte.
Satiren und Streitschriften aus der Gottsched-Epoche. — V. (Sam. Gtho. Langes und Joh. Georg Sulzers) ‚Denckmal der seltenen Verdienste um gantz Deutschland, Welche .... Gottsched ... besitzet. ... Nebst einem Merckwürdigen Anhange, unter dem Titel des Zweyten Theils' (1746). Dieser zweite, von Sulzer herrührende Teil (‚Andreas Tillmans, Küsters zu Perlingen Schreiben, An ..

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1906 zu ergänzen.

Gottscheden . .') wird S. 52/63, jedoch ohne den Anhang, abgedruckt. Vom ‚Denckmal' selbst nur Auszüge.

Gottsched-Schriften unterm Hammer und im Altbücherhandel.

Liste der öffentlichen und privaten Bibliotheken, welche Originalschriften von und über Gottsched besitzen. — I. Berlin: Königliche Bibliothek; Königliche Universitäts-Bibliothek; Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung; Bibliothek Eugen Reichel.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.**

XX. Band. Nr. 4. John A., Das Goethe-Denkmal in Franzensbad.

Erinnerungen aus Eger (1825). — Abdruck dieses in Schickhs Wiener Zeitschrift Nr. 127 vom 22. Oktober 1825 stehenden Aufsatzes von Joh. Bapt. Rupprecht.

Jellinek A. L., Goethe-Bibliographie 1906. XV.

Nr. 5. Morold M., Goethe und Richard Wagner. Ein Vortrag.

Stunden mit Goethe.

II. Band. Heft 1. Sulger-Gebing E., Faust und die Göttliche Komödie. — Vgl. Heft 3, S. 255 ff.

Schrempf Ch., Goethe und Frau von Stein. Ein Beitrag zur Psychologie der Liebe.

Bode W., Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret.

Rassow M., Ellen Key, Tegnér und Goethe.

Milch L., Goethe und die Geologie.

Heft 3. 4. Achtzehnhundertsechs in Goethes Dichtung [und] in weimarischen Briefen.

Pospischil M., Fausts Untreue.

Bode W., Ist Wagner eine komische Figur?

Heft 4. Louvier O., Drei kleine Rätsel im ‚Faust'.

III. Band. Heft 1. Von Goethe Gelerntes.

Bode W., Goethe im deutschen Zusammenbruch 1806.

Ungern-Sternberg J. Freifrau v., Goethes Stellung zur Handschriftendeutung.

Heft 2. Bode W., Goethes mündliche Äußerungen über Schulen und Universitäten.

Gensel J., Friedrich Preller als Schützling Goethes und Karl Augusts.

Noch drei Briefe aus der weimarischen Notzeit 1806. — Voigt an Sylv. Ludw. Freiherrn v. Frankenberg. Nach dem 23. Oktober 1806; C. J. R. Ridel an seinen Bruder 3. November 1806; Johanna Schopenhauers Bericht [Brief an ihren Sohn Arthur].

Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart.

Zehnter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1905/06. — S. 14/21 Neuerwerbungen von Handschriften und Briefen aus dem Schillerkreise und aus dem Kreise der schwäbischen Dichter, darunter der Nachlaß Friedrich Haugs, ‚nach niedriger Schätzung mindestens 12.000 Einzelblätter umfassend'.

Proelß J., Des Sängers Fluch. Zur Aufhellung von Schillers Anteil an Uhlands Ballade.

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1905/6. Leipzig und Wien.

Proelß J., Scheffels schwäbische Vorfahren und sein ‚Ekkehard'.

Freydorf A. v., Josephine Scheffel, die Mutter des Dichters.

Brinzinger, Die Oberndorfer Ahnen der Dichtermutter Josephine Scheffel geb. Krederer.

Proelß J., Die Gedenkfeier für Scheffels Mutter in Oberndorf a. N. (Sonntag, 22. Oktober 1905 [Aus dem Stuttgarter Tagblatte]).

Stammtafel der Familie Krederer und der Familie Scheffel.
Pach O., Briefe Scheffels und seiner Eltern in die schwäbische Heimat.
Andrea M., Scheffel und der Verein für Geschichte des Bodensees.
Pach O., Emma Heim und Josef Viktor von Scheffel.
Scheffel Josephine, Der letzte Ritter von Anastasius Grün ‚Sagt immer, die Sänger, die echten'.
Himmelbauer F., Stifterandachten.
Zwei Briefe Adolf Pichlers an Hermann von Gilm [1844; 1845? 46?]. Mitgeteilt von K. v. Thaler.
Hamerling Robert, Wer küßt. Bisher unveröffentlichtes Gedicht aus dessen Jünglingszeit (1849). Mitgeteilt von M. M. Rabenlechner ‚Es küssen die Blumen'.
Hörmann L., Franz Stelzhamer als Prosaist. Studie.
Pach O., Erinnerung an Fercher von Steinwand.
Klob K. M., Franz Keim.
Rabenlechner M. M., Wolfgang Madjera.
Sauer H., Hans Fraungruber.

Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur.

48. Band. Heft 1/2. Bolte J., Zehn Gedichte auf den Pfennig [aus dem 14. bis 17. Jahrhundert].
Jellinek M. H., Studien zu den älteren deutschen Grammatiken. I. Die Lehre von Accent und Quantität.

Anzeiger für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur.

XXX, 1/2. Juni 1905. Devrient H., Reich: Der Mimus (1903).
Brecht W., Michel: Heinrich Knaust (1903).
Michel H., Englert: Die Rhythmik Fischarts (1903).
Schulze F., Hirzel: Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern (1904).
Minor, Walter: Archiv und Bibliothek des großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim (1899).
Mayne H., Litzmann: Goethes Lyrik (1903).
Pissin R., Krüger: Pseudoromantik (1904).
Walzel O. F., Allen-Hatfield: Diary and Letters of Wilh. Müller. — Abfällig.
Kleine Mitteilungen. Witkowski G., Fausts Geburtsort.
Briefe von Jacob Grimm: — Lohmeyer E., Zu einem Briefe J. Grimms an v. d. Hagen [vom 7. Februar 1811: Anzeiger VII, 457 ff.]. — Leitzmann A., Ein Brief J. Grimms an Wilhelm von Humboldt [Cassel 1824 Aug. 8]. — Helm K., Ein Brief J. Grimms an Prof. J. E. Chr. Schmidt in Gießen [Cassel 1824 April 30].

Zeitschrift für deutsche Philologie.

38. Band. Heft 4. Tedsen J., Der Lautstand der Föhringischen Mundart.
Miszellen. Schröder H., Beiträge zur deutschen Wortforschung. — Nachträgliches zu Schuft und Welf: Seife: Fatzke; Balz, Bolz, Falz; Schöllkraut, Schellhengst; Kebse; knüll, knill ‚betrunken'; Sauregurkenzeit; Den Braten riechen; Die Lunte riechen; Lunte ‚Fuchsschwanz' usw.
Literatur. Kauffmann F., Wundt: Völkerpsychologie. 2. Band (1905).
Meyer R. M., Bielschowsky: Friederike und Lili.

Monatsblätter für deutsche Literatur.

10. Jahrgang. 1905 6. Nr. 1. Engel E., Friedrich der Große und seine Schrift über die deutsche Literatur.
Nr. 6. 7. Treuge M., Das Weltbild in Hebbels Drama.
Nr. 7. 8. Tielo A. K. T., Erinnerungen an Hermann von Lingg.

German American Annals continuation of the quarterly Americana Germanica.

New Series. Vol. 4. No. 6. Riethmüller R., Franz Michael Leuchsenrings Expulsion from Berlin, May 25, 1792. From unpublished letters of Franz von Kleist and Joh. W. L. Gleim. — Kleists Brief an Gleim, Berlin 30. Mai 1792; Gleims Antwort, Halberstadt 4. Juny 1792.

Schiller's Aesthetic idealism and American literature and art Address delivered by Professor M. D. Learned at the Centenary of Schiller's Death in Baltimore, May 7, 1905.

Nos. 9/10. Späth A., Carl Schurz, der größte Deutsch-Amerikaner.

Revue Germanique.

IIe année. No. 1. Dresch J., Une correspondance inédite de Karl Gutzkow, de Madame d'Agoult (comtesse de Charnacé), et d'Alexandre Weill.

Mai-Juin. Besson P., Les romans et nouvelles de Th. Storm.

Andler Ch., D'un faux dans l'oeuvre lyrique de Heine. — Sucht das Gedicht ‚Für die Mouche' als eine Fälschung Alfred Meißners nachzuweisen.

No. 3. Besson P., Un poète de la vie intime. Les romans et nouvelles de Théodore Storm.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.**

20. Jahrgang. Heft 7. Meyer R. M., Schweizerkomposita.

Sahr J., Julius Rifferts vaterländische Festspiele.

Sprechzimmer. 3. Strohmeyer O., Zu Schillers Klage der Ceres. — 4. Borst E., Ewige Jugend.

Heft 8. Bassenge E., Wege und Ziele der neueren deutschen Dichtung.

Philippsthal R., Ernst von Wildenbruch als Erzähler.

Müller C., Das Mariage-Spiel. — Zu Goethes Dichtung und Wahrheit. 6. und 15. Buch. Das frühere Vorkommen dieses Spiels wird aus Hunolds Roman ‚Der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte' (Hamburg 1, 176 f.) belegt; eine Beschreibung aus Nemeiz (Vernünftige Gedanken über allerhand Materien. 5. Teil. Frankfurt 1744. S. 76) mitgeteilt.

Sprechzimmer. 3. Steinhäuser, Zu Kleists ‚Prinz von Homburg'. — 4. Vogt R., ‚Von Pontius zu Pilatus laufen'. — 8. Wülfing, Gefahr im Verzuge.

Heft 9. Langer L., Humor und Satire in den Dichtungen Anastasius Grüns. (Zum 100. Geburtstage des Dichters.)

Fränkel L., Von Karl Simrocks Wesen und Dichten. Drei Hinweise. I. Seine Bedeutung. II. Nochmals vom ‚Amelungenlied'. III. Alter- und Volkstümliches.

Sprechzimmer. 5. Knaack G., Zu L. Holberg und Chr. Günther: Verfasser übersieht, daß schon vor länger als zwei Jahren Creizenach im Euphorion 11, 516 f. auf dieselbe Ovid-Stelle als Vorbild für Günthers Friedensode hingewiesen hat. — 7. Wülfing [zu einer Stelle in Gutzkows Uriel Acosta]. — 8. Andrae A., Zu einigen Stellen aus Goethe [Werther; Dichtung und Wahrheit; Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan].

Bücherbesprechungen. Böhme L., Schneiderreit: Heinrich Zschokke (1904); Manheimer: Die Lyrik des Andreas Gryphius (1904); Hein: Adalbert Stifter (1904). — Berlit G., Kosch: Adalbert Stifter (1905).

Heft 10. Baumgarten B., Hölderlins Ätherglaube.

Marchand L., Zur Ästhetik der Balladen Schillers.

Sprechzimmer. 5. Andrae A., Zu Zacharias Werners ‚Der vierundzwanzigste Februar'. — 6. Bangert F., Angewachsene und losgetrennte Teile in Ortsnamen. — 9. Kraß, Bemerkung zu dem Aufsatze: Angewachsene Teile in Ortsnamen (20. Jahrgang. 2. Heft S. 112).

Bücherbesprechungen. Neumann A., Grillparzer: Werke. Hg. von R. Franz. — Ebstein E., G. A. Bürger: Sämtliche Werke hg. von E. Walter (= W. Heichen). 1905.

Heft 11. Bräutigam L., Neuere Heimatbücher. — Diedrich Speckmann („Heidjers Heimkehr"), Gustav Frenssen, Timm Kröger, Wilhelm Schaer, Heinrich Hansjakob und andere.

Lorenz G., Die Zeitschriftenliteratur in unserer Klassikerzeit. — Rasche Übersicht.

Sprechzimmer. 3. Henkel H., Zur Autorschaft der Xenien von 1796 [Nachträge und Berichtigungen zur „Zeitschrift" 14, 625 f. und 17, 288 f.]. — 4. Hoffmann-Krayer E., Glänzendes Elend. — 5. Damköhler E., Zu Goethes Hochzeitslied. — 6. Distel Th., Das lateinische Aufnahmepensum Lessings zu St. Afra und die Zugabe des Zwölfjährigen. — 7. Becker A., Ein Urteil Schillers über die Pfälzer.

Heft 12. Zinck P., Die Kaiseridee im deutschen Lied. Ein kurzer Streifzug durch die politische Lyrik.

Denecke A., Goethes politisches Drama „Die Aufgeregten" und Sudermanns Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates".

Klaiber Th., Ricarda Huch.

Sprechzimmer. 1. Bennewitz J., Zur Wortbildung. 1. Schweizer Ortsnamen auf -ikon. 2. Endsilben -ei, -isch. 3. Endungen, die eine Verkleinerung ausdrücken. — 3. Schilling H. K., Ortsnamen mit Resten des Artikels im Anlaut.

Klee G., Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. 3. Aufl.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.

XXVII. Jahrgang. Nr. 8/9. Hatfield J. T., Ochsenbein: Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland.

Nr. 10. Hatfield J. T., Fischer: Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines (1905).

Nr. 12. Kluge F. (mit einem Zusatze von O. Behaghel), Schröder: Beiträge zur germanischen Sprach- und Kulturgeschichte. I. Streckformen.

Eger K., Fischer-Tümpel: Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

21. Jahrgang. Nr. 7/8. Daubenspeck H., Daubenspeck. Versuch einer Namendeutung.

Lobbelt R., Fremdwörter in der kirchlichen Amtssprache.

Dunger H., Ein unbelehrbarer Anwalt der Fremdwörterei [P. Cauer, Von deutscher Spracherziehung. 1906].

Seeliger H., Das Fremdwort in der Musik.

Sprechsaal. Gombert A., Einige weitere Bemerkungen zu O. Ladendorfs historischem Schlagwörterbuch.

Nr. 10. Gomolinsky K., Weidmannsdeutsch.

Nr. 11. Thieß K., Frauentitel in Sprach- und Schriftgebrauch.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung.

VIII. Band. Heft 3. Kluge F., Völkernamen als erste Glieder von Personennamen.

Kluge F., Miszellen zur Namenkunde.

Meyer R. M., Erstarrte Infinitiva. — Wesen. Dasein. Das Treiben.

Binz G., Basler Schimpfwörter aus dem 15. Jahrhundert.

Reichel E., Art und artig bei Gottsched. Ein Beitrag zum Gottsched-Wörterbuch.

Walther C., Bönhase, Buschhase und andere mit busch gebildete Ausdrücke.

Piper P., Idioticon Reinbeccense. — Abdruck eines handschriftlich im Stadtarchiv zu Altona liegenden, aus dem Jahre 1700 stammenden Glossars.

Strigl H., Einiges über die Sprache P. Abrahams a Sancta Clara.

Zeitschrift für **Deutsche Mundarten.**

Jahrgang 1906. Heft 3. Weise O., Ich habe gehen müssen und Verwandtes.

Weise O., Ich habe ihn singen hören und Verwandtes.

Heft 3. 4. Schoof W., Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. (Fortsetzung und Schluß.)

Heft 3. Erdmann J., Beiträge zur Kenntnis der Mundart von Bingen-Stadt und Bingen-Land. (Schluß.)

Franke K., Erzählung in westmeißnischer Mundart.

Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. (Schluß.)

Clement F., Die Dichter in luxemburgischer Mundart. — Im Anschluß an N. Walter, Die Dichter der luxemburgischen Mundart (1906).

Daube E., Zwei Erzählungen in Altenburger Mundart.

Hentrich K., Gerundialpartizipien auf -ing im Nordwestthüringischen.

Nestle E., Zum Küchenlatein.

Heft 4. Weise O., Der Teilungsgenetiv in den Mundarten.

Heilig O., Alte Flurbenennungen aus Baden. (Fortsetzung.)

Lessiak P., Beiträge zur Dialektgeographie der österreichischen Alpenländer. — A. Oberkärnten und das angrenzende Gebiet.

Hoffmann H., Die Lautverhältnisse der Mundart von Lehmwasser, Kreis Waldenburg in Schlesien.

Philipp O., Die Bach. Ein Beitrag zur Geographie der deutschen Mundarten.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Hg. von J. W. Nagl.

2. Band. Heft 1/2. Mentz F., Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1900 bis 1903, nebst Nachträgen aus früherer Zeit.

Baß A., Die Sette Comuni Vicentini.

Blümml E. K., Kinderreime und Volkslieder aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet. — I. Spottreime der Kinder auf Namen aus Niederösterreich [hauptsächlich auf Grund von Aufzeichnungen Johann Wurths, 1828/70, zusammengestellt]. II. Scherzhafte Fragen und Antworten der Kinder aus Niederösterreich. III. Bayrische Volkslieder aus ca 1760 [Handschrift M 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek]: 1. Der Knecht Veitl (Servus Eques). 2. Herodes und seine Frau. 3. Der Bauer in der Kirche. 4. Adam ein Gott. 5. Die Verleugnung des Herrn durch Petrus. 6. Stadt- und Landmädchen. 7. Ein Bexierlied. Stoßseufzer einer Jungfrau. IV. Bastlösereime aus Niederösterreich. V. Kindervaterunser und Kindervangelium aus Niederösterreich.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1906. Heft XXVII. Nr. 2. Sprenger R. (†), Zu W. Hauffs Lichtenstein [zum wunderlichen Niederdeutsch im 1. Kapitel des 3. Buches].

Nr. 3/4. Seelmann W., Zum lübisch-revalschen Totentanze.

Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

Jahrgang 1906. XXXII. Mackel E., Die Mundart der Prignitz. (Fortsetzung, vgl. Jahrbuch 31, 65 ff.)

Caro K., Kinderspiele und Kinderreime vom Niederrhein. — I. Abzählreime. II. Spiele mit Spielsteinen. III. Ballspiele. IV. Laufspiele. V. Bockspringen. VI. Verschiedenes. VII Reigenspiele.

Borchling C., Ein niederdeutscher Katechismus-Auszug des 16. Jahrhunderts. — Am Schlusse: Gedrücket tho Magdeborch dorch Hans Walther. o. J. Luthers Kleiner Katechismus in der knappen Form eines Schulbuches.

Seelmann W., Zur Entstehungsgeschichte einiger Läuschen Reuters. — ‚Damit die künftige Reuterforschung auf das, was Gaedertz in seinem Aufsatze (Sonntagsbeilage Nr. 31 der Vossischen Zeitung 1905) und in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe berichtet, nicht wie auf sichere Tatsachen baut und daraus weitere Folgerungen zieht,' legt Seelmann die Ergebnisse seiner Nachprüfung jener Angaben vor. Er beginnt mit der Ausführung zu einer Stelle der Stromtid (Kapitel 21) und geht dann auf folgende Läuschen ein: II, Nr. 1 De swarten Pocken; I, 19 De Wedd; I, 23 Dat Sösslingsmetz; I, 1 De Obserwanz; I, 5 De Bullenwisch und II, 42 En Prozeß will hei nich hewwen; I, 6 De Ihr un de Freud; I, 21 De Schapkur; II, 21 Dat smeckt dor äwerst ok nah!; II, 2 En gaud Geschäft.

Seelmann W., Die Fliegenden Blätter und andere literarische Quellen der Läuschen Reuters. — Eine neue Reihe von Nachweisen zu den von Seelmann im ‚Jahrbuche' 29, 52 ff. und von C. Walther im ‚Korrespondenzblatt' 24, 71 f. gegebenen: Läuschen I, Nr. 56 Dat Ogenverblennen; II, 48 'Ne gaude Utred; II, 60 En Rock möt dorbi äwrig sin; II, 61 De Hauptsak; II, 67 Dat ward all' slichter in de Welt; II, 68 Up wat?; I, 53 Dat änuert de Sak; I, 40 De Stadtreis. — Fiken, denn frieg [Prosadialog in Reuters Nachlaß; Reuter hatte wohl die Absicht, den Dialog in poetischer Umgestaltung den Läuschen beizufügen]; Peter von Kastner: Petrus, du hast deinen Herrn verläugnet; Das Kirchengehn zu Basedow ('n Pegel Bramwin): Diese zwei Nummern in Reuters Verzeichnisse von Läuschenstoffen.

Seelmann W., Fritz Reuters Reise nach Braunschweig. — Führt den Nachweis, daß diese Reise in das Jahr 1823 zu setzen ist.

Damköhler E., Deminutiva in der Mundart von Cattenstedt (bei Blankenburg am Harz).

Böger R., Die Schwalenbergische Mundart. — Wörterverzeichnis.

Neue philologische Rundschau.

Jahrgang 1906. Nr. 20. Bucherer F., Klassische Reminiszenzen bei Schiller.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte.

Neue Folge. XVI. Band. Heft 4/5. Petsch R., Sigurd in Ibsens Nordischer Heerfahrt.

Eberz J., Hölderlins Nachtgesänge. I. Patmos.

Sticker G., Volkssagen als Quelle für die Seuchenlehre.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.

6. Band. Heft 3. Stiefel A. L., Wechselbeziehungen zwischen deutscher und italienischer Literatur im 16. Jahrhundert.

Müller E., Neue Mitteilungen zu Schiller. I. Aus dem Nachlaß Karls von Schiller. ‚Notizen über meinen Lebenslauf' [1793 bis 1806]. II. Ein Brief Ludwig Ferdinand Hubers [an einen Unbekannten, 1795 März 9].

Bassermann A., Schillers ‚Räuber' und [Flavius] Josephus.

Zachariae Th., Die indische Erzählung vom Zwiebeldieb [S. 360 ff. bei Johannes Pauli und Hans Sachs].

Stemplinger E., Betz: La Littérature Comparée 2. — Abgelehnt.

Sulger-Gebing E., Wagner: Tasso daheim und in Deutschland.

Koch M., Prost: Die Sage vom ewigen Juden usw.; Sörgel: Ahasver-Dichtungen seit Goethe; Kappstein: Ahasver in der Weltpoesie.

Warnatsch O., Gnerich: Andr. Gryphius und seine Herodes-Epen.

Heft 4. Sikora A., Die Jungfrau von Orleans im tirolischen Volksschauspiel. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. — Szenarium eines

Schauspieles ‚vorgestellt von einer ehrsamen Nachbarschaft zu Arzl nächst Millau' 1767 (Innsbruck, Museum Ferdinandeum, Nr. 573). Mitteilungen über Aufführungen in Tirol 1766 bis 1800.

Blümml E. K., Zur Motivengeschichte des deutschen Volksliedes. — I. Die Lilie als Grabespflanze.

Wachsmann M., Heinse und Wieland. — I. Heinses persönliche Beziehungen zu Wieland.

Walter E., Pradels: Emanuel Geibel und die französische Lyrik (1905).

Beer T. H. de, Menne: Goethes ‚Werther' in der niederländischen Literatur (1905).

Sulger-Gebing E., Vogel: Aus Goethes Römischen Tagen (1905).

Bormann W., Kühnemann: Schiller; Ludwig: Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert (1905).

Nehring W., Curčin: Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur (1905).

Wissenschaftliches Korrespondenzblatt der **Philologiae Novitates.**

Hg. von H. Hungerland und A. Ficker. Heidelberg.

Oktober. Petsch R., Nostradamus im Faust. — Nostradamus in Morhofs ‚Polyhistor', den Goethe in Dichtung und Wahrheit (6. Buch) erwähnt, ausführlich behandelt.

November-Dezember. Petsch R., Bemerkungen zur stilistischen Entwickelung des jungen Goethe. Vortrag.

Finck F. N., Die ostarmenischen Laute des 15. Jahrhunderts nach den Transskriptionen in Hans Schiltbergers Reisebuch.

Archiv für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Literaturen.**

CXVI. (der neuen Serie XVI.) Band. Heft 3/4. Leyen F. v. d., Zur Entstehung des Märchens. (Schluß.)

Kleinere Mitteilungen. Branky F., Die Bedeutung der Wörter Himmel und Himmelreich.

CXVII. (XVII.) Band. Heft 1/2. Kopp A., Die Liederhandschrift des Petrus Fabricius.

Kleinere Mitteilungen. Ritter O., Nachträge zu Büchmanns ‚Geflügelten Worten'; Bürgers Epigramm ‚Entschuldigung'.

Besprechungen und kurze Anzeigen. Meyer R. M., Ratzel: Kleine Schriften. — Petersen J., Briefe von und an G. E. Lessing. Hg. von F. Muncker. Band 1. 3. 4 (1904/5). — Meyer R. M., Ploch: Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. — Petsch R., Zur Schillerliteratur des Jubiläumsjahres. II [15 Schriften].

Die neueren Sprachen.

13. Band. 1905. Heft 6. 7. Weisstein G., Unbekannte Briefe von Georg Forster.

Modern Philology.

Vol. III. No. 4. Walz J. A., Goethes ‚Goetz von Berlichingen' and Lillo's ‚History of George Barnwell'.

Beifus J., Some Hans Sachs Discoveries.

Vol. IV. No. 2. Klenze C. v., The Growth of Interest in the Early Italian Mastern. From Tischbein to Ruskin.

Jessen K. D., Ein Brief Goethes.

Publications of the **Modern Language Association** of **America.**

Vol. XXI. No. 4. December 1906. Richards A. E., A literary link between Thomas Shadwell and Christian Felix Weisse.

Howard W. G., Goethes essay, ‚Über Laokoon'.

Modern Language Notes.

Vol. XXI. No. 6. Schilling H. K., The childrens rhyme used by Goethe in the ‚Weinzauber' in ‚Auerbachs Keller'.

Belden H. M., Davis: Translations of German Poetry in American Magazines, 1741—1810.

Mackall L. L. Nollen: A Chronology and Practical Bibliography of Modern German Literature. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

The **Journal** of **English** and **Germanic Philology.**

Vol. VI. No. 1. October. Wiehr J., The naturalistic plays of Gerhart Hauptmann.

Reviews. Cooper L., Haney: The German Influence on Samuel Taylor Coleridge.

Current Literature. Curme G. E., Present Tendencies in the German Drama and Novel.

Edward G., Neuere deutsche Literatur.

Englische Studien.

36. Band. Heft 3. Ullrich H., Die Berechtigung einer neuen [vom Verfasser stammenden] Robinson-Übersetzung [erwiesen an der Unzulänglichkeit der Altmüllerschen und der größtenteils von dieser abhängigen Tuhtenschen Übersetzung].

Skandinavisk Månadsrevy för **undervisning i de tre hyfvudspråken (Tyska, Engelska, Franska).**

Nr. 1. Hungerland H., Schiller und die Gegenwart.

Nr. 4. Wrangel E., Schiller und Schweden.

Nr. 5. Hungerland H., Detlev von Liliencron.

Nr. 6. Hungerland H., Das historische Studium der deutschen Sprache.

Hungerland H., Schiller in England.

Zeitschrift für **keltische Philologie.**

V. Band. Ein Brief Jacob Grimms.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Literatur.**

XXX. Band. Heft 1. 3. Der Abhandlungen Heft 1. Haupt H., Voltaire in Frankfurt 1753 (vgl. Band XVII[1] S. 160 ff.). II.

Droysen H., Beiträge zur Textkritik einiger Werke Friedrichs des Großen aus Voltaires handschriftlichem Nachlasse.

Revue d'Histoire littéraire de la **France.**

13e année, No. 2. Avril-Juin. Delafarge D., Une lettre inédite de Diderot a Grimm [A Langres, ce 8 7bre 1770].

Bulletin italien.

No. 3. Cesano A., Hans Sachs ed i suoi rapporti con la letteratura italiana.

Archiv für **slavische Philologie.**

28. Jahrgang. Heft 2/3. Murko M., Ćurčin: Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur (1905); Lucerna: Die südslavische Ballade von Asan Agas Gattin (1905).

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **Deutsche Literatur** und für **Pädagogik.**

9. Jahrgang. (1. Abteilung.) 17. Band. Heft 1. Mayne H., Die deutsche Goethe-Biographie. Ein historisch-kritischer Überblick.

Heft 2. Anzeigen und Mitteilungen. Kettner G., Bellermann: Schillers Dramen.

Heft 3. Petsch R., Lessings Dramen [im Anschluß an Kettners Buch 1904].

Heft 4. Krumm H., Hebbel als Tragiker. Vortrag.

Anzeigen und Mitteilungen. Götze A., Über Bestimmungen heimatloser Drucke der Reformationszeit.

Heft 5. Kettner G., Der Monolog Marfas in Schillers Demetrius.

Meyer R. M., Kriterien der Aneignung.

Heft 6. Reuschel K., Chamissos Balladendichtung.

Heft 7. Döring A., Schillers Stellung zum Lebensproblem („Das Ideal und das Leben").

Stemplinger E., Parodien zur Lyrik des Horaz.

Heft 10. Verzeichnis der Mitarbeiter von Band I (1898) bis XVII (1906).

(2. Abteilung.) 18. Band. Heft 1. 2. Reiter S., Friedrich August Wolf und David Ruhnkenius (nebst ungedruckten Briefen). — Acht Briefe von Wolf, fünf von Ruhnkenius (1790/6).

Windel R., Karl Philipp Moritz als pädagogischer Schriftsteller.

Anzeigen und Mitteilungen. Ruppersberg A., Der deutsche Namen Melanchthons [Schwarzerd nicht Schwarzert = Schwarzer].

Heft 2. Anzeigen und Mitteilungen. Clemen O., Aus den Anfängen der Universität Wittenberg.

Heft 5. Schwabe E., Der Geographus Laurentinus, ein kursächsischer Schulpoet. — „Ludi et Epulae Afranae .... inscribit et offert Geographus Laurentius Misenae. Typis Spahnianis. Ao. 1710." Der Dichter war Georg Heinrich Sappuhn aus Lorenzkirchen an der Elbe.

Heft 6. Blümner H., Johann Jacob Redinger, ein Gehilfe des Amos Comenius. — Redinger, geboren 1619 in Neftenbach (Kanton Zürich), gestorben 1688. Eine kurze Notiz über ihn in der Allgemeinen deutschen Biographie.

Heft 10. Verzeichnis der Mitarbeiter von Band II (1898) bis XVIII (1906).

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.**

LIX. (der neuen Folge 39.) Jahrgang. 1905. Dezember. Zürn L., Schillers Entwurf zu dem Gedichte „Deutsche Größe".

LX. (40.) Jahrgang. September-Oktober. Müller H. F., Grillparzer und das klassische Altertum.

Blätter für das **[bayerische] Gymnasial-Schulwesen.**

42. Band. Heft 1/2. Glasenapp G., George Gumpelzhaimer, ein vergessener Bayerischer Pädagoge. (Gg. Gumpelzhaimers „Gymnasma"). — Gumpelzhaimer, geb. 1596 in Linz, verfaßte und veröffentlichte in Straßburg, wo er mit Hans Michael Moscherosch bekannt wurde, im Jahre 1621 das „Gymnasma". Sein Todesjahr unbekannt, jedenfalls lebte er 1648 nicht mehr. Die vermehrte 2. Auflage des Buches besorgte Moscherosch (Straßburg 1652).

Heft 5/6. Stemplinger E., Aristophanes und die „politische Wochenstube" von R. Prutz. Eine literarhistorische Studie.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.**

56. Jahrgang. 1905. Heft 8/9. Spina F., Eine neue Methode für sprachstatistische Untersuchungen [K. Marbe, Über den Rhythmus der Prosa. 1904].

Werner R. M., Kettner: Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit.

Heft 10. Kohm J., Wyplel: „Blanka von Kastilien" als Vorstufe der „Ahnfrau".

Miszellen. Leutner F., Ilm-Athen in Aufruhr [1848. Ferdinand Freiherr v. Biedenfeld].

Heft 11. Wagner H. F., Holzmann-Bohatta: Anonymen-Lexikon. 3. Band. — Mit einer kleinen Ergänzung zur Nr. 2641 Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung.

57. Jahrgang. Heft 5. Siegel K., Johann Gottfried Herder und der moderne Unterrichtsbetrieb an unseren Mittelschulen.

Heft 6. Weisen A. v., Halms ‚Wildfeuer'. — Beschäftigt sich hauptsächlich mit den Quellen des Stückes.

Heft 7. Geiger L., Unbekannte Besprechungen August Wilhelms und Friedrichs Schlegel. — Aus dem ‚Österreichischen Beobachter' 1810. Von A. W. Schlegel: Büsching v. d. Hagens ‚Buch der Liebe' (1809). Beilage Nr. 13. 14; von Friedr. Schlegel: J. v. Müllers 24 Bücher allgemeiner Geschichte. Nr. 21.

Heft 8/9. Literarische Anzeigen. Werner R. M., Zellweker: Prolog und Epilog im deutschen Drama.

Österreichische Mittelschule.

XIX. Jahrgang. 1905. Heft 1/2. Badstüber H., Stephan Ludwig Roth und Franz Obert. Zwei berühmte siebenbürgisch-sächsische Schulmänner. Vortrag.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik** (Langensalza).

13. Jahrgang. 1905/6. Heft 1. Rubinstein S., Die Energie als Wilhelm v. Humboldts sittliches Grundprinzip.

Heft 4. Rausch A., Die pädagogische Provinz in Goethes Wilhelm Meister [mit Beziehung auf Burkhardts Schrift von 1903].

Pädagogisches Archiv.

47. Jahrgang. 1905. Heft 10. Fries A., Miszellen zu Goethe.

Thamm M., Wechselgesänge europäischer Mächte. Eine politische Dichtung aus der Zeit nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt. — Anonymes Gedicht von 20 Strophen, handschriftlich, unter dem Nachlasse des ehemaligen Jenenser Bergrats und Professors Dr. K. G. Schüler, in der Großherz. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe; S. 584/8 abgedruckt.

Heft 11. 12. Geißler C., Die pädagogischen Anschauungen E. M. Arndts im Zusammenhange mit seiner Zeit.

48. Jahrgang. Heft 4. Berg, Graf Johann der Mittlere von Nassau-Siegen und die erste deutsche Kriegsschule.

Heft 6. Hermann E., Literaturgeschichte und Lektüre im deutschen Unterricht.

Heft 12. Schulze B. Über Heinrich von Kleists Universitätslehrer [in Frankfurt a. O.: Christian Ernst] Wünsch.

Pädagogische Studien.

27. Jahrgang. Heft 4. Seiler K., Johann Georg Hamanns Bedeutung für die Pädagogik.

Paulsen F., Das deutsche Bildungswesen.

Deutsche Blätter für **erziehenden Unterricht.**

XXXIII. Jahrgang. 1905/6. Nr. 1. 2. 3. Heine H., Über thüringisch-sächsische Ortsnamen. Ein Beitrag zur Heimatskunde.

Nr. 4. 5. Rubinstein S., Schillers Stellung zur Religion.

Nr. 4/10. Haustein A., Der geographische Unterricht im 18. Jahrhundert. Eine kritisch-historische Quellenstudie.

Nr. 6. Oppermann E., Adalbert Stifter. Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag (23. Oktober).

Nr. 8. Oppermann E., Karl Kehrbach †.

Nr. 14/19. Schneider G., Emil Adolf Roßmäßler als Pädagog. Aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Roßmäßler [geb. 3. März 1806].

Nr. 49/52. Grosse H., Eduard Mörike als Lehrer.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

15. Jahrgang. 1905. Heft 4. Karl Kehrbach geb. am 22. August 1846 in Neustadt a. d. Orla; gest. am 21. Oktober 1905 in Charlottenburg bei Berlin [mit Bildnis].

Die Feier des Gregoriusfestes in Eisenberg, S. A., in den Jahren 1676 bis 1698. Aus einem Aktenstück der herzoglichen Ephorie daselbst mitgeteilt von Ranft. — Der Singumgang zu Ehren des heiligen Gregor wurde von 1676 ab dadurch zu verschönern gesucht, daß man ihm einen mit dramatischer Aufführung verbundenen Um- und Aufzug vorhergehen ließ. Vier von den 22 Aufführungen in Eisenberg (1698 wurden sie verboten) haben sich erhalten und werden teils wörtlich, teils auszüglich mitgeteilt.

Jahresbericht. XI. Schuster G., Geschichte der Prinzenerziehung. XII. Geschichte von Unterrichtsgegenständen.

[Sonderheft]. Inhalts-Übersicht über die Mitteilungen usw. 1. bis 15. Jahrgang (1891—1905). Im Auftrage des Vorstandes zusammengestellt von R. Galle. 1906.

16. Jahrgang. Heft 1. Schwabe E., Der Dresdner Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard und sein Einfluß auf das höhere Unterrichtswesen Kursachsens. — Beilagen. 1. Die Reorganisationsentwürfe der drei kursächsischen Fürstenschulen während und kurz nach Reinhards Amtstätigkeit. 2. Berufungsschreiben Reinhards in das preußische Kultusministerium und oberste Kirchenregiment [unterzeichnet: Königsberg 1809 July 24. 28. Humboldt].

Jahresbericht. II. Wolkan R., Das Zeitalter des Humanismus. III. Mertz G., Die Reformationszeit.

Heft 2. Meiners W., Das Volksschulwesen in Mark und Cleve unter Steins Verwaltung (1787—1804).

Eine Schulordnung aus dem Jahre 1571 für die Schule zu Stadthagen. Mitgeteilt von O. Zaretzky.

Jahresbericht. IV. Heubaum A., Die Neuzeit.

Heft 3. Kahl, Die pädagogischen Ansichten in den Schriften deutscher Rechtsphilosophen und Nationalökonomen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. — 1. Johannes Althusius (1557—1638). 2. Die Aristoteliker: Henning Arnisaeus (gest. 1636), Georg Schönborner (1579—1637), Wolfgang Heider (1558—1626). 3. Bartholomaeus Keckermann (1571—1609). 4. Adam Contzen (1573—1635). 5. Christoph Besold (1577—1638).

Manitius M., Zur Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Schulautoren.

Jahresbericht. V. Michel H., Geschichte der deutschen Universitäten.

Heft 4. Lorenz H., Die Lehrmittel und Handarbeiten des Basedowschen Philanthropins nebst 12 Tafeln mit Abbildungen der wichtigsten in Dessau noch heute vorhandenen Reste [und den Bildnissen Christian Hinrich Wolkes und Johann Bernhard Basedows].

Jahresbericht. VI. Wehrmann M., Geschichte der höheren Schulen. VII. Clausnitzer E., Geschichte der Volksschule und Lehrerbildung.

Beihefte zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

9. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Mecklenburg. 1905. Pistorius M., Die Patentverordnung für das ritter- und landschaftliche Landschulwesen in Mecklenburg vom Jahre 1821.

Schnell H., Geschichte des Schulwesens der Stadt Waren.

10. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern. 1906. Widenbauer G., Geschichte der Kgl. Ludwigs-Kreisrealschule in München.

11. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Württemberg. Brügel J., Die Gruppe Württemberg.

Eitle J., Die einstigen Klosterschulen und jetzigen niederen evang. theologischen Seminarien in Württemberg.

Schott E., Gedruckte Quellen zur Geschichte des höheren Schulwesens in Württemberg. Eine bibliographische Umschau.

Raunecker F., Einige Fälle von Disziplinaruntersuchungen gegen Lehrer an württembergischen Gelehrtenschulen aus dem 18. Jahrhundert. — 1. Verfahren gegen den Präzeptor [David Wendelin] Spindler wegen Hinneigung zu Pietismus und Separatismus. 1702/10. 2. Untersuchung gegen Mag. Cantz, Klosterpräzeptor in Bebenhausen, wegen seiner Schrift De philosophiae Leibnitianae et Wolfianae usu in Theologia. 1728. 3. Untersuchung gegen Professor [Johann Ferdinand] Dreher wegen ‚exzessiver Disziplin'. 1746. 4. Drei Fälle von Dienstentlassung wegen moralischer Untauglichkeit. 1760 73.

Schmid E., Das württembergische Volksschulwesen im 16. Jahrhundert.

12. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in der Schweiz. Fluri A., Die bernische Schulordnung von 1591 und ihre Erläuterungen und Zusätze bis 1616.

Gesellschaft für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

11. Jahresbericht. Österreichische Gruppe. 1905. Anhang: Felbigers Lehrplan für den Religions-Unterricht an Gymnasien. Mitgeteilt von K. Wotke.

Beiträge zur **Österreichischen Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Hg. von der österr. Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

VII. Heft. 1905. Weiß A., Geschichte der Theresianischen Schulreform in Böhmen. Zusammengestellt aus den halbjährigen Berichten der Schulen. Oberdirektion 17. September 1777 bis 14. März 1792. Erster Band.

Archiv für **schweizerische Schulgeschichte** .. hg. von Ernst Schneider, Bern.

2. Band. 1905. Schneider E., Die bernische Landschule am Ende des 18. Jahrhunderts.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.**

14. Jahrgang. 1905. Heft 4. Fritz G., Neuere und neueste Herder-Schriften.

Pust R., Über Valentin Andreaes Anteil an der Sozietätsbewegung des 17. Jahrhunderts.

Heft 5. Zum Verständnis von Schillers ‚Lied an die Freude'.

15. Jahrgang. Heft 1. Mayer-Krämer R., Apollonius von Tyana. Der Magus aus Osten.

Keller, Der deutsche Humanismus im Kampf um die Weltanschauung.

Heft 2. Kohut A., Amalie von Gallitzin und Goethe. Ein Gedenkblatt zum 27. April 1906.

Geiger L., Conrad Ekhof. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter unserer klassischen Dichtung.

Heft 3. Rembert K., Die Liederdichtung des sogenannten Anabaptismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte.

Romundt H., Kants Person oder Kants Werk? Mit Beziehung auf .. Chamberlain: Immanuel Kant .. (1905).

Heft 4. Kohut A., Neues über Christian Gottfried Körner. Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstage. — S. 201 Empfehlungs-Schreiben Körners für Karl Gottlieb Reißiger an Heinrich Marschner (Berlin 1824 Januar 20); S. 202/6 Briefe Körners an Karl August Böttiger (1799. 1815. 1821).

Heft 5. König E., Goethe und der höchste Wunsch.

Monatsschrift für das **Turnwesen.**

24. Jahrgang. 1905. Heft 9. Das erste gedruckte Gedicht Wassmannsdorffs.

Deutsche Turn-Zeitung.

1905. Nr. 47. Brendicke H., Fr. Ludwig Jahns Stellung zur deutschen Sprache.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie**. II. Abteilung. **Archiv** für **systematische Philosophie.**

Neue Folge. XII. Band. Heft 3. Umfrid O. L., Karl Christian Planck und der Zeitgeist.

Jahrbuch für **Philosophie** und **spekulative Theologie.**

21. Band. Heft 1. Gredt J., Zum Begriff des Schönen.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.**

126. Band. 1905. Heft 2. Clasen H., Der Wandel in Schillers Weltanschauung. — I. Die Julius-Ideen. II. Die Prinzen-Ideen.

Vorländer K., Die neueren Bände der akademischen Kant-Ausgabe. (Briefwechsel Band III, Werke Band I/IV.)

128. Band. Heft 1. Petsch R., Das tragische Problem im ‚Rienzi' [Rich. Wagners].

Heft 2 und 129. Band. Heft 1. Bastian A., Quellen und Wirkungen von Jakob Böhmes Gottesbegriff.

129. Band. Heft 1. Dorner A., Eduard von Hartmann.

Philosophische Wochenschrift ... hg. von H. Renner. Leipzig.

1. Band. Nr. 6. Georgy E. A., Zur ästhetischen Weltanschauung Friedrich Hebbels.

Nr. 7. Ganser A., Hamerling der Philosoph.

2. Band. Nr. 4. Hackemann A., Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Nr. 9. Hadlich H., Wilhelm Bölsche und das Denken der Gegenwart.

Renner H., Henrik Ibsen †.

3. Band. Heft 5/6. Pudor H., Dörpfeld als Erzieher.

Stern P., Noch einmal J. Fr. Fries und sein neuester Apologet.

Heft 9/10. Lasson A., Die Jugendgeschichte Hegels nach Dilthey.

4. Band. Heft 6/7. Braun O., Heinrich von Stein.

Reichel H., Kriminalpsychologisches zu Gerhard Hauptmanns ‚Rose Bernd'.

Heft 8/9. Braun O., La Rochefoucauld und Nietzsche.

Zeitschrift für **Ästhetik** und **allgemeine Kunstwissenschaft** herausgegeben von Max Dessoir. Stuttgart, Ferd. Enke.

I. Band. Heft 1. Lange K., Die ästhetische Illusion im 18. Jahrhundert.

Poppe Th., Von Form und Formung in der Dichtkunst.

Werner R. M., Geiger: Beiträge zu einer Ästhetik der Lyrik.

Heft 2. Volkelt J., Persönliches und Sachliches aus meinen ästhetischen Arbeitserfahrungen.

Cohn J., Zur Vorgeschichte eines Kantischen Ausspruchs über Kunst und Natur.

Heft 3. 4. Spitzer H., Apollinische und dionysische Kunst.

Heft 3. Besprechungen. Bianna da Motta J., Moos: Richard Wagner als Ästhetiker.

Heft 4. Landmann-Kalischer E., Über künstlerische Wahrheit.

Herrmann H., Ibsens Alterskunst.

Heft 1. 2. Schriftenverzeichnis für 1905.

Kant-Studien.

X. Band. 1905. Heft 4/5. Runze M., Karl Rosenkranz' Verdienste um die Kant-Forschung. [Mit Bildnis.]

XI. Band. Heft 1. Huber G., [Karl] Graf von Benzel-Sternau und seine ‚Dichterischen Versuche über Gegenstände der kritischen Philosophie'. — I. Aufnahme der Kantischen Philosophie in Süddeutschland. II. Graf von Benzel-Sternau

[Biographische Skizze und Würdigung]. III. Kurze Charakteristik der Oden. IV. Dichterische Versuche über Gegenstände der kritischen Philosophie [Würzburg 1794 bei F. E. Nitribitt, Universitätsbuchdrucker]: Neudruck nach dieser Ausgabe; sechs Oden, mit den Anmerkungen des Dichters; ‚die wenigen Änderungen betreffen lediglich einige Archaismen in Orthographie und Interpunktion'.

Lütgert W., Hamann und Kant.

Heft 2. Bauch B., Chamberlains Kant.

Sulze E., Neue Mitteilungen über Fichtes Atheismusprozeß. — Schreiben des Dresdener Ober-Konsistoriums an den Kurfürsten Friedrich August vom 29. Oktober 1798.

Ein unbekannter Brief J. Kants an [den Leipziger Buchhändler] Nicolovius [Königsberg 1790 May 10]. Mitgeteilt von E. Ebstein. Mit Erläuterungen von F. Jünemann.

Abhandlungen der **Fries'schen Schule.** Neue Folge.

Heft 3. Nelson L., Vier Briefe von Gauß und Wilhelm Weber an Fries.

Mitteilungen der **Anthropologischen Gesellschaft** in **Wien.**

XXXVI. (der 3. Folge VI.) Band. 1906. Heft 5. Nekrolog. Andrian F. v., Adolf Bastian.

Archiv für **Kriminalanthropolgie** und **Kriminalistik.**

23. Band. Hinrichsen O., Zur Kasuistik und Psychologie der Pseudologia phantastica. S. 34 f. Gottfried Keller, S. 35 f. 59 Frdr. Hebbel, S. 37 f. 59 Grillparzer, S. 38/43. 51. 61 Karl Philipp Moritz, S. 44. 45 E. T. A. Hoffmann usw.

Rivista italiana di **sociologia.**

IX. Vecchio, Il comunismo giuridico del Fichte.

Medizinische Klinik.

Nr. 25. 26. Bloch J., Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823. — Auf Grund eines unveröffentlichten Dokuments.

Theologische Zeitschriften.

Archiv für **Religionswissenschaft.**

9. Band. Heft 3/4. Gothein Marie, Der Gottheit lebendiges Kleid [Kommentar zu Goethes Faust. I. Vers 509].

Stimmen aus **Maria-Laach.**

Jahrgang 1905. Heft 8. Stockmann A., Ida Gräfin Hahn-Hahn. Ein Lebensbild.

Heft 9. 10. Stockmann A., Die Werke der Gräfin Hahn-Hahn.

Jahrgang 1906. Heft 2. 3. Sörensen J., Nietzsche-Zarathustra.

Der Katholik.

86. Jahrgang. 3. Folge. XXXIII. Band. Heft 1/2. 3. Kißling J. B., Lorenz Truchseß von Pommersfelden (1473—1543), Domdechant von Mainz. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Frühzeit der Kirchenspaltung.

Der Beweis des Glaubens.

41. (dritte Folge 8.) Band. 1905. Heft 12. Wie hat der evangelische Christ sich zu Schiller und zu der weltlichen Poesie sich zu stellen?

42. (9.) Band. Heft 6. Fauth A., Aussprüche Hamanns, des Magus des Nordens, über Gott und die göttlichen Dinge.

Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt.

6. Jahrgang. 1905. Nr. 50. 51. Caspari W., Einige Bemerkungen zu den ersten und letzten Versen des Faust.

7. Jahrgang. 1905/6. Nr. 2. Aus Jung-Stillings Briefen an seine Freunde.

Nr. 27. Freybe, Das deutsche Volkslied vom Karfreitag.

Zur philosophischen Würdigung Goethes.

Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche. Herausgeber: J. Burggraf. Gießen, Töpelmann.

1. Jahrgang. 1906/7. Heft 1. Das Christliche und das Hellenische in Schiller und Goethe.

Neue kirchliche Zeitschrift.

17. Jahrgang. Heft 4. Bröse, Ein Beitrag zur Charakteristik Goethes.

Monatschrift für **Gottesdienst** und **kirchliche Kunst.**

11. Jahrgang. Nr. 4. 5. 6. Nelle, Matthias Claudius und das Kirchenlied.

Bürkner, Peter Cornelius.

Beck, Ein altes Schäferlied.

Nr. 7. 8. 9. 10. 11. 12. Spitta, Studien zu Luthers Liedern.

Nr. 12. Günther, Ein religiöser Lyriker der Gegenwart (G. Schüler).

Monatschrift für **Pastoraltheologie.**

2. Jahrgang. 1905/6. Heft 1. Müller, Zur Erinnerung an Friedrich Eberhard von Rochow.

Heft 3. Gerok G., Goethes Ausspruch von einer Christusähnlichkeit bei Schiller.

Die christliche Welt.

19. Jahrgang. 1905. Nr. 39. Ein Brief Roseggers.

Nr. 40. 41. 42. Müsebeck E., Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner. — Arndt und Rousseau. Arndt, der Philanthropinismus, Pestalozzi. Arndt, Goethe und Schiller.

20. Jahrgang. Nr. 26. 27. Keller A., Karl Spittelers Olympischer Frühling.

Nr. 42. 43. 44. Schmiedel O., Richard Wagners Parsifal in religionsgeschichtlicher Beleuchtung.

Theologische Studien und **Kritiken.**

Jahrgang 1906. Heft 2. Clemen O., Zu Huttens Nemo.

Allgemeine evangelische Kirchenzeitung.

40. Jahrgang. Nr. 14. 15. 16. Freybe, Züge christlicher Sitte und Gesinnung aus Jeremias Gotthelfs Heimat.

Nr. 27. Girgensohn K., Zum Gedächtnis Eduard von Hartmanns.

Protestantenblatt.

38. Jahrgang. 1905. Nr. 38. Goethes Ansichten über Bibel und Religion

39. Jahrgang. Nr. 6. 7. Lillge K., Nietzsche und das Christentum.

Nr. 13. Kügelgen C. v., Das Christentum Gottfried Kellers.

Nr. 13. 14. 15. Kreyenbühl, David Friedrich Strauß als Dichter.

Nr. 31. Achelis Th., Jakob Böhme.

Nr. 40. Graue D., Richard Wagners Parsifal.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.**

XXVI. Band. 1905. Heft 3. Teichmann W., Die kirchliche Haltung des Beatus Rhenanus. Eine kirchengeschichtliche Studie.

Brieger Th., Zu Denifles letzter Arbeit [Quellenbelege zu Denifles Luther und Lutherthum. [2] I, 2. 1905].

Analekten. 1. Clemen O., Beiträge zur Lutherforschung. [Fortsetzung in Band XXVII. 1906. Heft 1.] — 2. Loesche G., Ein Brief von [Joh.] Mathesius an [Joachim] Camerarius [Joachimsthal 1545 Juli 2]. — 3. Ein noch nicht veröffentlicher Brief Calvins [an den Rat der Stadt Frankfurt a. M.]. Mitgeteilt von G. Besser.

XXVII. Band. Heft 2. Analekten. 3. Loesche G., König Ferdinand über seinen angeblichen Brief an Luther. — 4. Ein Schreiben des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen an Luthers Söhne Martin und Paul, Gebrüder zu Wittenberg [1553]. Gefunden und mitgeteilt von G. Berbig.

Bibliographie der kirchengeschichtlichen Literatur. Vom 1. Februar bis 1. Mai 1906.

Heft 3. Analekten. 1. Kalkoff P., Luther vor dem Generalkapitel zu Heidelberg. — 3. Brieger Th., Zu den neuesten Augustana-Studien [Th. Kolde, Die älteste Redaktion der Augsburger Konfession usw. 1906]. — 4. Lehmann P., Zwei ungedruckte Briefe an Melanchthon [von Joachimus Camerarius, Bamberg 1522 November 9 und 17. In griechischer Sprache].

Archiv für Reformationsgeschichte.

Nr. 9. III. Jahrgang. 1905. Heft 1. Der Bericht des [Friedrich] Mykonius über die Visitation des Amtes Tenneberg im März 1526. Mitgeteilt von P. Drews.

Roth F., Zur Geschichte des Reichstages zu Regensburg im Jahre 1541. II. Bis zum Beginn des Religionsgespräches am 27. April.

Kalkoff P., Römische Urteile über Luther und Erasmus im Jahre 1521 nach Jakob Ziegler. — S. 77/83 Jakob Ziegler an Erasmus, Rom 1522 Februar 16.

Clemen O., Bugenhagensche Trauformulare.

Nr. 10. (2). Clemen O., Beiträge zur sächsischen Reformationsgeschichte. — I. Der Livländer Ablaß in Zwickau 1505. — II. Ein Brief aus Wittenberg an den Prior [Franz Sarer] des Dominikanerklosters zu Pirna aus dem Jahre 1523. — III. Der Leipziger Pfarrprediger Johannes Koß. — IV. Eine Satire auf Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt.

Heinemann O., Die Himmelstädter Klosterordnung von 1513. Mitgeteilt.

Nr. 11 (3). Albrecht O., Zur Bibliographie und Textkritik des kleinen Lutherschen Katechismus. (Schluß.)

Loesche G., Zur Gegenreformation im Salzkammergut.

Nr. 12 (4). Meißner R., ‚Ohne Hörner und Zähne' [Wendung aus Luthers berühmter Antwort auf die Frage des kaiserlichen Offizials]. Eine Untersuchung.

Berbig G., Die erste kursächsische Visitation im Ortsland Franken [1528/9].

Fünf Briefe des Professors der Theologie [in Königsberg, nachher in Frankfurt a. O.] Franziscus Stancarus aus den Jahren 1551, 1552 und 1553 [an Joachim Mörlin, P. Herzog genannt Hegemon und Placotomus (Brettschneider)]. Veröffentlicht von F. Koch.

Ergänzungsband I. Hegler A., Beiträge zur Geschichte der Mystik in der Reformationszeit. Aus dem Nachlasse hg. und mit einer biographischen Einleitung versehen von W. Köhler. — Biographische Einleitung [Hegler, geb. 1863, Professor der Theologie in Tübingen, † 1902]. I. Der Spiritualist Johann Erhard, ein Anhänger Sebastian Francks, im Herzogtum Preußen nach ungedruckten Akten des Königsbergers Archivs. II. Brief des Johannes von Beckenstein an Felix Rex Polyphemus s. a. (1543?) Januar 20. III. Brief des Felix Rex Polyphemus an Paul Speratus, 1543 Juli 8. IV. Inhalt des Sammelbandes: Stadtbibl. Zürich Gal. I. 256. V. Die Flugschrift ‚Von dem Kindertauf, beständiger und klarer Gegenbericht [1563]. VI. Brief S. Francks ad inferioris Germaniae fratres. Lateinisch. Königsberger Archiv. VII. Vergleichung der Briefe

Francks in den verschiedenen Texten. VIII. Zwei Briefe ([Martin] Frechts an Franck, 1539 Juni 23 und Francks an den Ulmer Rat 1539) und kleinere Notizen aus einem Collektaneenbuch des Prälaten J. C. Schmid. Ulmer Stadtbibliothek, Ulmensia, 6647. 4⁰. IX. ‚Felix Frei' [Sebastian Franck]. 1539: Was gesagt sei: ‚Der Glaub thuts alles.' X. Zu Francks Aufenthalt in Ulm. XI. Ein Brief Caspar Schwenckfelds an Johann Heß. 1521 Oktober 14. — Register.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.**

XII. Band. 1905. Heft 1. 2/3. Geyer, Das kirchliche Leben in Nürnberg vor und nach dem Übergang der Reichsstadt an Bayern.

Schornbaum K., Das Erste Ansbacher Proklamationsbuch. 1528/52.

Heft 2/3. Kolde Th., Die Anfänge einer katholischen Gemeinde in Erlangen. Eine archivalische Studie.

Clemen O., Noricus Philadelphus = Kaspar Nützel? — Das genannte Pseudonym findet sich auf der Schrift: Wie alle Clöster und sonderlich Junckfrawen Clöster in ain Christlichs wesen möchten durch gottes gnaden gebracht werden. MDXXIIII. 4⁰. Weller (Lexicon pseudonymorum S. 426) läßt es ohne Deutung. Clemen denkt aus verschiedenen Gründen an den Pfleger des nürnberger Klarissinnenklosters Kaspar Nützel (Allgemeine Deutsche Biographie 24, 60/70).

Heft 4. 1906. Schornbaum K., Zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Amte Hoheneck und der Kommende Virnsberg.

Clemen O., Noch etwas von D. Joh. Teuschlein. — Vgl. Beiträge IX, 231/3. — Inhaltsauszug aus der anonym erschienenen fanatisch-judenfeindlichen Schrift Teuschleins: Auflosung ettlicher Fragen zu lob vnd ere christi Jesu ... wider die verstockte plinte Juden ... D. J. T. F. [Doktor J. Teuschlein Frickenhausen] ... Nürmberg, Fryderich Peypus. 26. Jan. 1520.

Heft 5. Bossert G., Ein Brief von Jakob Schopper [an Propst Johann Magirus und Hofprediger Luk. Osiander in Stuttgart. Hornbach 1579 November 11]. Ein Beitrag zur Geschichte der Schule in Hornbach.

Bossert G., Ein Dankschreiben von Pfalz-Neuburger Exulanten an Konr. Dieterich, Superintendent und das Ministerium in Ulm vom Ende 1616 oder Anfang 1617.

XIII. Band. Heft 1. Schornbaum K., Zur Einführung der Reformation in den 6 Maindörfern und Mainbernheim.

Seeberger, Abriß einer Geschichte des prot. Dekanatsbezirks Bamberg. — S. 32 ff. biographische Notizen über die Dekane.

Clemen O., Zur Biographie des Kanzlers Georg Vogler. — Weist hin auf einen in der Zwickauer Ratsschulbibliothek vorhandenen Druck: Christliche gedechtnüß, oder Grabschrifften, weylandt der ... Frawen Marie Cleophe, Herrn Georgen Voglers .. ehlichen Haußfrauen ... Durch Heinrichen Schübell .. verteutschet. M.D.XLIII. 4⁰. Vorrede von Vitus Dietrich, Prediger zu Nürnberg.

Jahrbuch für **brandenburgische Kirchengeschichte.**

2. und 3. Jahrgang. 1. Abteilung. Müller N., Die Besuche Melanchthons am kurfürstl. brandenburgischen Hofe 1535 und 1538.

Müller N., Jakob Schenk, kurfürstl. Hofprediger in Berlin 1545 und 1546.

Beiträge zur **hessischen Kirchengeschichte.**

III. Band. Heft 1. Hotz W., Die Gegenreformation im Schlitzerland während des dreißigjährigen Kriegs (1628/32).

Diehl W., Kleinere Mitteilungen. — I. Aus den Akten über die Absetzung des Pfarrers Tilemann Nolthius in Schwarz. 1603/04. II. Zur Geschichte der Gegenreformation in dem mainzischen Ort Haßloch bei Rüsselsheim 1617/18. IV. Bibliothek eines Studenten der Theologie [Heinrich Draudt] aus der Zeit

um 1590. V. Predigttexte und Lieder der Visitationsgottesdienste von 1628. VI. Gedicht gegen die Trunkfucht (aus einer Predigt [Hartmann Brauns, † 1624] von 1608) ‚Gleichwie der edle Rebensaft'.

Beiträge zur **sächsischen Kirchengeschichte.**

19. Heft. 1905. Merkel R., Beitrag zur Charakteristik Johann Pfeffingers.

Jahrbuch des **Vereins** für die **evangelische Kirchengeschichte Westfalens.**

8. Jahrgang. Eine alte märkische Pastorenchronik. Veröffentlicht von Vogeler.

Moser J., Kleine Bei- und Nachträge zur westfälischen Gelehrtengeschichte.

Zeitschrift des **deutschen Palästina-Vereins.**

29. Band. Heft 1. Die Jerusalemfahrt des Kanonikus Ulrich Brunner von Haugstift in Würzburg (1470) hg. von R. Röhricht.

Gottesminne. Monatschrift für religiöse Dichtkunst.

3. Jahrgang. Heft 11/12. Brühl H. J., Ein Sänger des Weltunterganges. Zum Jahrhundertgedächtnis des Todestages des münsterischen Dichters Franz von Sonnenberg.

4. Jahrgang. Heft 5/7. Hamann E. M., Emilie Ringseis.

Heft 9. 10/11. Schmitz B., Ein alter Sagen und Legendenstoff und seine Wandlungen [der arme Heinrich].

Zeitschriften für Kunst-, Theater- und Musikgeschichte.

Repertorium für **Kunstwissenschaft.**

XXVIII. Band. 1905. Heft 1. Tscheuchner K., Die deutsche Passionsbühne und die deutsche Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts in ihren Wechselbeziehungen. (Schluß.)

Heft 3. Molsdorf W., Der Formschneider der Holzschnitte in dem Breslauer Drucke der Hedwigslegende vom Jahre 1504.

Heft 5/6. Kalkoff P., Zur Lebensgeschichte Albrecht Dürers. — 3. Albrecht Dürer, Sebastian Brant und Konrad Peutinger in Antwerpen im Sommer 1520.

Zeitschrift für **bildende Kunst.**

Neue Folge 17. (41.) Jahrgang. 1905. Heft 3. Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Caspar Friedrich. Bemerkungen von Clemens Brentano bei einer Kunstausstellung 1826. Mitgeteilt von G. Witkowski.

Blätter für **Gemäldekunde** (Wien).

II. Band. 1905. Heft 7. Hein A. R., Adalbert Stifter als Maler. (Zur Jahrhundertfeier der Geburt des Malerpoeten.)

Jahrbuch der kgl. **Preußischen Kunstsammlungen.**

27. Band. Heft 2. Janitsch J., Ein Bildnis Sebastian Brants von Albrecht Dürer.

14. Neujahrsblatt des **Kunstvereins .. Schaffhausen.**

Vogler C. H., Der Maler und Bildhauer Joh. Jak. Oechslin aus Schaffhausen. 2. Hälfte.

Neujahrsblatt 1906 der **Zürcher Kunstgesellschaft.**

Moser K., Albert Lüthi, Architekt, Maler, Glasmaler.

Archiv für **Theatergeschichte.**

2. [und letzter] Band. 1905. Abhandlungen. Sikora A., Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol. — Der Verfasser hat alle theatergeschichtlichen Nachrichten aus den erhaltenen amtlichen Papieren (im k. k. Statthalterei-Archiv zu Innsbruck) von 1746 bis 1800 gesammelt und veröffentlicht die den Zeitraum 1746 bis 1765 betreffenden in Tabellenform. Voran stellt er Notizen zur Geschichte des tirolischen Theaterwesens vor 1746 (um 1610 bis 1744). Zahlreiche Anmerkungen erläutern das Material.

Litzmann B., Johannes Velten. Legende und Geschichte.

Mentzel E., Ein [französischer] Brief der Madame Möller [Gattin Heinrich Ferdinand Möllers] an den Schauspieldirektor Gustav Friedrich Wilhelm Großmann.

Geiger L., Goethes Interesse an Frankfurter Theaterverhältnissen.

Devrient H., Aus den Akten eines Geheimbundes deutscher Schauspieler in den Jahren 1812/5. — Anhang II. Allgemeine theatralische Notizen 1814. 1815.

Geiger L., Müllners Beziehungen zu Berlin. — Sein Briefwechsel mit dem Grafen Brühl S. 152 ff. 159 f. und Konrad Lewezow S. 155 f. Vgl. 157; Briefe an Müllner von P. A. Wolff (1819). S. 162/5; aus Briefen an Müllner von Wilhelm Hensel S. 167 f. und Gr.[unenthal?] S. 168.

Kronfeld E. M., Das Schönbrunner Schloßtheater. — Zweiter Teil: Vorstellungen vor Napoleon. Dritter Teil: Vom Wiener Frieden bis zur Gegenwart.

Göhler R., Gutzkow und das Dresdener Hoftheater. Zweiter Teil. — Mit Briefen Gutzkows an Lüttichau, an die Generaldirektion und an Julius Pabst (1849/70). S. 209 f. Brief von B. Dawison an Lüttichau und dessen Antwort (1855).

Miszellen. Komorzynski E. v., Karl Schikaneder (1770—1845).

Geiger L., Ein Brief der Sängerin [Gertrud Elisabeth] Mara [an den König Friedrich Wilhelm II.; à Londre, ce 24 d'8bre 1786].

Devrient H., Ein Brief A. W. Ifflands nach Weimar [an einen unbekannten Adressaten. Berlin 1796 December 11].

Geiger L., Iffland und Julius von Voß (1809). — Brief Ifflands an J. v. Voß (Berlin 1809 Juni 19).

Nestler J., Der Ballettmeister des Wiener Hof-Operntheaters Antonio Guerra (1810 bis 1846).

Jellinek A. L., Bibliographie der Theatergeschichte für das Jahr 1904. (II.)

Jahresbericht der Gesellschaft für Theatergeschichte. 1905. Mit dem Festvortrag von A. v. Weilen [Heinrich Laube und das Burgtheater].

Dramaturgische Blätter. Monatschrift für das gesamte Theaterwesen.

1. Jahrgang. 1905. Nr. 10/11. Berger A. Frh. v., Heinrich Bulthaupt.

Die Schaubühne (Berlin).

II. Jahrgang. Nr. 13. Weilen A. v., Friedrich Halm und Julie Rettich. Zum hundertsten Geburtstag des Dichters. (Nach ungedruckten Quellen.)

Nr. 21. Nowak K., Dingelstedt.

Nr. 22. Salten F., Sonnenthal.

Nr. 23. Jacobsohn, Ibsen und Berlin.

Monatshefte für **Musik-Geschichte.**

XXXVII. Jahrgang. 1905. Nr. 1/5. 7/12. Eitner R., Das deutsche Lied im mehrstimmigen Tonsatze aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Druck und Manuskript.

Nr. 1. Runge P., Rietsch: Die deutsche Liedweise. — Scharf abgelehnt. Dagegen H. Rietsch in Nr. 3.

Nr. 7/12. Chronologisches Verzeichnis der im Druck erschienenen musikhistorischen Arbeiten von Robert Eitner.

Mit diesem Jahrgang wurde das Erscheinen der ‚Monatshefte' eingestellt.

Die Musik.

V. Jahr. 1905/6. Heft 4. Bolkmann H., Beethovendramen.

VI. Jahr. 1906/7. Heft 4. Nef K., Die Musik in Goethes Wilhelm Meister.

Neue Musik-Zeitung (Stuttgart-Wien).

XXVII. Jahrgang. Nr. 17. Scherber F., Ein Brief Friedrich Kinds an Peter Joseph Lindpaintner. — Ohne Jahr, vom 25. Februar. Lindpaintner verlangt ein Textbuch, Kind will ihm seine ‚Buschmutter' überlassen, falls nicht L. v. Alvensleben Ansprüche erhebt. Das von dem Mitteiler nicht ermittelte Jahr dieses Briefes ergibt sich aus dem Schreiben Kinds an Alvensleben vom 24. Februar 1833 (Rich. Bertlings 58. Lager-Katalog 1907. Nr. 384).

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Zentralblatt für Bibliothekswesen.

XXIII. Jahrgang. Heft 1. 3. 6. Clemen O., Bibliographica zur Reformationsgeschichte. — Heft 1: I. Ein verschollener Druck von Matthes Maler in Erfurt [Johanns von Schwarzenberg DEr zutrinker vnd Prasser. Gesatzte Ordenung vnd Instruktion. 16 Bl. 4. Exemplar der Zwickauer Ratsschulbibliothek. Vgl. Goedeke ² 2, 234]. II. Zur Datierung einiger Drucke von 1521 [nach zwei von Fr. A. Veith in der Bibliotheca Augustiana. 1796 S. 132 f. mitgeteilten Briefen des Augustinerpriors Kaspar Amman in Lauingen vom 28. September und 14. November 1521]. — Heft 2: III. Ein Brief Peter Braubachs an Paul Eber. IV. Andreas Epitimus = Hartmann Beyer? — Heft 6: V. Ein Einblattdruck von Adam Petri in Basel [‚Werbum bonum getutst durch Sebastianum Brant'. Exemplar der Zwickauer Ratsschulbibliothek]. VI. Eine typographisch interessante Veröffentlichung Christoph Hegendorfers [FRatris Baptiste Mantuani carmen de Carnispriuij mala consuetudine. Lipsie M. D. xix. 4 Bl. 4⁰].

Heft 2. Crüwell G. A., Die niederösterreichische Reformationsdruckerei. (Nachträgliches.) — Vgl. Jahrgang 20, S. 309 ff.

Heft 3. Curtius C., Über einige [Johann] Balhornsche Drucke in der Stadtbibliothek zu Lübeck.

Heft 5. Jacobs E., Die Handschriftensammlung Joseph Görres'. Ihre Entstehung und ihr Verbleib.

Hippe M., Hermann Markgraf † [12. Januar 1906, geb. 30. Mai 1838. Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs zu Breslau].

Heft 6. Schreiber W. L., Holzschnitt- und Inkunabelforschung.

Heft 9. Tromsdorff P., Ernst Moritz Arndt in den deutschen Bibliotheken. III. (Vgl. Zentralblatt 1904 S. 499 ff., 1905 S. 27 ff.)

Heft 10. Löffler K., Zwei unbekannte Veröffentlichungen westfälischer Humanisten. — 1. Hermann v. d. Busches Kommentar zu dem Hymnus ‚Salve festa dies'. 2. Timan Kemners Compendium artis dialecticae.

Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen.

XXX. Boullième E., Die Inkunabeln der Königlichen Bibliothek und der anderen Berliner Sammlungen (Kunstgewerbemuseum, Kupferstichkabinett, Universitätsbibliothek, Graues Kloster, Joachimsthalsches Gymnasium usw.). Ein Inventar.

XXXI. Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens. Bearbeitet von A. Hortzschansky. 2. Jahrgang: 1905.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen.

6. Jahrgang. 1905. Nr. 11/12. Kohfeldt G., Heinrich Seidel als Volksschriftsteller.

7. Jahrgang. Nr. 1/2. Petzet E., Gustav Freytag.

Nr. 5/6. Walzel O. F., Ludwig Anzengruber.

Nr. 9/10. Fierz A., Jakob Frey.

Nr. 11/12. Krüger H. A., Wilhelm von Polenz.

Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen.

IX. Jahrgang. 1905. Heft 5. Arnold R. F., Ein verschollenes Buch. — Wundersame Erzehlungen aus dem Reiche derer Todten, als Telemaque, des Ulyssis Sohn, und der berühmte Engelländer Robinson Crusoe ... Franckfurt und Leipzig, zu finden bey Adam Jonathan Felßeckers sel. Erben, Anno MDCCXXXIX. 3 und 184 S. kl. 4⁰. (Exemplar in der Bibliothek des Stiftes Admont.)

X. Jahrgang. Heft 1. Menčik F., H[einr.] G[ottfr.] Bretschneider und G. van Swieten. Ein Beitrag zur Geschichte der Universitäts-Bibliothek in Lemberg. — Bretschneider war der erste Bibliothekar der 1784 mit der Lemberger Universität gleichzeitig errichteten Universitätsbibliothek; seine amtliche Tätigkeit wird durch seine S. 14/30 mitgeteilte Korrespondenz mit van Swieten (1785/91) beleuchtet. S. 20 ff. Beilage: Verzeichnis der Lemberger seltenen Inkunabeln. S. 24 ff. Verzeichniß der Manuskripten und Bücher, welche aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster in Gallizien für die k. k. Hofbibliothek verlangt wurden.

Schissel v. Fleschenberg O., Zur Bibliographie der tirolischen Literatur des 18. Jahrhunderts. I. — 1. Joh. Friedr. Primisser [1757 bis 1812]. A. Biographisches. B. Werke [darunter handschriftliche Gedichte, zusammen 19 Nummern]. — 2. Maximilian Anton Po[n]tifeser [1784/6 Konzipist beim tiroler Gubernium, 1787 bis 1803 k. k. Gubernialsekretär ebenda]. 6 Gedichte. — 3. Joseph Kowald, k. k. Gubernial-Offiziant beim tirol. Gubernium. 3 Gedichte und Einleitung und Ankündigung einer Wochenschrift ‚Pot-Pourri eines Teutschen'. Innsbruck, Wagner. 1781. 4 Bl. 8⁰.

Heft 2. Seuffert B., Zwei Beiträge zur Wieland-Bibliographie. — 1. Moralische Briefe [über einen dritten Druck: Franckfurt und Leipzig, verlegts Franz Josef Eckebrecht. 1752]. — 2. Aufruf an Menschenfreunde [in der Beylage Nr. 12 des Weimarischen Wochenblattes vom 11. Februar 1809; S. 79 f. abgedruckt].

Gutenberg-Gesellschaft.

4. Jahres-Bericht erstattet in der ordentlichen Mitglieder-Versammlung zu Mainz am 25. Juni 1905. Wallau H., Gutenberg. Techniker und Künstler. Vortrag.

Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft.

IV. 1905. Zeidler G., Das Mainzer Catholicon.

Veröffentlichungen der Stadtbibliothek in Köln.

6. Beiheft. Zaretzky O., Der erste Kölner Zensurprozeß. Ein Beitrag zur Kölner Geschichte und Inkunabelkunde. Mit Nachbildung des Dialogus super libertate ecclesiastica. 1477.

Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

I. 1905. Wustmann G., Geschichte der heimlichen Calvinisten in Leipzig. 1574 bis 1593.

Wustmann G., Hieronymus Lotter der Jüngere und die Fürstenbildnisse im Leipziger Rathause.

II. Wustmann G., Geschichte der Leipziger Stadtbibliothek. Erste Hälfte. 1677 bis 1801.

Wustmann G., Aus Briefen Friederike Oesers [an Tante, Base und Vetter].

Neujahrsblatt hg. von der **Stadtbibliothek Zürich** auf das Jahr 1906.

Nr. 262. Schieß T., Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.**

IX. Jahrgang. 1905/6. Bach M., Paul Jenisch [† als Lautenist der herzoglichen Kapelle in Stuttgart 18. Dezember 1647] und seine Stammbücher.

Landsberg H., Vom deutschen Theaterzettel.

Eckertz E., Nachtwachen von Bonaventura. Ein Spiel mit Schelling und Goethe gegen die Schlegels von Caroline. — Vgl. Euphorion 13, 184 Anm. X —

Heft 7. Ebstein E., Gedichte Bürgers in ältester Fassung.

Heft 7. 8. Zobeltitz F. v., Das Stammbuch Fritz von Steins nebst einigen Brieffragmenten an ihn.

Heft 7. Ein Fragment des Ardinghello. Für Eduard Grisebach zum 9. Oktober 1905 in Druck gegeben von C. Schüddekopf.

Heft 8. Nowack K. F., Eine Lavater-Mappe [mit 18 physiognomischen Zeichnungen Lavaters, ursprünglich für Karl Matthaei bestimmt. Zürich 21. VII. 1794].

Heft 8. 9. Schauspielerbriefe aus dem Ifflandkreise. Hg. und erläutert von L. Geiger. — I. F. W. Gotter: 4 Briefe an Iffland (1778/81), einer an Karl Eisendecher. — II. Heinrich Beck: Briefe an Luise Eisendecher und an Iffland (1782/9). — III. Ein Schreiben [A.] Seylers [an Karl Eisendecher, Mannheim 1780 März 31] und ein Aktenstück Werners [Kontrakt zwischen diesem und Iffland, betreffend das Schauspiel: Martin Luther oder die Weihe der Kraft. Unterzeichnet: Berlin den 27. Juny 1806. Friedrich Ludwig Zacharias Werner].

Heft 8. Chronik. Wichmann F., Eine Spur der verschollenen alten Bibliothek der Stadt Braunschweig.

Heft 9. Hoffmann P., Vergessene Verse. — Über [Wilh. Traugott Krugs] Distichen. Erstes Hundert ... Germanien 1806. 16. Vgl. Goedeke² VIII, S. 64, Nr. 94.

Hirschberg L., Zur Retzsch-Bibliographie. — Nachtrag zu dem Euphorion 11, 650 verzeichneten Aufsatze.

Heft 10. Oswald H., Die Künste bei Schillers hundertstem Geburtstage.

Fischer von Roeslerstamm E., Die Autographen-Sammlung Alexander Meyer Cohn.

Mitzschke P., Das Eisenbartlied in Frankreich.

Heft 11. 12. Hirschberg L., Franz Graf Pocci. — Biographie und Würdigung. Mit zahlreichen Illustrationen und Faksimiles.

Zobeltitz F. v., Zwei alte Stammbücher. — Das erste, von einem gewissen Brak stammende, enthält unter andern Eintragungen von Abraham Gotthelf Kästner (‚Welch Volk, Thuiskons Volk ..' Göttingen 1783 May 8) und Goethe (‚Will der Knabe nicht hören was der erfahrene Mann spricht' d. 12. Oktbr. 83. Bisher noch ungedruckt). Das zweite gehörte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts dem Fräulein Fanny von Wangenheim und enthält Gedichte von Karoline von Wolzogen (An Fanny von Wangenheim am 14. May 1838 ‚Zu des theuren Vaters Feste') und O. L. B. Wolff (‚Was ist das Leben? Wunderbares Wort!' Jena am 11. May 1838), ferner Prosaeinträge von Karl von Hase, Johanna und Adele Schopenhauer usw.

Chronik. Ebstein E., G. C. Lichtenberg bei seinem Verleger J. Chr. Dieterich zu Gaste. — Brief Dieterichs an Lichtenbergs zweitjüngsten Bruder Friedrich Christian Lichtenberg, Oberappellationsrat in Darmstadt (Göttingen 1773 April 20).

Heft 12. Ebstein E., Ein Beitrag zu Chr. D. Grabbes Krankengeschichte. — S. 487/93 ein Brief Grabbes an Theodor von Kobbe (Detmold 1832 Februar 10) und des letzteren Mitteilungen über sein Zusammentreffen mit Grabbe („Humoresken aus dem Philisterleben'. 2. Bändchen. Bremen 1841. S. 11/24). Brief und Mitteilungen veröffentlichte Deetjen schon 1904 in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 46. Bgl. ‚Zeitschrift' S. 496ª und Euphorion 13, 407. — Beigegeben ist Ebsteins Aufsatze das Faksimile eines Blattes aus der Handschrift von Grabbes ‚Hermannsschlacht', abweichend von dem Drucke von 1838.

Tromsdorff P., Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken.

X. Jahrgang. 1906/7. Heft 1. 2. Houben H. H., Jungdeutsche Lebenswirren. — I. Ein Berliner Freundeskreis [Charlotte Stieglitz, Heinrich Stieglitz und Theodor Mundt]. II. Hippels natürlicher Sohn [wie sich Mundt scherzhaft nannte]. III. Eine Novelle Theodor Mundts [‚Moderne Lebenswirren']. IV. Theodor Mundt als Kritiker. V. Rücksichten und Aussichten. VI. Madonna [von Mundt. Leipzig 1835]. In allen Kapiteln Briefe Mundts an Charlotte und Heinrich Stieglitz; ferner Bildnisse von Charlotte Stieglitz, Theodor Mundt (mehrere), Moritz Veit, Gutzkow, Hegel und Henrich Steffens.

Heft 1. Deibel F., Brentano und die bildende Kunst.

Chronik. Wichmann, Ein kleines deutsches Volkslied aus alter Zeit [‚Ein truncken Man'. 1583].

Heft 2. Müller E., Aus dem Stammbuch von Schillers Sohn Karl.

Minde-Pouet G., Ein Porträt des Vaters Heinrich von Kleists [Joachim Friedrich].

Chronik. Harrwitz M., Ergänzungen zum Goedeke.

Schissel v. Fleschenberg O., Ein Gelegenheitsgedicht des Barden Sined. — ‚Der Blumenstrauß am penklerischtoussaintischen Brauttage gesungen von Sined dem Barden, und von A. P. usw. zum Drucke befördert.' Wien, v. Trattner. 1774. 4 Bl. 4°. Auch im Leipziger Musenalmanach für 1777 S. 207 ff.

Magnus E., Goethe und das Duell. — Brief von Goethe an Herrn von Deyn (Weimar 1792 Jan. 5) aus Heinrich Stephanis Buch ‚Wie die Duelle .. wieder abgeschafft werden könnten'. Leipzig 1828. Der Brief steht bereits in der Weimarer Sophienausgabe (9, 293, dazu 30, 258). Vgl. ‚Zeitschrift'. Heft 3, S. 127 f.

Beiblatt. Heft 2. 3. 4. 5. Tromsdorff P., Berichtigungen und Nachträge zum Deutschen Anonymen-Lexikon. Zum Buchstaben A.

Heft 3. Aus den Mannesjahren Friedrich Halms. Reisebriefe [an die Familie Rettich 1841/5] aus des Dichters ungedrucktem Nachlaß mitgeteilt von A. Schlossar.

Zaretzky O., Die Kölner Bilderbibel und die Beziehungen des Druckers Nikolaus Goetz zu Helman und Quentel.

Heft 4. Tille A., Das katholische Fauststück, die Faustkomödienballade und das Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel. — Erweist im zweiten Abschnitt, daß (entgegen der Behauptung von Kraus) das deutsche Faust-Lied die Urschrift, das tschechische die Übersetzung ist. Im 3. Abschnitt wird das Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel zum ersten Male abgedruckt.

Heft 5. Geiger L., Börne-Studien. — I. Börne und Julius Campe. Mit drei ungedruckten Schriftstücken Börnes: Börnes Kontrakt mit seinem Verleger Campe (1828), ein von Börne herrührender Prospekt über seine Schriften (1830) und ein Brief Börnes an Campe (Paris 1831 Januar 17). — II. Börnes Pariser Briefe und die Hamburger Zensur: Prozeß Campes 1831/2, der in die Prozeß-

kosten verurteilt und außerdem wegen seiner Fahrlässigkeit bei Ausgabe der Pariser Briefe allen Ernstes verwiesen wurde.

Bertram F., G. W. von Leibnizens Beziehungen zu Z[acharias] K[onrad] von Uffenbach. — Nach Uffenbachs ‚Merkwürdigen Reisen durch Niedersachsen usw.' (Frankfurt und Leipzig 1753).

Bielhaber G., Einiges über die ‚Sieben Schwaben'. — Nachbildung des bei Friedrich Campe in Nürnberg erschienenen Kupferstiches, den die Brüder Grimm unter ihren Quellen nennen; sein Druckjahr wird bestimmt (1806). Ein Nachschnitt desselben im Negativ mit etwas verändertem Hintergrund, zwischen 1826 und 1840 bei Barth in Wien ausgegeben, wird gleichfalls abgebildet.

Wilke K., Johann Jakob Weber der Jüngere [Leipziger Buchhändler, geb. 1873, † 1906].

Weichberger K., Sonst. Von Joseph von Eichendorff. — Sieht in diesem Gedichte Eichendorffs ‚eine etwas mit eigenem geschmückte, höchst stilvolle Schilderung' eines Kupferstiches zu dem ‚Im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnden Kavalier' (1738 usw.).

Heft 6. Gugitz G., Hieronymus Löschenkohls Silhouettenfabrik und seine Schriftstellerporträts. — 22 Silhouetten meist österreichischer Schriftsteller aus dem Oesterreichischen National-Kalender 1789: Joh. Bapt. Alxinger, Alois Blumauer, Ign. von Born, Ben. Dom. Ant. Cremery, Mich. Denis, Jos. Hilar. v. Eckhel, Otto Heinr. Frh. v. Gemmingen, Lor. Leop. Haschka, Frdr. Hegrad, Joh. Geo. Jacobi, Gtli. von Leon, Carl Mastalier, Jos. Ernst Mayer, Aug. Gottl. Meißner, Jos. Pezzl, Jos. Franz Ratschky, Joh. Rautenstrauch, Jos. v. Retzer, Jos. v. Sonnenfels, Frdr. Aug. Clem. Werthes, Karl Gtli. v. Windisch, Aug. Zippe.

Gerhardt L., Ein Zeitungskampf vor hundert Jahren. — Übersiedelung der Allgemeinen Literaturzeitung nach Halle und Gründung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung (1803/4).

Müller P., Bücherfunde. — Verf. besitzt Bücher mit handschriftlichen Eintragungen der Verfasser oder berühmter Besitzer. Einige solcher Eintragungen teilt er mit: von Sophie La Roche, Gleim, Goekingk, Heinrich v. Kleist (Widmung an Dr. Wetzel, in einem Exemplar der Penthesilea: Dresden, gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner), Chamisso, Grabbe und Heine.

Heft 7. Crüwell G. A., Friedrich Roth-Scholz und [der Anteil des] Chrysostomus Hanthaler [an dem von Roth-Scholz verlegten Thesaurus Symbolorum ac Emblematum 1728/33].

Schlossar A., Vom Freiheitssänger Anastasius Grün. Erinnerungsblätter im hundertsten Jahre seiner Geburt und zum dreißigsten Todestage. Mit einer Anzahl ungedruckter Briefe Grüns [an: Bauernfeld (?), Thurn am Hart 1838 November 20; Weidmann in Leipzig, 1844 Mai 23; die Gattin, Helgoland 1850 und 1854].

Heft 8. Hirschberg L., Johann Peter Lyser [eigentlich: Ludwig Peter August Theodor Burmeister, geb. 1803, oder 1801, † 1870]. — Der umfängliche Aufsatz bringt außer der manches Neue bietenden Biographie und Charakteristik des mit Unrecht vergessenen Dichters, Malers und Musikers, 53 seiner Zeichnungen in Schwarz- und Buntdruck, Faksimiles von Titelblättern 2c. und eine 296 Nummern umfassende Bibliographie (I. Selbständige Werke. Bücher und Zeichnungen; II. Literarische und illustrative Beiträge zu Almanachen, Taschenbüchern, Zeitungen, Zeitschriften usw.; III. Verschollene und ungedruckte, bezw. nicht zu ermittelnde Werke; IV. Literatur über Lyser). Ferner Mitteilungen aus Briefen Lysers an Karl Herloßsohn (S. 315), Rob. Schumann (S. 316 ff. 322 f. 325 f.), G. Meyerbeer (S. 328 f.), Heinr. Zeise (S. 333) und Aug. Schmidt in Wien (Faksimile, Abbildung 52).

Heft 9. Aus dem Leben Heinrich Laubes. Episoden und Briefe. Mitgeteilt von H. H. Houben. — I. Von Jäschkowitz nach Leipzig: Rezensionen Laubes in

den Blättern für literarische Unterhaltung 1832 und 1833 (unterzeichnet mit den Ziffern 78, 113 und 157); Briefe Laubes an F. A. Brockhaus. — II. Jahre des Exils: Plant die Herausgabe eines Almanachs der Schönheit (1835), der ebensowenig zustande kam wie der gleich darauf der Brockhausischen Buchhandlung angetragene Almanach für ganz Westeuropa (1835) usw.; Briefe von Laube an: O. L. B. Wolff, Brockhaus, ein nicht zu ermittelndes ‚gnädiges Fräulein', Ferd. v. Biedenfeld, Aug. Kahlert, den Mannheimer Verleger Heinrich Hoff, Arnold Ruge, Gustav Schlesier und ein Brief von Varnhagen an einen nicht genannten Freund (Berlin 1836 Januar 2) mit einer Charakteristik des jungen Laube. — III. Reiseblätter: Zwei Briefe Laubes an Gustav Schlesier.

Trommsdorff P., Briefe von Karl Philipp Conz [Tübingen 1786 August 3] und Karl Friedrich Stäudlin [Stuttgardt 1785 März 22 und Dezember 23] an Herder.

Chronik. Schissel v. Fleschenberg O., Ergänzungen zum Goedeke. — ‚Almanach und Taschenbuch der Grazien. 1803. herausgegeben von Justus Lafontaine', Mannheim bei . . F. Kaufmann. Mit prosaischen und poetischen Beiträgen von J. Lafontaine, Wilh. Tischbein, H., Auguste P(attberg), Nettchen W., Y, Ungenannten. Der in dieser Miszelle gleichfalls erwähnte ‚Nachzügler' des ‚Taschenbuchs der Grazien' aus dem Jahre 1820 ist nichts anderes als eine Titelauflage des Jahrganges 1808, wie eine Rüge des Grafen Loeben in der Abendzeitung 1819 Nr. 272 festlegt.

Frankfurter Bücherfreund.

4. Jahrgang. Nr. 5/6. 1905. Das Lied von der Schlacht bei Hemmingstedt. — Wat in hundert iaren vnde nu is gheſcheen In dethmerſchen / dat mach me hyr leſen vñ ſeen. o. O. u. J. [Lübeck, Arndes um 1500]. 8 Bll. 4⁰. 84 vierzeilige Strophen. Dazu: Nachschrift S. 104. Vgl. Liliencron II, Nr. 218.

Nr. 9/10. 1906. Ein unbekannter Verlagskatalog Sigmund Feyerabends [Fastenmesse 1584].

Zeitschrift für Sammler (Göttingen).

1906. Nr. 24/25. P[fanneberg] G., Eine buchhändlerische Ankündigung des Göttinger Musenalmanachs von 1770 [im 5. Stück der Göttingischen Anzeigen von Gemeinnützigen Sachen 17. Januar 1770].

Nr. 26/27. Dr. D., E. T. A. Hoffmanns Fantasiestücke in Callots Manier. — Stellt fest, daß der Verleger Kunz von den in den Fantasiestücken (1814 f.) vereinigten Einzelstücken mindestens die drei größeren Erzählungen ‚Berganza' (aus Band II), ‚Magnetiseur' (aus demselben Bande) und den ‚goldenen Topf' (aus Band III) auch als selbständige Drucke hat herrichten und (von demselben Satze) abziehen lassen, um sie besonders zu vertreiben. Von diesen Sonderabzügen hat er gelegentlich auch zwei zusammengefügt und unter einem gemeinsamen Titel ‚Fantasiestücke' vereinigt.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsbericht der **philos.-philol.** und der **histor. Klasse** der **Kgl. Bayerischen Akademie** der **Wissenschaften.**

1906. II. Muncker F., Zu Schillers Dichtungen. — I. Die ursprüngliche Gestalt der ‚Künstler'. II. Die Behandlung des Wunders in der ‚Jungfrau von Orleans'. [Auch in einem Sonderdruck.]

Juni. Muncker F., Neue Lessingfunde.

Sitzungsberichte der **Gelehrten Estnischen Gesellschaft.**

1905 (ausgegeben 1906). Hermann K. A., Schiller in der estnischen Literatur. — Von Schillerschen Gedichten wurde unter andern das ‚Lied an die Freude' viermal, die ‚Glocke' ebenso oftmal, mehrfach auch die ‚Sehnsucht' ins Estnische übersetzt; desgleichen von den Dramen: ‚Die Braut von Messina' (um 1876), ‚Der Neffe als Onkel' und ‚Die Räuber'. Als Erzählungen bearbeitet wurden: ‚Wilhelm Tell' und ‚Die Jungfrau von Orleans'. Von der ‚Huldigung der Künste' erschien 1886 eine Bearbeitung.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

167. Jahrgang. 1905. Nr. 9. Seuffert B., Kant: Gesammelte Schriften. 2. Abteilung. Bd. X/XII. (Briefwechsel. I/III.)

Nr. 10. Walzel O. F., F. Hebbel: Sämtliche Werke .. besorgt von R. M. Werner; Werner: Hebbel.

168. Jahrgang. Nr. 4. Drews P., Spitta: ‚Ein feste Burg ist unser Gott'. Die Lieder Luthers in ihrer Bedeutung für das evangelische Kirchenlied (1905).

Meyer Th. A., Volkelt: System der Ästhetik. I. (1905).

Borinski K., Manheimer: Die Lyrik des Andreas Gryphius (1904).

Nr. 6. Knapp H., Scheel: Johann Frh. zu Schwarzenberg (1905).

Nr. 9. Minor J., Wilh. Heinse: Sämtliche Werke hg. von K. Schüddekopf. Bd. 2. 9.

Harnack O., B. R. Abeken: Goethe in meinem Leben (1904).

Nachrichten von der **Kgl. Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse.

Heft 2. Meyer L., Etymologische Mitteilungen. — Dieb. Kaum. Hohl. Waare. Speck. Ge- (gothisch ga-).

Geschäftliche Mitteilungen. Wagner H., Ferdinand Freiherr von Richthofen.

Schwartz E., Rede auf H[ermann] Usener [† 21. Oktober 1905].

Sitzungsberichte der **kurländischen Gesellschaft** für **Literatur** und **Kunst** und **Jahresbericht** des **kurländischen Provinzialmuseums** aus dem Jahre 1904 (ausgegeben 1905).

891. Sitzung. Diederichs H., Vortrag über den Abenteurer und Sonderling des 18. Jahrhunderts Vincenzo Magno Cavallo [Referat]. — Cavallo trat zuerst in Celle 1775 auf, kam wahrscheinlich schon 1777 nach Kurland, kehrte 1789 nach Celle zurück. Dort ließ er viele Oden und Widmungsgedichte an Fürstlichkeiten drucken; † 1805. Ein kauderwelscher ‚Gesang des Auguris Cavallo' (1790) aus dessen Schriften S. 42 f. mitgeteilt.

Abhandlungen der **königl. preuß. Akademie** der **Wissenschaften.**

Phil.-histor. Klasse. Anhang 1905. II. Seuffert B., Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe. III. IV. Im Auftrage der Deutschen Kommission entworfen. [Auch in einem Sonderdruck.] — III. Übersetzungen. 1. Chronologie der Übersetzungen. 2. Der Bilderschmuck der Übersetzungen. 3. Verteilung der Übersetzungen auf neun Bände. — Nachträge zu Prolegomena I und II. — IV. Gestaltung des Textes und Einrichtung des Apparates.

Sitzungsberichte der **Königlich Preußischen Akademie** der **Wissenschaften.**

1905. XLVIII. Koser R., Zur Geschichte der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin [Sonderabdruck. Berlin 1905. 50 Pf.]. — Schreiben Friedrich Wilhelms IV. an seinen Oheim den Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz vom 2. Dezember 1840, veranlaßt durch einen Hamburger Zeitungsartikel (Hamburgischer Unpartheyischer Correspondent Nr. 272 vom 17. November 1840), an dem

der Großherzog Anstoß genommen hatte. Mitabgedruckt wird auch das Schreiben von v. Canitz an Friedrich Wilhelm IV. (Hannover 1840 November 27).

1906. V. Ein Brief Kants [an Lindner. Königsberg 1759 Oktober 28]. Mitgeteilt von B. Groethuysen. [Auch besonders erschienen: 50 Pf.]

XXIV/VI. Koser K., Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica.

Bericht über die **Verhandlungen** der königlich **sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Leipzig.** Philologisch-historische Klasse.

57. Band. 1905. VI. Lipsius H., Worte zum Gedächtnis an Curt Wachsmuth.

82. und **83. Jahres-Bericht** der **Schlesischen Gesellschaft** für **vaterländische Cultur** .. im Jahre 1904 und 1905.

82. 1905. IV. Abteilung. a. Sitzungen der philologisch-archäologischen Sektion. Bauch, Zu den Anfängen des Humanismus in Erfurt. [Referat.]

Volkmann, Lessings Vergilkritik (Laokoon XVIII). [Referat.]

83. 1906. Semrau M., Gedächtnisrede auf Adolph von Menzel.

Passarge S., Zum Gedächtnis Ferdinand von Richthofens [† 6. Oktober 1905; geb. 5. Mai 1833. Geograph].

Sitzungsberichte der **kaiserlichen Akademie** der **Wissenschaften** in **Wien.** Philosophisch-historische Klasse.

Register zu den Bänden 141 bis 150 der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. XV. Wien. In Kommission bei Alfred Hölder.

CLI. Band. Jahrgang 1905. Steinschneider M., Die europäischen Übersetzungen aus dem Arabischen bis Mitte des 17. Jahrhunderts. — B. Übersetzungen von Werken bekannter Autoren, deren Übersetzer unbekannt oder unsicher sind. [Auch in einem Sonderdruck.]

Almanach der **kaiserlichen Akademie** der **Wissenschaften** in **Wien.**

55. Jahrgang. 1905. Minor J., Richard Heinzel.

Hermann Hüffer [nach dessen eigenen Aufzeichnungen].

56. Jahrgang. Meyer-Lübke, Adolf Mussafia.

Arnim H. v., Hermann Usener.

P. Heinrich Suso Denifle.

Müller M. D. H., Gustav Bickell.

The Teachers Bulletin published monthly by the **University of Cincinnati.**

Series III. February. Vol. I. No. 1. Poll M., Bibliographical hints for teachers of German.

Columbia University Quarterly.

VII, 4. Celebration of the Schiller Centenary. (Festrede von W. H. Carpentier.)

Annales de l'Université de Grenoble.

Tome XVII. Nr. 2. 1905. Besson P., Schiller et la littérature française. Conférence faite à l'université de Grenoble le 9 mai 1905 à l'occasion du centenaire de la mort de Schiller.

Serial Publications in the **University** of **Pennsylvania. Series in Philology** and **Literature.**

Vol. IX. Capen S. P., Friedrich Schlegel's Relations with Reichardt and his contributions to ‚Deutschland'.

Jahrbuch des **Freien Deutschen Hochstifts.**

1905. I. Aus den Lehrgängen. Biese A., Über Schiller (besonders das Heroische in seiner Persönlichkeit und in seiner Dichtung).

Marcks E., Bismarck bis zum Jahre 1862. Sein Leben innerhalb der Zeitgeschichte.

Baumgarten O., Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart.

Ziegler Th., Goethes Welt- und Lebensanschauung.

II. Aus den Fachabteilungen. Müller C. H., Goethes Horoscop [zum Eingang von ‚Dichtung und Wahrheit'].

Mentzel Elisabeth, Die Beziehungen des jungen Schiller zu Frankfurt am Main.

III. Festvorträge. Biese A., Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit.

Köster A., Zur Jahrhundertfeier von Schillers Todestage.

Collin J., Die Mittel der dichterischen Darstellung im zweiten Teil von Goethes Faust.

IV. Aus dem Goethemuseum. Heuer O., Lilis Bild.

Hartmann G. v., Schillers Beziehungen zu [Siegfried Lebrecht] Crusius, dem ersten Verleger seiner Gedichte. Mit einem ungedruckten Brief Schillers [an Crusius, Jena 1795 Oktober 12].

Hering R., Über Goethe und Karl Ernst Schubarth (im Anschluß an neu erworbene Briefe Goethes an Schubarth).

Heuer O., Carl Augusts Büste.

Mitteilungen der **literar-historischen Gesellschaft Bonn** unter dem Vorsitz von Professor Berth. Litzmann.

1. Jahrgang. Nr. 1/2 (Mai). Litzmann B., Zur Einführung.

Unser Arbeitsprogramm.

Nr. 3. Enders C., Gustav Frenssen und sein Roman Hilligenlei.

Nr. 4. Rick K., Aufgaben und Leistungen moderner Essaykunst. — Anmerkungen zu den Sammlungen: ‚Die Dichtung' und ‚Die Literatur'.

Nr. 5. Schmitt S., Der Wille zum ‚Leben als Form' im neueren Drama (Hauptmann: Und Pippa tanzt. Hofmannsthal: Oedipus und die Sphinx. Thomas Mann: Fiorenza).

Sämtlichen Referaten schließen sich Diskussionen an.

Mitteilungen aus dem **Literaturarchive** in **Berlin.**

1905. Briefe an Heinrich Christian Boie. (Schluß.) — Vgl. Euphorion 13, 348. — 30/38. Johann Georg Schlosser, Emendingen 1776 April 13 bis 1783 September 8. — 39. Anton Matthias Sprickmann, Wezlar 1778 Jenner 24. Stolbergs Ballade [gemeint ‚Die Büßende'] hat noch mehr bei ihm verloren, seit er weiß, daß jener den Stoff aus dem Heptameron der Margarethe von Navara genommen hat (S. 320 f.). Vgl. Euphorion 6, 86. Beigelegt war dem Briefe: ‚Das Neujahrsgeschenk eine Klosteranekdote'. — 40/61. Auguste Luise Gräfin zu Stolberg (nachmals verehelichte Gräfin Bernstorf), Hambourg 1774 Januar 13 bis Cop. 1791 April 2. Nr. 55, datiert: Drey L[ützow] 1781 August 16, mit einem Zusatze von der Hand Friedrich Leopolds zu Stolberg. — 62. Christian Graf zu Stolberg, Lausanne 1775 October 17. — 63. 64. Johann Heinrich Voß, W[andsbeck] 1776 November 4; Jena 1803 Mai 16 (Goethe S. 367 f.). — 65/71. Christoph Martin Wieland, Erfurt 1771 Februar 20 bis Weimar 1781 Dezember 14.

84. Neujahrsblatt hg. von der **Gesellschaft** zur **Beförderung** des **Guten** und **Gemeinnützigen. Basel.**

Bischer W., Basel in der Zeit der Restauration. 1814—1830. II. Die Zeit von 1815 bis 1830.

Neujahrs-Blatt der **literarischen Gesellschaft Bern** auf das Jahr 1906.

Geiser K., Die Verdienste der helvetischen Gesellschaft um die vaterländische Geschichte.

Museumskunde. Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen.

II. Band. Heft 3. Lauffer O., Moriz Heyne und die archäologischen Grundlagen der historischen Museen.

Börsenblatt für den **Deutschen Buchhandel.**

73. Jahrgang. Nr. 60. Witkowski G., Goethe und seine Verleger. Vortrag.

Nr. 62. Eckhardt J. H., Kalenderverleger des 18. Jahrhunderts. I. Johann Christian Dieterich und Karl Wilhelm Ettinger als Verleger des gothaischen Hofkalenders.

Nr. 99. 100. Eckhardt J. H., Johann Christian Dieterich und seine Autoren. Aus der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Zeitschriften für Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Historisches Jahrbuch.

XXVI. Band. 1905. Heft 4. Braig K., Der Friedensplan des Leibniz.

XXVII. Band. Heft 1. Jansen M., Die Geschichtsauffassung im Wandel der Zeit. Ein Vortrag.

Stölzle, Zu E. von Lasaulx' Geschichtsphilosophie. — Zwei Briefe von Christoph Schlüter an Lasaulx (Münster 1857 April 17. Juli 15) und ein Brief von Lasaulx an Schlüter (München 1857 April 21).

Heft 3. 4. Dürrwächter A., Johann Kaspar Zeuß [Geschichts- und Sprachforscher]. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Historische Zeitschrift.

Neue Folge 60. (der ganzen Reihe 96.) Band. Heft 2. Oncken H., Albert Schäffles Lebenserinnerungen [1905].

Heft 3. Meusel F., Zur Histoire de mon temps Friedrichs d. Gr.

Dritte Folge. 1. (97.) Band. Heft 1. Troeltsch E., Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt.

Hintze O., Die Epochen des evangelischen Kirchenregiments in Preußen.

Heft 2. Ritter M., Der Untergang Wallensteins.

2. (98). Band. Heft 1. Miszellen. Blok P. J., Niebuhrs Verfassungsentwurf für die Niederlande (1813).

B. J. Niebuhrs Erklärung aus dem Jahre 1814 über sein Verhältnis zu Preußen und zu Dänemark. Mitgeteilt von K. Hugelmann.

Historisch-politische Blätter für das **katholische Deutschland.**

137. Band. Heft 1. 2. Beiträge zur Beurteilung der Aufklärung im katholischen Deutschland beim Ausgange des 18. Jahrhunderts.

Heft 7. Fuchs K., Friedrich Halm.

138. Band. Heft 1. 3. 4. Mayrhofer J., Henrik Ibsen in seinen Briefen.

Heft 4. [Bischof Wilhelm Emanuel von] Ketteler und [Ferd.] Lassalle.

Heft 6. Schrötter G., Johann Philipp Palm.

Krapp L., Prinz Schönaich-Carolath als Novellist und Lyriker.

Heft 8. Eibl H., Kralik als Philosoph.

Deutsche Geschichtsblätter.

VII. Band. 1905/6. Heft 2. Zinck P., Zur Geschichte unserer Vornamen.

Heft 6/7. Roth F., Zur neueren reformationsgeschichtlichen Literatur Süd- und Mitteldeutschlands.

Heft 8. Ilwof F., Beiträge zur Namenforschung aus Steiermark.

Heft 11/12. Helmolt H. F., Geschichtslügen und andere Schlagwörter. — Mit einer kleinen Nachlese zu Ladendorfs Historischem Schlagwörterbuch.

VIII. Band. 1906/7. Heft 1. 2. Ilwof F., Steiermärkische Geschichtschreibung von 1850 bis in die Gegenwart.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

53. Jahrgang. 1905. Nr 10. Schmidtkonz J., Beiträge zur Flurnamenforschung.

54. Jahrgang. Nr 3. v. Friesen, Über die beim Sammeln von Flurnamen erreichten Resultate im Königreiche Sachsen.

Nr. 5. Wolfram L., Die Regierungstätigkeit des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal.

Nr. 6/7. Beschorner H., Fortschritte der Flurnamenforschung in Deutschland. Wäschke H., Zur Rolandfrage.

Archivio storico siciliano.

Nuova Serie, anno XXX. Fasc. II—III. 1905. Memorie originali. Pitrè G., Il viaggio di Goethe a Palermo nella primavera del 1787.

Archiv für Städtekunde ... herausgegeben von Kettler. Stuttgart.

1. Jahrgang. Heft 8. Jünemann K., Die Bedeutung des Namens Alfeld.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

VIII. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1903. 1905. Für die Leser des Euphorion seien herausgehoben: Pecht Friedrich, Maler und Kunsthistoriker, geb. 1814 (H. Holland). — Duboc K. Julius, Philosoph und Schriftsteller, geb. 1829 (J. Saß). S. 67 f. Verzeichnis der (28) selbständigen Schriften Dubocs. — Klopp Onno, Historiker, geb. 1822 (W. Klopp). S. 122 f. seine bedeutenderen Werke. — Lazarus Moritz, Philosoph, geb. 1824 (L. Stein). — Souchay K. Theodor, Dichter, geb. 1833 (J. Saß). — Benfey-Schuppe Anna, Schriftstellerin, Geburtsjahr unbekannt (F. Brümmer). — Berdrow Otto (ps. Leopold Guthart), Schriftsteller und Dichter, geb. 1862 (Brümmer). — Breidenbach Emilie von, Schriftstellerin, geb. 1838 (Brümmer). — Saul Daniel J., Journalist und Dichter, geb. 1854 (Ph. Losch). — Hoffmann Otto, Schulmann und Herderforscher, geb. 1839 (P. Goldschmidt). — Wittstock Albert, Pädagog und Dichter, geb. 1837 (Brümmer). — Zastrow Karl (eigentlich: Hermann), Jugendschriftsteller, geb. 1836 (Brümmer). — Köbner S. Ernst, Chefredakteur der Nationalzeitung, geb. 1844 (W. Köbner). S. 241 f. sein Selbstnekrolog, kurz vor seinem Tode von ihm verfaßt. — Meding J. F. M. Oskar (ps. Gregor Samarow), Romanschriftsteller, geb. 1829 (Brümmer). — Wittmann Karl F., Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 1839 (Brümmer). — Biedermann G. Woldemar Freiherr v., Goetheforscher, geb. 1817 (A. Reichardt). — Schmidt-Cabanis O. Richard, Dichter, geb. 1838 (Brümmer). — Krause Ernst L. (ps. Carus Sterne), naturwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Schriftsteller, geb. 1839 (B. Hantzsch). — Hartwig Otto, Bibliothekar und Schriftsteller, geb. 1830 (K. Gerhard). — Wolf Hugo, Tondichter, geb. 1860 (P. Müller). — Löhnre Hermann v., Journalist, dramatischer Dichter und Übersetzer, geb. 1842, † 1902 (C. Siegel). — Bayer Karl von (ps. Robert Byr), Schriftsteller, geb. 1835, † 1902 (H. Sander). S. 411 Verzeichnis seiner Werke. — Wolff G., Totenliste 1903.

IX. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904: Heinemann Otto v., Oberbibliothekar der herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel, geb. 1824 (W. Schrader). — Tanera Karl, Schriftsteller und Tourist, geb. 1849 (H. Holland). — Zettel Karl, Dichter, geb. 1831 (H. Holland). — Godin Amélie, Roman- und Novellendichterin, geb. 1824 (H. Holland). — Wannenmacher Frz. Xaver (ps. Franz von Aubingen), Gymnasiallehrer und Schriftsteller, geb. 1839 (A. Zander). —

Heiberg Asta S. Ch., geb. Gräfin Baudissin, Mutter des Dichters Herm. Heiberg, geb. 1817 (J. Saß). — Cohn Alex. Meyer, Sammler, geb. 1853 (E. Schmidt). — Motz Paul, hennebergischer Dialektdichter, geb. 1817 (P. Mitzschke). — Ratzel Friedrich, Geograph, geb. 1844 (Viktor Hantzsch). Dazu ein Nachtrag S. 517. — Egger von Möllwald Alois, Schulmann, geb. 1829 (Auszug aus K. Ziwsas ‚Lebensbild' 1905). — Rollett Hermann, Dichter, Kunstschriftsteller und Lokalhistoriker, geb. 1819 (P. Tausig). — Lorenz Ottokar, Historiker, geb. 1832 (A. Fournier). — Waetzoldt Ch. Stephan, Schulmann, geb. 1849 (J. Saß). — Rüdiger Otto, hamburgischer Geschichtsforscher und Schriftsteller, geb. 1845 (J. Saß). — Weitbrecht Karl, Dichter und Literarhistoriker, geb. 1847 (O. Güntter). — Schultes Karl, Bühnenleiter und Schriftsteller, geb. 1822 (F. Brümmer). — Nájmájer Marie v., Dichterin, geb. 1844 (F. Brümmer). — Hanstein L. Adalbert v., Schriftsteller, geb. 1861 (F. Brümmer). — Grün Albert, Literarhistoriker, Dichter und Pädagog, geb. 1822 (F. Brümmer). — Hopfen Hans D. v., geb. 1835 (L. Schalk-Hopfen). — Hanslick Eduard, geb. 1825 (G. Adler).

Ergänzungen und Nachträge: Lorm Hieronymus (Decknamen für Heinrich Landesmann), geb. 1821, † 1902 (A. Klaar). — Delbrück M. F. Rudolf v., geb. 1817, † 1903 (K. Helfferich). — Meysenbug Malvida v., Schriftstellerin, geb. 1816, † 1903 (F. Spiro). — Lohmeyer Jul., Schriftsteller, geb. 1835, † 1903 (R. R.). — Oldenbourg Rudolf, Verlagsbuchhändler, geb. 1811, † 1903 (M. Bierotte). — Polenz Wilhelm Ch. W. v., Schriftsteller, geb. 1861, † 1903 (H. Ilgenstein). — Mommsen Theodor, geb. 1817, † 1903 (L. M. Hartmann). — Die Totenliste für 1904 wird im 10. Bande nachgeliefert.

Der Deutsche Herold.

XXXVI. 1905. Nr. 7. Heyer C., Stammtafel der Familie (von) Schiller. — Dazu eine Berichtigung in Nr. 8, S. 148.

Nr. 12. Koegler H., Wie Schiller geadelt wurde. Nach amtlichem Aktenmaterial.

Ein Stammbuch aus dem 16. Jahrhundert. — Ein Auszug aus der vom ersten Besitzer vorangestellten versifizierten Geschichte dieses Stammbuchs S. 229 f.

Jahrbuch der **k. k. heraldischen Gesellschaft ‚Adler'.**

Neue Folge. 16. Band. Kekule von Stradonitz St., Der Handapparat des Ahnenforschers [Verzeichnis von 18 genealogischen Werken].

Historisch-Genealogische Blätter für **adelige** und **bürgerliche Geschlechter.**

3. Jahrgang. Nr. 3/8. Guttenberg F. K. Frh. v., Stammbuch-Gedenksprüche.

Nr. 4. 5. 6. Oelenheinz L., Badische Familien. 3. Die Oelenheinz. (Nachkommen des Reformators Joh. Brenz.) Ausschnitte aus Alt-Karlsruher Lebensläufen.

Archiv für **Kulturgeschichte.**

III. Band. 1905. Heft 4. Steffen W., Ulrich von Bülow (1726/91). Ein Edelmann der Aufklärungszeit. — Vater des Generals Grafen Bülow v. Dennewitz (Varnhagen, Denkmäler 8). Von ihm: Oeuvres (Amsterdam 1766), enthaltend französische Gedichte, moralisch-ästhetische Aphorismen und einen Essai d'un abregé de Morale. Arbeitete an einem deutschen Trauerspiel ‚Der sterbende Herkules', von dem sich ein Bruchstück des fünften Aktes in Handschrift erhalten hat.

I. Ergänzungsheft. 1905. ‚Der Universitäts-Bereiser' Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II. Mitgeteilt von R. Fester. — Die Informationsreise Gedikes dauerte vom 16. Juni bis 1. August 1789 und umfaßte folgende Universitäten: Helmstädt, Göttingen, Marburg, Gießen, Mainz, Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, Altdorf, Erlangen, Erfurt, Jena (Schiller S. 84), Leipzig und Wittenberg.

IV. Band. Heft 1. 2. 3. Hofmeister A. (†), Rostocker Studentenleben vom 15. bis 19. Jahrhundert.

Karll A., Die Reformation und die Wittenberger Universitätsboten.

Heft 2. Crüwell G. A., Die Verfluchung der Bücherdiebe.

Heft 3. Lindner Th., Reaktion und Kontrast in der Geschichte.

Beyschlag F., Ein Vater an seinen Sohn (1539).

Heft 4. Historische Lieder auf Jud Süß. Mitgeteilt von E. K. Blümml. — 14 bisher unbekannte Lieder, 1737 und 1738 entstanden, aus der Handschrift Hist. fol. Nr. 348 ‚Süßiana' der kgl. öffentlichen Landesbibliothek in Stuttgart.

Walhalla. Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte (München).

1. Band. 1905. Degen E., Wesen und Bedeutung der deutschen Mystik.

Wolter F., Franz von Lenbach.

Hoffmann J. J., Aus dem Schwarzwälder Volksleben.

Schmid U., Das deutsche Volkslied.

2. Band. Sammler. Schmid U., Johann Geiler von Kaisersberg.

[4] Volkslieder.

Monatsschrift für **Geschichte** und **Wissenschaft** des **Judentums.**

Neue Folge. 14. Jahrgang. Heft 5/6. Lewin A., Die Blutbeschuldigung in oberbadischen Liedern aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Wolf A., Ein Brief David Friedländers an Moses Moser.

Geographische Zeitschrift.

12. Jahrgang. Heft 3. 4. 5. Lukas G. A., Eduard Richter. — I. Lebensgang. II. Lebenswerk.

Mitteilungen des **Vereins** für **Erdkunde** zu **Leipzig.**

(Heft II. der Mitteilungen 1903). 1905. Katalog der Bibliothek des Vereins für Erdkunde zu Leipzig.

Nekrologe der verstorbenen Ehrenmitglieder. Weule K., Friedrich Ratzel.

Ruge W., Ernst Hugo Berger.

Meyer H., Alphons Stübel.

Gravelius H., Sophus Ruge.

Mitteilungen der **k. k. Geographischen Gesellschaft** in **Wien.**

XLIX. Band. Nr. 5. Marek R., Eduard Richters Leben und Werke.

Zeitschrift des **deutschen** und **österreichischen Alpenvereins.**

Jahrgang 1905. 36. Band. v. Prielmeyer, Deutsche Sprachinseln.

Autographen- und Antiquariats-Kataloge 1907.

1. Rich. Bertling, Lager-Katalog Nr. 58.
2. C. G. Boerner, Auktion LXXXVII. Autographen. Versteigerung 19. u. 20. Februar 1907. Leipzig.
3. Leo Liepmannssohn, Katalog 163. Autographen und Porträts. Berlin.
4. Oskar Weigel, Auktionskatalog N. F. 6. Bibliothek J. K. F. Knaake. Abt. III: Förderer und Gegner der Reformation. Leipzig. (Autographen.)
5. Max Perl, Goethe-Bibliothek E. Wiebe usw. Versteigerung 25./27. Februar 1907. Berlin.
6. Adolf Weigel, Auktionskatalog N. F. 5. Deutsche Literatur. Hierin u. a. die Restbestände der Bibliothek des Klassiker-Verlegers Georg Joachim Göschen. Leipzig.

In schöner Ausstattung, durch Faksimiles und Porträts illustriert, wertvoll durch ergiebige Auszüge und Regesten bietet Boerner Autographen von Förderern

und Gegnern der Reformation (u. a. Sebastian Franck, Ulrich Hutten, Martin Luther, Philipp Melanchthon, Thomas Murner, Georg Spalatin, Ulrich Zwingli), deutschen Dichtern und Schriftstellern seit 1750 (u. a. Bettina von Arnim, Jens Baggesen, Eduard v. Bauernfeld, Bürger, Chamisso, J. G. Fichte, Freiligrath, Geibel, Goethe und seinem Kreis Nr. 134/56, Ch. D. Grabbe, Grillparzer Nr. 159/63, F. Hebbel Nr. 167/70, Heine Nr. 171/6, Herder, Georg und Emma Herwegh, Hoffmann von Fallersleben: 40 Briefe an H. M. Schletterer 1862/73 und Gedicht-Manuskripte, Kant, Gottfr. Keller, Heinr. v. Kleist und seinem Kreis Nr. 207/29, Theodor Körner und den Seinen, Lenau, Lessing, Mörike, Platen, Friedr. Rückert, J. B. Scheffel, Schiller, Uhland, Wieland Nr. 301/20) und Musikern, darunter Richard Wagner mit Briefen und Manuskripten. Aus Bertlings Katalog sind außer zahlreichen Autographen (z. B. 50 Briefen von Henriette Herz an Ehrenfried von Willich 1801/7, zwei von G. Keller, davon ein ungedruckter vom 22. November 1860, acht von H. Laube an Freiherrn v. Gall 1844/7, einem von Grafen Loeben 1807, zwei von Rich. Wagner), neun Stammbücher und verschiedene Werke mit eigenhändigen Widmungen ihrer Verfasser hervorzuheben; desgleichen aus Liepmannssohns Sammlung Briefe aus dem Goethekreis, von Nietzsche, Rückert (auch Gedichtmanuskripte), Schopenhauer, Wackenroder, C. M. v. Weber. Perl brachte viele deutsche Erstdrucke aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, vier Stammbücher (darunter das Amaliens von Imhoff), Autographen und Bücher mit handschriftlichen Widmungen zur Versteigerung.

Mitteilungen.

Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin.

19. Dezember 1906. W. Seelmann, über Fritz Reuters „Pomuchelskoppe" in Dichtung und Wirklichkeit.

16. Januar 1907. Baethke, über die Dichtungen Mörikes im Urteil seiner Freunde; Martin Breslauer, Mitteilungen aus Briefen, die sich auf das Verhältnis Karl Immermanns zu der geschiedenen Freifrau Elisabeth v. Lützow beziehen. — Erich Schmidt, über den zweiten Band des Briefwechsels zwischen Wilhelm und Karoline v. Humboldt. — Hermann Michel, über die Neubearbeitung der von J. K. v. Kirchmann begründeten „Philosophischen Bibliothek".

20. Februar 1907. Alexander Meyer, über die Verse Fausts: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. — Lohre, über neuere Forschungen über die Heiligenlegende.

20. März 1907. Franz Schultz, über den Verfasser der „Nachtwachen von Bonaventura" [G. H. Schuberths gleichaltriger Jugendfreund K. F. G. Wetzel]. — D. Jacoby, über das Verhältnis Schillers zu Matthisson.

Die internationale Vereinigung der Akademien hatte in der ersten gemeinschaftlichen Sitzung ihrer Vertreter 1901 in Paris der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Académie des Sciences et des Sciences morales et politiques de l'Institut de France den Auftrag erteilt, ein kritisches Verzeichnis der Handschriften und eine Ausgabe der Werke von Leibniz vorzubereiten. Erneut wurde dieser Auftrag in der zweiten Sitzung in London 1904. Über den Stand der Arbeit berichtet Rivand an die Leibniz-Kommission der Pariser Akademie. Es läßt sich berechnen, daß die ganze Masse des von Leibniz in seinem Leben Geschriebenen oder nach seiner Handschrift und seinem Diktat von seinen Sekretären Aufgezeichneten ungefähr 200.000 Seiten in Quart, die Seite zu

30 Zeilen, die Zeile zu zehn Worten gerechnet, ausmacht, also ungefähr 60 Millionen Worte. Ungefähr ebenso viel beträgt der Umfang der an Leibniz gerichteten Korrespondenzen. Diese Papiere von und an Leibniz sind weit zerstreut, der wesentlichste Teil befindet sich zu Hannover, in der Königlichen Bibliothek und im Staatsarchiv, manches in Wiesentheid, Gotha, Berlin, Hamburg, Paris, Nantes, im Haag, in Leiden, Amsterdam, London, Oxford, Rom, Florenz und Mailand. Es wird ein kritischer Katalog der Handschriften angelegt, der einen doppelten Zweck verfolgt. Einmal will er für den Historiker sowohl wie für den Philosophen ein zuverlässiger Wegweiser durch Leibniz' Werke sein, genau verzeichnen, welche Werke gedruckt, welche ungedruckt handschriftlich vorhanden sind, wo und in welchem Zustand sich die Handschriften befinden. Dann aber soll der Katalog die Grundlage für die bereits 1901 im Prinzip beschlossene kritische Gesamtausgabe der Werke von Leibniz bilden. Für die Anordnung hat man nach sehr reiflicher Erwägung die Zeitfolge der Schriften zugrunde gelegt.

Der Arbeitsausschuß für die Sammlung und Herausgabe des deutschen Volksliedes in Österreich hat eine „Anleitung zur Sammlung und Aufzeichnung" und einen „Fragebogen" herausgegeben.

Die „Gesellschaft der Bibliophilen" gab für das Jahr 1906 heraus: „Die Biblia pauperum, deutsche Ausgabe von 1471, in Faksimile-Reproduktion ausgeführt von der Reichsdruckerei und eingeleitet von Oberbibliothekar Prof. Dr. R. Ehwald in Gotha" und „Johann Anton Leisewitzens Briefe an seine Braut", zum 100jährigen Todestage des Dichters nach den Handschriften herausgegeben vom Stadtarchivar Dr. H. Mach in Braunschweig. Als neue Publikationen für 1907 werden angekündigt: der IV. (Schluß-)Band des Deutschen Anonymen-Lexikons, herausgegeben von M. Holzmann und H. Bohatta, die Buchstaben S—Z umfassend, und eine Faksimile-Reproduktion der ersten undatierten, nur in einem Exemplar erhaltenen Ausgabe des „Finkenritter" (Straßburg, circa 1560). — Die Subskriptionsausgabe der Tafeln zum „Nürnbergischen Schönbartbuch" wird erst gegen Ende des Jahres 1907 erfolgen.

Cand. phil. Harald Ling an der Hochschule zu Gothenburg (Schweden) bereitet eine Arbeit über die Sprache des Dichters Paul Fleming vor, die demnächst druckfertig sein wird.

Nach dem letzten Verwaltungsbericht der Königl. und Universitätsbibliothek in Königsberg i. Pr. ist diesem Institut durch Ankauf und durch Schenkung der handschriftliche Nachlaß Joh. Georg Hamanns zugefallen, darunter 400 Originalbriefe des „Magus aus Norden", 80 an ihn, zahlreiche Briefentwürfe und Briefabschriften, Manuskripte und Entwürfe der Schriften Hamanns, Kollektaneenhefte, Drucke Hamannscher und anderer Schriften, Porträts Hamanns und seiner Töchter, ferner zahlreiche Schriftstücke der Herausgeber der Hamannschen Werke, Friedrich v. Roth und Wiener. Der Nachlaß ist zunächst der Bearbeitung durch die Berliner Akademie vorbehalten, auf deren Programm eine Hamann-Ausgabe steht.

Preisaufgabe der Grimm-Stiftung für 1906/7: Wilhelm Grimms Verhältnis zur Romantik.

Preisaufgabe der Fürstlich-Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig. Für das Jahr 1907: Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtschreibung von dem Einwirken der Romantik bis auf den Ausgang von Freytag, Riehl und Burckhardt. Einsendungstermin: 30. November 1907.

Dem Märchendichter Ludwig Bechstein wird in Meiningen ein Denkmal errichtet: ein Märchenbrunnen, den der Dresdener Bildhauer Prof. Robert Diez entworfen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß des Komitees zur Errichtung eines Eichendorff-Denkmals hat beschlossen, das Denkmal, nicht wie ursprünglich beabsichtigt war, in Berlin, sondern in Breslau zu errichten. Ausschlaggebend

war für den Ausschuß der Umstand, daß seitens des Magistrates der Stadt Breslau, für den Fall, daß die Hauptstadt der Heimatprovinz des Dichters das Denkmal erhalte, ein erheblicher Beitrag in Aussicht gestellt wurde, sowie die begründete Erwartung, daß die Schlesier einem zu Ehren ihres großen Dichters ins Leben gerufenen Unternehmen ihre Unterstützung nicht versagen werden.

Aufruf zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wetzlar.

Hundertundfünfunddreißig Jahre sind vergangen, seit Goethe in Wetzlar geweilt, und noch erinnert kein würdiges Denkmal an seinen Aufenthalt in unserer Stadt, der für die deutsche Literatur so bedeutungsvoll geworden ist.

Der in Wetzlar verlebte Sommer des Jahres 1772 ward für ihn zum Frühling seines Genies, zu dem Wendepunkt seines Lebens, wo er aus unbändigem Sturm- und Dranggefühl sich emporschwingt zur bewußten Entfaltung seiner Kräfte.

In dem alten Deutschordenshause, in der Familie des Amtmannes Buff, hat er die schönste Lust des Lebens empfunden und in der herrlichen Umgebung der Stadt konnte er sich dem tiefsten und reinsten Genuß der lieblichen, sanften Natur hingeben.

Unter dem Eindruck des in Wetzlar Erlebten schuf er sein größtes Jugendwerk, die Leiden des jungen Werther, diese unvergleichliche Offenbarung des deutschen Gemütes, dieses hohe Lied der Liebe, das mit seiner Stimmungsfülle, seiner Wärme des Gefühls und seiner lebensvollen, natürlichen Sprache die Zeitgenossen gewaltig erregt hat und noch heute seinen Zauber ausübt auf jedes fühlende Menschenherz.

In Wetzlar hat sein Götz von Berlichingen feste Gestalt gewonnen; die Spuren dessen, was er dort mit hellen Augen geschaut, sind unverkennbar.

Manche Erinnerung auch an Wetzlar durchweht die Dichtung, die ihm selbst am liebsten war, Hermann und Dorothea.

Wie Frankfurt am Main, Leipzig und Straßburg, so bedeutet auch Wetzlar einen Merkstein in Goethes Jugendleben; und wie man dort längst seine Gestalt in Stein und Erz festgehalten hat für alle Zeiten, so will auch Wetzlar nicht länger zurückstehen in der Ehrung des Dichters.

Auf dem schönsten Platze, der sich bietet, soll ihm ein Denkmal errichtet werden aus edlem Marmor, von echter Künstlerhand geschaffen.

Wir bitten, uns bei der Verwirklichung dieses Planes förderlich sein zu wollen.

Beiträge beliebe man an die Mitteldeutsche Kreditbank in Wetzlar zu senden.

Wetzlar, im Februar 1907.

Der Ausschuß für die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wetzlar.

v. Zengen, Bürgermeister. Bernhard Waldschmidt, Beigeordneter. Oberlehrer Seher, Schriftführer.

Gestorben sind: Am 30. Dezember 1906 in Königsberg der ordentliche Professor der deutschen Sprache und Literatur Geh. Regierungsrat Dr. Oskar Schade im 81. Lebensjahre; Ende Februar 1907 in Graz Professor Dr. Theodor Bernaleken (geb. zu Volksmarsen in Niederhessen am 28. Januar 1812); am 9. März 1907 unser Mitarbeiter, der Bibliograph Arthur L. Jellinek in Wien (geb. 21. Dezember 1876); am 7. April 1907 unser Mitarbeiter Jur. U. et Phil. Dr. Carl Neubauer, Bibliotheksbeamter der k. k. technischen Hochschule in

Wien, im 30. Lebensjahre; am 12. April 1907 in Großlichterfelde bei Berlin Otto v. Leixner (geb. zu Saar in Mähren, am 24. April 1847); am 15. April 1907 der ordentliche Professor der deutschen Literatur an der technischen Hochschule in Dresden Dr. phil. Adolf Stern (geb. 14. Juni 1835).

Berichtigungen und Ergänzungen.

Zu Euphorion XII, S. 777 f. (Nr. 95).

Der hier gesuchte Karl von Schmeling dürfte doch Karl Ludwig Wilhelm von Schmeling (1780—1850) sein, der Besitzer des Gutes Neuenhagen bei Koeslin in Pommern war und nach achtjährigem Dienst 1803 den Abschied als Leutnant aus der preußischen Armee nahm. Er war mit einer Witwe verheiratet, der Frau von Bleiken, geborenen Hues aus Hamburg. Die Ehe blieb zwar kinderlos, da er aber 1816 die beiden Söhne seiner Frau aus erster Ehe adoptiert hat, so dürften diese unter den „hoffnungsvollen Kindern" des Briefes zu verstehen sein. Er hat es später zum Oberforstmeister gebracht. Die Augenschwäche scheint in der Familie erblich gewesen zu sein.

Seine Schwester war nach gütigen Mitteilungen des Herrn Dr. Hagedorn, Archivars in Hamburg, Henrietta Luisa von Damitz (nicht Damnitz), geborene von Schmeling aus Neuenhagen bei Koeslin, Gemahlin des Vikars am Hamburger Domkapitel Ernst Wilhelm Christian von Damitz. Der „grüne Teich" war nach Dr. Hagedorn ein wirklicher Deich, ein Teil des Deiches am rechten Ufer der Bille und ist jetzt eine Straße im Stadtteil Hammerbrook. Dr. Hagedorn findet es auffallend, daß Herr von Damitz hier auf dem Landgebiete in beträchtlicher Entfernung von der Stadt und in einer Gegend, die sich keines günstigen Rufes erfreute, Wohnung genommen hat. Er erzählt in seiner Zuschrift des weiteren von den Fabriken, die hier lagen, und von der unruhigen Bevölkerung, die diese im Gefolge hatten. J. Minor.

Zu Euphorion XIII, S. 79 f.

Bei meiner Arbeit an der Novalis-Ausgabe habe ich die meisten der von Antonie Hug von Hugenstein in dem bei Heilborn abgedruckten handschriftlichen Text vergebens gesuchten Fragmente noch aufgefunden. Nämlich:

S.[1] 302: Glaube ist schon ... = H (Heilborn, es kommt nur der zweite Band in Betracht) 307.
S[1] 305: Es ist gewiß = H 511 f.
S[1] 305: Unser Leben ist kein Traum = H 522.
S[1] 313: Alle Erfahrung ist Magie = H 555.
S[1] 404: Die Mathematik ist wohl ... = H 494.
S[1] 518: In einem echten Märchen ... = H 520.
S[1] 524: Der jetzige Himmel ... = H 542.

S[5] III 190: Durch die Welt wie sie ist ... = H 356.
S[5] III 224: Die Phantasie ist der Stoff des Verstandes = H 302.
S[5] III 228: Das Unbekannte ist der Reiz ... = H 89.
S[5] III 241: Gibt es eine Leiter des Lebens ... = H 318.
S[5] III 247: Ist die Umarmung ... = H 137.
S[5] III 309: Heterogene Dinge ... = H 494.
S[5] III 311: Mit der Zeit ... = H 521.

Es werden gewiß auch die wenigen noch übrig bleibenden sich in dem handschriftlichen Text versteckt halten wie diese.

Zu den bei Heilborn als in den Handschriften fehlend in der Nachlese abgedruckten gehört außer den im Euphorion XIII, 80 genannten auch H 653 „Das Höchste ist das Verständlichste“, das von Heilborn selber S. 3 nach der Handschrift abgedruckt ist (vgl. auch H 224). J. Minor.

Euphorion II (1895), S. 360[1] lies 1834 statt 1831.

Euphorion XIII, S. 788 Z. 10 lies 1878 statt 1873.

S. 801 Z. 5 v. u. lies ✝ statt *.

Erklärung.

Durch Schillers Brief an Niethammer vom 23. Juli 1803 (Jonas VII, S. 60), der mich auf die beiden Schreiben Fichtes an Schiller (Schillers und Fichtes Briefwechsel S. 62 und 67) führte, war ich selbst schon auf die Haltlosigkeit meiner in dem Aufsatze „Schillers Absicht der Rückkehr nach Jena im Jahre 1804“ (Euphorion XIII, 4. Heft, S. 781 ff.) ausgesprochenen Vermutung aufmerksam geworden und hatte daher Ende November 1906 die Redaktion des „Euphorion“ gebeten, meinen Aufsatz zurückzuziehen. Leider war dies, wie mir Herr Prof. Sauer Anfang Dezember mitteilte, nicht mehr möglich, da das betreffende Heft bereits gedruckt war.

Jena. Dr. O. Unrein.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Januar, im Satz am 17. April 1907.

Wichtige Mitteilung!

Dem bei ihrer literarischen und kulturellen Bedeutung durchaus berechtigten Verlangen nach leichterer Zugänglichkeit seiner Publikationen will der seit 1904 alljährlich zwei stattliche Bände an seine Mitglieder verteilende Literarische Verein fortan dadurch Rechnung tragen, daß er den bisher in Wien monopolisierten Bezug seiner Veröffentlichungen unter Modifikation des § 11 der Satzungen nunmehr auch durch den Buchhandel freigibt, ihn allerdings auch weiterhin an die effektive Zugehörigkeit zum Vereine (Jahresbeitrag K 20.— = M. 17.—) bindend.

Durch diese Bestimmung bleibt den Publikationen ihr Seltenheitswert gewahrt; anderseits wird es aber Jedem ermöglicht, sich durch Erwerbung der Mitgliedschaft auf das betreffende Jahr diejenigen Bände zu sichern, an deren Besitz ihm besonders liegt.

Einzeln werden die Schriften nach wie vor nicht käuflich sein; je zwei Jahrespublikationen gehören immer zusammen und sind nur durch die erworbene Mitgliedschaft auf das Jahr ihres Erscheinens erhältlich.

Die Durchsicht der umseitig publizierten Titel, sowie die Liste der bevorstehenden weiteren Veröffentlichungen dürften vielfachem Interesse begegnen und zum zahlreichen Beitritte anregen, der durch Vermittelung jeder beliebigen Buchhandlung oder durch direkte Anmeldung beim Verleger erfolgen kann. Prospekte nebst Satzungen stehen auf Wunsch gern zu Diensten.

Es wäre eine entsprechende Mitgliedsanmeldung der gewohnten Buchhandlung oder dem unterzeichneten Verlage zu überweisen, worauf die gesamte geschäftliche Abwickelung und Zustellung der jeweils fälligen Bände ohne alle weiteren Spesen pünktlich geschieht. Ein stets ergänztes Mitglieder-Verzeichnis wird jedem Bande neu beigebunden.

Hochachtungsvoll

Kais. und kön. Hof-Buchdruckerei
▫ und Hof-Verlags-Buchhandlung ▫
Carl Fromme, Wien u. Leipzig

Literarischer Verein in Wien

Jahresbeitrag K 20.— = M. 17.—; 2 gebundene Publikationen jährlich.

Bisher sind erschienen und den Mitgliedern zugegangen:

1904.

I. **Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.** Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Erste Abteilung. Biographien und allgemeine Charakteristiken. (1841 bis 1894.) XXIII + 437 S.

II. **Aus meinem Leben. Von Fr. M. Felder.** Herausgegeben und eingeleitet von Anton E. Schönbach. XXXIV + 423 S.

1905.

III. **Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.** Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Zweite Abteilung. Gespräche und Charakteristiken (1791—1831.) LXIII + 496 S.

IV. **Eduard von Bauernfelds Gesammelte Aufsätze.** In Auswahl herausgeg. u. eingeleitet von Stephan Hock. XXIV + 392 S.

1906.

V. **Anastasius Grüns politische Reden und Denkschriften.** Gesammelt und herausgegeben von Dr. Stephan Hock.

VI. **Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.** Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Dritte Abteilung.

In Vorbereitung:

Prometheus. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Leo v. Seckendorff und Jos. Ludw. Stoll. Wien 1808. Herausg. v. J. Minor.

Hermann von Gilms Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Moritz Necker.

Emil Kuhs kritische Aufsätze. Gesammelt und herausgegeben von Alfred Schaer.

1809. Politische Dichtungen. Gesammelt und herausgegeben von Robert Franz Arnold.

Kant in Österreich. Briefe und Aktenstücke. Gesammelt u. herausgegeben von Max Ortner.

Jahrweis zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Friedrich Wilhelm Weisker und einige Beispiele zur Deklinierung der Familiennamen.

Von Edmund Goetze in Dresden.

Die Deutsche Schaubühne zu Wien nach Alten und Neuen Mustern bringt mehrere Übersetzungen von Peter Stüven und von Johann Georg Heubeln. Karl Goedeke führt diese beiden in seinem Grundrisse unter dem Namen Peter Stüve Band 3, S. 365 und im Register dort unter Johann Georg Heubel auf. Die Allgemeine deutsche Biographie aber Band 37 (1894), S. 94 nennt den Übersetzer Peter von Stüven und beruft sich dafür auf das Taufregister in Hamburg. Manchmal freilich reicht auch das Taufregister nicht aus; denn selbst Behörden nehmen, wofür Beispiele zu Gebote stehen, den deklinierten Familiennamen und behandeln den obliquen Kasus der Urkunde als Nominativus. In dem Falle Stüven ist das Taufregister indes wegen der Adelsform, die aus der Angabe in der Deutschen Schaubühne nicht zu erkennen war, ausschlaggebend gewesen. Bei dem Namen Witte finden wir im Grundriß lange Schwanken. Der fleißige Sammler heißt Witte, nicht Witten, wie noch im dritten Bande der zweiten Auflage des Grundrisses auf Seite 40 zu lesen ist, während schon in der ersten Auflage S. 449 und S. 457 Witte steht. Goedeke hatte sich vermutlich durch die Form auf dem lateinischen Titel der Memoriae verleiten lassen, wo es heißt: curante Witten. Von Seite 125 des dritten Bandes an ist dem Verfasser der Memoriae derselbe Name gegeben wie dem des Diarium biographicum; denn es war derselbe Mann.

Im siebenten Bande der eingangs angeführten Wiener Schaubühne heißt es, daß die englische Pamela von Friedrich Wilhelm Weiskern übersetzt worden sei. In Erinnerung an die eben vorgetragenen Sorglosigkeiten hatte ich in der zweiten Auflage des

vierten Bandes, S. 77 den Verfasser Weisker genannt. Leider waren mir diese Überlegungen nicht mehr lebendig gegenwärtig, als im fünften Bande des Grundrisses unter den Bühnendichtern Österreichs Friedrich Wilhelm Weiskern genannt wurde. Gewiß führt Wurzbach im 54. Bande seines Biographischen Lexikons (1886) den Verfasser unter dem Namen Weiskern auf; diese Form hatte auch Christian Heinrich Schmid in seiner Chronologie des deutschen Theaters gebracht. Zum Glücke sagt er aber auch, woher er stammt. Er nennt ihn den Sohn eines Sächsischen Rittmeisters (Legband S. 49). Auf meine Bitte hat nun der Vorstand des Kgl. Sächsischen Kriegsarchivs Herr Oberstleutnant Edmund Hottenroth die geschriebenen Rang- und Offizierslisten der Kursächsischen Armee und andere zahlreich vorhandene Personal-Verzeichnisse und dergleichen Akten aus der Zeit von 1681 bis 1730 durchgesehen, dort aber einen Rittmeister oder Hauptmann Weiskern oder ähnlichen Namens nicht gefunden. Dagegen nennt die Musterliste des Kürassier-Regimentes von Damnitz vom Jahre 1712 einen Cornet Friedrich Wilhelm Weisker, der zu dieser Zeit bereits 19 Jahre diente und als verheiratet bezeichnet wird. Sein Alter ist mit 40 Jahren und als Vaterland Sachsen angegeben. Neben diesem diente bei demselben Regimente in demselben Jahre noch ein 44jähriger Korporal Otto Philipp Weißker, der damals auch schon 20 Jahre bei der Truppe und bei Dresden geboren war. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir den Cornet als den Vater des Schauspielers und Schauspieldichters ansehen, der dieselben Vornamen hatte. Was das Avancement zum Rittmeister betrifft, so weiß man ja aus Minna von Barnhelm, daß Capitaine Riccaut besser klingt, als Leutnant Riccaut.

Höchst wahrscheinlich nannte sich der 1734 nach Wien gekommene Weisker dort selbst bald Weiskern, so daß man den ersten Namen, wenn man ihn überhaupt wußte, vergaß. Auf dem von J. Mansfeld gestochenen, Weiskers Topographie von Niederösterreich beigegebenen Bilde lautet die Unterschrift: Friedrich Wilhelm Weiskern.

Aber Anton Mayer, Geschichte der geistigen Kultur in Nieder-Österreich. Wien 1878, hat auch Geburtstag und -jahr angegeben und hinzugefügt, daß Weisker in Eisleben in Sachsen geboren wäre. Auf welche Urkunden er sich stützt, habe ich nicht finden können. Da jedoch Anton Mayer sonst als sehr sorgfältig gilt, so hat sich Herr Max Weißker, der Verfasser der „Beiträge zur Geschichte und Genealogie der Familie Weißker" (Dresden 1899. Selbstverlag) an die Superintendentur in Eisleben um Auskunft gewendet. Von allen dortigen vier Kirchen ist ihm aber geantwortet worden, daß in den Kirchenbüchern nichts über Weisker zu finden wäre.

Vorderhand also bewendet es bei Friedrich Wilhelm Weisker, genannt Weiskern, Sohn eines sächsischen Cornets, geboren ungefähr 1710.

Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

3.[1])

Verteidigung gegen Nicolai und Uz.

Aus den kleinen Scharmützeln württembergischer Händel kam Wieland in das Getümmel schweizerischer Landsknechthiebe. Gedeckt von dem starken Schilde des rüstigen Bodmer und angefeuert von seiner Kampflust machte er dem jungen Tatendrang in heftigen Vorstößen Luft. Die tugendhafte Überzeugung, die ihn den Tübinger Kommilitonen entfremdet hat, jetzt durch den Verkehr mit frommen Frauen zu christlichem Eifer entfacht, das Bedürfnis, seines Patrons Dichtung zu verteidigen, die Begierde, sich in der Literatur Stellung zu erobern, wirkten zusammen. Vor allem gegen die Gottschedianer und gegen Uz führte er scharfe Streiche. Aber während er von dem, was er jenen vorhielt, nichts zurückzunehmen fand, kam er 1758 Uz gegenüber zunächst zur Selbsteinkehr, dann zum Widerruf. Und für diese Wandlung kann ich jetzt ein Dokument vollständiger vorlegen, als es bisher bekannt ward.

Sauer hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Sämtlichen poetischen Werke von J. P. Uz ein Stück davon S. XLVII ff. mitgeteilt; ein anderes habe ich in der Deutschen Dichtung 8, 270 f. veröffentlicht. Beide stammten aus dem letzten Quartbogen der Wielandischen Handschrift, der sich im Bodmer-Nachlaß in der Züricher Stadtbibliothek erhalten hat. Seitdem ist aus Kürschners Nachlaß, wohin er ich weiß nicht wie geraten war, der erste Bogen in den Besitz des Goethe- und Schillerarchivs übergegangen, dessen Direktor ihn mir freundschaftlich zur Abschrift überließ. Und endlich fand Herr Professor Dr. Julius Brunner im Geßner-Nachlaß zu Schaffhausen den mittleren Bogen und ermöglichte mir, ihn zu kopieren. Er hat sich auch der Mühe unterzogen, meine Abschrift des letzten

[1]) Vgl. Euphorion, Ergänzungsheft 3, 63 ff. und Band 14, S. 23 ff.

Bogens mit dem Original in Zürich zu vergleichen und die Korrekturen der Handschrift anzumerken. Auch für diese Güte gebührt ihm mein Dank.

Über den Verlauf des Streites zwischen Wieland und Uz ist nach dem, was Sauer a. a. O. S. XXV ff. und Hirzel, Wieland und M. u. R. Künzli S. 121 ff. ausgeführt haben, nichts mehr vorzubringen; vgl. meine Nachträge in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1896, S. 501 ff. Ich wiederhole hier lediglich, daß Wielands Schriftstück, wie es sich nun aus den zerstreuten Gliedern zusammenfügen läßt und dessen Vollständigkeit durch die ursprüngliche Foliierung gewährleistet wird, auf die von Nicolai herrührende Anzeige der Empfindungen eines Christen im 2. Stücke des 1. Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste S. 415 ff. antwortet und noch im Januar 1758 niedergeschrieben ist. Es lautet:[1])

[Bogen 1.] Nachrichten des Verfassers der Empfindungen eines Christen
An die Leser der Bibliothek der Schönen Wissenschaften
und freyen Künste

Ich habe mich niemals viel darum bekümmert, ob meine Schriften in den
5 Gelehrten Zeitungen und Journaux gelobt oder getadelt werden. Ich habe andere Gelegenheiten die Urtheile des vernünftigen Theils des Publici zu erfahren, und sehe die Journalisten gar nicht für die Worthalter unsrer Nation mit der Nachwelt an. Es ist also blos zufälliger Weise und durch die Gütigkeit eines Freundes geschehen, daß ich das zweyte Stük des 1. Bandes der Bibliothek der Schönen
10 Wissenschaften und freyen Künste zu Gesicht bekommen habe, worinn ich einen Artikel von den Empfindungen eines Christen fand, der mir eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen schien, weil er solche Folgen haben könnte, die ich, soviel an mir ist, zu verhindern mehr als Eine Pflicht habe. Der Verfasser dieses Artikels hat gut gefunden meinen Nahmen, den ich selbst der Welt nie bekannt
15 gemacht habe, auf eine so verächtliche und schimpfliche Art zu publicieren, daß ich mich verbunden achte, gegen eine solche Introduction aufs nachdrükkichste zu protestieren, und alle, die es der Mühe werth halten mögen, zu benachrichtigen,

---

[1]) A und a, W und w, B und v sind nicht immer zu unterscheiden. Oft steht n für u. Den Abkürzungshaken für en löse ich immer auf. Sonst gebe ich Text und Lesarten im engsten Anschluß an das Original. 1 Nachrichten] gestr., darüber Schreiben gestr., Nachrichten unterpunktiert. der] darnach gestr. Christl. 4 meine über gestr. meinen 5 nach getadelt ein Buchstabe, etwa o, gestrichen. 8 an üdZ nachgetr. 10 freyen] davor gestr. schönen einen aus eine 11 Artikel von über gestr. so sonderbare Recension den] es steht der, Korrektur ist vergessen der — besondere über gestr. die mehr Achtung [mehr zu streichen ist vergessen; es stand also: die mehr Achtung daraus wurde die mehr Aufmerksamkeit, dann der usf. 12 nach schien, gestr. als < and[ere] gestr. im gestr. > die gewöhnlichen er über gestr. sie 13 nach verhindern vielleicht Komma gestr. 13.14 Der — Artikels über gestr. Die er [es ist kein ſ dazwischen sichtbar; vielleicht ist ie schon einmal gestr.; so daß also Der aus Die gestanden hätte] Recensent 17 und] darnach gestr. der W[elt] alle aus allen die] darnach gestr. sich mögen üdZ nachgetr. zu über gestr. davon benachrichtigen aus benachrichtiget darnach gestr. zu seyn

daß der Wieland, von welchem in dieser Recension gesprochen wird, ein Phantom sey, zu welchem sich ein jeder andrer Nahme gerade so gut schikt als der meinige.

Damit alle ehrlichen Leute in den Stand gesetzt werden, ein richtiges Urtheil über diese Sache zu fällen, will ich so kurz als es die Sache zuläßt, erzählen, was mir eine so feine Begegnung von dem gedachten Recensenten (ich weiß ihm Kürtze halber keinen schiklichern Nahmen), zugezogen hat.

In der Vorrede der Empfindungen eines Christen, rede ich von der Bestimmung des Poetischen Genie und der Dichtkunst, und behaupte, mit den gelehrtesten und verständigsten Männern aller Nationen, die keine Barbaren sind, daß der poëtische Genie vornehmlich dazu gebraucht werden müße, Religion, Tugend und Sitten unter den Menschen zu befördern; daß der erste Zwek der Poesie nicht die Belustigung, sondern die Besserung der Leser sey, und mit einem Wort, daß nichts schön sey, was nicht gut ist. Diese Begriffe welche mir Natur, und Religion, nebst den Schriften der Alten, die ich von Jugend an studiert habe, beygebracht, mögen wohl vielen fremd seyn; ich weiß aber gewiß, daß sie keinem Rechtschaffenen Menschen fremd sind. Die Gelegenheit brachte es also mit sich, daß ich in gedachter Vorrede von dem Mißbräuche des Witzes und der Poesie redete, und ich konnte nicht anders als mit Hitze davon reden. Ich rede und schreibe, wie ich empfinde, und alle die mich kennen und mit mir einige Jahre gelebt haben, wissen, daß mein Hertz sich für alles was die Glükseligkeit und Vollkommenheit meiner Nebengeschöpfe angeht, auf die lebhafteste Art interessiert. Es war mir unmöglich anders als mit Hitze von Leuten zu sprechen, die ich als Verführer und Vergifter der Menschen ansehen muste, und die alle Tugend liebenden allezeit dafür angesehen haben. Ich nannte bey dieser Gelegenheit die lyrischen Gedichte, und rechnete ihren Verfasser ganz kühnlich unter die schlimmste Art elender Scribenten, nehmlich unter diejenigen welche sehr schöne Talente auf eine sehr unedle und schädliche Art mißbrauchen. Alles dieses nahm Hr. Utz, oder der Autor der lyrischen Gedichte wie leicht zu erachten sehr übel auf, und die Herausgeber der obgedachten Bibliothek, die ihn für einen Dichter von der ersten Grösse, halten, glaubten sich verbunden, die Beleidigung die ich Hrn. Utz angethan, aufs nachdrüklichste zu bestrafen. So entstand die Recension, welche ein Unpartheischer Leser der Lyrischen Gedichte, und der Prüfung Abrahams oder der Empfindungen eines Christen, schwehrlich ohne Abscheu wird lesen können. Es komt nunmehr nur auf diese zween Puncte an, ob die lyrischen Gedichte und ihr Verfaßer, das Urtheil das ich über sie gefällt, verdienen, oder nicht; und ob alle die Schmä-

---

1 Recension] darnach gestr. so schmählich 4 über diese Sache üdZ nachgetragen 5.6 (ich — Nahmen), aR zu Zeilenschluß- und -anfang rechts und links nachgetr. 7 vor Empfindungen gestr. Christl. 10 poëtische üdZ nachgetr. müße üdZ nachgetr. 11 daß] davor gestr. und 12 die Besserung gestr. und unterpunktiert, darunter als unter der letzten Zeile gestr. die Erbauung 16 vor Menschen gestr. und 21 angeht nach gestr. ent oder ant[rifft?] oder anl[angt?] auf über gestr. mit die lebhafteste aus der lebhaftesten Art über gestr. Zärtlichkeit 22 sprechen über gestr. reden 23 und Vergifter üdZ nachgetr. 24 liebenden über gestr. haften [es fehlt = am Schluß der Zeile hinter Tugend] nannte aus nennte 24.25 Gelegenheit] darnach gestr. den Verfasser 25 die aus der ihren Verfasser neben gestr. sie beides über gestr. ihn 26 diejenigen darnach gestr. die einen [aus eines] vortreflichen 28.29 wie — erachten üdZ nachgetr. 29 ob üdZ nachgetr. 30 glaubten] davor gestr. hiel[ten] 32 Recension — 34 können mit Rotstift unterstrichen, dazu am Rande mit Rotstift *NB* von Bodmer 35 die] davor gestr. H [Hr. Uz] 36 ob] darnach gestr. der Verfaßer die

hungen, welche der gedachte Recensent über einen gewissen den er Wieland zu nennen beliebt, auf den würklichen Wieland sich schicken oder nicht? Beyde Puncte sollen hier erörtert, werden, und alle verständigen Leute mögen dann urtheilen, wie sie es recht finden.

Was den ersten Punct betrifft, so ist itzt die Rede nicht, ob der Verfasser der Lyrischen Gedichte, in Absicht des Genie und der Kunst ein vortreflicher Dichter sey. Er bedarf deßwegen kein Compliment von mir. Die Frage ist nur, ob er nicht wegen des Innhalts derselben in die Classe der Scribenten, gegen welche ich geeifert habe, gehöre? Soll ich hier mehr als die Helfte der lyrischen Gedichte abschreiben? Es ist unnötig; sie sind in den Händen aller lustigen Leute, und in allen Buchläden. Man lese sie, und urtheile dann. Ich muß aber diejenigen, welche dieses Urtheil unpartheiisch anstellen wollen, ersuchen, meine Verurtheilung der Lyrischen Gedichte, (insofern ich sie geschikt halte das Hertz und die Sitten zu verderben,) in der Vorrede zu den E.[mpfindungen] e.[ines] Chr.[isten] selbst nachzusehen. Denn der Recensent hat gut befunden meinen Worten einen verhaßten Schwung zu geben, indem er sagt: „wer sollte nicht denken daß es „die Verruchtesten Bösewichter seyen, von denen Hr. W. hier redet?" Kein Verständiger wird das denken. Der Witz, die Begierde den meisten zu gefallen, eine wollüstige leichtsinnige Gemüthsart können einen muntern Kopf sehr leichtfertige, ja würklich verruchte Dinge sagen machen, ohne daß er deßwegen ein verruchter Bösewicht ist. Ich habe niemals gezweifelt daß Hr. Utz und seine Bewunderer die Ungebührlichkeit und Schädlichkeit solcher leichtfertiger Tändeleyen, nicht in dem ernsthaften und wahren Lichte ansehen, wie sie von allen Leuten angesehen werden, welche das Leben für mehr als ein Spiel halten. Allein eben dießwegen hielt ich es nöthig ihnen das zu sagen, was andre schon lange dachten. Man kan nicht gelinde von solchen Dingen reden, die mann, aus gerechten Ursachen, verhaßt machen will. Ich gestehe gerne daß dieses meine Absicht war, ob ich gleich die Person des Hrn. Utzen so wenig hasse, als ich seinen Ruhm beneide. Ich habe zu keinem von beyden nicht die mindeste Reitzung. Aber sagt der Recensent, es sind ja unter den lyrischen Gedichten sehr moralische Stüke, Loblieder auf die Tugend, und dergl.? Niemand läugnet das. Die Verurtheilung geht nicht auf diese, obgleich an der Moral dieser lustigen Herren, viel wichtiges auszusetzen wäre. Mich dünkt aber eine Sammlung vermischter Stüke, worinn Trinkliedchen mit Lobliedern der Gottheit, und wollüstige Schwärmereyen mit dem Lobe der Tugend abwechslen, sey eben dadurch für die Jugend desto gefährlicher. Es wird wohl nicht nöthig seyn, meine Empfindung in diesem Stück durch Gründe zu rechtfertigen.

Übrigens kan ich nicht umhin Hrn. Utzen und seine Freunde wegen der Hitze worein sie mein Tadel gesetzt hat, zu entschuldigen. Es ist klar, daß die Lyrischen Gedichte es vornehmlich sind, wodurch Hr. Utz in der Welt bekannt seyn will. Sowohl ihre poetische Schönheit als ihr leichter und muthwilliger

2 Puncte üdZ nachgetr. 3 verständigen unter gestr. Rechtschaffnen 4 recht unter gestr. gut [beides in der letzten Zeile der Seite] 6 vor in gestr. nicht ein poetisches [dies üdZ] *genie* 11 dann. aus dann, darnach gestr. o[b] 15 selbst] darnach gestr. mit Denn] darnach gestr. ich 16 vor indem gestr. und 19 leichtsinnige üdZ nachgetr. 22 Tändeleyen] darnach gestr. wie sie wollen daß man sie (das Komma davor sollte mitgestr. sein) 23 allen] darnach gestr. ernsthaften 29 nicht — Reitzung.] am Schluß der Seite unten nachgetr. Vielleicht darnach alinea 30 unter über gestr. in 32 an der [aus die] über gestr. gegen ihre 33 dünkt - - 37 rechtfertigen mit Rotstift unterstr., dazu aR mit Rotstift *NB* von Bodmer 40 in üdZ nachgetr. 41 leichter aus leichtsinniger so daß sinniger gestr. und er üdZ nachgetr. vor muthwilliger am Beginn der Zeile Tintenstrichchen

Innhalt (ich rede von den meisten) hat ihnen Liebhaber erworben. Hr. Utz wurde dadurch in seinen Augen so groß, daß er sich fähig hielt über den Werth epischer Gedichte und dergl. Dinge, welche zu entscheiden andre Leute als er gehören, en dictateur abzusprechen. In den Augen unsers Recensenten ist er, (risum teneatis amici!) ein Dichter von der ersten Grösse, d. i. in der gleichen Linie mit Homer, Sophokles Pindar, Virgil, Milton, Shakespear — Nun kan man sich leicht vorstellen, wie sehr es einen solchen Scribenten schmertzen muß, wenn einer aufsteht, der, ohne ihm den Besitz seines Ruhms abzustreiten, nur beweißt, daß die Poesie eine höhere Bestimmung habe, als zu tändeln und zu schertzen, und daß sein Ruhm nichts besser als der ruhm einer Lais sey! Wen sollten so beleidigende Wahrheiten nicht aufbringen? Nicht alle Anakreonen sind so bescheiden von ihren Schertzen zu gestehen, nos haec novimus esse nihil.

Nunmehr komme ich auf den zweyten Punct. Ich habe Freunde, in Deutschland, welche sich wundern, durch was für Thaten der Recensent, der zu diesem Bogen Anlaß gegeben, sich berechtiget halten möge, demjenigen [Bogen 2.] den er den Hrn. Wieland nennt, so verächtlich und niederträchtig zu begegnen. Sie können nicht begreiffen, wie irgend ein Mensch, selbst ein Gottsched, anders als in einer Art von Wuth, wo nicht gar aus hämischer rachgieriger Boßheit gegen gedachten Scribenten, so elend sich vergessen könne. Ich werde besser unten ein paar Anmerkungen darüber machen. Hier begnüge ich mich zu sagen, daß ich den Recensenten billige, wofern Wieland diese Begegnung verdient, und er verdient sie, wofern das wahr ist, was der Recensent sagt: „Daß das Urtheil, „welches W. von Utzens Liedern gefällt, aus Rachbegierde geflossen. „Es ist „bekannt, sagt er, daß Herr Utz sich durch einige Stellen des LiebesGottes „und durch einen gewissen Brief, welcher seinen lyrischen Gedichten angehängt ist, „den besonderen Unwillen des Hrn. Wielands zugezogen hat, dessen Zunöthi„gungen er nun bey allen Gelegenheiten erfahren muß.“ Willig würde ich mich der Verachtung aller Welt preißgeben, wenn es eine Wahrheit wäre, daß nur ein Wort, das ich gegen Hrn. Utzen geschrieben, aus Rachsucht oder privat-Empfindlichkeit gegen ihn, geflossen sey. Mein Hertz verschmäht solche Niederträchtigkeiten; und es ist die lauterste Wahrheit, daß ich nie keine Zeile geschrieben habe, wobey ich nur die mindeste Bewegung von Neid, Rachgier oder Ressentiment empfunden hätte. Ich kan niemand nöthigen mir zu glauben, was ich von mir selbst zu sagen gezwungen bin; aber ich kan für die Wahrheit dessen was ich in Absicht auf Hrn. Utz gesagt habe, einen unverwerflichen Beweis bringen. Ich schrieb im Sommer 1752 einen kleinen poetischen Brief, von der Bestim-

1 ihnen] davor gestr. sie 2 sich fähig hielt über gestr. glaubte 4 den gestr. und unterpunktiert vor gestr. seine[n] 5 vor Grösse am Beginn der Zeile zwei Tintenstrichchen; ebenso vor der nächsten Zeile Pindar nach d. i. gestr. ein Rival des 6 Pindar gestr. und unterpunktiert 8 nach der gestr. ihm vor den [aus dem] gestr. in nur üdZ nachgetr. vor weißt am Beginn der Zeile zwei Tintenstrichchen 11. 12 Nicht — *nihil.* aR unten nachgetr. mit Verweisungszeichen ♀. Vor der Randnote doppeltes Tintenstrichchen. In der Randnote üdZ nachgetr. von ihren Schertzen 13 vor Freunde gestr. viele vor in gestr. selbst (das Komma vorher sollte mitgestr. sein) 15 möge aus mögen 16 begegnen. über gestr. tractieren, 17 anders] davor gestr. einen 18 wo] davor gestr. ode[r] 19 es steht gedachtn 22 ist üdZ nachgetr. 23. 24 Es ist bekannt über gestr. Man weiß 26. 27 dessen — muß.“ unten aR nachgetr. mit Verweisungszeichen † 28 es nach gestr. dieses 29 Hrn. üdZ nachgetr. 30 sey nach gestr. wäre Mein] davor gestr. Ich 32 ich] darnach gestr. mir nur] darnach gestr. im die am Schluß der Zeile nachgetr. mindeste aus mindesten darnach gestr. bewußt gewesen, daß sie 33 von gestr, und unterpunktiert 36 im darnach gestr. Jah[re] kleinen üdZ nachgetr.

mung eines schönen Geistes, der seitdem auch in die Fragmente in verschiedner Dichtart, eingerukt worden. In demselben wird durch und durch, mit weit grösserer Hitze als in der Vorrede zu den E.[empfindungen] e.[ines] Chr.[isten] wider die üppigen und muthwilligen Dichter, geeifert, und Hr. Utz selbst, obgleich nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Nahmens genennt. Ein allzuforgsamer Freund, war schuld daß das „tz" nicht noch hinzugethan wurde. Alle Leser desselben Gedichts mögen urtheilen, ob es aus einem andern Geist als aus redlicher Liebe zur Tugend und zum Menschengeschlecht geflossen sey. Wie es geschrieben und gedrukt wurde, wuste ich noch nichts von dem Liebesgott und dem critischen Brief des Hrn. Utzen, und war also noch nicht von ihm beleidiget. Ich schrieb nach meinem Hertzen, was ich für Wahrheit, und für eine Wahrheit, die gesagt werden müste hielt, und von der kleinsten guten That, habe ich mich noch nie aus Menschenfurcht abhalten lassen. Ich überlasse es nun dem Recensenten, ob er sich schämen wolle und könne, daß er dem Charakter eines ehrlichen Mannes einen unverdienten Schandflek anzuhängen versucht hat. Vergeben kan ich ihm leicht; er würde wohl keine Zeile seiner Recension geschrieben haben, wenn er den kennte, den er so unanständig mißhandelt. Ich wünsche aber, daß er sich selbst nicht so leicht vergeben möge.

Nunmehr mögen die Unpartheischen urtheilen, wie wohl die impertinenten Ausdrucke: mit hämischem Gift bespritzen, das Geschrey eines tobenden Tadlers, der Neid kleiner Geister, sich auf Wieland schicken, und wie wohl sie dem Recensenten anstehen. Eben diese mögen auch urtheilen, was die schöne Ausrufung: wir schämen uns würklich für Hrn. W. daß er sich von einer blinden Leidenschaft zu so unwürdigen Ausschweiffungen verläßt, für ein Blümchen sey. Es ist mir allzulächerlich, daß Hr. Utz oder seine Freunde mich fähig halten, ihn zu beneiden, als daß ich etwas weiter darüber sagen sollte. Ein kleiner Geist aber will ich sehr gerne seyn, wenn Hr. Utz ein grosser ist. Der Zeitpunct da die Geister gemessen werden, wird wohl noch einmal kommen. Die kleinen beaux-Esprits, welche sich viel darauf wissen, wenn sie uns durch ihr artiges Tändeln und Gaukeln zu lächeln machen können, sind in der That nur Würmer in meinen Augen. Aber ich möchte auch keinem Wurm Übels thun. Hätte ich

---

2 wird] davor gestr. r wie es scheint 4 Utz mit Rotstift von Bodmer unterstrichen. Dazu aR mit Rotstift *v. o.* [= *vel omnino*] *R.* Dazu ist ein Zettel mit Nadel angesteckt von Bodmers Hand: Ich habe *R.* nicht *U.* in der Bestimmung eines schönen Geistes gesezet. [Der Vers heißt in beiden Drucken: ... Ist ein Boccaz oder R .. nicht edler als Lais und Phryne. In der Originalhandschrift Wielands (Züricher Stadtbibliothek) steht aber auch *R* ..., was man Rost lösen muß. Also ist diese schon eine Reinschrift nach Bodmers Revision, wenn das Gedächtnis nicht Bodmer und Wieland verlassen hat.] obgleich] darnach gestr. (ohne mein Wissen) 5 allzuforgsamer Freund mit Rotstift unterstrichen 6 noch] darnach gestr. zum U 8 zum] darnach gestr. Best[en] sey. unter der Zeile am Schluß der Seite zugeschrieben 9 wurde üdZ nachgetr. 12 werden über gestr. seyn 15 anzuhängen] zu üdZ nachgetr. und eingehängt 21 Wieland] der erste Zug des W aus d 23 schöne Ausrufung aus schönen Ausrufungen 24 Leidenschaft] darnach gestr. verleiten läßt verläßt] offenbar Schreibfehler statt des vorher gestrichenen Komma fehlt 24.25 für — sey. üdZ nachgetr. 27 vor wenn und 28 wird als Zeilenanfängen steht je ein Tintenstrichchen aR. Die zweite Zeile reicht bis 29 viel | Auch am Beginn der nächsten Zeile stehen zwei kleinere Tintenstrichchen vor darauf 27 Der aus Die 29 darauf] vorher wir [oder wie] sc gestr. 30 lächeln über gestr. lachen 31 Punkt nach Augen könnte Strichchen sein Aber könnte aber sein. Übels

Hrn. Utzen Unrecht gethan, so würde ich, sobald ich es einsähe, mich deßwegen kränken, und ihm vor der gantzen Welt willig Abbitte thun, aber ich habe ihm kein Unrecht gethan. Ich habe keine Privatpassion gegen ihn; ich habe nichts von seinen muthwilligen Oden und Liedchen gesagt, als was er in einer gewissen Stunde selbst davon denken wird. Diese Stunde wird ganz gewiß kommen.

Ich muß nun noch etwas über die ungezogene und verächtliche Art sagen, wie der Recensent von Anfang biß zu Ende von mir redet. Es ist seltsam wenn die Herausgeber der Bibliothek der schönen W. u. K. sich einbilden, daß es ihnen Ehre bey der Welt machen werde mir so zu begegnen. Ich vermuthe aber sie werden sich auf das Jus Talionis beziehen, und sagen ich habe ihnen in der Art wie ich mit Hrn. Utz umgegangen, das Exempel gegeben. Allein, mit ihrer Erlaubnis, die Fälle sind sehr ungleich. Ein jeder Schriftsteller hat einen publiken Charakter, und verdient achtung wenn er als Schriftsteller ein nützliches Glied der Gesellschaft ist; und ein unterrichtender und bessernder Scribent verdient mehr Achtung als ein Chaulieu oder Utz. Gesetzt nun daß der erste vom andern sagt, er mißbrauche seinen Witz, es sey einem Christen unanständig die Venus anzubeten, wenn es gleich nur im schertz geschieht, seine Gedichte seyen so beschaffen daß man in 100 Jahren, ihren Verfasser für einen Heiden und Epicurer halten müße, so sagt dieser freymüthige Mann nichts weiter, als was jeder vernünftige Leser der lyrischen Gedichte darinn sehen muß. Aber wenn der Recensent dem Verfasser der Sympathien und der Empfindungen e.[ines] Christen sagt, er sey ein niederträchtiger, ein giftiger hämischer Tadler, ein kleiner Geist, ein Verunglimpfer von verdienstvollen Leuten, u. dergl. und hingegen versichert der Verfasser der lyrischen Gedichte sey ein Mann von Verdiensten, der in aller Absicht über den Neid kleiner Geister erhaben ist, ein Dichter von der ersten Grösse, : wenn er dergleichen Dinge sagt, so beschimpft er sich selbst, und macht sich mehr zum Gegenstand des Mitleidens als Unwillens.

Der Recensent hat in seiner oftgedachten unglüklichen Scarteque, noch zwey Dinge insinuiert, die nicht ganz mit Stillschweigen vorbeygegangen werden müßen.

Er giebt zu verstehen, daß Hr. Utz ein unschuldiger, tugendhaffter Mann sey und daß man ihn nicht aus den muthwilligen und lüderlichen Stücken seiner Werke beurtheilen müße. Wie oft ist dergleichen Unsinn bey allen Nationen, welche Utze haben, schon gesagt und in der Untersuchung als Unsinn befunden worden? Die Welt urtheilt von den Leuten, so wie sie sich zeigen. Was würde man von einem Bolingbroke sagen, wenn er uns versichern wollte, daß er in

---

1 mich üdZ nachgetr. 3 nach gethan scheint zuerst Komma geschr., dann Punkt hievor eingetr. 5 kommen. aus kommen, und 6 und verächtliche üdZ nachgetr. 12 hat] darnach gestr. insofern 15 nach *Chaulieu* stand Komma, aus diesem am Schluß der Zeile korrigiert oder Utz Punkt fehlt 16 . 17 es — anzubeten mit Rotstift unterstrichen 17 geschieht üdZ nachgetr. seine — 20 muß. mit Rotstift unterstrichen 18 man] darnach gestr. ihn ihren] davor gestr. den 24 hingegen] darnach gestr. behan [behauptet] der Verfasser — Gedichte üdZ für gestr. Hr. Utz ein] darnach gestr. ver[dienter] 25 der] davor gestr. ein Vor der am Beginn der Zeile zwei Strichchen mit Tinte 27 vor und am Beginn der Zeile zwei Tintenstrichchen 29 nach Recensent üdZ gestr. (wie ich ihn in der Kürtze wegen nenne) Scarteque nach gestr. Expedition 30 die über gestr. dich [?, vielleicht für die ich verschrieben] 33 den über gestr. seinen 34 allen] darnach gestr. politen 36 vor Die am Beginn der Zeile ein Tintenstrichchen Welt — 37 Bolingbroke mit Rotstift unterstrichen von nach gestr. zu nach einem gestr. Religion[sfeinde]

Schriften zwar ein Freygeist, im übrigen aber ein frommer Mann und guter Christ sey? Dem ungeachtet erkläre ich mich ein für allemal, daß ich nicht an die Person oder den moralischen Character des Hrn. Utzen gewollt habe, insofern er ein Privatmann und Bürger ist. Ich habe nur den üppigen Schriftsteller ver-
5 urtheilt. Ich zweifle nicht daß er bey allem dem

bonus vicinus, amabilis hospes
Comis in uxorem, possit qui ignoscere servis
Et signo laeso non insanire lagenae
Possit qui rupem, et puteum vitare patentem,

10 und was er sonst gern will, seyn mag. Es ist sehr unedel an meinem Pantilius gehandelt, daß er die Leute bereden, will, ich habe Hrn. Utzens Person verunglimpft.

Zweytens giebt er ganz deutlich zu erkennen, daß er in meinem Unwillen, über Hrn. Utzens geringe Gedanken von Hrn. Bodmers und meinen Gedichten
15 den wahren Grund unsrer Unzufriedenheit mit gedachtem Poeten entdekt habe. Er hat sich geirret. Wir mögen nun gute Scribenten und wahre Poeten, oder (wie die Herren Verfasser der Bibliothek und der Briefe vom Zustand der schönen Wissenschaften theils deutsch heraussagen, theils insinuiren) elende Schmierer, Nachahmer und ungeschikte Nachahmer des Hrn. Klopstoks, und Leute
20 seyn, denen es so sehr an Genie und Verstand fehlt, daß sie ohne es zu wissen, Schwulst Non-Sense und ungeheuers Zeug schreiben; so ist doch, ich will es nur freymüthig heraussagen, ein Veneris passerculus in unsern Augen allzuweit unter uns als daß wir fähig wären uns über irgend etwas das er gegen uns zwitschert, zu erzürnen. Wir verlangen weder ihm noch seinen Bewunderern zu
25 gefallen. Welcher Mensch, der nur die mindeste Kenntnis der Welt besitzt, wird sich einbilden, Gedichte wie Noah und die Prüfung Abrahams sind, können dem Verfasser des Liebesgottes und seinen Bewunderern gefallen? Das ist unmöglich. Aber eben so wenig wird jemand glauben, daß Hr. Bodmer oder ich uns einfallen lassen für diese Herren und ihre Mädchen zu schreiben.

30 [Bogen 3.] Ich habe aus der oftgedachten Recension gesehen, daß Hr. Utz wieder geträumt und gegen mich geträumt hat. Die Erfindung ist sinnreich. Wer kan für seine Träume? Man muß träumen, was komt. Aber wer muß seine

---

nach Bolingbroke gestr.:, oder vor in am Beginn der Zeile ein Tintenstrichchen

1 . 2 im — Christ mit Rotstift unterstrichen 2 sey? unter der Zeile am Schluß der Seite nachgetr. 4 üppigen üdZ nachgetr. 6—9 = Horaz, Epist. II 2, 132 ff. 7 *possit* aus *posset* 8 die ganze Zeile nachträgl. zwischengeschrieben 10 und] Wld. blieb noch bei der Antiqua an] verschrieben für von *Pantilius*] siehe Horaz, Sat. I 10, 78. 14 geringe aus geringen 15 mit] darnach gestr. U[tz] 21 nach Schwulst gestr. und ist über gestr. sind wir vor es am Beginn der Zeile Tintenstrich, der aber auch zum Anfang der nächsten Zeile 23 als daß gehören kann 22 in unsern Augen üdZ nachgetr. 23 über] darnach gestr. ihn darüber nicht gestr. sein ferner nach gestr. ihn ein Verweisungszeichen ♀ auf unten aR wo irgend — 24 zwitschert steht. Dies ist vor Abschluß der Seite nachgetragen 24 . 25 zu gefallen] zusammengeschrieben und durch Strich getrennt 26 einbilden] darnach gestr. können vor die am Beginn der Zeile Tintenstrichchen 27 vor seinen gestr. solchen Leuten gefallen, die ihn soviel werth schätzen, als einen Homer? 28 vor glauben am Beginn der Zeile Tintenstrichchen 29 uns einfallen lassen üdZ nachgetr. zu üdZ nachgetr. schreiben.] darnach gestr. Es sind ausser ihnen noch Leute genug

Träume drucken lassen? Hr. Utz wird mir also erlauben es ihm zuzurechnen daß er geträumt hat. Sein Traum stellte mich seiner Imagination als „einen Jüngling vor, den Phöbus kaum kannte". Ich glaube das; der Jüngling bekümmert sich wohl nie viel darum von Phöbus gekannt zu seyn. Aber der Jüngling ging mit wildem Ungestüm, und hielt eine so närrische harangue, daß sich Wieland nicht besinnen kan, in seinen albernsten Träumen, jemals so gesprochen zu haben. Der Jüngling klagte, seufzte, schimpfte, drohte; Apollo schwieg, (hierinn weiser als Utz) aber Erato antwortete: welch schwacher Geist will die Gratien vom Parnaß verjagen? Ist niemand weis, als wer nur immer weint? etc. Erlauben Sie mir, Hr. Utz, eine kleine Anmerkung. Es scheint nicht daß Sie die Gratien Homers und Pindars kennen. Das waren gantz andere als die ihrigen. Aber wer verlangt daß man immer weinen, daß man schwehrmüthig seyn soll? Merken sie nicht daß das die gemeinen alltäglichen Ausflüchte lüderlicher Bursche sind, wenn sie von ihren Eltern zu einem anständigen Leben vermahnt werden? Sollte Hr. Utz nicht wissen daß die Tugend mitten zwischen den zween Abwegen liegt. Allerdings sollte der Liebling der Gratien wissen was die moralVenus und die moralGraces sind von denen Shaftesbury spricht. Welch ein liebenswürdiger Scribent wären sie gewesen, wenn sie diese Gratien gekannt hätten! Verzeihen Sie diese Abschweiffung. Erato sagt dem armen Jüngling im Traume noch mehr dergleichen spruchreiche Sachen, Ja es kommt in ihrer Rede eine Stelle vor (sie ist in der Bibliothek d. S. W. 1. Bd. 2. St. S. 423 angeführt) die recht artig ist. Aber ach! die Muse, Erato, die Muse der Liebe, sagt ihm itzt ohne Complimente, ihm und seinen Freunden: Man ließt euch nicht. (Das hat der Jüngling nicht gewußt. Wer mag wohl dieser man seyn?) und warum ließt man euch nicht? ihr lehrt nicht reitzend, sagt Erato. Sie lehrt ihn darauf, wie einen dummen Knaben, der Stoff allein machte keine Meisterstücke und dergl.; der Jüngling wird darüber ganz toll, er runtzelt die Stirne, er schwöhrt dem heidnischen Parnaß und den Musen ewigen Haß, und so trollt er sich weg und H. Utz lacht von gantzem Hertzen. Wie artig können Sie traumen, H. Utz! Wie fein haben Sie mir gesagt wer ich bin, und wie sehr ist ein Mensch, der weil er lebt, den Menschen überhaupt und sein eignes Selbst mehr als irgend etwas anders studiert hat, Ihnen für diese Anecdoten von sich selbst verbunden! Nun weiß ichs endlich: ein einfaltiger, stolzer, unwissender den Gratien und Musen verhaßter Jüngling, das bin ich, und Sie? sie sind Ein Dichter von der ersten Größe; Sie ein Myron, ich Meister Zimmermann. Wer muß nicht lachen? Ich für meinen Theil muß allemal lachen, wenn mir einfällt was sie andre witzige Herren zuweilen aus mir machen wollen. Der Dichter der Bodmerias machte mich zu einem Schildknappen, zum Sancho Pansa, und ließ mich eben so klug reden wie Sie. Das Beste ist, daß diese gedichteten Wielande dem würklichen, den Gott geschaffen hat, nicht so ähnlich sind, als die beyden Sosia beim Plautus einander waren. Doch erlauben Sie mir noch eine Anmerkung im Ernste zu machen. Es scheint sie suchen etwas darinn mich einen Jüngling zu betiteln. Sie waren wohl auch einmal ein Jüngling. Aber es giebt, wie sie wissen allerley Jünglinge. Der Jüngling, der in seinem 18[1] Jahre das Gedicht

1.2 es — hat über gestr. mit ihm zu sprechen als ob er nicht geträumt hätte sondern wachend 3 vor üdZ nachgetr. kannte"] darnach gestr. (so beliebte er zu Sagen) 6 kan üdZ nachgetr. 7 Jüngling üdZ nachgetr. 14 lüderlicher] davor gestr. der darnach gestr. Leute Bur[sche] wenn sie über gestr. die 17 Liebling über gestr. Kenner 23 Muse, Erato dazwischen gestr. die Muse der Liebe, 33 Ihnen üdZ nachgetr. Anecdoten — selbst über gestr. Nachrichten 35 sie sind üdZ nachgetr. 37 allemal über gestr. immer 38 wollen üdZ nachgetr.

von der Natur der Dinge schrieb, that das Werk eines Mannes. Der Jüngling, der die lyrischen Gedichte schrieb, muß entweder, wie jener beim Shakespear wünscht, ewig ein Knabe bleiben, oder die Zeit erleben, da er sich schämen muß, ein Jüngling gewesen zu seyn.

5 Weil es hier das erste und letzte mal ist, daß ich dem Publico mit einer Selbstvertheidigung beschwehrlich fallen werde, so muß ich noch einige Dinge sagen, welche für allemal gesagt seyn mögen. Meine Freymüthigkeit wird mir noch manchen Insultes zuziehen, eh ich dieses Theater der menschlichen Thorheiten wieder verlassen werde. Es mag seyn. Unvermeidliche und allgemeine 10 Schiksale muß man für bekannt annehmen. Ich lasse mich gerne zurechtweisen, aber nicht einem jeden steht es wohl an, sich zu meinem Lehrer aufzuwerfen. Alles was ich itzt sage und noch sagen werde, mögen Pralereyen scheinen; aber ich bin nun einmal genöthiget von mir selbst zu reden und ich werde nur historische Wahrheiten sagen. Ich habe nie mit Wissen eine Lüge gesagt. Weder der 15 Hunger noch Gewinnsucht noch Ruhmbegierde haben mich zum Scribenten gemacht. Die Liebe zur Wahrheit und Tugend und zu den Künsten, welche jene den Sinnen und dem Hertzen reitzend machen, ist fast von meiner Kindheit an, meine herrschende Neigung gewesen. Ich habe mich manche Jahre, durch Studien und Übungen, von denen in den itzigen lustigen und flatterhaften Zeiten, die wenigsten Knaben 20 und Jünglinge etwas wissen, tüchtig zu machen getrachtet, ein Schriftsteller zu werden. Shaftesbury lehrte mich wieviel es auf sich habe, ein Autor zu seyn, und wollte Gott unsre deutschen Schreiber wüßten es! Mich hat kein andrer Beweggrund dazu gebracht, als die Überzeugung von der Wahrheit dessen, was Montesquieu sagt, que c'est en cherchant à instruire les hommes que l'on 25 peut pratiquer cette vertu generale qui comprend l'amour de tous. Ich hatte in meiner ersten Jugend eine heftige Neigung zur Poesie. Ich unterdrükte sie nachher, um bey den Philosophen in die Schule zu gehen, Plato und Xenophon, der weiseste und liebenswürdigste aller Scribenten, entführten mich zuletzt allen andern. In meinem 18t Jahr ward ich von einem vortreflichen jungen 30 Frauenzimmer veranlaßt das Gedicht von der Natur der Dinge zu schreiben. Es war ein zufälliges und eilfertiges Werk, und kam unausgearbeitet ans Licht. Dennoch erwarb es mir viele Freunde. Erst eine ziemliche Zeit hernach determinirte ich mich, sowohl weil ich mich Selbst, als weil ich die menschliche Natur überhaupt besser kennen gelernt hatte, die Wahrheiten, welche weise und gut 35 machen in der poetischen Lehrart, in Bildern, Beyspielen und Dichtungen vorzutragen, weil sie für die meisten Menschen die angemessenste, gefälligste und rührendeste ist. Die Weisesten Griechen haben die Poesie immer für eine Lehrart gehalten, wie bekannt ist; sie ist aber eine Lehrart, wozu einen nur der Genie und die Geschiklichkeit in der poetischen Kunst berechtigen kan. Ein Poet ist ein 40 Artist; aber dem ungeachtet wird es bey dem horazischen Ausspruch bleiben:

---

1 nach Mannes Verweisungszeichen ⁄ auf den gestr. Nachtrag unten aR: ? erwarb sich dadurch früh die Liebe vieler würdigen Leute, welchen zu gefallen eine Ehre ist, ob er gleich selbst mit dieser seiner Erstgeburt schlecht zufrieden ist 3 . 4 schämen muß üdZ nachgetr. 9 werde über gestr. seyn 12 und — werde üdZ nachgetr. 13 . 14 und — gesagt unten aR nachgetr. 16 jene über gestr. beyde in ihrer liebenswürdigsten Schönheit 17 ist aR für gestr. sind 18 manche über gestr. viele 19 . 20 Knaben und üdZ nachgetr. 23 gebracht über gestr. *determin*irt Überzeugung] darnach gestr. daß 27 den über gestr. unleserlichem Wort Plato] davor gestr. die 29 meinem üdZ nachgetr. einem aus einer 29 . 30 jungen Frauenzimmer über gestr. Dame 31 zufälliges und üdZ nachgetr. ans] darnach gestr. Werk 34 gelernt hatte über gestr. lernte 36 . 37 weil — ist unten aR nachgetr. 37 Weisesten aus weisesten

Scribendi recte sapere est et principium et fons,
Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae,
Verbaque provisam rem non invita sequentur.

Vielleicht habe ich seit dieser Zeit zuviel geschrieben. Mein Hertz war meine Muse; ich gestehe aber gerne, daß ich das nonum prematur in annum meines geliebten Dichters versäumt habe. Es wird meine Sorge künftig seyn das was er limae laborem nennt, weniger zu scheuen, mehr um mein eignes Hertz, welches in allen Dingen das Vollkomne liebt, zu befriedigen, als dem Tadel niedriger Leute zu entgehen, der durch Vorzüge nur gereitzt wird. Ich habe niemals nur durch eine Zeile beleidigen wollen, ob ich gleich zum Schutz der Wahrheit zuweilen Dinge schreiben mußte die für Beleidigung aufgenommen wurden. Lob und Beyfall habe ich so wenig zu erbetteln gesucht, daß ich vielmehr alle, auch angebotene Gelegenheit, in die Gunst der deutschen Scribenten die itzt en vogue sind, zu kommen, gänzlich vernachlässiget habe. Ich schrieb nur für edelmüthige und tugendliebende Hertzen; nur ihnen wollte ich gefallen, indem ich sie lehrte oder erbaute. Ich habe immer das Vergnügen gehabt, von allen Orten her, unverwerfliche Zeugnisse zu erhalten, daß ich meines Zweks nicht verfehlt habe. Die Vorsicht hat mich glükkicher gemacht als ich wünschen durfte, indem sie mir in der Schweitz und in Deutschland wahre und bewährte Freunde gegeben, auf die ich stolz seyn darf, und die ich nur nennen dürfte, um die Unedlen Leute zu beschämen, die es sich für erlaubt halten, mir zu begegnen, als ob ich ihres gleichen wäre. Ich sage alles das um die declaration einigermaßen zu rechtfertigen, die ich hiemit thue, für mich selbst und zu meiner eignen Vertheidigung nicht eine Zeile mehr zu schreiben. Der Herren Utze, die Bibliothecaires der Schönen Wissenschaften, die Nicolai, die Verfasser der Aesthetischen Nüsse und Bodmeriaden, haben freye Hand zu thun was ihnen beliebt. Die Welt wird uns alle richten. Da ich selbst alle Talente hochschätze, und alle wahre Verdienste eben so sehr liebe, als ich die falsche Größe, den falschen Witz und den unverdienten Ruhm verachte, und da meine Hauptsorge ist, auch als Schriftsteller und Poet ein Rechtschaffener Mann und ein Menschenfreund zu seyn So sehe ich nicht, warum ich mich weiter mit Leuten abgeben sollte, die ihr niedriges Hertz und die elenden Triebfedern ihrer Handlungen so wenig verbergen können. Ich liebe und ehre die Critik und den wahren criticus ohne sie zu fürchten. Aber Hagedorn hat mir auch gesagt:

Wer immer sich zum Schüler macht,
Wird immer einen Meister finden.

Was endlich das Schiksal meiner Schriften betrift, so bin ich deßwegen so ruhig oder noch ruhiger als immer Hr. Gottsched seyn kan. Sie mögen untergehen, wenn sie es werth sind. Man erweißt mir in einigen praetendirten Critischen

---

1—3 = Horaz, Epist. II 3, 309 ff. 1 das erste *et* über gestr. *est* 2 *Socraticae* aus *Socraticam* 3 *pro* über gestr. *non* 6 seyn üdZ nachgetr. 8 liebt,] darnach gestr. als 10 beleidigen] davor gestr. zu wollen über gestr. gesucht 10—12 ob — wurden mit Rotstift unterstr. 13 alle, auch über gestr. manche 14. 15 nur — gefallen mit Rotstift unterstr. 17 her] darnach gestr. und von zu üdZ nachgetr. 19 Deutschland] darnach üdZ eine [dieses gestr.] wahre u. bewährte 22 das üdZ nachgetr. 25 Nicolai,] darnach gestr. und *Nicolait[en]* 29 verachte] darnach gestr. so sehr 30 Rechtschaffener] davor gestr. Retsch [Schreibfehler] 32 die über gestr. ihre ungesch[lachten? affenen?] verbergen] davor gestr. zu 34 Aber] darnach gestr ich. 35. 36 = Werke Hamburg 1800 2, 192 Schluß der Fabel: Der Kanarienvogel und der Häher.

Schriften eine wahre Ehre, daß man die Schriften eines großen Mannes, den ich meinen Freund nennen darf, immer zu den meinigen gesellt. Mögen sie das gleiche Schiksal haben! Die gegenwärtige und künftige Zeit wird ihren Werth entscheiden!

---

1 eine wahre über gestr. zu viel Ehre] darnach gestr. w[enn] Ehre — Mannes mit Rotstift unterstr. großen] darnach gestr. Gei[stes] 2 meinen] darnach gestr. vertraut[en] 2.3 Mögen — haben! mit Rotstift unterstr.

Wielands Gegenschrift folgt dem Verlauf des Angriffs. Die beiden ersten Bogen wenden sich hauptsächlich wider den ungenannten Nicolai, der den Unglimpf gegen Uz von oben herab mit Bedauern und Scham für Wielands blinde Leidenschaft erwidert hatte. Der letzte Bogen beschäftigt sich mehr mit Uz selbst, weil der Anhang zur Rezension der Empfindungen ein (von Redlich Lessing zugeschriebener) sachlicher und fast unpersönlicher Auszug aus dem „Schreiben des Verfassers der lyrischen Gedichte an einen Freund" ist, worin Uz gegen ältere Äußerungen Wielands sich verwahrend eines allzu eifrigen Gegners überlegen spottet.

Gerade aus dem Auszug des Schreibens übernimmt Wieland Einzelnes für den Vortrag seiner Verteidigung. Erklärt Uz, ein Dichter könne schweigen, wenn er an seinem poetischen Charakter angegriffen werde, wenn hingegen sein moralischer Charakter angegriffen werde, müsse er sich verteidigen, so erklärt auch Wieland, er habe sich niemals um Lob oder Tadel in gelehrten Zeitungen gekümmert, aber es sei seine Pflicht, gegen die verächtliche und schimpfliche Art zu protestieren, mit der sein Name durch den Rezensenten introduziert werde; auch er verteidigt seinen der Rachsucht und des Neides bezichtigten Charakter. Uz versichert unter dem Beifall des Referenten, er schweige künftig und fliehe aus dem Streit; Wieland verspricht, er werde nicht eine Zeile mehr zu seiner Verteidigung schreiben. Umreißt Uz seine Vorstellung vom Wesen des Poetischen, so entwickelt Wieland seine Theorie von der Dichtkunst. Schwört Uz bei Hagedorn, so führt Wieland für sich eine Stelle aus Hagedorns Fabeln an; denn Hagedorn galt auch bei den Zürichern. Richtet Uz seinen Brief an Gleim, so macht Wieland in eigenem Nachtrag eine Verbeugung vor diesem, indem er das Motto aus dem ersten Teil der Scherzhaften Lieder, nos haec novimus esse nihil, zum Beweis seiner Bescheidenheit rühmend anführt; denn mit Gleim hatte man bei der Drucklegung des Görlitzer Grandison Freundschaft geschlossen. Und so weiter.

Am empfindlichsten hatte Wieland getroffen, daß der Rezensent seinen Namen öffentlich gemacht, daß er, statt an die Sachlichkeit seiner Überzeugung zu glauben, ihm persönliche Beweggründe untergeschoben, und daß Uz ihn als einen „Jüngling" behandelt hatte.

Er hatte sich im Spielen mit der Anonymität so gut gefallen, daß er sogar an sich selbst das Schreiben über seine Dunciade richtete. Er tat damit lediglich wie seine Zeitgenossen; nicht nur die Liscow und Bodmer, auch Lessing und Herder sind nicht anders groß geworden. Die Kritik wurde freilich dabei persönlich, ja pasquillant; aber sie gewann die Schärfe, die doch sachlich nützte. Jetzt aber, noch im Jahre der Verteidigung gegen Nicolai, bekannte Wieland seinen Namen auf Titelblättern: vor der Johanna Gray, vor der ersten Sammlung seiner Prosaischen Schriften. Damit glaubte er denn wohl auch zu beweisen, daß seine platonische und christliche Überzeugung ihm völlig ernst sei, seinen Charakter wirklich ausmache. Und gewiß muß ihm zugestanden werden, daß das in der Verteidigung niedergelegte Bekenntnis, die Poesie habe Lehr- und Erbauungszweck, solle nicht allein der Lust und Unterhaltung dienen, damals seinen ehrlichen Glauben enthielt; er war durch Erziehung, durch das Erlebnis mit Sophie, durch den Umgang mit Zürcher Frauen noch einseitiger in dieser Richtung geworden, als Haller und Pyra, Bodmer und Klopstock durchschnittlich waren. Gerade aber weil diese Richtung seinem natürlichen Wesen nicht gemäß war, weil der Freigeist sich frühzeitig schon einmal in ihm geregt hatte, weil seine Sinne schon zum Verlangen geweckt waren, weil in seinen Werken da und dort Funken der Aufklärung und der Sinnenlust aufgesprungen waren, wollte er das im Widerstreit mit sich selbst errungene Asketentum erst recht fest halten und seine Echtheit nicht bezweifeln lassen. Es kränkte ihn, daß man das Ideal, das er in trüben Stimmungen seiner Seele als Heilmittel bereitet hatte, für den Ausfluß verletzter Eitelkeit erklärte. Es schmerzte ihn, daß man es wie das Aufwallen eines unreifen Jünglings bewertete. Begann er doch eben, sich selbständiger zu fühlen und gereift. Schon hatte er sich von Bodmer etwas entfernt, wenn er auch dessen Werke noch unbedingt anerkennt; er wollte sein Leben und Dichten fortan nicht ausschließlich von ihm regeln lassen. Einen allzu sorgsamen Freund nennt er ihn in der Verteidigungsschrift, wohl mit leisem Tadel; er streicht das Epitheton „vertraut" weg, das er ihm hier gegeben hat, vielleicht weil es den schuldigen Respekt verletzte, mehr aber wohl aus Wahrhaftigkeit; ein vertrauter Freund war ihm Bodmer damals nicht mehr.

Diese Gegenschrift gegen die Bibliothek freilich mußte ihm vorgelegt werden. Denn sie schützte auch Bodmers Patriarchaden; und sie gab die Erklärung ab, daß weder Bodmer noch Wieland für die Bewunderer der Uzischen Gedichte schrieben. Bodmer hat denn auch in der Handschrift mit Rotstift Stellen angestrichen, die ihm besonders gefielen, und solche, welche ihm bedenklich waren; und ein zweiter

Leser hat noch durch Tintenstrichchen am Rande ihm beachtenswerte Zeilen ausgezeichnet. Die Partei hielt Rat. Wer die Hartnäckigkeit Bodmers kennt und seine Entschiedenheit, die zwischen Haß und Liebe kein mittleres Verhältnis duldete, der begreift, daß ihm Wielands Verteidigung zu mild war. Stand doch hier eine offene Anerkennung der poetischen Schönheit der Lyrischen Gedichte zu lesen; wurde doch nicht in Abrede gestellt, daß Uz in Absicht des Genies und der Kunst ein vortrefflicher Dichter sei, dessen Ruhm nicht bestritten werden solle. Ja Uz wurde entschuldigt: er sehe die Ungebührlichkeit und Schädlichkeit seiner leichtfertigen Tändeleien nicht in dem Lichte wie Wieland. Und der Schreiber erklärt, er hasse Uz nicht, er habe ihn nie beleidigen wollen. Auch über die eigene Produktion äußert sich Wieland bescheidener, als es im Zürcher Kreise üblich war, und bekennt, er habe vielleicht zu viel geschrieben und nicht lange genug an seinen Werken gefeilt.

Das alles konnte Bodmer nicht taugen. Er war in der einen Taktik emporgekommen: die beste Verteidigung ist der Hieb. Diese Blätter aber bedeuteten ein Rückzugsgefecht. Und der es focht, verriet zu offen, daß er eine tiefe Wunde empfangen hatte, daß er mehr gekränkt als geärgert war. Diese Genugtuung gönnte Bodmer den Gegnern nicht. Darum, glaube ich, verhinderte er die Veröffentlichung der Bogen.

Denn daß Wieland selbst an ihrem Inhalt nicht irre wurde, läßt sich beweisen: zwei Monate darnach verfaßte er eine „Nachricht" für den Neudruck seiner Empfindungen eines Christen, in der er Uz noch weiter entgegenkam (Sauer a. a. O. S. LIII f.; Hirzel a. a. O. S. 125 ff.). Hatte er in der Verteidigung angekündigt: sobald er einsehe, daß er Uz Unrecht getan habe, werde er vor der ganzen Welt willig Abbitte tun, so war diese Einsicht jetzt über ihn gekommen. Besonders mag ihn dazu die Überlegung geführt haben, Uz habe Recht mit der Anmerkung, der heilige Wieland schildere selbst gelegentlich etwas schalkhaft; und so stieg in Wieland der Gedanke auf, Uz möchte es nicht schlimmer gemeint haben als er selbst. Möglich, daß er auch von anderer Seite, etwa von Geßner oder Gleim oder Sack solcher Erwägung zugänglich gemacht worden war. Und so leistete er die Abbitte, die Uz und sich schuldig zu sein er nun überzeugt war.

Von diesem vollständigen Rückzug scheint Bodmer erst Kunde erhalten zu haben, als die Erklärung schon gedruckt war. Und diesmal reichte sein Einfluß nicht hin, die Abbitte und die Selbstanklage der Öffentlichkeit zu entziehen; Freund Künzli mußte eigens deswegen nach Zürich fahren, Wieland zum Vertilgen der Blätter zu bereden. Das läßt darauf schließen, daß die Unterdrückung der Verteidigungsschrift Wieland verdrossen, ja widerspenstig gemacht hat.

Wieland schonte noch einmal die alten Freundschaften, er ließ die Nachricht nicht abziehen, den Satz ablegen. Aber er beharrte fortan bei der gewonnenen Einsicht. Sauer hat darüber berichtet und auch a. a. O. S. LIX auf einen Brief Bodmers über eine an die Bondeli gerichtete Apologie aufmerksam gemacht, worin Wieland Rost und Uz mit zerknirschtem Herzen Abbitte tue. Die Apologie ist in den Ausgewählten Briefen 2, 241 ff. mit Auslassungen gedruckt. Ich kenne eine etwas vollständigere, sehr elend geschriebene Abschrift dieses Briefes vom 16. Juli 1764, die mir Ludwig Hirzels Sohn aus dem Nachlasse seines Vaters freundlich zur Verfügung stellte.

Wieland verteidigt sich darin gegen die Bondeli wegen des Biribinker. Rost und Uz werden in den mir bekannten Auszügen nicht genannt. Die Stelle, wo sie inbegriffen sind, findet sich a. a. O. S. 244 und lautet in der Abschrift (die kursiv gesetzten Stellen fehlen im Druck): Je sais *qu'on me compare à moi même et* qu'on me condamne à présent d'après les arrêts, que j'ai prononcé, il y a huit ans *à d'avantage*, contre Ovide, Rousseau, La Fontaine et autres gens d'esprit fort. Il n'y a rien de plus aisé à voir, que ce, que j'avois tort alors en traitant de crimes des jeux d'esprit, des badinages, ou des tableaux des moeurs et des passions. *Il y a longtemps avant que de songer que je pourrois écrire quelque jour des contes, [par] qui j'ai fait une espèce de réparation publique à ceux qu[e j]'avois offensés par un zêle imprudent et dans un accès de vivacité étourdie naturelle à l'âge que j'avois alors.* Hier also gibt Wieland auch zu, daß Uz ihn mit Recht für einen Jüngling behandelt hatte.

Daß dieser Brief, den die Empfängerin durch Abschriften verbreitete, im Schweizer Kreise als Apologie bezeichnet wurde, ergibt sich aus dem Schreiben der Julie an Leonhard Usteri, das Bodemann, J. von Bondeli S. 334 f. veröffentlicht hat. Auch dieses Schreiben wurde in Kopien verbreitet, ich fand eine in Bodmers, eine in Geßners Nachlaß.

Ganz im gleichen Sinne wie an Julie von Bondeli schrieb Wieland kurz darnach an Salomon Geßner (Ausgewählte Briefe 2, 249 f.); nur daß er hier bestimmter sein Auftreten gegen Uz verurteilt: „Nichts ist gewisser, als daß ich vor acht oder zehn Jahren Utz das größte Unrecht gethan und daß seine lyrischen Gedichte meistens vortreffliche Stücke sind.“ Geßner nahm daran gewiß keinen Anstoß, ihm war der jetzige Wieland verwandter als der Eiferer, wenn ihm gleich seine Europa zuweit ging.

Bodmer aber gehörte zu den philosophischen Köpfen, über die die Bondeli an Usteri schreibt: sie könnten selten von einem einmal

gefundenen Vorurteil zurückkommen. Zu der tiefen Auffassung von Wielands Persönlichkeit, die sich in ihrem Briefe kund gibt, wird er sich nicht bekehrt haben. On devrait lui tenir compte de ce caractère de vérité . . ., sagt sie; on devrait l'en croire, lorsqu'il assure, qu'il a été tout aussi vrai dans son enthousiasme et qu'à présent il n'est pas aussi pervers qu'on veut le supposer d'après le coloris de ses écrits. Dieses aus genauester Kenntnis Wielands geschöpfte Urteil ist beachtenswert, weil Julie an der Verurteilung des Biribinker festhielt; es ist bewunderungswürdig, weil sie dieser Briefwechsel ihres Verlobten Freundschaft gekostet hat: er hatte ihre Antwort auf seine Apologie unerwidert gelassen.

Was die Bondeli hier über ihren vormaligen Verehrer schreibt, gilt auch für den späteren Wieland, der oft heraussprudelte, was er augenblicks für wahr hielt, und darnach, weil er bis ins Alter nicht still stand, an dessen Stelle anderes setzte, was der neu gefundenen Wahrheit entsprach.

Die Entrüstung über Uz' Gedichte und die Anerkennung derselben waren gleich wahr; die verschiedenen Äußerungen sind nur Marksteine von Wielands Entwicklung. Und wenn ich recht sehe, so hat neben dem Briefwechsel mit Zimmermann nichts mehr die Einkehr in sein echtes Wesen befördert als der Blick in den Hohlspiegel, den ihm Nicolai und Uz entgegengehalten haben.

Ein Beitrag zur Kenntnis von Wielands Übersetzungen.

Mitgeteilt von Rudolf Ischer in Bern.

Wieland hat bekanntlich einen beträchtlichen Teil seiner Arbeitskraft Übersetzungen gewidmet, und zwar in einem solchen Umfange, daß die einschlägigen Werke, abgesehen von kleineren, in Zeitschriften zerstreuten Stücken, eine ganze Reihe von Bänden füllen. Dabei handelte es sich für ihn um Vermittlung von bedeutenden und wirkungsvollen Werken, und er verfolgte namentlich später einen bestimmten Plan. Was man Übersetzungen so oft zu ihrem Nachteil anmerkt, daß nicht das Interesse, sondern der Erwerb der eigentliche Beweggrund gewesen, fällt bei Wieland in den meisten Fällen ganz weg. Erweiterung der eigenen und allgemeinen Bildung war ihm Hauptzweck.

B. Seuffert hat in den Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe (3. und 4., 1905) eine sehr genaue und eingehende Übersicht über Wielands Übersetzungen gegeben. In den nachfolgenden Zeilen, die im wesentlichen geschrieben waren, ehe der Verfasser die Prolegomena zu Gesichte bekam, handelt es sich bloß um kurze Betrachtung der wichtigsten Übersetzungen Wielands mit Hervorhebung der Einzelheiten, die dem Verfasser bei der langdauernden Lektüre jener Übersetzungen der Aufzeichnung wert schienen. Was hat Wieland übersetzt? Wie verfuhr er bei der Übertragung, und welche Grundsätze leiteten ihn dabei? Auf diese Fragen sollte eine Antwort gesucht werden.

Wielands Bildung war von Grund aus philosophisch-philologisch. Daher bevorzugte er für seine Übersetzungen die klassische Literatur. Eine Ausnahme bildet sein erstes großes Übersetzungswerk, die Übertragung Shakespeares. Nach Seufferts Vermutung geht die Anregung vielleicht auf einen Wunsch Bernhard Dieterich Sulzers zurück (a. a. O. S. 5). Der Verkehr mit Graf Stadion in Warthausen, die nähere Bekanntschaft mit der englischen Literatur, die Lektüre Voltaires und Lessings Hinweise in den Literaturbriefen mochten ihn auf Shakespeare aufmerksam machen. Dazu kam das Liebhabertheater in Biberach (vgl. M. Simpson: Eine Vergleichung der Wielandschen Shakespeare-Übersetzung mit dem Originale. Münchner Dissertation 1898), das seit 1686 bestand, eine Schauspielgesellschaft, hauptsächlich aus Handwerkern gebildet. Der jüngste Ratsherr führte die Direktion, und Wieland erhielt dieses Amt im Jahre 1760. Am 1. März 1761 war die Arbeit begonnen (siehe Seuffert a. a. O. S. 8); abgeschlossen wurde sie 1766. Wieland übersetzte zuerst den „Sturm". Daraus wuchs dann der Gedanke einer vollständigen Übersetzung hervor, für jene Zeit ein kühnes und schweres Unternehmen, da vor ihm nur einzelne Stücke übertragen worden waren. Die Übersetzung (1762—1766 bei Orell, Geßner und Cie., Zürich) umfaßte 22 Stücke, alle in Prosa außer dem „Sommernachtstraum", und fußte auf dem Text von Pope und Warburton, Dublin 1747. Nicht übertragen wurden „Eduard III.", „Heinrich V.", „Heinrich VI.", „Richard III.", „Heinrich VIII.", „Cymbelin", „Coriolan", „Titus Andronikus", „Troilus und Cressida", „Perikles", „Verlorne Liebesmüh", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Die lustigen Weiber" und „Ende gut, alles gut". Simpson hat fünf Stücke genau mit dem Original verglichen und die Auslassungen und Abweichungen zusammengestellt. Dabei gelangt er zu einem allzuharten Urteil über Wielands Übersetzung, weil er zu wenig berücksichtigt, daß Wieland keine Vorgänger hatte, daß die Sprache der Sechzigerjahre nicht so entwickelt war wie im Beginn des 19. Jahrhunderts, und weil er

ihn ungerecht mit Eschenburg und Schlegel zusammenstellt. Wenn Wieland gelegentlich in einem Briefe die Arbeit eine „mechanische" nennt, so durfte das auch nicht zu seinen Ungunsten benutzt werden; denn der Ausdruck bezeichnet doch wohl nur den Gegensatz zu einer selbständigen Arbeit. Das, worauf es eigentlich ankommt, hat Simpson zu wenig beachtet. Kleinere Übersetzungsfehler finden sich wohl bei jedem. Ob dann der Übersetzer statt eines Substantivs mit Adjektiv zwei Substantiva gebraucht hat usw. usw., ist für die Beurteilung seiner Leistung ziemlich nebensächlich. Viel wichtiger sind die Auslassungen, die Simpson bei den verglichenen Dramen sorgfältig festgestellt hat. Aber es sollte der Grund der Auslassung gesucht werden.

Dafür reicht die Betrachtung eines einzigen Stückes hin; denn wie bei dem einen, verfuhr er bei allen übrigen. Ich wähle „As you like it", das erste Stück des zweiten Bandes, das Simpson nicht im einzelnen verglichen hat. Da finden wir zunächst Flüchtigkeitsfehler, die aber auf die Wirkung des Stückes sehr wenig Einfluß haben können. Dahin gehören folgende Übersetzungen Wielands: reverence (I 2) = Einkünfte; unmuzzle your wisdom (I 4) = gebt eurer Weisheit die Sporen; stand you both forth now (I 4) = seid ihr alle beide wider mich?; with bills on their necks (I 5) = mit Hellebarden auf ihren Schultern; there is such odds in the men (I 6) = es gibt doch seltsame Leute; you will try in time (I 8) = du scheinst es bei Zeiten wagen zu wollen; provide yourself (I 9) = versehet euch mit dem Nötigen; lack-lustre eye (II 7) = seine schwarzen Augen; let us make an honorable retrait (III 5) = wir wollen auf dem linken Flügel abziehen; prevents the slandor of his wife (IV 2) = er spart seinem Weibe die Mühe; to sleep (IV 2) = (daß ihr lieber) weinen (möchtet); y have trod a measure (V 4) = ich habe das Pflaster getreten. — Dazu kommen nun Auslassungen. Viele davon sind bloßer Bequemlichkeit oder der Absicht zu kürzen zuzuschreiben, wie neben vielen anderen die folgenden: My fathers lowe is enough to honour him (I 2); yonder, sure, they are coming: let us now stay and see it (I 2); the kissing of her baltot (II 4); the owe me nothing (II 5) usw. Andere Weglassungen geschahen aus bestimmter Absicht. Schon das Personenverzeichnis zeigt solche. Da fehlt der Pfarrer Martext, ferner William, der Liebhaber Andreys, die Wieland als „Bauermensch" bezeichnet, und die Person, die den Hymen darstellt. Der Pfarrer schien Wieland vielleicht zu wenig würdig dargestellt, oder er mußte samt William verschwinden, weil der Übersetzer jene Szenen ganz strich. Ob er den Hymen aus Abneigung gegen den allegorisierenden Schluß oder bloß der Kürze wegen fortließ, ist schwer zu sagen. Shakespeares Art war ihm in vielen Dingen fremd.

Darum hielt er sich bei dem Gespräch der beiden Mädchen im I. Akt (S. 18) über den „unächten, spitzfindigen Witz" des Dichters auf. Für die derben, volkstümlichen Szenen fehlten ihm Geschmack und Verständnis völlig. Darum mußten einige Reden Jacques' wegfallen (II 7), darum die Worte des Narren über die Schafzucht und einige weitere Reden desselben (III 2), darum die ganze dritte Szene des dritten Aktes und die Fortsetzungen dazu (V 1 und V 3). Er bezeichnete diese Szenen als „unflätige Zoten", als „pöbelhaft" oder „unübersetzlich", wie er die Falstaff-Szenen in „Heinrich IV." als „ekelhaft" und „von schmutzigem Witz" strich und die „Lustigen Weiber" als unübersetzbar erklärte. Für diese Weglassungen entschieden also moralische Bedenken. Die Liedchen und Gedichte kürzte er oder ließ er ganz weg wohl der Schwierigkeit der Übersetzung wegen oder weil er sie bei einer allfälligen Aufführung entbehrlich oder leicht ersetzbar glaubte. Darum fehlt die zweite Strophe (II 5), es fehlen die Lieder am Schluß des Aktes, das ganze, lange Gedicht, das Celia abliest (III), das Jägerliedchen (IV), die Verse des Hymen (V 4) und der ganze Epilog. An einer Stelle scheint er aus religiösem Bedenken geändert zu haben, wenn er die Worte: And his kissing is a full of sanctity as the touch of holy bread (III 9) übersetzt: Seine Küsse sind so unschuldig als der Friedenskuß eines heiligen, eisgrauen Einsiedlers.

Fassen wir zusammen, so ergeben sich also neben den Flüchtigkeitsfehlern Weglassungen aus Bequemlichkeit, zur Abkürzung, aus moralischen und religiösen Bedenken. Daß er so trotz seinem Bestreben, dem Geist des Dichters gerecht zu werden, ihm vielmehr Gewalt antat, ist keine Frage; aber um eine Vorstellung von dem Dichter zu geben, war die Übersetzung eben hinreichend. Verlangt man, sie hätte gleich so gut sein sollen, daß keine spätere nötig gewesen, dann genügt sie freilich den Ansprüchen nicht. Übrigens erkannte Wieland die Unvollkommenheit seines Werkes sehr gut, wenn er am 8. Mai 1766 schrieb (auch bei Simpson zitiert): „Ich habe dabei geleistet, was (zumal in den Umständen, in denen ich war und noch bin und solange ich lebe, bleiben werde, ohne Freunde, ohne einen Ratgeber, ohne einen Aristarch) möglich war. Ich schaudere selbst, wenn ich zurücksehe und daran denke, daß ich den Shakespeare zu übersetzen gewagt habe. Wenige werden sich die Mühe, die Anstrengung, die oft zur Verzweiflung und manchem Fluch treibenden Schwierigkeiten dieser Arbeit vorstellen. Ich sehe die Unvollkommenheit dessen, was ich getan habe, aber ich weiß, daß Richter von ebenso viel Bildung als Einsicht mit mir zufrieden sind."

Gleich nach ihrem Erscheinen wurde Wielands Übersetzung heftig angegriffen in Gerstenbergs „Briefen über Merkwürdigkeiten der

Literatur" und in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek". Aber er fand auch billige Richter. Bekannt ist Lessings Hinweis im 15. Stück der Hamburgischen Dramaturgie, wo er große Lust hat, von der Übersetzung, von der die Kunstrichter viel Böses gesagt haben, sehr viel Gutes zu sagen, wo er die Fehler entschuldigt und mit den Worten schließt: „So wie er (Wieland) uns den Shakespeare geliefert hat, ist er noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die er uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen er sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müßten." Überraschend ist in Lessings Schutzrede besonders der Satz über Wielands Übersetzung: „Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum." Man sollte darnach glauben, die Wirkung sei gering gewesen. Daß Wieland trotz der Weglassungen und Anmerkungen seiner Übersetzung Shakespeares Genie zu würdigen wußte, beweist am besten der Exkurs über Shakespeares Naturwahrheit im zwölften Buch des „Agathon", den Lessing im 69. Stück der Dramaturgie zitierte, um zugleich den Roman als eines der vortrefflichsten Werke des Jahrhunderts zu preisen.

Sehr günstig lautet auch das Urteil Goethes in seinem Nachruf an Wieland, wo er die Kühnheit und Schwierigkeit hervorhebt, die Freiheit entschuldigt und die große Wirkung betont (Ausgabe letzter Hand 32, 248). Was letztere betrifft, so konnte Goethe den Zeitraum eines halben Jahrhunderts seit Wielands Übersetzung überblicken, und in der Tat blieb ja Wielands Arbeit bis zu derjenigen Schlegels die wichtigste Vermittlung Shakespeares für die Deutschen, da Eschenburg mit seiner Übertragung sich durchaus an Wieland anschloß (1775—1782). Zudem fiel bekanntlich die gewaltigste Wirkung Shakespeares auf die deutsche Literatur gerade in das Jahrzehnt nach Wielands Übersetzung. Was Goethe unter der französischen Sinnesart Wielands in obigem Zusammenhang verstand, ergibt sich deutlich aus den Abhandlungen zum Verständnis des West-östlichen Divans (1819), wo er auf verschiedene Arten von Übersetzungen zu sprechen kommt (Ausgabe letzter Hand 6, 338), nämlich eben das eigentümliche Umformungsvermögen, das alles ausmerzte, was dem eigenen Geschmack widersprach, alles in die eigene Stimmung umsetzte, was diese Verwandlung zuließ. Von dem Eindruck, den Wielands Übersetzung auf ihn persönlich machte, spricht Goethe im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Ausgabe letzter Hand 26, 73) mit großer Anerkennung. Er rühmt dort besonders die leichte und heitere Weise und die Vorzüge einer prosaischen Übersetzung, die er z. B. auch für Homer empfiehlt. Soviel geht aus diesen Zeugnissen mit Sicherheit hervor, daß Wielands Übersetzung,

wenn sie auch heutzutage mehr ein literarisches Kuriosum ist, zu ihrer Zeit ihren Zweck erfüllte.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Wieland eine etwas sonderbare Haltung gegenüber Schlegel einnahm, zu dessen Gunsten er anfänglich (1796) auf eine Neubearbeitung seiner eigenen Übersetzung durch Eschenburg verzichten wollte, während er später doch Geßner zur Herausgabe von Eschenburgs Übersetzung aufforderte und deren Vorzüge gegenüber Schlegels „gekünstelten Jamben" betonte (29. Januar 1797. Vgl. Seuffert in Schnorrs Archiv 1885, 13, 229 f.). Wielands Handlung sieht aber auf den ersten Blick seltsamer aus, als sie es in der Tat ist. Sobald Geßner den Verlag der Schlegelschen Übersetzung wegen der enormen Honorarforderung ablehnte, lag kein Grund mehr vor, die Eschenburgsche Prosa-Übertragung zurückzuhalten. Denn darum handelte es sich ja bloß, nicht um eine völlige Unterdrückung der Prosa-Übersetzung auf jeden Fall zugunsten der rhythmischen. So erschien denn die neue Ausgabe Eschenburgs 1798—1805 und fast gleichzeitig Schlegels Übersetzung 1797—1810. Ob Wieland Schlegels Arbeit zuerst nicht genügend kannte oder ob die Rücksicht auf Geßner sein Urteil bestimmte, jedenfalls kann ich in seinem Benehmen keine schlimme Zweideutigkeit erblicken.

Erst viele Jahre später, nachdem er inzwischen seine eigene Produktion im größten Umfang gefördert hatte, wandte sich Wieland wieder der Übersetzertätigkeit zu. Er betrat mit den Übersetzungen aus den alten Sprachen vertrauten Boden. Wir übergehen die kleinen Übersetzungsproben im Teutschen Merkur (siehe Seuffert a. a. O. S. 9—12). Mit einer großen Arbeit trat Wieland erst hervor, als „Oberon" vollendet war, und als die Quelle der Phantasie zwar nicht vertrocknet war, aber doch spärlicher zu fließen begonnen hatte.

Er übertrug die Werke seines römischen Lieblingsdichters Horaz zum großen Teil ins Deutsche, nämlich die Episteln (1782) und die Satiren (1786), je in zwei Bänden. Wieland arbeitete an den Episteln den Winter 1781 durch bis Ostern 1782 (Brief an Gleim) und konnte sie im Mai an Gleim übersenden. Er widmete sie dem Herzog Carl August, weil dieser ihn zu der Übersetzung ermuntert hatte, auch weil er dem Fürsten kein eigenes besseres Werk zuzueignen wußte. Jede Epistel hat eine besondere Einleitung und erläuternde Anmerkungen. So geht der ersten Epistel eine gute Charakteristik des Maecenas voraus, und die Anmerkungen verbreiten sich über die Philosophie Aristipps und über die Anekdoten, die von dem Kyrenaeer erzählt werden. Auf Aristipp kommt er auch in den Anmerkungen zur 17. Epistel wieder zu sprechen und hält dem Philosophen des

Literatur" und in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek". Aber er fand auch billige Richter. Bekannt ist Lessings Hinweis im 15. Stück der Hamburgischen Dramaturgie, wo er große Lust hat, von der Übersetzung, von der die Kunstrichter viel Böses gesagt haben, sehr viel Gutes zu sagen, wo er die Fehler entschuldigt und mit den Worten schließt: „So wie er (Wieland) uns den Shakespeare geliefert hat, ist er noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die er uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen er sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müßten." Überraschend ist in Lessings Schutzrede besonders der Satz über Wielands Übersetzung: „Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum." Man sollte darnach glauben, die Wirkung sei gering gewesen. Daß Wieland trotz der Weglassungen und Anmerkungen seiner Übersetzung Shakespeares Genie zu würdigen wußte, beweist am besten der Exkurs über Shakespeares Naturwahrheit im zwölften Buch des „Agathon", den Lessing im 69. Stück der Dramaturgie zitierte, um zugleich den Roman als eines der vortrefflichsten Werke des Jahrhunderts zu preisen.

Sehr günstig lautet auch das Urteil Goethes in seinem Nachruf an Wieland, wo er die Kühnheit und Schwierigkeit hervorhebt, die Freiheit entschuldigt und die große Wirkung betont (Ausgabe letzter Hand 32, 248). Was letztere betrifft, so konnte Goethe den Zeitraum eines halben Jahrhunderts seit Wielands Übersetzung überblicken, und in der Tat blieb ja Wielands Arbeit bis zu derjenigen Schlegels die wichtigste Vermittlung Shakespeares für die Deutschen, da Eschenburg mit seiner Übertragung sich durchaus an Wieland anschloß (1775—1782). Zudem fiel bekanntlich die gewaltigste Wirkung Shakespeares auf die deutsche Literatur gerade in das Jahrzehnt nach Wielands Übersetzung. Was Goethe unter der französischen Sinnesart Wielands in obigem Zusammenhang verstand, ergibt sich deutlich aus den Abhandlungen zum Verständnis des West-östlichen Divans (1819), wo er auf verschiedene Arten von Übersetzungen zu sprechen kommt (Ausgabe letzter Hand 6, 338), nämlich eben das eigentümliche Umformungsvermögen, das alles ausmerzte, was dem eigenen Geschmack widersprach, alles in die eigene Stimmung umsetzte, was diese Verwandlung zuließ. Von dem Eindruck, den Wielands Übersetzung auf ihn persönlich machte, spricht Goethe im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Ausgabe letzter Hand 26, 73) mit großer Anerkennung. Er rühmt dort besonders die leichte und heitere Weise und die Vorzüge einer prosaischen Übersetzung, die er z. B. auch für Homer empfiehlt. Soviel geht aus diesen Zeugnissen mit Sicherheit hervor, daß Wielands Übersetzung,

wenn sie auch heutzutage mehr ein literarisches Kuriosum ist, zu ihrer Zeit ihren Zweck erfüllte.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Wieland eine etwas sonderbare Haltung gegenüber Schlegel einnahm, zu dessen Gunsten er anfänglich (1796) auf eine Neubearbeitung seiner eigenen Übersetzung durch Eschenburg verzichten wollte, während er später doch Geßner zur Herausgabe von Eschenburgs Übersetzung aufforderte und deren Vorzüge gegenüber Schlegels „gekünstelten Jamben" betonte (29. Januar 1797. Vgl. Seuffert in Schnorrs Archiv 1885, 13, 229 f.). Wielands Handlung sieht aber auf den ersten Blick seltsamer aus, als sie es in der Tat ist. Sobald Geßner den Verlag der Schlegelschen Übersetzung wegen der enormen Honorarforderung ablehnte, lag kein Grund mehr vor, die Eschenburgsche Prosa-Übertragung zurückzuhalten. Denn darum handelte es sich ja bloß, nicht um eine völlige Unterdrückung der Prosa-Übersetzung auf jeden Fall zugunsten der rhythmischen. So erschien denn die neue Ausgabe Eschenburgs 1798—1805 und fast gleichzeitig Schlegels Übersetzung 1797—1810. Ob Wieland Schlegels Arbeit zuerst nicht genügend kannte oder ob die Rücksicht auf Geßner sein Urteil bestimmte, jedenfalls kann ich in seinem Benehmen keine schlimme Zweideutigkeit erblicken.

Erst viele Jahre später, nachdem er inzwischen seine eigene Produktion im größten Umfang gefördert hatte, wandte sich Wieland wieder der Übersetzertätigkeit zu. Er betrat mit den Übersetzungen aus den alten Sprachen vertrauten Boden. Wir übergehen die kleinen Übersetzungsproben im Teutschen Merkur (siehe Seuffert a. a. O. S. 9—12). Mit einer großen Arbeit trat Wieland erst hervor, als „Oberon" vollendet war, und als die Quelle der Phantasie zwar nicht vertrocknet war, aber doch spärlicher zu fließen begonnen hatte.

Er übertrug die Werke seines römischen Lieblingsdichters Horaz zum großen Teil ins Deutsche, nämlich die Episteln (1782) und die Satiren (1786), je in zwei Bänden. Wieland arbeitete an den Episteln den Winter 1781 durch bis Ostern 1782 (Brief an Gleim) und konnte sie im Mai an Gleim übersenden. Er widmete sie dem Herzog Carl August, weil dieser ihn zu der Übersetzung ermuntert hatte, auch weil er dem Fürsten kein eigenes besseres Werk zuzueignen wußte. Jede Epistel hat eine besondere Einleitung und erläuternde Anmerkungen. So geht der ersten Epistel eine gute Charakteristik des Maecenas voraus, und die Anmerkungen verbreiten sich über die Philosophie Aristipps und über die Anekdoten, die von dem Kyrenaeer erzählt werden. Auf Aristipp kommt er auch in den Anmerkungen zur 17. Epistel wieder zu sprechen und hält dem Philosophen des

heiteren Lebensgenusses eine Lobrede. Da die rezeptive Tätigkeit bei Wielands lebhaftem Geist naturgemäß immer wieder zur Produktion führte, bereiteten die genannten Betrachtungen den großen Briefroman „Aristipp und seine Zeitgenossen“ (1800—1802) vor. Daß so lange Zeit bis zur Ausführung verging, darf nicht verwundern. Eine Arbeit drängte die andere, aber in dem langen, wohlangewandten Leben kam fast alles zur Reife, und es gibt in Wielands Werken verhältnismäßig sehr wenige Fragmente. Aristipp war einer seiner Lieblinge. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der für seine Erkorenen unter den Alten so von Herzen, so leidenschaftlich in die Schranken trat, wie Wieland. Seine Verteidigungen sind wohl eine Art Seitenstück zu Lessings Rettungen; aber auch hier zeigt sich der Unterschied zwischen den beiden Männern: was für Lessing eine Übung des scharfen, kritischen Verstandes war, das wurde für Wieland eine Gefühlssache.

In der Einleitung zur 15. Epistel erwähnt Wieland die Schlacht im Teutoburgerwalde und urteilt, das Schicksal des Varus und seiner Legionen mache weder der Treue noch der Tapferkeit des Cheruskers Arminius Ehre. Wieland war so wenig wie die anderen Großen der klassischen Zeit, Klopstock ausgenommen, ein deutscher Patriot, sondern ein Weltbürger, der den eigenen Stamm zwar liebte, aber die Schwäche und Zersplitterung des deutschen Reiches zu gut kannte, um in Nationalstolz zu schwelgen, wenn er auch nicht so weit ging wie Lessing, den Patriotismus geradezu für eine Schwäche zu erklären. Erst die Zeiten der französischen Invasion drängten ihn auf einen ausgesprochen deutschen Standpunkt. Darum lag ihm eine patriotische Verherrlichung des deutschen Altertums fern, darum urteilte er so kühl über den Sieg des Arminius, den Klopstock schon 1776 in seinem Bardiet gefeiert hatte, den später Grabbe und Kleist auf die Bühne brachten und den rund hundert Jahre nach Klopstocks „Herrmannsschlacht“ die Errichtung des Denkmals bei Detmold (1875) für die Erinnerung der Nachwelt versteinerte.

Bei der 19. Epistel, wo Horaz seine Originalität verteidigt, findet Wieland Gelegenheit, sich über Nachahmer auszusprechen. „Jeder wahre Künstler ahmt in gewissem Sinne seine Vorgänger nach. — Ein Pfuscher ohne alles Talent könnte ein höchst elendes Werk von 50 Gesängen der Erfindung und ganzen Ausführung nach aus seinem eigenen schalen Kopf gezogen und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts als ein originaler Pfuscher sein. Hingegen könnte ein großer Dichter nicht nur das Sujet, sondern, wenn er's für gut fände, den ganzen Plan seines Werkes von einem andern nehmen und durch die Art der

Ausführung ein Neues und Vortreffliches aus einem schlechten erschaffen. Das was den wahren Meister macht, ist nicht die Erfindung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charakter, Situationen u. s. f., sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werk einzublasen vermag, und die Schönheit und Anmut, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler haben Marienbilder und heilige Familien gemalt: der Inhalt ist der nemliche, die Farben auf dem Palet sind's auch: gleichwohl hat jeder ebendenselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt, und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen, auch die Seinige hinzuzutun." Kein Vorwurf seiner zahlreichen Gegner hat Wieland bitterer verdrossen und häufiger zu Verteidigungen veranlaßt, als das oft so unberechtigte Gerede, es fehle ihm an Originalität, weil das Vorbild seiner Werke sich so leicht nachweisen ließ, während doch mit wenigen Ausnahmen die Art der Behandlung ganz sein Eigentum war. So haben wir auch hier eine oratio pro domo und werden noch anderen begegnen.

Über die 1. Epistel des zweiten Buches hat Wieland ein ganzes Buch geschrieben. Er leitet sie ein mit einer Abhandlung über Augustus (48 Seiten), in dem er bloß einen sehr geschickten Komoedianten sieht, und schließt mit fünfzig Seiten Erläuterungen. Bemerkenswert ist darin eine Stelle, wo er von der Abneigung gegen das Ausstreichen und Verbessern spricht, die nach Horaz den römischen Dichterlingen eigen war. Wieland selbst war äußerst sorgfältig in der Ausarbeitung seiner eigenen Werke und schrieb sie eigenhändig oft mehrmals verbessernd ab. Er fand nun bei den deutschen Dichtern seiner Zeit die gerügte sorglose Nachlässigkeit und bemerkte dazu: „Sollte dies nicht auch bei uns die Ursache sein, warum wir, anstatt immer weiter zu kommen, schon wieder im Retrogradieren sind? Wenigstens ist es gewiß eine, warum unter tausend leidlichen Produkten unseres Parnasses nur so wenige vor einem poetischen Roscius bestehen würden" (das heißt vor einem Meister, wie der Schauspieler Roscius, dem es keiner seiner Schüler zu Dank machen konnte). Wieland glaubte damals, wie der alte Bodmer, mit seiner eigenen guten Zeit sei die Blüte der Literatur vergangen. Die Erklärung der dritten Epistel Ad Pisones ist ebenfalls zu einer umfangreichen Abhandlung angewachsen. Wieland sucht nachzuweisen, daß es sich da um keine ars poetica handle, sondern daß es eben ein Brief sei, der in der Absicht geschrieben wurde, den jungen Piso von poetischer Stümperei abzuschrecken. So begnügte sich Wieland hier noch viel mehr als bei der Übertragung Shakespeares nicht damit, bloß zu

übersetzen, sondern er suchte dem Leser in jeder Hinsicht das Verständnis des Dichters zu vermitteln.

Auf den nämlichen Grundsätzen beruht die Übertragung der Satiren des Horaz, 1786, die dem Fürsten Kaunitz gewidmet ist. Wieland wählte als Versmaß für beide Werke in richtiger Erkenntnis nicht den deutschen Hexameter, den er überhaupt seit seinen Jugenddichtungen nicht mehr gebrauchte, sondern reimlose Jamben, zehn- bis dreizehnsilbige Verse, ohne Zaesur nach der sechsten Silbe, also einen Vers, der sich wie derjenige des Horaz der Umgangssprache möglichst nähert und Freiheit und Leichtigkeit zuläßt. Bei weiblicher Endung des Versendes beginnt er häufig den nächsten Vers mit einem Trochaeus und durchbricht also den Rhythmus der größeren Anmut wegen.

Einige Einzelheiten seien auch hier hervorgehoben. In der ersten Satire übersetzte Wieland cupido mit dem neuen Wort Gierde, um mehr sagen zu können als mit dem Wort Begierde, übersah aber dabei, daß die alte Form Gier den Sinn schon ausdrückte, den er durch die Neubildung geben wollte.

Wichtiger ist, daß sich auch in der Horaz-Übersetzung nach dem moralischen Grundsatz, der schon bei der Übertragung Shakespeares festgestellt wurde, Weglassungen aus Anstandsrücksichten finden. So übersetzte er die zweite Satire nur zur Hälfte. Während Wieland in seinen eigenen Dichtungen erotische Schilderungen eher aufsuchte als vermied, glaubte er bei der Übersetzung nicht vorsichtig genug sein zu können und kastrierte lieber das Original, als daß er das sittliche Gefühl des Lesers verletzte. Der Grundsatz hat mit dem Alter des Autors nichts zu schaffen. Zur Zeit der Shakespeare-Übersetzung war er noch jung und schrieb gerade damals seine ausgelassensten Dichtungen. Anderseits sind die späteren Werke, wie die Erzählung „Die Wasserkufe" (1795) und der Briefroman „Aristipp und seine Zeitgenossen" (1800—1802) reich an erotischen Szenen. Er beobachtete dagegen jene Zurückhaltung bei Übersetzungen sein ganzes Leben hindurch. Man könnte daran denken, daß Wieland seine Übersetzungen für solche Leser geschrieben wissen wollte, die der alten Sprachen unkundig waren, also namentlich für Damen, aber gewiß rechnete er auch für die eigenen Dichtungen auf das Interesse des zarten Geschlechtes. Der Grund muß also anderswo gesucht werden, und ich kann ihn nur darin finden, daß Wieland seine eigene, graziös verhüllende, mit Ironie vermischte Sinnlichkeit allen Ernstes für ungefährlicher hielt als die derbe, naive Erotik der Alten. Daß hauptsächlich das eigentlich Erotische in den Übersetzungen getilgt wurde, während ihm das Unanständige nicht in jeder Form anstößig war, das zeigt die achte Satire mit der derben Posse, wie Priap die

Beschwörung unterbricht: hier hat Wieland keine Weglassung. Er verlangte übrigens die gleiche Strenge bei Übersetzungen auch von anderen. Darum überwarf er sich mit Heinse wegen dessen Petron-Übersetzung. Allerdings war es besonders die Einleitung, die Wieland mit Recht aufbrachte, weil sie den samt den späten Ergänzungen vollständig übersetzten Text an Schamlosigkeit noch überbot.

Bei der zweiten Satire nennt Wieland den Ofellus einen altrömischen „Kly-Jook"; so nämlich, meint er, müßte Hirzels Kleinjogg nach der Aussprache geschrieben werden, da die andere Schreibart weder schweizerisch noch hochdeutsch sei.

Die Übersetzung des Horaz zeigt gegenüber derjenigen Shakespeares bedeutende Fortschritte. Sie hält sich so wenig wie jene sklavisch an den Wortlaut des Textes, zeigt aber keine Weglassungen aus Bequemlichkeit, sondern sucht in den Geist des Dichters einzubringen und ist vor allem lesbar. Das erreicht er bei schwierigen Stellen durch die Eigenart, die er sich allmählich zum Gesetz gemacht hat, die Interpretation in den Text selbst hineinzusetzen. Hat dies in einzelnen Fällen die Gefahr, den Dichter sich anders ausdrücken und unter Umständen auch etwas anderes sagen zu lassen, als er wirklich gesagt hat, so verfuhr Wieland anderseits mit großer Gewissenhaftigkeit und Überlegung. Man könnte seine Übersetzung eher eine Art Interpretation als eine eigentliche Übertragung nennen, aber der Geist des Dichters scheint mir in den zwanglos fließenden Versen gut wiedergegeben.

Das gilt auch von Wielands Hauptwerk auf dem Gebiete der Übersetzungskunst. Die Übertragung der Werke Lucians von Samosata erschien 1788—1791 in sechs Bänden und war die Frucht dreijähriger Arbeit, nachdem der Plan dazu schon viel früher gefaßt worden war (1767, siehe Seuffert a. a. O. S. 18). In der Einleitung gibt Wieland eine Übersicht über Lucians Leben, Charakter und Werke. Dann spricht er sich über die Grundsätze, die ihn bei der Übersetzung geleitet haben, folgendermaßen aus: „Mein angelegenstes Bestreben war, daß ich ihm (dem Autor) kein Unrecht tun, und daß er von den Schönheiten, welche die Kenner der griechischen Sprache an ihm bewundern, so wenig als möglich unter meinen Händen verlieren möchte. Ich habe mich seines Geistes, seiner Laune, seiner Genialität zu bemächtigen, und so viel es die Natur unsrer von der seinigen so sehr verschiedenen Sprache, die Deutlichkeit und andere Rücksichten nur immer erlauben wollten, auch seine Wendungen und das Colorit seiner Sprache nachzuahmen gesucht." Das ist ihm denn auch gelungen, ohne daß er irgendwo der Sprache Gewalt antut. Im Gegensatz zu dem Ausdruck so vieler Übersetzer alter und

neuer Zeit ist die Sprache von Wielands Übersetzungen immer wirklich deutsch, und es braucht von ihnen nicht „gesagt zu werden, was Lessing einmal boshaft von einer gewissen Übersetzung bemerkte: es sei gut, daß der Verfasser auf den Titel die Worte „ins Deutsche übersetzt" habe drucken lassen, da es sonst kein Mensch geglaubt hätte.

Auch die Übersetzung Lucians ist mit zahlreichen und trefflichen Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Bei der Schrift vom Lebensende des Peregrinus Proteus verteidigt Wieland die Glaubwürdigkeit des Schwärmers, und gleich nach Vollendung der Übersetzung schrieb er die Apologie „Peregrinus Proteus' geheime Geschichte" (1791). Treu seinen Grundsätzen ließ er das fünfte Hetärengespräch und zwei Stücke aus „Lucius oder der magische Esel" weg, sonst ist die Übersetzung vollständig. Das Nachwort zu dem letztgenannten Stück, die Verteidigung Lucians gegen den Vorwurf, das Märchen einem gewissen Lucius von Patrae gestohlen zu haben, benutzt Wieland, wie so oft, wieder zur Selbstverteidigung. „Es gibt zwar allerdings einen Fall, wo auch ein Schriftsteller von Talent sich eines fremden Stoffes, ohne Vorwurf eines Plagiats, bemächtigen kann; und dies ist, wenn er, ohne den ersten Erfinder, oder den, der ihm vorgearbeitet hat, verheimlichen zu wollen, aus dem fremden Stoffe ein ganz neues, an Material und Form schöneres und vollkommneres Werk ausarbeitet." So hätten Homer, Ariost, Tasso, so er selbst (Oberon nach Huon de Guyenne) gearbeitet. — Wieland bediente sich für diese Übersetzung der Mithülfe des Philologen Schütz, der einen großen Teil durchsah und verbesserte (siehe Seuffert a. a. O. S. 18). Die Übersetzung Lucians ist die wertvollste, die wir von Wieland besitzen. Eine gewisse Geistesverwandtschaft kam ihm dabei zu statten, wenn auch Wielands gutmütige Ironie dem Grade nach sehr verschieden von Lucians scharfer Spottsucht ist. Im Schlußwort nennt Wieland unter den Schriftstellern, deren „Vorgänger und Modell" Lucian gewesen, auch Cyrano de Bergerac.

Die weiteren Übersetzungen Wielands aus dem Griechischen sind nach den gleichen Grundsätzen ausgeführt. Er ließ 1794 im Neuen teutschen Merkur den „Versuch einer metrischen Übersetzung der Acharner des Aristophanes" erscheinen. Wieland sagt in der Vorerinnerung, er fühle nur zu sehr, wie wenig eine „so schwere, mühselige und undankbare Arbeit" sich für seine Kräfte, seine Jahre und Sinnesart schicke. Die Versmaße habe er soviel möglich „nachzubilden oder — nachzufuschen" gesucht. Bei den Anapaesten, für welche die deutsche Sprache gar nicht geeigenschaftet sei, verdiene der Versuch kaum einen besseren Namen. Bei den Chorliedern habe er sich ein

freieres Metrum erlaubt. Von 1796—1803 gab Wieland das „Attische Museum“ und von 1805—1809 mit Hottinger und Jakobs das „Neue attische Museum“ heraus. Darin ließ er von Aristophanes noch die Ritter (1797), die Wolken (1798) und die Vögel (1806) erscheinen. Bei den Rittern interessierte ihn besonders die Ähnlichkeit der Zustände mit denjenigen, wie sie die Revolution in Frankreich hervorgerufen hatte. Die Wolken übersetzte er wegen der Person des Sokrates. Er vertrat den Standpunkt, es habe nur eine Bearbeitung und Aufführung der Komödie stattgefunden, und jedenfalls müßte die erhaltene Form die erste Bearbeitung sein. In einer besonderen Abhandlung erörterte er die Frage: „ob und wie fern Aristophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den Wolken persönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne?“ und gelangte zu dem Urteil, Aristophanes habe keinen Anspruch auf sittliche Achtung, da er weder ein guter noch ein edler Mensch gewesen und damit zufrieden, bloß Lachen zu erregen. Die Übersetzung der Vögel machte Wieland am meisten Vergnügen. Seine Übertragungen des Aristophanes sind, wie Wieland selbst erkannte, unzulänglich. Er konnte nach seinen oben erörterten Grundsätzen dem Geiste des Originals unmöglich gerecht werden, und die Sprache ist überhaupt unnachahmlich. Besser gelang ihm die Übersetzung von zwei Stücken des Euripides: Jon (1803) und Helena (1806). Jon war nach dem Vorbericht schon im Jahre 1802 fertig und sollte eine Vergleichung mit dem Schlegelschen Drama ermöglichen. Auf Schlegel zielt jedenfalls auch in den Erläuterungen der Satz bei der Charakterschilderung Jons: „Wem, den der Himmel mit Gefühl für ächte schöne Natur und für Shaftesburys sittliche Venus und sittliche Grazien begabt hat, könnte jemals einfallen, ein so reinschönes und wie mit Einem Zug vollendet dargestelltes Gebilde noch verschönern zu wollen? Was könnte, ohne es zu entstellen, weggelassen, ohne es zu überladen, hinzugetan werden?“ Zum Jon und zur Helena schrieb Wieland noch besondere Abhandlungen unter dem Titel „Grundriß und Beurteilung“ (1805 und 1808). Indem er den Monolog Helenas mit demjenigen der Jungfrau vergleicht, findet er Worte warmer Anerkennung für Schiller, „an dessen zu frühzeitigem Grabe die Musen noch lange weinen werden“.

Das attische Museum enthält außerdem noch den Panegyricus des Isokrates (1796), wobei Wieland Gelegenheit findet, die Zeit der 30 Tyrannen mit der Herrschaft Robespierres zu vergleichen und, wie Isokrates die Griechen gegen die Perser, die Deutschen zur Einigung gegen Frankreich zu ermahnen; dann die Gespräche des Sokrates aus Xenophons Memorabilien (1799—1800), Xenophons Gastmahl (1802) und eine Abhandlung darüber. Alle diese Über-

setzungen zeigen jedoch keine Änderungen in den Grundsätzen und der Technik von Wielands Übertragungskunst.

Nur über Wielands letztes großes Übersetzungswerk, die Briefe des Cicero in 6 Bänden, Zürich 1808—1812, seien noch einige Worte gestattet. (Die Hälfte des 6. Bandes und der 7. und letzte Band sind von Gräter, der die Vollendung auf sich nahm. Die Übersetzung des 13. und 14. Buches ohne Vorrede und Erläuterungen war Wielands letzte Arbeit, und zwar von S. 51 des 7. Bandes an, da Gräter vorher einige von Wieland übersehene Briefe einschob.)

Bemerkenswert ist zunächst die hohe Schätzung des römischen Redners gegenüber der in neueren Zeiten üblich gewordenen Verunglimpfung, die erst in neuester Zeit wieder einer gerechteren Beurteilung weicht. Wieland beruft sich in der Vorrede darauf, daß ein Übersetzer Ciceros der Sorge überhoben sein könne, seinen Autor dem Publikum bekannt machen zu müssen. „Seit mehr als achtzehn Jahrhunderten ist der Name Marcus Tullius Cicero in keine andern Grenzen eingeschlossen, als in die Linie, welche den civilisierten Teil des menschlichen Geschlechts von den Barbaren und rohen Tiermenschen scheidet. Der hohe Wert seiner auf uns gekommenen Schriften ist allgemein anerkannt, und selbst nach dem Einsturz des alten Römerreichs in Europa, gab einem beträchtlichen Teil derselben ihr großer Ruf sicheres Geleit durch eine Reihe finsterer und barbarischer Jahrhunderte. Unter Myriaden, welche seit mehr als dreihundert Jahren einige gelehrte Erziehung genossen haben, sind wohl nur wenige, die nicht die Grundlage ihrer Bildung ihm zu danken hätten: und es gibt vielleicht kein untrüglicheres Zeichen einer glücklichen und liberalen Natur, eines gesunden und zu zärterem Gefühl des ächten Schönen und Guten gestimmten inneren Sinnes, als der Grad des Geschmacks, welchen ein Jüngling an den Werken dieses großen Römers findet, der aus üppiger Fülle so vieler von Mutter-Natur an ihn verschwendeten Gaben, und an höchster Ausbildung derselben bis itzt noch keinen seinesgleichen, geschweige einen über sich gesehen hat.“ Das schrieb Wieland vor hundert Jahren, und vom heutigen Standpunkt mag es etwas viel gesagt scheinen. Aber abgesehen davon, daß Wieland, wie jeder begeisterungsfähige Mensch, der nicht von Skepsis und innerem Zwiespalt angefressen ist, den Mann, mit dem er sich viel beschäftigte, in verschönerndem Lichte sah, war das Urteil für seine Zeit voll berechtigt. Er durfte bei allen, die auf Bildung Anspruch erhoben, die Kenntnis Ciceros voraussetzen, und der Humanismus war die Grundlage der Bildung für alle leitenden Geister der glänzenden Literaturepoche, ein Jahrhunderte altes Erbe, das gewiß seinen Wert nicht verloren hat, weil es alt ist.

Wieland übersetzte die Briefe als den unterhaltendsten und gemeinnützigsten Teil von Ciceros Schriften. Er findet ihren Hauptwert in unmittelbarer Geschichtskenntnis. Daß sich die Schwächen Ciceros: Eitelkeit und Ruhmsucht, Widerspruch mit sich selbst, rascher Übergang von Zuversicht zu Mutlosigkeit so unverhüllt zeigen, macht ihn dem Übersetzer neben seinen großen Vorzügen nur menschlich liebenswürdiger. Als solche Vorzüge nennt er: angebornes Zartgefühl, innere Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Humanität, Mäßigung und Genügsamkeit, innigste Wohlmeinung und Teilnahme mit und an seinem Vaterlande, Dankbarkeit und Opferwilligkeit.

Wieland hat als Greis von 75 Jahren die Übersetzung nach seinem eigenen Geständnis unternommen, „um aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt und Zeit zu entfliehen und durch eine große, schwere und mühselige Geistesarbeit die letzten Jahre und Tage seines Lebens nicht ohne Verdienst um seine Sprachgenossen zuzubringen". Es war in der Tat seine letzte große Arbeit. Die Worte sprechen zugleich die Resignation aus, die den Dichter erfüllte. Es gab kein deutsches Vaterland, keine Nation mehr, bloß noch Sprachgenossen. Am 6. August 1806 endigte mit dem Verzicht des Kaisers Franz auf die Kaiserkrone das alte deutsche Reich, und am 1. November des gleichen Jahres begann Wieland seine Arbeit. Die Grundsätze sind die nämlichen wie bei den früheren Übersetzungen: „Klarheit und Verständlichkeit ist mein erstes Augenmerk, und vermutlich auch die erste Forderung der Leser, die ich zu finden hoffe." Er wolle so treu als möglich übersetzen, ohne lateinisches Deutsch zu schreiben, leihe vielmehr dem Cicero so gutes Deutsch, als er selbst gelernt habe. Gerade damit erhebt sich denn auch Wieland hoch über den Troß gewöhnlicher Übersetzer. Die Hülfsmittel, die Wieland brauchte, zählt Gräter in der Vorrede zum sechsten Bande auf. Als Einleitung geht den Briefen ein umfangreicher chronologischer Auszug aus Ciceros Leben vorher, und historische Berichte und Übergänge stehen auch vor dem 3., 4., 6., 9. und 11. Buche. Die Anmerkungen und Erläuterungen zu jedem Buche enthalten eine Masse philologischer Arbeit. Erstaunlich ist der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, die darin sich offenbaren, erstaunlich auch die Selbstüberwindung, die eine solche Arbeit kosten mußte. Denn wer die Briefe Ciceros gelesen hat, kennt die dürre Langeweile vieler Partien, kennt den widerwärtigen Eindruck, den die Eitelkeit und reizbare Charakterschwäche Ciceros auch dem Leser verursachen muß, welcher die großen Vorzüge des Redners und Stilisten sonst gerne würdigt. Wieland hatte denn auch hie und da Mühe, seinen richtigen Standpunkt zwischen unbedingter Anerkennung und Verurteilung von Ciceros Charakter zu behaupten. Schon die materielle Arbeit der eigentlichen Übersetzung

ist großartig: von 864 Briefen hat Wieland 684 übersetzt. Rechnet man alles andere dazu, auch den Mut, sich von den Philologen und Kritikern nicht abschrecken zu lassen, die das „unzugangbare Zauberschloß" wie „Riesen mit funkelnden Augen und geschwungenen Keulen" bewachen, so kann man Wielands großer Arbeit die Anerkennung gewiß nicht versagen.

Sind seine Arbeiten auf dem Gebiet der Übersetzungskunst auch überholt worden, so war Wieland doch mit seiner Anpassungsfähigkeit, seiner Sprachgewandtheit, seiner Bildung und Gewissenhaftigkeit ein Übersetzer ersten Ranges.

Die Übereinstimmung von Hamann, Herder und Lenz in ihren Ansichten über die deutsche Sprache.

Von J. F. Haußmann in Madison, Wis.

Lenz war während seines Aufenthaltes in Straßburg unermüdlich tätig für das Deutschtum im Elsaß. Mit patriotischem Eifer suchte er, inmitten zunehmender Verwälschung, die Fahne deutscher Gesinnung hochzuhalten. Um den unbestimmten Bestrebungen der „Gesellschaft der schönen Wissenschaften", deren verdienstvolles Mitglied er war, festere Ziele zu setzen, schritt er im Herbst des Jahres 1775 zur Gründung einer „Gesellschaft deutscher Sprache". Auf Verabredung der Mitglieder sollten darin nur deutsche Aufsätze vorgelesen werden. Lenz war die Seele des ganzen löblichen Unternehmens. Mit seiner Übersiedlung nach Weimar geriet es schnell ins Stocken. Als schönste Frucht dieser Gesellschaft ist die Herausgabe der tüchtigen, von wackerer Gesinnung geleiteten Wochenschrift „Der Bürgerfreund" zu verzeichnen. Wir besitzen eine Reihe vortrefflicher, wissenschaftlicher Abhandlungen von Lenz, welche in den Versammlungen vorgelesen wurden (Schriften herausgegeben von Tieck 2, 318 ff.). Zwei dieser Aufsätze handeln über die deutsche Sprache. Beide sind, oft bis auf den Wortlaut, abhängig von Herders und Hamanns Ausführungen über denselben Gegenstand.

In dem Aufsatz „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden" beweist Lenz die Vorzüge der deutschen vor der französischen Sprache. Er ruft als Deutsch-Russe, den der Vorwurf deutschen Chauvinismus nicht

treffen konnte, den Elsäffern mit Ermunterung ins Gewissen: „Wir alle sind Deutsche“ (2, 318).

Er richtet die Aufmerksamkeit der Mitglieder der Gesellschaft auf die Sprache des niederen Volkes, auf die dialektischen Ausdrücke und Provinzialwörter. „Sehen Sie den unleidlich gedehnten schwäbischen Dialekt, der noch in diesen Gegenden herrschet, mit all seinen Provinzialwörtern und oft hier allein noch erhaltenen uralten Wortfügungen und Redegebräuchen als die Fundgrube an, aus der Sie mit Hülfe der geschliffenern Ausdrücke und Redearten der Franzosen, als mit Werkzeugen unbezahlbare Schätze für unsere gesammte hochdeutsche Sprache herausarbeiten können. Hüten Sie sich aber, die Werkzeuge zu dem Sprachschatz schlagen zu wollen; hieraus würde ein deutschfranzösisch entstehen, daß der Reinigkeit beider Sprachen gleich gefährlich werden könnte“ (2, 319). Vgl. Hamanns bekanntes Wort (Roth 2, 151): „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mannheit.“ Ähnlich Herder (Suphan 1, 155): „Das hohe Alter (der Sprache) weiß statt Schönheit blos von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichtum, wie die Lacedämonische Diät die Attische Wollust verbannet.“

Lenz weist darauf hin, daß von der Sprache der Ungebildeten manches zu lernen sei. „Wenn wir in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute gingen, auf ihr Interesse, ihre Leidenschaften Acht gäben, und da lernten, wie sich die Natur bei gewissen erheischenden Anläßen ausdrückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen; wie unendlich könnten wir unsere gebildete Sprache bereichern, unsere gesellschaftlichen Vergnügungen vervielfältigen?“ (323). Diese Bemerkung zielt auf eine ganz bestimmte Ausführung Herders (1, 162 ff.).

Lenz befürwortet die Bildung von Gesellschaften, „deren Mitglieder aus den verschiedensten Ständen ausgewählt sein müssen, um eine verständliche Sprache für alle hervorzubringen .... Diese aber müssen durchaus die übrigen ihrer Nation zu Rate ziehen, widrigenfalls sie wie die Werkmeister am Turm zu Babel (ein Lieblingsausdruck Hamanns und Herders) nie dürften verstanden werden. So allein können wir uns griechische Ründe, römische Stärke, englischen Tiefsinn, französische Leichtigkeit zu eigen machen, ohne das Eigentümliche unserer Sprache zu verlieren, welches Kürze und Bestimmtheit ist“ (320).

Mit Nachdruck hebt Lenz den Unterschied zwischen den „rauhen“ und gebildeten Sprachen hervor. „Alle rauhe Sprachen sind reicher als die gebildeten, weil sie mehr aus dem Herzen als aus dem Verstande kommen. Bei den Rauhen ist es Bedürfnis, das die Wörter

macht, bei den Gebildeten Übermut. Bei den ersten hat jedes Wort seine Stelle von der Natur angewiesen, seine geflissenste Bestimmtheit und bleibenden Wert, bei den andern verjährt dieses, erhält sich jenes mehr aus Eigensinn der Mode als aus Verdienst" (322).

Wie Hamann und Herder hält auch Lenz die Philosophie für einen gefährlichen Feind der Sprache. „Von jeher ist die Philosophie, oder vielmehr die Sucht zu philosophiren, wenn sie Mode ward, der Sprache am gefährlichsten gewesen. So war die griechische Sprache bis auf die Zeiten des Sokrates stark wie ein Löwe, dieser in allem andern Betracht unsterbliche Mann wird doch der Sprache durch das Raffinement, das er in dieselbe brachte, gefährlich, er verachtete die komischen Dichter, die ihre Rechte noch unter dem Volk behaupteten, und die natürliche Sprache rächte sich auf eine höchst unnatürliche Art an der gekünstelten. Die auf ihn folgenden Philosophen behielten aber dennoch das Übergewicht, die Dichter gediehen nicht mehr, die ersten Bedürfnisse und Gefühle der Menschen wurden durch die dritte Hand angedeutet, die Sprache verlor das herzliche, und die Vernunft, die sich so schwer mitteilt, konnte nur den Witz zu Hülfe nehmen" (322—323). Lenz arbeitet hier im wesentlichen mit Herderschen Gedanken. Dieser hatte die Unklarheit in den Sprachverbesserungsvorschlägen eines Sulzer („Kurzer Begriff aller Wissenschaften". Literaturbriefe, Teil 4, S. 230) gezeigt, der auf der Grundlage einer ganz vagen Vorstellung von Sprachvollkommenheit im ganzen überall dem Sinnlichen der Sprache zu nahe trete, ohne doch die philosophische Vollkommenheit zu erreichen (1, 161). Herder betont dem gegenüber vorzugsweise das sinnliche Element der Sprache, sofern sie unter allen Umständen das Organ der Verständigung sinnlicher Wesen und nicht reiner Geister sei. Das Vernünfteln und das kurzsichtige Streben nach grammatischer Richtigkeit ist dem Reichtum der Sprache zu nahe getreten. „Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden, oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann; je mehr verlieret die Sprache Reize" (1, 155).

Mit Enthusiasmus ruft Lenz den Mitgliedern der Gesellschaft zu: „Überhaupt, m. H., muß man handeln um reden zu können" (324). Diese Ansicht hat Herder des öfteren in den Fragmenten vertreten. Vgl. 1, 152.

In der Abhandlung „Über die Vorzüge der deutschen Sprache" (2, 326 ff.) sucht Lenz den Nachweis zu führen, daß die französische Sprache im Nachteil steht gegen die deutsche. „Unsere Sprache ist den Wissenschaften und denen, die in denselben auf Erfindungen ausgehen, weit vorteilhafter als die französische, weil sie dem Geist mehr

Freiheit läßt" (327). Seine Bemerkungen verlieren sich jedoch sehr bald ins rein Grammatische. Dasselbe gilt auch von Hamann in seiner Abhandlung: „Vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache" (Roth 2, 133 ff.). „Welche Sprache den freiern Gebrauch der Zeitwörter hat, muß notwendig die edlere und kühnere und für den Ausdruck unserer Gedanken folglich die vorteilhaftere sein. Daß dies der Fall bei unserer Muttersprache sei, kann mir die Unparteilichkeit selbst nicht abstreiten. Die Franzosen haben für ihre Zeitwörter einen gewissen angewiesenen Platz, aus dem sie gleichsam wie Präsidenten in einem Collegio sich nicht weg begeben dürfen. Die Deutschen können ihre Zeitwörter, ohne im geringsten den Gesetzen der Sprache Gewalt anzutun, hinstellen wo sie wollen. Und wie unendlich muß die Freiheit, die Stärke, die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks dadurch gewinnen?" (327). Als Beispiel führt er folgenden Satz an: „J'aime Dieu et mon prochain," und fährt dann fort: „Ich glaube nicht, daß eine andere Zusammensetzung dieser Wörter möglich ist. Der Deutsche kann mit eben diesen Worten sich auf drei verschiedene Arten ausdrücken, die jede einen andern Sinn, wenigstens eine andere Schattirung des nemlichen Gedankens geben, und das bloß durch die Versetzung des Zeitworts. Ich liebe Gott und meinen Nächsten. Gott und meinen Nächsten liebe ich. Gott liebe ich und meinen Nächsten" (327). In den Anmerkungen über die französische Sprache bei Gelegenheit der Inversionen heißt es bei Hamann: „Die deutsche Sprache ist ihrer Natur nach vor andern dieser Inversionen fähig; und ihre Kühnheit trägt mit zum Ansehn unserer poetischen Schreibart bei. Ich will ein leichtes Beispiel anführen. Wir können ohne Abbruch der Reinigkeit und Deutlichkeit sagen: Er hat mir das Buch gegeben. Mir hat er das Buch gegeben. Das Buch hat er mir gegeben. Gegeben hat er mir das Buch" (2, 139). Herder erklärt den Ursprung der Inversionen und illustriert seine Ausführungen mit folgendem Beispiel: „Fleuch die Schlange! ruft mir jemand zu, der mein fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd ich von selbst, so bald ich von ihr höre" (1, 191—192). Lenz sowohl wie Hamann und Herder kommen zu demselben Schluß: daß die französische Sprache gerade wegen ihrer geringeren Konstruktionsfreiheit im Nachteil steht gegen die deutsche.

Acht Briefe an Göckingk.

Mitgeteilt von Albrecht Wagner in Halle a/S.

Die Briefe, die ich hier veröffentliche, gehören demjenigen Teile des Nachlasses von Bernhard Rudolf Abeken an, der sich im Besitz des Herrn Friedrich Broicher in London befindet. Über den Inhalt dieser Sammlung habe ich bereits im zweiten Schillerheft dieser Zeitschrift (Band 12, S. 405 f.) berichtet.

Die acht Briefe verteilen sich auf die Jahre 1773—1789 und geben sämtlich Zeugnis von der geachteten Stellung, die Göckingk im literarischen Leben seiner Zeit einnahm. Aber sie enthalten außerdem eine Reihe von Nachrichten über Personen und Verhältnisse, die als Ergänzung und Vervollständigung dessen, was wir bereits wissen, nicht unwillkommen sein dürften.

Im ersten Briefe (1773) schließt Boie Freundschaft mit Göckingk und dankt ihm für die Übersendung von zweien seiner poetischen Episteln. Im zweiten (1775) tritt der Gothaer Gotter auf und begrüßt Göckingk als eifrig tätigen Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, des Organs des Hainbundes. Am Schluß dürfte der Bericht Gotters als Augenzeugen über die Gründung des Gothaer Hoftheaters, des ersten seiner Art in Deutschland, von Interesse sein.

Die beiden ersten Briefe Voßens (1776 und 1777) stammen aus seiner Frühzeit, da er noch mit heißem Bemühen bestrebt war, den ersehnten Hausstand mit Ernestine Boie zu begründen und den Widerstand ihrer Mutter, der in Ansehung der ungewissen Lage des Dichters ganz berechtigt war, zu brechen. Voß macht Zukunftspläne und sucht Göckingk dem Göttinger Musenalmanach abwendig zu machen und für den von ihm redigierten und von dem Hamburger Buchhändler Bohn verlegten Almanach zu gewinnen, was ihm auch gelingt. Er erzählt dem Freunde von seiner mißlungenen Bewerbung um das Hamburger Konrektorat und macht Vorschläge hinsichtlich ihrer gemeinsamen redaktionellen Tätigkeit.

In seinen letzten beiden Briefen (1780 und 1784) hat Voß das Ziel der Verbindung mit Ernestine erreicht. Er berichtet über die Subskription auf seine Odyssee, über seine „Verhöre", über Christoph Kaufmann, über seinen Freund, den Kapellmeister J. Abraham Peter Schulz, die Herausgabe seiner Gedichte und nimmt — seinem Charakter entsprechend etwas derb — Bezug auf die beiderseitige Familienvermehrung.

1786 erscheint J. G. Jacobi auf dem Plane und spricht von seinem Orpheus. Als Freiburger Professor schildert er anschaulich

die dortigen Universitätsverhältnisse und prägt das treffende und auch mit seiner Einschränkung noch heute giltige Wort: „Niemand in der ganzen Monarchie ist unabhängiger als wir Professoren, sobald wir es sein wollen.“ Vater Gleim endlich, der Siebzigjährige, zeigt sich hocherfreut über einen bevorstehenden Besuch Justus Moesers in dortiger Gegend. Er bittet den Freund um die Moeserschen Briefe aus dem siebenjährigen Kriege, ein Beweis, daß bei ihm das Interesse für die große Friedericianische Zeit noch ebenso warm und lebendig war, wie in seiner Jugend. — Doch ich lasse die Briefe nun selber sprechen.

1.

Boie an Göckingk.[1])

Göttingen Aug. 29. 1773.

Höchstgeehrter Herr und Freund,

Ich stimme von ganzem Herzen in den Ton, den Sie angeben. Die Freunde des Schönen sollte billig alle Ein Band unter einander vereinigen; und, wenn sie nicht den steifen Komplimententon, der noch immer in unserm Umgange, in unsern Briefen herrscht, zu verbannen anfangen wollen; wer soll es denn thun? Ich müßte Sie nicht so aufrichtig schätzen, wie ich in der That thue, wenn mir das Geschenk Ihrer Freundschaft nicht sehr wichtig seyn sollte. Auch in Absicht Ihrer litterarischen Verdienste ist es mir wichtig. Ich danke Ihnen sehr das Vergnügen, so Sie mir durch Ihre beyden poetischen Episteln[2]) gemacht haben. Besonders hat mir die letzte gefallen. Ich habe Herrn Kästner[3]) noch nicht gesprochen, seitdem ich ihm Ihren Brief zugeschickt, ich bin aber sicher, daß er mit mir übereinstimmen wird. Ich habe viel ausgearbeiteter Stücke in unsrer Sprache gelesen, deren Verfasser ich eben nicht kennen zu lernen begierig gewesen bin: Ihre ersten Stücke erregten gleich in mir den Wunsch, Sie kennen zu lernen. Ich hatte mir diesen Sommer schon dieß Vergnügen versprochen; aber ich bin, durch allerley Zufälle, hier so gefeßelt gewesen, daß ich meine fest beschloßene Harzreise nicht habe ausführen können. Ich werde hoffentlich bald etwas mehr mein eigner Herr seyn. Herr Dietrich[4]) wird schwerlich den Verlag des deutschen Sophocles[5]) übernehmen können, da er schon mehr Sachen liegen hat, als er vielleicht in zweyen Jahren zu drucken im Stande ist. Er giebt Ihnen selbst seinen Entschluß. Wegen einer Französinn kann ich Ihnen jetzt auch keinen Vorschlag thun; vor einiger Zeit aber waren hier ein paar ohne Stellen.

Verzeihen Sie mir die Kürze und Flüchtigkeit meines heutigen Briefes. Meine Geschäfte sind seit einiger Zeit so gehäuft, und meine Posttage so besetzt,

---

[1]) Auf dem oberen Rande der ersten Seite des Briefes steht von Abekens Hand: „An Göckingk.“ Dies ergibt sich auch aus dem Inhalt des Briefes, vgl. Anmerkung 2.

[2]) Göckings Poetische Episteln erschienen in den Jahren 1771—1780.

[3]) Abrah. Gotthelf Kästner, der Göttinger Mathematiker und Dichter.

[4]) Joh. Christian Dieterich, der Göttinger Buchhändler.

[5]) Was für ein „deutscher Sophocles“ mag gemeint sein, der von Dieterich zurückgewiesen wurde? [Am ehesten könnte man an den mit Goeckingk nahe befreundeten Pastor Goldhagen denken, dessen Übersetzung der Trachinierinnen Mitau 1778 erschien. A. S.]

da (sic) ich da gerne kurz bin, wo ich am ehsten freundschaftliche Nachsicht hoffen darf. Ich bin mit Hochachtung und warmem Herzen

Ihr ergebenster Diener und Freund

Boie.

Können Sie mir zu dem Journal de lecture[1]) Subscribenten schaffen, so erweisen Sie mir einen großen Gefallen. Ich darf Ihnen viel davon versprechen. Wie gehts mit der Klopstockischen Subscription?[2]).

2.

Gotter an Göckingk.[3])

Gotha den 18. April 1775.

Wenn der neue Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs nur halb so sehr mein Freund werden will, als sein Vorfahrer Herr Boie,[4]) kann er sich von meiner Seite überzeugt halten, daß ich alles gerne beytragen werde seine Freundschaft zu verdienen. Dieß, mein werthester Herr Canzeleydirektor,[5]) ist meine ganze Antwort auf den Hauptinhalt Ihres verbindlichen Briefs vom 9ten dieses und Sie sehen aus der Freymüthigkeit, mit welcher ich sogleich die Feßeln deutscher Kurialien abgeworfen habe, daß es mir ganzer Ernst ist, mit Ihnen in nähere Bekanntschaft zu treten. Was den Nebenartikel jenes Briefs, nemlich Ihre Anfrage um Gedichte betrift, so bin ich ein zu indolenter Mensch, hange zu sehr von Zeit und Laune ab, als daß ich etwas versprechen könnte. Es verstreichen nicht nur ganze Tage, sondern Wochen, sondern Monate, ohne daß ich in Sachen Apolls und der Musen die Feder anseze und fertig liegen hab ich gar nichts. Sollte mir indeßen vielleicht etwas einfallen, das des Tages würdig wäre, so werd' ich es Ihrer Samlung um so weniger entziehen, da ich sie, als meine erste Einführerin ins Publikum, aus Dankbarkeit vor andern liebe und zu Ihrem guten Geschmack das Zutrauen hege, daß sie (sic) selbige in ihrem alten Kredit zu erhalten unvergeßen seyn werden.

Ich hab' aus Ihrem lezten Brief an unsern Freund Reichard,[6]) bey einer für mich schmeichelhaften Veranlaßung, Ihren Vorsaz sich künftig dem Theater zu widmen mit Vergnügen ersehen und halte Sie hiermit feyerlichst beym Worte. Das arme Theater bedarf fürwahr noch die Unterstüzung eines jeden Patrioten, der etwas zu leisten fähig ist — und daß Sie unter diese Anzahl gehören laßen Ihre übrigen Arbeiten mit Zuverläßigkeit hoffen. Möchte Sie doch dieser Vorsaz

---

1) Journal de lecture?

2) Gemeint ist die Subskription auf Klopstocks Gelehrtenrepublik, die Boie mit großem Eifer betrieb. Es gelang ihm, an vielen Orten Sammler aufzustellen und für Göttingen selbst durch eigene Bemühungen 414 Unterzeichner zusammenzubringen; vgl. Weinhold, Heinr. Christian Boie, Halle 1868, S. 169 f. Ein solcher Sammler scheint auch Göckingk gewesen zu sein.

3) Der Inhalt ergibt, daß der Brief an Göckingk gerichtet ist, vgl. die beiden folgenden Anmerkungen.

4) Göckingk war 1776—1778 der Nachfolger Boies in der Herausgabe des Göttinger (Dieterichschen) Musenalmanachs.

5) Göckingk bekleidete 1770—1786 das Amt eines Kanzleidirektors in Ellrich in der Grafschaft Hohenstein.

6) H. A. O. Reichard, der Herausgeber des „Theaters der Ausländer" und der „Welschen Bühne". Er war 1751 zu Gotha geboren, wo er nach vollendeten Universitätsstudien mehrere Ämter bekleidete und 1828 als Kriegsdirektor starb.

auch einmal zu uns führen, die wir nun die Aussicht haben einen dauerhaften Tempel Melpomenens und Thaliens in unsern Mauern zu bekommen.[1]) Wenn Sie die dabey angestellten Priester noch nicht kennen, so dürfen Sie sich nicht rühmen die besten Schauspieler Deutschlands gesehen zu haben. — Sie sollen auch bey dieser Gelegenheit manchen guten Menschen kennen lernen, um deßentwillen allein Sie die Reise nicht gereuen wird.

Ich bin, in dieser angenehmen Hofnung, mit dem aufrichtigsten Herzen

Ihr gehorsamster Diener
Gotter.

3.

Voß an Göckingk.

Flensburg, d. 23. April, 1776.

Mein lieber Göckingk,

Gleich nach Empfang Ihres Briefes mußte ich hieher reisen,[2]) und kann Ihnen erst jezt für Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, und den schönen Beytrag zu meinem Almanache danken. Ihre Epistel[3]) gefällt mir ungemein, weil sie so gar nichts von nachgeäffter Laune, und so viel Herz und Wahrheit hat, kurz eine deutsche Epistel ist. Die Hoffnung, die Sie mir machen, Sie noch diesen Sommer zu sehn, ist mir sehr angenehm. Nur muß ich bitten, wenns angeht, kommen Sie nach Johannis. Denn sonst möchten Sie mich nicht zu Hause treffen. Sie schreiben mir ja wohl noch vorher? Meine Addresse ist hier, bey der verwittweten Pröbstin Boie. Ich hoffe, daß ich Gerstenberg mit nach Hamb. bringen werde. Den wollen Sie doch auch wohl kennen lernen? Hier sizt mir ein kleines Mädchen[4]) zur Seite, die mir leise zuflüstert, Ihnen zu sagen, daß ihr Ihre Epistel auch gefiele. Auch einen Gruß, liebes Mädchen? „Nein, das schickt sich wohl nicht." Also keinen Gruß, lieber Göckingk! Aber von mir einen freundschaftlichen Händedruck.

Voß.

4.

Voß an Göckingk.

Wandsbeck, d. 17 Febr. 1777.

Mein lieber Freund,

Zuförderst meinen Dank u. brüderlichen Handschlag für Ihren offenherzigen Brief. Ich habe lange nachgedacht, wie ich Bohnen[5]) zur Erhöhung des Honorars

---

[1]) 1775 wurde in Gotha, nachdem die Seylersche Truppe 1774 von Weimar dorthin übergesiedelt war, eine stehende Hofbühne errichtet, die sich aus dem Kern der Seylerschen Gesellschaft mit Ekhof an der Spitze zusammensetzte, und für die — zum ersten Male in Deutschland — ein Hof bis ins einzelne Sorge trug, vgl. Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Leipzig 1848 ff., Band 2, S. 255 f.

[2]) Die Veranlassung zur Reise nach Flensburg war der Tod von Voßens Schwiegervater, dem Hauptpastor von St. Nicolai in Flensburg, J. Friedrich Boie, der am 11. April 1776 gestorben war. Voß fertigte in dieser Zeit einen Katalog der reichen Bibliothek des Verstorbenen an, die bald unter den Hammer kam (Herbst, Joh. Heinrich Voß 1, 194 f.).

[3]) Vgl. Anmerkung 2 zum ersten Briefe.

[4]) Das „kleine Mädchen" ist Ernestine Boie, Voßens Braut.

[5]) Bohn ist der Hamburger Verleger des von Voß herausgegebenen Musenalmanachs. Voß hatte Göckingk, dem bisherigen Herausgeber des bei Dieterich

bewegen könnte, ohne Ihr Geheimniß zu verrathen; allein ich fand, daß er nothwendig darum wißen mußte; und sein Character, sein eignes Intereße, Dietrichen nicht die Augen zu öffnen, und die Art seines Versprechens, wovon ich Ihnen, wenn Sie kein Maurer sind, keinen Begriff machen kann, bürgen mir seine Verschwiegenheit. Ich drang darauf, daß er Ihnen 150 ℛ Cd. geben sollte, und stellte ihm sehr lebhaft vor, wie sehr der Absaz unsers Alm. durch die Zerstörung seines furchtbaren Nebenbuhlers steigen würde, und wie leicht er diesen kleinen Überschuß wieder bekommen müßte. Aber 550 ℛ für ein Büchelchen, das noch außerdem so viele Kosten erfordert, schien ihm zu theuer, und nach langem und reiflichem Erwägen der Sache hat er mir endlich aufgetragen, Ihnen für 1779. 100 ℛ Gold (er weiß nicht anders als daß Sie 150 fodern) zu bieten, und dabey auf seine Ehrlichkeit zu versprechen, daß er die folgenden Jahre, nach dem Verhältniße des Absazes, diesen Gehalt erhöhen wollte. Nur bäte er, daß Sie sich in der Vorrede zum nächsten D. Alm. von der fernern Besorgung deßelben lossagten, und ihm Ihre guten Mitarbeiter erhielten. Ich schreibe das leztere nur, weil es mir aufgetragen ist.

Es thut mir leid, lieber Göckingk, daß Sie, wenigstens das erste Jahr, meinethalben 50, vielleicht 100 ℛ, aufopfern sollen. Ich wünschte, Ihnen von meinen 400 ℛ — aber das ist Schnickschnack, was man thun wollte; dafür ein Wort, was man thun will! Sobald ich ein Amt habe, theilen wir das Honorar.

Ich freue mich über die herrlichen Aussichten dieser Verbindung. Durch Ihre Hülfe kann ich jährlich eine Sammlung liefern, die es mit den beßten in Deutschland aufnimt. Denn unter uns, was ist die lyrische Blumenlese? Sie haben eine gewiße Beysteuer zu Ihren Einkünften, die ohne Zweifel das nächste Jahr steigen wird; u. ich kann bis auf meine Beförderung als ein freyer Mann leben, und vielleicht noch dieß Jahr meine Ernestine heyrathen, wenn ich Stolbergs Homer, der mir geschenkt ist gut verkaufe. O Bruder, an mein Herz möchte ich Sie drücken! Wie machen wirs, daß wir uns sehen, um uns mit einander zu freuen, und uns ewige Freundschaft zu schwören?

Die Hamburger[1]) haben meine Gelehrsamkeit in allen Ehren gelaßen, aber einem jungen Menschen, der solche garstige Verse herausgiebt, und sogar den alten Vater Luther in seine Saufgelage ziehn will, konnten sie doch das Conrectorat nicht anvertraun. Troz Heynens Empfehlung, der Fürsprache aller Angesehnen in Hamburg, und der lebhaften Rede des D. Friederici, des einzigen würdigen Hauptpredigers, vor der Wahl, bin ich nicht einmal unter die wahlfähigen Candidaten gesezt worden. So strikt hält man hier auf Reinigkeit der Lehre!

---

erscheinenden Göttinger Musenalmanachs, um die Göttinger Konkurrenz wegzuräumen oder wenigstens zu schwächen, den Antrag gemacht, seine dortigen Verpflichtungen zu lösen und Mitredakteur des Bohnschen Almanachs zu werden. Göckingk nahm an unter den Bedingungen, wie sie im obigen Briefe geschildert sind. Der ganze Plan drohte freilich zu scheitern, als Bürger, der Not gehorchend, die Redaktion des Dieterichschen Almanachs übernahm, vgl. Herbst a. a. O. 1, 177 ff.

[1]) Die Bewerbung um das Hamburger Konrektorat wurde Ende 1776 von Voß und seinem Hamburger Freundeskreis sehr eifrig betrieben. Der Göttinger Philolog Heyne hatte ein glänzendes Zeugnis geschickt, aber der Senior und die Hauptpastoren wirkten mit dem Rektor der Schule gegen ihn, und so konnte ihm auch die warme Fürsprache des Hamburger Pastors Friederici nichts helfen. Die Majorität war gegen ihn, und man sagte ihm gerade heraus, er sei nicht geeignet, weil er so jung aussehe und nur von Wein und Liebe zu singen wisse. Man machte ihm zum schweren Vorwurf, daß er im Almanach von 1776 den Vers: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang ꝛc.“ Luther untergeschoben habe.

Wenn Sie Ihre übrigen Beyträger nur festhalten können; Henslern[1]) kenn ich persönlich. Unsre Sicherheit erforderts durchaus, daß wir D. die ersten Jahre alle nur erträglichen Verse abschneiden, wenn wir auch selbst oft einem schlechtern Gedichte die Rolle eines beßern aufopfern sollten. Freylich hat diese politische Regel auch ihre Schranken. Sizen wir erst einmal fest, so hört sie ganz auf. Die sich bezahlen laßen, brauchten wir nur das erste Jahr zu schonen; das zweyte werden sie (wofern sie sind, was sie seyn sollen) schon durch die Güte unsers und die Armseligkeit des D. Alm. in Pflichten gehalten werden. Verzeihn Sie mir die kleine Pralerey, sie gründet sich auf die Hülfe meines Freundes.

Wegen der Auswahl haben wir uns wenig zu sagen, weil unser beyder Geschmack nicht einseitig zu seyn scheint. Aber eins muß ich doch fragen. Hab ich die Freyheit, von Ihren Hülfsvölkern alsdann, wenn der obige Fall des Ueberlaufens nicht zu befürchten ist, und ich meine Armee an sich schon stark genug glaube, die schwächlichsten zu reduciren? Wenns die Zeit leidet, werde ich auch dieß nie thun, ohne mit Ihnen darüber zu rathschlagen.

Darf ich Ernestinens Mutter von unsrer Verbindung sagen, wenn sie mir ihre Tochter so nicht geben will? Antworten Sie, Nantchen.[2])

Ich danke für Ihre Bereitwilligkeit, mir Beyträge von sich u. dem edlen Weibe[3]) zu geben. Wo was musikalisches dabey ist, so schicken Sies bald.

Ostern, ach Göckingk! dann reise ich wieder zu meinem Mädchen! Der Winter ist auch so lang, seit Claudius weg ist. Welch ein Frühling auf den Winter! Ihre Grüße hab ich bestellt, und die Dirne grüßt recht treuherzig wieder.

Ich umarme Sie, u. bin ganz der Ihrige

Voß.

5.

Voß an Göckingk.

Otterndorf, d. 14. Febr. 1780.

Mein lieber Göckingk,

Bohn hat mir endlich, und wider Vermuthen sehr artig, geantwortet, daß er den Almanach für 300 ℔ behalten wolte, weil er nur 3500 Stück druckte. Käme er wieder auf 4000, so wolle er etwas zulegen. Sonst möchten wir thun, was uns das Beßte schiene. Ich denke, wir bleiben bei ihm; denn ich weiß Niemand, der uns noch so viele heile Haut laßen würde, als uns dieser läßt. Aber antwortet mir bald.

Subscribenten auf Eure Gedichte:[4]) 1) Advocat Hailmann und 2) Rektor Voß. — Meine Kommißionäre in Harburg, Brunsbüttel u. Stade haben mir noch nicht geantwortet, antworten vielleicht auch gar nicht, so wie mir die meisten meiner eignen Kollektöre nicht antworten.

---

[1]) Peter Wilhelm Hensler, der Epigrammendichter (1742—1779), Landsyndikus in Stade, ein treuer Freund Voßens. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien Altona 1782, herausgegeben von seinem Bruder, dem Altonaer Arzte.

[2]) Nantchen ist Ferninande geb. Bopel, die erste Frau Göckingks. Sie war eine bekannte Persönlichkeit in dem Göttinger und Halberstädter Dichterkreise. Aus dem Liebesbriefwechsel zwischen ihr und Göckingk waren die „Liede zweier Liebenden" hervorgegangen.

[3]) Unter dem „edlen Weibe" ist wieder Ferdinande Göckingk zu verstehen.

[4]) Göckingk, Gedichte, Leipzig 1780—1782, 3 Bände.

Ich habe jetzt mit Gott u. Ehren 120 Subscribenten,[1]) und will 1000 haben, ehe ich drucken laße, und wenns auch gar dabei bleibt. Ich wil den Termin, mit Anzeigung meines Entschlußes zum zweitenmal bis Pfingsten verlängern, und habe um den gelehrten Herrn etwas zu riechen zu geben (mit den Ungelehrten ist doch nichts anzufangen) ein Paar bunte Anmerkungen an Lichtenberg und Boie zur Bekanntmachung geschickt.

Übrigens ficht mich der Geist des Unmuts so wenig an, daß mich neulich sogar Herr Apollon zum erstenmal in diesem Nebellande besucht, u. mir eine saubre Dedikation der Odüßee in Hexametern an Bruder Stolberg, und eine Schnurre für das Almanächle eingegeben hat.

Wie gehts, Freund? Wir sehn uns doch im Mai in Hamburg und Wandsbeck, wo die Nachtigallen singen, und dann begleitet Ihr mich nach Otterndorf, wo seit Erschaffung der Welt noch keine gesungen hat? — Von Quedlinburg habe ich noch nichts weiter vernommen, nicht einmal ob Hergt wirklich todt sei.

Den Rezensenten in der Bibl.,[2]) der mich in dem neusten Stück mit seinem Unflat geworfen hat, habe ich zum zweitenmal mit aller Gelaßenheit verhört,[3]) daß er sich wohl zu seinem seligen Ende bereiten wird.

Schickt mir doch Euer Bildniß, das Griser gestochen haben sol.

Noch eins, was ich immer vergeßen habe. Wen meint Ihr mit dem Genie, den Ihr im Alm. reden laßt? Der Schweizer Kaufmann[4]) kan sich vieles zuziehn; aber dem hättet Ihr doch mit mehr Schonung begegnet, wenn Ihr ihn so gut kenntet, als ich, den er auf der letzten Reise nach Groß-Vielen begleitete. Lavater verdient eigentlich, seiner Fehler wegen gezüchtigt zu werden, denn der hatte ihm den Kopf verrückt, und auch, wider sein Wißen, das berüchtigte Allerlei[5]) aus freundschaftlichen Briefen zusammengestoppelt.

Gibt Nante nichts in den nächsten Almanach? Und warum habt Ihr euch wegen der versprochenen Ehrlieder bedacht?

Heinrich ist ein Bube. Er wil gar des Nachts nicht schlafen, sondern beständig schäkern u. lachen. Weinen ist seine Sache zwar nicht; aber Ernestine hat sich schon ganz krank gewacht. Fritz ist desto artiger, u. hat schon den Mund voller Zähne. Grüßt die Eurigen, u. schreibt bald wieder.

Voß.

---

[1]) Bezieht sich auf Voßens Übersetzung der Odyssee, die 1781 erschien.

[2]) Ein anonymer Rezensent in Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek. (Professor Köhler in Berlin) wollte Bodmers Homer höher bewerten, als Stolbergs deutsche Ilias, und Voß stellte ihn dafür zur Rede, vgl. Herbst a. a. O. 1, S. 242.

[3]) Voß hat drei solcher sogenannten „Verhöre" geschrieben.

[4]) Christoph Kaufmann, der bekannte Apostel der Geniezeit, auch „Gottes Spürhund" genannt, der eine Zeitlang in verschiedenen Städten Deutschlands, auch in Weimar, Gastrollen gab. Goethe erkannte ihn bald, und auch Lavater, der ihn früher in den Himmel erhoben hatte, mußte zugeben, daß er ein Abenteurer sei. Voß aber, den er im Herbst 1777 auf einer Reise nach Mecklenburg begleitet hatte (in Groß-Vielen wohnten Voßens Eltern), konnte sich, wie der vorliegende Brief beweist, dem Eindruck seiner Persönlichkeit noch immer nicht ganz entziehen.

[5]) „Allerley gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer. Herausgegeben von Einem Reisenden E. U. K. Erstes Bändchen", Frankfurt und Leipzig 1776. E. U. K. wird auf „Ehrmann und Kaufmann" gedeutet. Der Plan und der Titel scheinen Kaufmann anzugehören. Der Inhalt ist von Lavater und Pfenninger, die Anordnung wohl von Ehrmann, vgl. Düntzer, Christof Kaufmann, Leipzig 1882, S. 64.

6.

Voß an Göckingk.

Eutin, d. 14 Oct. 1784.

Eh ichs wieder vergeße, Freund; in dem Neujahrsliede soll der lezte Vers also heißen:

Auf, Brüder, frohes Mutes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut ist, findet gutes
Im Leben und im Tod.
Dort sammeln wir uns wieder pp.

Schulz,[1]) der heute vor 14 Tagen von hier reiste, u. mich beinahe 3 Wochen durch seinen Umfang erfreut hat, wird Euch die Melodie bald schicken. Warum aber habt Ihr die Last auf Euch gebürdet, alle Monate ein Lied zu geben? Euer Journal würde sich doch schon erhalten haben; u. — ich erschrecke, wenn ich alle Monate ein Lied schicken müßte. Wieland hat sich den Seckendorf,[2]) wie einen spiritus fam. angeschafft; so einen Kobolt müßtet Ihr auch haben. Mich deucht, wenn nur zuweilen, wie im Museo, ein Lied erscheint; so ist man geneigter, es für etwas außerordentliches zu halten.

Glück, Glück zu dem runden Leibe. Ich bin Amalien,[3]) nach Schulzens Beschreibung, noch mehr gut geworden, als ichs schon vorher war. Bringt sie doch einmal her, daz ic si ankaffen helfe, das minnecliche wib. Euer Herzog, bleibt ers, oder ist das Gerücht wahr? Und kann er Euch nicht vorher noch zu einer Woywodschaft, oder so was verhelfen, wo Ihr mich mitnehmen könntet? Die Elisa hat Stolberg im Bade kennen gelernt. Ich bin ihr noch ein Blatt zu ihrem Stammb. schuldig, das ich schon in Otternd. beschreiben sollte u. verlor.

Alle Welt frägt mich: Was sind das vor Güter, die G. auf dem Titel seines Journals nennt? u. warum nennt er sie? wird nun der andre die seinigen auch nennen? Ich dachte, Schulz sollte mir in dieser dunkeln Sache ein Licht anzünden. Aber der ist so dumm, als ich selbst.

Was gilts, Ihr habt Eure Almanache wieder nicht erhalten, u. auch nicht gefodert? Ich frage heute Bohn. Gleim, Fischer,[4]) Schmidt[5] u. Bürde[6]) grüßt herzlich von mir. An Pfeffel, dem Ihr seine 2 Ex. ja wohl mit dem Journale zuschicken könnt, will ich selbst ein paar Worte schreiben, die Ihr beifügen werdet.

Ich bin noch mit der Ausbesserung meiner Gedichte[7]) beschäftigt. Gut, daß das meiste schon vorgearbeitet war. Viele Pränumeranten erwarte ich aber nicht;

---

[1]) Abraham J. Peter Schulz (vgl. auch den Schluß des Briefes), der bekannte Kapellmeister (1747—1800) und Freund Voßens, der durch seine Kompositionen viel zur Verbreitung der Lieder des Dichters beitrug.

[2]) Karl Siegm. Freiherr von Seckendorf, seit 1775 in Weimar. Er hat „Volks- und andere Lieder" mit Begleitung des Fortepiano in Musik gesetzt und 1779—1782 erscheinen lassen.

[3]) Amalie ist die zweite Frau Göckingks, die jüngere Schwester von Ferdinande, die er 1782, ein Jahr nach dem Tode der ersten Frau, heiratete.

[4]) Wohl der Rektor Fischer in Halberstadt (vgl. Herbst a. a. O. S. 161, 198), der Beiträge zum Musenalmanach lieferte.

[5]) Klamer Schmidt, der Halberstädter Freund Voßens.

[6]) Sam. G. Bürde, der Liederdichter (1753—1831).

[7]) Der erste Band der „Gedichte von Johann Heinrich Voß" erschien 1785 in Hamburg bei B. G. Hoffmann. Nur 396 Pränumeranten hatten sich eingefunden, vgl. Herbst a. a. O. 2, 1, 193.

das deutsche Publicum liebt bekanntlich keine Verse, u. jetzt werden ihm noch dazu so viele hineingewürgt, daß es bei dem Namen Gedichte schon zusammenschrickt, um mit Bürger zu reden. Vater Gleim ist auch diesmal, wie bei der Odüßee, mit seinem Pfennig zuerst erschienen.

Lebt wohl, mein wackrer Gökingk, und ärgert Euch nicht, wenns anders geht, als es sollte. Ernestine mit dem runden Leibe grüßt. Wenns ein Junge wird, so ist beschlossen, daß er zur Strafe Abraham heißen soll, nach Abraham Schulz. Aber es wird ja wohl endlich ein Mädchen werden.[1]) Gott befohlen.

Voß.

7.

J. G. Jacobi an Göckingk.[2])

Emmendingen, d. 11ten Septemb. 1786.

Seyn Sie versichert, daß es mir in der Seele weh that, Ihren lieben, freundlichen Brief nicht gleich beantworten zu können. Ich erhielt ihn gerade zu einer Zeit, wo es, meiner Geschäfte wegen, mir am wenigsten möglich war. Dennoch sucht' ich unter meinen Papieren etwas für Ihren Musen-Almanach;[3]) fand aber nicht das mindeste. Seit meiner Ankunft in Freyburg hat meine Dichter-Laune mich ganz verlaßen; u. mein Bruder hatte nicht Unrecht, als er mir neulich schrieb, ich wäre von dem Pegasus gar unsanft in den Catheder gefallen.[4]) In der That ist es um das Catheder-Wesen[5]) für einen Dichter ein etwas mißliches Ding; weswegen ich den guten Voß nicht genug bewundern kann, der sich vom Schulstaube seine Leyer niemahls verstimmen läßt. Die meinige ist so iämmerlich davon zugerichtet, daß ich sie schwerlich wieder in Stand bringen werde. Hauptsächlich ist es mir leid um meinen Orpheus,[6]) ein Singspiel von Vier Aufzügen, wozu der Plan ganz fertig liegt, und ein Paar Scenen bereits versificiert sind. Dieses Werk mögt' ich wenigstens noch vollenden.

Um Sie von demienigen zu überzeugen, was ich gesagt habe, leg' ich meine letzten Verse bey. Sie waren eigentlich für einen Masken-Tanz gemacht, welcher nachher in ein Theater-Ballet umgeändert wurde. Nur wenig Exemplare sind ausgetheilt worden; die übrigen hab' ich dem Genius des Schönen, als etwas das er nicht gut heißen konnte, aufgeopfert.

Sollte meine Begeisterung, wie ich es kaum hoffe, wiederkommen; so wünsche ich mir keine beßere Lage, als die ietzige. Niemand in der ganzen Monarchie ist unabhängiger, als wir Professoren, so'ald wir es seyn wollen. Übrigens hat keiner von meinen Collegen mir noch einen mißvergnügten Augenblick gemacht; im Gegentheil kommen alle mit Liebe und Gefälligkeit mir, bey

---

[1]) Die Hoffnung auf ein Mädchen erfüllte sich nicht. Am 12. Februar 1785 wurde dem Ehepaar Voß ein Knabe geboren, der vierte in der Reihe, und er erhielt tatsächlich nach seinem Paten, dem Kapellmeister Schulz den Rufnamen Abraham, wie Voß es vorherbestimmt hatte. Bei dieser Vierzahl der Knaben hatte es sein Bewenden, ein Mädchen blieb den Eltern versagt.

[2]) Von Abekens Hand steht am oberen Rande der ersten Seite: „An Göckingk." Dies ergibt sich auch aus dem Inhalt.

[3]) Der Bohnsche Musenalmanach ist gemeint, den Göckingk 1780—1788 (mit Voß) herausgab.

[4]) Jacobi war seit 1784 Professor der schönen Wissenschaften in Freiburg i. Br.

[5]) Für „Catheder-Wesen" im Original verschrieben: „Cather-Wesen."

[6]) Jacobis „Tod des Orpheus" erschien 1790.

ieder Gelegenheit, zuvor; u. Männer mit grauen Haaren machen oft durch ihr bescheidnes Nachgeben mich beschämt. Insonderheit rührte mich ihr Betragen zu der Zeit, da man in verschiednen Zeitungen die Nachricht ausstreute, daß die Freyburger mich verfolgten. Nicht Einer, weder von meinen Collegen, noch von andern, hatte deßfalls den mindesten Argwohn gegen mich; sondern alle sagten, wie aus einem Munde: »Jacobi kann nicht schuld daran seyn; er muß wißen, daß wir ihn lieben. Auch verdoppelten sie ihre Gefälligkeit, gleich als wollten sie über ienen mir höchst unangenehmen Artikel mich trösten. Von meinen Schülern kann ich daßelbe rühmen. Ich bin ihrer Achtung u. Liebe, u. ihres Zutrauens gewiß. Alles dieses erzähl' ich Ihnen, nicht nur weil ich weiß, daß Sie Theil daran nehmen; sondern auch, weil ichs den Freyburgern schuldig zu seyn glaube.

Über Ihren Entschluß, Ihrem Vaterlande getreu zu bleiben, hab' ich mich sehr gefreut, u. noch mehr über die Hoffnung, die Sie haben, an Ihrem Geburts-Ort, unter den guten Halberstädtern[1]) zu wohnen, deren ich nicht anders, als mit inniger Liebe, und mit einer Art von Heimweh, mich erinnere. Vater Gleim schrieb mir vor einigen Monathen; aber seitdem nicht wieder. Die Anekdote von dem geerbten Hute des Königs gefällt mir. Schloßer und ich haben um den großen König von ganzem Herzen getrauert, u. trauren noch um ihn, wie denn billig alle Deutsche sein Grab segnen sollten für das letzte große Werk, mit welchem er seine Thaten so herrlich gecrönt hat. Gebe Gott, daß sein Nachfolger es fortsetze!

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich eingedenk

Ihres

J. G. Jacobi.

8.

Gleim an Göckingk.[2])

Halberstadt den 16ten May 1789.

Ists wahr, mein theuerster Freund, daß unser Möser[3]) zu Ihnen kommen wird? wie das Gerücht hier geht; und wann kommt er? Ich würde mich grämen, wenn ich eben nicht zu Hause wäre,[4]) darum bitt' ich meinen lieben alten treuen Freund um gütige Benachrichtigung —

In diesem schönen May wollt ich meinen lieben Friederici[5]) überfallen, gestern Abend noch wars mein vester Vorsatz, der Himmel weiß, warum ich an deßen Ausführung, nun schon zum dritten mahl gehindert werde?

Möcht indeß so herzlich gern von dem Befinden meines liebsten Freundes einmahl wieder etwas hören — darum bitt ich um ein Paar Zeilen.

---

[1]) Wenn Göckingk hier als Halberstädter angesprochen wird, so ist dies nicht ganz genau: er war vielmehr in Gröningen bei Halberstadt geboren.

[2]) Von Abekens Hand steht am oberen Rande der ersten Seite: „An Göckingk."

[3]) Justus Moeser, der berühmte Verfasser der „Patriotischen Phantasien". Seine Werke sind von Bernhard Rudolf Abeken in 10 Bänden 1842—1844 herausgegeben. Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist von der Berliner Akademie geplant.

[4]) Göckingk war seit 1788 Land- und Steuerrat in Wernigerode, also ein Nachbar Gleims.

[5]) Wer mit Friederici gemeint ist weiß ich nicht. Oder wäre an den früheren Hamburger Hauptpastor, den Freund und Gönner Voßens bei seiner Bewerbung um das Hamburger Konrektorat zu denken?

Zu meinem gewöhnlichen Geburtstagsfeste dieses Jahres hätt' ich ihn eingeladen, wäre nicht die Gesellschaft an demselben so groß bereits gewesen, daß ich glauben mußte, mein lieber alter würde sich nicht wohl befinden, in solchem Geräusch —

Hier mein theurer, ein Paar gedruckte Gedichte zum Andenken deßelben! Der geschriebenen waren so viele, so schöne, daß der alte Siebzigjährige Festmann[1]) nicht wenig beschämt werden mußte!

Leben Sie wohl, mein theurer, und sorgen Sie, wie ich, daß wir in diesem Leben noch oft uns sehn, meine Nichten empfehlen sich, ich bin von ganzem Herzen

Ihr

alter treuer

Gleim.

Sie versprachen mir einmahl die Briefe Freund Mösers, geschrieben an sie (sic), im siebenjährigen Kriege — Weil ich von dieser Zeit alles izt zusamensuche, so machten sie mit denselben mir ein angenehmes Geschenk, nur zum Durchlesen allenfalls — Sie könen als Documente zur Geschichte der wichtigsten Zeit sehr nüzlich verwendet werden. Schade, wenn sie nicht in die rechten Hände geriethen.

Die Gräfin von Flandern.

Von Monty Jacobs in Berlin.

Unter Schillers dramatischen Fragmenten steht „Die Gräfin von Flandern" völlig isoliert da. Im Briefwechsel des Dichters hat der Entwurf keine Spuren hinterlassen und auch sein Kalender bietet als Ausbeute allein den Vermerk vom 4. Juli 1801 „Plan zur Gräfin von Flandern vorgenommen". Die im Text verzeichnete Schauspielerliste weist in den Winter 1803—1804, so daß also ein spätes Wiederauftauchen des Planes bezeugt ist. Eine sichere zeitliche Begrenzung der Arbeit ist mit diesen beiden kargen Notizen naturgemäß nicht gegeben. Auch die Quellen des Dramas sind uns nicht bekannt. Denn der Name Tressan, der in der Handschrift erscheint, gibt nur einen Hinweis auf die allgemeine poetische Atmosphäre des Werkes. Eine nachweisbare Benutzung der Ritterromane hat, wie Gustav Kettner feststellte, nicht stattgefunden. Dieser erprobte Kenner der Schillerfragmente reiht den Entwurf wegen seines romantischen Charakters und aus Mangel an anderen Anhaltspunkten an die „Jungfrau von Orléans", in Übereinstimmung mit dem Datum der Kalendernotiz.

Im Widerspruch dazu möchte ich das Fragment enger an ein anderes Schillersches Drama knüpfen. Dadurch wird seine Isolierung

---

[1]) Gleim war am 2. April 1789 siebzig Jahre alt geworden.

ein wenig gemildert, ohne daß von der Auffindung einer eigentlichen Quelle die Rede sein kann. Denn die Fabel vom verarmten Edelknaben, der durch Kriegsruhm die Hand seiner Prinzessin gewinnt, bedarf als Gemeingut der Märchenphantasie keines Stammbaumes. Aber die soziale und kulturelle Situation, aus der sich diese Fabel entwickelt, scheint von historischen Vorgängen abhängig. Historische Vorgänge, die Schiller bei den Vorstudien zur „Maria Stuart" aufs genaueste kennen lernte. An die junge Königin Elisabeth und ihre Freier knüpfen sich die Assoziationen, die dem Dichter beim Schaffen des Entwurfes bewußt werden.

Von einer jungfräulichen Regentin erzählt das Fragment, die aus Gründen der Staatsraison zur Wahl eines Gatten gezwungen werden soll. Mit List und Gewandtheit weiß sie der Entscheidung auszuweichen, indem sie einen Bewerber gegen den anderen ausspielt und alle gleichermaßen hinhält. Ein mächtiger Fürst, der zu den Abgelehnten gehört, verliert die Geduld und bedroht das Land durch einen Kriegszug. Unvermutet wird die Gefahr abgewendet: eine gewaltige Niederlage setzt mit einem Schlage dem Vordringen des Feindes ein Ende.

Alle diese Motive boten sich in den Schriften der Historiker Camden, Hume, Rapin de Thoyras, am bequemsten in Archenholz' Aufsatz „Geschichte der Königin Elisabeth von England" (Historischer Calender für Damen für das Jahr 1790) Schillers Blicken dar. Doch nicht bloß in allgemeinen Grundzügen war hier die Anfangssituation der „Gräfin von Flandern" gegeben. Bis in Einzelheiten der Gruppierung, bis in die Benennung und Charakterisierung der Personen hinein lassen sich die Reminiscenzen der historischen Lektüre verfolgen. Unter Elisabeths Freiern scheiden die Chronisten von vornherein zwei Gruppen: die ausländischen Prinzen und die einheimischen Barone, die sich vom Untertan zum Gemahl ihrer Fürstin emporschwingen möchten. Spanisch-österreichische, französische Königssöhne, der Prinz Erich von Schweden werben um sie. Aber auch schottische und englische Große wie die Grafen von Arran und von Arundel.

Von der Gräfin von Flandern aber heißt es: „vier mächtige Freier machen Ansprüche auf sie; unter diesen sind zwei fremde Prinzen und zwei ihrer vornehmsten Vasallen." (Im weiteren Verlauf der Konzeption ist von fünf Nebenbuhlern um die Gunst der Regentin die Rede.) Wohl nur ein Zufall läßt die Namen Arran und Arundel dem Titel des Vasallen ähneln, den Schiller nach einem bekannten rheinisch-flandrischen Adelsgeschlecht Graf von Aremberg nennt. Desto deutlicher weisen die Namen der ausländischen Freier auf das historische Urbild. Auch hier ein spanischer, ein fran-

zösischer Prinz, vor allem aber in wörtlicher Übereinstimmung der Prinz Erich von Gotland.

Nicht bloß sein Name, auch seine Wesensart stammt aus der geschichtlichen Tradition. Bei Schiller ist er der „lächerliche Freier", über dessen „Albernheit" und „Dummheit" der ganze Hof lacht. Seine „krasse Unwissenheit" macht ihn zur Zielscheibe wohlfeiler Späße seiner Mitbewerber. Seine „Sottisen" nehmen sogar zuweilen einen lebensgefährlichen Charakter an. Denn gleich zu Anfang des Entwurfes macht eine seiner „abgeschmackten Maskeraden" das Jagdpferd der Gräfin scheu. „Bald kam sie uns nicht lebend mehr zurück," heißt es in einer der wenigen ausgeführten Verszeilen.

Diese Figur des Erich von Gotland beruht schwerlich, wie Kettner (Schillers Werke, Säkularausgabe 8, 350) meint, auf freier Erfindung. Denn der Prinz Erich von Schweden, dessen offizieller Titel später König der Schweden, Gothen, Wenden usw. lautet, erscheint schon in Schillers Quellen im gleichen Lichte eines täppischen Barbaren. Ein späterer Betrachter nennt ihn „im Elisabethischen Freierkonzert den kläglichsten aller betrogenen Betrüger". Doch bereits Archenholz und Pufendorf erzählen von den närrischen Streichen des hereditär belasteten Prinzen, der als Gustav Wasas Sohn und Nachfolger Erich XIV. ein tragisches, nach vielen deutschen Vorgängern auch von Strindberg dichterisch verklärtes Ende fand. Unter allen Freiern Elisabeths ist er als Kronprinz wie als König der zudringlichste. Sein Bruder, sein Kanzler, seine Gesandten bringen ihm als Brautwerber Korb nach Korb heim. Zweimal rüstet er sich selbst zur Fahrt nach England, um in beiden Fällen durch Zufallsverkettungen zum Aufgeben der pompös inszenierten Reise gezwungen zu werden. Seine Gesandten dienen zum Spott der englischen Höflinge, die sie stundenlang antichambrieren lassen. Er selbst wird von Elisabeth „dieser barbarische König von Schweden" genannt. Die Tragikomik seiner Erscheinung wird durch die Tatsache gesteigert, daß er den robusten Sitten seines Jahrhunderts gemäß gleichzeitig zwei oder drei Fürstinnen Heiratsanträge macht und daß er sich jedesmal bei diesen allzu vorurteilsfreien Praktiken erwischen läßt. So fängt sein Feind, der dänische König, einen seiner Liebesbriefe an Elisabeth auf und schickt ihn dem Landgrafen von Hessen, um dessen Tochter sich Erich zur selben Zeit bewirbt. Ebenso kommt Elisabeth dahinter, daß sich ihr beharrlichster Freier in aller Stille auch bei Maria Stuart einen Korb geholt hat. Zwar schrieb er ihr, wie Archenholz erzählt, „einen sehr zärtlichen Brief in kriechenden Ausdrücken und erklärte sein Ansuchen bey der Maria für grobe Verleumdung. Elisabeth brauchte jedoch keine weiteren Beweise seines Betragens, und machte auf einmal allen Unterhandlungen mit ihm ein Ende".

Der „lächerliche Freier" Schillers, in dessen Gesellschaft auch einmal, wie bei Pufendorf, sein Gouverneur auftaucht, trägt wohl kaum zufällig den Namen dieses abgeblitzten Bewerbers um Elisabeths Hand. Nicht in der „Gräfin von Flandern" allein erscheint der Prinz. Auch im Warbeck-Fragment, das in mehreren Namen des Theaterzettels mit dem Entwurf des Rittermärchens übereinstimmt, tritt er auf. Auch hier wieder als lästiger Freier der jungen Prinzessin Adelaide, die Warbecks Tyrannin, Herzogin Margareta, zur Ehe zwingen will. Auch hier wird er der „dumme Erich" genannt. Obendrein erscheint er als dünkelhafter, feiger und zynischer Intrigant, den seine Auserwählte stets den „Verhaßten" nennt:

Erich: Sagt's nur heraus, daß wir Euch nicht gefallen.
Adelaide: Das wißt Ihr, und Ihr werbt um meine Hand.

Nach Kettners Annahme (Säkularausgabe 8, 114) wendet sich Schiller im Sommer 1801 zur „Gräfin von Flandern", indem er für den Augenblick völlig auf den Warbeckplan verzichtet, dessen erstes Aufdämmern er in einem Brief an Goethe vom 20. August 1799 meldet. Als Zeichen dieser Resignation seien die Namen und Gestalten aus dem älteren Entwurf in den jüngeren übergegangen. In Wahrheit aber wissen wir nicht, ob die „Gräfin von Flandern" wirklich als der jüngere Plan anzusehen ist. Denn der einzige Anhaltspunkt, der Kalendervermerk vom 4. Juli 1801 „Plan zur Gräfin von Flandern vorgenommen", bedeutet nicht ohne weiteres den Anfangstermin der Arbeit. Im April 1799 beginnt, nach Schillers eigener Angabe, sein nach langjähriger Unterbrechung erneutes Quellenstudium zur „Maria Stuart". Ebenso wie er sich in diesem der englischen Geschichte geweihten Sommer den Warbeckstoff vermerkte, mag er auch um dieselbe Zeit begonnen haben, die Gestalten Elisabeths und ihrer Freier phantastisch zum Märchen umzubilden. Die engere Beziehung des Prinzen Erich zu seinem historischen Urbild in der „Gräfin von Flandern" würde dann dafür sprechen, daß dieser Entwurf früher als das Warbeckfragment konzipiert sei. Beide Probleme treten dann zurück und bevor ihre Neugestaltung, zwei Jahre später, im Kalender verzeichnet wird, erwähnt Schiller ihre Zusammengehörigkeit in einem Brief an Körner (13. Mai 1801), den man wohl als ein Zeugnis für die „Gräfin" ansprechen darf: „Noch habe ich zwey andere Stoffe, die zu ihrer Zeit gewiß auch an die Reihe kommen, aber sich bis jetzt der Form noch nicht haben unterwerfen wollen. Der eine davon ist Warbeck."

Wie man aber auch das Verhältnis der beiden Fragmente zueinander ansehen mag, so scheint die Nachwirkung einer historischen Gestalt zum mindesten auf die „Gräfin von Flandern" wahrscheinlich.

Damit wäre freilich nichts anderes erreicht, als daß der Entwurf aus seiner Isolierung befreit und als eine Absplitterung aus dem Vorstellungskreise der „Maria Stuart" erkannt würde.

„Die pädagogische Provinz" in „W. Meisters Wanderjahren".

Eine Quellenstudie.

Von Dr. Karl Jungmann in Bern.

Die Erziehung des Felix „bildet ein Hauptinteresse der ‚Wanderjahre': er wird in eine Anstalt gebracht, ‚die pädagogische Provinz', wobei vermutlich das Institut Fellenbergs zu Hofwil in der Schweiz vorschwebte", so Scherer in seiner Literaturgeschichte S. 681, und in den Anmerkungen S. 787 fügt er bei, sein Freund F. X. Kraus hätte ihn auf diese mögliche Beziehung aufmerksam gemacht. Worauf sich die „Vermutung" stützt, ist nicht ersichtlich; der Hinweis auf Hempelausgabe 20, 239 und 269 gibt keinen Anhaltspunkt; vielleicht liegt in der Band- oder Seitenangabe ein Druckfehler vor. R. M. Meyer und Bielschowsky haben den Gedanken nicht in ihre Goethemonographien aufgenommen; Creizenach dagegen verfolgt ihn ziemlich ausführlich in seiner Einleitung zu den ‚Wanderjahren' der Cottaschen Jubiläumsausgabe, indessen ohne beweisendes Material beizufügen. Es handelt sich auch für ihn nur um ein „vermutlich"; ja, er drückt sich noch etwas vorsichtiger aus und gibt dem Gedanken eine neue Wendung, wenn er bemerkt: Goethe „dachte dabei wohl an die Tätigkeit der Pädagogen, die damals in der Praxis etwas Ähnliches anstrebten, vor allem an Fellenberg, den Schüler Pestalozzis, der zu Hofwil in Kanton Bern eine solche pädagogische Welt im Kleinen geschaffen hatte". Es ist meine Aufgabe, diese ‚Vermutung' durch eine Prüfung des gesamten Tatsachenmaterials auf ihre Haltbarkeit hin zu prüfen.

I.

1. Kannte Goethe das Hofwiler Unternehmen? „The name of de Fellenberg is familiar to all the civilised nations of Europe and North-America," so lautet der Einleitungssatz eines englischen Berichtes über Hofwil, und Le Comte Louis de Villevieille meldet in seinem 1821 im Auftrage des französischen Minister-

riums verfaßten Berichte,[1]) man gehe nicht in die Schweiz, ohne Hofwil sehen zu wollen, so daß in der guten Jahreszeit täglich 12 bis 15 Besuche angemeldet würden. Von einer Anstalt, die das regste Interesse des Freiherrn von Stein und Wilhelm von Humboldts erregt hat, die von Kaisern und Königen besucht worden ist, die im Schülerverzeichnis 17 Fürstensöhne aufführte,[2]) sollte Goethe nichts gehört haben? Die Frage beantwortet sich wohl von selbst. Weimar war durch intimere Verhältnisse mit Hofwil verbunden. Eine kleinere Fellenbergbiographie[2]) berichtet, auch zwei Söhne des Großherzogs von Weimar seien der Anstalt als Zöglinge anvertraut worden. In einem Briefe Goethes,[3]) Ende April 1817, ist von einem „holden", ihm (Goethe) „in manchem Sinne empfohlenen Kinde" die Rede, das Fellenbergs Leitung übergeben werden sollte. In Goethes Autographen-Sammlung findet sich ein Brief Fellenbergs an den Großherzog Karl August vom 28. März 1817 folgenden Inhalts:[4])

Ew. Königl. Hoheit! uns geschenktes Zutrauen legt uns eine große Verantwortlichkeit auf! Es kömmt dem besonnenen Erzieher, in solch einem Falle, keineswegs als eine leicht zu lösende Aufgabe vor, das ihm anvertraute Kind dahin zu bringen, daß es einst als Mann, des edlen Vaters, des Herrlichen Landesvaters — würdig, der verklärteren Menschheit zugeeignet, dem Vaterlande überlassen werden könne! Wir übernehmen jedoch solche Aufgabe im vollen Vertrauen zu Gottes Beistand, mit dem stärkenden Bewußtsein des entschiedensten Willens, dem großen und heiligen Zwecke, den wir uns vorgesetzt haben, unwandelbar, so lange wir leben, alle unsere Kräfte zu weihen. Wir freuen uns ungemein hoffen zu dürfen Ew. Königl. Hoheit auch einmals als Zeuge unserer ernsten Bestrebungen verehren zu können! Ich habe die Ehre mit tiefer Ehrfurcht und herzlicher Ergebenheit zu verlassen Ew. Königl. Hoheit! gehorsamer Diener

E. v. Fellenberg.

Einige Notizen in Goethes Tagebuch berechtigen zum Schlusse, dies „holde Kind" sei im März 1817 vom Hof-Medicus Rehbein nach Hofwil gebracht worden.[5])

Laut Schülerverzeichnis des Fellenbergschen Institutes[6]) ist im Frühling 1817 Karl August von Heigendorf, Frühling 1818 Karl von Heigendorf in die „wissenschaftliche Schule" eingetreten, und die

---

[1]) Villevieille, Les instituts de Hofwyl. Genève et Paris, 1821; vgl. auch Revue encyclopédique 1825, Extrait d'une lettre de Villevieille.

[2]) Hamm, Emanuel von Fellenbergs Leben und Wirken. Bern, 1845.

[3]) Goethes Werke, Briefe XXVIII, 79.

[4]) Mit Erlaubnis des Goethe-Schiller-Archivs abgedruckt.

[5]) Tagebuch 1817. 15. Februar: Hof-Medicus Rehbein über Lippe, Fellenberg und die Reise. 6. März: Empfehlungsschreiben für Dr. Rehbein. 9. März: Rehbein empfahl sich; heute abreisend. 15. April: Mit Rehbein spazieren gefahren, derselbe zu Tische. Ausführliche Erzählung seiner Reise, Schilderungen von Hofwyl.

[6]) Fellenbergisches Archiv in Hofwil.

beiden weilten in derselben bis 1820. Da diese beiden Weimarer Zöglinge den Namen der geadelten Jagemann tragen, bedürfen diese vereinzelten Notizen keines weiteren Kommentars. Der Großherzog hat denn auch der Einladung Fellenbergs noch im nämlichen Jahre Folge geleistet und „mehrere Tage im Hofwiler Familienkreise geweilt".[1]) Goethe nimmt darauf Bezug, wenn er am 24. September 1817 an Fellenberg schreibt: „Und so will ich denn noch kürzlich hinzufügen, daß unser gnädigster Herr, der Großherzog, gesund und munter und von ihrer Tätigkeit erbaut, zurückgekehrt ist."[2])

Dieser Nebenpfad des Weimarer Hoflebens hatte auch direkte Beziehungen zwischen Goethe und Fellenberg zur Folge.[3]) Ende April 1817 schreibt Goethe einleitungsweise in einem Briefe an Fellenberg: „Von Ihrem Bestreben und Tun, trefflicher, hochgeschätzter Mann, hatte ich leider bisher nur allgemeine, dunkle Vorstellungen. Dem Gange Pestalozzis hatte nicht folgen können; wie der Ihrige sich davon herleitete, übereinstimmend oder abweichend, ward mir noch weniger deutlich. Als nunmehr ein holdes, mir in manchem Sinne empfohlenes Kind Ihrer Leitung übergeben werden sollte, wünschte ich mir endlich auslangende Kenntnis. Diese ward mir glücklicherweise durch Herrn Lippe, welcher, in kurzen Gesprächen, über Ihre Tätigkeit und Gegenstände, höchst erfreuend unterrichtete." „Und nun verdanke ich dem wackern, treuen Rehbein, nach so vielem andern Guten, auch noch einen freien Blick in Ihre Kreise."[4])

---

[1]) Fellenberg, Pädagogische Blätter 1.

[2]) Vgl. Tagebuch 1817. 2. Oktober: „Die Schweizer Gebirgspanoramen vorgezeigt, auch alles Sonstige, was Serenissimus mitgebracht. 3. Oktober: Obrist Tompson. Erzählte von seiner Reise mit Serenissimo, von seinem Abstecher ins Berner-Oberland."

[3]) Das erste der vier mir zur Verfügung stehenden Dokumente dieser Beziehung ist ein Brief Fellenbergs an Goethe vom 28. März 1817, beginnend mit den Worten: „Verehrtester, Sie konnten den Gegensatz, in den sich das Menschengeschlecht in der Schweiz zu ihrer großen Natur bringen lies, auch nicht leiden!" 2c. Aus dem ganzen Tone des Briefes geht hervor, daß die Verbindung damit nicht anhebt. Es muß ein Brief Goethes vorangegangen sein. Möglich wäre allerdings, daß der Brief Fellenbergs Bezug nähme auf die Mitteilungen Rehbeins über Goethes Anschauung, daß Goethe also durch Rehbein oder Lippe zu Fellenberg gesprochen. — Herr Richard von Müller in Hofwil, Inhaber des Fellenberg-Archivs, hat mir dieses bereitwilligst zur Durchsicht zur Verfügung gestellt. Es ist aber leider nicht inventarisiert und aus der Unmasse der vorhandenen Briefe die Goetheschen herauszufinden, war mir leider nicht möglich; die beiden Briefe der Weimarer-Ausgabe 28, 79 und 259, sind nach Konzepten des Goethe-Schiller-Archivs gedruckt. — Herr von Müller besitzt auch eine Goethe-Medaille, laut Familientradition ein Geschenk Goethes an Fellenberg.

[4]) Weimarer-Ausgabe, Briefe 28, 79. In Jena geschrieben, stammt der Brief aus dem nämlichen Monat, da Goethe wegen der von Frau von Heygendorf gewünschten und beim Großherzog durchgesetzten „Hundevorstellung" auf die Leitung des Theaters verzichtete. R. M. Meyer, Goethe 449 f.

Lippe, ein Hofwiler Lehrer, hatte am 14. Februar 1817 anläßlich seiner Rückkehr von seiner Heimat Braunschweig nach Hofwil bei Goethe vorgesprochen und ihm „umständlich die Gegend, die Anstalt usw." beschrieben.[1]) Es ist wohl anzunehmen, daß der Aufenthalt Lippes in Weimar in Zusammenhang steht mit der Unterbringung der beiden Heigendorf in Hofwil. Am 15. April 1817 berichtet Rehbein ausführlich über seine Reise und schildert Hofwil.[2]) Der Name: Fellenberg begegnet uns auch im Tagebuch von 1818 und 1819,[3]) und weiter meldet es, daß ein Sohn Fellenbergs, Wilhelm Fellenberg, im September 1820 zweimal bei Goethe vorgesprochen[4]) und ihm „die menschenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele" gebracht hat.[5]) Dem Briefe vom 5. September 1817 an Goethe hatte Fellenberg auch die 1811 gedruckte „Vorläufige Nachricht über die Erziehungsanstalt für die höheren Stände zu Hofwil bei Bern in der Schweiz" beigelegt. Sie findet sich im Goethe-Schiller-Archiv, das ferner noch handschriftliche Bemerkungen über Fellenbergs pädagogische Grundsätze besitzt,[6]) „von unbekannter Hand" laut Archiv-Bericht. Wenn auch nicht von Fellenberg selbst geschrieben, so atmet das Aktenstück doch Fellenbergs Geist und wird ihm gemäß Form und Inhalt zugeschrieben werden müssen.[7]) Kurz: Goethe war über Fellenbergs Bestrebungen genau orientiert.

Entstehung der „pädagogischen Provinz". Diese bildet einen Teil der Wanderjahre, für deren Entstehung drei Perioden unterschieden werden können. Eine erste, die Jahre 1807—1810

---

[1]) Tagebuch 1817. 14. Februar. — Tag- und Jahreshefte von 1817: „Eine neue Bekanntschaft machte ich an einem Fellenbergischen Gehülfen, namens Lippe, dessen klare Ruhe, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen mir höchst schätzbar entgegentraten, und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut, dem er sich gewidmet hatte, bestärkte."

[2]) Tagebuch 1817, siehe S. 275, Anmerkung 5.

[3]) Tagebuch 1818. 27. Januar, 20. März. — 1819. 20. November: Hofrat Meyer, Bericht über Fellenberg ....

[4]) Tagebuch 1820. 9. September: „Herr von Fellenberg Sohn [Lesart: der 20jährige Wilhelm von Fellenberg]; Unterhaltung über die große Anstalt von Hofwil." 18. September: „Kam der junge Fellenberg. Blieb lange."

[5]) Tag- und Jahreshefte 1820.

[6]) In der Abschrift vier Quartseiten à 18 Zeilen.

[7]) Wir haben es dabei vielleicht mit den im Briefe vom 5. September 1817 versprochenen orientierenden Mitteilungen zu tun. Fellenberg schrieb damals an Goethe: „Es liegt mir ungemein viel daran, Sie in genaue Kenntnis meiner Zwecke und meiner Mittel und des, vermittels ihrer Combination eingeschlagenen Ganzen meiner Anstalten zu setzen; aber ich befinde mich durch den Beifall der Welt, seit einiger Zeit, in einem Gedränge, das mich aller Muße beraubt, bis es gelungen sein wird, noch einige genugtuende Secretairs an mich zu ziehen und in völliger Übereinstimmung mit mir zu sehen."

umfassend. Mai bis August 1807 sind die Geschichte von S. Josef, also die ersten vier Kapitel der Wanderjahre und einige Novellen entstanden, die „alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganzes bilden" sollten.[1]) Eine der Novellen wird dann aus dem Verbande losgelöst und entwickelt sich zum selbständigen Werke, den Wahlverwandtschaften. Der Grundgedanke der Wanderjahre wird aber nicht fallen gelassen; er „bildet sich mehr und mehr aus" und beschäftigt Goethe 1810 „in Stunden, die auf andere Weise nicht benützt werden können".[2]) Volle zehn Jahre wird dann des Werkes nicht mehr gedacht, weder in den Tag- und Jahresheften noch im Tagebuche. Erst 1820 erregt es wieder neuen Anteil,[3]) wird am 29. September durchgesehen und während der Monate Oktober, November und Dezember so weit gefördert, daß 1821 der erste Band der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.[4]) Die dritte Arbeitsperiode umfaßt die Jahre 1826—1829 und schließt mit der Ausgabe der drei Bände ab.

Die „pädagogische Provinz" findet sich schon in der Ausgabe des ersten Bandes von 1821 und hat für die endgültige Ausgabe von 1829 nur unbedeutende Änderungen erfahren: stilistische Änderungen; in der ersten Ausgabe wird zwischen dem ersten und zweiten Aufenthalte Wilhelms in der Provinz ein Jahr gedacht, in der zweiten werden mehrere Jahre hiefür angesetzt;[5]) in der Ausgabe von 1821 werden diese beiden Teile durch zwei, in der Ausgabe von 1829 durch fünf nicht zur „Provinz" gehörende Kapitel getrennt; als Kuriosum mag endlich noch angeführt werden, daß in der ersten Ausgabe zwei Abschnitte mit „Kapitel elf" überschrieben sind. Diese Unterschiede der beiden Ausgaben sind aber doch nur nebensächliche, so daß die Behauptung berechtigt ist, die definitive Redaktion der pädagogischen Provinz finde sich bereits in der Ausgabe von 1821.

---

[1]) Tag- und Jahreshefte 1807. — Bielschowsky, Goethe 2, 514.

[2]) Tag- und Jahreshefte 1810.

[3]) Ebenda 1821.

[4]) Tagebuch 1820. 29. September: Wilhelm Meisters Wanderjahre durchgesehen. Tag- und Jahreshefte 1820: „und förderte den idealen Zusammenhang der Wanderjahre." Ebenda 1821: „ich habe zu erzählen, daß die Wanderjahre neuen Anteil erregten. Ich nahm das Manuscript vor, aus einzelnen zum Teil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinne erscheinen sollten. Es war wenig daran zu tun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß, und ermutigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen, und in der Hälfte Mai beendigt."

[5]) Siehe Bielschowsky 2, 535.

Die „Provinz" scheint aber auch in der zweiten Periode der Entstehung der Wanderjahre, also Winter 1820—1821 entstanden zu sein. Nach zehnjährigem Unterbruche werden die Wanderjahre am 29. September 1820 wieder durchgesehen; am 9. November erscheint zum ersten Mal im Tagebuch der Name: „Pädagogische Provinz" und Mitte Dezember wird sie niedergeschrieben.[1])

Die Gegenüberstellung der beiden Tatsachenreihen, die Beziehungen Goethes zu Hofwil einerseits, die Entstehung der pädagogischen Provinz anderseits, ergibt folgenden Zusammenhang: Die intimen Verhältnisse, die Weimar mit Hofwil verknüpften, veranlaßten Goethe, sich näher über die Fellenbergschen Bestrebungen zu orientieren, seine „allgemeinen, dunklen Vorstellungen" über das Unternehmen durch ein klares Bild zu ersetzen. Dies Interesse wird auch während der Jahre 1818 und 1819, der Blütezeit der Anstalt, durch gelegentliche Mitteilungen wachgehalten und September 1820 werden ihm durch Fellenbergs Sohn die Hofwiler Tendenzen deutlich „zu Sinn und Seele gebracht". Zehn Tage später nimmt Goethe die Wanderjahre wieder hervor, nachdem sie ihn zehn Jahre nicht mehr beschäftigt zu haben scheinen; einen Monat später erscheint im Tagebuche zum ersten Mal der Name „Pädagogische Provinz" und noch einen Monat später wird die „Provinz" niedergeschrieben. Der springende Punkt ist wohl die Tatsache, daß wenige Tage, nachdem sich Goethe ein genaueres Bild der Hofwiler großen Anstalt hätte bilden können, die Provinz entstanden ist. Die Annahme, daß ein gewisser Zusammenhang bestehe zwischen Hofwil und „Provinz" wird deshalb kaum abgelehnt werden können, sofern auch innere Momente noch dafür sprechen. Es drängt sich sogar die Vermutung auf, gerade durch die 1820 erneute Beschäftigung Goethes mit Fellenbergs Bestrebungen sei er dazu veranlaßt worden, seine Wanderjahre hervorzunehmen und sie durch Durchbildung des Pädagogik-Teiles zum vorläufigen Abschluß zu bringen. Ja, ich möchte noch weiter gehen und fragen, ob Goethe vielleicht erst durch diese Beziehungen zu Hofwil dazu veranlaßt worden sei, das Erziehungsproblem in seinen Wanderjahren zu behandeln, ob der Plan der Wanderjahre vielleicht erst in der zweiten Arbeitsperiode (Winter 1820—1821) durch den Provinz-Gedanken bereichert worden sei. Bielschowsky glaubt zwar annehmen zu müssen, das Erziehungsproblem habe von Anfang an zum Gedankengang der Wanderjahre gehört. Aber seine Begründung, daß die Gegensätze der pädagogischen Tendenzen darnach verlangten, ist keineswegs stich-

[1]) Siehe Tagebuch 1820. 9. November; 8., 9., 10., 11. Dezember: Beschäftigung mit den Wanderjahren. 12. Dezember: Mit John die pädagogische Provinz zu den Wanderjahren redigiert. 13. Dezember: Wanderjahre fortgesetzt. Pädagogische Provinz. 14., 15., 16. Dezember.

haltig. Direkt wissen wir nur das eine, daß Goethe in der Arbeitsperiode 1807—1810 sich vorgenommen, verschiedene Geschichten durch einen „romantischen Faden zu verschlingen". Wenn sich nun als richtig erweist, daß „die pädagogische Provinz" einen ziemlich realen Hintergrund besitzt, so darf doch bezweifelt werden, daß sie einen Teil des „romantischen Fadens" bildete, von dem er noch 1810 spricht. Ohne weiteres Tatsachenmaterial ist also die Möglichkeit nicht rundweg abzulehnen, Goethe habe erst 1820 den ursprünglichen Gedankengang der Wanderjahre durch den Provinzgedanken bereichert und dadurch eben den „idealen Zusammenhang" derselben gefördert, wie er in den Tag- und Jahresheften von 1820 mitteilt. Unbezweifelbar ist aber wohl die Annahme, dieser Gedanke habe sich infolge des Fellenbergschen Besuches zum klaren Bilde der pädagogischen Provinz verdichtet.

2. So auffallend diese äußeren Momente an sich sind, sie allein rechtfertigen noch keineswegs die Annahme, Goethe habe bei der Abfassung wirklich Hofwil vorgeschwebt. Um Beweiskraft zu erlangen, bedürfen sie noch des Inhaltes, das heißt, die Annahme muß sich auch sachlich als notwendig erweisen, was der Fall sein wird, wenn für die „Provinz" charakteristische Ideengänge als spezifisch Fellenbergisch bezeichnet werden müssen, wenn das Goethesche Bild einer Erziehungsanstalt in charakteristischen Zügen mit dem Unternehmen in Hofwil übereinstimmt. Im Interesse der Übersichtlichkeit schicke ich eine orientierende Skizze der beiden Bilder voraus; eine kurze Fahrt in pädagogische Gefilde.

Zum Verständnis der pädagogischen Bestrebungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts müssen zwei Hauptströmungen wohl unterschieden werden. Mit der Aufklärung war die Renaissance in einer Reinkultur des Verstandes versandet; das Gefühlsleben, das allein Neues schafft, ward mit kalter Verstandeshand darniedergehalten. Gegen diesen das individuelle Streben erdrückenden Kult des Verstandes machte sich auf allen Flanken die Opposition geltend und erhielt durch Rousseau das einigende, zündende Schlagwort: Zurück zur Natur! Sollen die Schäden der Zeit wirklich geheilt werden, so ist die neue Generation am Busen der unentweihten Natur zur wahren Kultur zu erziehen; ohne Rücksicht auf das historisch Gewordene ist in jedem Menschen der göttliche Keim zu entfalten, der Mensch zum Menschen zu bilden. Durch Negation der bestehenden Kulturerscheinungen erwuchs das Ideal einer neuen, wahren, rein menschlichen Kultur. Um diese Ideen in die Praxis überzusetzen, bedurfte es eines Pestalozzi mit dem Losungswort: „Man muß die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen." Dieser oppositionelle Geist, der

den schrankenlosen Individualismus auf das Banner geschrieben und in Rousseau seinen gewaltigsten Sprecher gefunden hatte, führte zur französischen Revolution, die ihrerseits das Genie der Tatkraft aus sich gebar, das mit eiserner Faust die morschgewordenen Staatsgebäude des ganzen europäischen Kulturkreises erschütterte und zertrümmerte. Schwere Schicksalsschläge zogen über die Lande dahin. In der Verteidigung der heimischen Scholle schlossen sich die Einzelnen zu mächtigen Einheiten zusammen und lernten sich als Teile der Gesamtheit fühlen. Die Besiegten erfaßten, was die Sieger so mächtig und unüberwindlich gemacht hatte; die Anschauung brach sich Bahn, „daß über dem Individuum ein Gesamtwesen als Realität höherer Ordnung stehe", „daß nur die aufopferungsvolle Hingabe an die Zwecke der Gesamtheit eine Gesundung und Neubelebung der tief darniederliegenden öffentlichen Zustände herbeiführen könne".[1]) Die individuellen Probleme traten aus dem Blickpunkte der Interessen zurück und wurden von höherer Warte aus objektiver eingeschätzt. Von dieser Wendung, die in Fichte und Hegel mächtige Gedankenblüten zeitigte, konnte natürlich auch der von Rousseau ausgehende Wellenschlag pädagogischer Interessen nicht unberührt bleiben. Das Verlangen nach Erziehung einer tüchtigeren neuen Generation ward nur noch gesteigert; aber man forderte nunmehr eine Erziehung für einen bestimmten Zweck, eine Erziehung zu „harmonischer Betätigung im Dienste der Gesamtheit". Wahre Hüter der Allgemeininteressen, echte Staatsbürger sollen herangebildet werden. War für Rousseau und seine Schule das Ziel der Erziehung aus der Negation der bestehenden Kultur erwachsen, so wurde es jetzt abgeleitet aus einer Kulturforderung. Dort verlangt man Entfaltung der menschlichen Anlagen unter Negation der historisch gewordenen Schranken als Produkten falscher Kultur, also Bruch mit der Geschichte; hier fordert man Anerkennung der bestehenden Kulturergebnisse im Hinblick auf ein neues, scharf formuliertes Kulturziel; dort Revolution, hier Reaktion; dort Ideologen, hier Praktiker; dort Pestalozzi, hier Fellenberg.[2])

In schwarzesten Farben malt Fellenberg die Zustände der Zeit. „Der schlimmste Verfall des Menschengeschlechts ist eingetreten,"

---

[1]) Schubert, Philosophische Grundgedanken in G. Wilhelm Meister. Leipzig 1896.

[2]) E. von Fellenberg hat noch keinen Historiker gefunden, der seine Bestrebungen objektiv einzuschätzen versucht hätte, obwohl ein bedeutendes Aktenmaterial zur Verfügung steht. Sein Bild, durch das Parteileben seiner Zeit verzerrt, bedarf der Klärung. Es ließe sich z. B. auch fragen, ob die gegenwärtigen Erziehungsheim-Bestrebungen nicht indirekt mit Hofwil zusammenhängen, mit England als Umweg.

schreibt er in den „Pädagogischen Blättern", Band 1, XI und glaubt, „der kommenden, ihre Schatten bereits vorauswerfenden Misere zu entrinnen," gebe es nur ein Mittel, „die Verziehung der neuen Generation in eine zweckmäßige Erziehung umzuwandeln."[1]) „Die Menschheit bedarf rein pädagogischer, sehr umfassender und wenigstens einige Menschenalter hindurch konsequent fortgeführter Bestrebungen zur Verbesserung der Erziehung unseres Geschlechtes."[2]) Daß Erziehung notwendig sei, damit sei übrigens jedermann einverstanden, bemerkt er anderorts; „aber das Ideal, das vorschwebt, ist ein verschiedenes, deshalb auch die vorgeschlagenen Mittel."[3]) Eine ziellose Förderung der individuellen Kräfte kann niemals unser Ideal sein. Jeder Mensch hat sein individuelles Kapital an Fähigkeiten und Anlagen im Interesse der Gesamtheit verwerten zu lernen. Unser Ideal ist also „eine Erziehung, die alle Kräfte des Menschen zu bestimmten Zwecken zu kombinieren und durchaus konsequent dafür in Anspruch zu nehmen weiß".[4]) Fellenbergs Aufmerksamkeit war also „nicht auf den Menschen als Einzelwesen, sondern auf den Menschen als integrierenden Bestandteil eines großen organischen Ganzen gerichtet; darum war seine Pädagogik diejenige des Staates".[5])

Anlagen, die nicht gepflegt und gefördert werden, verkümmern; Erziehung ist darum auch notwendig im Interesse des Einzelnen, und zwar eine Erziehung, eine Förderung aller Anlagen und Fähigkeiten. „Verbrecherisch schien mir jede Hand, die irgend eine Grundanlage der menschlichen Kultur zu gefährden wagte, sei es, daß sie solche zu schwächen oder gar zu zerknicken droht, sei es, daß sie sie verschraubt." „Ich wollte im Kinde und im Zögling über alles die menschliche Natur geachtet wissen, wie ich sie, als aus Gottes Hand hervorgegangen, hoch in Ehren zu halten glaubte."[6]) Die natürlichen Anlagen entwickeln sich nur durch Selbstbetätigung; also Erziehung durch Tätigkeit, durch Arbeit. Arbeit ist aber keineswegs Zweck, sondern Mittel zum Zweck. „Alles, was wir mit unseren Zöglingen vornehmen, soll Mittel sein, die in ihnen liegenden Talente und Fähigkeiten zu entwickeln."[7]) „Wir wollen keine nützlichen Arbeiter, sondern hochgesinnte, reich gebildete, selbständig entwickelte Jünglinge

---

[1]) Pädagogische Blätter, Band 1, S. 9.

[2]) Handschriftliche Bemerkungen über Fellenbergs pädagogische Grundsätze. Goethe-Schiller-Archiv.

[3]) E. von Fellenberg, Providentielle Bestimmung der Schweiz. 1841, S. 38.

[4]) E. von Fellenberg, Bericht über die Armenerziehungsanstalt in Hofwil. Aarau 1813, S. 62; vgl. Pabst, Theodor Müller, der Veteran von Hofwyl, 2, 22, 83. 86.

[5]) Hamm, E. von Fellenberg.

[6]) E. von Fellenberg, Pädagogische Blätter 2, II ff.

[7]) E. von Fellenberg, Providentielle Bestimmung der Schweiz 47.

heranziehen;" „das höchste, reinste Prinzip der absoluten, rücksichtslosen Kraftbildung, Krafterhöhung, körperlichen und geistigen." [1]) Jede Kraft läßt sich aber durch verschiedene Tätigkeiten entwickeln; leitender Gesichtspunkt bleibt die möglichste Förderung derselben; die Art der Betätigung ist Nebensache. Diese Wendung ermöglicht, die Berücksichtigung der durch den Stand der Eltern gebotenen Unterschiede auch logisch beweiskräftig in das Erziehungssystem einzureihen. [2]) Die Leibeskräfte lassen sich z. B. sowohl durch Reiten wie durch Klettern fördern; der Arme klettert, der Reiche reitet. Trotz Verschiedenheit der Tätigkeit, der Erfolg ist der nämliche. Sowohl beim Reichen wie beim Armen sind die intellektuellen Kräfte zu entwickeln. Der Arme entfaltet dieselben durch seine Tätigkeit in Werkstätte, Feld und Wald; „die vom Glücke Begünstigten sollen" dagegen „lernen, daß der Bevorzugte durch umfassendere Geistestätigkeit den Vorzug des Besitzes zu sühnen hat." Fellenberg stellt also die Berufsbildung vollständig in den Dienst der allgemein menschlichen Erziehung; die höhere Geistesbildung ist für ihn Berufsbildung, der Unterricht somit nur ein Erziehungsmittel. [3]) Eigentlich richtunggebend bei allen diesen Erwägungen scheint aber ein praktisch-ethischer Gedanke gewesen zu sein, den er im Briefe vom 5. September 1817 an Goethe so formuliert: „Der mitgehenden Schrift („Vorläufige Nachrichten") habe ich nur beizufügen, daß, wer mit gutem Geschick einen großen Kampf mit der Welt bestehen will, sich vor allem in sie muß fügen können."

Ich kann hier nur kurz andeuten, wie Fellenbergs Unternehmen sich allmählich herausgebildet hat. Seine Mutter hatte ihn schwören lassen, sein Leben lang den Unglücklichen beistehen zu wollen. Umsonst hatte er versucht, den Schwur durch Betätigung im Staatsdienste zu lösen; er entsagte der politischen Laufbahn (verzichtete auf den Gesandtenposten in Paris), um als Erzieher das Wohl der leidenden Menschheit zu fördern. Im Hofwil wurde er Landwirt, gründete 1804 eine Armenschule, die später als sogenannte Wehrlischule die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich lenkte, 1807 ein höheres landwirtschaftliches Institut, „eine Pflanzschule rationeller Landwirte", 1808 eine Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände, die sogenannte „wissenschaftliche Schule" mit vollständiger Gymnasialbildung, die zur Blütezeit des Unternehmens, um 1820, hundert Zöglinge aus allen Weltgegenden mit zirka 35 Lehrern zählte. Weiter entstanden eine Industrieschule für Knaben des Mittelstandes, eine Erziehungs-

[1]) Pabst, Theodor Müller 2, 135.

[2]) „Die sorgfältigste Berücksichtigung des Standes darf dabei nicht vernachlässigt werden." Bericht über die Armenerziehungsanstalt, S. 62.

[3]) Villevieille, Les instituts de Hofwyl, pag. 45.

anstalt für Mädchen, eine Kleinkinderschule, Lehrerbildungskurse ꝛc.; ein Zweig reihte sich an den anderen zu „einem System verschiedenster, den verschiedensten Bedürfnissen und Ansprüchen entsprechender Anstalten".[1]) Für alle Zweige menschlicher Kultur sollten die Zöglinge vorbereitet werden können und Hofwil so „die ganze menschliche Gesellschaft in, für die Erziehung zweckmäßig verjüngtem Maßstabe" darstellen, eine Pflanzschule dessen, was die menschliche Kultur an Bedeutendem, Echtem, Großem hervorgebracht hat, kurz eine Pflanzschule menschlicher Kultur.

Die verschiedenen Anstalten waren auch örtlich voneinander getrennt. Die Erziehungsanstalt für Söhne höherer Stände hatte ihr eigenes Gebiet wie die Armenschule. In Meykirch, zwei Stunden von Hofwil entfernt, war eine Kolonie von zehn Schülern, die „kleinen Robinsons" genannt, der Obhut eines Lehrers unterstellt. Angesichts des Alpenkranzes bewohnten diese vollständig mittellosen Zöglinge am Rande des Waldes ihr selbstgezimmertes Haus, und durch Bebauung des vorher sozusagen unkultivierten Landes erhielt sich die Kolonie ohne weitere Hülfsmittel.[2]) In Bremgarten, einer kleinen Ortschaft zwischen Bern und Hofwil, weilte eine russische Kolonie, vom Zaren selbst angeordnet, der Gesamtheit unterstellt, aber in sich zur Einheit abgeschlossen, mit einem russischen Lehrer (respektive Geistlichen) für die speziell russischen Bedürfnisse in Religion, Geschichte und Literatur.[3])

Trotz dieser durch die Verhältnisse verlangten Scheidung sollte doch der Geist der Einheit gepflegt, der Geist der Humanität gefördert werden. So heißt es in dem „Vorläufigen Bericht" von 1811: „Die Armenschule, welcher mit ihren Lehrern einige Zimmer im Wirtschaftsgebäude eingeräumt sind ...., erscheint unsern Kindern (d. h. den Zöglingen der wissenschaftlichen Schule für Söhne höherer Stände) ganz in ihrer wohltätigen Absicht. Sie freuen sich mit uns über das Gelingen derselben, vermengen sich aber nie mit ihnen." „Das rege Leben ökonomischer Betriebsamkeit, und die Fabrik landwirtschaftlicher Instrumente besitzt die Vorteile des Stadtlebens, ohne seine Nachteile. Die Geschäftigkeit so vieler Menschen nach Ordnung und Zweck, die vielgestaltige Werktätigkeit, das Ineinandergreifen der verschiedenen Arbeiten gibt ihnen einen Begriff von dem Zusammenhang des bürgerlichen Tuns und Treibens. Die Werkstätte des Mechanikers, der Schreiner, Schmiede, Schlosser, Wagner usw. können sie nicht besuchen, ohne etwas Nützliches zu lernen."

[1]) E. von Fellenberg, Pädagogische Blätter 1, 48.
[2]) Providentielle Bestimmung der Schweiz, 48. — Hamm, 24.
[3]) Villevieille, 62.

Aus unbedeutenden Anfängen hatte sich das Unternehmen allmählich zu diesem großen System verschiedenster Anstalten entwickelt und immer noch dachte Fellenberg an die Erweiterung und Vergrößerung. Die ganze Umgebung Berns, „des schönsten Regierungssitzes der Schweiz," sollte zu einem „in ganz Europa beispiellosen Vereinigungsplatz aller Art von Kultur in reizender Vollendung" umgestaltet werden.[1]) Ja in einem besonderen Aufsatze[2]) entwickelt er den Gedanken, es sei die von Gott gewollte Bestimmung der Schweiz, eine Freistätte, ein Wechselplatz wahrer Kultur zu werden, die durch die Zöglinge von hier aus zum Besten der Menschheit in alle Lande getragen werden sollte. „Unser großes deutsches Vaterland bedarf eines Platzes, auf dem die Kinder der entzweiten Väter aus Preußen, Baiern, Österreich usw. zur Eintracht und zu gemeinschaftlichen würdigen Bestrebungen für das allgemeine Beste, deren wir so sehr bedürfen, erzogen werden können, wie das weder in Preußen noch in Baiern, ja vielleicht nur in der Schweiz geschehen kann. Das Interesse dieser Letztern und das große deutsche Interesse erheischen gleich dringend, daß die Schweiz durch ächte National-Cultur und durch hohe wissenschaftliche und Kunstbildung ihrer Führer, zu einem unüberwindlichen und unantastbaren Ekstein des großen Vaterlandes gemacht werde. Es ist eine für das gesamte Menschengeschlecht höchst wichtige Aufgabe, in der Schweiz am leichtesten zu lösen, nämlich die Aufgabe darzutun wie durch Erziehung ganze Völkerstämme aus ihrem Verfall gerettet und zu befriedigendem Flor gebracht werden können. Alle diese Zwecke hoffe ich durch eine sorgfältige Constituierung einer pädagogischen Republik erreicht zu sehen —, wenn dabei mit der erforderlichen Umsicht und Energie verfahren wird. Eine vielversprechende Sammlung wichtiger Elemente ist dazu bereits vorhanden."[3]) „Die Schweiz ist berufen, die Civilisations-Gebrechen nicht allein für sich, sondern für alle bildsamen Völker des Erdenrundes überwinden zu helfen."[4]) Die ganze Schweiz eine Pflanzschule wahrer Kultur, eine internationale Erziehungsanstalt, eine

---

[1]) E. von Fellenberg, Landwirtschaftliche Blätter 1808, S. 24.

[2]) E. von Fellenberg, Providentielle Bestimmung der Schweiz, 1841.

[3]) Handschriftliche Bemerkungen über Fellenbergs Grundsätze im Goethe-Schiller-Archiv.

[4]) E. von Fellenberg, Providentielle Bestimmung der Schweiz, S. 28. — Villevieille, 57: „Ein Wunsch Fellenbergs, aus der Schweiz ein Centrum der europäischen Bildung zu machen. In diesem neutralen Lande sollen Söhne der höchsten Familien Europas gemeinsam und auf gleicher Grundlage eine gesunde Erziehung und gehobenere Bildung erhalten; die Grundlage einer dauernden Freundschaft, einigende Bande werden geschlungen um alle civilisierten Länder und der Fortschritt des Menschengeschlechts überhaupt damit gehoben." Vgl. auch Pabst, Theodor Müller 2, 19.

„pädagogische Provinz" — Fellenberg wird nimmer müde, diesen Gedanken vorzutragen. Schon 1804 hatte er Pestalozzi den Antrag gemacht, zur Sicherung und umfassenderen Durchführung ihrer gemeinschaftlichen Lebenszwecke „eine pädagogische Föderativ-Republik anzulegen, deren erste Glieder Hofwil, Münchenbuchsee, Iferten und Peterlingen sein sollten".[1]) Immer und immer wieder machte er den Versuch, das ganze Unternehmen, zu dessen Durchführung mehrere Menschenalter notwendig wären,[2]) „der Obhut einer größern staatlichen oder sonst viel vermögenden Assoziation von Menschenfreunden" zu unterstellen,[3]) um es gegen jeden störenden Wechsel des individuellen Lebens sicher zu stellen.[4]) Aber ohne Erfolg; mit ihm sank seine Idee, die Seele des Unternehmens und damit dieses selbst ins Grab.

Was der Mensch nicht hat, begehrt er und was er nicht haben kann, hat einen doppelten Reiz. Die aus dem Gesichtspunkte des Individuums einzig durch das Schicksal bedingten Unterschiede in der Erziehung der Zöglinge mußten auf dem engen Raume des pädagogischen Gemeinwesens noch schärfer hervortreten und um so härter wirken. Fellenberg bedurfte darum eines ausgleichenden Mediums, der christlichen Gesinnung; in der christlichen Liebe sollen sich alle Widersprüche lösen. Liebe zu Gott, zum Nächsten und zu sich selbst, das ist der Inbegriff der echten christlichen Liebe, „der Inbegriff aller unserer Forderung".[5]) Der Einzelne soll sich seiner Stellung, seiner Bedeutung im Getriebe der Gesamtheit und damit seiner Würde bewußt werden, durch bewußte Unterordnung unter die Idee der Gesamtheit jeden Menschen als seinen Nächsten erkennen, der durch seine Tätigkeit das Wohl der Gesamtheit und damit wieder das seine fördert. Die christliche Liebe wird so zum Symbol der Humanität, der Menschheit insgesamt. Daß es sich dabei in Hofwil keineswegs um dunkle Pietisterei handelte, mag vor allem der Umstand beweisen, daß Fellenberg von Engländern und von Berner Geistlichen der Vorwurf gemacht worden ist, er habe seinen Zöglingen

---

[1]) 1817 machte er einen letzten Versuch, seine pädagogische Tätigkeit mit derjenigen Pestalozzis zu vereinigen: Pabst 2, 127.

[2]) Siehe Einleitungssatz der handschriftlichen Bemerkungen im Goethe-Schiller-Archiv; oben zitiert S. 281 ff.

[3]) Pädagogische Blätter 1, S. 50.

[4]) Pädagogische Blätter 1, S. 51. — Landwirtschaftliche Blätter, 1808, S. 26. — Pabst 2, S. 20. Fellenberg hat sich z. B. auch an Fichte gewandt mit der Frage, ob er zur Verwicklung des Gedankens nichts beitragen könnte; Pabst 2, S. 128. — Man vergleiche auch seine im Berner Großen-Rate immer wieder eingebrachten Anträge und Gutachten.

[5]) E. von Fellenberg, Darstellung der religiösen Erziehung in Hofwyl, 1819, S. 55.

keine wahrhaft christliche Religionserziehung angedeihen lassen.[1]) Keine Sentimentalität, keine Kopfhängerei, sondern „gesunde, kräftige, umfassende, wohltuende, wirksame Teilnahme an den Leiden und Freuden der Nebenmenschen", dies bezeichnet er als Ziel der religiös-sittlichen Erziehung seiner Anstalt.[2]) An Stelle des seichten Religionsunterrichts soll der noch unverdorbenen Generation eine „mit allen wesentlichen Anlagen und Bedürfnissen der Menschheit wohl kombinierte, völlig gesunde, von aller Schwärmerei und Heuchelei abgeschiedene, sittliche und religiöse Bildung zugesichert werden".[3])

Kurz zusammenfassend: Nach Fellenbergs Gedankengang soll die ganze Schweiz eine pädagogische Republik werden, ein zweckmäßig verjüngtes Abbild der ganzen Kulturgemeinschaft. Hofwil bildet den Anfang und ist gemäß der verschiedenen Richtungen der menschlichen Kultur in verschiedene Anstalten gegliedert. Die Zuteilung der Zöglinge ist bedingt durch den Stand der Eltern; die christliche Liebe bildet das ausgleichende Medium und macht die historisch gewordenen Ungleichheiten vergessen. (Schluß folgt.)

S. H. Catel, ein Lehrer Heinrich von Kleists.

1. Catels Leben und literarisches Wirken

von Hermann Gilow in Berlin.

Die folgende Mitteilung hat den Prediger Samuel Heinrich Catel zum Gegenstande, jenen reformierten französischen Geistlichen, bei dem der Knabe Heinrich von Kleist von 1787 (vgl. Bülow, Wilbrandt) ab, also von seinem elften Jahre an in Berlin längere Zeit in Pension war. Die feineren Lebensformen der Réfugiés wurden im damaligen Preußen geschätzt, man bevorzugte besonders in Adelskreisen die französischen Pensionen und den Privatunterricht. Hatte doch auch der mächtige Einfluß Rousseaus in dem Streit ob private oder öffentliche Erziehung die Wagschale zugunsten der Privaterziehung geneigt.

Und der junge Kleist bedurfte bei der schweren Krankheit seines Vaters und dann nach dessen Tode (18. Juni 1788) der männlichen Führung eines Mentors in Unterricht und Erziehung.

---

[1]) Pabst, Theodor Müller, 2, 70.
[2]) E. von Fellenberg, Pädagogische Blätter 1, 46.
[3]) E. von Fellenberg, Religiöser Bildungsgang von Hofwil, 1819, 4.

Kleist selbst, zurückhaltend wie er über seinen Bildungsgang ist, gedenkt seines Jugendlehrers später nirgends, scheint auch während seiner Soldatenzeit keine näheren Beziehungen zu ihm unterhalten zu haben, wie er denn auch nicht ihm, sondern einem Lehrer seiner früheren Jugend, Martini, vor dem beabsichtigten Berufswechsel im März 1799 sein Herz brieflich ausschüttete. Die Biographen begnügen sich, Catel kurz zu nennen, allenfalls mit dem Zusatze, daß Kleist durch den Aufenthalt in seinem Hause früh Gelegenheit gefunden habe, sich mit der französischen Sprache vertraut zu machen. Diese Episode in Kleists Leben gleicht demnach immer noch einem unbeschriebenen Blatt. Zwar haben nun meine Erhebungen, wie ich von vornherein bemerke, nicht zu bedeutenden Ergebnissen über Catels nähere Einwirkung auf Kleist z. B. nach Seiten der religiösen Entwicklung des Knaben geführt, doch möchte ich für ihn, auf Grund einer Zusammenfassung aller bisher vorliegenden Einzelheiten und meiner sie ergänzenden Studien soviel erringen, daß man seiner forthin stets als eines Gelehrten von umfassender Bildung, eines feinsinnigen, dichterisch selbst veranlagten Kunstrichters und eines ebenso ehrenwerten als liebenswürdigen Charakters gedenke. In der zweiten Hälfte seines Lebens stand er als Publizist dem öffentlichen Leben nahe. Da er nichts weniger als ein einseitiger und prosaischer Verstandesmensch war, kann er keineswegs als „ein rechter Vertreter der alten Berlinischen Aufklärung" (so bei R. Steig, Kleists Berliner Kämpfe S. 188) bezeichnet werden, der er jedenfalls im Jahre 1810, von dem Steig spricht, längst entwachsen war.

Über sein äußeres Leben ergeben die Quellen zur Geschichte der Réfugiés (namentlich Müret und die Akten der Kolonie) folgendes: S. H. Catel wurde am 1. April 1758 als Sohn eines Predigers in Halberstadt geboren, ging unter Rektor Struensee durchs Domgymnasium, war seit 1. Juli 1774 Zögling des theologischen Seminars der französischen Gemeinde in Berlin, von 1778 bis 1781 Prediger der französischen Kolonie in Straßburg in der Uckermark, von 1781 bis 1783 in Brandenburg, von 1783 bis 1799 Ministre Catéchiste, das ist Religionslehrer und Katechumenen-Prediger der Zöglinge der französischen École de charité, seit 1792 (bis 1795?) auch Professor des Griechischen und Régent am Französischen Gymnasium und seit 1799 bis zu seinem Tode Prediger am französischen Hospital in Berlin. — Vom Februar 1806 bis Ende Dezember 1822 leitete er daneben die Redaktion der Vossischen Zeitung. In ihr lesen wir von einem Ungenannten einen sehr gut geschriebenen, warm empfundenen Nekrolog, als Catel achtzigjährig am 27. Juni 1838 gestorben war. Auch Gubitz widmete ihm damals einen herzlichen Nachruf in seinem „Gesellschafter". Er ist auf dem Kirchhof vor dem Oranienburger

Tore begraben. Bei Béringuier (Stammbäume) findet sich die genealogische Familientafel der Catels.

In Haags „France protestante" (1881) heißt es „Nous ne connaissons aucune particularité de sa vie". A. Buchholz in seiner Geschichte der Vossischen Zeitung (1904) hat Catel wenigstens von seiten seiner publizistischen Tätigkeit gebührend gewürdigt, wie auch Karl Siegen in der Einleitung der Hesseschen Kleist-Ausgabe (1902) Catel kurz charakterisiert.

Etwa dreißig Schriften Catels finden sich aufgezählt bei Schmidt-Mehring im Gelehrten Berlin 1795, bei Meusel in seinem Gelehrten Deutschland 1796 ff., bei Hitzig in seinem Gelehrten Berlin im Jahre 1825 (darnach Schmidt, Neuer Nekrolog XVI, 2, 623 f.), bei Kayser in dem bekannten Bücherlexikon, bei Goedeke, Grundriß VII und am übersichtlichsten bei Haag, „La France protestante", 1846 ff., Band 2, S. 249—250 (2. Ausgabe 1881); doch ist keine dieser Aufzählungen vollständig, so daß sie durcheinander ergänzt werden müssen.

Eine Umschau, die ich im Kreise dieser Schriften Catels angestellt habe, von denen sich die größere Hälfte in der Königl. Bibliothek in Berlin erhalten hat, ergibt das folgende Bild der interessanten geistigen Persönlichkeit Catels.

Von einem Theologen damaliger Zeit erwartet man ja ohne weiteres auch ein Übergreifen in das pädagogische Fach, und an einem Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nimmt die Tendenz zur Polyhistorie nicht wunder. Aber Catel entwickelte eine selbst für jene Zeit bemerkenswerte Vielseitigkeit, sowohl bis zu seinem 30. Lebensjahre, der Zeit also, in der Kleist sein Pflegebefohlener wurde, als auch namentlich in seinen reiferen Mannesjahren. Von allen seinen Werken, deren einige er anonym erscheinen ließ, werden uns natürlich die poetischen am meisten interessieren, auch weil sie uns die ganze Eigenart des Verfassers am nächsten bringen. Doch sei ihrer Musterung der folgende Überblick über die sonstige Schriftstellerei Catels vorausgeschickt.

Den geistlichen Stand des Verfassers verraten eigentlich nur wenige theologische Schriften, die Catel als etwa 20jähriger junger Prediger herausgab, nämlich die „Berichtigungen einiger Stellen des Werks von J. H. F. Ulrich über den Religionszustand in den Brandenburgischen Staaten unter Friedrich dem Großen"; ferner zwei französische Arbeiten: sur la manière de prouver à la jeunesse la divinité des Saintes Écritures, 1779 und die Mémoire sur la question: quelle est la meilleure manière de convaincre les Catéchumènes ordinaires et surtout ceux du peuple et de la campagne de la vérité et de la divinité de l'Écriture sainte, 1781. — Catel steht hier auf dem Standpunkt des die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschenden milden Deismus. Daß er nicht zu den verbissenen Aufklärern gehörte, kann man z. B. aus der Unbefangenheit entnehmen, mit der er sich im Jahre 1804 in der

Jubiläumsschrift zu Ehren seines Lehrers Erman also äußert: „Es thut wehe, und gereicht der heutigen Aufklärung eben nicht zur Ehre, wenn man sich des Umstandes erinnert, daß damahls (1755) alle Zugänge zur Kanzel, ja die Stufen selbst, so dicht mit Zuhörern besetzt waren, daß der Prediger oft Mühe hatte, seinen Standort zu erreichen." — Die letzte mir bekannte Veröffentlichung von ihm ist ein Nekrolog auf Etienne Mayet, einen alten Berliner Freund, in den Archives du Rhone 1825. Dieser, unter Friedrich dem Großen aus Lyon nach Berlin gekommen, erhält von Catel eine liebevolle Würdigung, die zeigt, wie nahe er, obgleich Katholik, dem reformierten Catel gestanden hatte. Soviel über die religiöse Richtung Catels.[1])

An Werken aus dem Gebiete der Sprachkunde ist vor allem zu nennen seine in die Jahre 1800—1801 fallende Ausgabe der vier Bände des großen Dictionnaire de l'académie française, die er mit einer traduction allemande des mots bereicherte. Vorher gab er 1799 ein kleineres französisch-deutsches und deutsch-französisches Diktionnaire in zwei Teilen heraus. Biesters Berlinische Monatsschrift (1807) brachte einen kleinen Aufsatz von ihm über Das Teutsche in Rabelais. In der Beilage zu Gubitz „Gesellschafter" 7. Februar 1825 rührt der „C—l" unterzeichnete Aufsatz „Kritische Vergleichung der Schillerschen Uebersetzung von Hippolyts Tode in der Phädra mit dem Original" von unserm Catel her. Michael Bernays, der auf diese Arbeit in seinen Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 1 (1895), S. 255 hinweist, sagt: „Catel verfährt hier als Kenner, als Sprachkundiger. Er lobt und tadelt aus gewissenhaft dargelegten Gründen." Gerade an dieser Kritischen Vergleichung, die allen Einzelheiten ebenso wie dem Genius beider Sprachen gebührend Rechnung trägt, sehen wir, wie fein Catel abzuwägen verstand, indem er bald Racine bald Schiller den Vorzug einräumte. Wir entnehmen diesem Aufsatze Catels zugleich, wie strenge Forderungen er an eine poetische Uebersetzung stellte, und gewinnen eine Analogie dafür, wie gewissenhaft er selbst es nach allen Seiten mit den Pflichten eines Uebersetzers wohl zu nehmen pflegte. — Als ein gründlicher Kenner des Französischen wurde Catel von gelehrten Freunden um Rat angegangen; so von Friedrich August Wolf, dem er (mit der Anrede „Verehrtester Herr und Freund") auf Befragen Auskunft über die Etymologie der Namen Fénelon und Casaubonus gibt (Brief vom 9. April 1818 in F. A. Wolfs handschriftlichem Nachlaß auf der Königl. Bibliothek in Berlin).

Auf historisch-statistischem Felde betätigte er sich als Übersetzer, 1785 durch Uebertragung der Erman-Reclamschen Nachricht von der Stiftung der französischen Kolonien in den preußischen Staaten; desgleichen 1786 des Schreibens des Grafen Mirabeau über Cagliostro und Lavater; 1788 der Schilderung Friedrich des Großen von Bourdais; 1789 der Unterredung des Fürsten von Ligne mit Friedrich dem Großen; 1793 einer aus dem Deutschen ins Französische über-

[1]) Ob auch das prosaische, jedenfalls aber inhaltlich höchst charakteristische Gedicht, das die Vossische Zeitung am 30. Oktober 1817 zum Reformationsheft brachte, von Catel herrührt, wage ich nicht bestimmt zu bejahen. Jedenfalls ließ Catel als Redakteur es zu. Es enthält eine scharfe Absage an die Aufklärungszeit, von der das folgende wenig schmeichelhafte Bild entworfen wird:

Nicht blinder Eifer, irrer Wahn ...
Nein Kälte war es, lauer Geist,
Nichtachtung deß was Gottes heißt,
Aufklärung, wie es prunkend hieß,
Moral, wie man es prahlend pries,
Woran der Mensch erkrankt' und litt.

Erst Friedrich Wilhelm III. habe des Glaubens Flamme wieder angefacht.

tragenen Description de la ville de St. Pétersbourg von Georgi; 1794 der zwei Bände Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez; 1796 der zwei Bände von E. Mayets Traité sur la culture et les fabriques de soie dans les États prussiens; 1802 folgte der kleine Aufsatz: Bonaparte und Klopstock in Syrien in der Berlin. Monatsschrift S. 24—41, der die Teilnahme Bonapartes für das ihm während der Belagerung von St. Jean d'Acre vorgelesene Klopstocksche Drama „Der Tod Adams" zum Gegenstand hat; 1803 die Uebersetzung des stattlichen Bandes der Biographie des Generals von Zieten, die dessen Nichte und Schwägerin Frau von Blumenthal verfaßt hatte und die Catel ins Französische übertrug; endlich 1804 die Uebersetzung mehrerer Bände des Werkes „Deutschland" der Frau von Staël (vier Teile des sechsbändigen Werkes wurden gleichzeitig von Friedrich Buchholz und Jul. Eduard Hitzig übersetzt).

Dem pädagogischen und moralisch-didaktischen Gebiete gehören an seine französische Uebersetzung des Rochowschen Kinderfreundes 1785 (in zweiter Ausgabe 1792), die er gemeinschaftlich mit seinem Schwager Hauchecorne besorgte; ferner 1797 ff. die in vier Auflagen erschienenen Historiettes et conversations à la portée des enfans et à l'usage de la jeunesse eines französischen Verfassers, die Catel revidiert und korrigiert herausgab; 1798 zwei Bände Exercices de la langue allemande pour faciliter aux Français l'intelligence et l'usage allemand; 1804 die Lettres à Nina nach dem Deutschen der Sophie Laroche, Wielands Freundin; 1808 Etwas über das Buch 1001 Nacht in Biesters Berlin. Monatsschrift; ferner 1808 die franz. Uebersetzung einer Robinsonade von C. Hildebrandt, die den Titel führte: Robinsons Colonie; 1809 Die franz. Uebersetzung eines Buches des bekannten Jugendschriftstellers Löhr: La morale du premier age ou historiettes instructives et amusantes à l'usage des enfans qui commencent à lire et à traduire de l'allemand; schließlich 1812 die Uebersetzung von Wobesers: Elisa ou la femme telle qu'elle doit être.

Legen alle anderen Arbeiten mehr Zeugnis ab von dem regen Fleiß oder auch der hurtigen Feder des vielleicht (und namentlich in seinen jüngeren Jahren) ebenso der Not wie dem eigenen Triebe gehorchenden Verfassers, so sind diejenigen höher zu stellen, die, selbst in gebundener Form verfaßt, Catel als dichterisch nachschaffenden Übersetzer zeigen. Zum Teil trugen sie ihm schon in zeitgenössischen Kritiken (deren Verzeichnis siehe bei Schmidt-Mehring und Goedeke) Anerkennung ein.

Auf der Grenze zwischen den oben genannten moralisierend-didaktischen Schriften und diesen poetischen Sachen Catels steht die ins Jahr 1798 fallende Übersetzung eines kleinen Buches La morale de la raison, das, in Quatrains geschrieben, den Bürger La Chabeaussière zum Verfasser hat, einen französischen Litérateur der Revolutionszeit, der auch einen Catéchisme républicain philosophique et moral en vers schrieb. Das Motto des Heftchens ist das Wort Senecas Discenda virtus est, dem denn auch der durchaus rhetorisch-lehrhafte Inhalt des Ganzen entspricht. In katechetischer Form und im Geiste der französischen Aufklärungsphilosophie werden, ausgehend von den ersten Fragen: wer bist Du? was ist Gott? die Tugenden und Leidenschaften, die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers durchgegangen, also z. B. Was ist die wahre Freiheit?

Nicht jedes Joches Furcht, nicht jeder Ordnung Haß,
Die wahre Freiheit will, daß wir gehorchen sollen.
Frei sein heiß tun, was wir berechtigt sind zu wollen,
Der Freiheit Regel ist das Recht, Gesetz ihr Maß.

Catel behauptet in der Übertragung von Dichtungen, ohne den Sinn des Originals zu beeinträchtigen, eine geistreiche Eigenart.

Nachdem er (siehe Hitzig) schon als Sechzehnjähriger in Wielands Merkur mit einer Übersetzung des Horazischen Beatus ille Aufnahme gefunden hatte, die Wieland mit ermunternden Worten begleitete, ließ er 1780 die Elegien des Tibull, 1787 eine Auswahl der Gedichte des Bion, Moschos, Anakreon und der Sappho in Versen übersetzt erscheinen, wovon hier Nr. 40 Anakreons *εἰς Ἔρωτα* zur Probe stehen mag:

In Rosenblättern schlief einst
ein Bienchen. Amor sah nicht
das Bienchen; ward gestochen,
im Finger tief gestochen
und schrie vor großem Schmerze;
lief, warf sich in die Arme
der schönen Aphrodyte. —
Ach, Mutter, ich muß sterben,
muß sterben an der Wunde.
's hat eine kleine Schlange
mit Flügeln, mich gestochen;
der Landmann nennt's ein Bienchen.
Die Mutter sprach: dich schmerzet
der Stachel einer Biene;
wie mag der Stachel schmerzen
den du, Kupido, schleuderst?

Zeichnen sich diese Übertragungen antiker Klassiker durch ihre Gewandtheit aus, so verdient seine anmutige Wiedergabe der französischen Fabulisten am höchsten gestellt zu werden. Er selbst erbittet in liebenswürdiger Bescheidenheit die Nachsicht seiner Leser dafür. Catels Arbeit an seiner Übersetzung des La Fontaine (erste Ausgabe 1791—1794, zweite Ausgabe 1799—1802) fiel gerade in die Zeit von Kleists Aufenthalt in seinem Hause. Also werden diese Fabeln gewiß im Unterricht eine bedeutende Rolle gespielt haben, wie denn Catel die Übersetzung selbst mit dem Wunsche begleitet, daß sie bei der Unterweisung der deutschen Jugend Nutzen stiften möge. Ebenso wie auch in seiner 1797 hervorgetretenen graziösen Übersetzung Florians setzte er links den französischen Text, daneben rechts das Deutsche, und gab damit, wie er scherzt, der Kritik gleich selbst die Waffen gegen sich in die Hand. An Stelle der im Original in den Widmungen vorkommenden französischen Adressaten setzte Catel mit geschickter Umbildung des Textes deutsche

Zeitgenossen. So ist La Fontaine IV, 8 in der Catelschen Umschmelzung dem Minister Grafen von Herzberg dediziert, der als Friedensstifter Europas gefeiert wird, wo analog bei dem französischen Dichter der Mr. de Barillon, alors ambassadeur en Angleterre steht. Aus Florians V, 1 à M. l'abbé Delille wird bei Catel flugs „An Gleim", den er auch im Epilog zu La Fontaine XI apostrophiert.[1]) Bei La Fontaine nahm Catel die schon von Hagedorn, Gleim und anderen vorliegenden poetischen Übersetzungen auf, die meisten Fabeln aber lieferte er selbständig, wobei das deutsche Gewand, das er ihnen lieh, meines Erachtens durchaus nicht zu Catels Schaden von den Versen eines Hagedorn und Gleim absticht; die Übersetzung der zwei Tauben kann sogar neben der H. von Kleistschen Umbildung dieser Fabel bestehen.

In der zweiten Ausgabe des La Fontaine, die er selbst als „neue sorgfältig verbesserte Auflage" bezeichnet, bemühte sich Catel, der guten Laune des großen Franzosen mehr und mehr nahezukommen, und scheute sich selbst nicht, ausnahmsweise einmal einen derben Ausdruck zu gebrauchen.[2])

Bot ihm das Deutsche keinen genügend bezeichnenden Ausdruck, so half Catel sich auch wohl einmal wie in Florian V, 12 durch eine Anmerkung unter dem Texte:

---

[1]) Dabei erscheint eine politische Anspielung:

Gleim habe noch über den großen Friedrich zu weinen,
„auf dessen stilles Grab zu wenig Thränen flossen,
„den man zu früh vergaß; dem aber Ruhm und Zeit
„In ächter Brennen Herz den schönsten Tempel weyht.

[2]) Man vergleiche folgende Stelle von XII, 10 „Der alte und der junge Krebs" in erster Ausgabe:

Einst sprach der Mutterkrebs zum Kleinen:
Mein Gott, was fehlt dir denn? Kannst du nicht grade gehn?
Mama, (versetzt der Sohn) Sie sehn
Ich mach' es just mit meinen Beinen
Wie Sie mit Ihren: soll ich denn,
Wenn alles rückwärts kriecht, ein Sonderling mir scheinen,
Und klüger mich, als meine Brüder, meinen?
Ich gehe, wie die andern gehn.

Dagegen in zweiter Ausgabe:

Einst sprach der Mutterkrebs zum Kleinen:
Mein Gott, wie trägst du dich? Kannst du nicht grade gehn?
Mama (versetzt der Sohn), laß sehn,
Wie gehen Sie? wie gehn die Meinen?
Soll ich allein nicht ärschlings gehn?

(Das in der letzten Zeile gebrauchte Kraftwort findet sich auch bei Hans Sachs und Goethe.)

Le crocodile et L'Esturgeon.

Sur la rive du Nil un jour deux beaux enfans
S'amusoient à faire sur l'onde
Avec des cailloux plats, ronds, légers et tranchans,
Les plus beaux ricochets du monde.

Dafür Catel:

Das Krokodil und der Stöhr.

Am Nilstrohm übten einst zwey schöne Knaben sich
Mit vieler Lust und vielem Lachen, —
Du alter Jugendfreund! wie nenn' ich dich
Auf gut Deutsch? [1]) — Ricochets zu machen.

[1]) Schräge Steinwürfe auf die Oberfläche des Wassers, Prellwürfe, Butterstullen.

Es kann auch jetzt nur aufrechterhalten werden, was schon in dem Nachrufe der Vossischen Zeitung vom 30. Juni 1838 gesagt wird: Catel sei des Deutschen und Französischen gleich mächtig gewesen. Allen seinen Übersetzungen ist souveräne Beherrschung der Sprache, Geschmack und Feinheit der Behandlung nachzurühmen. — Und da Catels Deutsch von Gallizismen frei ist, so ist also Kleist französischer als der französische Lehrer seiner Jugend, wenn er — wie besonders R. Weißenfels in seiner Schrift über die französischen und antiken Elemente im Stile Heinrich von Kleists ausgeführt hat — so gern und oft sich in französischen Konstruktionen gefällt. Auch als freischaffender Poet rührte Catel gelegentlich die Saiten. Während einer langen Reihe von Jahren (1806—1822) lieferte er für die von ihm redigierte Vossische Zeitung Gedichte zur Jahreswende, zu den Geburtsfesten im Königshause und zu bedeutenden vaterländischen Gedenktagen. Finden sich dabei auch viele, die nicht der gebietenden Stunde ihr Dasein danken, so begegnen uns doch auch recht ansprechende Verse. So sind unter anderm das wenige Wochen nach Jena geschriebene Neujahrsgedicht zum 1. Januar 1807, also zu einer Zeit, wo es wahrlich nicht leicht war, in der vom Feinde besetzten Hauptstadt den rechten Ton anzuschlagen, ebenso die stimmungsvollen Strophen „Beim Eintritt in das Jahr 1808", die in ihrem Doppelsinn eine ebenso kühne wie sinnvolle Anspielung auf die von den Berlinern erhoffte Rückkehr des preußischen Herrscherpaares enthalten, glückliche Eingebungen, und sind aus äußeren und inneren Gründen gleich dem bei allem Ernst der Zeit launigen „Abschied an das Jahr 1808" aller Wahrscheinlichkeit nach auf Catel zurückzuführen.

Soviel ist sicher, daß die ganze Atmosphäre, die den jungen Kleist umgab, seit er in seinem elften Jahre in die Kreise eines so

regen Mannes wie Catel trat, für den Geist des befähigten feurigen Knaben nicht ungeeignet war. Wenn wirklich später die Periode seines Militärdienstes hemmend auf ihn und sein Talent gewirkt haben sollte — wie ich übrigens nicht worthaben möchte, trotzdem es Kleist selbst so schien —, so ist das geistige Milieu dieses Catelschen Hauses für seine Entwicklung gewiß nicht ungünstig gewesen.

Es sei hier noch folgendes über die reinmenschliche Seite von Catels Persönlichkeit angeschlossen. Der schon öfter erwähnte Nekrolog von 1838 rühmt, daß er sich überall gleich herzenswarm, treu, echt würdig bewährt habe. — Sein Äußeres kennen wir jetzt aus der Wiedergabe eines Pastellbildes — im Besitze von Catels Enkel —, das A. Buchholz seiner Geschichte der Vossischen Zeitung (1904) eingefügt hat: durch den freundlichen Ernst des Ausdrucks nimmt es den Beschauer ein. Die Züge einer Frau Catel, née Rousset, zeigt uns eine Rötelzeichnung D. Chodowieckis, die im Jahre 1906 auf der Berliner Jahrhundertsausstellung hervorgetreten und auch schon in der Chodowiecki-Monographie Kämmerers S. 111 wiedergegeben ist. Doch ist diese Frau Catel nicht mit der Pflegemutter Kleists identisch, denn diese, also die Frau unseres Catel, war vielmehr, wie ich den mir durch Freundlichkeit des Herrn Landesgerichtsrats Dr. Béringuier überlassenen Stammtafeln der Familie Formey (als Manuskript gedruckt 1870) entnehme, eine geborene Formey, Tochter des zu seiner Zeit in Berlin berühmten französischen Predigers und Schöngeists, Historiographen und ständigen Sekretärs der Akademie J. H. S. Formey (über ihn siehe Geiger, Berlin 1, 360). Catel wurde dieser am 12. September 1761 geborenen Maria Justine Julia Formey am 31. Mai 1782 durch seinen Schwiegervater angetraut und dadurch auch der Schwager F. W. Hauchecornes, des Predigers, Professors und Direktors eines Erziehungsinstituts (geb. 1753, † 1825), der eine ältere Schwester jener Maria Justine Julia Formey zur Frau hatte. Es interessiert uns dies Verhältnis Catels und Hauchecornes, weil dessen Erziehungsanstalt nur wenige Schritte von Catels Wohnung in der Charlottenstraße lag, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß Kleist auch an manchen Stunden dieses vom preußischen Adel bevorzugten Hauchecorneschen Instituts teilgenommen hat, an dem auch Catel unterrichtete.[1]) Da die Frau Catels eine geborene Formey war und aus den schon oben erwähnten Formeyschen Stammtafeln hervorgeht, daß die Trauung ihres Vaters

---

[1]) Vgl. Hauchecornes Programm im Sammelband Ah 15834 der Königl. Bibliothek, Berlin. — Während der französischen Besetzung Berlins handhabte Hauchecorne die Zensur über die in Berlin herauskommenden Druckschriften, siehe v. Bassewitz, Kurmark 1806, 1808, S. 382.

J. H. S. Formey „im Jahre 1734 zu Sergen in der Wohnung der Frau von Pannewitz" stattfand; da ferner gleichzeitig mit Kleist zwei von seinen Vettern, Karl von Pannwitz und Ernst von Schönfeldt, bei Catel in Pension waren (siehe Minde-Pouet, Kleists Briefe 5, S. 21), so ist wohl die Annahme berechtigt, daß es auch alte Beziehungen der Familie von Pannwitz zur Familie Formey-Catel waren, die Kleists Eintritt gerade in die Catelsche Pension veranlaßten.

Die Ehe Catels war keine glückliche und wurde um das Jahr 1788 nach dem Tode des alten Formey endlich geschieden.[1]) Auf diese Verhältnisse deutet wohl die Bemerkung des schon erwähnten Nekrologs von 1838 hin: „Um das Jahr 1788 wurden Catels Arbeiten durch eine trübe Katastrophe in seinem häuslichen Leben unterbrochen. Einer tiefen Hypochondrie anheimgefallen, unternahm er, um sich zu zerstreuen, eine größere Reise nach Holland und England und kehrte durch einen Teil des nördlichen Frankreichs nach Deutschland zurück .... Mit der ganzen Kraft sittlicher Gesinnung, mit Herzensgüte und Ehrenhaftigkeit zugleich, überdauerte er die Kämpfe und Prüfungen jener Zeit und suchte seine Kräftigung in fortdauernder Tätigkeit, die von da ab bis zu Ende des Jahrhunderts wieder besonders lebhaft wurde." Nach den Akten der Kolonie, deren genaue Einsichtnahme mir durch die freundliche Vermittlung des Herrn Dr. Béringuier ermöglicht wurde, fiel diese Entfernung Catels von Berlin in die Monate Februar und März 1789; und diese plötzliche „Absentation" hätte ihm beinahe sein Predigtamt gekostet; doch wird ihm, nachdem er unter Darlegung seiner bedrängten Umstände in einem Exposé um Entschuldigung gebeten hatte, vom Consistoire supérieur und einer besonders berufenen Conférence mit 15 gegen 2 Stimmen Indemnität und Wiedereintritt in sein Amt gewährt.

Hier erhebt sich nun sogleich die Frage: Wie mochte sich Kleists Lage unter solchen Trübungen des Catelschen Ehehimmels gestalten? Verließ er schon zu Ende 1788 das von solchen Stürmen bewegte Haus seines Pensionsvaters Catel? Sollte er vielleicht gar den Catel auf dessen vorhin erwähnter Genesungsfahrt oder auf einer früheren weniger eigenmächtig unternommenen Reise begleitet und bei dieser Gelegenheit auch die erste Bekanntschaft des Rheins gemacht haben, den er ja, wie er in dem Briefe vom 19. September 1800 schreibt, „als Knabe vor neun Jahren", das wäre also ungefähr um diese

[1]) Diese geschiedene Frau Catels, die dann eine andere Ehe einging, starb am 2. Oktober 1819. Auch Catel verheiratete sich zum zweiten Male am 13. Dezember 1820 mit M. M. Thiriot.

Zeit, kennen lernte?! Blieb er auch noch die folgenden Jahre bis zu seinem im Juni 1792 erfolgten Eintritt in die Armee bei Catel? Es fehlt bis jetzt jeder sichere Anhalt in dieser Frage.[1])

Über alle diese für Kleists Jugendgeschichte bedeutsamen Dinge hätte uns wohl das von Catel auch während der Reise sehr sorgfältig geführte Tagebuch Auskunft geben können, das ebenso wie eine Aufzeichnung der denkwürdigsten Ereignisse seines Lebens nach Angabe jenes Nekrologs der Vossischen Zeitung im Jahre 1838 noch vorhanden war, jetzt aber nicht mehr im Besitz der Nachkommen Catels sich erhalten hat, wie ich einer freundlichen Auskunft der Frau von Wolzogen, gebornen Catel, entnehme.

Von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigt sich uns Catel in der von uns oben flüchtig erwähnten Jubiläumsschrift zu Ehren seines ehrwürdigen Lehrers Erman im Jahre 1804. Dies kleine Werk ist von zarter Pietät eingegeben, von festlicher Freude durchweht und mit schalkhaftem Humor gewürzt. Er sagt zu seinen gewesenen Schulfreunden und Mitgenossen im Seminar, denen er seine Skizze widmet: „Bald wird unser Leben eine lange Erinnerung seyn; schon jetzt ist, für die meisten unter uns, Einförmigkeit die Saite, die, von der Hand der Gegenwart berührt, am öftesten anklingt. Lassen Sie uns dreißig Jahre in unser Leben zurückgehen. Lassen Sie uns wieder jung werden, und uns der Zeiten erinnern, wo Ermans bisweilen strenges, immer wachsames, immer wohlwollendes ... Auge auf uns ruhte; wo wir des guten Vaters, bald gute, bald muthwillige Kinder waren; lassen Sie uns der Tage unserer Jugend gedenken, und des Mannes, der in ihnen den Grund zu unserm Wohl legte." Und wie launig klingen dagegen wieder Stellen wie die folgende: „Gewöhnlich steht das Zusammenhäufen der Stellen mit dem Diensteifer in Verwaltung derselben im umgekehrten Verhältnisse. Eine Stelle nach der andern ist für so Viele, was ein

---

1) Nachdem ich die hier dargelegte Stellung zu diesen Fragen schon in dem Vortrage über Catel eingenommen hatte, den ich in der Maisitzung der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur gehalten habe (vgl. Referat in der Vossischen Zeitung vom 3. Juni 1906 und in der Deutschen Literaturzeitung vom 16. Juni 1906) und hiermit veröffentliche, ist Paul Hoffmann in Frankfurt a/O. so glücklich gewesen, den 20. Juni 1792 als den Konfirmationstag Kleists nach dem Register der dortigen Garnisongemeinde zu ermitteln, wie er in der Vossischen Zeitung vom 8. August 1906 mitteilte. Wenn jedoch Hoffmann ohne weiteres schließt: es „steht damit fest, daß er (Kleist) fast auf den Tag vier Jahre dem Hause Catels angehörte", so erlauben die vorliegenden Tatsachen doch höchstens die Möglichkeit oder allenfalls Wahrscheinlichkeit einer solchen Dauer seines Aufenthaltes bei Catel anzusetzen. — Es sei hier zur Berichtigung einer Bemerkung Hoffmanns auch festgestellt, daß Catel die Professur am französischen Gymnasium nicht im Hauptamte, sondern nebenamtlich bekleidete (Protokoll der Mittwochs-Konferenz vom 22. Februar 1792 in den Kolonie-Akten).

Kopfkissen nach dem andern für sie ist; es liegt sich bequemer darauf; der Kopf ragt höher empor, aber — der Mensch schläft recht sanft und süß darüber ein. Nicht so bey Herrn Erman. Noch nie hat ihm, selbst der Neid, dem doch sonst so leicht nichts entgeht, es nachsagen können usw."

Man wird nun nicht mit Unrecht einwenden, daß — alle diese Vorzüge Catels zugegeben — doch damit noch gar nichts oder wenig für sein Verhalten und Verhältnis zu Kleist bewiesen sei, denn nicht immer sei ein gelehrter und ein feiner Kopf ein guter Lehrer und Erzieher. Da sei es mir denn erlaubt, schon hier auf die unten veröffentlichten, von G. Minde-Pouet gefundenen Briefe zu weisen, die mindestens auf einen sehr herzlichen Ton Catels zu seinen Schülern schließen lassen.

Schwerer könnte der Umstand ins Gewicht fallen, daß Kleist und Catel sich im späteren Leben einmal — es war im Jahre 1810 — recht unfreundlich gegenüber gestanden haben, doch werden wir bei genauerem Zusehen die Überzeugung gewinnen, daß Catel ohne jeden Makel aus diesem Handel hervorgegangen ist. Und hier ist der Ort, schließlich auch noch die publizistische Tätigkeit Catels ins Auge zu fassen, der immer noch französischer Hospitalprediger, daneben nun aber vom Februar 1806 bis zum 31. Dezember 1822, also in einer der bewegtesten Epochen der preußischen Geschichte, Leiter des politischen Teils der Redaktion der Vossischen Zeitung war, eine Stellung, durch die er in nähere Beziehungen zu vielen der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit gebracht wurde, die in Politik, Kunst und Literatur berühmte Namen trugen.[1]) Auch noch nach seinem wegen hohen Alters von ihm selbst herbeigeführten Ausscheiden aus der Redaktion blieb er jahrelang ein eifriger Mitarbeiter der Zeitung. Außer den politischen Artikeln schrieb er zahlreiche, seit dem 1. Juni 1811 regelmäßig mit C. gezeichnete Artikel im Gebiete von Kunst und Wissenschaften, literarische Aufsätze, Rezensionen und Gedichte. A. Buchholz, der schon genannte Historiker der Vossischen Zeitung, dem wir hier folgen, sagt: „In der schwierigen und gefährlichen Lage, in die die französische Gewaltherrschaft den Redakteur der politischen Zeitung hineinzwang, hat Catel niemals den Mut eines Patrioten verleugnet und selbst den Feinden Achtung abgenötigt, so daß der Intendant Bignon, der nach dem Einrücken der französischen Truppen in Berlin als französischer Kommissar bei den preußischen Behörden amtierte, ihm nach einer langen kämpfenden Unterredung

---

[1]) Äußerlich erscheint der Vermerk „Redakteur S. H. Catel" erst seit Oktober 1819 am Kopfe der Zeitung.

mit einem Händedruck sagen mußte: Catel vous êtes un brave homme et bon Prussien." In dem Nekrolog der Vossischen Zeitung von 1838 heißt es, daß Catel damals der Feindseligkeit halbsichtiger Urteile nicht ganz entgangen sei von Männern, welche das Heikle seiner Lage verkannten und nicht das erwogen, was glücklich von ihm vermieden wurde. Freilich hat Catel sowenig als der Redakteur irgend eines anderen deutschen Blattes bei der vollkommenen Bewegungsunfreiheit, die den Zeitungen von 1806 bis 1812 durch den französischen Terrorismus auferlegt wurde, im franzosenfeindlichen Sinne gewirkt. Es wird allerseits zugegeben: „Die politischen Verhältnisse ließen ein gerades Wort im Napoleon feindlichen Sinne nicht aufkommen" (Steig a. a. O. S. 173). Die ungeraden Wege der List und Verstellung aber — etwa nach Art des Kleistschen Hermann — vermochte ein Catel wie so mancher wackere Vaterlandsfreund seinem ganzen Wesen nach nicht zu wandeln. Hier lag eine Schwäche, jedenfalls aber eine Schranke seiner Natur. Und konnte denn in ihm, dem Enkel eines Réfugié, so gut preußisch und königstreu er war — sonst wären Iffland und Gubitz nicht unter seinen Freunden gewesen —, ein Franzosenhaß von der dämonischen Kraft lodern, wie er in den Patriotenkreisen ausgesprochen germanischer Abkunft kochte? Es wäre ein Zufall gewesen, wenn die schwere Prüfungszeit damals gerade an der Spitze der Vossischen Zeitung einen kerndeutschen Mann gefunden hätte, der dem Sieger getrotzt und der dann sicher auch für seine Person und für die von ihm geleitete Zeitung sofort schwer gebüßt hätte.

Der Zusammenstoß Catels mit Kleist oder richtiger gesagt Kleists Vorstoß gegen Catel hatte jedoch keinen politischen Anlaß. Catel war auch der Beurteiler der Darstellungen im Schauspiel und, wie der Nekrolog von 1838 sagt, erwarb er sich als solcher trotz aller Schwierigkeiten Liebe und Achtung. Daß er die Wahrheit sagte, gewann ihm die Achtung der Menschen; daß er es immer schonend tat, deren Liebe. Zur Erklärung dieser verbindlichen Haltung des Rezensenten Catel auch gegenüber Iffland, dem Direktor der Königl. Nationalbühne, würde es uns heute genügen, abgesehen von Catels an und für sich konzilianter Natur darauf hinzuweisen, daß die Vossische Zeitung stets, auch schon vor Catels Zeit, zu Iffland hielt, daß Catel Ifflands Freund war, dessen Verdienste schätzte und sich „mitunter — gewiß unwillkürlich zu nachgiebig mild" zeigte (Gubitz, Erlebnisse 1869, 3, 116), sodann, daß sich die Kritik der Königl. Bühne gegenüber, um es nicht mit der Zensur zu verderben, manche Zurückhaltung auferlegen mußte, und endlich daß überhaupt die weitesten Kreise und namentlich die ältere Generation auf Iffland schwuren, jedenfalls aber den Ingrimm der romantischen Kreise gegen

Kopfkissen nach dem andern für sie ist; es liegt sich bequemer darauf; der Kopf ragt höher empor, aber — der Mensch schläft recht sanft und süß darüber ein. Nicht so bey Herrn Erman. Noch nie hat ihm, selbst der Neid, dem doch sonst so leicht nichts entgeht, es nachsagen können usw."

Man wird nun nicht mit Unrecht einwenden, daß — alle diese Vorzüge Catels zugegeben — doch damit noch gar nichts oder wenig für sein Verhalten und Verhältnis zu Kleist bewiesen sei, denn nicht immer sei ein gelehrter und ein feiner Kopf ein guter Lehrer und Erzieher. Da sei es mir denn erlaubt, schon hier auf die unten veröffentlichten, von G. Minde-Pouet gefundenen Briefe zu weisen, die mindestens auf einen sehr herzlichen Ton Catels zu seinen Schülern schließen lassen.

Schwerer könnte der Umstand ins Gewicht fallen, daß Kleist und Catel sich im späteren Leben einmal — es war im Jahre 1810 — recht unfreundlich gegenüber gestanden haben, doch werden wir bei genauerem Zusehen die Überzeugung gewinnen, daß Catel ohne jeden Makel aus diesem Handel hervorgegangen ist. Und hier ist der Ort, schließlich auch noch die publizistische Tätigkeit Catels ins Auge zu fassen, der immer noch französischer Hospitalprediger, daneben nun aber vom Februar 1806 bis zum 31. Dezember 1822, also in einer der bewegtesten Epochen der preußischen Geschichte, Leiter des politischen Teils der Redaktion der Vossischen Zeitung war, eine Stellung, durch die er in nähere Beziehungen zu vielen der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit gebracht wurde, die in Politik, Kunst und Literatur berühmte Namen trugen.[1]) Auch noch nach seinem wegen hohen Alters von ihm selbst herbeigeführten Ausscheiden aus der Redaktion blieb er jahrelang ein eifriger Mitarbeiter der Zeitung. Außer den politischen Artikeln schrieb er zahlreiche, seit dem 1. Juni 1811 regelmäßig mit C. gezeichnete Artikel im Gebiete von Kunst und Wissenschaften, literarische Aufsätze, Rezensionen und Gedichte. A. Buchholz, der schon genannte Historiker der Vossischen Zeitung, dem wir hier folgen, sagt: „In der schwierigen und gefährlichen Lage, in die die französische Gewaltherrschaft den Redakteur der politischen Zeitung hineinzwang, hat Catel niemals den Mut eines Patrioten verleugnet und selbst den Feinden Achtung abgenötigt, so daß der Intendant Bignon, der nach dem Einrücken der französischen Truppen in Berlin als französischer Kommissar bei den preußischen Behörden amtierte, ihm nach einer langen kämpfenden Unterredung

---

[1]) Äußerlich erscheint der Vermerk „Redakteur S. H. Catel" erst seit Oktober 1819 am Kopfe der Zeitung.

mit einem Händedruck sagen mußte: Catel vous êtes un brave homme et bon Prussien." In dem Nekrolog der Vossischen Zeitung von 1838 heißt es, daß Catel damals der Feindseligkeit halbsichtiger Urteile nicht ganz entgangen sei von Männern, welche das Heikle seiner Lage verkannten und nicht das erwogen, was glücklich von ihm vermieden wurde. Freilich hat Catel sowenig als der Redakteur irgend eines anderen deutschen Blattes bei der vollkommenen Bewegungsunfreiheit, die den Zeitungen von 1806 bis 1812 durch den französischen Terrorismus auferlegt wurde, im franzosenfeindlichen Sinne gewirkt. Es wird allerseits zugegeben: „Die politischen Verhältnisse ließen ein gerades Wort im Napoleon feindlichen Sinne nicht aufkommen" (Steig a. a. O. S. 173). Die ungeraden Wege der List und Verstellung aber — etwa nach Art des Kleistschen Hermann — vermochte ein Catel wie so mancher wackere Vaterlandsfreund seinem ganzen Wesen nach nicht zu wandeln. Hier lag eine Schwäche, jedenfalls aber eine Schranke seiner Natur. Und konnte denn in ihm, dem Enkel eines Réfugié, so gut preußisch und königstreu er war — sonst wären Iffland und Gubitz nicht unter seinen Freunden gewesen —, ein Franzosenhaß von der dämonischen Kraft lodern, wie er in den Patriotenkreisen ausgesprochen germanischer Abkunft kochte? Es wäre ein Zufall gewesen, wenn die schwere Prüfungszeit damals gerade an der Spitze der Vossischen Zeitung einen kerndeutschen Mann gefunden hätte, der dem Sieger getrotzt und der dann sicher auch für seine Person und für die von ihm geleitete Zeitung sofort schwer gebüßt hätte.

Der Zusammenstoß Catels mit Kleist oder richtiger gesagt Kleists Vorstoß gegen Catel hatte jedoch keinen politischen Anlaß. Catel war auch der Beurteiler der Darstellungen im Schauspiel und, wie der Nekrolog von 1838 sagt, erwarb er sich als solcher trotz aller Schwierigkeiten Liebe und Achtung. Daß er die Wahrheit sagte, gewann ihm die Achtung der Menschen; daß er es immer schonend tat, deren Liebe. Zur Erklärung dieser verbindlichen Haltung des Rezensenten Catel auch gegenüber Iffland, dem Direktor der Königl. Nationalbühne, würde es uns heute genügen, abgesehen von Catels an und für sich konzilianter Natur darauf hinzuweisen, daß die Vossische Zeitung stets, auch schon vor Catels Zeit, zu Iffland hielt, daß Catel Ifflands Freund war, dessen Verdienste schätzte und sich „mitunter — gewiß unwillkürlich zu nachgiebig mild" zeigte (Gubitz, Erlebnisse 1869, 3, 116), sodann, daß sich die Kritik der Königl. Bühne gegenüber, um es nicht mit der Zensur zu verderben, manche Zurückhaltung auferlegen mußte, und endlich daß überhaupt die weitesten Kreise und namentlich die ältere Generation auf Iffland schwuren, jedenfalls aber den Ingrimm der romantischen Kreise gegen

Iffland nicht teilten. Kleist aber (und ihm folgte ein gewisser Teil der öffentlichen Meinung) glaubte, jenes im allgemeinen bestehende Einvernehmen der Zeitungskritik mit Iffland darauf zurückführen zu müssen, daß Catel und J. C. F. Rellstab (der ältere), die beiden Theaterrezensenten der Vossischen Zeitung, von Iffland durch Theaterbilletts und Geld bestochen seien! Die Angegriffenen legten dagegen durch Erklärungen, die in der Nummer der Kleistschen Abendblätter vom 21. November 1810 erschienen, Verwahrung ein. Den Rezensenten wurde der freie Eintritt gewährt; aber auch nach den eingehenden Darlegungen, die Reinhold Steig (in Kleists Berliner Kämpfen 1901, S. 188 ff., 244) dieser unerfreulichen Angelegenheit gewidmet hat, können die gegen Catel und Rellstab in den „Abendblättern" erhobenen weitergehenden Beschuldigungen nicht aufrecht erhalten werden. Und Steig hat wohl nichts unerwähnt gelassen, was irgend für Kleists Vorwürfe sprechen könnte. A. Buchholz a. a. O. (1904) sagt geradezu: „Dieser Verdacht war eine fixe Idee Kleists,"[1]) eine Auffassung, die er auch dadurch stützt, daß Iffland sich sogar durch die Kritiken der Vossischen Zeitung oft verletzt gefühlt habe. Wenn dann bald darauf die Besitzer der also von Kleist gereizten Vossischen, ebenso wie die der Spenerschen Zeitung ihre mit vielen Lasten verbundenen Privilegien gegen die Konzessionierung der „Abendblätter" bei der Behörde ins Feld führten, so ist dieser Gegenstoß der alten Zeitungen sehr wohl verständlich, wenn nicht verzeihlich, und Catel hätte wohl auch kaum die Besitzer der Vossischen Zeitung davon zurückhalten können, selbst wenn er gewollt hätte.

Und verdienen denn übrigens diese Kritiken das harte Urteil, das Reinhold Steig (S. 188) so bitterböse über sie gefällt hat: „Man kann sich kaum etwas Trockeneres, Geistloseres vorstellen, als die Leistungen dieser beiden Kritiker (Catels und Rellstabs), die immer mit Iffland im schönsten Einvernehmen waren. Eigentlich nur flache Inhaltsangaben der Stücke?" — Es wäre doch an und für sich schon unwahrscheinlich, daß ein Schriftsteller, der sonst tüchtiges Können und feinen Geschmack offenbart, gerade als Theaterreferent so tief stehen sollte. Und eine genaue Durchsicht der alten Jahrgänge der Vossischen Zeitung hat in mir die Überzeugung befestigt, daß Catel auch in diesen Besprechungen unbefangenes Urteil und guten Kunstverstand bewährt, jene

[1]) Erich Schmidt, Kleist-Ausgabe 1, 29 sagt einmal: „Kleist war in solchen von seiner Einbildung übertriebenen Händeln ein heftig und derb dreinschlagender Junker," und auch Kleists Ausfall gegen Iffland und Catel bestätigt schließlich, was O. Brahm sagt: „Es ist eine peinliche Pflicht, den letzten wirren Kämpfen dieses Lebens zu folgen."

drei Vorwürfe Steigs aber durchaus unbegründet sind. Zunächst ohne weiteres der letzte, wonach die Theaterberichte der Vossischen Zeitung nur „flache Inhaltsangaben" gewesen sein sollen. Inhaltsangaben sind sie, wie ich nach eingehender Prüfung feststelle, so wenig, daß vielmehr lange Wochen vergehen, bis uns einmal eine solche Inhaltsangabe begegnet. Catel gibt sie wohl nach einer Erstaufführung, um sich dann in weiteren Artikeln über einzelnes auszulassen und produktive Kritik zu üben.

Ferner hätten, wenn wir Steig glauben dürften, Rellstab und Catel „immer mit Iffland in schönstem Einvernehmen" gestanden, Iffland wäre „insbesondere Catels und Rellstabs bei allen Aufführungen sicher" gewesen (S. 217), „die Besprechungen in den alten Berliner Zeitungen flossen, wie immer von lautem Lobe über" (S. 205), überhaupt seien „die alten Berliner Zeitungen immer durch dick und dünn mit Iffland" gegangen (S. 168). Das ist eine starke Übertreibung. Wenn Steig hier Recht hätte, wie konnte Iffland sich dann beklagen, daß die Referenten „ihre freie Anwesenheit im Theater dazu benutzt hätten, die Fehler des Theaters dem Publicum sichtbar zu machen" (Steig S. 244)? Jeder Zweifel über den wahren Sachverhalt ist aber ausgeschlossen, wo viele klare Zeugnisse des Gegenteils allein aus dem von Steig herangezogenen Jahre 1810 offen vorliegen.

Catel zeigte gegenüber dem Direktor Iffland vollen Freimut, so sehr er dem Schauspieler Iffland warmes Lob zu spenden pflegte. Da lesen wir z. B. in dem Falle einer von der Theaterleitung nicht gestrichenen Anstößigkeit (7. Juni 1810): „Zu Ramlers und Engels Zeiten (die vor Iffland die Direktion führten) sah man auf dergleichen nicht so gleichgültig herab." Ist das „schönstes Einvernehmen"? Die im folgenden genannten vier Stücke sind es besonders, die Steig als typisch für die „verrotteten Theaterzustände" damaliger Zeit anführt, sie alle finden aber auch in der Kritik der Vossischen Zeitung die ihnen gebührende Ablehnung. Erstlich das Wiener Faschingsstück „Rochus Pumpernickel". Deutlich genug, dächte ich, ist Rellstabs Absage (20. Januar 1810): „Gebe Apollo und seine Töchter, daß dergleichen uns nicht oft dargestellt werde; leider waren vor 30 Jahren die Quodlibets auf unsern Hochzeiten Mode, aber auf der Bühne möchten wir sie doch oft verbitten. Referent gesteht gern, daß ihm das Gähnen näher als das Lachen war." Er meint, daß das Stück allenfalls „die Sonntagsvorstellungen wohl füllen und alsdann ad patres gehen wird", muß dann, da das Stück sehr begehrt war, am 12. Februar allerdings resigniert zugestehen, daß diese Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen sei. Und Catel läßt sich in bitterer Ironie also aus: „den 9. April Rochus P. Zu den

unbestrittenen Verdiensten dieses seltenen Produkts gehört auch eines, welches zwar nicht dem Geschmacke der Zuschauer, doch aber den Lobpreisungen der Recensenten bisher entgangen war. Im Rochus Pumpernickel bricht für Deutschland die schöne Morgenröthe der Wortspiele und Calembours an und wird jedesmal von der Gallerie laut begrüßt" (folgen Beispiele). Schließlich Catels nichts weniger als Liebe zu den Stücken verratende Worte (18. April): „Herr Rochus Pump. konnte wegen wirklicher Krankheit des Herrn Unzelmann nicht gegeben werden. Dieser Zufall erinnert an Molière, der sich im malade imaginaire, aus welchem P. zum Theil entlehnt ist, zum Spiele zwang und an den Folgen der Anstrengung starb. Dafür wolle Herrn Unzelmann sein guter Genius bewahren. Lieber den Pumpernickel verloren als ihn." — Von dem im Mai gebrachten „Vetter Kukuk" Friedrichs heißt es, daß es nicht Lustspiel, sondern Posse heißen müßte, und Catels Besprechung (10. Mai) bleibt ihm nichts schuldig: „Ein Pumpernickel macht mehrere. Offenbar liegt Herr Rochus dem Vetter Kukuk zu Grunde. Der Vf., dem es gewiß weder an Witz noch an Laune noch an Theaterkenntnis fehlt, gerieth auf den Einfall, das überall verachtete und doch immer allgemein besuchte Modestück — nicht zu travestiren, zu parodiren, nein zu destilliren"... Der 1. und 2. Akt werden gelobt, „im 3. und 4. verließ den Vf. Genie und Kraft. So ungetheilt der Beifall in der ersten Hälfte war, so getheilt war er am Ende".

Nachdem Catel dann noch berichtet hat, daß der Vetter Kukuk der Kasse Früchte trage und fortfahre, die großen Kinder zu vergnügen (14. Mai und 7. Juni 1810), wird dem dritten von Steig herbeigezogenen Stücke doch wahrlich auch kein Loblied gesungen: „Den 7. September (1810) zum erstenmale Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen, Posse in 5 Acten von Herrn v. Kotzebue: Molière zeugte den Pourceaugnac; P. zeugte den Rochus Pumpernickel; R. P. zeugte den Vetter Kukuk; V. K. zeugte den Pachter Feldkümmel. In Wien soll schon eine ganze Familie Pumpernickel ihr Wesen treiben ... Um einen Begriff von diesem neuesten Produkte des Herrn v. Kotzebue zu geben, ohne es im mindesten recensieren zu wollen, ... wollen wir es aktweise zergliedern." Also Catel fand das Stück unter aller ernsthaften Kritik. Er kennzeichnet es 31. Oktober nochmals genügend in den hübsch geschliffenen Worten: „daß das Stück unterhält, beweist das beinahe ununterbrochene Lachen. Es ist freilich kein unverlöschbares Lachen der Götter, wie Homer spricht. Doch auch die Götter bedurften, bei ihm, nur eines hinkenden Vulkans, um sich — todt lachen zu wollen. Wer wollte also ... dem Publikum das Vergnügen eines mit so wenigen Kosten erschütterten Zwergfells nicht gönnen!" Worte, denen Catel dann noch

einen Tadel über Kotzebues allzuschnelle Art zu arbeiten folgen läßt. Wenn Steig sagt: „und nun noch Der Sohn durchs Ungefähr dazu, als die vierte dieser Trivialitäten! Die Vossische Zeitung vom 6. Oktober 1810 begrüßte auch dieses Stück," so finden wir in der Vossischen Zeitung unter diesem Datum nichts, was einer Begrüßung dieses Stücks ähnlich sieht, das vielmehr dort auch als ein „Modeprodukt" kurz charakterisiert und nochmals am 13. Oktober also abgetan wird: „Am 13. wurde Der Sohn durchs Ungefähr von Zwei Onkel für Einen ins Schlepptau genommen. Das erste Stück ist kein guter Segler, ungeachtet N. N. (als Darsteller) gute Bootsmänner sind ... Das übrige Schiffsvolk hat gar zu unbedeutende Geschäfte, und steht einander nur im Wege."

Nur noch zwei Zeugnisse, daß die Kritiker der Vossischen Zeitung auch sonst solche Machwerke (denen doch — beiläufig bemerkt — selbst Goethe in seinem Weimarer Spielplan Zutritt gewährte wie z. B. dem Rochus Pumpernickel) gebührend würdigten. Rellstab 30. Oktober 1810 sagt: „Abermals ist auf unserer Bühne eine Wiener Farce erschienen, aber nur in einem Act. Das geht an und unterhält. Es ist das Hausgesinde." Und schließlich Catel 3. November 1810:

Die Belagerung von Saragossa oder Pachter Feldkümmels Hochzeitstag. Ein Lustspiel in 4 Akten von Herrn von Kotzebue. Das Stück wurde im Laufe der Vorstellung und zuletzt, zugleich beklatscht und ausgepocht; eine Ehre, die Herrn von Kotzebue seit einiger Zeit öfter widerfährt, und den doppelten Geschmack des Publicums zu erkennen giebt. So viel will ich glauben; wäre nicht geklatscht worden, es würde kein Pochen erfolgt sein, und der Hochzeitstag wäre still und ruhig abgelaufen; aber so etwas beklatschen zu hören, regt das Blut auf: facit indignatio pulsum. Ich finde leider, daß Herr von Kotzebue sein Publicum je mehr und mehr vernachlässigt; daß er es mit geschmacklosen, aufgewärmten Brocken abspeist ...., mit Albernheiten wie der Zuruf: „Ich kann Dir nicht helfen, ich habe mir soeben den Hals gebrochen" .... mit Ungereimtheiten wie der 1. Auftritt ... Hieße das Stück nicht Lustspiel, sondern Posse wie der Pachter Feldkümmel, ... so möchte die Rüge sanfter sein; doch uns eine Posse — und noch dazu welche? die an gewissen Stellen, wie in der Schirmscene, an Unanständigkeit gränzt, — als ein Lustspiel aufzuheften, ist doch wohl der Rüge werth! Herr Wurm wurde, weniger der Rolle als des Spiels wegen, hervorgerufen; und sein eigener Einfall stand dem besten im Stücke wenig nach. Herrn Beschort hat die Belagerung von Saragossa, so wie Herrn Stich viel zu danken. Aus der Kommandantenrolle ließ sich nichts festes nehmen. Sie fing mit Satyre an und hörte mit Farbenlosigkeit auf.

Wer diese Rezension liest, muß Steigs Worte (S. 168), daß „die alten Berliner Zeitungen immer durch dick und dünn mit Iffland gingen", für eine arge Hyperbel erklären. Wie konnte Herr Steig so unzweideutige Zeugnisse für Catels unbestochenen Freimut unberücksichtigt lassen? — Fast scheint es, als ob er bloß auf Grund des übertriebenen und parteiischen Urteils der Abendblätter (siehe die

bei Steig S. 192 und 221 daraus mitgeteilten Stimmen) ohne genügende Nachprüfung des objektiven Tatbestandes den Stab über Catel gebrochen hätte.

So bliebe nun noch jener erste von Steig gegen (Rellstab und) Catel erhobene Vorwurf der Trockenheit und Geistlosigkeit zu berühren. Freilich die gepfefferte Manieriertheit vieler Theaterreferenten wird man bei Catel vergeblich suchen, der nirgends den Boden ruhiger Sachlichkeit verläßt. Gewiß stehen seine Kritiken nicht alle gleich hoch, nach irgend einer Seite hin sind sie aber fast immer anregend zu lesen und um so mehr, je würdiger das Objekt seiner Besprechungen war. Daß deren „Trockenheit" nicht so arg war, mag man aus graziösen Kauserien wie der folgenden ersehen: „Die Stunde ist verflossen, man weiß nicht wie und man hat Vergnügen gehabt, man weiß nicht woran, und das ganze Stück ist ein wahres: Ich weiß nicht was. Was wir aber alle wissen, ist, daß es gut gespielt wurde u. s. w." (21. August 1817). Oder man lese auch die von Gubitz „Erlebnisse" 8, 117 mitgeteilte Catelsche Besprechung des Lustspiels „Die selige Frau".

Den besten Prüfstein seines Geistes werden uns wohl Catels Besprechungen der am Königl. Nationaltheater aufgeführten Dichtungen Lessings, Goethes, Schillers und Shakespeares geben, da wir in diesem Falle mit dem Gegenstande unmittelbar bekannt und inzwischen durch die Ergebnisse des Nachdenkens mehrerer Generationen von Auslegern auf alles aufmerksam geworden sind, was zum Verständnis jener Meisterwerke dienen kann. Da sich das klassische Drama unter Iffland einer liebevollen Pflege erfreute, so hatte Catel wieder und wieder Gelegenheit, die Aufführungen als Berichterstatter zu begleiten. Da zeigt sich nun, daß er es verstand, jenen Stücken bei jeder wiederholten Darbietung in seinen immer klugen, oft geistreichen Berichten neue Seiten abzugewinnen, vor allem aber, daß er bei allen Einwendungen, die er den großen Dichtern hier und da machte, einen feinen Takt bewährt hat, den sonst die oft recht ahnungslose ältere Kritik gegenüber unseren Heroen nicht selten vermissen läßt. Ja, ich stehe nicht an zu sagen, daß ein Wiederabdruck vieler dieser Rezensionen, von denen leider J. W. Braun seiner Sammlung nur eine (Romeo und Julia 11. April 1812) einverleibt hat, noch jetzt interessieren würde. — Zuweilen gibt Catel kurze literarhistorische Einleitungen, wie zum Julius von Tarent, oftmals feine sprachliche Bemerkungen, so zur Phädra, wobei ein Fehler der Übersetzung aufgedeckt wird. Für die Schwächen z. B. des Don Carlos hat er den richtigen Blick und urteilt von der Emilia Galotti: „Von dem Stücke sagen wir, was Lessing seinen

Odoardo sagen läßt: Der Verfasser wollte sein Meisterstück ausarbeiten; allein er vergriff sich im Thone; er nahm ihn zu fein; d. i. er legte zu viel Feinheiten hinein .... In der letzten Szene!! wie spielen nicht Odoardo und Emilia mit Worten! diese stirbt mit einem Epigramm, und der Prinz schließt mit einer Trivialität!" — Am 10. Januar 1810 finden wir hübsche stilistische Bemerkungen zur Emilia. Was will man lieber hören als am 16. Mai 1811: „Die drei ersten Akte der Iphigenie sind das schönste, was uns die deutsche tragische Bühne aufzustellen vermag," worauf eine warme Verteidigung Goethes gegen einen französischen Rezensenten folgt. Die Besprechung des Tasso gipfelt in den Worten (28. November 1811): „Als Gedicht reiche ich ihm willig die Hand, setze ihm den Lorbeerkranz auf, als Schauspiel muß ich ihm beide versagen, so sehr auch in der Vorstellung alles zu seinem Triumph wetteiferte." Wäre Catel wirklich ein „rechter Vertreter der alten Berlinischen Aufklärung" (Steig), so hätte er es vielleicht auch nicht als einen Mißgriff des Dichters bezeichnet, den Talbot als Freigeist zu zeichnen.

Wohl um die Besprechungen nicht einförmig werden zu lassen, unterbricht Catel sie bisweilen durch vergleichende Charakteristiken, wie etwa der Braut von Messina und Maria Stuart (2. Februar 1810), oder des Nathan und Wilhelm Tell. Das Spiel der Darsteller wird stets im Verhältnis zum Inhalt der Dramen genau abgewogen, der Regie erteilt er als ein genauer Merker und erfahrener Theaterkenner viele überzeugende Ratschläge. Die Summe der den Schauspielern gegebenen Winke würde ein brauchbares Brevier für Mimen ergeben. (Von einem Schauspieler heißt es: „Die Leidenschaft ist weniger in ihm als an ihm; erschütterte die Sinne, nicht das Herz," von einer Schauspielerin: „ihr stummes Spiel ist meist noch — zu stumm".) Er erzählt auch dem nachgeborenen Geschlechte gern von Eindrücken seiner Jugend, z. B. 19. Dezember 1811 bei einer Besprechung des Hamlet, daß und wie er dies Drama zum ersten Male 1777 im Döbbelinschen Hause gesehen; bei einer Aufführung des Mahomet[1]) plaudert er interessant davon, daß er zu Friedrichs des Großen Zeiten den Mahomet in dem kleinen Schauspielhaus bei Monbijou von französischen Schauspielern habe aufführen sehen, am 30. Juli 1774 habe Aufresne den Zopire, am 20. Juni 1775 Le Kain den Mahomet gegeben, beides große Schauspieler. „Zopire machte auf den damaligen Jüngling einen tieferen, Mahomet einen stärkeren Eindruck ... Solch einen Mahomet gibt's nicht wieder." An häufigen Andeutungen, daß die großen Klassiker der Bühne zu

[1]) Catels eingehende Besprechung des Goetheschen Mahomet bildet den Gegenstand einer besonderen Mitteilung von mir im Goethe-Jahrbuche 1907.

selten zur Geltung kämen, läßt er es nicht fehlen: „Den 30. Junius (1807) nach einer Entbehrung von mehr als neun Monaten hat endlich wieder ein Shakespearesches Trauerspiel eingenommen.“ Freilich — das Berliner Publikum spielte bei den klassischen Dramen seine Rolle oft sehr schlecht! Catel sagt rügend 28. Juni 1808: „Dem Stücke (E. Galotti) fehlte nichts als ein zahlreicheres Publikum,“ ähnlich (E. Galotti) 26. Juni 1810 und (Fiesco) 24. April 1810, und August 1810: „Iphigenie wurde vor einer zur Ehre des guten Geschmacks viel zu kleinen Versammlung gegeben, die Logen waren ganz und das Parterre beinahe leer.“ — Besonders erfrischend wirkt auf uns die oft sehr derbe Abfertigung Kotzebues, so bei dessen Deodata 13. März 1810: „Forderten Schiller, Shakespeare sogar Spieß und Kotzebue (sofern er sich selbst wiederholte, G.) jeder das Seine zurück, was bliebe dem Verfasser übrig? — der Narr.“

Es wäre ja nicht unwirksam, wenn in dem Bilde des von allen Seiten von Widersachern umringten Kleist, das Steig zu zeichnen versucht hat, zur Abrundung des Ensembles[1]) auch der trockene, geistlose, käufliche, mit Iffland „immer durch dick und dünn“ gehende Rezensent der Vossischen Zeitung nicht fehlte, aber — unserm Catel diese Rolle zuzuweisen, heißt den Tatsachen widersprechen. Walzel sagt in der Besprechung von Steigs Buch über Berliner Kämpfe (Anzeiger der Zeitschrift für das Altertum 1904) irgendwo, Steig habe „auch Brentano in seinem Sinne stilisiert“, ein Ausdruck, der ebenso für die Catel von Steig zuteil gewordene Einschätzung zutreffend ist.

Es liegt mir nichts ferner als Catel zu einem verkannten Genie erheben zu wollen. Er war kein überragender Geist, kein Mann von gebietender Persönlichkeit, aber er war ein anerkennenswertes Talent und ein selbständiger Charakter, und es wäre unrecht zu schweigen, wenn er ohne Grund herabgewürdigt wird. Für mich ist die Geltung und Tragweite des ganzen dritten Kapitels[2]) in Steigs Buche erheblich eingeschränkt, seit ich bemerkt habe, wie sich der Verfasser in der Darstellung des Verhältnisses der Berliner Tageskritik zu Iffland verzeichnet hat.

---

[1]) Beiläufig: Catel schlägt einmal als Ersatz für dieses Fremdwort nicht übel den Ausdruck „Zusammenheit“ vor (23. April 1811).

[2]) Völlig unverständlich ist mir z. B. Steigs Angabe, daß Iffland sein Trauerspiel Albert von Thurneisen „immerfort, auch 1810 den Berlinern auf ihrer Bühne“ dargeboten habe. Der Spielplan des Jahres 1810 zeigt dies Drama, das zwischen 1799 und 1814 in Berlin nur — sieben Aufführungen erlebte, überhaupt nicht!! Damit fällt denn Steigs Vermutung über die Ursache, weshalb Iffland dem Kleistschen Prinzen von Homburg nicht gewogen gewesen sei!

Übrigens mögen ja berechtigte Vorwürfe auf Ifflands Theaterdirektion lasten, zu dessen Anwalt ich mich keineswegs machen will. Aber, wie sagt doch Lessing in der Dramaturgie? „Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon deshalb beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist." Hat dieses Wort nicht auch für das damalige Königl. Nationaltheater in Berlin seine Berechtigung? — Was Ifflands Verhalten zu Kleist betrifft, so liegt doch nicht aller Schatten auf Ifflands Seite. Bei der notorischen persönlichen Abneigung Kleists gegen Iffland und nach der vorhergegangenen rücksichtslosen Behandlung, die dieser in Kleists „Phöbus" und „Abendblättern" erfahren hatte, hätte Iffland doch Lammesgeduld haben oder, sagen wir offen, ohne alles Ehrgefühl sein müssen, wenn er Kleist anders als kühl hätte entgegentreten sollen. So kam Berlin damals um das Käthchen von Heilbronn. Und für den Prinzen von Homburg fehlte nicht nur einem Iffland, sondern überhaupt jener ganzen Zeit jedes Verständnis.

Eine Beziehung Catels auf H. von Kleist habe ich nur einmal gefunden: Catels absprechende Rezension (1. Juni 1811) über einen Don Quixote von la Manca, dramatische Burleske mit Gesang in fünf Akten schließt: „Es tut mir leid, den ungenannten Verfasser nennen zu müssen; es geschieht keineswegs ihn zu kränken, sondern dem Verdachte, den man hier und da auf diesen und jenen fallen ließ, zu begegnen. Ich selbst versündigte mich anfangs an einem Unschuldigen; ich glaubte die Scherben eines zerbrochenen Krugs zu entdecken. So wie ich fehl schoß, können es Mehrere. Der Vf. ist Herr Klingmann." [1]) — Wäre nicht der leidige Riß zwischen Catel und Kleist entstanden, so würde der Lehrer vielleicht nach dem unglückseligen Tode Kleists im November 1811 in der Vossischen Zeitung seinem einstigen Schüler einige Worte ins Grab nachgerufen haben.

Nachdem Catel sich als hoher Sechziger besonders wegen seiner Augenschwäche von der publizistischen Tätigkeit zurückgezogen hatte, „weilte er mitten in der geräuschvollen Stadt in ländlicher Zurückgezogenheit, die ihm seine Amtsstellung als Geistlicher des französischen Hospitals darbot." Doch folgte er allen Ereignissen der Zeit mit lebhaftestem Anteil, seine Gesinnung blieb jung. „Die Zeit hat Rückschritte getan — sagt der Nekrolog von 1838 — er nicht!

---

[1]) August Klingemann, Don Quixote und Sancho Panza, Leipzig und Altenburg 1815; Goedeke 6, 442.

Er blieb dem Banner des Vorwärtsstrebens bis zum letzten bewußten Augenblick treu."

Noch in seinem Todesjahre 1838 sandte der Achtzigjährige an den ihm ergebenen F. W. Gubitz Beiträge für den „Gesellschafter". Catel war seit Jahren ein Mitarbeiter dieses Blattes, und es wäre nicht schwer, eine Reihe von Artikeln zu sammeln, deren wahrscheinlicher Verfasser er ist. Wie Gubitz in dem ehrenden Nachruf 1838 („Gesellschafter" Blatt 116) mitteilt, hatte Catel dem Herausgeber nicht erlaubt, die Aufsätze mit seinem Namen zu bezeichnen.

Selten findet man, sagt Gubitz von ihm, ein so wahrhaftes Bild eines echten Philosophen, wie wir es in ihm vor uns sahen ... Dieselbe Treue, die wir in seinen Amtsführungen wahrnahmen, zugleich von der humansten Milde begleitet, zeichnete ihn auch aus als Familienvater, Freund und in der Geselligkeit, so daß wir mit bestem Recht sagen dürfen: „er war in jeder Hinsicht ein Vorbild andern zur Nacheiferung. Ehre und herzliche Erinnerung sei ihm geweiht." — Auch in seinen „Erlebnissen" (1869, 3, 116 ff.) hat uns Gubitz einige Züge von Catel aufbewahrt, dessen „liebenswürdige Ehrenhaftigkeit" er rühmt. Wir erfahren hier auch, daß Catel der erste war, der den anfangs widerstrebenden Gubitz als Theaterberichterstatter für die Vossische Zeitung im Jahre 1822 zu gewinnen suchte, deren Referent Gubitz († 1870) dann viele Jahrzehnte geblieben ist. Daß Catel sich schon nach Ifflands Tode (22. September 1814) von der Berichterstattung über das Schauspiel für die Vossische Zeitung abgewandt habe, wie Gubitz 3, 119 berichtet, ist nicht richtig.

Davon, daß Catel übrigens auch einmal Kleists Lehrer war, spricht von den Genannten weder der Nekrolog der Vossischen Zeitung, noch Gubitz in seinem Nachruf, noch auch R. Steig, bei dem diese Unterlassung mich gewundert hat.

Zum Schluß möchte ich noch eines vielleicht unwillkürlichen, jedenfalls aber merkwürdigen Anklanges gedenken, der sich zwischen einigen Versen Florian-Catels und Kleists findet. Catel in der freien Übertragung des Epilogs von Florians Fabeln sagt:

Halt ein (o Muse), laß ruhn das Saitenspiel
In deines Dichters schwachen Händen,
Er wünscht sein Tagewerk zu enden ...

und Kleist läßt „das letzte Lied" schließen:

Und wie er (der Sänger) flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

Alexander von der Marwitz an Rahel Levin.

Mitgeteilt von Max Ebert in Berlin.

Bei der Durchsicht der Papiere des Generals August Ludwig von der Marwitz in Friedersdorf, als intransigenter Junker und Gegner Hardenbergischer Reformen, auch als tüchtiger Landwirt bekannt, fanden sich eine Anzahl Briefe von und an seinen Bruder Alexander, den Freund der Rahel.

Eine längere Epistel Marwitzens an Rahel, die älteste bekannte, die wohl mit Rücksicht auf Varnhagen nicht gedruckt worden war unter den Marwitzbriefen der „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang" (1836), dürfte der Mitteilung wert sein.

Nikolsburg (Oestr. Gr.) Sonntag d. 26. Juni 09.

Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, Ihnen hier einen Brief zu schreiben, liebe Rahel. Alles einzelne, die ganze kleine mannigfaltige bunte Gegenwart verschwindet mir, wenn ich an meine Freunde denke; es ist immer nur ihr und mein ganzes und volles Leben, was ich dann sehe und fühle, nichts besonderes, was hervorspringt, was erscheint. Darum ist es mir so schwer, ja zu Zeiten so höchst widerwärtig zu zerlegen, langsam nach und nach zu erzählen und was ich mir vorher als einen Genuß vorstelle wieder einmal mit Ihnen zu sein, zu Ihnen zu reden, wird mir in der Regel zur albernsten Langenweile. Ich bin seit Dienstag hier bei meinem Bruder, der schwer verwundet ist und erst seit einigen Tagen aus der tötlichen Krisis gerettet. Heute da einer seiner Freunde hergekommen ist, der bei ihm bleiben will, gehe ich ins Hauptquartier. Varnhagen ging am Dienstag voraus, allein. Ich habe mich mit ihm erzürnt, nicht direkt aber so ganz allmählich haben wir uns durch stündlichen kleinen Ärger verbittert. Sagen Sie mir ein Wort über ihn, liebe R., welches mich tröste und meine frühere Meinung über ihn herstelle oder die gegenwärtige bekräftigt. Er erscheint mir, ungeachtet aller äußeren Bildung, innerlich höchst gemein, kleinlich in der Ansicht und gering die Energie seines Wollens, der innern That, in der sein Leben gewurzelt ist. Und dabei ist diese Gemeinheit so widerwärtig, so ärgerlich. Mein frühestes Urteil über ihn, als ich ihn zuerst vor 3 Jahren in Halle sah, war eben dieses; ich haßte die Dürftigkeit dieser Natur, die durch Gewandtheit und allerlei kleine Künste sich auf eine viel höhere Stufe gestellt hatte, als die ihr gebührte. Später glaubte ich ihn besser, viel besser und jetzt auf der Reise, wo seine geselligen Fertigkeiten zurücktreten und er so ganz sich gehen ließ, tritt mir mit einem Male das alte gehaßte Bild lebendig und wieder vor Augen: dieselbe widerwärtige Persönlichkeit, der Mangel an Mut, der sich durch dummdreiste Indolenzen zu decken sucht, und endlich die gänzliche Blindheit und Verschlossenheit gegen alles Höchste. Ich weiß es wohl, er hat Sinn, aber immer nur Sinn für Miniaturen, für ein Blatt nicht für eine Landschaft, für ein gelegtes Haar, nicht für ein Gesicht, für ein geschicktes und kluges Wort, nicht für die inneren Tiefen einer göttlichen Natur. Das kolossale sieht er nirgend und Sie wissen, liebe R., daß ist doch das einzig reelle. Aber er ist ihr Freund, wie ist das? Ich könnte das wohl verstehen; Sie nehmen ihn, wie er

ist, Sie sehen das negative in dem positiven und umgekehrt, und das negative ist Ihnen lieb, weil es das positive ist. Das ist ihre große Lebenskunst, ich weiß es wohl. Aber sehen sie ihn anders als ich, habe ich Unrecht? Ist er edel, denn darauf kommt am Ende doch alles an? Nein, er ist es nicht.

Die Natur hier ist wunderschön. Herrliches Gebirg zwischen Schlesien und Mähren, nicht wild, aber von einer göttlichen Vegetation bekleidet, dem frischsten, tiefsten Grün an Gras und Laub, und Wald wie sie, nur ungeheurer, Amerika hat, so dicht ist alles verflochten, Äste und Zweige und Blätter, nirgend eine Durchsicht, die üppigste Fülle. Dazwischen hin und her die reizendsten Thäler, wohlangebaut in langen Dörfern, meist mit einer türmenden Gebirgsgegend zur Seite oder im Hintergrunde. Und wie soll ich Ihnen dieses kaiserliche Land beschreiben dieses Mähren? Wir fuhren von einem hohen Berg in die unabsehbare Fläche hinunter, die wieder wie ein Gebirg vor uns lag und weit in den Horizont hineinstieg; da zum ersten Male habe ich gesehn, daß eine Landschaft unendlich sein kann, eine Ebene riesengroß. Unten die größte Wohlhabenheit, alles angebaut, vortreffliches Korn, reiche Dörfer, die größte Unbefangenheit, nirgend Spuren des nahen Kriegs, das heißt in dem innern Leben nicht, denn sonst sind die Rüstungen ungeheuer; Städte und Dörfer sind voll von Recruten, die Wege damit bedeckt, überhaupt ist Nerv in diesem Staate, oder wohl mehr in diesem Volke, denn die Regierung thut weniger als sie könnte, das Volk dagegen viel mehr als es muß. Adieu liebe R.; ich hätte gern länger zu Ihnen gesprochen, aber eben jetzt packt mich die Langeweile des Briefschreibens, die ich wie den Teufel fliehe, denn sie führt mich allemal in die ödeste Leere, die gänzlichste Gemütlosigkeit und Dummheit hinein; Sie werden sie den letzten Zeilen wohl schon angemerkt haben, ich wurde gestört. Gehen Sie fleißig auf der großen Terasse vor dem Schloß, auf dem Steinwege und genießen Sie den Mittag und den Abend.

A. Marwitz.

Ich bitte Sie, wenn Sie schreiben wollen, Ihre Briefe hierher zu adressieren an meinen Bruder: an Herrn v. M. Lieutenant im k. k. Regiment Graf Klenau Chevaux legers in Nikolsburg über Troppau und Brünn. Unter dem Couvert meine Adreße an Alexander v. M.

Ich lege das Ende eines Briefes von Müller bei, dessen Anfang Sie haben. Sehen Sie Schleiermacher?

Zur Geschichte der Heidelberger Romantik.

Von Wilhelm Kosch in Freiburg im Üchtland.

Seit Reinhold Steigs bahnbrechenden Forschungen zur jüngeren Romantik ist auch der Heidelberger Kreis in den Bereich literarhistorischer Betrachtung gerückt. Arnim, Brentano und Görres treten aus dem mystischen Halbdunkel einer lange unbeachteten Periode deutscher Geisteskultur ins kritische Tageslicht. Eichendorff muß bald folgen, denn schon hat man seinem zeitweiligen Jugendfreund Otto Heinrich Grafen von Loeben die Ehre einer umfang-

reichen Monographie erwiesen.[1]) Dagegen wäre nun an sich nichts einzuwenden, obwohl es mir scheint, daß wichtigere Aufgaben einer dringenderen Lösung harren als das Leben und Treiben des Dichterlings Isidorus Orientalis zu behandeln. Aber für eine so unbedeutende Persönlichkeit hält der Verfasser Raimund Pissin seinen Liebling eben nicht. Er beansprucht für ihn „einen, wenn auch bescheidenen Platz auf dem Parnaß" (314), ja noch mehr, er hält ihn für das Haupt einer Dichterschule, die unabhängig von Arnim, Brentano und Görres, im Winter 1807 und 1808 gleichfalls in Heidelberg einen eigenen Zirkel gebildet habe. Nicht jene drei Großen sollen den jungen Eichendorff beeinflußt haben, sondern vielmehr einzig und allein der Graf Loeben. Damit wäre die bisherige Ansicht von einem Heidelberger Kreis durchaus falsch, damit wäre Isidorus Orientalis wenigstens als Lehrer, Führer und maßgebendstes Vorbild Eichendorffs wichtig genug, eine ausführliche Betrachtung zu verdienen und damit wäre schließlich für die Kenntnis der Literaturentwicklung im 19. Jahrhundert eine unbekannte bedeutsame Tatsache als solche festgestellt. Leider erweist sich das Ganze bei näherem Zusehen als Fabel und für den, der ihre Tragweite ermessen kann, als eine Fabel der gefährlichsten Art.

An Eichendorff ist bisher ungemein oft und viel gesündigt worden, absichtslos und mutwillig, pietätvoll und egoistisch, von wohlwollenden Dilettanten, unglaublichen Stümpern und eilfertigen Doktoranden. Die Ausgaben seiner Werke, wie wir sie heute besitzen, gehen auf einen bereits im Original verstümmelten Druck zurück. Seine Tagebücher, die Hermann Anders Krüger in einer unvollständigen Abschrift und zudem noch falsch gelesen hat, bilden eine Hauptquelle für Pissins Irrtum. Diesen zu widerlegen, betrachte ich als meine wesentlichste Pflicht bei der Besprechung seines Buches. Denn mit ihm steht und fällt Isidorus Orientalis, mit ihm steht und fällt das Pissinsche Werk.

Ich will nun die Behauptungen, die der Verfasser in den Abschnitten „Loeben und Eichendorff: Übergangszeit. — Abschied von Heidelberg" (153—175) erhebt, in ihren Einzelheiten untersuchen und zu diesem Zweck auch den Aufsatz „Die Brüder Eichendorff als Jugendfreunde und Schüler des Grafen Loeben" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 183) heranziehen. Diesen Aufsatz hat Pissin im wesentlichen in seiner Einleitung[2]) zu Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichten wieder abgedruckt.

---

[1]) Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis). Sein Leben und seine Werke von Raimund Pissin. Mit dem Bildnis des Dichters von Wilhelm Hensel. Berlin W. 35. B. Behrs Verlag 1905. Groß-Oktav, 326 Seiten.

[2]) Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte. Vermehrt durch ungedruckte Gedichte aus dem handschriftlichem Nachlaß. Herausgegeben und ein-

Die Brüder Eichendorff sind am 17. Mai 1807 in Heidelberg angekommen, am 19. Mai besuchen sie eine Vorlesung des Privatdozenten Görres und treten darauf mit ihm in Privatverkehr. Am 15. November lernt Josef den Grafen Loeben kennen. Nur langsam schließt er sich diesem persönlich an und erst am 4. Januar 1808 bekennt er ihm, daß er gleichfalls dichte. In dem durch Krüger veröffentlichten Tagebuchfragment, das am 3. April abbricht, wird Arnim nur zweimal, am 2. und 14. Februar namentlich erwähnt, Brentano überhaupt nicht. Am 5. April machen die Brüder Eichendorff eine Reise nach Paris, am 4. Mai sind sie wieder in Heidelberg und bleiben daselbst bis 13. Mai. Diese Daten stehen nach den bisherigen Forschungen fest. Darnach fehlen uns die Tagebuchaufzeichnungen, soweit sie Heidelberg betreffen, vom 3. bis 5. April und vom 4. bis 13. Mai. Das sind vor allem elf, beziehungsweise neun Tage und nicht wie Pissin (160) behauptet, nur acht. Eichendorff könnte also — die absolute Vollständigkeit seiner vorhandenen Notizen zugegeben — Brentano ganz gut sowohl vor, als auch nach seiner Pariser Reise einigemal gesprochen haben. Um nun diese Möglichkeit innerlich zu entkräften, sucht Pissin nachzuweisen, daß die damaligen Dichtungen Eichendorffs ganz unter dem Einfluß Loebens stehen. Ihm genügt schon die Inhaltsbetrachtung der Gedichte Eichendorffs im ersten Jahrgang der Astschen Zeitschrift, um die Übereinstimmung mit Isidorus Orientalis zu erkennen: „Frühlingsandacht; Waldeszauber; Minnedienst; fromme Sehnsucht; Marienkult; Pflege des Wunderbaren“ (153). Warum aber sollen Tieck und Novalis, in deren Bann Loeben stand, nicht direkt auf Eichendorff eingewirkt haben, zumal dessen Romanze „Die Zauberin im Walde“ (1808) Tiecks „Zeichen im Walde“ zum Verwechseln ähnlich sieht (Krüger 128) und Krüger selbst der Irrtum unterlaufen konnte, die folgende Strophe aus Novalis „Heinrich von Ofterdingen“ für Verse Eichendorffs zu halten:

Ein blauer Dunst umschwebte sie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Phantasie
Sie über Strom und Land.

(Krüger 126 f.)? Ferner hebt Pissin Blau als die Lieblingsfarbe Eichendorffs und Loebens hervor (154). Warum aber geht er nicht auf Novalis zurück, von dem sie Eichendorff unmittelbar haben kann? Das „Langen“ und „sich neigen“ in Sehnsucht und Zärtlichkeit sei Eichendorff eine vertraute Vorstellung, ähnlich wie Loeben

geleitet von Dr. R. Pissin. Berlin, Ernst Frensdorff. Klein-Oktav, XVI und 180 Seiten (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz Nr. 9).

(155). Klärchens Lied im „Egmont" scheint Pissin nicht einzufallen. Wie jedoch sieht es mit Pissins Quelle, mit Eichendorffs Tagebüchern selbst aus? Pissin nennt sie lakonisch (156) und gibt zu, sie erwähnten nur ausgedehnte Besuche oder Spaziergänge (157). So begnügt er sich denn „zwischen den Zeilen lesend" „mit Sicherheit ein viel häufigeres Sehen und Sprechen" zu „vermuten" (157). Einen der gemeinsamen Sonntagsausflüge, den am 24. Januar, hebt er nach den Tagebüchern eines anderen Freundes von Loeben, nach Strauß als typisch hervor. Leichtfertiges Geplauder mit einer Kellnerin, ein populäres Singspiel, Ferdinand Kauers Donauweibchen, Burschenlieder füllen ihren Gedankenkreis aus. Von eigentlichen Literaturgesprächen keine Rede. Sind nun schon die bisherigen Beweisgründe Pissins nicht stichhaltig, geht aus ihnen die Bedeutung der Freundschaft zwischen Eichendorff und Loeben ganz und gar nicht hervor, so steht seine direkte Ablehnung der alten Ansicht, Eichendorff sei zu Brentano und Arnim während der Heidelberger Zeit in nahe Fühlung getreten, auf mindestens ebenso tönernen Füßen. Am 2. Februar 1808 vermerkt Eichendorff in seinem Tagebuch: „... Spaziergang mit Isidorus nach Nauenheim, wo wir H. v. Arnim begegneten. Grüner polnischer Pelz, groß, schön, bedeutend." Zugegeben, daß nun Pissin mit seiner Bemerkung Recht hat: „Notiert man sich, wie ein Mensch, den man begegnet, gekleidet ist, wenn man ihn näher kennt?" — eine Frage, die ich nicht ohne weiteres verneinen möchte — so hätte Eichendorff seitdem ja noch Monate Zeit gehabt, sich mit Arnim zu befreunden. Sollte aber Loeben mit ihm wirklich nicht näher bekannt geworden sein, so besagt das gegen die Beziehungen Eichendorffs zu Arnim gar nichts, im Gegenteil, es würde dann Loebens isolierte Stellung nur noch deutlicher hervortreten. Wenigstens stand dieser zu Görres nicht entfernt in dem intimen Verhältnis wie Eichendorff. Nachdem Pissin alle seine Scheinargumente ausgespielt hat, sucht er, um ein Wort, das er gegen Steig anwendet, zu gebrauchen, notwendig mangelnde Sicherheit des Wissens durch Bestimmtheit der Diktion zu ersetzen. Er steigert Krügers Wertschätzung der Persönlichkeit Loebens und behauptet energisch: „Sollten Beziehungen Eichendorffs zu Arnim und Brentano schon damals überhaupt bestanden haben — was sehr unwahrscheinlich ist —, waren sie oberflächlich und verschwinden hinter dem Einfluß Loebens" (162). Mutig geworden, polemisiert nun Pissin gegen Hermann von Eichendorff, den Sohn und ersten Biographen des Dichters, der auf Grund der Erinnerungen „Halle und Heidelberg" ausdrücklich betont, zwischen seinem Vater und Isidorus Orientalis habe eigentlich von jeher eine Kluft bestanden, die „nur durch das persönliche Wohlwollen zeitwillig überbrückt worden sei". Pissin jedoch meint: „In der Blüte-

zeit ihrer Freundschaft tauchte nicht des leiseste Gefühl der Wesensverschiedenheit auf. Das kam erst ganz allmählich, nach der Berliner Zeit, zum Bewußtsein ..." (163). Diese Behauptung aber ist grundfalsch. Aus dem von mir in der 3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft 1906 mitgeteilten Schreiben vom 8. November 1809, also vor der Berliner Zeit, geht deutlich hervor, daß in dem Verhältnis der beiden Jugendfreunde inzwischen eine arge Verstimmung eingetreten sein muß. Nun erübrigt noch, die stilkritische Partie, worin Loebens Einfluß auf Eichendorff festzustellen versucht wird, über Pissin hinaus zu ergänzen. Zu diesem Zweck bin ich in der Lage, auf zwei Dichtungen hinzuweisen, die zu vergleichen überaus lohnend ist. Ich meine das erste bisher bekannte Märchen Eichendorffs „Die Zauberei im Herbste", spätestens aus dem Jahre 1809 (vgl. die obige Vereinsschrift 8) und die inhaltlich verwandte „Wasserlilie" von Isidorus Orientalis. Einen größeren stilistischen Gegensatz als den zwischen diesen beiden Dichtungen kann es kaum geben. Leider geht Pissin oft auch die philologische Genauigkeit ab. In seiner Ausgabe der Jugendgedichte Eichendorffs fehlt unter anderem das „Gebet" („Gott inbrünstig möcht' ich beten ..." 1809) vollständig. Ich nehme an, daß er es nur in der Eile und nicht aus Absicht ausgelassen hat. Denn gerade dieses Gedicht ist besonders wichtig, weil es die Datierung des Märchens „Die Zauberei im Herbste", worin es in älterer Fassung vorkommt, möglich macht. Das Märchen selbst geht wie die 1808 entstandene Ballade „Die Zauberin im Walde" auf Tieck zurück (Vereinsschrift 8). Dann aber möchte ich noch, wie schon an einem anderen Orte, auf Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz" hinweisen, deren glutvoller sinnberückender Sprache Eichendorffs Märchen ähnelt und mit denen es Situationen gemein hat, die wohl kaum als zufällige Übereinstimmung können gedeutet werden. Brentano selbst schreibt von diesem epischen Zyklus, den er 1804 begann und, ohne ihn zu vollenden, bis 1812 fortsetzte, in einem Brief an den Maler Philipp Otto Runge: „Die alte Fabel des Tannhäusers ist auf eine andere Art, wie Tieck es tat, darin gelöst und eingeflochten, sowie die Erscheinung der Zigeuner in Europa und der Ursprung der Rosenkreuzerei ..., der Pilgerfahrten und der Kreuzzüge als Episoden ... poetisch begründet worden" (Morris, Brentanos Werke 4, 5), Brentanos Werk ist ein Lebensbekenntnis und das religiöse Moment der eigentliche Kern der Dichtung. Merkwürdig ist nun, daß Eichendorffs Märchen die Handlung ebenso wie Brentano in die der Kreuzzüge verlegt, daß auch bei ihm von den Glocken eines Doms die Rede ist. Biondella aus den „Romanzen vom Rosenkranz" konnte für das verführerische Weib in Eichendorffs Märchen vorbildlich sein. Ihr lockendes Liebeslied mit der Strophe:

Weiß und rot ist, den ich minne
Golden sich sein Haupt erhebet;
Wenn ich seine Locken spinne,
Schwarz die Nacht den Mantel webet.

findet ihr Echo bei der „Zauberei im Herbste", wenn ihre Sirenenstimme singt:

Golden meine Locken wallen,
Süß mein junger Leib noch blüht . . .
Schlanke Arme zu umfangen,
Roten Mund zum süßen Kuß,
Weiße Brust, dran zu erwarmen,
Reichen vollen Liebesgruß
Bietet dir der Hörner Schallen,
Süßer, komm eh' sie verhallen.

Allerdings stimmt Brentanos Fassung mit den folgenden zwei Versen aus dem auch sonst von ihm paraphrasierten hohen Lied Salomonis (V 10, 11: „Mein Geliebter ist weiß und rot, auserkoren aus tausenden. Sein Haupt ist das beste Gold; seine Haare sind wie Palmenkronen rabenschwarz") überein, und es wäre möglich, daß auch Eichendorff unabhängig von Brentano jene Stelle nachgebildet hätte. Weitaus schwerer aber wiegt die Übereinstimmung der beiden in ihrem Hauptmotiv. Ich meine das Venusbild, das in dem Prosaentwurf zu den „Romanzen vom Rosenkranz" (Brentanos Ges. Schriften 3, 466) die Entwicklung der späteren Handlung bestimmt und in der „Zauberei im Herbste", der Urform des „Marmorbilds" eine ähnliche geheimnisvoll-symbolische Verwendung findet. Pissin vermutet (309), Loeben habe aus Brentanos Werk die Anregung zu seiner weißen und roten Rose (in den Gedichten 1810) geschöpft. Wilhelm von Eichendorffs „Zauberische Venus" sei wohl durch die „Romanzen" beeinflußt worden und habe möglicherweise Loeben das Motiv zu seiner „Leda" vermittelt, vielleicht auch Josef das Motiv zum „Marmorbild". Diese letzte Vermutung ist bestimmt falsch. Denn die Anfänge des „Marmorbilds" reichen mindestens ins Jahr 1809 zurück, in dem, wenn nicht früher, die „Zauberei im Herbste" vollendet wurde. Schon der flüchtigste Vergleich ergibt, daß sie den Zellkern des späteren Novellenmärchens bildet. Die ersten Vorbilder sind „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser", dann der blonde Eckbert von Tieck und wohl auch „Hyazinth und Rosenblüt" von Novalis. Der Held heißt Raimund, sein Freund Ubaldo. Die folgende Stelle erinnert bereits ganz an Brentano: „Es kam mir vor, als sähe ich ein steinernes Bild, schön, aber totenkalt und unbeweglich. Ein Stein blitzte wie Basiliskenaugen von ihrer starren Brust, ihr Mund schien mir seltsam verzerrt." Seit 1809 bis 1817 hat sich nun Eichendorff fortwährend mit dem Märchen beschäftigt. Das geht aus

mehreren Notizblättern und der abschließenden Handschrift hervor, die sich im Besitz der Familie Eichendorff befinden und von mir verwahrt werden. Auf einem Zettel lese ich die Worte: „Ahnung" und „Anmerkungen in Loebens Brief hinein geschrieben." Es handelt sich also um das von mir mitgeteilte Schreiben aus dem Jahre 1814 (Görres-Schrift 39 ff.). Der Zettel enthält vor allem Aufzeichnungen zum Märchen. Und da ist noch von Raimund die Rede. Später enthält er den Namen Alessandro, jedenfalls unter dem Einfluß der inzwischen vorgenommenen Happelii relationes curiosae (1687, 3. Band, 510 ff.). Die von diesem Geschichtenbuch mitgeteilte Fabel verbindet nun Eichendorff mit dem bisherigen Märchen. Das Lokal Lucca und auch den Namen des Bekannten von Alessandro Donati entnimmt er der neuen Quelle. Die vorletzte mir vorliegende Fassung hat eine Randnotiz: „Alessandro mag Florio, Florentin, Romano und Donati Ubaldo heißen" und trägt bereits die Überschrift „Das Marmorbild". Wir sehen also, daß der Ritter Ubaldo der „Zauberei im Herbste" sogar mit seinem Namen in das fast gänzlich umgearbeitete Novellenmärchen hineinreicht. Daß es in dieser Form mit den „Romanzen vom Rosenkranz" innig verwandt ist, erscheint zweifellos. Aber woher stammt das steinerne Bild der ersten Fassung? Dieses Motiv kann er, wenn es nicht auf selbständiger Erfindung beruht, nur von Brentano haben. In jener Periode stand er noch ganz unter fremden Einflüssen, daher erscheint es mir kaum glaublich, daß er das sonderbare Motiv aus sich allein geschöpft habe. Rührt es aber von Brentano her, so müssen wir seinen persönlichen Verkehr mit diesem bereits für die Heidelberger Zeit voraussetzen, da die „Romanzen" damals noch ungedruckt waren und er erst 1810 in Berlin mit ihm neuerdings zusammentraf.

Meine Hypothese gewinnt immer mehr und mehr den Charakter einer Tatsache. Denn nach Mitteilung meiner bereits im Sommer 1906 feststehenden Ansicht (Görres-Schrift 10) stellte mir Karl Freiherr von Eichendorff am Ende desselben Jahres ein kürzlich aufgefundenes Tagebuchfragment seines Großvaters zur Verfügung, das vom 23. November 1809 bis 3. April 1810 reicht und den Berliner Aufenthalt des Dichters in seinem Inhalt einschließt. Aus diesen Tagebuchblättern, die ich demnächst in der kritischen Gesamtausgabe Eichendorffs vollinhaltlich veröffentlichen werde, geht zunächst hervor, daß sich die Freundschaft mit Loeben auf rein menschliche Beziehungen stützt. Ihm gegenüber spricht Eichendorff nirgends von literarischen Dingen. Am 11. Dezember trifft Isidorus Orientalis in Berlin ein. Die Brüder erwarten ihn. Alle drei wohnen im gleichen Hause, machen gemeinsame Besuche zu Bekannten und ins Theater, interessieren sich für hübsche Damen, für Festaufzüge und amüsieren sich, so gut es geht.

Von Arnim und Brentano erfahren wir zunächst kein Wort. Am 24. Dezember verfällt Josef von Eichendorff in eine sehr schwere Krankheit, die ihn bis zum 15. Februar 1810 dauernd an die Stube fesselt. Die Aufzeichnungen über diese Zeit füllen nur eine Seite. Aber ich entnehme ihnen den wichtigen Satz: „Im Februar besuchte uns der herrliche Brentano. Sein Weltauslachen und sogenannte Grobheit bis zum göttlichen Wahnsinn. Er spielte Guitarre. Sein Bettler. Blau, blau, König von Thule. Himmlisch. Er schickte mir Bücher als: Cellini, 2 Teile des herrl. Simplizissimus, einen chines. Roman ꝛc." Die Tagebuchblätter Eichendorffs seit seiner Ankunft in Berlin sind lückenlos erhalten. Früher jedoch kommt der Name Brentano nicht vor. Die beiden müssen daher schon längst miteinander befreundet sein, sonst wäre die eben mitgeteilte Intimität des Besuches ausgeschlossen. Vor der Berliner Zeit war Eichendorff in seiner schlesischen Heimat gewesen. Hier kann er Brentano nicht kennen gelernt haben, weil dieser damals in ganz anderen Gegenden verweilte. Es bleibt also nur Heidelberg übrig, und das Jahr 1808. Hiermit ist bewiesen, was bisher angezweifelt war: Eichendorffs freundschaftliche Beziehungen zu Brentano fallen bereits in die Heidelberger Zeit.

Aus dem weiteren Inhalt des bisher völlig unbekannten Tagebuchfragments ergibt sich noch eine zweite Tatsache. Am 2. März findet sich folgende Notiz: „Ging ich früh in die weit entlegene Mauerstraße allein zu Arnim und Brentano. Arnim in der dunklen Vorstube mich empfangend und bald zu Brentano ins Nebenzimmer führend, der bei Versen tabakschmauchend hinterm Tisch an der spanischen Wand (mitten durch die Stube) saß. Chaos von Guitarren, Büchern ꝛc. Durchaus treuherzige Gespräche über Görres (Vergleichung mit den indianischen Fetischen in Kupfern), über Schlesien. Arnim dabei auf den Ofen sitzend." Dann am 3. März: „Zu Hause ... unten Brentano getroffen ... und mit ihm, Wilhelm und Watzdorf ins Theater des talentvollen Malers Schinkel: Bloß Parterre. Das plötzliche (Brentano so gefallende) Zuklappen der erleuchteten Aviso zu beiden Seiten ... Von hier ging Wilhelm zu Sander, wo auch Loeben, Brentano aber mit mir und Watzdorf wieder zu uns in Loebens Stube. Tabak geschmaucht, Tee, Rum ꝛc. Brentano ganz lebendig und treuherzig .... Mit dem Porte-Chambre im Heidelberger Walfisch gegessen, dem Adam Müller, den Loeben nicht vertragen kann, vor die Türe pissen ꝛc. ꝛc. Er erzählt mir fast zwei Stunden lang in einem fort den Plan zu seinen Romanzen. (Rosa blancha nera e rosa. Studenten zu Bologna. Talmud von der Entstehung der Welt. Der Engel Gabriel über die arme weinende Erde schwebend. Professor Abo ꝛc.) ... Ich begleitete Brentano noch

bis an die Ecke des königlichen Schlosses. ... Bitte, gewiß bald zu schreiben. Herzlicher Abschied ..... Nach Hause. Watzdorf ganz begeistert (ein Heiliger könnte man werden). Bei Tabak fröhliche Gesellschaft mit ihm bis 2 Uhr, wo Loeben und Wilhelm kommen." Am folgenden Tag, am 4. März reisen die Brüder Eichendorff nach Schlesien ab. Merkwürdig ist nun, daß keiner der geschilderten Zusammenkünfte Isidorus Orientalis beiwohnt. Ich schließe daraus: Das nahe Verhältnis Eichendorffs zu Brentano ist unabhängig von Loeben.

Eichendorffs Dichtung „Maria Magdalena" (Pissin, Eichendorffs Jugendgedichte 45 ff.) aus dem Jahr 1808 liegt bereits die Verbindung der Begriffe Venus und Maria zugrunde. Er hat also wohl von den „Romanzen" Brentanos bereits in Heidelberg gehört, was meine Ansicht über die „Zauberei im Herbste" nur noch bestärkt. Darin irgendwo einen Einfluß Loebens zu erkennen, ist mir unmöglich. Mit Ausnahme einiger Sonette aus dem Anfang des Jahres 1808 finde ich nichts, was Eichendorff von Isidorus Orientalis haben könnte. Aber auch in diesen verhältnismäßig wenigen Gedichten sind die Einflüsse Tiecks und Hardenbergs mindestens ebenso groß. Ich weise daher die Ansicht, Eichendorff sei in Heidelberg im wesentlichen ein Schüler Loebens gewesen, entschieden zurück. Loeben hat vielmehr nur sehr kurze Zeit und mit geringem Erfolg auf Eichendorff literarisch eingewirkt.

Die Grundlagen des Pissinschen Werkes sind erschüttert, ihre Hypothesen fallen in nichts zusammen. Isidorus Orientalis bleibt, was er für die Literaturgeschichte längst schon war, eine bedeutungslose Tageserscheinung. Eichendorff, dessen öffentliches Leben nicht die geringste Lüge aufweist, ist von Krüger und Pissin der inneren Unwahrheit bezichtigt worden. Man hat seinen Worten in „Halle und Heidelberg" mißtraut, man hat seine dortige Ablehnung Loebens falsch gedeutet und, ohne auch nur den Schein eines Beweises in Händen zu haben, die Fabel von einem zweiten Heidelberger Kreis mit Loeben als Mittelpunkt einfach erfunden. Diesen beiden Forschern halte ich nunmehr die Ansicht Eichendorffs (Vermischte Schriften 5, 312) neuerdings entgegen: „Er (Isidorus Orientalis) hatte in Heidelberg nur wenige sehr junge Jünger, die ihn gehörig bewunderten; aber der Kreis dieser Gleichgestimmten war damals sehr zahlreich durch ganz Deutschland. Es wäre eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, jenes wunderliche Gewirr von Talent und Zopf, Lüge und Wahrheit mit wenigen Worten in einen Begriff zusammenzufassen; und doch ist dieses Treiben insofern von literarhistorischer Wichtigkeit, als dasselbe den schmählichen Verfall der Romantik vorzüglich verschuldet." Hätte Pissin diesen Gesichtspunkt, diesen historischen Hinter-

grund festgehalten, dann wäre aus seiner Arbeit etwas ganz anderes geworden als eine im wesentlichen anfechtbare Monographie über einen langweiligen größenwahnsinnigen Poetaster. Nun könnte ihr jemand wenigstens bibliographisch einen besonderen Wert beimessen. Leider kann ich auch diesen nicht kritiklos zugeben. Denn, wie bereits erwähnt, sind Pissin die wichtigsten Briefe Loebens an den jungen Eichendorff aus den Jahren 1809 bis 1816 unbekannt und fehlen natürlich in seiner chronologischen Zusammenstellung. Einen für die Gründlichkeit des Verfassers schwerwiegenderen Mangel ergibt jedoch ein Blick auf die von ihm erwähnten Namen bedeutender Persönlichkeiten und sein Register. Ich habe dessen Zuverlässigkeit im einzelnen nicht untersucht, sondern nur Stichproben gemacht. So fiel mir auf, daß daselbst Freudenfeld und Wilhelm von Eichendorff überhaupt fehlen. Ebenso vermisse ich Carlowitz 276, Goldmann 295 und Nennhausen, das Pissin im Sachregister ganz übersieht. Loebens Freund Michaelis bezeichnet er als Professor, ohne dessen Vornamen mitzuteilen, auch im Haupttext führt er ihn nicht näher an. Es handelt sich um Salomo Michaelis, der von 1808—1810 Privatdozent in Heidelberg war. Ähnlich ungenau verfährt Pissin auch in der Ausgabe von Josef und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichten. „Vier durch ein bedauerliches Versehen bei der Drucklegung zurückgelassene Gedichte der Zeit 1808 und 1809" trägt er im Anhange nach. „Die wunderliche Prinzessin" (Nr. 160) wird nur aus Loebens Handschrift zitiert. Sie steht aber bereits wörtlich in den längst veröffentlichten „Gedichten" Eichendorffs. Ebenso ist ihm augenscheinlich unbekannt, daß sich das „Jagdlied" (Nr. 82) auch schon in den Werken befindet. Anderseits ist die Ausgabe unvollständig. Der kritische Apparat ist willkürlich bald im Haupttext selbst, bald in Fußnoten, bald in Anmerkungen nach dem Anhang untergebracht. Etwas mehr Mühe hat Pissin auf die Gedichte Loebens verwendet.[1]) Leider bietet uns der Herausgeber nur eine beschränkte Auswahl. Vor allem hätten darin die zahlreichen Gedichte an die Brüder Eichendorff nicht fehlen dürfen. Pissin veröffentlicht nur eines. Mehrere befinden sich im handschriftlichen Besitz der Familie Eichendorff zu Wiesbaden. Sie sind für mich literarhistorisch nicht wertlos, weil sie mir zeigen, wie sehr Loeben ein Verehrer Eichendorffs war, jedenfalls mehr Anbeter als Lehrer.

Von diesen umfänglichen anregenden, wenn auch nicht beweiskräftigen Schriften Pissins wende ich mich zu einem positiv erfreulichen

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 135. Dritte Folge Nr. 15. Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. Ausgewählt und herausgegeben von Raimund Pissin. Berlin, B. Behrs Verlag 1905. XVII und 171 Seiten.

Aufsatz: Gräfin Julie Zichy in Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“ von Konrad Weichberger (Euphorion 13, 785 ff.). Eichendorff hat die Gräfin Julie Zichy geborene Festetics in der Tat gekannt und während seines Wiener Aufenthaltes viel mit ihr verkehrt. Ich zitiere aus den bisher ungedruckten Tagebüchern des Dichters im Besitz der Familie Eichendorff zu Wiesbaden:

Juni 1811 (ohne Angabe des Tages) „Julie ist gutmütig, findet viel Geschmack an meinen Späßen ꝛc. . . . .“

20. Juni 1811 „gingen wir beide (Josef und Wilhelm) eingeladenermaßen in den Prater, wo wir schon Oncle, Tante, Julie . . . . fanden . . . . Julie heut bis zum Weinen traurig . . . .“

23. Juni 1811 „. . . . Schönbrunn . . . darauf noch mit Oncle und Julie zu der altrömischen schönen Grotte im Sumpfe . . . .“

14. Juli 1811. „Da der Oncle ꝛc. eben in der Pfarrkirche, gingen wir auch hin, wo ich Julie ꝛc. im Amt fand . . . .“

18. Juli 1811 „. . . Wiedner Theater . . . . Juliens Ansehn des Aschenbrödels . . .“

19. Juli 1811 „Wir alle wieder auf der Bastei gesessen. Gefrornes, Spielen, Bruderschaft mit der Comtesse und mancherlei Spaß . . . .“

Weichbergers Ansicht, daß die Gräfin Julie Eichendorff für eine der Hauptpersonen in „Ahnung und Gegenwart“ Modell gestanden sei, gewinnt noch mehr Berechtigung, da wir aus den Tagebuchblättern entnehmen, wie intensiv gerade im Jahre 1811 der Roman den Dichter beschäftigt hat.

„Fünf Lieder für deutsche Soldaten“ von Ernst Moritz Arndt.

Kritisch herausgegeben von Dr. Carl Wendel in Halle a/S.

Es gibt keine kritische Ausgabe der Arndtschen Gedichte. Auch die von Heinrich Meisner besorgte Sammlung (Leipzig 1894—1895), die den Vorzug hat, nahezu vollständig zu sein, beschränkt sich im übrigen grundsätzlich darauf, die letzte vom Dichter persönlich veranstaltete Ausgabe aus dem Jahre 1860 abzudrucken. Ja, wir können sagen: Arndt selbst würde ein Zurückgehen über die Gesamtausgabe letzter Hand hinaus für völlig nutzlos halten, da er hier die Gedichte „seinem Volke als ein letztes Vermächtnis in der Gestalt“ zu geben glaubte, „wie sie einst aus seinen Händen in die Welt ausgeflogen“ waren. Bestände dieser Glaube des Dichters zu Recht,

dann könnte von einer Entwicklung des Textes seiner Gedichte nicht wohl die Rede sein, dann gäbe es in der Tat keine Arndt-Kritik. Aber schon die flüchtige Verfolgung irgend eines Gedichtes durch die Gesamtausgaben wird jedem zeigen, daß der Dichter schwer, wenn auch sehr verzeihlich, geirrt hat; der Text seiner Gedichte ist ganz erheblichen Wandlungen unterworfen gewesen. Damit ist das Recht und zugleich die Pflicht einer kritischen Behandlung der Arndtschen Gedichte gegeben. Als Paradigma für eine solche Behandlung sollen mir die „Fünf Lieder für deutsche Soldaten" dienen. Daß ich gerade diese herausgreife, hat zunächst seinen äußeren Anlaß darin, daß Herr Direktor Dr. Milkau kürzlich ein Exemplar der von Georg Reimer gedruckten Ausgabe für die Universitätsbibliothek zu Greifswald erwarb und mich auf ihre kritische Verwertbarkeit freundlichst aufmerksam machte. Aber auch sachlich ist diese Bevorzugung wohl gerechtfertigt, da, wie ich weiterhin darzutun hoffe, diese kleine Sammlung fünf der bekanntesten vaterländischen Lieder in ihrer frischesten Urgestalt zeigt.

Unter dem genannten Titel veröffentlichte Arndt im Jahre 1813 ohne Nennung seines Namens:

I. Das Lied vom kühnen Schill,
II. Das Lied vom tapfern Gneisenau,
III. Das Lied vom edlen Dörnberg,
IV. Das Lied vom braven Chasot,
V. Des Deutschen Vaterland.

Für die nähere Datierung der Sammlung bildet den terminus a quo die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte. Das Lied auf Schills Heldentod wird in der Gesamtausgabe von 1860 bereits dem Jahre 1812 zugeschrieben, doch stehen diesem späten Zeugnis die Ausgaben von 1840 und 1843, sowie die Neu-Ausgabe des „Lobes teutscher Helden" aus dem Jahre 1815 gegenüber, die einstimmig 1813 als Entstehungsjahr verbürgen. Für die übrigen Lieder steht eben dieses Jahr außer allem Zweifel, ihr Inhalt gestattet sogar eine genauere Festlegung. Gneisenau wird in den letzten Strophen des ihm gewidmeten Liedes aus England herbeigerufen, was nicht wohl nach dem 25. Februar geschehen konnte, an dem er tatsächlich den heimischen Boden wieder betrat. Dörnberg zieht als russischer Reitergeneral heran, eine Situation, die im allgemeinen auf den Anfang des Jahres 1813 weist. Graf Chasot ruht bereits unter der Erde; er war am 13. Januar im Dienst der Gefangenen und Verwundeten zu Pleskow dem Nervenfieber erlegen. Das deutsche Vaterlandslied entsprang nach des Dichters eigenem Zeugnis (Meine Wanderungen u. Wandelungen m. d. Reichsfreih. v. Stein. 1858. S. 150) der Begeisterung, die in Königsberg während seines dortigen

Aufenthaltes (21. Januar bis zirka 26. März) alle Schichten der Bevölkerung ergriff. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die Entstehung aller fünf Lieder den „jauchzenden und triumphierenden Tagen" des Königsberger Aufenthaltes zuweisen. In den gleichen Zeitabschnitt muß auch noch die Zusammenfassung dieser Lieder zu einer für deutsche Soldaten bestimmten Sammlung fallen, da die Petersburger Ausgabe dieser Sammlung nach einer Schlußnotiz bereits am 1. April 1813 die Zensur passierte.

Nach diesem Ergebnis scheint es fast überflüssig, die Frage aufzuwerfen, ob die Lieder, die hier vereinigt vorliegen, auch zuerst und ursprünglich in dieser Vereinigung an die Öffentlichkeit gelangt sind. Doch steht einer solchen Annahme die landläufige Meinung so sehr entgegen, daß wir es nicht unterlassen dürfen, diese vorerst gründlicher zu prüfen. Goedeke gelten die „Fünf Lieder" offenbar nicht als eine von Arndt selbst veranstaltete Sammlung, da er sie in seinem Verzeichnis der Schriften Arndts keiner eigenen Nummer würdigt, sondern nur beiläufig bei Beschreibung der „Kurzen und wahrhaftigen Erzählung von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen" erwähnt (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Band 7², S. 824). Die Herausgeber der Arndtschen Briefe, Meisner und Geerds, präzisieren diese Auffassung in der Erläuterung des 63. Briefes (Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. 1898. S. 92) dahin, daß Reimer die „Fünf Lieder" aus Arndts „Liedern für Teutsche" abgedruckt habe. Dagegen erhebt sich das schwere Bedenken, daß Reimer dann aus einer großen Sammlung unter Vernachlässigung vieler gleichartiger Stücke gerade fünf aufeinander folgende ausgewählt haben müßte, was an Unwahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Umgekehrt ergab es sich natürlich von selbst, daß die fünf Lieder, wenn sie schon vorher als Corpus existiert hatten, auch in der größeren Sammlung der „Lieder für Teutsche" und von da aus in allen späteren Ausgaben beisammen blieben. Absolut entscheidend kommt noch hinzu, daß in den „Liedern für Teutsche" Gedichte enthalten sind — ich nenne nur das auf die Leipziger Schlacht —, welche die ganze Sammlung gebieterisch dem Ende des Jahres 1813 zuweisen.

Für die Nummern I—IV unserer Soldatenlieder ist damit die Prioritätsfrage erledigt, nicht so jedoch für das deutsche Vaterlandslied, das außer in diesen beiden Sammlungen in demselben Jahre 1813 noch unendlich oft allein oder mit anderen Arndtschen oder nicht-Arndtschen Liedern oder Schriften verbunden gedruckt worden ist. Für die Frage nach der ersten Veröffentlichung des Liedes kommt von all diesen Drucken zum Glück nur der „Kurze Katechismus für teutsche Soldaten, nebst zwei Anhängen von

Liedern" [Königsberg] 1813 ernstlich in Betracht, den sowohl Meisner (Tägliche Rundschau, Unterhaltungs-Beilage Nr. 302 vom 25. Dezember 1897) wie Goedeke (a. a. O. S. 834, Nr. 149 k) an die Spitze stellen. Wann ist dieser Katechismus herausgekommen? Arndt schreibt seinem Freunde Reimer aus Dresden, wohin er etwa am 8. April gekommen war (Brief 63): „einen neuen (aber ebenso revolutionären) Soldatenkatechismus habe ich in Königsberg drucken lassen, der nun wohl bald herauskommt." Daß er nicht so bald herauskam, möchte ich aus einer Beobachtung schließen, die ich an dem von Reimer verlegten „Preußischen Correspondenten" gemacht habe. Reimer gibt häufig am Schlusse seines Blattes Anzeigen von Büchern, die bei ihm käuflich sind, mit Vorliebe natürlich von solchen seines großen Freundes. Er offeriert den „Kurzen Katechismus" zum ersten Mal in Nr. 82 vom 21. August 1813, während derselbe noch am 18. August in der Liste der angebotenen Arndt-Schriften fehlt. Mit diesen Argumenten für den Vorgang der „Fünf Lieder" würde ich mich begnügt haben, wenn ich den Königsberger Katechismus nicht zu Gesicht bekommen hätte. Kürzlich glückte es mir nun aber durch gütige Vermittlung der Geschäftsstelle des preußischen Gesamtkatalogs, aus der Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin ein Exemplar dieser seltenen Ausgabe geliehen zu erhalten, und was gewahrte ich? — das Lied vom deutschen Vaterlande steht gar nicht darin. Der Urheber des Irrtums — wer es war, weiß ich nicht — hat offenbar das „Vaterlandslied" („Der Gott, der Eisen wachsen ließ") mit „Des Deutschen Vaterland" verwechselt.

Nachdem auch dieser letzte und gefährlichste Gegner aus dem Felde geschlagen ist, stehen die „Fünf Lieder" allein auf dem Plan, aber freilich in drei Ausgaben. Sie sind einmal von Reimer, dem Inhaber der Realschulbuchhandlung, gedruckt (8 S., Kopftitel), sodann in der Senatsbuchdruckerei zu Petersburg (12 S.), schließlich von unbekannter Hand auf 16 Seiten, vielleicht in Breslau, da die dortige Stadtbibliothek das, wie es scheint, einzig erhaltene Exemplar dieser Ausgabe aufbewahrt. Daß Reimer eine andere Ausgabe ohne Arndts Wissen und Willen nachgedruckt hätte, ist ganz ausgeschlossen, da Arndt mit seinem Freunde um diese Zeit in regstem Briefwechsel stand und ihn beispielsweise sogar gegen den Nachdruck seiner „Glocke der Stunde" in Anspruch nahm (Brief 60). Ferner ist die Petersburger Ausgabe in einer öffentlichen Druckerei und offenbar auch, wie andere Schriften Arndts in jener Zeit, auf öffentliche Kosten hergestellt worden, was wiederum ohne des Dichters Mitwirkung nicht denkbar ist. Zweifelhaft könnte das Verhältnis Arndts zu der Breslauer Ausgabe erscheinen, aber die dieser eigentümliche Fassung der nach I 32 eingeschobenen Strophe leitet so offenkundig von der

Petersburger zu der seit den „Liedern für Teutsche" festgehaltenen Textgestalt über, daß nur der Dichter selbst ihr Urheber sein kann. Arndt behält also die Verantwortung für die drei Drucke, und es fragt sich nur noch, wie wir sie zeitlich zu ordnen haben. Die Breslauer Ausgabe stimmt, von ganz belanglosen Varianten abgesehen, genau mit der Petersburger überein — bis auf die eine schon erwähnte Stelle, und an dieser gibt sie sich deutlich als jünger zu erkennen. Die Petersburger Ausgabe ihrerseits differiert auch nicht oft von der Reimerschen, steht aber jedesmal den späteren Fassungen näher als diese; vgl. den kritischen Apparat zu I 32; II 30. 49; IV 10. 91; V 21.

Wir legen also unserer Ausgabe der Fünf Lieder den Reimerschen Text zugrunde und verzeichnen darunter die Abweichungen der anderen Drucke, in möglichst genauem Anschluß an die zeitliche Folge. Wegen der Auswahl der zur Vergleichung heranzuziehenden Drucke ist jedoch noch eine Verständigung von nöten. Arndt sagt schon im Vorwort zur neuen Ausgabe seines „Lobes teutscher Helden" 1815 von seinen Gedichten: „Einige derselben sind oft einzeln abgedruckt, auch wohl von fremden Händen, wie es geschieht, verändert und verbessert worden." Ähnlich motiviert er die neue Gesamtausgabe seiner Gedichte im Jahre 1840: „Der zweite Grund ist der, daß meine Freunde durch diese Ausgabe sehen mögten, was mein Eigen ist. Denn mehreren derselben ist durch die Gunst der Zeit widerfahren, daß sie in mancherlei fremden Sammlungen abgedruckt und, wie es zu geschehen pflegt, nach den Ansichten und Absichten der Veranstalter solcher Sammlungen, verändert und verbessert, auch verstümmelt und verschlechtert worden sind." Wir haben uns darnach vorsichtig auf solche Drucke zu beschränken, die zweifellos unter Arndts Augen hergestellt sind, und besonders alle Einzelblätter sowie Sammlungen, an deren Zustandekommen der Dichter nicht beteiligt war, streng auszuschließen. Zu den Sammlungen der letztgenannten Art gehören unter anderm auch die von Friedrich Ludwig Jahn herausgegebenen „Deutschen Wehrlieder für das Königlich-Preußische Frei-Corps", in denen das Lied vom deutschen Vaterlande die erste Stelle einnimmt. Daß Jahn nicht ängstlich bemüht war, die Lieder in reiner Gestalt wiederzugeben, geht überdies aus seinen eigenen Worten klar genug hervor: „Unaufgeschrieben habe ich die meisten in meinem Gedächtniß treuer bewahrt als es Schrein und Truhe vermogten. Manche sind geschrieben, und verschrieben, als fliegende Blätter durch die Deutsche Welt verbreitet worden, als der Druck den Druck hinderte." Trotzdem will ich mit dieser Sammlung eine Ausnahme machen und ihre Varianten zu V in Klammern verzeichnen, einmal, weil sie schon Ostern (das ist 18. April) 1813

herauskam, sodann, weil man mehrfach geglaubt hat, sie berge den eigentlichen Urdruck des Liedes vom deutschen Vaterlande (z. B. Oskar Mokrauer-Mainé: Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder. 1895. S. 54). Aber auch die von Arndt selbst veranstalteten Ausgaben brauchten nicht ausnahmslos kollationiert zu werden; für den Katechismus beispielsweise, in dessen Anhang das Lied vom deutschen Vaterlande aufgenommen ist, schien es mir ausreichend, je eine Ausgabe aus den Jahren 1813, 1814 und 1815 zur Vergleichung zu ziehen, zumal es sich herausstellte, daß die Texte dieser drei Ausgaben auf das Wort übereinstimmten. Daß ich überhaupt so vieler zum Teil seltener Arndt-Drucke habhaft werden konnte, verdanke ich dem von Paul Trommsdorff im Zentralblatt für Bibliothekswesen veröffentlichten Verzeichnis der auf deutschen Bibliotheken erhaltenen Arndtiana (Jahrgang 21, S. 499 ff.; 22, S. 27 ff.). Wesentliches glaube ich nicht übergangen zu haben.

Es wurden folgende Drucke benutzt:

Für I—V:

1. Fünf Lieder für deutsche Soldaten. [Berlin: Realschulbuchh. 1813.] 8 S. 8⁰. Kopftitel. Grundlage der folgenden Ausgabe.
2. F. L. f. d. S. St. Petersburg: Gedr. in der Senats Buchdr. [1813.] 12 S. 8⁰. Abgekürzt: P.
3. F. L. f. d. S. o. O. 1813. 16 S. 8⁰. Abgek.: B.
4. Lieder für Teutsche von E. M. Arndt. Im Jahr der Freiheit 1813. 8⁰. — L. f. T. im Jahr der Freiheit 1813 von E. M. Arndt. Leipzig: J. B. G. Fleischer. 8⁰. Titelauflage der vorigen. — Abgek.: Li.
5. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Frankfurt a. M. 1818. 8⁰. Th. 2. Abgek.: 18.
6. Gedichte von E. M. Arndt. Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig 1840. 8⁰. Abgek.: 40.
7. Gedichte von E. M. Arndt. Der neuen Ausgabe 2. verm. Aufl. Leipzig 1843. 8⁰. Abgek.: 43.
8. Gedichte von E. M. Arndt. Neue Auswahl. Leipzig 1850. 8⁰. Abgek.: 50.
9. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Vollständige Sammlung. Berlin 1860. 8⁰. Abgek.: 60.

Außerdem

für I—IV:

1. Lob teutscher Helden von E. M. Arndt. Im Jahr der Freiheit 1814. 8⁰. Abgek.: Lo¹.
2. L. t. H., gesungen von E. M. Arndt und Theodor Körner. 2. Aufl. o. O. 1814. 8⁰. Abgek.: Lo².
3. L. t. H. von Ernst Moritz Arndt. Neue verm. u. von dem Verf. selbst besorgte Ausg. Köln 1815. 8⁰. Abgek.: Lo³.

für V:

1. Kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen . . . Germanien 1813. 8⁰. Abgek.: E.
2. Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der Teutschen Legion. o. O. 1813. 8⁰. Abgek.: Wo.

[3. Deutsche Wehrlieder, für das Königlich-Preußische Frei-Corps herausg. (von Friedrich Ludwig Jahn). Erste Sammlung. Ostern 1813. 8⁰. Abgek.: J.]
4. Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann ... [Leipzig] 1813. 126 S. 8⁰. — Wieder abgedr. zur Beförderung der guten Sache. o. O. 1814. 112 S. 8⁰. — Köln 1815. 8⁰. — Abgek.: Ka.
5. Teutsche Wehrlieder von E. M. Arndt und andern Verfassern. [Frankfurt a. M.] 1814. 8⁰. Abgek.: We.
6. Kriegs-Lieder der Teutschen von Ernst Moriz Arndt. o. O. 1814. 8⁰. Abgek.: Kr.
7. Ueber die Feier der Leipziger Schlacht. Von E. M. Arndt. 2., mit einem Anh. von Liedern verm. Aufl. Frankfurt a. M. 1815. 8⁰. Abgek.: F.

Im Apparat ist folgende chronologische Ordnung der Ausgaben vorausgesetzt:

I—IV: P. B. Li. Lo 1—3. 18. 40. 43. 50. 60.
V: P. B. E. Wo. [J.] Ka. Li. We. Kr. F. 18. 40. 43. 50. 60.

In jedem einzelnen Falle sind nur diejenigen Ausgaben namhaft gemacht, die von dem abgedruckten Texte abweichen, so daß auf die Fassung der übrigen e silentio geschlossen werden muß. Abweichungen in der Orthographie (deutsch — teutsch, Colberg — Kolberg ꝛc.) und in der Interpunktion sind unberücksichtigt geblieben; die Ausgabe folgt auch in diesen Dingen dem ältesten Druck.

Fünf Lieder für deutsche Soldaten.

[I.] Das Lied vom kühnen Schill.

[1] Es zog aus Berlin ein muthiger Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

[5] Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit;
Ihr Schützen, Gott segn' euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So zieht er zum Kampfe der muthige Schill,
[10] Der schlagen mit Schelmenfranzosen sich will,
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
[15] Dreitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten Franzosen und Schurken hinaus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
[20] Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

Auf Stralsund braust dann der reisige Zug,
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug,
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

[25] Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der Zwölfte Karolus im Thore schlief.
Jetzt liegen ihre Thürme und Mauren tief.

O weh euch, Franzosen! jetzt seid ihr todt,
[30] Ihr färbet die Straßen und Häuser roth,
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten, das däucht ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was jagest du nicht mit den Reitern ins Feld?
[35] Was schließest in Mauren die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund da mußt du begraben seyn.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht der tapferste Mann zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
[40] Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreit ein französischer höhnender Mund:
Man muß ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon machte die Krähen und Raben satt.

[45] So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Musketengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie schnitten vom Rumpfe den Kopf ihm ab,
[50] Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft der treue, der tapfere Held,
Ihm ist kein Stein zum Gedächtniß gestellt,
[55] Und hat er gleich keinen Ehrenstein,
Doch wird er uns nimmer vergessen seyn.

Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und ziehet ein Reiter sein blankes Schwerdt,
So denkt er und betet: Herr Schill, Herr Schill,
[60] Ich an den Franzosen euch rächen will.

[II.] Das Lied vom tapfern Gneisenau.

[1] Bei Colberg, auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Gehts mit dem Leben nicht zu genau —
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
[5] Da donnerts von Kanonen,
Da sä't man blaue Bohnen,
Die keine Stängel treiben,
Bei Colberg auf der Au.

Bei Colberg gab es flinken Tanz,
[10] Juchheididei! Juchheididei!
Um Mau'r und Graben, um Wall und Schanz,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Sie tanzen also munter,
Daß mancher wird herunter
[15] Vom Tanzplatz todt getragen
Auf Colbergs grüner Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei! Juchheididei!
Um die so mancher tanzend fällt?
[20] Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Colberg heißt die Schöne;
Sie liebt die hellen Töne,
Wornach die Tänzer tanzen
Auf Colbergs grüner Au.

[25] Wie heißt ihr schöner Bräutigam?
Juchheididei! Juchheididei!
Es ist ein Held vom deutschen Stamm,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Ein Held von ächten Treuen,
[30] Deß sich die Deutschen freuen,
Und Gneisenau klingt sein Name
Auf Colbergs grüner Au.

Bei Colberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
[35] Da tanzt der tapfre Gneisenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Er tanzt so flink und freudig,
Er tanzt so scharf und schneidig
Viel Tausend außer Athem
[40] Auf Colbergs grüner Au.

So gings auf Colbergs grüner Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
[45] Und manchen Franzmann haben
Sie nach dem Tanz begraben,
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Colbergs grüner Au.

Doch bald macht Friede Colbergs Au,
[50] Juchheididei! Juchheididei!
Das dünket schlecht dem Gneisenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Er hasset die Franzosen,
Die argen Ohnehosen,
[55] Nach England thut er reisen
Von Colbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held,
Juchheididei! Juchheididei!
Und rücke zu dem Tanz ins Feld,
[60] Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Thu einen Tanz noch wagen,
Wir woll'n die Franschen jagen
Im schnellsten Takt der Füße
Auf Deutschlands grüner Au.

[65] Komm nun zurück aus Engelland,
Juchheididei! Juchheididei!
Das Glück hat sich herumgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Komm, laß dein Spiel erklingen,
[70] Komm, laß die Franschen springen,
Wie du sie springen lehrtest
Auf Colbergs grüner Au.

[III.] Das Lied vom edlen Dörnberg.

[1] Es war ein Freiherr fromm und gut,
Vom Kattenland und Kattenblut,
O tapfres Volk der Hessen!
Der haßte tief den wälschen Tand,
[5] Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergessen.

Es hatt' auf den Landgrafenthron
Den Bruder sein Napoleon
Im Kaiserstolz gesetzet,
[10] Der Bruder hieß Hieronymus,
Ein Weichling, der am Weiberkuß
Und Wein sein Herz ergötzet.

Das däucht dem edlen Dörnberg schlimm
Der rüstet sich im Heldengrimm,
[15] Den Buben will er schlagen,
Die Franschen will der Ritter werth
Mit Spieß und Stange, Kolb' und Schwerdt
Weit über'n Rhein verjagen.

Schon hat er schlau sein Netz gespannt,
[20] Schon hält ers Schwerdt in tapfrer Hand,
Schon warten seine Treuen,
Sie brennen all' von deutschem Muth,
Sie dürsten all' Franzosenblut,
Sie woll'n das Land befreien.

[25] Das däuchte einem Schelm nicht recht:
Ein Deutscher, doch von Sinn ein Knecht,
Herr Malsburg schlecht geboren,
Der sagts dem König alles aus;
Er rüstet sich und schirmt sein Haus
[30] Mit Wehr in Thürm'n und Thoren.

Da muß der edle Dörnberg fliehn,
Verräther spähen hinter ihm
Und wollen ihn erlauschen,
Er auf der Flucht muß ab und an
[35] Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauschen.

Bis er den wackern Braunschweig find't,
Der Welfen ächtgebornes Kind,
Den treuen deutschen Degen,
[40] Da muß noch mancher fransche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch seinen Säbel legen.

Sie hauen sich wie Männer durch,
Dann segeln sie zur Freiheitsburg,
[45] Alt-Engelland mit Namen;
Da ruhen sie von manchem Strauß
Die müden, wunden Glieder aus
Und sprechen fröhlich Amen.

Nun, Deutsche, hört die neue Mähr,
[50] Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er reitet ein geschwindes Pferd,
Er schwinget ein geschliffnes Schwerdt,
Und Gott ist sein Geleiter.

[55] Gott segne dich, o Rittersmann,
Der solch ein frommes Herz gewann,
Gott segne deine Treue,
Gott segne deinen freien Muth,
Daß bald sich in Franzosenblut
[60] Dein deutsches Herz erfreue!

[IV.] Das Lied vom braven Chasot.

[1] In Deutschland lebt' ein edler Graf,
Eine freie Stadt war sein Vaterland,
Ein rechter Ritter fromm und brav,
Seine Seele trug er in seiner Hand,
[5] Die Stadt heißt Lübeck von altem Namen,
Der Graf heißt Chasot von edlem Saamen.

Dem freien reichsgebornen Mann
Gefiel die Schande des Reiches schlecht,
In seinen Adern Ehre rann,
[10] Drum haßt er durstig den Schelm und Knecht,
Ein Freund von redlichen Biederleuten,
Ein Feind von Sklaven, die Knechtschaft leiden.

Drum war er mit dem Degen risch,
Wo gegen Franzosen die Trommel klang:
[15] Das macht' ihm Muth und Seele frisch,
Das klang ihm lieblich wie Himmelgesang,
Da mußt er hin über Land und Wasser,
Der tapfre und kühne Franzosenhasser.

Als nun die Post aus Rußland scholl,
[20] Der Kaiser von Rußland ziehe aus,
Das däuchte dem edlen Grafen wohl,
Da konnt' er nicht sitzen still zu Haus,
Da muß er das Blut und das Leben wagen,
Da muß er sich mit den Franzosen schlagen.

[25] Durch Buben und Verräther schleicht
Viel hundert Meilen der Grafensohn,
Wo's seinem Herzen lustig däucht,
Wo klinget des Krieges Posaunenton,
Wo Alexander die Männer rüstet
[30] Und muthige Russen nach Streit gelüstet.

Bald braust auf sie wie wildes Meer
Französischer Rotten gewaltige Flut,
Sie ziehen trotziglich daher
Und prahlen im dräuenden Uebermuth:
[35] Hieher! wer streitet mit unsern Heeren;
Wer will uns die Herrschaft der Erde wehren?

Doch Gott im Himmel sah darein,
Und der Russen mächtige Heldenfaust
Wie Herbstwind schüttelt das Laub im Hain,
[40] So hat sie der Sturmwind der Schlacht zerzaust,
Sie sollten die Raben und Wölfe füttern,
In Rußland sollt' ihr Gebein verwittern.

Der edle Graf in mancher Schlacht,
In manchem blutigen Männerstrauß
[45] Sich gegen die Schelme lustig macht,
Er sieht sie zerstieben zu Staub und Graus,
Er sieht sie fliehen, er sieht sie fallen,
Das däucht ihm der lustigste Fall von allen.

Drauf reist er hin nach Petersburg,
[50] An Hoffnungen und an Freuden reich,
Eine Zierde für die Kaiserburg,
Ein schöner Sprößling aus deutschem Reich,
Dort will er für Vaterland, Gott und Ehren
Erlesene Männer zum Streit bewehren.

[55] Dort hebt die deutsche Legion
Für Freiheit und Deutschland das Siegspanier,
Sie brennet gegen Schmach und Hohn
Und gegen Franzosen von Kriegsbegier,
Sie brennet von Wonne der süßen Stunde,
[60] Wo brauset die Jagd auf die fremden Hunde.

Sie schauet auf des Grafen Schwerdt
Und auf sein biederes deutsches Herz;
Er dünket ihr vor allen werth
Voranzuspielen im Schlachtenscherz,
[65] Voranzutanzen den kühnen Reihen
Als Held und Führer der deutschen Freien.

Du edler Graf, wo ziehst du hin?
Wo ziehst du hin im Winter und Schnee?
Auf Deutschland steht dir nur der Sinn;
[70] Dir thun die armen Gefangenen weh,
Die armen Gefangenen, die die Franzosen
Haben in den Tod und das Elend gestoßen.

Du edler Graf, wo ziehst du hin?
Wo ziehst du hin im Winter und Schnee?
[75] Auf Deutschland steht dir nur der Sinn,
Drum ziehst du nach Pleskow am Peipussee,
Da willst du die armen Gefangnen erlösen,
Und willst sie bewaffnen gegen die Bösen.

O Pleskow, Stadt am Peipussee,
[80] Wann hört die Klage der Freien auf?
Wann saust nicht mehr ein dumpfes Weh
In deines Wassers ächzendem Lauf?
In dir soll der Bravste von allen Braven,
In dir soll der edle Graf Chasot schlafen.

[85] Der Ritter, der die Kranken pflegt,
Und der Verwundeten Schmerz verbind't,
Wird in die dunkle Gruft gelegt,
Schon spielet um seinen Hügel der Wind,
Die irdische Sonne wird nimmer ihm scheinen,
[90] Doch werden ihn ewig die Freien beweinen.

Denn einen freiern, deutschen Mann
Als Chasot gewesen, der edle Graf,
Nie Deutschland je gebähren kann,
An Leib und Seele so fest und brav,
[95] Ein Kind in Liebe, ein Held in Treuen,
Ein Herz wie die Herzen der edlen Leuen.

Drum setzen wir ihm diesen Leichenstein,
Drum singen wir ihm dieses letzte Lied:
So lange noch grünt eine Eiche im Hain,
[100] So lang' auf Auen eine Blume noch blüht,
So lange Liebe glühet in deutschen Seelen,
Sollen Kränze und Thränen ihm nimmer fehlen.

[V.] Des Deutschen Vaterland.

[1] Was ist des Deutschen Vaterland?
Ists Preußenland? Ists Schwabenland?
Ists, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ists, wo am Belt die Möwe zieht?
[5] O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ists Baierland? ists Steierland?
Ists, wo des Marsen Rind sich streckt?
[10] Ists, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ists Pommerland? Westfalenland?
[15] Ists, wo der Sand der Dünen weht?
Ists, wo die Donau brausend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
[20] So nenne mir das große Land
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich.
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

[25] Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ists Land der Schweizer? ists Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
[30] Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ists was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
[35] O nein! o nein!
Das Vaterland muß größer seyn.

Was ist das deutsche Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
[40] Und Gott im Himmel Lieder singt:
Das soll es seyn!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein.

Das ist das deutsche Vaterland:
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
[45] Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt:
Das soll es seyn!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein.

UofM

Das ist das deutsche Vaterland,
[50] Wo Zorn vertilgt den franschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund:
Das soll es seyn!
Das ganze Deutschland soll es seyn!

[55] Das ganze Deutschland soll es seyn!
O Gott! vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut:
Das soll es seyn!
[60] Das ganze Deutschland soll es seyn!

Lesarten.

I. D. L. vom Schill seit Li **1** E. z. a. B. ein tapferer Held seit Li **7** J. S. G. segne euch j. S. Li — 50 J. S. gesegn' euch Gott j. S. 60 **9** So ziehet der tapfre, d. m. S. Li — 50 So zieht der tapfre, d. m. S. 60 **10** Der mit den Franzosen schlagen s. w. Li Lo[1 2] seit 18 Der mit den Franzosen zerschlagen s. w. Lo[3] **14** D. magdeburger L. 60 **15** Zweitausend seit Li **18** U. j. die Schelmenfranzosen hinaus Li — 50 U. j. die Schelmenfranzosen heraus 60 **21** A. S. stürmet d. r. Z. Li A. S. stürmte d. r. Z. seit 18 **26** Die der W. Li Lo[1—3] 18 60 Wo der W. w. verlegen sich hat 40 43 50 **28** Thürme und Mauern B Mauren und Thürme seit 18 **29** O w. e. F.! wie mäht der Tod! 40 43 50 **30** J. f. d. Säbel der Reiter r. Li Lo[1—3] 18 60 Wie färben die Reiter die Säbel r.! 40 43 50 **32** F. z. säbeln 60 Zwischen **32** und **33** seit P.:

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel kommen zu Lande und schleichen vom Meer,
Um dich und die deinen zu fangen, daher.

So P. — In der ersten Zeile: O wehe dir, Schill! d. t. H. 40 43 50 In den beiden letzten Zeilen:

Viele kommen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der tückische Däne, die Schlange, daher. B.
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher seit Li **34** W. sprengest d. n. Li 50 — W. sprengst d. n. 60 **35** Mauern B **36** B. S. d. sollst d. b. s. seit Li **38** J. d. g. das tapferste Herz z. G. seit Li **39** d. treueste H. 60 **40** m. Tapfern S. Li **41** D. s. e. französischer Schelmenmund Li Lo[1 2] D. s. e. schnöder Franzosenmund Lo[3] D. schreiet e. frecher Franzosenmund seit 18 **42** M. soll seit Li **43** d. auf G. u. R. 40 43 50 **44** S. fütterte Krähen u. R. s. seit Li **46** O. Pfeifenspiel und o. T. Li Lo[1—3] 18 60 O. Pfeifengetön, o. T. 40 43 50 **47** O. K., ohne Flintengruß Li Lo[1—3] O. K. und Flintengruß seit 18 **48** W. m. die Tapfern b. m. 60 **49** S. s. den Kopf von dem Rumpf i. a. seit Li **50** U. warfen 60 **51** Da liegt 40 43 50 **52** W. G. i. in F. 40 43 50 **53** D. s. d. fromme, d. tapfre H. Li Lo[1 2] 60 D. s. nun d. fromme, d. tapfere H. Lo[3] 18 D. s. nun d. fromme, d. tapfre H. 40 43 50 **54** J. ward seit Li **55** Doch hat er gleich Li — 50 Doch hat er auch 60 **56**

Sein Name wird n. v. s. seit Li **57** D. sattelt e. R. 40 43 50 **58** U. schwinget e. R. seit Li **59** So rufet er immer Li Lo 1–3 18 60 So rufet er zornig 40 43 50 **60** rächen euch will Li Lo 1 2 mich rächen will 60.

II. D. L. vom Gneisenau seit Li **5** D. d. aus K. seit 40 **7** D. nimmer S. t. seit Li **9** B. C. hat es s. T. seit Li **11** Mauer 60 **16** Bei Colberg auf der Au seit Li **22** S. weckt d. h. T. seit Li **27** von deutschem 60 **30** Daß s. d. D. s. P B Li Lo 1–3 60 **37—39**

Voran zu schnellen Saiten.
Was soll der Tanz bedeuten?
Franzosen sollen sterben
Auf Colbergs grüner Au Li Lo 1 2 **37** E. t. s.

frisch u. s. seit 40 **39** Franzosen außer Athem 18 Franzosen aus dem Athem seit 40 **45** U. m. Franzen h. seit 40 **49** D. still m. F. C. A. P B D. als es still wird auf der Au seit Li **50** Vom Heididei! J. Li Lo 1–3 Vom Juchjuchhei! J. 18 — 50 **51** Da däucht es s. d. G. seit Li **52** Er spricht: Ei! ei! ei! ei! Li Lo 1–3 18 Er ruft: Ei! ei! ei! ei! seit 40 **55** N. E. muß e. r. 60 **59** U. zieh mit Deutschen froh i. F. seit Li **60** Und rufe: Hei! Juchhei! seit 40 **62** Franzen schlagen Li Lo 1–3 Wälschen schlagen 18 Wälschen jagen seit 40 **63** Mit dir' und deinem Degen seit Li **64** Von D. g. A. seit 40 **67** D. G. h. alles umgewandt seit Li **70** K. l. d. Franzen s. Li Lo 1–3 K. l. d. Wälschen s. seit 18 **71** W. d. s. s. ließest seit 40.

III. D. L. vom Dörnberg seit Li **3** O t. Land d. H. seit Li **11—12** E. W. d. a. W. Und Wein sich nur ergötzet Li Lo 1–3 E. W. d. im Diebsgenuß Der Wollust sich ergetzet seit 18 **14** Er r. s. i. H. seit Li **16** D. Franzen Li Lo 1–3 D. Wälschen seit 18 **19** S. h. e. klug seit Li **24** Mit Durst der edlen Leuen seit 40 **26** E. Ritter 60 **27** An Ehren misgeboren 60 **29** Der r. s. 60 **30** an Thürm'n Li — 50 an Thürmen 60 **32** ihn 60 **33** Sie w. i. e. Li — 50 Sein Leben zu e. 60 **40** D. m. n. m. wälsche seit 18 **46** D. r. s. vom harten S. seit Li **48** Gott sprach zur Kühnheit Amen seit 40 **52—53** vertauscht Li — 50 **54** U. G. i. s. Begleiter 60 **55—60** ausgelassen seit 40 **55** G. s. unsern R. Li Lo 1–3 18 **57** G. s. seine T. Li Lo 1–3 18 **58** G. s. seinen Li Lo 1–3 18 **59** im F. Li Lo 1–3 am F. 18 **60** Sein Li Lo 1–3 18.

IV. D. L. vom Grafen Chasot Li Lo 1–3 D. L. vom Chasot seit 18 **2** E. s. Stadt sein B. seit 40 **5** von stolzem R. 40 43 50 mit stolzem R. 60 **10** haßte seit P **12** Kann er zum Recht nicht die Knechtschaft deuten seit 40 **14** W. gegen die Wälschen seit 40 **15** D. machte Muth ihm seit 40 **16** Das war ihm höchster Freudenklang seit Li **17** Da mußte P B **18** D. tapfre, kühne 60 **19** a. R. schallt 18 nach Deutschland schallt seit 40 **20** „D. K. v. R. ziehet a.“ seit 40 **21** D. däucht Li Lo 1–3 Dem Grafen das Herz im Leibe wallt 18 Dem Grafen das Herz in dem Leibe wallt seit 40 **22** Da kann e. n. s. s. z. H. Li Lo 1 2 seit 18 Da kann er nicht hüten still das Haus Lo 3 **23** Da mußt er d. B. u. d. L. w. B Da muß er sein Blut und Leben w. seit Li **24** Er muß sich seit Li **26** Viele seit 18 **27** Hin, wo's dem Herzen seit 18 **28** Kriegs 60 **32** Der wälschen R 60 **34** Und prahlen stolz im Ü. Li Lo 1 2 Und prahlen im stolzigen Ü. Lo 3 Und dräu'n im prahlenden Ü. 18 40 43 50 Und dräuen im prahlenden Ü. 60 **35**

H. w. stehet vor u. H.? seit Li **36** W. mag seit Li **38** U. d. R. m. Kriegesfaust seit 18 **41** S. sollten Raben u. W. f. seit Li **51** E. Z. der hohen K. 60 **52** E. stolzer S. seit 40 **53—54** Dort soll er des Vaterlands heil'gen Waffen Erlesene Schaaren von Männern schaffen seit Li **55** Schon h. d. d. L. 60 **56** F. F. u. Ehre seit Li **59** S. b. v. Sehnsucht seit Li **60** Wo Rache klinget von Mund zu Munde seit Li **62** U. a. s. frommes und d. H. seit Li **65** Voranzuschreiten dem k. R. Li — 50 Voranzustreiten dem k. R. 60 **66** d. edlen F. 60 **68** durch W. u. S. 60 **70** Gefangnen 60 **71** Gefangnen 60 **74** durch W. u. S. 60 **78** Und waffnen und führen g. d. B. seit 40 **82** In deines Stromes Li — 50 In deiner Wellen 60 **88** spielt seit Li **91** deutschem seit P **92** A. C. war der viel edle G. seit Li **93** Das D. nie g. K. seit 40 **97** D. s. wir diesen L. seit Li **98—100** Drum singen wir dieses Trauerlied. So lange grünt eine Eich' im Hain, So lang' eine Blume auf Auen blüht seit Li **101** So lange Liebe noch glühet P B Eine Liebe noch glühet seit Li **102** S. K. u. Lieder 60.

V. **5** O nein! nein! nein! [J] Li seit 18 **6** [Mein Vaterland J] **11** O nein! nein! nein! [J] Li seit 18 **12** [Mein Vaterland J] **17** O nein! nein! nein! [J] Li seit 18 **18** [Mein Vaterland J] **19—24** hinter 25—30 E seit Ka **21** Gewiß, es ist seit P **22** An Ehren und an Siegen r. Ka seit We **23** O nein! nein! nein! [J] Li seit 18 **24** [Mein Vaterland J] **29** Doch nein! nein! nein! [J] Li seit 18 **30** [Mein Vaterland J] **31—36** ausgelassen seit 40 **31** W. i. das deutsche V. Wo [J] **35** O nein! nein! nein! [J] Li 18 **36** Sein Vaterland E Wo Ka 18 [Mein Vaterland J] **37** W. i. des Deutschen V. E seit Ka **38** S. n. mir das große L. 60 **43** D. i. des Deutschen V. E Li seit 18 **49** D. i. des Deutschen V. E Li seit 18 **50** d. wälschen T. Li seit 18 **51—52**

Wo walsch und falsch hat gleichen Klang
Und deutsch meint Herzensüberschwang 43 50.

Schon ein flüchtiger Blick auf den hier gebotenen Apparat lehrt, daß Arndt an den fünf Liedern zwar viel geändert hat, aber nicht zu allen Zeiten gleichmäßig. Einer ersten, grundlegenden Revision wurden die Lieder unterworfen, als sie gegen Ende des Jahres 1813 in die größere Sammlung der „Lieder für Teutsche“ aufgenommen werden sollten. Meist betrafen die Besserungen den sprachlichen Ausdruck, den Rhythmus, überhaupt das ästhetische Gebiet; aber auch sachliche Korrekturen, wie I 15 „Zweitausend“ für „Dreitausend“ fehlten nicht. Besondere Erwähnung verdient, daß der Dichter jetzt in den Kehrvers des Liedes vom deutschen Vaterlande das kräftige dreifache Nein aufnahm, das sich zunächst neben dem ursprünglichen doppelten „O nein“ behauptete und seit der Gesamtausgabe von 1818 dieses ganz verdrängte. Die neue Form des Kehrverses findet sich vordem nur in den Jahnschen Wehrliedern, und es läßt sich nicht sicher ausmachen, ob Arndt selbst bereits im April das Lied in dieser Form an Jahn gegeben oder ob er eine von seinem Freunde eigenmächtig vorgenommene Besserung nachträglich sanktioniert hat.

Ich neige mehr zu der zweiten Annahme, da es meines Erachtens kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß die andere Jahnsche Variante „Mein Vaterland muß größer sein", die mit ihrer ersten Person die ganze Situation des Liedes stört, nicht auf den Dichter selbst zurückgeht.

Die nächstfolgenden Ausgaben brachten nur unbedeutende Änderungen; um so einschneidender war die Bearbeitung des Jahres 1840. Neben ästhetischen Korrekturen, die der Dichter nach 22jähriger Pause in großem Maße für nötig erachtete, handelte es sich jetzt auch mehrfach darum, sachlich Ungeeignetes auszuscheiden. So strich Arndt die letzte Strophe des Dörnberg-Liedes, offenbar nicht nur, weil er dem 72jährigen Helden keine kriegerischen Taten mehr zumuten mochte, sondern vor allem, weil die dort ausgesprochene Hoffnung auf blutige Kämpfe mit den Franzosen der politischen Lage nicht mehr entsprach. Die bekannteste Ausscheidung ist die der sechsten Strophe des Liedes vom Vaterland, in der die Zerrissenheit des Reiches den verräterischen Rheinbundfürsten zur Last gelegt wird. Daß dies der Sinn der Strophe war, wurde in der Befreiungszeit wohl verstanden; sie wurde deshalb schon im Jahre 1814 in dem zu Darmstadt herausgekommenen „Lieder-Strauß für deutsche Krieger, den freiwilligen Hessischen Jägern zugeeignet" unterdrückt. In der Zeit der Demagogenverfolgung aber sah man in ihr einen Angriff auf die Staatsgewalt überhaupt, und dieses Mißverständnis veranlaßte den Dichter, sie nicht wieder abzudrucken. Man darf jedoch diese Rücksichtnahme nicht so verstehen, als habe Arndt nicht den Mut gehabt, sich weiterhin als Urheber der revolutionär mißdeuteten Zeilen zu bekennen; vielmehr wurde das Lied vom deutschen Vaterlande so häufig bei patriotischen Anlässen vom Volke gesungen, daß er sich verpflichtet glaubte, es in einer für diesen Zweck geeigneten Form ausgehen zu lassen; wurde die Strophe aber nun einmal revolutionär mißverstanden, so gehörte sie nicht mehr in den Mund des Volkes. Ehe sich übrigens Arndt zur Ausscheidung der Strophe entschloß, hielt er vorübergehend eine Abänderung des Textes für ausreichend: er schrieb statt der berufenen Worte „der Fürsten Trug" einfach „der Wälschen Trug". So steht in der eigenhändigen Niederschrift des Liedes, deren Faksimile Karl Theodor Gaedertz („Was ich am Wege fand" 1902) veröffentlicht hat. Gaedertz hat freilich diese wichtige Variante — zugleich das Einzige, wodurch die im übrigen genau mit der Ausgabe von 1818 übereinstimmende Niederschrift einen literarhistorischen Wert gewinnt — anscheinend gar nicht bemerkt. Daß gerade bei der Bearbeitung dieses Liedes die Rücksicht auf das Zeitgemäße, wie wir behaupteten, den Dichter leitete, können wir durch seine eigenen Worte belegen. In der Erwiderung auf die

Delbrückschen Angriffe schreibt er im Jahre 1846 (Ferd. Delbrück: Das Volkslied „Was ist des Deutschen Vaterland" S. 24): „Das „Wo jeder Franzmann heißet Feind" hatte für das Jahr 1813 ... seine vollste Geltung. Dieser Vers, damit verderblicher Volkshaß nicht gemehret werde, darf eben jetzt so nicht mehr gesungen werden, sondern ist zu folgenden Worten umgewendet, die Sie in der letzten Ausgabe meiner Gedichte vom Jahr 1843 lesen können ..." (vgl. zu V 51. 52). Die hier motivierte Änderung ist die einzige, die Arndt in der zweiten Auflage der Neu-Ausgabe an den fünf Liedern vornahm. Die 1850 herausgekommene Auswahl ist ohne jede Veränderung aus der Ausgabe von 1843 abgedruckt. Dagegen greift der Dichter in der vollständigen Sammlung letzter Hand gelegentlich über die Gesamtausgabe hinweg auf alte Drucke zurück, und das ist der Wahrheitskern der im übrigen, wie ich denke, gründlich widerlegten Annahme, daß die letzte Gestalt der Arndtschen Gedichte zugleich die ursprüngliche sei.

Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten.[1])

Von Paul Czygan in Königsberg i. Pr.

III.

Briefe und Gedichte Schenkendorfs aus Karlsruhe nach Königsberg, Februar 1813.

Nachdem die heimliche Braut Schenkendorfs im Jahre 1811 mit Frau von Krüdener nach Karlsruhe übergesiedelt war, hatte er in Einsamkeit in dem nun verlassenen Sommerhause dieser Frau auf dem Hintertragheim gelebt, verstimmt über manches kühler gewordene Verhältnis mit befreundeten Familien und in Sehnsucht nach der geliebten Frau sich verzehrend. Das Bündnis des Königs mit Napoleon gegen Rußland im Frühjahr 1812, das die baldige Ankunft dieser ihm so verhaßten Bundesgenossen in der Stadt Königsberg erwarten ließ, kam hinzu, um ihn von Königsberg fortzutreiben. In der Mitte des Sommers 1812 ging er über Weimar, wo er Goethe sah, nach Karlsruhe. Dort hat er endlich die langersehnte Vermählung mit Henriette Elisabeth Barkley am 15. Dezember d. J. vollziehen können.

---

[1]) Vgl. Euphorion Band 13, S. 787 ff. und oben S. 84 ff.

Aus Karlsruhe, in seiner neuen rheinischen Heimat, die er bald in so herrlichen Liedern gepriesen hat, sind einige Briefe und Gedichte an seine fernen Freunde im alten Vaterlande gerichtet. Diese Briefe sind niemals an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, sondern ruhen in den Archives nationales in Paris. Und das ist so gekommen.

Nachdem der Feldzug Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812 begonnen hatte, waren die Mitglieder der russischen Gesandtschaft in Paris gezwungen, Frankreich zu verlassen. Zum Personale derselben gehörte auch der Sekretär Paul von Krüdener, ein Sohn der religiösen Schwärmerin und Verfasserin des damals viel gelesenen Romanes Valerie (Goedeke 7, 678). Krüdener hatte sich seit dem Sommer anfangs im Elsaß, dann bei seiner Mutter in Karlsruhe aufgehalten und gedachte im März des Jahres 1813 über Hamburg und Schweden seine russische Heimat zu erreichen, da der Weg durch Deutschland infolge der eingetretenen Ereignisse nicht mehr passierbar war. Doch wurde er auf Befehl des französischen Generals Savary in Münster in Westfalen arretiert, seine ihm von Bekannten und Verwandten mitgegebenen Briefschaften, darunter solche aus dem Kreise seiner Mutter, wurden beschlagnahmt und nach Paris geschickt.

Drei dieser Briefe, die Schenkendorf zum Verfasser haben, sind in der französischen Zeitschrift Revue germanique, April 1905 von Fernand Baldensperger unvollständig herausgegeben. Da sie geeignet sind, unseren Gesichtskreis über das Leben Schenkendorfs in mancher Beziehung zu erweitern, so mußten sie das Verlangen, sie alle vollzählig und vollständig kennen zu lernen, erregen. Durch Vermittelung der deutschen Botschaft in Paris und des auswärtigen Amtes in Berlin waren sie nicht zu erhalten, und so sei an dieser Stelle einer Landsmännin, Fräulein Anna Bergau in Paris, die sich aufs Bereitwilligste der Mühe unterzogen hat, Abschriften an Ort und Stelle anzufertigen, aufrichtiger Dank gesagt. Da Schenkendorfs Handschrift nicht sehr sorgfältig ist, so ist es der Abschreiberin nicht immer gelungen, alles zu entziffern. Manches davon konnte hier hergestellt werden, bei einigen Stellen mußte jedoch jeder Versuch scheitern.

Die acht Briefe Schenkendorfs sind zwei Monate nach seiner Verheiratung geschrieben. In allen preist er sein Glück, daß er das herrlichste Weib besitze, in lebhaften aus dem Herzen kommenden Worten, aus allen spricht aber auch eine stille Sehnsucht nach dem fernen Heimatlande und den dort wohnenden Lieben, für deren Schicksal er besorgt ist, da er eine neue Überflutung durch feindliche russische Heeresmassen besorgt und beängstigende Nachrichten über das dort stark verbreitete Nervenfieber bis in die rheinischen Zeitungen

gedrungen waren. Über Yorks Übertritt zu den Russen hatte er nur das erfahren, was die franzosenfreundlichen rheinischen Zeitungen gebracht hatten, aus der Berliner Zeitung aber hatte er die scharfe Verurteilung der Tat Yorks durch den König selbst ersehen. Er konnte nicht wissen, daß die Verhältnisse den König gezwungen hatten, diesen Schritt Yorks öffentlich zu mißbilligen. Auch ist anzunehmen, daß er mit York, der seit 1811 als Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen in Königsberg weilte, irgendwie in Differenzen gekommen sei, zum mindesten war ihm der schroffe Mann, der wie „gehacktes Eisen" war, unsympathisch. Seine Tat scheint ihm ein schnöder Verrat und Treubruch und nie und nimmer zu billigen — selbst wenn die Folgen seiner Tat Gutes bewirken sollten! Dieser Gedanke beschäftigt ihn unausgesetzt, und so finden wir in fast allen Briefen Beziehungen auf Yorks Handlung teils in allgemeinen Ausdrücken, teils in offener scharfer Mißbilligung. Und das ist derselbe Schenkendorf, der nur wenige Monate darauf mit seinen herrlichen Freiheitsklängen, mit seinen tröstenden, ermutigenden Liedern unsterblich geworden ist! Als er später über den Stand der Dinge und Yorks folgenschwere Tat das richtige erfahren hatte, hielt es ihn nicht länger, und der kränkliche, im Duell zum Krüppel geschossene Mann verließ sein vor kurzem ihm angetrautes Gemahl und zog nach dem Kriegsschauplatze.

Die Adressaten seiner Briefe und ihr Verhältnis zu Schenkendorf sind uns aus Hagen zum Teil bekannt. Außer an seine Eltern schreibt er noch an bekannte und verwandte Familien, die in der Lebensbeschreibung nicht genannt sind. Die schönsten und umfangreichsten Briefe aber sind gerichtet an seinen alten hochverehrten Beichtvater, den Prediger der Neuroßgärter Kirche, den Generalsuperintendenten und späteren evangelischen Erzbischof von Preußen, Borowski, und die beiden Freunde Dr. Köpke, Oberlehrer am Friedrichskollegium, der mit zum poetischen Männerbunde gehörte und später in Berlin gelebt hat, und den Grafen Ernst von Kanitz, mit dem er seit seinem Aufenthalte im Oberlande und dann zu Königsberg in innigster Freundschaft gelebt hatte. Über den zuletzt Genannten erfahren wir aus einem Briefe Schenkendorfs an den Staatsrat Stägemann vom Jahre 1815 näheres. (Vgl. Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. v. Stägemann 1899, 1, S. 414.) Auch Adolf Hay ist in der Biographie Schenkendorfs nicht anzutreffen. Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir in ihm einen nahen Verwandten seiner früh verstorbenen Freundin Henriette Gottschalk, geborenen Hay, zu erkennen glauben, deren Gedichtsammlung „Sternblumen" Schenkendorf herausgegeben hatte.

Auch die vier Gedichte Schenkendorfs, von denen drei bisher nicht bekannt waren, sind ein dankenswerter Beitrag zum Leben des Dichters. Diese drei sind an Johanna Motherby, die Gattin des angesehenen Königsberger Arztes William Motherby gerichtet. Meisner [1]) hat die Korrespondenz Wilhelm von Humboldts und Ernst Moritz Arndts mit dieser merkwürdigen Frau herausgegeben, die Aufsehen erregen mußte. Wir ersehen aus den Briefen, wie der strenge Ästhetiker und geistreiche kluge Staatsmann Wilhelm von Humboldt, der selbst verheiratet und Vater mehrerer Kinder ist, ganz und gar von einer heftigen Leidenschaft für diese wunderbare Frau ergriffen ist, die er während seines Aufenthaltes in Königsberg als Geheimer Staatsrat von April bis Dezember 1809 im Hause ihres Gatten kennen gelernt hatte, wo damals und auch beim Ausbruch der Befreiungskriege ein Sammelpunkt der besseren patriotisch gesinnten Gesellschaft war. Als dann Arndt im Jahre 1813 zwei Monate sich in Königsberg aufhielt, war er gleichfalls ein gern gesehener Gast in diesem Hause geworden, und es war ihm ebenso wie Humboldt mit dieser Frau ergangen. Seinetwegen hatte die bis dahin mit Humboldt geführte Korrespondenz Johannas aufgehört, die durch Scheffner, der in Motherbys Hause auf der Vorstadt wohnte und von dieser Frau sehr hoch dachte (vgl. Scheffner, Mein Leben, an mehreren Stellen, besonders S. 504), zum Teil gegangen zu sein scheint. An Stelle des Briefwechsels mit Humboldt war nach Arndts Fortgang von Königsberg ein Briefwechsel mit diesem getreten. Wieder dasselbe Bild der heftigsten Leidenschaft, die sich in zärtlichen Worten ganz unverhohlen kennzeichnet. Aber auch hier war das leidenschaftliche Verhältnis in das einer innigen, das ganze Leben andauernden Freundschaft übergegangen. Jahrzehnte dauerte nun diese Korrespondenz mit Arndt fort, trotzdem Johanna in dem Dr. Dieffenbach endlich den rechten Mann gefunden zu haben glaubte, den sie nach der Scheidung von Motherby geheiratet hatte und von dem sie dann auch wieder geschieden worden ist.

In dem Nekrolog auf seinen Freund William Motherby hat Hagen (Neue Preußische Provinzialblätter 1847, S. 139) sich sehr bitter über diese Frau geäußert. Motherby hätte im Hause über mehr als bittere Erscheinungen zu klagen gehabt. Angezogen durch das Ungewöhnliche habe er, als er seinen Hausstand begründet hätte, nicht das Beste gewählt. Eine Reihe von Martern wäre sein Los gewesen und er habe die Hölle um so mehr gefühlt, als seine eigene Schuld über die unrichtige Wahl hinausgegangen wäre: er hätte

---

[1]) Briefe an Johanna Motherby von Wilh. von Humboldt und E. M. Arndt. Leipzig 1893.

Hausfreunden zu leichtfertig vertraut. In seiner Biographie Schenkendorfs erwähnt Hagen dieser Frau und ihres Umganges mit Schenkendorf nur sehr vorsichtig und ersichtlich widerwillig. S. 47 bezeichnet er sie zwar als eine Frau von unvergleichlicher geistiger Aufgeweckheit, aber S. 106 sagt er, Schenkendorf habe die Entfremdung der Familien, die mit ihm im innigen Verkehr gestanden hätten, schmerzlich empfinden müssen, als sein Verhältnis zu F. M. (Hagen schreibt hier den Namen nicht aus!) ein innigeres geworden sei. Sicherlich hatte diese Frau, die in gleichem Alter mit ihm stand, auch ihn schon vor ihrer Verheiratung mit Motherby, also vor dem Juli 1806, angezogen und zu fesseln gewußt. Das geht aus dem Geburtstagsgedicht deutlich hervor (siehe Nr. 11). Auch Schenkendorf hatte dies Verhältnis zu einem solchen dauernder Freundschaft gestaltet, das Bestand hatte, nachdem er sich von Königsberg losgerissen hatte.

Das erste und zweite Gedicht an Frau Dr. Motherby sind Augenblicksempfindungen beim Durchwandern der Umgebung von Baden-Baden und Karlsruhe, wo Schenkendorf in Begleitung seiner Gattin, seiner Stieftochter, seines Freundes Wilhelm Dorow und wohl des jungen Krüdener weilte. Er nimmt in einem dieser Gedichte Bezug auf Ansichten des Murgtals, die Freund Dorow ihr in seinem Auftrage von Berlin aus gesandt haben sollte. (Vgl. die Briefe an Köpke und Kanitz.)

Seiner mütterlichen Freundin, der Gattin des Landhofmeisters Auerswald, ist das vierte Gedicht gewidmet. In keinem Jahre hat er den Geburtstag dieser Frau unbesungen gelassen. So hatte er auch von Karlsruhe aus für den 5. April d. J. dem jungen Krüdener ein solches mitgegeben, das den Bestimmungsort auch nicht erreicht hat. Im nächsten Jahre sendet er dasselbe wieder, doch in sehr veränderter Form, und schreibt dabei (Hagen S. 157, 158), daß er im Frühjahre 1813 ihr die Verse geschickt hätte, „die Franzosen haben sie aber weggenommen. Nehmen Sie sie ein Jahr später freundlich an". Vgl. F. Jonas in der Allgemeinen Deutschen Biographie 1890 (31, 74—82).

1.

An Herrn Dr. Köpke im Friedrichs Kollegio.

Am 13ten Februar 1813 in Karlsruh.

„Wer die Braut hat, das ist der Bräutigam, der Freund aber des Bräutigams hört seine Stimme und freuet sich." So lieber Freund, hätte ich Dir im vorigen Herbste immer zurufen mögen, ähnlichen Wechselgruß von Dir zurück erwartend. Im November erhielt ich Deinen lieben Brief, der mir wie ein reiner Spiegel Deine liebeglühende Gestalt wieder vor die Seele brachte, aber schon früher hatte ich in einem Briefe des .....[1]) an meine Frau gelesen „der Dr. K. hat mit

[1]) Der Name ist undeutlich, vielleicht ist Deetz gemeint. Siehe im 4. Briefe „An die Eltern".

seiner jungen Frau die Gemälde besehen". So überraschend diese Nachricht, so erfreulich war mir das schnelle Ergreifen und Festhalten Deines Glückes.

— — Aber mächtig befiedert mit frischgeschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst Du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt den schönen Schläfer zu küssen,
O so hätt' ihn geschwind neidend Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen hinab, und sie ergreifet der Gott. —[1])

Ich habe sehr viel teilgenommen an Deiner wiedererwachten Freude; ich thue mir etwas darauf zu gute der erste Vertraute Deiner Neigung gewesen zu seyn, und es freut mich besonders, daß die Periode Deiner höchsten Sehnsucht mit der zusammentrifft, wo ich es nicht länger mehr tragen konnte und nach dem Pilgerstabe griff; daß wir zusammen Bräutigam waren. Es war eine schöne Zeit mit ihren Vorbedeutungen. Wir saßen zusammen an Mariä Heimsuchung, ins Abendroth schauend und uns selbst täuschend, als wenn unsre Gluth durch Kalte-Schaale gelindert werden könnte. Da trat Schrötter[2]) herein, wir begleiteten ihn bis an die Thüre seines Mädchens und standen darauf unter den Fenstern des Deinigen bei der Domkirche. Du klagtest, ach, aber die Thüre bleibet verschlossen — da öffnete sie Amor, und die Geliebte, von der ich in der Dämmerung nur die Umrisse der hohen, sinnenden [?] Gestalt erkennen durfte, trat herein. Und wie kam sie? Nicht etwa mit dem Strickgeräth oder dergl., sondern im Geist unserer Alters Mutter schritt sie nach dem Keller, als wollte sie einen frischen Trunk holen für einen Ritter oder für einen Troubadour. Und sie ahndete nicht, warum [?] sie eigentlich den Labetrunk reichte, wer mit Blick und Athemzug in sich trank ihre Gestalt und den Duft ihrer Nähe. — Bezeuge Deinem Weibe meine Ehrerbietung und meine Bitte um ihre Freundschaft — eigentlich hätte sie Semicolon heißen und das semi [und] wegwerfen müssen. Aber auch so ist es ein klang- und bedeutungsvoller Nahme mit dem festen Zeichen der verbundenen zwei Punkte in der Mitte einer Periode. Auch die erste Hälfte ist ein Gedanke für sich: aber der volle klare Sinn wird erst gelöst, wenn man die zweite Hälfte hinzufügt. — Wahrscheinlich stammt sie aus Genua, und ihr erster Sohn muß Christoph heißen, zu Preis und Gedächtnis seines kühnen Ahnherrn, der immer gen Westen segelte und im Westen fand, was ihm der Genius verheißen hatte.[3]) —

Ich bin ganz mit Dir einverstanden, daß es Stufen und Grade in der Liebe giebt, daß mancher Gimpel und Schwächling, der an seinen Gefühlen schon zu vergehen glaubt, weder Begriff noch Achtung hat vor[4]) der Wonne, mit welcher der priesterliche Mensch gleichsam getauft wird, und daß auch für diesen

---

[1]) Goethe, Elegien. 3. (Gedichte. I. Teil.)

[2]) Ferdinand von Schrötter, Mitherausgeber der Vesta 1807, starb als Geh. Justizrat in Marienwerder.

[3]) Anspielung auf Schillers Epigramm „Columbus". Das Wortspiel beruht auf der Ähnlichkeit der Namen Collin und Colon-Columbus. Vgl. die Überschrift zum 2. Briefe.

[4]) Vielleicht ist „Ahnung .. von" .. zu lesen.

sich unabhängig von den Einflüssen der Zeit, des Alters, der Person, ein Thor nach dem andern öffnet, bis ihn das letzte feste Haus, über dessen Eingang die ewige Sphinx ruht, aufnimmt zur Vollendung des Mysteriums der gesammten Menschheit der unauflöslichen Vermählung aller Seelen mit dem himmlischen Eros wovon alles Irdische nur Symbol und Sehnsucht war, aber deshalb werde ich Dir nicht eingestehen, daß Deine wiederentzündende Fackel heller leuchten könne als die von mir neu entzündete. Nein, mein Lieber, in fröhlichen Kreisen schwing ich sie um mein Haupt, leuchten und wärmen soll sie mich bis an das Ende meiner Tage, auch Funken mögen ihr entspringen, die wieder anderswo zünden, und als Waffe will ich sie gebrauchen zur Vertheidigung der kostbaren Güter, die ich der Welt, den Verhältnissen und der Mißgunst zum Trotz errungen ohne Bild und Unterschrift — ich bin sehr sehr glücklich! —

Ich habe diesen Winter sehr eingezogen gelebt, nur mit wenigen Menschen Umgang pflegend, was sollte ich auch erst draußen suchen, was mir im Hause zehnmal schöner geboten wird. — Euch, und namentlich Dich, ersetzt mir von dem hiesigen Volk doch Keiner; so gemüthlich gern ich auch bei dem alten ehrwürdigen Stilling[1]) Thee trinke, was wöchentlich einmal zu geschehen pflegt.

Baden gilt wohl mit Recht für das schönste aller deutschen Länder, es ist gesegnet mit Wein und Frucht, mit Bergen, Wäldern und Seen, und wie es sich herabzieht von der Bergstraße bis gen Konstanz vereinigt der Charakter der Badenser in sich fränkische Leichtigkeit, schwäbische Treuherzigkeit und die sagenreiche Einfalt der Gebirgsländer. Die Natur um Karlsruh aber ist die ärmste im Lande, und wir würden diesen Ort auch schwerlich zum Winteraufenthalt genommen haben, wenn wir nicht dem Wunsche der lieben Frau von Krüdener Berücksichtigung schuldig gewesen wären. Es ist sonderbar, daß ich i. J. 1807, dieser frommen, und zu einem besonderen Werkzeuge des Heils von unserem Herrn erwählten Frau es abschlug sie herzubegleiten, weil meine Frau mich damals in Kgsbg festhielt, daß sie darauf i. J. 1811 diese von dort entführte, und daß wir nun alle hier unter einem Dache wohnen. Durch ihren Sohn der von Paris nach Rußland geht, erhältst Du diesen Brief. Der Umgang mit dieser Familie, und mein Vorleserdienst fördert mich überdem sehr im französischen, und Fräulein Krüdener dagegen (eine Gestalt und ein Gemüth, wie von einem Dürerschen Gemählde kopiert) bedient sich meiner zur Vervollkommnung im Teutschen.

Meine obige Schilderung von Karlsruh war etwas einseitig. Besonders hab ich vergessen Hebel[2]) zu nennen. Ich bedauere nur, daß die Kindlichkeit und Bescheidenheit dieses Mannes manchmal wirklich zur Blödigkeit wird, und daß es daher bei meiner Blödigkeit schwer hält in ganz innige Umfassung und Verflechtung mit ihm zu kommen. Das Schatzkästlein hat er uns geschenkt. Durch Wilhelm Dorow,[3]) der uns hier besucht hat, und uns willkommen war als Landsmann [Freund unseres Eduard][4]) habe ich an Kanitz für das Kränzchen 8 Exemplare seines diesjährigen Kalenders geschickt. Ich hoffe, daß Ihr den Hausfreund freundlich aufnehmen werdet, es ist mir so, als stattete ich Euch selbst einen Besuch ab. Überdem gedenke ich Eurer oft und sehnsuchtsvoll gewis

---

[1]) Jung-Stillings mystizistische Schriften waren in Königsberg in dem Kreise der Frau Barcley gelesen worden, wo Schenkendorf sie kennen gelernt hatte.

[2]) Der alemannische Dichter, Prälat in Karlsruhe.

[3]) Freund und Heimatsgenosse Schenkendorfs, Neffe des Kapellmeisters Reichardt, Altertumsforscher und Staatsmann.

[4]) Die eingeklammerten Worte sind in der Abschrift stark entstellt. Ein Eduard wird am Schlusse des zweiten Briefes genannt.

an jedem Sonnabend, so auch heute, und gern hörte ich wieder ein Bundeslied,[1]) gern hätt' ich mit Euch hier die Weinlese gefeiert und traktierte Euch mit dem schönen reinen Wein, den ich hier im Überflusse habe. Für sieben Krüge (Selzer Wasser Krüge) zahl ich 2 fl 24 Kreutzer Rheinl. und davon trinke ich zu jeder Mahlzeit 2—3 Biergläser. Ich hoffe doch, Kinder, daß Ihr durch die trüben Zeiten Euch in Eurer Freude nicht werdet stören lassen, so wie daß kein herrlicher Zweck und kein gewünschter Erfolg Euch vermögen wird den Hochverräther anders als den Hochverräther zu nennen. — dixi! —

Max von Schenkendorf.

(Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet, erfreuliches zu erndten, denn jeder Ausgang ist ein Gottes Urteil. Wer das Vertrauen vergiftet, der mordet ein werdendes Geschlecht im Leib der Mutter — den Mördern bringt die Unthat nicht den Gewinn, der [?] Reine bricht mit reiner Hand die Frucht von ihrer finstern That.)[2])

Den Leibband von Goethe, den ich mit mir nahm, verlohr ich zwischen Königshofen und Schweinfurth, endlich ist es mir geglückt einen Mannheimer Nachdruck davon aufzutreiben. Sonst habe ich mich in der letzten Zeit mit Königschen[3]) Dichtungen, Der Isidora von Wagner!![4]) dem Deutschen Museum[5]) und dem Phantasus von Tieck[6]) beschäftigt. Ich möchte, daß Du den läset, in den einleitenden Gesprächen steht manches treffliche Wort, des Neuen findest Du auch manches darin, mir ist aber die Zueignung von W. Schlegel besonders rührend gewesen, es spricht mir aus derselben ein tiefer Schmerz über ein früher gekanntes und nun verloren gegebenes Gut, über eine völlige Zerrüttung des Lebens-Kunstwerks: das kann zur Verzweiflung, wills Gott aber nur zum Hoffen führen. Den Frauendienst von Ulrich v. Lichtenstein[7]) habe ich noch nicht erhalten. Ifflands Spiel hat mir im vorigen Herbst wahre Entzückung gewährt (als [in] den Rollen des Amtmanns Riemen,[8]) des Geitzigen, des Langsalm,[9]) Moors) oder in rührenden Anstands Rollen (als deutscher Hausvater[10]) oder als Vater in der Versöhnung von Mad. Weißenthurn) aber auch manche Aergerniß im Tragischen (als Knor[11]) oder Graf Savern)[12]) da ich doch gerade nicht wie ein leicht zu begeisternder Landjunker, sondern mit klarem Bewußtsein, was mir geboten werden könnte und sollte, herkam. „Quo semel imbuta est."[13]) Sonst ist das hiesige Theater mit Ausnahme von ein Paar Sängerinnen eigentlich nicht zu besuchen, obgleich das Haus nächst unserm das schönste ist, was ich sah. Überhaupt, je mehr Theater ich sehe, finde ich immer mehr bestätigt, was ich sonst den Reisenden nicht glauben wollte, daß das Königs-

---

[1]) Im poetischen Männerbunde „Blumenkranz des baltischen Meeres" wurden am Schluß der Versammlung gemeinsame Gesänge angestimmt. Vgl. Hagen S. 68.

[2]) Die Stelle setzt sich zusammen aus freien Zitaten nach Wallensteins Tod Vers 649 f., 473, 2128 f. und Wilhelm Tell Vers 3016 ff.

[3]) Zu lesen ist wohl Körner.

[4]) Isidora, Roman in drei Büchern, von E. Wagner, Tübingen 1812.

[5]) Von Friedrich von Schlegel 1812/13 in Wien herausgegeben.

[6]) Drei Bände, Berlin 1812—1816.

[7]) von Tieck, Tübingen 1812 herausgegeben.

[8]) Amtmann Riemen in Ifflands Schauspiel „Die Aussteuer".

[9]) in „Wirrwarr" von Kotzebue.

[10]) Drama von O. H. Freihr. v. Gemmingen, München 1780 und öfters.

[11]) der Name undeutlich.

[12]) In Der Gang nach dem Eisenhammer, Drama in 5 Aufzügen nach Schillers Romanze von Friedr. Walter.

[13]) Horaz. Epistel 1, 2, 69.

bergische zu den vorzüglichern, ja zu den besten gehört. Was war es und was hätte es werden können.

Ich weiß nicht, ob ich Dir nicht schon einmal von der Schröth in Berlin geschrieben habe (der damaligen Fleck).[1] Ich werde den Eindruck nie vergessen, den diese Gestalt auf mich machte, ich sah sie im Kostüm der Rafaelschen Emilie,[2] es ist eines von den Bildern, die man so selten mehr auf der Erde sieht und nach deren Anschauung man die Augen gleich für immer schließen möchte, um es dergestalt zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin der Königin von Schweden[3] (Gustav Adolfs Frau) zu erwähnen, deren Aufenthalt an dem Hofe oder vielmehr nicht an dem Hofe ihres Bruders, des hiesigen Großherzogs, dieser Stadt für mich einen besondern Reitz giebt. Unserer hochseligen Königin sah man es an, daß sie zur Herrschaft geboren war, und ihre niedersteigende Freundlichkeit und Milde verklärten ihre Hoheit — diese dagegen ist eine von den an sich schon klaren zarten Gestalten, die man durchschauen zu können wähnt und an die jene Worte Mortimers „nichts blieb Dir"[4] eigentlich gerichtet scheinen. Sie hätte sich die Regentschaft, ihrem Sohne den Thron Schwedens erhalten können, sie wurden ihr angetragen, aber ihr Gewissen hieß sie dem Manne folgen, der sie nun verstoßen hat, weil er sie nicht leiden kann. (Das sind seine eigenen Worte zu Stilling, der von hier aus zu ihm geschickt wurde, unter der Rose.[5] Wie bizarr endet der Mann, der so ritterlich auftrat.

Eine ganz unbändige Freude hat mir das Hochzeitsgedicht und die lieben Gesichter auf demselben gemacht; sie sahen mich so freundlich an, und Du bist gar sehr getroffen. Auch Rosenhayn,[6] die Motherby — wer wollte die Motherby mahlen, ohne sich selbst zu verlieren? Und doch ist sie ähnlich, und der Hauch, der Schatten ihres Wesens ist mir theuer. Es ist mir ein liebes Angedenken und soll bei der Familie bleiben!

Gehab' Dich wohl, mein lieber Köpke! ich bin Dir sehr gut und vermisse Dich bei allem meinem Glück doch schmerzlich. Versäume keine Gelegenheit, etwas von Dir hören zu lassen — mich interessiert alles aus der lieben, lieben Heimath. Grüße jeden, der von mir gegrüßt seyn will. Möge Gott Dir viel Freuden schenken und Dich bewahren vor Kummer. Du hast ja des genug gehabt.

Ein herzliches *Χαιρειν* von Deinem

treuen wahren

Max.

Meine Frau grüßt Dich!!

2.

An Herrn Collin.[7]

Am 13ten Februar 1813 in Karlsruh.

Es wäre eigentlich meine Pflicht gewesen, Ihnen, mein verehrter und seit so vielen Jahren bewährter Freund und Gönner! schon früher von meinem Er-

---

[1] Berühmte Schauspielerin in Berlin.

[2] soll wohl heißen Caecilia.

[3] geb. Prinzeß Friederike von Baden.

[4] Schiller, Maria Stuart III, 6.

[5] sub rosa = im Vertrauen mitgeteilt.

[6] Rosenheyn, Oberlehrer in Marienwerder, dann nach dem unglücklichen Kriege in Königsberg am Friedrichskollegium, später in Memel. Er war vielfach literarisch tätig (vgl. Sembritzki, Altpreußische Monatsschrift 1906, S. 583—587).

[7] Die Überschrift fehlt bei diesem Briefe, aus dem folgenden Briefe geht sie hervor. Collin ein angesehener Kaufmann in Königsberg.

gehen und den neuesten so wichtigen und beglückenden Ereignissen meines Lebens persönliche Kunde zu geben: aber ich weiß, daß Sie die Unterlassung davon mit meiner Reise und dem Taumel, in dem ein Bräutigam und junger Ehemann sich zu befinden pflegt, gütigst und gern entschuldigen.

In treuer Brust habe ich bisher bewahrt und werde immer lebendig erhalten das Andenken jener Zeit, wo Ihr liebes Haus mein einziger Umgang und meine Zuflucht war, wo ich täglich kam und immer freundlich empfangen wurde — ich weiß, wie viel ich in der höchsten Angelegenheit des Menschen von Ihrer frommen seeligen Frau gelernt; ich weiß, daß ich in dem Kreise ihrer Kinder meinen Sinn für Familienglück und Zärtlichkeit geschärft habe, daß Sie mich zuerst bei unserer verklärten Freundin Gottschalk einführten und mir dadurch gleichsam das Thor öffneten zu der Halle des Glücks, deren innerstes Heiligthum ich nunmehr betreten habe, mit frohem Muth, mit klarem Bewußtseyn, hier die Bestimmung meines Lebens zu ergreifen, und mit der Demuth, welche nöthig ist, wenn so große Güter uns nicht gefährlich werden sollen.

Veranlassungen und Erinnerungen genug, um das Bild der früheren Zeit lebendig und frisch zu erhalten. Es thut mir um so mehr wohl Sie von meiner unermüdlichen Anhänglichkeit versichern zu können, da in dem geliebten Vaterlande der gewaltige Strom der Zeit geradeswegs auf Zerstörung hinzuwirken scheint und sein finsteres Werk sehr klug gleich mit Untergrabung der bisher für heilig geachteten Grundvesten der Gesellschaft, der Ehre, der Lehnspflicht und des öffentlichen Vertrauens begonnen hat. Mich hat noch zur rechten Zeit ein Engel gleichsam beim Schopf ergriffen und aus all dem Gewirr in ein stilles Thal der Liebe und des Friedens geführt. Ich habe einen schönen Sommer verlebt auf der Wanderung durch Sachsen, Thüringen, Franken und Schwaben, einen schönen Herbst in dem wildromantischen und doch so freundlichen Baden, dessen warme Quellen mir sehr wohlgethan, und seit dem 15ten December 12. ist aus dem wilden Junggesellen ein solider Ehemann geworden — wie glücklich der ist und seyn muß, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, da Sie die Schöpferin meiner Freude, meine geliebte und mit keinem Beworte nach Würden zu preisende Frau ja selbst kennen. Wie gerne wollte ich dem Rheinstrom seine Rebenhügel und seinen Wein, der hier so rein als wohlfeil ist, wie gern dem Lande seine Pfirsich- und Mandelbäume lassen, da mir sich hier die Wunderblume entfaltet hat, welche am Pregel doch nicht zu ihrer ganzen Leib und Seele belebenden Pracht gedeihen wollte. —

Möchte doch bei all dem Treiben der Geist des Friedens und der Ordnung aus ihrem Hause nicht gewichen und der Krieg Ihnen nicht in der schrecklichsten Gestalt erschienen seyn! Die Bangigkeit um das Schicksal Königsbergs und der dort wohnenden Lieben ist der einzige bittere Tropfen in dem Kelch meines Glücks. Grüßen Sie doch jeden meiner Bekannten, der von mir gegrüßt seyn möchte auch in dem geachteten Hayschen[1]) Hause. —

Ihren lieben Töchtern und Söhnen meine brüderlichsten Grüße! Jede ausführliche Nachricht über das Ergehen Luischens, Hannchens, Lottchens, Eduards wird mir höchst erfreulich seyn. Leben Sie alle recht wohl und behalten Sie in freundlichem Andenken

Ihren

treu ergebenen

Max v. Schenkendorf.

---

[1]) Angesehene Kaufmannsfamilie in Königsberg.

3.

Herrn Calkulator Glinka[1]) Wohlgeboren.

Mein werther Freund und ehemaliger Kollege!

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, durch diese wenigen Zeilen, die ich einem Briefe an H. Collin[2]) beilege, mich in Ihr Gedenken zurückzurufen und Ihnen meine besten Grüße und Wünsche zuzusenden.

Ich lebe hier im Lande des Friedens und des Weines, in immer schöner Natur, und dem Glücke im Schoos, denn ich habe einen Engel zur Frau.

Möchte es Ihnen doch bald auch so gut werden!

Leben Sie so gut, als es jetzt in Preußen möglich ist, und grüßen Sie jeden, der grüßbar ist.

Gern möchte ich etwas von den Schicksalen der Landesdeputation[3]) wissen.

Mit wahrer Hochschätzung

Ihr treuer und ergebenster

Schf.

4.

Herrn Fr. Tschepius[4]) Wohlgeboren

Roßgarten.

Am 18ten Februar 1813 in Karlsruhe.

Ich benutze die Reise eines nach Rußland zurückkehrenden Freundes, um auf diesen Umwegen mich schriftlich in Ihr freundliches und wohlwollendes Andenken zurückzurufen, mein verehrtester Freund und Oheim!

Lassen Sie mich einen Schleier werfen über die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Königsberg! Thun Sie gütigst ein Gleiches. Der Mensch ist bei dem besten Willen nicht immer Herr seiner Stimmung. Worte, die an einem andern Tage kaum die Haut zerritzt hätten, verwunden in einer gewissen Stunde und aus einem theuren Munde ausgesprochen, tiefer und schmerzlicher als man es vermuthen konnte. Der Eigensinn und der Stolz vermeiden alsdann oft eine gegenseitige Erklärung, die bald alles in das alte Geleise bringen würde, und die Zwischenträgerei verwaltet nur zu gern bei solchen Gelegenheiten ihr verhaßtes Amt. —

Aber bei gutgearteten Gemüthern übt die Zeit denn doch wieder ihr alles linderndes und ordnendes Recht aus, und so kann ich Ihnen mit offenem Muthe versichern, daß Ihr Bild und das Ihres schönen gastfreien Hauses längst wieder in gewohnter Freundlichkeit vor mir steht, daß ich mit Vergnügen der vielfältigen Beweise von Güte und Vorsorge gedenke, die Sie mir durch mein Leben erwiesen haben, und daß bei meiner Zurückkunft in das Vaterland die lieben alten Bande der Verwandschaft, der Freundschaft und des Umgangs neu geknüpft werden sollen.

Durch meine Aeltern wird Ihnen bereits längst die Nachricht geworden seyn, welch ein schöner Glücksstern mir hier an den Ufern des Rheins und an den Gränzen Deutschlands aufgegangen ist. Ich müßige diese Augenblicke den Zerstreuungen der Reise und des neuen Ehestandes mit doppeltem Vergnügen ab, um Ihnen dieses persönlich zu melden und zugleich meine theure Frau so lieben Verwandten zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen! Wir leben hier ein herrliches

[1]) Die Abschreiberin las: Ilinka. Der Name Glinka ist noch vorhanden, Ilinka dagegen nicht.

[2]) Vgl. den vorherigen Brief.

[3]) Schenkendorf war bei ihr seit ihrem Entstehen 1808 als Hilfsarbeiter angestellt (vgl. Sembritzki, Altpreußische Monatsschrift 1907, S. 110—111).

[4]) Angesehener Kaufmann, wohnhaft auf dem Vorderroßgarten.

Leben in dem von der Natur so reich begabten Lande unter mildem Himmel und offenherzigen Menschen, jetzt schon Frühlingsluft einathmend! Würde unsere Freude nur nicht getrübt durch den Rückblick voll banger Erwartung nach dem ewig geliebten Vaterlande. Wir schätzen uns indessen glücklich, diesem Strudel entronnen zu seyn, aus dem nichts Schönes hervorgehen kann, da gerade das, was sonst für die Grundlage aller glücklichen Verfassung gehalten wurde, Ehre, Vertrauen, Lehnspflicht, darin zu Grunde zu gehen scheint. —

Ich bin überzeugt, daß der alte, treue Freund meiner Aeltern in dieser Zeit des Wehes sie nicht verlassen und sich so nun Anspruch auf die Dankbarkeit des Sohnes erwerben wird.

Ihrer fröhlichen Tafelrunde, namentlich den Herren Lehmann[1]) und Chifflard[2]) und Hamann[3]) bitte ich mich zu empfehlen.

Ihrer holden, verehrten Frau und Ihren lieben Töchtern meine innigsten Grüße — jede Nachricht Ihr Haus betreffend wird Freude gewähren dem, der mit wahrer Hochachtung Ihnen zugethan bleibt als Ihr

treuergebenster und verbundenster

Max v. Schenkendorf.

(Schluß folgt.)

Mörike-Studien.

Von Wolrad Eigenbrodt in Jena.

1.

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

[1]) Direktor der Kneiphöfischen Domschule, des späteren Gymnasiums, und Universitäts-Professor.

[2]) Rektor derselben Schule im Kneiphof.

[3]) Joh. Michael Hamann, Direktor des Stadtgymnasiums (Altstadt) in Königsberg, Sohn des „Magus im Norden" Joh. Georg Hamann.

Der tiefe und einheitliche Eindruck dieses wunderbaren Gedichtes beruht auf dem konzentriertesten Zusammenwirken einer Fülle bedeutsamer Einzelzüge des Inhaltes und Gehaltes mit solchen der äußeren und der inneren Form. Hat Mörike dies beabsichtigt? Gewiß nicht. Aber es hat ihm im Gemüt gelegen, und aus dem Gemüt ist es ihm übergegangen in alle Adern der Anschauung bis in die feinsten Fasern hinein. Und so konnte das Gedicht hervortreten als ein geborenes Wesen von unveränderbarer Vollendung.

Die äußere Form, das Versmaß, besteht aus reimlosen jambischen Zeilen, von denen je ein Paar, und zwar die erste Zeile desselben drei, die zweite zwei Hebungen zählend, eine metrische und inhaltliche Einheit bilden. Am Schluß jedes der beiden Teile des Gedichtes jedoch geht bei gesteigerter Bewegung und in bedeutsamer Parallele die Periode durch zwei Zeilenpaare hindurch und beginnt die jeweilige Endzeile mit betonter Silbe, hat also fallenden Rhythmus, weil die vorhergehende Zeile weiblich endete. Vom letzten Zeilenpaar des Gedichtes hat die erste Zeile zwei, die zweite drei Hebungen. Je zwei Zeilen bilden als eine einzige Langzeile gedacht und gehört überall den einfachen, fünfhebigen Jambus mit weiblichem Ausgang. Aber die Teilung in zwei kürzere Zeilen, die erwähnten Abweichungen vom Schema dieser Teilung und die leiseren oder lauteren Einschnitte in den Versen selbst ergaben ein mannigfaches Absetzen, Schweben, Hinüberziehen des Atems, so daß die Stimme jetzt leicht hin eilt, dann ein erschütterndes Wort jäh hervorstößt und wiederum das Unheimliche, Grauenvolle des Inhaltes leise verhalten, ja stockend ausspricht, wobei Widerstreit zwischen Vers- und Sinnton, sowie das Vorwalten besonderer Laute bedeutsam mitwirkt. So geht durch das Gedicht eine Modulation, die auch die reichste Stimme nur annähernd wiedergeben, die kaum das feinste geistige Ohr ganz erhorchen kann. Und dabei taucht vor dem inneren Auge eine Fülle von Erscheinungen auf, während die Seele in einem durchgehenden Grundgefühl bald leiser, bald stärker schwingt.

Das alles läßt sich nicht in Worte fassen, und die folgende Darlegung des Gedichtes, die bloß ein Versuch sein soll, möchte nur, durch Hindeutungen nach den verschiedensten Seiten zugleich, den Leser anregen, daß er selbst innerlich schaue und horche. Vielleicht offenbart sich ihm weit mehr als dem Verfasser dieses Aufsatzes; vielleicht erscheint ihm auch manches anders.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde.

Wie heimlich und leise klingt dies mit dem viermaligen Hauchlaut W! Die ersten drei Worte erzählen. Man stutzt als das Er-

zählen so plötzlich abbricht mit einer Frage und hält so nach „grünet“ die Stimme wieder an, um dann das „wo“ zögernd, gedehnt, fast zweisilbig mit aufsteigendem Ton zu sprechen. So liegt die Pause hier in der Art, wie das Wort gesprochen wird; denn nach diesem bricht der Ton nicht ab, sondern er zieht, noch weiter steigend, zur nächsten Zeile hinüber und umgreift schwer, wenn auch leise, die Worte „Wer weiß“, auf denen er schwebend weilt, dabei auf „weiß“ noch im Verweilen langsam um ein geringes sinkend. So liegt hier im Gegensatz zu dem ansteigenden „wo“ eine seltsam berührende Modulation. Dann ein deutliches Absetzen der Stimme vor „im“, so daß „Wer weiß“, worin der bange Grundton des ganzen Gedichtes ruht, durch Isolierung noch mehr Wirkung gewinnt. Und nun das ruhige „im Walde“, das keine genauere Antwort gibt, aber den mit „Tännlein“ aufgetauchten Vorstellungskreis vollendet: „Tännlein — im Walde“. Dem einen Hörer erscheint hier vielleicht ein enger Waldwinkel, dem anderen ein lichterer Hain; aber beide suchen unbewußt nach einem festen Bilde. Und das Suchen geht unmittelbar weiter in die folgende neue Vorstellung hinein, die in äußerlich gleicher Weise aufgeht und sich abschließt: Rosenstrauch — Garten. Freilich mag man, noch im Walde weilend, wohl zunächst einen Wildrosenstrauch am Raine vor sich sehen, und der Übergang aus der Einsamkeit mit ihrem Wildwuchs in den gepflanzten Garten überrascht den Sinn:

Ein Rosenstrauch, wer sagt
In welchem Garten?

Hier fällt ein Atemhalten nach dem gedehnt gesprochenen „Rosenstrauch“, sonst aber wogt die Modulation hier leichter als in den beiden ersten Zeilen; „wer sagt“ klingt nicht so isoliert wie jenes „Wer weiß“; das Versende geht leichter in den Anfang des folgenden Verses hinüber; das W ertönt nur zweimal. Nun eilt in der nächsten Zeile die Stimme gesenkt und wie flüsternd über drei unbetonte Silben hin, um dann auf zwei bedeutungsvollen gedehnten, nur um weniges erhöht, wie tief nachdenkend, zu verweilen:

Sie sind erlesen schon —

Wie oben durch drei W, so ist hier die Wirkung erhöht durch drei leise S. Dann aber, den noch gehaltenen Laut von „schon“ abbrechend, ertönt in plötzlich stark erhöhter Lage, dem Verston jäh entgegen, wie ein die Seele aufschreckender Donnerschlag der Anruf:

Denk es, o Seele!

Ein angstvolles Atemhalten folgt, bis nun das, was die Seele denken soll, langsam und eindringlich, Auge und Ohr ganz erfüllend

mit dem unabwendbar deutlichen Bilde des Grauens erklingt in den Zeilen:

Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Es ist, als hörte man in den vier aufeinander folgenden U das dumpfe Fallen der Erdschollen, in den beiden W das leise Sich-Einwühlen der Wurzeln, um nun dort für immer zu haften. Und nach den dumpfen u erweckt das klare a in „wachsen" das Bild des Gedeihens und ruhig-langsamen Empor-Steigens von Rosenstrauch und Tännlein zu einem vollen langen Leben, dessen Nahrung sie saugen aus dem Leben, das tief drunten vermodert. Nicht Zufall ist es darum, daß die Teilung des Langverses nicht an der Stelle geschehen, wo das Ohr sie zunächst erwartet, nämlich bei dem Einschnitt nach Grab. Durch Teilung hier würden Auge und Ohr leicht den Sinn verleiten zu längerem Verweilen; aber Grab und wurzeln gehören unmittelbar zusammen, und dann erst, nach einer Pause der Erschütterung und schmerzvollen Sinnens, folgt in „wachsen" das Neue, das das Trostlos-Unabänderliche verklärend zur Anschauung bringt; verklärend, denn bei diesem Worte gleitet den Blick unwillkürlich wie an Stämmlein und Stamm empor zum Wipfel und über ihn hinaus ins Licht. Sinnend schwebt die Seele zwischen den tiefsten Fragen: Dunkel und Licht, Leben und Tod. Und so ist die jäh aufweckende Aufforderung „Denk es, o Seele!" aufs tiefste erfüllt. Es hatte geheißen: Wer weiß? Wer sagt? „Niemand!" war die stille Antwort gewesen. Dann aber kein Fragen mehr, sondern jener mächtige Anruf. Die Seele ist vorbereitet auf was noch kommen soll. Der erste Teil des Gedichtes ist vollendet.

Doch aus der Enge von Wald, Garten und Friedhof — (in immer engere Enge führte jeder dieser Orte) — ist die Seele mit einem Male über den Wipfel hinaus im Licht hingeführt in weite freie Landschaft. Wie erlöst atmen wir auf beim ungehemmten Blick über die Wiese, darauf zwei Rößlein weiden. Der Vers fließt leicht hin mit seinen vier W, der Atem zögert kaum und setzt nicht ab am Ende der ersten Zeile:

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese.

Doch wird nicht hier bei dem leichten Gange des Verses gleichwohl ein ruhiges Verweilen sichtbar in den beiden Dehnlauten ei zu Anfang und zu Ende der Zeile? Doch schon ändert sich das ruhige Bild: sie verweilen nicht mehr beim Weiden, sondern:

Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.

Auch hier kein eigentliches Absetzen der Stimme nach der ersten Zeile, denn es wird ja nur einfach erzählt; und doch eine innere Pause des staunenden Aufhorchens und Aufblickens bei dem Worte „Stadt", denn mit ihm tritt in der Landschaft eine neue Erscheinung hervor, blitzschnell von Vorstellung und Gefühl erfaßt. „Heim zur Stadt" — welch ein reiches Bild für das Auge, welch ein trauliches für das Gemüt! Doch der innere Blick wird, während er diese Erscheinung festhält, zugleich hingezogen zu den „muntern Sprüngen", denen er sinnend folgt. Sinnend? Ja, über das seltsame, daß die Rößlein ungeführt allein heimkehren. Doch sind es nicht schwarze Rößlein? Ach, darum so zahm! Zahm müssen sie sein in dem Berufe, zu dem man sie erwählt und erzogen hat. Sie aber wissen nichts von dem Wesen dieses Berufes, sie springen munter dahin; munter, weil ihnen wohl war auf der Wiese und weil ihnen wohl sein wird daheim. Die freie Wiese — der enge traute Stall! Auf der ersten Silbe in „muntern" liegt ein hoher, durch vier nachfolgende Konsonanten in seinem Falle leicht gehemmter Ton, in dem man die Bewegung des Springens gleichsam sieht. Nun aber, in der nächsten Zeile, ist die Stimme gesunken und berührt in fast gleichem Ton flüchtig die drei ersten Silben „Sie werden", um dann, sich hebend, schwer und leise zu schreiten mit den bedeutsamen drei nächsten: „schrittweis gehn." Wie sieht man in diesen zur Hebung scharf ansetzenden und dann gedehnt ausgehenden Worten die besondere Art dieses Schreitens! Nun folgt eine durch die Dehnung in „gehn" und durch ein scheues inneres Zaudern entstehende Pause. Wo? Wohin? Womit? fragt die doch schon halbgewisse Seele. Und nun kommt die Antwort, leise, langsam, tief eindringend:

Mit deiner Leiche.

Wiederum ist das Langsame mit hervorgerufen durch den gedehnten Laut der beiden ei. Und auf „deiner" liegt ein ganz eigen nachdrücklicher Ton, der noch steigt auf „Leiche". Das erschütternde Wort ist gesprochen. Aufgeschreckt fragt die bebende Seele unwillkürlich nach dem Wann? Es tönt ihr Trost aus einem „Vielleicht"; jedoch dieses Vielleicht, zweimal zögernd gesprochen, hingedehnt wieder durch zwei ei, deutet auf eine ungewisse, wer weiß wie kurze Spanne Zeit. Das Zögern, das Zagen vor der Gewißheit wächst in den Worten „noch eh'". Und nach diesen Worten setzt die Stimme nicht ab, sondern sie geht, nur wenig gesenkt, schwebend hinüber zur nächsten Zeile, um deren drei erste Silben nur schnell und tonlos zu berühren und dann, wieder steigend, zu weilen auf „Hufen", wobei selbst auf der Endung en ein zögernder Ton zu liegen scheint, von welchem sie, die Stimme, gebunden hinübergeht zur

nächsten Zeile, wo sie das Wort „Eisen“ und mehr noch „los“ mit erschütternden Akzenten trifft. Nach „wird“ reißt die Stimme ab — und nun, nach einer zitternden Pause, tritt mit „ich“ plötzlich ergreifend das Bild des Dichters selbst in die Landschaft, wie er hinblickt auf die im Sonnenglanz blitzenden Hufe; und dieser Blitz des Lichtes weckt in ihm das Bild des unentrinnbaren Dunkels.

Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe.

Langsam und dumpf, im gefaßten Gleichklang der Hebungen, mit einem Aufzucken des Tones auf „blitz . .“, klingt die letzte Zeile, mit dem h der letzten Silbe ausgehend in einen Hauch. — Und doch ein Aufatmen: zu seiner, nicht zu meiner Seele spricht der Dichter! Dann freilich ein rasches trauriges Sich-Besinnen: auch in mir, und in uns allen blitzt er auf, der Todesgedanke, oft mitten in Wonne, wie dort auf der lachenden Wiese die Hufe aufblitzen. Und dann bleibt er bei uns eine kürzere oder längere Weile, wo immer wir sind, in Wald oder Garten, und läßt uns die letzte Stätte schauen. So kehrt das Gedicht von seinem Ende aus in seinen Anfang zurück. Es hat kein Ende, es hat keinen Anfang, es ist ewig wie jener Gedanke und was er umgreift.

Miszellen.

Ein Goethescher Vers aus Sallust?

Vielen Gebildeten werden die Goetheschen Verse[1]) bekannt sein.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Weibisches Zagen
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

---

[1]) Lila, Zweiter Aufzug. Werke, Weimarer Ausgabe. Abteilung I, Band 12, S. 62.

Weniger bekannt dürfte die folgende Parallelstelle des Sallust sein, aus der Rede des Cato zur Verurteilung des Catilina:[1] ‚Non votis neque suppliciis muliebribus auxilia deorum parantur: vigilando agundo bene consulundo prospera omnia cedunt. ubi socordiae te atque ignaviae tradideris, nequiquam deos inplores: irati infestique sunt.' Die Kongruenz des Gedankens ist schlagend, aber auch einzelne Ausdrücke, ‚Weibisches Zagen'[2] — supplicia muliebria', ‚Rufet die Arme der Götter herbei' — ‚auxilia deorum parantur, entsprechen sich direkt und fast wörtlich. Es fragt sich, ob man einen direkten Einfluß der Salluststelle auf Goethe annehmen darf. Daß Goethe den Sallust gekannt hat, vermag ich allerdings erst aus späterer Zeit als 1777, dem Entstehungsjahre der Lila, nachzuweisen. Am 29. August 1784 schreibt er an Frau von Stein[3]: ‚Schicke mir die englischen Wochenschriften, ingleichen das Stück Saluft von Knebel.' Und am 6. Januar 1785 an Knebel:[4] ‚Hier schicke ich deine Übersetzung zurück, sie ist sehr lesbar und schön, fahre ja so fort, daß du wenigstens den Catilina vollendest. Gegen das Original konnt' ich sie nicht halten.' Dieser letzte Satz kann immerhin den Schluß nahelegen, daß Goethe das Original schon vorher gekannt hat, es läßt sich das bei seiner vielfachen von Jugend an betriebenen Lektüre klassischer Autoren von vornherein als sehr wahrscheinlich annehmen.[5] Natürlich darf man nicht übersehen, daß bei Goethe eine Neuschöpfung, eine Vertiefung und Verinnerlichung der Salluststelle, nicht eine einfache Übersetzung vorliegt. Immerhin scheint mir doch die Parallele in Gedanken und Ausdruck so schlagend zu sein, daß man wohl besonders auf sie hinweisen und vermuten darf, Goethe habe jene Stelle im Sinne und Gedächtnis gehabt, als er seine Verse schuf.

Berlin. Bernhard Schmeidler.

Bei Jean Paul 1815.

Der Heidelberger Kreis der Romantiker unterhielt zu Jean Paul recht gute Beziehungen. Auch die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm waren für ihn und seine Schriften frühzeitig eingenommen, so daß ihr jüngerer Bruder Ferdinand, der im Februar 1815 von München nach Berlin reiste, unterwegs in Bayreuth die Gelegenheit wahrnahm, Jean Paul persönlich aufzusuchen; er machte darüber, am 1. März 1815 aus Berlin, seinen Brüdern folgenden Bericht:

„... kam dann ... nach Baireuth, wo ich 1½ Tag bleiben mußte. Die Stadt war so hell und freundlich und das Wetter wie Frühlingsvorposten eingetreten, daß ich Lust bekam zu Jean Paul zu gehen; und gegen Abend traf

---

[1] Sallust Catilina, Kapitel 52.

[2] Es ist zu bemerken, daß in der ersten Ausgabe und Fassung J die Stelle heißt: ‚Ängstliches Zagen, Weibisches Klagen,' was den ‚supplicia muliebria' noch besser entspricht. Weimarer Ausgabe a. a. O. S. 341 ff., 355.

[3] Werke, Weimarer Ausgabe, Briefe Band 6, S. 421.

[4] Ebenda, Band 7, S. 1.

[5] Vgl. die bis an die Weimarer Zeit führende zusammenfassende Darstellung des Gegenstandes von R. Hering, Der Einfluß des klassischen Altertums auf den Bildungsgang des jungen Goethe. Jahrbuch des freien Deutschen Hochstiftes 1902, S. 199—235. Hering erwähnt den Sallust nicht unter den von Goethe gelesenen Autoren, die von ihm als eine Quelle von Goethes Jugendbildung genannte Acerra philologica hat nichts aus dem Sallust und spec. Catilina aufgenommen.

Rezensionen und Referate.

Frey Adolf, Die Kunstform des Lessingschen Laokoon mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Cotta, Stuttgart, Berlin 1905. 3 M.

Der Biograph Böcklins und C. F. Meyers hat sich diesmal eine Aufgabe gestellt, deren Problemstellung schon ein Verdienst ist: die Kunstform unserer berühmtesten „Abhandlung" zu beleuchten. Ganz so allgemein ist sie wohl bisher nicht verkannt worden, wie man aus Freys allzuhäufiger Betonung (z. B. S. 94) schließen könnte, aber von der Anerkennung einer gelungenen künstlerischen Form bis zu deren Nachweis im einzelnen ist noch ein weiter Weg.

Hierzu schien nun gerade Frey berufen, der selbst Dichter und Gelehrter in Einer Person ist. Allerdings brachte das auch Gefahren: vor der Nachahmung Lessingischer Kunst warnt er uns selbst (S. 54), konnte aber doch selbst der Verlockung nicht widerstehen, den Künstler und den Gelehrten Lessing (S. 21 f.) einen „Spiegeldialog" in lessingisierendem Vers oder ein andermal den Verfasser des Laokoon (S. 34) einen ebensolchen Monolog halten zu lassen. Auch sonst tritt die künstlerische Ambition etwas zu absichtlich hervor. Ich denke dabei nicht zuerst an die Liebhaberei für seltenere, oft dialektische Ausdrücke, die zuweilen recht glücklich charakterisieren („schöntypisch" S. 36, 105 und öfters; „Stilwende" S. 80; „Satzhaufen" S. 86; „ein Obenherab" — Nicolai — S. 95; „niederländernd" S. 104; „watschelnde Unbeholfenheit" in Plinius des Älteren Stil S. 110), nicht selten aber pretiös wirken (das „Körbchen" S. 35; „langeher" S. 43; „Aberwillen" ebenda; „bergbrunnhaft" S. 51; „rassige Schreibart" S. 80; „Stilniete" S. 91), besonders wo G. Kellers Diminutiva nachgebildet werden („ein Nibelungenhörtchen" S. 67; „ein Ouvertürchen S. 75) oder wo ein altmodisches Bildchen (Diderots Feder und ihr Schatten S. 62; der Tempel mit dem Genius S. 92) oder ein geschmackloses („diese in die Hallischen

ich ihn bey guter Laune (er hat wieder ein Werk unter den Fingern) in einem ziemlich eleganten Hause, umgeben mit Frau (einer ächten Berlinerinn) und zwei ungezogenen artigen Mädchen; sein abgenutzter Ueberrock war ehdem blau und sonst, wie auch das Hemd auf der Brust, nicht eben rein zu nennen, seine Rockschlippen unter dem Kragen waren Nadelküßchen, denn wohl 60 Nadeln konnte man hier eingesteckt zählen, wahrscheinlich zum Festheften der Papierstücke. Ich fand seine Gesichtszüge gerade so, wie ich mir sie nicht vorgestellt hatte (das Bildniß vor dem Hesperus ist gar nicht ähnlich) aber nur ein Wort aus seinem Mund, und man hört den alten Bekannten. Sein Kolorit gleicht dem eines Weintrinkers, der Kopf ist dick (ein wenig von Luther hat er) hat hübsche Quetschbacken, die Nase ist ein bischen unbestimmt selbst im Profil, was Schade, die Stirn ist schön, der Mund auch, und die Augen sehen weich und rührend, aber männlich, der Mund — so das hab' ich schon; übrigens ist er mittelmäßiger Größe und sehr stark — überhaupt, kann ich Dir sagen, drückt sich an dem edlen, deutschen Kopfe soviel Schönes aus, das man in den ersten Stunden nicht so ganz zu beurtheilen fähig ist, so wie oftmals dasjenige, was aus ihm herausgegangen ist. J. Paul ist ein leidenschaftlicher Preuße, und wünschte (wie überhaupt das ganze Bairische Land) nichts mehr, als wieder einer zu heißen; er sprach mehr über Politik, lobte Görres ganz entsetzlich, und neigte sich am Ende nochmals zu mir, und indem er mich angrif, sagte er: o, sagen Sies mir doch noch einmal, was meinen Ohren zu hören so wohl thut, daß wir wieder Preußen werden. Dann war er höchst ausschweiffend, sprang vom Wiener Congreß auf die Unthätigkeit Schellings, die ihn ärgerte, und dann auf den alten lieben Fr. Jacobi, und schimpfte letzt auf den Bock-Esel Napoleon, wie er ihn nannte; alles sprach er sehr heftig-schnell und stand dabey auf, eilte im Zimmer auf und ab, setzte sich und eilte wieder; er war so voll Stech- und Stichworte, verdrehte mir meine Sätze im Maul und war so höchst komisch, daß ich einige mal laut habe lachen müssen. Auch auf die Märchenwelt kam er bald, sprach vom Alter und Ursprung der Mährchen, und sagte, daß er auch einmal einige Mährlein habe schreiben wollen, das Ding sey ihm aber nicht angegangen. Den 1. Band [der Kinder- und Hausmährchen] lobt er außerordentlich und die Jean Paulinn stimmte mit zu, und wollte meinen, daß den zwey Mädchen nie ein Buch mehr Freude gebracht habe; als ich ging, bat er euch doch recht zu grüßen."

Berlin. Reinhold Steig.

Rezensionen und Referate.

Frey Adolf, Die Kunstform des Lessingschen Laokoon mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Cotta, Stuttgart, Berlin 1905. 3 M.

Der Biograph Böcklins und C. F. Meyers hat sich diesmal eine Aufgabe gestellt, deren Problemstellung schon ein Verdienst ist: die Kunstform unserer berühmtesten „Abhandlung" zu beleuchten. Ganz so allgemein ist sie wohl bisher nicht verkannt worden, wie man aus Freys allzuhäufiger Betonung (z. B. S. 94) schließen könnte, aber von der Anerkennung einer gelungenen künstlerischen Form bis zu deren Nachweis im einzelnen ist noch ein weiter Weg.

Hierzu schien nun gerade Frey berufen, der selbst Dichter und Gelehrter in Einer Person ist. Allerdings brachte das auch Gefahren: vor der Nachahmung Lessingischer Kunst warnt er uns selbst (S. 54), konnte aber doch selbst der Verlockung nicht widerstehen, den Künstler und den Gelehrten Lessing (S. 21 f.) einen „Spiegeldialog" in lessingisierendem Vers oder ein andermal den Verfasser des Laokoon (S. 34) einen ebensolchen Monolog halten zu lassen. Auch sonst tritt die künstlerische Ambition etwas zu absichtlich hervor. Ich denke dabei nicht zuerst an die Liebhaberei für seltenere, oft dialektische Ausdrücke, die zuweilen recht glücklich charakterisieren („schöntypisch" S. 36, 105 und öfters; „Stilwende" S. 80; „Satzhaufen" S. 86; „ein Obenherab" — Nicolai — S. 95; „niederländernd" S. 104; „watschelnde Unbeholfenheit" in Plinius des Älteren Stil S. 110), nicht selten aber pretiös wirken (das „Körbchen" S. 35; „langeher" S. 43; „Aberwillen" ebenda; „bergbrunnhaft" S. 51; „rassige Schreibart" S. 80; „Stilniete" S. 91), besonders wo G. Kellers Diminutiva nachgebildet werden („ein Nibelungenhörtchen" S. 67; „ein Ouvertürchen S. 75) oder wo ein altmodisches Bildchen (Diderots Feder und ihr Schatten S. 62; der Tempel mit dem Genius S. 92) oder ein geschmackloses („diese in die Hallischen

Anzeigen eingewickelte Preßwurst" S. 32) durchgeführt wird. Auch die unschuldige Spielerei meine ich nicht, die den Text der Abhandlung gerade auf S. 100 schließen läßt und die „Beiträge zu einem Laokoonkommentar" auf S. 150 (der Abdruck der Entwürfe reicht leider nur bis S. 194!); wohl aber das etwas romanhafte Aneinanderschieben der Abschnitte, in dem Frey sich von der Praxis des „Rückpolierens" (für die ich übrigens nicht gerade Th. Storm S. 68 anrufen würde) allzu stark abhängig zeigt.

Bei dem Nachweis des künstlerischen Charakters geht Frey von einer höchst anfechtbaren Voraussetzung aus: „alle Poetenkunst, alle Schriftstellerkunst ist Induktion" (S. 27). Was folgt, ist sicher nicht zu beanstanden: „das induktive Vermögen ist eine Voraussetzung oder vielmehr ein Bestandteil des poetischen Talentes;" aber wie oft dies erst nach deduktivem Ausgangspunkt einsetzt, beweist neben Schiller gerade Lessing selbst. Der junge Goethe sprach es ja schon aus, daß die „Emilia Galotti" fast ganz deduziert (und deshalb im Wege der Interpretation erneuter Deduktion fähig) sei. (Eine andere Deduktion aus höchst zweifelhafter Prämisse S. 52.)

So geht es denn auch dem Verfasser selbst. Er steuert deduktiv los, um dann allerdings in höchst glücklicher und fruchtbarer Induktion das Kunstwerk „Laokoon" zu analysieren. Die Stufen der Entwicklung (S. 33, 36 f.), der dramatische Aufbau (S. 39) mit seinen Episoden (S. 41), die Auswahl der Figuren (S. 42), der Gebrauch der Orientierungs- und Betonungsmittel (S. 46), die Feile (S. 68) und die „Auszier" (S. 71), sogar der Titel (S. 71), Kapitelschlüsse (S. 72) und Kapitelanfänge (S. 75) werden vortrefflich beleuchtet, wobei es dann einmal sehr hübsch gelingt, ein Gleichnis Lessings in seiner Ausbildung zu verfolgen (S. 77; freilich scheint mir S. 78, wie öfters, allzuviel künstlerische ‚Absicht' vermutet; etwas gilt denn doch auch für Lessing, was gegen ihn Frey mit Herder für Homers instinktive Kunst geltend macht!)

Besonders lehrreich ist die Analyse des Stils (S. 79 f.), der ich in der deutschen angewandten Stilistik nicht viel zur Seite zu stellen wüßte. Namentlich dem „Zusammenprallen der Verba finita" (S. 87 f. J. Burckhardt vermeidet es S. 88) weiß Frey hübsche Betrachtungen zu entlocken, wie er denn überhaupt (S. 89) auf das Ethos der Satzformen achtet und neben der Vergleichung (theologische Schriften S. 81; Hamburgische Dramaturgie S. 85) die Satzstatistik (S. 90) anzuwenden weiß.

So kann er denn (S. 92) mit gutem Gewissen die Einzigkeit des „Laokoon" vertreten, obwohl er keineswegs ein Anbeter von G. Kellers „tapferem Lessing" ist, ihm vielmehr bei leichten künstlerischen Fiktionen (S. 10, 12, 38) die Ehrlichkeit und — noch befremdender — für seine Kenntnis des Altertums (S. 106) sogar die rechte Gelehrsamkeit abspricht. Diese Einzigkeit beruht (S. 96) vor allem auf der unver-

gleichlichen Fassung des Themas. Aber über den ausgeführten ersten Teil heraus wäre es nicht fruchtbar gewesen, vor allem weil Lessing wie Goethe und Haller (S. 99) für die Musik nicht kompetent war; vom rein ästhetischen Standpunkt aus haben wir es nicht zu bedauern, daß Lessing abbrach. Ob allerdings die Furcht, hinter dem ersten Teil zurückzubleiben, allein die Ursache war? Etwas von dem Fragmentarischen seines Bewunderers Fr. Schlegel steckt wohl auch in dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie und hätte Frey das mehr erwogen, hätte er wohl auch Anstand getragen, den Literaturbriefen (S. 94) den Rang von Kunstwerken abzusprechen!

Aber auch bei Frey hätte der erste Teil besser allein bleiben sollen. Die Bruchstücke eines Kommentars sind teils allzu unerheblich (wie die gewiß richtige Bemerkung über das Gladiatorenspiel S. 116), teils machen sie fast wie Herders Anmerkungen zum „Laokoon" den Eindruck, als habe der Verfasser sich allzusehr abgeplagt, um etwas gegen Lessing vorzubringen. Nur der letzte Abschnitt, der Homers Schilderungstechnik (S. 140 f.) ganz vortrefflich motiviert und (S. 145 f.) in ihre Arten zerlegt, und durch Analogie bei Meister Gottfried von Straßburg (S. 145) und Meister Gottfried von Zürich (S. 147), Hebel und Spitteler (S. 148) erläutert, verdiente, in den Hauptteil aufgenommen zu werden und hat auch selbständige Bedeutung. Auch auf den hübschen Gedanken einer systematischen Sammlung dichterischer, für die Malerei fruchtbarer und malerischer, für die Dichtung ergiebiger Motive (S. 128) sei hingewiesen.

Sonst aber können wir von der recht schwach motivierten Behauptung an, Homer kenne keine Kulturdifferenz zwischen Trojanern und Hellenen (S. 103) — die doch allein schon in der Stellung des Stammespatriarchen Priamus gegenüber den Heerkönigen der Griechen hell genug hervortritt — an den Beiträgen zum Kommentar wenig loben. Bei der Beurteilung von Pauson und Piraeicus (S. 105 f.) scheint mir Lessings Interpretation (besonders S. 111) falsch interpretiert und Widersprüche „aufgeklaubt", wo keine sind. Für den Verfasser des „Laokoon" ist das griechische Volk das beste, der klassische Kunstrichter; dessen Beifall, führt er aus, hatte keiner der beiden Naturalisten. Pauson fand gar keinen Anklang. Piraeicus, was schlimmer, Verehrer, aber nur in kunstfremden Interessenten für seinen Stoff. Dazu aber ist kein „Kunstmarkt" nötig: Liebhaber für verbotene Gemälde gab es immer und wie Lessing an seinen Zeitgenossen Fragonard denken konnte, haben Giulio Romano und Hogarth und Courbet und Rops solche Gönner gefunden. In der falschen Deutung des „Rhyparographen" (S. 110) liegt Lessings Fehlerquelle, nicht in unlogischer Folgerung. Ebenso unrichtig wundert sich Frey (S. 111), daß Lessing für die Porträtstatuen Mittelmäßigkeit voraussetzt, was er doch selbst auf der folgenden Seite gut motiviert.

Ebensowenig finde ich den Widerspruch evident, den Frey (S. 126) in betreff von Lessings Beurteilung der Bildernachahmung aufzudecken glaubt. Der Dichter soll sich an den Vorzügen, die der bildende Künstler dem Gegenstand entlockt hat, nichts entgehen lassen, aber sie in seiner Weise, ohne sklavische Nachbildung, sich zu eigen machen. Überhaupt hat Frey Lessings Lehren von der „Nachahmung" (S. 117 f. besonders 124) mehr verwirrt als gefördert. Richtig bleibt freilich sein Ausgangspunkt: Lessing hatte, wie seine Zeitgenossen (S. 131) keine Fühlung mit der bildenden Kunst (S. 128) und daher seine Forderung: „Der Maler soll Literatur malen!" (S. 132) — was freilich der von Frey gegen ihn ausgespielte Watteau (S. 139) auch getan hat und Chodowiecki (S. 138) erst recht.

So bleibt Freys Buch denn auch in der Kunst, lebhaften Widerspruch zu erregen, auf der Höhe seines Gegenstandes. Als Beitrag zu einer empirischen Stilistik, die wir soviel nötiger brauchen als die Vollendung des Grimmschen Wörterbuches und manche andere gute Dinge, ist das Werkchen sehr hoch zu stellen; der allgemeinen Verschiebung unseres Standpunktes den Künsten gegenüber gibt es vortrefflich Ausdruck; die ästhetischen Probleme fördert es nicht in dem Grade, wie wir das gerade von dem Dichter und Künstlerbiographen erhofften. Als Kommentator des „Laokoon" ist der Züricher Literarhistoriker seinem philologischen Amtsgenossen Blümner — dessen er gern mit gebührendem Dank gedenkt — so wenig gewachsen, wie es einst Herder Lessing war.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bürkner R., Herder. Sein Leben und Wirken. Berlin 1904, Hofmann (Bettelheims Geisteshelden 45.) 4.32 *K.*

Die Vollendung der beiden gewaltigen Denkmäler, die dem Andenken Herders zu errichten Suphan und Haym fast gleichzeitig unternahmen, hat jeden noch so anspruchsvollen Wunsch, den die Wissenschaft an eine kritische Ausgabe und eine Biographie stellen könnte, vollständig erfüllt. Diese beiden Werke sind aber durch ihre streng gelehrte Methode, ihren Umfang und Preis Fachleuten oder besonderen Verehrern des Dichterphilosophen vorbehalten; weitere Leserkreise, die sich über die Schicksale und das Wirken des Denkers unterrichten wollen, finden nur spärliche Quellen zur Befriedigung ihres Interesses. Wenn man von den knappen Lebensbeschreibungen absieht, die den Ausgaben von Hempel, Cotta und Kürschner vorausgeschickt sind, so wäre bis zum Erscheinen des vorliegenden Buches nur die Biographie aus der Feder Eugen Kühnemanns zu erwähnen. Wie Bürkner selbst betont, gründet sich seine Arbeit, die gerade als Festgabe zu der Jahrhundertfeier von Herders Tod der Öffentlichkeit übergeben wurde, im wesentlichen auf seine großen Vorgänger

Haym und Suphan. Da durch ihre Tat der ganze reiche Stoff in erschöpfender Weise zutage gefördert und verarbeitet ist, eine wesentliche Erweiterung unserer Kenntnis durch neue Funde seither nicht gewonnen wurde und auch nicht zu erwarten ist, so erscheint die Abhängigkeit aller Herder-Biographen von Haym nur natürlich. Bürkner hat sich vor allem in der Disposition des Stoffes, einer Frage von grundlegender Wichtigkeit für biographisch-literarhistorische Darstellungen, eng an sein Vorbild angeschlossen. Der große Lebensabschnitt, der die Jahre der vollen Reife einleitet, ist der Eintritt Herders in die Weimarer Stellung. Das erste Buch, das — dem ersten Bande Hayms entsprechend — die vorangehenden Zeiten des „Werdens und Wanderns" umfaßt, ist in fünf Kapitel geteilt, die den Namen des jeweiligen Wohnortes Herders als Überschrift tragen. Die Behandlung der schriftstellerischen Wirksamkeit ist überall der Schilderung des äußeren Lebens angeschlossen. Die Weimarer Zeit wiederum zerfällt in vier Perioden: die am 28. August 1783 angebahnte Erneuerung der Freundschaft mit Goethe und die mit soviel Hoffnungen unternommene und mit soviel Enttäuschungen geendete italienische Reise bilden die Einschnitte. Auf dem Höhepunkte des Schaffens, in den Jahren 1776—1788, sind den literarischen Werken zwei gesonderte Kapitel gewidmet, wogegen bei den Erzeugnissen der letzten Jahre das Verfahren des ersten Buches beobachtet wird.

In dem „Bibliographischen Anhang", den der Verfasser seiner Schrift beigefügt hat, macht er der früher erwähnten Biographie Kühnemanns den Vorwurf, „daß sie den Gedankeninhalt der Herderschen Bestrebungen und sein innerstes Geistesleben in etwas wortreicher Darstellung sehr schön biete, aber das Tatsächliche seines Lebens doch zu sehr als bekannt voraussetze". Wenn man nach der Bekanntschaft mit Bürkners Arbeit diese Kritik liest, denkt man unwillkürlich: „Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdin." Der biographische Teil des Buches, in den der Verfasser mit Absicht den Schwerpunkt der Darstellung verlegte, ist vorzüglich gelungen. Nicht nur von dem Gange der äußeren Ereignisse, auch von Herders menschlicher Persönlichkeit und von seiner Umgebung erhalten wir ein klares plastisches Bild, dem auch die Schatten nicht fehlen. Die kleine ostpreußische Heimatstadt Herders, seine Eltern und Lehrer, vor allem der „Bildungsschuster" Trescho, erstehen vor unserem Auge und inmitten dieser Umgebung der begabte, phantasievolle, aber verschüchterte Knabe, der mit seinen Träumereien in die Einsamkeit der Natur flüchtet, bis ihn ein gnädiges Geschick aus der unwürdigen Lage befreit. Wir sehen dann den lesehungrigen Theologiestudenten zu Königsberg in Kanters Buchladen sitzen, lernen seine Universitätsfreunde und Lehrer kennen und erfahren von den ersten Versuchen seines Redner- und Schriftstellertalentes. In der glücklichen Zeit seiner Rigaer Tätigkeit werden seine gesellschaftlichen Vorzüge und der starke Einfluß seiner

Persönlichkeit auf die Frauenwelt hervorgehoben, die ihn immer und überall vergötterte. Mit einer Liebe und Sorgfalt, die den Berufsgenossen kennzeichnet, wird die Wirksamkeit Herders als Kanzelredner beleuchtet. Die drei Predigten, die von allen in Riga gehaltenen allein gedruckt wurden, werden ihrem Inhalte nach wiedergegeben und zugleich die theoretischen Ausführungen des zu jener Zeit verfaßten Aufsatzes „Der Redner Gottes" genau erläutert. Ohne jede Schönfärberei wird aber auch der Sorglosigkeit gedacht, mit der er die Gestaltung seiner wirtschaftlichen Zukunft treuen Freunden, in erster Linie dem biedern Hartknoch, überließ, und seine unwürdige Haltung in den Klotzischen Händeln findet gebührende Verurteilung. Von den Rastorten des Reiselebens fällt das hellste Licht auf Darmstadt und Straßburg: dort hat sich Herder seine Braut erpredigt und einen Freund auf Lebenszeit in dem Kriegsrat Merck gewonnen, hier aber war es ihm vergönnt, das größte Ergebnis seines Denkens, die Entdeckung der Volkspoesie, in den Geist des jungen Goethe zu versenken. Mit feinem Verständnis wird das überschwenglich empfindsame Verhältnis der Brautleute, das manche Prüfung zu bestehen hatte, geschildert und mit anschaulicher Kraft ist die Zaubergewalt dargestellt, mit der der große Pfadfinder unserer Literatur das geborene Dichtergenie an sich fesselte, daß es alle Launen und Nörgeleien des kranken Lehrmeisters geduldig ertrug. So sehr uns das Bild des jungen Eheglückes in der Bückeburger Einsamkeit erfreut, so sehr bewundern wir auch Herders männlichen, unbestechlichen Freimut gegen seinen Dienstherrn, der mit seinen simonistischen Zumutungen vor dem flammenden Widerspruch seines Konsistorialrates die Segel strich. In Weimar lernen wir den Hof und die Gesellschaft in ihrer verschiedenen Stellung zu dem neuen Oberpfarrer kennen, wir fühlen die kleinlichen Plackereien seines Amtes und beobachten seine segensreiche, von den besten Absichten und höchsten Zielen geleitete Tätigkeit für Schule und Kirche. Auch hier wird er als Prediger eingehend gewürdigt: seinen theoretischen Ansichten werden wertvolle Zeugnisse verschiedener Zeitgenossen hinzugefügt, die uns ahnen lassen, welches gewaltigen Eindruckes die schlichte, aber tiefempfundene Kanzelberedsamkeit Herders auf seine Zuhörer sicher war. Nicht nur der glaubenseifrige Friedrich von Stolberg, der Konsistorialrat Böttiger und die exzentrische Frau von Kalb waren von seinen Predigten hingerissen, auch den Epikuräer Wieland und das Weltkind Goethe begeisterten sie, ja selbst der Kantianer Schiller konnte seiner Auslegung des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter sein Lob nicht versagen. Wir lernen den guten und glückbringenden Einfluß Karolinens schätzen, ihre Anteilnahme an der schriftstellerischen Tätigkeit des Gatten, ohne daß ihre unheilvollen „Elektra"-Züge, die an der späteren Vereinsamung des Alten auf dem Topfberge ihr redlich Teil haben, bemäntelt würden. Die italienische Reise enthüllt uns den unsinnlichen, unkünstlerischen Kern von Herders Wesen,

der ihn den reifen Goethe nicht verstehen ließ, zugleich aber zeigen uns einige glücklich gewählte Briefstellen aus dieser Zeit den zärtlichen Gatten und Vater. Seine Haltung bei den Verhandlungen über die Göttinger Berufung ist ein neuer deutlicher Beweis für sein ruheloses, reizbares Gemüt, das von der Veränderung des Wirkungskreises immer die gewünschte innere Befriedigung erhoffte, ohne sie je zu erreichen. Mit Liebe und doch mit objektiver Ruhe schildert uns Bürkner schließlich den Denker in der Zeit seines Niederganges, seine verbitterte Abschließung gegen die neue siegreiche Richtung in der Kunst und Philosophie, die ihn zu ungerechten, gehässigen Angriffen gegen Goethe, Schiller und Kant verleitete, bis der Tod dem Ingrimm des Vereinsamten den Mund schloß. Diese kurze Ausführung gibt natürlich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der trefflichen Lebensbeschreibung Bürkners, die keinen wesentlichen Zug in dem Charakter des Philosophen unerwähnt und unerklärt läßt, jeder Gestalt der Umgebung und jedem wichtigeren Ereignisse gerecht wird. Im Vergleiche zu diesen Vorzügen ist die Darstellung der schriftstellerischen Bedeutung empfindlich blaß geraten. Bei der Analyse der „Fragmente“ wird wohl der Kern seines geistigen Wesens treffend wie folgt gekennzeichnet: „So sind die Anregungen, die er in geistvoller Andeutung fast auf allen Gebieten geistigen Lebens geboten hat, unzählbar geworden, aber nur selten ist es ihm geglückt, einen neuen Gedanken wirklich klar bis zum Ende durchzudenken und ihn in reiner Form zur Darstellung zu bringen.“ Und dieser Hinweis auf die Fülle der Anregungen kehrt noch öfter wieder, immer aber unterläßt es der Verfasser die Behauptung zu veranschaulichen, was ihr viel mehr Gewicht geben würde als die wiederholte Betonung. Ich sehe überhaupt die Schwäche des Buches darin, daß Herders hochaufragende Stellung in der Geschichte des Geisteslebens nicht mit wünschenswerter Deutlichkeit hervortritt. Und gerade bei dem großen „Anreger“ war dies am allerwichtigsten. Allzu unbestimmt sind die Ausdrücke, in denen seines Verhältnisses zu Lessing gedacht wird; unter den Persönlichkeiten, die ihn auf der Universität in ihrem Banne hielten, fehlt der Name Rousseaus, der erst später — gelegentlich des Pariser Aufenthaltes — nebenher erwähnt wird — mit Unrecht! Denn mochte Herder auch bald von der einseitigen Begeisterung für den Genfer Philosophen zurückkommen, „wie ganz war er doch einst von diesem Autor hingenommen gewesen — und am allermeisten in seinen Königsberger Jahren — und wie unvertilgbar bewahrte er ihm etwas von der Neigung, die einst Schwärmerei gewesen war“. Von Hamann berichtet Bürkner zwar, er habe gegen die Seichtigkeit und Nüchternheit der Aufklärung gestritten, daß jedoch Herder selbst an erster Stelle unter denen genannt werden muß, die den Kampf gegen den Rationalismus führten, wird verschwiegen. Wie viel von dem Ideengehalte der Romantik dem Gedankenschatze Herders entnommen ist, wird nur

einmal — bei der Besprechung der „Ideen“ — durch oberflächliche Nennung der Namen Schellings und Hegels angedeutet. Die kleine Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ mit ihrer enthusiastischen Verherrlichung des Mittelalters wird besprochen, ohne auf die Nachfolge Johannes von Müllers, Novalis und A. W. Schlegels hinzuweisen. Hier oder bei dem zweiten Teile der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ wäre es am Platze gewesen, der Stellung Herders in dem Prozesse „Man versus state“, seiner individualistischen Gegnerschaft wider den Friederizianischen Staat zu gedenken. Der in dem großen Werke vorgetragene Entwicklungsgedanke wird erörtert, wobei die in einem populären Werke nicht unnütze Betonung der Kluft zwischen Herder und Darwin fehlt. Allzu vernachlässigt scheint mir auch Leibnitz, der frühzeitig von Herder gelesen und bewundert wurde und an der Bildung seiner Weltanschauung nicht geringeren Anteil hat als Spinoza und Shaftesbury. Auch die Behandlung des so verhängnisvollen Gegensatzes zu seinem alten Lehrer Kant scheint mir der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht angemessen. Er verdiente wohl genauere Fassung als die unbestimmte Redensart von der Kluft „zwischen den strengen Gedanken des einen und den bedeutsamen Anschauungen des anderen“. Zum Verständnisse des späteren künstlerischen Zwiespaltes mit Goethe und Schiller wäre eine noch so knappe zusammenfassende Klarlegung der ästhetischen Anschauungen des Philosophen wertvoll, ja notwendig gewesen; an die Erwähnung des für die „Horen“ bestimmten Aufsatzes „Iduna“ hätte sie passend angeschlossen werden können. Zu bedauern ist es auch, daß sich der Verfasser mehrfach — bei der Besprechung der Volkslieder, der Kalligone und anderwärts — die Gelegenheit entgehen ließ, Herders Stellung zu der Musik, seine Ideen über ihr Verhältnis zur Dichtkunst, auf die Chamberlain in seinen „Grundlagen“ wiederholt zu sprechen kommt, genau zu bestimmen. In der Darstellung der literarhistorischen Partien bekundet der Verfasser häufig große Unsicherheit, die sich auch in der Ausdrucksweise durch den reichen Gebrauch der Partikeln „etwa, vielleicht“ und ähnliches verrät. Noch zwei Punkte will ich hervorheben: In dem zweiten Kapitel bekämpft Bürkner die öfters vertretene Ansicht, Herders Berufswahl sei nur das Ergebnis des Zufalles gewesen. „Daß Herder in Wahrheit aus innerster Überzeugung der Theologie zugetan gewesen sei und sein Höchstes und Bestes als Geistlicher geleistet habe“, würde ich nicht mit so unbedingter Sicherheit behaupten. Mich dünkt Hettners Annahme richtig, daß Herder unter dem Zwiespalt seiner inneren Überzeugung und seiner äußeren Lebensstellung tief gelitten habe. Ohne seine echte Frömmigkeit auch nur im entferntesten anzweifeln zu wollen, muß ich doch daran festhalten, daß er dem Kirchenglauben gar bald entfremdet war. Bürkner selbst erwähnt, wie viel Herder unter den Anfeindungen seiner orthodoxen Amtsbrüder zu

leiden hatte; die von Hettner gesammelten Zeugnisse für den Mangel innerer Befriedigung hat er — entgegen seiner sonstigen Objektivität — nicht angeführt. Zuletzt noch einige wenige Worte über die Würdigung Herders als Meisters der deutschen Sprache. Der Verfasser lobt zwar das Feuer und den hohen Schwung seiner Sprache, aber die mißbilligenden Bemerkungen über den Schwulst und die sprunghafte Darstellung überwiegen. Der unendliche Reichtum des Herderschen Wortschatzes, für dessen Ausbeutung sich eine wertvolle Vorarbeit in der Kürschnerschen Ausgabe findet, erfuhr keine Beachtung. Alles in allem ist das Lebensbild von Bürkner nicht dasjenige, das wir der deutschen Lesewelt wünschen, um ihr Herder so vertraut zu machen wie Lessing, Schiller und Goethe. Aber als ehrlicher Versuch auf diesem wenig bebauten Felde sei es mit gebührender Dankbarkeit begrüßt.

Wien. † Carl Neubauer.

Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna von Sydow. Erster Band: Briefe aus der Brautzeit 1787 [lies 1788]—1791. Berlin, Mittler 1906. 9 M.

Als Wilhelm von Humboldt nach einem reichen und glücklichen Leben seine Gattin Karoline durch den Tod verloren hatte, war es ihm tiefstes Herzensbedürfnis, die enge Verbindung mit der Verewigten gewissermaßen dem Tode zum Trotz fortzusetzen und sich in die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Vergangenheit dauernd zu versenken. Zuerst im Winter 1830 auf 31 und dann immer wieder in den letzten Jahren seines Lebens las er in freien Stunden in seinem fast vollständig erhaltenen Briefwechsel mit ihr, den er durch Hinzufügung der vielfach fehlenden Daten in chronologische Ordnung gebracht hatte, und es gelang ihm durch diese andächtige Vertiefung in die Urkunden des vergangenen Daseins seines schweren Schicksals Herr zu werden (vgl. Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß[2] 2, 62. 65. 71. 74; Gabriele von Bülow S. 281. 306). Mit einer aus Wehmut und Wonne gemischten Empfindung schreibt er der treuen Jugendfreundin Karoline von Wolzogen von dieser Beschäftigung, wie er in ihr die süßesten Stunden des Tages finde, ein wie unbeschreiblicher Schatz dieser Briefwechsel sei, besonders derjenige aus der ersten Jugendzeit, wie er die Erhaltung des größten Teils desselben als eine wahre Gabe des Schicksals ansehe; „In meinem Testament habe ich Sorge getragen, daß nie ein Mißbrauch damit vorgehen kann, daß er nur an meine Töchter fallen und auch von diesen und so fort nur an weibliche Abkömmlinge vererbt werden kann .... Nie könnte ich mich zur Vernichtung einer Zeile entschließen, welche dies einzige Dasein zu schildern dient; es hieße der Folgezeit das Bild einer nie wiederkehrenden Erscheinung entreißen.“ Wer Humboldts kühl ab-

wägende Weise über Menschen und menschliche Verhältnisse zu urteilen kennt, die ihn stets den allerhöchsten ideellen Maßstab an das Endliche und Beschränkte anlegen ließ, weiß, daß er nur bei den allerbedeutendsten menschlichen Erscheinungen so warme Worte der Begeisterung findet. Welchen wirklichen Freund unserer großen Literaturepoche hätte nicht angesichts jener Worte eine tiefe Sehnsucht erfaßt, das Bild dieser nie wiederkehrenden Erscheinung auch seinerseits betrachten und dankbar genießen zu dürfen? Wenn nun jetzt die Urenkelin Humboldts und Karolinens, der wir schon das schöne Buch über ihre Großmutter Gabriele verdanken, die leider so oft verkannte oder mißverstandene Wahrheit, „daß unser deutsches Volk ein Anrecht hat auf Persönlichkeiten, in denen deutsches Sein und Wesen sich verkörpert" (S. VI), nicht nur als ihre Überzeugung ausspricht, sondern mit Zurückdrängung etwaiger Zweifel ihr durch den Beginn der Veröffentlichung dieses bedeutenden Briefwechsels genugzutun versucht, so gebührt ihr der wärmste und innigste Dank nicht nur aller derjenigen, die an den Personen und der Zeit, die uns hier aufs neue in glänzendster Lebenswahrheit gegenwärtig werden, einen wissenschaftlichen Anteil nehmen, sondern auch der weiteren Kreise, denen das Interesse für die Selbstdarstellung großer Menschen aus großen geistigen Epochen noch ein lebendiges Bedürfnis geblieben ist. Niemand, der nicht in der kleinlichen Enge der ewig gleichgestellten Alltagsexistenz große Gedanken und tiefe Gefühle zu haben ganz verlernt hat, wird das Buch ohne die Empfindung höchsten seelischen Genusses aus der Hand legen. Möchten die Deutschen sich der hier gebotenen Gabe würdig zeigen!

Der vorliegende erste, sehr umfängliche und vortrefflich ausgestattete Band umfaßt den Briefwechsel der Brautzeit vom Juli 1788 bis zum Juni 1791. Die knappe, dabei aber sehr klare Einleitung der Herausgeberin verdient uneingeschränktes Lob: sie gibt eine Übersicht über alle in dem Briefwechsel vorkommenden wichtigeren Persönlichkeiten, von deren jeder ein kurzes, mit wenigen, aber deutlichen Strichen gezeichnetes Bild entworfen wird; hier arbeiten feinsinniges Verständnis und gesundes unbefangenes Urteil einander überall in die Hände. Der Text der Briefe selbst beruht auf einer Auswahl, die natürlich im einzelnen zu kontrollieren niemand in der Lage ist: man darf hoffen, daß uns nichts, was allgemeinen Ideengehalt hat, und keinerlei literarische oder persönliche Urteile vorenthalten worden sind, was aufs höchste zu bedauern sein würde. Gern möchte man wissen, ob einzelnes Derartige, was der Abdruck nicht enthält, obwohl an anderen Stellen darauf angespielt wird, wie z. B. die Urteile über Leuchsenring (S. 185), Schlosser (S. 144), Brinkmann (S. 198.[1]) 418), Bernstorff (S. 418), tatsächlich nicht vorliegt

[1]) Die Charakteristik Brinkmanns, auf die hier angespielt wird, findet sich in Humboldts Brief vom 18. Mai 1790 (S. 148 in der Lücke) und lautet nach

oder etwa aus Raummangel weggeblieben ist, ein Entschuldigungsgrund, dem bei so bedeutenden Quellensammlungen meiner Meinung nach niemals und nirgends eine entscheidende Stelle eingeräumt werden sollte; eine neue Auflage böte dann vielleicht Gelegenheit zur Einfügung. Ungern vermißt man eine kleine Reihe in den Zusammenhang des Briefwechsels gehöriger wichtiger und inhaltreicher Briefe Humboldts, deren Originale im Nachlaß Karolinens von Wolzogen sich befanden und 1891 durch Schwenke im Februarheft der Deutschen Rundschau zuerst veröffentlicht worden sind: es sind vier Schreiben vom 1. September und 16. November 1788, Anfang Januar und 26. Oktober 1789; der fortlaufende Zusammenhang der Briefe würde durch Aufnahme derselben erheblich gewonnen haben. Bei den erklärenden Anmerkungen hat sich die Herausgeberin auf das Allernotwendigste beschränkt: eine Erläuterung mehr würde hier und da wohl manchem Leser erwünscht gewesen sein. Selbst der Kenner der Persönlichkeiten und Verhältnisse vermißt manchmal einen oder den andern weiterführenden Fingerzeig: ich gehe unten genauer auf einige solcher Stellen ein.

Der Hauptwert des Briefwechsels beruht natürlich in der allseitigen, durchweg offenen und die tiefsten und verborgensten Tiefen der Individualitäten enthüllenden Selbstdarstellung der beiden bedeutenden und interessanten Menschen, die ihn führen und an seiner Hand gleichsam vor unsern Augen aus einer Epoche verworrener Sentimentalität zu einem auf Freiheit und Wahrheit gegründeten, durch nähere Kenntnis der gegenseitigen Eigenart sich nur immer enger schließenden Herzensbunde hinübergeleitet werden. Es kann mir nicht beikommen, dieses ergreifende Seelengemälde, das man nur in unmittelbarer Anschauung genießen kann, hier zergliedern zu wollen; aber ich gestehe offen meine Überzeugung,

---

einer Mitteilung der Frau von Heinz: „Mein vertrautester Umgang beinahe hier (wenn Du auch lachst, Du kannst dann auch Menschen loben, die ich nicht leiden kann) ist Brinkmann. Freilich schwatzt er entsetzlich viel, wiederholt sich manchmal unerträglich oft und selbst Eigenliebe leuchtet oft durch. Aber, wenn man ihn genauer kennt, so ist er doch ein trefflicher Mensch, so sorgsam achtend auf die innere moralische Bildung bei sich und bei andern, so konsequent in seinem Denken und Handeln; sein Kopf so gut, so denkend, so scharfsinnig und so schnell in seinen Wendungen, seinem Witze. Dann besitzt er große Gabe des Ausdrucks, ein überaus glückliches Darstellungstalent. Indeß, gesteh' ich Dir gern, gehört er nicht zu den Menschen, die einen mit großer Achtung für sich füllen, die man über sich sieht, denen man gern nach möchte, wie ich doch auch schon manche von seinem Alter fand. Das meiste in ihm ist doch durch Kunst und Fleiß hervorgebracht; in seinen Gedichten selbst ist selten ein eigentlich großer, selbstgeschaffener Gedanke, selten eine Empfindung, die gleich das Gepräge des Eigentümlichen an sich hat. Kurz er ist nicht der Mensch, wie man ihn eigentlich für den Umgang zu seiner eigenen Bildung braucht; aber man wird ihm gut und man spricht doch mit ihm nie andres als von interessanten Gegenständen. Doch auch um dies Urteil zu fällen, muß man ihn genauer kennen. Anfangs konnte ich ihn nicht ausstehen."

daß diese Briefe den schönsten Liebesbriefen beizuzählen sind, die wir aus dem schreibseligen 18. Jahrhundert besitzen, zumal wie bei Schillers Briefwechsel mit Lotte ein wirklicher harmonischer Wechsel geistiger Äußerungen vorliegt, während wir z. B. bei Goethes Briefen an Charlotte von Stein oder Lenaus an Sophie Löwenthal uns leider mit einseitigen Kundgebungen begnügen müssen, die uns die geistige Ebenbürtigkeit der andern Hälfte nicht erkennen, höchstens ahnen lassen. Von Wiederholungen in Gedanken, Gefühlen und Ausdrücken wird eine Sammlung von Liebesbriefen niemals frei sein können; das liegt in der Natur der Sache. Ich bin der letzte, der aus diesem Grunde etwa eine Verkürzung des Buches wünschen würde, zumal der reizvolle Wechsel ernster und pathetischer, leichter und schalkhafter Partien vollauf entschädigt. Daß Liebende oft ihre eigene Sprache reden, ihr eigenes Wörterbuch, ihre individuelle Syntax, ihre besonderen sprachlichen und stilistischen Ausdrucksformen haben, ist bekannt: sie erhöhen, wie hier das häufige Weglassen der persönlichen Pronomina und das Sprechen in der dritten Person, nur den intimen Reiz der Lebenswahrheit überall da, wo der nächste Augenblick zeigt, daß dieselben Wesen, die wir soeben kindlich tändeln sahen, der ernstesten Gedanken und Gefühle fähig sind und darin recht eigentlich aufgehen. Nur auf einige wenige Züge in den psychologischen Bildern Humboldts und Karolinens will ich im folgenden eingehen: sie mögen subjektiv gewählt sein, ich hoffe aber trotzdem nichts wirklich Wesentliches übergangen zu haben.

Für die Kenntnis von Humboldts geistiger Eigenart sind die reichen und meisterhaft klar vorgetragenen Bemerkungen, die er selbst uns hier über sein Wesen und seine Entwicklung gibt, ganz unschätzbar. Sie geben uns zu so manchem nicht immer voll Verstandenen in seiner Seele den Schlüssel und lassen uns deutlicher empfinden, wie er schon in verhältnismäßig jungen Jahren, wo bei andern die eigentliche Festigung erst beginnt, zu der gefestigten Individualität geworden ist, als die er uns in ungetrübter Konsequenz während eines langen Lebens entgegentritt. Mit vollem Recht hat Rahel einmal von ihm gesagt, er sei von keinem Alter, und es ist auch wirklich erstaunlich, wie sich seine innersten Überzeugungen beständig gleich geblieben sind, ja sich häufig in den Briefen des Greises in dieselben Worte kleiden wie in denen des Jünglings. Er verstand es in der Jugend den betrachtenden Ernst des reifen Mannes, im Alter das Feuer und die Begeisterung des Jünglings zu haben, gewiß eine beneidenswerte Art des Daseins. Ermöglicht wurde sie ihm durch eine geistige Anlage, die den eigentlichen Kern seiner Individualität bildete, durch die innige Verkettung und Verschmelzung der Verstandes- und der Gefühlskräfte in seinem seelischen Leben, begleitet von einer starken Neigung zu spekulativem und kontemplativem Dasein in sich, der eine ebenso starke Abneigung gegen alles weittragende Handeln und Wirken

außer sich entsprach. Er besaß eine weiche, weniger männliche als vielmehr frauenhafte Seelenanlage und wir begreifen vollkommen, wie ihm (S. 115) von einzelnen näheren Bekannten etwas Weibliches in den Gefühlen und im Umgang, übrigens durchaus lobend, zugeschrieben werden konnte. Hier liegt auch die Wurzel seiner fast bis zur Schwärmerei gehenden unterordnenden Verehrung für die Frauen, der er so häufig in Briefen und Abhandlungen beredten und schönen Ausdruck verliehen hat (vgl. auch hier S. 81. 103. 180) und die ihn in der Horenzeit sich so innig für Schillers einer ähnlichen Stimmung entsprossene „Würde der Frauen" begeistern ließ. Dieser geistige Wesenskern hat sich in der Kindheit und Jugend durch widerstrebende Umstände und Verhältnisse mannigfacher Art hindurchkämpfen müssen, obwohl er so gar nicht auf Kampf gestellt war und geriet in ernsteste Gefahr erstickt oder verbildet zu werden. Daß aber diese Individualität sich in höchster Freiheit zur schönsten Vollkommenheit ihres in ihr liegenden Wesens doch entwickelt hat, verdankte sie einzig und allein dem beneidenswerten Glück, zur rechten Zeit aus der Berliner Atmosphäre heraus in die liebevolle Nähe der seelisch gleichgestimmten Karoline von Dacheröden und dadurch in den Kreis Schillers versetzt zu werden. Der Bund mit Karoline bedeutete für Humboldt, wessen er sich auch selber sehr deutlich bewußt war, nichts Geringeres als die Rettung seiner Individualität, die damit erst die ihr notwendige Lebensluft gewann; die Briefe sind die ergreifenden Urkunden dafür, wie dieser seelische Prozeß vor sich ging und wie die beiden Beteiligten sich in beseligtem Glücksgefühl seines Wesens und seiner Bedeutung immer klarer und tiefer bewußt wurden.

Öde und freudenlos dahinwelkend nennt Humboldt seine Kindheit, traurig seine Jugend (S. 39. 134). Wir verstehen das völlig, wenn wir in die Atmosphäre seines elterlichen Hauses blicken, aus der durch den frühen Tod des Vaters das einzige belebende und anregende Element geschwunden war. Der Familienkreis, die steife und ernste Mutter, deren Verwandtschaft aus erster Ehe, der nüchterne und von Pedanterie nicht freie Hauslehrer Kunth, erscheint für die Erziehung eines weichen träumerischen Knaben allerdings so ungeeignet als möglich; die ergötzliche Schilderung, die uns Frau von Briest von diesem „Familienennui" (S. 74) macht, ist mit Recht hier (S. 54) wieder abgedruckt worden, da sie sich an einer versteckten Stelle findet. In diesem Kreise war es nicht erlaubt Gefühle zu haben, noch weniger sie zu äußern; Affektation, Verstellung, geistige Leere, Stadtklatsch waren an der Tagesordnung (S. 73). In diese Umgebung nicht nur hineingestellt, sondern ihr recht eigentlich als Erziehungsobjekt unterstellt denke man sich die weiche, mimosenhafte Natur des jungen Humboldt, glühend und oft romantisch-schwärmerisch (S. 237), ganz hingenommen von der Gewalt seiner Gefühle beim Anblick von etwas Großem in der Natur oder im täglichen Leben,

z. B. schon von einem unbekümmert durch Menschenmengen rollenden Wagen (S. 305), sehnsuchtsvoll und wehmütig, mit einem fast nervösen Bedürfnis sich seelisch an- und aufzuschließen, für das nur der verstorbene Vater zuweilen eine offene Empfindung gehabt hatte (S. 240). Das Herz des Knaben mußte früh verschüchtert und bitter werden, wenn er sich dauernd in sich selbst zurückgescheucht sah. Im einsamen Verkehr mit der Natur und durch sie bald leise, bald stürmisch angeregt, erging sich die durstige Seele im wehmütigen Genuß der eigenen Phantasien, für welche die märkische Ebene mit ihren intimen Reizen, die düstern Wälder von Tegel und die stille Fläche seines Sees das Sprungbrett wurden in unbekannte, geträumte Regionen des Lebens (S. 144. 460). Der Mangel an verständnis- und liebevollem Umgang trieb den Knaben in eine Liebe zu den Büchern hinein, die er mit einer schwärmerischen Anhänglichkeit wie lebendige Wesen liebte (S. 134), und wenn sein Auge sinnend über den Tegeler See in die Ferne schweifte, erfüllten ihn die erhabenen Gestalten der griechischen Geschichte, die er damals mit Vorliebe las, und die Bilder der Vorzeit stiegen als strenge ernste Mahner vor ihm auf (S. 460). Nur leise zog die Ahnung, daß auch für ihn gleichgestimmte Menschenseelen geboren sein möchten, durch das Herz, kurz wie ein beglückender Morgentraum (S. 467). Bedenklicher sind noch die moralischen Folgen, die als Wirkungen jener häuslichen Atmosphäre zu befürchten waren. „Menschen, die mich liebten, aber mich nicht kannten, mich bilden wollten, aber die rechten Mittel verfehlten," sagt Humboldt in einem der von Schwenke veröffentlichten Briefe, „hielten mich in unaufhörlicher Aufsicht .... Jede freiere Äußerung des Charakters unterdrückten sie. Und die Früchte dieser unseligen Bemühungen in mir? Verstellung, Tücke, Argwohn, Betrug." Es bildete sich in ihm ein raffiniertes System der Verstellungskunst, das übrigens auch vielfach von den älteren Hausgenossen unter sich in Anwendung gebracht wurde, und das Intrigenspiel, ursprünglich um gewisser Zwecke willen getrieben, wurde leicht zum Selbstzweck und konnte so den Grund zu einer tieferen Verderbnis des Charakters legen. In dieser wahrlich nicht beneidenswerten Lage und Übung müssen wir die psychologische Quelle dessen suchen, was später so oft an Humboldt wie Gleichgültigkeit, Kälte und Frivolität (vgl. schon hier S. 296) erschien, was aber im Kerne nichts anders war als eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Fertigkeit seine Empfindungen zu verstecken und in sich zu verschließen, um sie den wenigen wirklich Vertrauten desto offener zu halten. „Es war eine tötende Gleichgültigkeit in mir," sagt er (S. 258) von dieser Zeit, „so gar keine Erwartung und kein Bemühen mir Freude zu machen, so ein bloßes Umtreiben und ein ewiges Studium; denn die meisten Menschen und Dinge waren mir nur so weit lieb, als ich an ihnen lernen konnte." So sah der Individualist und überzeugte Innenmensch, der im Zwang der Umstände selbst seine

von ihm über alles geliebte Ideen- und Gefühlswelt so furchtsam zu behandeln gelernt hatte, daß er sie wie Heiligtümer in sich verbarg und rot wurde und zitterte wie ein Schuldiger, wenn er sie über die Lippen bringen sollte (S. 279), mit heißer Sehnsucht, aber ohne rechte Hoffnung, ja mit Resignation in seine eigene Zukunft: eine Epoche bewußten und unerbittlichen Kampfes gegen das Beste des eigenen Wesens, eine stoische Strenge gegen jede Neigung und Liebhaberei trat ein im Hinblick auf die Musterbilder der Vorzeit, denen nachzuringen ein edles Ziel schien, und im Gedanken an die Bestimmung des Menschen sich für andre nützlich zu machen (S. 343); „Ich fühlte nur eine unverletzliche Pflicht und in ihrer Erfüllung den süßen Lohn" (S. 460). Es war ein Scheinsieg, der hier von der rauhen Außenwelt über das Individuum und seine Forderungen und Ideale errungen war: in den rechten Boden verpflanzt, durfte es fortan sich selber leben und sich in freier Schönheit und Selbstbestimmung zu dem entfalten, wozu es bestimmt war.

Seit seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre sind Humboldts Ansichten von Welt und Leben, vom Zweck des Menschen, vom Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit, vom Werte des Daseins im wesentlichen dieselben geblieben und erscheinen schon in diesen Briefen in der Ausgestaltung, die ihnen sein ganzes Leben hindurch in wunderbarer Gleichförmigkeit geblieben ist. Er betont mit Recht (S. 41), daß er in diese seine Richtung fast gar nicht durch Bücher und Lektüre, sondern durch Anlage, eigenes Nachdenken, Umgang und eigene Erfahrung gekommen sei; „Ich bin darin so, wie die Natur mich bestimmte zu sein." Dieser Umstand und seine beneidenswert glückliche äußere Lage, die es ihm ermöglichte sich allem äußeren Zwange zu entziehen und nur sich selbst und seiner Bildung zu leben, erklärt uns das scheinbare Rätsel jener Gleichförmigkeit. Was uns die Briefe über diese seine Anschauungen verraten, ist in keinem einzelnen Punkte neu oder unbekannt, aber trägt den Reiz und die Farbe intimster Bekenntnisse; es sind volltönende Variationen, zu denen der bekannte und oft zitierte Brief an Forster vom 8. Februar 1790 (Briefwechsel 2, 817; das Wort vom Genuß als Vater der Kraft kehrt hier S. 60 wörtlich wieder) das Thema bildet. Auf unsre Selbstbildung allein kommt es im Dasein an; sich selbst zu jeder Stufe des Genusses und der Kraft zu erheben ist des Lebens höchstes Ziel; nur das hat Wert, was der Mensch in sich ist; alles Wirken auf andre geht von dem Wirken auf sich aus; wir legen im allgemeinen viel zu großen Wert auf die Wirkungen und Resultate und vernachlässigen die Kräfte, wie sie an sich sind und wirken (S. 12. 79. 242. 270. 344. 416. 428. 433. 446); „Es gibt doch nichts Höheres und Schöneres als das rege innere Leben der Seele; danach streben doch eigentlich alle besseren Wesen und selbst die, welche niedrigere Sorgen drücken, fühlen, wenngleich unverstanden, denselben Drang. Allein den meisten Menschen wird es nur

gegeben, mittelbar dazu zu wirken, nur uns und so wenigen, die das Schicksal gleich günstig zusammenfügte, ward es, unmittelbarer nur dafür zu streben und zu wirken" (S. 466). Die Vorbedingung eines solchen Daseins ist die höchste Freiheit der Entfaltung für Gedanken und Empfindungen; sie läßt uns zu dem werden, wozu unser Wesen uns führt, wozu wir bestimmt sind, und läßt uns dadurch unsere einzige Glückseligkeit erreichen; sie allein verbürgt uns auch die Wahrheit unsres inneren Seins (S. 79. 139. 355. 402. 415. 424. 429). Diesem individuellen Leben muß alles andre nachstehen, jede Verbindung zwischen Menschen, auch die nächsten und innigsten, wie Freundschaft, Liebe, Ehe, muß ihm immer untergeordnet sein, ja kann erst in dieser Freiheit zur höchsten Vollkommenheit gedeihen, denn wer sich selbst nicht respektiert, respektiert auch nie den andern (S. 79. 220. 410). Diese Anschauungen sind Humboldt geblieben und durch die Erfahrungen seines Lebens nur befestigt worden, unverändert, um ein Gleichnis Karolinens (S. 432) zu wiederholen, wie der stille Grund eines Baches: „Viel Wellen rauschen über ihn hin, aber er bleibt, er trägt sie und er scheint ewig mitten durch sie hindurch."

Daß Humboldt schon nach ganz kurzer Tätigkeit im Justiz- und zugleich im auswärtigen Departement mit dem Titel eines Legationsrats als Vierundzwanzigjähriger den Staatsdienst verließ und sich trotz aller Aussichten einer glänzenden Karriere ins Privatleben zurückzog, hat nicht nur bei der Beamtenwelt Berlins, sondern auch bei näherstehenden Freunden kein Verständnis gefunden; mit Kopfschütteln sah man den vielversprechenden Jüngling seinem Glücke absichtlich den Rücken wenden. Spätere Beurteiler haben den Grund zu diesem Schritte in den unerfreulichen politischen Verhältnissen finden wollen, die unter Friedrich Wilhelm II. in Preußen mehr und mehr sich geltend machten und einer Persönlichkeit wie Humboldt keinen angemessenen Wirkungskreis geboten hätten; die Zeitgenossen dachten darüber ganz anders (vgl. S. 431). Wir brauchen nicht lange nach dem treibenden Motiv zu suchen: jener Schritt ist ja nur die notwendige praktische Folge aus den soeben geschilderten theoretischen Lebensanschauungen; die Beamtenlaufbahn, besonders die juristische, bot nicht die Gewähr für die geforderte Freiheit des individuellen Lebens. Wir sehen in den Briefen, wie Humboldt, nachdem die Frage der äußeren Existenzmittel für ihn und seine Ehe glücklich gelöst erscheint, rasch und ohne Bedenken den Entschluß seine Entlassung zu nehmen faßt, auch seinen erst sehr bedenklichen Schwiegervater, worüber ergötzliche Einzelheiten mitgeteilt werden, für seine Ansicht gewinnt und durch keine Zweifel oder Gegengründe seiner Freunde und Vorgesetzten sich an seiner Ausführung hindern läßt (S. 169. 264. 277. 292. 316. 357. 364. 370. 386. 388. 431. 434). Worin Humboldts Tätigkeit am Kammergericht und besonders die im auswärtigen Departement des Näheren

bestand, darüber sind wir nur sehr mangelhaft unterrichtet, da noch niemand sich die Mühe genommen hat, sie aus den Akten festzustellen. Über seine Beziehungen zu Hertzberg ist den spärlichen Andeutungen der Briefe (S. 114. 146. 169) nichts Rechtes zu entnehmen. Etwas genauer ist an einigen Stellen von seinen juristischen Arbeiten die Rede: sie betrafen hauptsächlich Kriminalfälle, für die er die Urteile auszuarbeiten hatte; er erwähnt als solche Totschlag, Brandstiftung und Kindesmord (S. 222. 262. 271); die ausführliche Relation über den letzteren sandte er seinem Schwiegervater zur Begutachtung, der ebenso wie Dalberg von der eigenartigen Behandlung des psychologischen Faktors dabei angetan war (S. 321. 360). Die Betrachtungen an den beiden ersten der zitierten Stellen ermöglichen auch uns einen Einblick in die Art seiner Urteilsmotivierung.

Von Humboldts wissenschaftlichen Studien ist in den Briefen verhältnismäßig selten die Rede, am häufigsten noch von den philosophischen. In Göttingen zieht er als Student mit den Werken von Jacobi und Hemsterhuis in den Pfingstferien 1789 aufs Land (S. 40). Kant, der ihn in diesen Jahren, wie wir sonst wissen, so lange und intensiv beschäftigte, wird in den Briefen nur einmal genannt (S. 395). Interessant ist eine Stelle über seine philosophische Jugendbildung (S. 280): philosophische Vorlesungen habe er zuerst mit wenigen andern zusammen bei Engel gehört (die nachgeschriebenen Hefte mit Randglossen Engels sind übrigens erhalten; auf Mendelssohn als seinen philosophischen Lehrer wird man nun nicht mehr zurückkommen dürfen; vgl. auch Gesammelte Schriften 1, 430) und dann in dessen Gegenwart seinen Bruder Alexander darin unterrichtet; der Unterricht sei ganz wolffisch und rein logisch gewesen und er habe dadurch eine unglaubliche Fertigkeit in allen Spitzfindigkeiten der Dialektik erlangt; die Empfindung mit zu beschäftigen sei nur in der Metaphysik Gelegenheit gewesen, die reichlich zu benutzen ihm immer eine besondere Befriedigung gewährt habe. Wie bei ihm Gefühl und Gedanke eng verschwistert waren, zeigt recht deutlich die Erinnerung an die Stunden entzücktester Begeisterung und andächtiger Schwärmerei, die die Versenkung in die Grundgedanken von Leibnizens Monadenlehre in ihm zu erzeugen vermochte (S. 281). Seine Auffassung der Geschichte lernen wir bei Gelegenheit einer kleinen Schrift des Erfurter Professors Dominikus „Über Weltgeschichte und ihr Prinzip" (Erfurt 1790) kennen (S. 393; vgl. über diese Schrift Pick, Professor Jakob Dominikus S. 12): auch sie ist von seiner Meinung vom Werte der Individuen abhängig, auf die in der üblichen Behandlung der Geschichte leider viel weniger Wert gelegt werde als auf die vermeintlichen Zwecke, zu deren Erreichung sie nur die Mittel sein sollen. Den künftigen Sprachforscher läßt eine Bemerkung ahnen, die an die Mitteilung, daß er bei Spalding Hebräisch lerne, angeschlossen wird (S. 275): „Die

Sprache interessiert mich bloß um ihrer selbst willen; sie weicht so erstaunlich von allen andern ab und sie trägt noch so viele Spuren von der ersten rohen Ideenentwicklung. Das ist mir überhaupt beim Sprachstudium fast allein wichtig, daß man die vielfältigen Arten kennen lernt, in welchen die Ideen ausgedrückt werden können." Humboldts Empfänglichkeit für die Eindrücke des gestirnten Himmels war schon aus den Briefen an eine Freundin bekannt: hier erfahren wir, daß er schon in den Jugendjahren ganze Nächte, wenn sie sternhell waren, umherwandernd zu verbringen liebte; die einzelnen Sternbilder kennen zu lernen, studierte er ein damals beliebtes Buch, das ihm Karoline geschenkt hatte (vgl. auch Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1, 115), Johann Elert Bodes „Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels" (zuerst Hamburg 1768), hörte, wenn auch sehr unregelmäßig, Bodes populäre Vorlesungen über Astronomie (vgl. Harnack, Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften 1, 395) und suchte ihn hie und da auf der Sternwarte auf, bis er an Gentz einen gleichfalls unterrichteten Sternkenner und zugleich einen Genossen seiner nächtlichen Wanderungen fand; in die Elemente der theoretischen Astronomie gesteht er dabei nicht eingedrungen zu sein, konnte aber nun Karoline und seinen Bruder Alexander die Sternbilder lehren (S. 275. 300. 307. 354. 391. 454. 471. 472. 479). — Eine eigene schriftstellerische Arbeit Humboldts wird nur an zwei Stellen erwähnt. Anfang 1791 hatte er einen für Dalberg bestimmten „Aufsatz" nach Erfurt geschickt, mit dem dieser nach Karolinens Bericht sehr zufrieden war, der jedoch eine Menge eigenartiger Ideen enthielt, über die er sich bald mündlich mit Humboldt auszusprechen wünschte (S. 369. 385). Was ist damit für ein Aufsatz gemeint? Ich habe nur eine Vermutung: ich glaube, es handelt sich um einen ersten Entwurf der die Polizei-, Zivil- und Kriminalgesetze behandelnden Kapitel 9—14 der 1792 niedergeschriebenen Schrift über die Grenzen der Staatswirksamkeit, die dann in ihrem ganzen Bestande auf älteren Entwürfen beruhen würde (vgl. darüber Gesammelte Schriften 1, 432).

Wir wenden uns zu Karoline von Dacheröden, über die ich im Hinblick auf die eingehende Analyse Albrecht Stauffers (Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff S. 5. 90) nur wenige Bemerkungen machen möchte. Humboldt hätte schwerlich ein Wesen finden können, das sowohl durch ähnliche Jugenderfahrungen als durch ähnliche Anschauungen und Ideale vom Leben mehr zu einer engeren Verbindung mit ihm vorherbestimmt erscheinen kann, als sie. Auch sie hatte, früh der Mutter beraubt, neben einem alternden, ihr geistig nie recht nahe stehenden Vater, einem unbedeutenden Bruder und einer französischen Gouvernante eine innerlich unbefriedigte Jugend verlebt; Dalberg und Karoline von Wolzogen ersetzten ihr durch ihre hingebende Freundschaft, was sie im Familienkreise vermißte. Auch sie war im Denken und

Fühlen Individualistin aus innerster Überzeugung (S. 121. 125); aber der Individualismus war bei ihr mehr Produkt der Erziehung. Zacharias Becker, der bekannte populäre Moralpädagog, der Hauslehrer ihres Bruders, hatte auch ihre Jugendbildung geleitet. Sie hing an ihm mit schwärmerischer Dankbarkeit und gesteht ihm das höchste Glück ihres Daseins, ihr Herz zu verdanken, ihm alles schuldig zu sein, was sie sei (S. 28. 33. 93; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 146). Becker hat seine Gotha 1791—92 erschienenen „Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen" mit einem Abschnitt „Geschichte meiner moralischen Grundsätze" eingeleitet. Dort führt er als den Kern seiner Überzeugungen während seiner Erfurter Hauslehrerzeit folgende Sätze an (1, 15): „Die Glückseligkeit und der Zweck des Menschen bestehe in der möglichst ausgebildeten Empfindung; derjenige sei der Vollkommenste, der alles Fühlbare im höchsten Grade empfinde, und der Glücklichste sei, dessen Schicksal ihm alle mögliche Freuden und Leiden der Menschheit im höchsten Maß zu teil werden lasse." Becker gesteht diese seine frühere Ansicht jetzt nicht mehr ganz zu teilen: damit stimmt es, wenn er mündlich gegen Humboldt erklärte, beinahe tue es ihm leid, Karoline diese Richtung gegeben zu haben (S. 30; vgl. auch Humboldts von Schwenke veröffentlichten Brief an Karoline von Beulwitz vom 23. Januar 1789). Ihm verdankte sie (nach Vorlesungen 1, 16) wahrscheinlich auch ihr leidenschaftliches Hängen an einer Hoffnung jenseits des Grabes (S. 8. 10. 25. 228. 236. 247; vgl. auch Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 112): sie allein kann uns nach Becker vor dem Verzweifeln schützen, wenn wir sehen, daß wir jenes Glück im Leben nicht erreichen. Jene Sätze Beckers decken sich völlig mit den Ideen Humboldts. Karolinens Anschauungen waren auch sonst vielfach denen Humboldts, selbst in Kleinigkeiten, so nahe verwandt, daß es für beide überraschend war. Für alle die oben erörterten innersten Wesenszüge in seiner Natur zeigte sie demgemäß das feinste entgegenkommende Verständnis. Schiller hat sie eine idealische Gestalt, ein unvergleichliches Geschöpf, einen lieblichen Genius genannt. Dem Reiz ihrer aus Ernst und Schalkhaftigkeit, aus Kraft und Weichheit in eigener Mischung geformten Natur, wie sie uns aus ihren Briefen entgegentritt, wird sich nicht leicht jemand entziehen können.

Bei der Besprechung der literarisch wichtigen Persönlichkeiten, deren in dem Briefwechsel gedacht wird, beginne ich wie billig mit Goethe und Schiller. Humboldt hatte Goethe, durch Fritz Jacobi empfohlen, zum erstenmal in den Weihnachtstagen 1789 kennen gelernt, ohne in nähere Beziehungen zu ihm getreten zu sein, während Karoline ihn öfter bei Festlichkeiten im Hause Dalbergs sah. Bei einer solchen am 28. November 1790 war, was bisher nicht bekannt war, Goethe mit Karl August und Anna Amalie anwesend (S. 291. 337): „Mit Goethen möcht' ich viel leben," schreibt Karoline damals; „er hat für mich etwas sehr Anziehendes,

so eine Geistes- und Herzensverschwebung ist sein ganzes Wesen; aber dann kann er auch wieder wunderbar sein, drückend und leer, wenn er spricht, da wo er glaubt sprechen zu müssen .... Er ging mir fast nicht von der Seite, sprach so offen, so geistvoll und herzlich, aber wenn ein Dritter dazukam, sprach er das fadeste Zeug, das man denken mag." An derselben Stelle wird einiger Klatsch berichtet, der nach der Geburt von Goethes Sohn August in Weimar umlief. Bemerkenswert ist die tiefe und warme Überzeugung von Goethes dichterischer Bedeutung und das feine Verständnis für seine Poesie, die sich bei beiden Korrespondenten finden, und das in einer Zeit (1790—91), wo Goethe durchaus noch nicht die Stellung des allseitig verehrten Dichterfürsten hatte, vielmehr noch vielfach mißverstanden, verkannt und angefeindet wurde. Goethe schloß in diesen Jahren die erste von ihm selbst besorgte Gesamtausgabe seiner Schriften ab, die in acht Bänden 1787—90 erschien und neben den Umarbeitungen von Werther, Klaudine und Erwin zum erstenmal Egmont, Iphigenie, Tasso und das Faustfragment an die Öffentlichkeit brachte. Eingehende Würdigung findet Werther (S. 40; vgl. auch S. 155. 172. 391), den Humboldt erst als Göttinger Student zum erstenmal las und der ihn dann in seine oben schon erwähnte ländliche Einsamkeit begleitete. Clavigo wird als zu wenig von Goethes Eigentümlichkeiten enthaltend abgelehnt (S. 391); dagegen findet Tasso begeisterten Widerhall und wird wieder und wieder gelesen (S. 96. 100. 122. 133; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 147). Auch die Bedeutung des Faust, der bei seinem Erscheinen als Fragment verhältnismäßig wenig wirkte (vgl. Minor, Goethes Faust 1, 295), wird hier gleich kongenial gewürdigt und eingehend analysiert (S. 144. 150. 400). Wo die Liebenden ihren Empfindungen besonderen Ausdruck verleihen wollen, stellt sich, wiederum ein Beweis seiner überwältigend tiefen Wirkung, ungesucht und wie selbstverständlich ein Zitat aus Goethe ein: aus Egmont (S. 184), aus Faust (S. 144. 159. 198. 400) und besonders häufig aus der Sammlung der Lieder („Rastlose Liebe" S. 137. 167. 255. 464; „Mut" S. 337; „Wonne der Wehmut" S. 392. 407; „Frühzeitiger Frühling" S. 463).

Während die Goethe betreffenden Stellen viel mehr sich auf den Dichter als auf den Menschen beziehen, gelten die Schiller betreffenden umgekehrt fast nur dem Menschen, wie das auch bei dem nahen Freundschaftsverhältnis zu erwarten ist, das Karoline von Dacheröden mit Karoline von Beulwitz und dadurch auch mit ihrer Schwester Lotte verband. Nur einmal (S. 195) wird eine Stelle aus den Künstlern zitiert. Am interessantesten sind die Meinungen und Eindrücke, die uns hier über Schillers Bräutigams- und erste Ehezeit entgegentreten: wenn man sie auch nicht durchweg etwa als objektive Berichte nehmen darf, da hierbei natürlich subjektive Auffassungen, Sym- und Antipathien, Stimmungen und andre dem Wechsel ausgesetzte Imponderabilien erheblich

mitwirken, so verdienen sie doch ernsteste Beachtung, da sie von klugen und fein empfindenden Menschen stammen, die allernächste Zuschauer der Ereignisse waren. Karolinens verschiedenes Verhältnis zu den Schwestern Lengefeld, das in ähnlicher Färburg dann auch auf Humboldt überging, spiegelt sich natürlich in diesen Urteilen deutlich wider: entschieden hatte Karoline von Beulwitz, die geistreichere, redegewantere und temperamentvollere der beiden Schwestern, die größeren Sympathien des Humboldtschen Paares, während Lotte, die stillere, einfachere, in ihren Empfindungen stetigere, hinter ihr zurückstand. Es ist hinreichend bekannt, wie Schiller durch das Idyll von Volkstädt sich in eine eigenartige schwärmerische Doppelempfindung für die Schwestern hineinverirrte und auch, nachdem durch Karolinens kluge Vermittlung eine Aussprache mit Lotte und die Verlobung mit ihr herbeigeführt worden war (dieselbe glückliche Hand verstand es ja auch die Herzenswirren zwischen Karoline von Dacheröden und ihren Bewerbern Humboldt und Laroche aufzulösen), den Gedanken eines dauernden Zusammenlebens zu dreien alles Ernstes festhielt. Unsern Korrespondenten mochte wohl schon Schillers Wahl nicht recht begreiflich erscheinen, da sie Karoline für ihm kongenialer hielten; sie konnten vorübergehend glauben, er habe seine Verlobung nur als Mittel zum Zweck benutzt, um auch mit Karoline verbunden zu sein (S. 76. 79); erst allmählich lernten sie Lotte tiefer kennen und inniger schätzen (vgl. S. 61. 69 mit S. 92. 143. 349. 397. 414) und freuten sich an Schillers und ihrem ehelichen Glück, wenn sie es sich auch nur so zu erklären vermochten, daß Schillers hochstrebender Flug der Empfindung durch Lotte herabgestimmt, seine Größe hingewelkt sei (S 414; vgl. auch das schöne Gleichnis vom Adler S. 60 und Humboldts von Schwenke veröffentlichten Brief an Karoline von Beulwitz vom 6. Juli 1790). Das ganze Doppelverhältnis war schon vor Schillers Hochzeit Gegenstand einer eingehenden brieflichen Auseinandersetzung Schillers und Lottens mit der Erfurter Karoline gewesen (S. 79), die leider nur teilweise erhalten ist, angeregt durch bange Zukunftssorgen, die in Lottens Herzen aufgestiegen waren; ein Jahr nach der Hochzeit hatte Schiller bei einem Besuche Erfurts noch eine rückblickende Unterredung mit Karoline über die nun hinter ihm liegende Zeit der Unruhe und Zweifel, über die die letztere eingehend berichtet (S. 396). Ein besonderer Trost war es für die so nahe interessierten Freunde, daß Karolinens impulsive Natur weit schneller, als man annehmen sollte, von Schiller, dessen Glück an der Seite ihrer Schwester sie mit neidloser Freude sah, ablenkte zu Dalberg (S. 320. 358. 367. 412; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 169. 170), ein Wechsel der Empfindung, der denen nicht ganz überraschend sein konnte, die ihre Wandelbarbeit im Gefühlsleben und ihre phantastische Weise, mehr in der Hoffnung als in der Gegenwart und Vergangenheit zu leben, so genau kannten (S. 110. 373. 412). Die spätere Intimität

zwischen Humboldt und Schiller zeigt sich hier erst in schwachen Anfängen (S. 60. 61; interessant ist besonders S. 414); Karoline wurde in den Erfurter Februartagen 1790 kurz vor seiner Hochzeit besonders vertraut mit ihm (S. 93) und faßt hier ihr Urteil in die Worte zusammen: „Eine große Feinheit ist doch in seinen Charakter verwebt, alle Bewegungen seiner Seele sind mild und graziös und es entgeht ihm kein Laut eines geliebten Wesens.“ Ausführlich berichtet Karoline (S. 319) von einem längeren Schreiben Schillers an Dalberg (nur dessen Antwort ist erhalten), in dem er ihn um Rat fragte, ob er seine historische Schriftstellerei fortsetzen oder sich ganz seinem Dichtertalent widmen solle, und teilt daraus wichtige Selbstbekenntnisse Schillers mit; im Anschluß an diesen Briefwechsel entstand dann die nähere Verbindung beider Männer während Schillers Besuch in Erfurt zu Neujahr 1791 (S. 357). Endlich sei auch der Notizen über Schillers Mißbehagen an der akademischen Atmosphäre in Jena (S. 348), über seinen geplanten Erfurter Erholungsurlaub (S. 358. 385. 430. 465), über seine Krankheitsanfälle im Januar und Mai 1791 (S. 365. 366. 369. 381. 385. 454. 457. 462; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 168) und des drolligen Ausspruchs über ihn gedacht, den Karoline S. 85 berichtet.

Andre Persönlichkeiten aus der deutschen Literatur kommen nur in geringer Anzahl und sehr vorübergehend in den Briefen vor. Über eine in den Weihnachtstagen 1789 gehörte Predigt Herders will Humboldt sein Urteil mündlich sagen (S. 61): wir wissen aus den Briefen an eine Freundin 2, 233, daß er Herders Predigtweise unendlich anziehend, aber nicht eigentlich erbaulich, weil wenig zum Herzen dringend fand. Von Schlossers „Kleinen Schriften“ (ihren Inhalt verzeichnet Nicolovius, Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken S. 282) hatte Karoline einen guten Eindruck (S. 144). Die Begeisterung für Salis und seine Gedichte teilte sie mit den Schwestern Lengefeld (S. 135; vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1, 222. 2, 10. 288 und über Salis' Besuch in Weimar Frey, Johann Gaudenz von Salis-Seewis S. 86). Mit Karolinens ausführlichem Bericht über Kotzebues Reise nach Paris 1790, die er antrat, während seine Frau im Sterben lag, und über seines Reisebegleiters Oertel Entschuldigung dieser Handlungsweise (S. 368) halte man Kotzebues eigene Schilderung im 14. Bande der Ausgewählten prosaischen Schriften zusammen (vgl. auch Rabany, Kotzebue S. 35). Nur eben genannt werden Forster (S. 53. 344), Göckingk (S. 114), Leuchsenring (S. 135), Fritz Jacobi (S. 344). — Von ausländischer Literatur ist nur äußerst selten die Rede. Ausführlich nur von Rousseaus Bekenntnissen, die Karoline interessant findet und wegen ihrer moralischen Wirkung lobt, da sie einen gerechter machen gegen die Menschen, mit denen man lebt; sie liebt überhaupt Rousseau (S. 123). An andern Stellen erwähnt sie Lektüre Ossians (S. 155. 157),

Plutarchs (S. 245) und Petrarcas (S. 275). Den Ursprung des S. 162. 186 vorkommenden italienischen poetischen Zitats habe ich nicht ermitteln können.

Noch einiger bemerkenswerter Menschen aus dem näheren Freundeskreise unsres Paares muß gedacht werden. Ich beginne mit Alexander von Humboldt, der hier in den späteren Briefen unter dem rätselhaften Beinamen „Kies" erscheint. Wilhelm hat ihn, als er ihn im Juli 1789 seinem Freunde Jacobi nach Pempelfort empfahl, brieflich sehr eingehend und mit meisterhafter Schärfe charakterisiert und seine und des Bruders individuelle Eigenart fein gegeneinander abgewogen. Die Urteile, die er in unsern Briefen über Alexander fällt, stimmen in Lob und Tadel zu dieser Charakteristik, nur daß in Zeiten persönlichen Umgangs seine guten Eigenschaften, die Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindung, die Güte und Aufopferungsfähigkeit seines Herzens, seine Offenheit und Anhänglichkeit, in Zeiten, wo man nur brieflich miteinander verkehrte, die Schattenseiten seines Wesens, seine Eitelkeit, seine hie und da der nötigen Tiefe ermangelnde πολυπραγμοσυνη, das Vergnügen Menschen bei ihren Schwachheiten leiten zu können, der kaustische, zuweilen ins Undelikate abirrende Witz, alle freilich durchweg überstrahlt von seiner wissenschaftlichen Genialität, mehr hervortraten (S. 65. 87. 116. 182. 270. 332. 341. 343. 376. 471. 477). Zwischen ihm und der Schwägerin war von Anfang an ein sehr herzliches Verhältnis entstanden, das sich auch später ungetrübt erhalten hat (S. 108. 142. 154. 196. 372). Auch ein geistvolles Urteil von Therese Forster über ihn wird uns hier berichtet (S. 342). — Auf Wesen und Charakter der beiden weiblichen Stifterinnen jenes sentimentalen Berliner Veredlungsbundes, der, wie die Herausgeberin (S. XXIII) hübsch sagt, rasch der Vergessenheit anheimfiel, als habe er mit der Vereinigung des Humboldtschen Paares seinen Zweck erfüllt, Henriette Herz und Brendel Veit, geborene Mendelssohn, spätere Dorothea Schlegel, fallen mancherlei scharfe Streiflichter. Über jenes sentimentale Kränzchen sind noch immer ganz falsche Meinungen gangbar, die zum guten Teil auf den sogenannten Erinnerungen der Henriette Herz (die schon längst eine sehr lohnende kritische Untersuchung verdient hätten) und inkorrekten und kritiklosen Bemerkungen Varnhagens beruhen, obwohl man bei genauer Ansicht der echten Quellen schon längst das richtige wissen konnte. Von einem weitgreifenden Bunde kann gar keine Rede sein: zu den vier ursprünglichen Berliner Mitgliedern, Henriette Herz, Brendel Veit, Laroche und Humboldt, traten nur noch Karoline von Dacheröden und Karoline von Beulwitz hinzu; alle andern sonst erwähnten Mitgliedschaften gehören ins Reich der Fabel (die Herausgeberin hat das richtig erkannt, nur daß sie S. XIII irrtümlich noch Henriette Mendelssohn hinzurechnet). Und auch diese Sechszahl zerfiel rasch: Humboldt trat mit den beiden Karolinen rasch zu einer Sondergruppe zusammen, die sich

mehr und mehr in deutlichem, scharfem Gegensatz zu den Berliner Frauen fühlte, Laroche heiratete außerhalb des Bundes und auch Dorothea trat in neue Kreise ein. Die geistig bedeutendere der beiden Stifterinnen war zweifellos Brendel Veit, über die wir jetzt die vortreffliche Monographie von Deibel besitzen (hier ist S. 29 Anmerkung 3 richtig erkannt, daß sie und nicht Henriettens jüngere Schwester Brenna die „B." des Bundesbriefwechsels ist, während Geiger im Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz S. 28 wieder in den alten Fehler verfallen ist). Humboldt hält sie für die erste Frau der damaligen Gesellschaft an Geist und Charakter und vermißt nur an ihr Feinheit, Schönheitssinn und Grazie, was ihm teilweise durch ihre unglücklichen ehelichen Verhältnisse begründet erscheint (S. 75. 83. 154. 178. 217; vgl. auch Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin S. 1 und ihre dort im Anhang gedruckten Briefe an Brinkmann). Recht ins Graue gemalt erscheint in unsern Briefen Henriette Herz, für die Humboldt einst geschwärmt hatte: der immer anerkannten Güte, Liebenswürdigkeit und Anhänglichkeit stehen in ihrer Oberflächlichkeit, Unselbständigkeit, Selbstliebe, Launenhaftigkeit, Neugier, Schwachheit eine weit stattlichere Zahl von Untugenden gegenüber, die zwar, weil an dem Ideal der Braut gemessen, durch das Gefühl des Kontrastes etwas schärfer wahrgenommen und ausgesprochen sein mögen, aber im Grunde doch der schönen Frau in ihrer damaligen Lage, da sie sich und ihre älteren Ansprüche mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt sah, von dem von ihrem Einfluß emanzipierten Verehrer nicht mit Unrecht vorgeworfen werden (S. 75. 83. 95. 109. 154. 177. 216. 285. 293. 297). — Aus Humboldts gleichaltrigem Berliner Umgang werden Brinkmann und Gentz öfter genannt: beide schwärmten geradezu für Humboldt, wie für Brinkmann durch die früher von mir im Anhang zu den Neuen Briefen von Karoline von Humboldt veröffentlichten Verse, für Gentz durch seine begeisterten Briefe an Garve bewiesen wird. Brinkmann schreibt Humboldt in nicht gewöhnlichem Grade Geist und Charakter zu, gesteht aber zugleich mit ihm nicht eigentlich vertraut und mehr durch äußere Umstände verbunden zu sein (S. 418). Wirklich ebenbürtig an Verstand und ähnlich an Wärme des Empfindens war ihm dagegen Gentz, der auch seine astronomischen Neigungen und seine Vorliebe für nächtliche Wanderungen teilte, bei denen unausgesetzt disputiert wurde und man in gemeinsamem Wandel über alle Gipfel der Ideenwelt von beiden Seiten alle Künste der Dialektik spielen ließ (S. 354. 391. 418; vgl. auch die glänzende Analyse Humboldts in Gentzens Briefen an Garve S. 90). Gentzens leidenschaftliche Freundschaft wurde von Humboldts Seite fast ebenso leidenschaftlich erwidert. — Zu Therese Forster, der Gattin Georg Forsters, einer der interessantesten Frauen der Zeit, war Humboldt bei mehrmaligen Besuchen in Mainz in ein so vertrautes Verhältnis getreten, daß Karoline zuerst sein Herz dort ernstlich

gefesselt glaubte. Er hatte sie lange zum Gegenstand besonderen Studiums gemacht (S. 356) und ein leider nicht erhaltener Briefwechsel spann sich, zuzeiten häufiger, zuzeiten seltener, durch die Jahre dahin. Von ihren Briefen war Humboldt begeistert und teilte sie mehrfach auch Karoline mit: er rühmt sie als schön und gedankenreich und hebt die Neuheit und Kühnheit ihrer Ideenverbindungen, die Originalität im Ausdruck, die Tiefe der Empfindung und die innige Verwebung derselben mit dem Räsonnement als besonders charakteristisch hervor (S. 32; vgl. auch S. 22. 35). Einzelne noch von ihr handelnde Stellen (S. 76. 103. 148. 183. 342) ergänzen mehrfach die Aufzeichnungen in Humboldts Mainzer Tagebuch von 1788, in dem ihre Gestalt, die uns heutigen noch nicht so recht wieder lebendig geworden ist, einen breiten Raum einnimmt. — Ein volles warmes Licht fällt endlich auf die bedeutendste Persönlichkeit des damaligen Erfurter Kreises, auf einen Mann, dessen überwältigende Größe und Wirkung als Meysch uns von zu vielen Seiten und von den verschiedensten Menschen übereinstimmend bezeugt wird, als daß wir an ihr zweifeln dürften: auf Dalberg. Er könnte als die beste Verkörperung für jenen Humboldtschen Grundsatz der Menschenbeurteilung dienen, daß nur das innere Wesen des Menschen wirklichen Wert habe und daß man mehr auf die Kräfte selbst als auf ihre Wirkungen und Resultate geben solle: Dalbergs Schriften sind unbedeutend, sein politisches Verhalten nicht frei von Tadel und Vorwurf, aber alle bedeutenden Zeitgenossen nahm der Zauber seines Wesens gefangen. Karoline war unter seinen Augen aufgewachsen, er hatte ihre Jugendentwicklung mit warmem gütigen Anteil begleitet, eine Art geschwisterlichen Vertrauensverhältnisses war zwischen ihnen erwachsen (S. 149. 325; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 156). Auch Schiller und Humboldt trat er mehr und mehr freundschaftlich nahe. In seinem goldenen Mainz wollte er, wenn er einst Kurfürst geworden, möglichst viele Männer von Verdienst und Talent um sich versammeln, um im Verein mit ihnen ein musterhafter Landesherr zu sein (S. 87. 107. 360). Unsre Korrespondenten stehen so völlig unter dem Zauberbanne seines großen, guten und von Grazie und Feinheit erfüllten Wesens, daß die Empfindung davon sich mehrfach nur mit Ausdrücken wie „heilig“ und „anbetungswürdig“ genugtun zu können meint (S. 143. 149. 154. 266. 318. 325. 352. 367. 377. 382; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 170). Und wenn auch ein in diesen Jahren innig gehegter und durch Karoline fein vermittelter Wunsch Humboldts, als eine Art von Gesellschafter oder Geheimsekretär sozusagen die rechte Hand des verehrten Mannes zu werden (S. 347. 352. 360. 376), sich nicht erfüllte, so blieb er ihm doch zeitlebens freundschaftlich verbunden und hat ihn noch im Alter mit höchster Anerkennung charakterisiert (vgl. S. XVI). Sein dort erwähnter Witz wird auch in einigen der von Karoline dem Verlobten berichteten Aus-

sprüche offenbar (S. 86. 135. 191. 311. 319. 325. 358. 399. 412); sein malerischer Dilettantismus zeigt sich in dem allegorischen Gemälde, das sie an einer andern Stelle (S. 381) beschreibt und mit einer Wärme lobt, für die der Mensch wohl mehr verantwortlich ist als das Kunstwerk (vgl. auch Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 9).

Ich schließe mit einer Anzahl von Bemerkungen zu einzelnen Stellen. Der S. 7 und S. 160 erwähnte B. dürfte im Hinblick auf S. 320 Geheimerat Barkhausen sein, der Stadtpräsident von Halle und ein Freund des Dacherödenschen Hauses war; vgl. auch Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 2, 68 Anmerkung 2. — S. 9. Die Nummern 4 und 5 sind umzustellen: am 3. November, an dem Karoline Nr. 5 schrieb, war Humboldt noch in Düsseldorf; Nr. 4 ist dem Inhalt nach nicht allzu lange vor Weihnachten geschrieben und lag vielleicht dem Brief an die Verbündeten vom 30. November bei, den Schwenke publiziert hat. — S. 28 ist das G. nicht in „Göttingen", sondern in „Gotha" aufzulösen; vgl. S. 30. — S. 40 unten dürfte „philosophische" statt „philologische" zu lesen sein. — Das S. 42 erwähnte Dorf bei Göttingen heißt Reinhausen, nicht Steinhausen. — S. 53. Ich glaube nicht, daß von Humboldts großer Reise nach Paris und der Schweiz Briefe verloren gegangen sind, wie die Herausgeberin hier annimmt: der von Schwenke veröffentlichte Brief aus Bern vom 26. Oktober 1789 ist an beide Karolinen gerichtet und füllt die Lücke vollständig aus; außerdem erhielt Karoline natürlich auch die Briefe an die Berliner Verbündeten durch diese zugeschickt. — S. 64. 65. Über Alexander von Humboldts Erkrankung an den Masern vgl. seine Jugendbriefe an Wegener S. 74. — S. 83 Anmerkung hätte lieber auf Humboldts Brief an die Berliner Verbündeten vom 21. Juni 1788 (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 99) verwiesen werden sollen, auf dem Varnhagens Bericht beruht. — S. 87. Der vermeintlichen Neigung Alexander von Humboldts zu Lotte Michaelis gedenkt auch Poel, Bilder aus vergangener Zeit 1, 313. — Der S. 93 erwähnte Erfurter Arzt hieß Andreas Nunn (nicht Nünn) und war Professor der Medizin an der Universität. — S. 100. Die hier berührte Anekdote vom Herzog Karl August ist wohl dieselbe, die Charlotte von Schiller 2, 169 erzählt wird, und der Brief dort ein Jahr früher zu datieren. — S. 109. Am 2. März 1790 war Brendel Veits Sohn Jonas geboren. — S. 171. Über Humboldts erste Liebe vgl. auch Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 23. — S. 181. Zu der Vorstellung, der Gattin in den Tod unmittelbar folgen zu müssen, vgl. Varnhagens Bericht in den Vermischten Schriften [3] 2, 223. — S. 200. Über die Heirat der Sophie Schwarz, geborenen Becker, vgl. Karos und Geyers Einleitung zu ihrem Tagebuch Vor hundert Jahren S. 6 und Rachel, Elisa von der Recke 2, 237. — S. 228 ist das N. zu „Nordhausen" zu ergänzen. — S. 260. Von den Gedichten Meyers im Göttinger

Musenalmanach für 1791 kann wohl nur das „Abc der Liebe, nach dem Italienischen“ (S. 217) gemeint sein, dessen Anfang lautet: „Wohl bin ich gefangen, denn ein blondes Mädchen mit blauen Augen macht, daß ich fast vergeh'.“ — S. 273. Der in Freiberg wohnende „Doktor Pader“ ist kein andrer als der Naturphilosoph Franz von Baader, sein in Erfurt gewesener Bruder der Ingenieur Josef von Baader, dem Franz tatsächlich damals nach England folgte; vgl. Humboldts Reisetagebuch von 1796 S. 101. — S. 349. Felix Seyffer (nicht Seiffert), ein Landsmann Schillers, war Professor der Astronomie in Göttingen; vgl. auch Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 107. — S. 434. Der Mann, „der immer um den Großkanzler (Carmer) ist“ und dem Humboldt seinen Austritt aus dem Staatsdienst offiziell brieflich anzeigte, war jedenfalls Svarez oder Kircheisen; vgl. auch Gentzens Briefe an Garve S. 95. — S. 471 ist „Freiberg“ statt „Freiburg“ zu lesen.

Jena. Albert Leitzmann.

Bibliographisches Repertorium. Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft. Erster Band. Zeitschriften der Romantik. In Verbindung mit Professor Dr. Oskar F. Walzel herausgegeben von Dr. Heinr. Hub. Houben. Berlin, B. Behrs Verlag 1904 (18*, XX S. und 523 Spalten, Lex. 8°).

Die in Houbens „Entwurf zu einer Deutschen Bibliographie“ (1902) und in den Werbeprospekten der „Deutschen Bibliographischen Gesellschaft“ abgedruckten oder erwähnten fachmännischen Urteile entheben den Referenten dieser Zeitschrift füglich der Pflicht, das Unternehmen einer deutschen Bibliographie der sympathischen Aufnahme in literarhistorischen Kreisen noch nachträglich zu versichern. Der gegebenen Anregung folgend und dem in warmen Worten und großen Zügen entwickelten Plane Houbens freudig, zum Teil überschwänglich, zustimmend haben die zur „Bibliographischen Gesellschaft“ zusammengeschlossenen Gelehrten und Schulmänner, Schriftsteller und Verleger eine Reihe von Veröffentlichungen eingeleitet, deren Brauchbarkeit als bequeme Hilfsmittel nicht verkannt werden darf. Nachdem die rasch sich ablösenden ersten Bände den äußeren Erfolg und Bestand der „Deutschen Bibliographie“ darzutun scheinen, kann eine nur von den Forderungen und Zwecken der Wissenschaft ausgehende Nachprüfung ihrer Ziele und Wege, wie sie programmatisch von dem Träger des Gedankens gekennzeichnet und in dem hier zur Besprechung stehenden ersten Bande verfolgt wurden, bei aller Befriedigung über das Geleistete nicht ausbleiben. Das Unternehmen, nunmehr gefestigt, verträgt es, daß im einzelnen wie im ganzen an dieser Stelle auch einige Bedenken zum Ausdruck kommen, die skeptischen Fachgenossen längst aufgestiegen sein

werden, auch Herrn Houben nicht vorenthalten sein mögen, wiewohl sie vielleicht mancher in der Antwort auf seine Umfrage unterdrückte, zwischen den Zeilen lesen ließ oder weniger stark betonte, da es galt, eine aussichtenreiche Saat nicht im Keime zu ersticken.

Wissenschaftliche Versuche von der Bedeutsamkeit und dem Umfange des „Bibliographischen Repertoriums" rühren eine Fülle von Fragen prinzipieller Art auf, die den gelehrten Arbeiter nicht alle Tage beunruhigen und nicht beunruhigen sollen, seinem Gedankenkreise aber nie für immer entschwinden dürfen. Ein Werk wie das vorliegende, von vielen Seiten zustimmend begrüßt, hat für den Stand der Entwicklung, des Betriebes, der Organisation unserer Wissenschaft und über sie hinaus etwas Symptomatisches. Aber anstatt ihm auf Grund mehr oder minder zutreffender Beobachtungen und gewagter Generalisierungen eine Stelle im gegenwärtigen geistigen und sozialen Leben anzuweisen, empfiehlt es sich, den Blick auf Näheres und Gegenständliches gerichtet, die Publikation zunächst aus sich selbst zu beurteilen. Das letzte und höchste Ziel, dem die „Deutsche Bibliographie" zustrebt, ist: „eine Fülle von Kraft" freizumachen, „die der eigentlichen Bearbeitung, der Vertiefung in den Stoff und der Form der Darstellung zugute kommt" (Entwurf S. 7) oder — wie es im späteren Prospekt der „Bibliographischen Gesellschaft" heißt — diese Kraft „der reichhaltigeren und künstlerischen Vertiefung der Forschung zuzuführen". Als erste Aufgabe in dieser Richtung wird die Schaffung einer Gesamt-Bibliographie der periodischen Erscheinungen des 18. und 19. Jahrhunderts, das heißt der Zeitschriften, Zeitungen, Almanache, Taschenbücher betrachtet, der die Ausschöpfung der Sammelwerke (Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren, Essaisammlungen) sich anfügen soll. So wird die Last und Qual der mühsamen und zeitraubenden, oft als untergeordnet und mechanisch angesehenen Such- und Registrierarbeit dem Forscher genommen und — so sagt Houbens Entwurf S. 5 — „eine Zentrale, eine Sammelstelle geschaffen werden, wo von kundiger Hand diese endlos wiederholte Arbeit einmal gründlich getan und ihre Leistung der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird." „Bisher führte die Wissenschaft mit der Bewältigung dieser vorbereitenden Sammeltätigkeit einen fast aussichtslosen Kampf; die erdrückende Menge dessen was gesichtet werden muß, verbraucht von jedem Einzelnen eine unverhältnismäßige Kraft, vergeudet und zersplittert sie, indem z. B. ein Einzelner für seine jeweiligen Sonderzwecke immer wieder vielbändige und oft äußerst schwer erreichbare Zeitschriften ꝛc. durcharbeiten muß." So Houben. Schon 1894 hat Minor denselben Ansichten und Wünschen eindringliche und zielbewußte Worte geliehen in seinem Aufsatz über „Centralanstalten für die literaturgeschichtlichen Hilfsarbeiten" (Euphorion 1, 17—26), der, aus reicher Erfahrung geschöpft, den Finger auf manche wunde Stelle am Organismus der neueren deutschen Literaturwissenschaft legt.

Diese Erörterungen, in dem Verlangen gipfelnd, es möchte „das ungeheure Material von Zeitschriften, Briefwechseln, Memoiren usw., das uns namentlich aus dem 19. Jahrhundert gedruckt vorliegt, durch Hilfsarbeiten der gelehrten Forschung in wünschenswerter Vollständigkeit zugeführt werden", scheinen auf Houbens Ideenbildung nicht ohne Einfluß gewesen zu sein, wenn er ihrer auch nicht gedenkt. Anderes noch als der gehobene Ausklang in den Wahlspruch „Viribus unitis" hört sich aus seinem „Entwurf" wie ein Echo jener Minorschen Darlegungen an. Die zupackende Rührigkeit und organisatorische Beanlagung des jüngeren Schriftstellers und Publizisten weilte nicht lange bei Erwägungen und Vorschlägen, sondern schritt zur Tat ... Doch man wolle diesen Hinweis auf die Kontinuität und Steigerung eines wissenschaftlichen Gedankens nicht mit leidiger Prioritätsschnüffelei verwechseln. Darum handelt es sich: Ist die Giltigkeit der Grundanschauung, auf der das Unternehmen sich aufbaut, über jeden Zweifel erhaben? Birgt sie nicht vielleicht die Gefahr eines Ganges der Wissenschaft, der zu einem dem erstrebten entgegengesetzten Ziele hinführt? Sind diese Hilfsarbeiten der Wissenschaft und ihren Dienern wirklich das angeblich so dringende Bedürfnis, und steht bestenfalls das Ergebnis im richtigen Verhältnis zu dem geistigen und materiellen Aufwand? Mir liegt es fern, die Arbeit des „Repertoriums" in Bausch und Bogen zu bemäkeln. Wer wollte heute der Erschließung registerloser oder mit unzulänglichen Registern versehener Sammelwerke und Editionen den förderlichen Beifall versagen, da schon im Jahre 1847 D. F. Strauß gelegentlich seufzte: „Ein Sammelbuch ohne Register ist wie ein winklichter dunkler Gang ohne Lampe: man findet sich unangenehm aufs Tappen und Suchen angewiesen?" Die gemeinnützige Betätigung, die in der dritten Veröffentlichung der „Bibliographischen Gesellschaft" das massige Korpus der Varnhagenschen Tagebücher handlich gemacht hat, sähe ich gern so ausgedehnt und angespannt wie nur möglich.[1]) Lediglich mit der in Angriff genommenen Bearbeitung

[1]) Es würde sich empfehlen, mehrere nicht zu umfangreiche und sich berührende Publikationen in je einem Registerbande zusammenzufassen. Ein Buch, dessen sich das „Bibliographische Repertorium" dabei annehmen sollte, sind z. B. der Briefwechsel und die Tagebuchblätter Sulpiz Boisserees (Stuttgart 1862). Des Inhaltsverzeichnisses wie eines Registers bar, von Irrtümern, falschen Datierungen und Druckfehlern wimmelnd, ist dies unübersichtliche Reservoir der Literatur-, Kunst-, Kultur- und Zeitgeschichte längst nicht genügend ausgenutzt oder gar erschöpft. Nichts als einen fortlaufenden ausführlichen Kommentar zu dem zweiten Bande, dem Briefwechsel mit Goethe, nach seiner kunsthistorischen Seite verlangte vor zehn Jahren ein noch unerledigtes Preisthema der Berliner Grimmstiftung. Daß die Bibliogr. Gesellschaft, bisher mit ihren Publikationen sehr überwiegend im Bereiche des literarischen Berlins verweilend, dies Werk von rheinischem und süddeutschem Gehalt und Gepräge ins Auge faßte, würde nur ihrem gemeindeutschen Charakter entsprechen. Handschriftliches Material zur Ergänzung und Berichtigung ist noch vorhanden.

von Zeitschriften machen die folgenden Bemerkungen sich zu schaffen, und nur, soweit diese periodische Literatur Gegenstand der Forschung, nicht ihr Gefäß oder ihr Werkzeug ist. Auch wo sie allgemeiner Natur sind, fußen meine Beobachtungen auf dem der Romantik gewidmeten ersten Bande des Repertoriums, über den ich mir aus selbständiger Kenntnis der romantischen Zeitschriftenliteratur ein begründetes Urteil zutraue.

Die Ausübung unserer historisch-philologischen Wissenschaft ist bestimmt durch Faktoren des persönlichen Innenlebens. Das vom rechten Geiste getragene Wirken des Literarhistorikers verliert sich wie alle echte Wissenschaftlichkeit in die Gründe des Seelischen, des Gemüts, und ist Herzens- und Begabungssache. Das Eingreifen des Intellekts bezeichnet häufig ein sekundäres Stadium des geistigen Vorganges. Wie oft wird das Resultat bei uns durch den intuitiven Blick, durch plötzliche Eingebung und innere Gewißheit, durch bloßes Anschauen eines Ganzen, durch unwillkürliche Synthese und Kombination gewonnen. (Ich rede natürlich nur von methodischer Forschung und exakter Darstellung, nicht von einer heute weit verbreiteten Auffassung, die zu methodischem Vorgehen in einem bewußten Widerspruch steht.) Die übliche Unterscheidung zwischen Spezialisten und universellen Köpfen trifft wenig den Kern der Sache; sie enthält meistens eine quantitative, nicht eine qualitative Norm. Man sollte klassifizieren nach persönlicher und unpersönlicher, lebendiger und unlebendiger, nuancierender und einförmiger Art, sollte einen Maßstab des Wertes finden in der Fähigkeit, das Material aus erster Hand sich zuzueignen und sich zu amalgamieren, es zu verdichten und zu durchleuchten, das Wesentliche eines Problems oder Stoffes zu erkennen und herauszuheben, sollte in Rechnung stellen die Merkmale eines Charakters: den Mut, auf ungebahnten Wegen vorzudringen, den Widerwillen, bloße Nachlesen zu veranstalten.

Unser Repertorium aber ist bemüht, dem Literarhistoriker gewaltige Stoffmassen unterschiedslos zu zermahlen und mundgerecht zu machen. Ein flotter komptoiristischer Betrieb ist eröffnet. Ein pünktlicher Geschäftsgang an der Zentrale wird es nunmehr ermöglichen, literarhistorische Dutzendware noch leichter und rascher als bislang herzustellen; denn man braucht sich die Teile nur von dort zu verschreiben und nach sattsam bekannten Anweisungen zusammenzufügen. Im Ernste gesprochen: müssen wir nicht fürchten, daß wir dazu beitragen, auch das geschichtliche Erkennen immer mehr in mechanische Möglichkeiten aufzulösen? Daß wir noch mehr fingerfertige Handwerker heranziehen und dem „Willen zur Mache“ Vorschub leisten? Eine fortschreitende Nivellierung und Amerikanisierung ist meines Erachtens für die deutsche Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit wenig ersprießlich. Wir sollen, meine ich, die Freude des selbständigen Forschens und Findens auch im rein Bibliographischen als ein den Einzelnen anregendes und treibendes Moment

nicht zu niedrig veranschlagen, von ihrem methodisch und ethisch erziehlichen Wert für den Anfänger ganz zu schweigen. Man verhehle sich nicht, daß mit jeder Erleichterung der Arbeit erfahrungsgemäß auch Flüchtigkeit und Sorglosigkeit zunehmen. Das Wirtschaften mit zusammenhanglosen Notizen, das Sichverlassen auf Register, auf Registriertes und Registrierbares, der gelehrte Schein, der des selbständigen Quellenstudiums ermangelnde Belesenheitsprunk wird, so wenig solches dem Wunsche der Herausgeber entspricht, durch ein Hilfsmittel wie das vorliegende gefördert werden. Doch die freiwerdende Kraft soll, so hofft Houben, „der künstlerischen Vertiefung der Forschung" zugute kommen! Es ist in diesem Rahmen kein Raum zu einer Kontroverse über gegenwärtig schwebende methodische Fragen der neueren Literaturgeschichte. Aber ich gebe zu bedenken, ob mit dem Worte „künstlerisch" nicht innerhalb und außerhalb der Fachkreise neuerdings vielfach ein Mißbrauch getrieben wird, der aus einer bedauerlichen Unklarheit und Unsicherheit über die von unserer Disziplin als Wissenschaft eigentlich und vornehmlich zu erfüllenden Aufgaben sich herschreibt; diese Empfindung wird mancher teilen, dem es um die Kunst und ihre Erkenntnis Ernst ist.

Der erste Band des Repertoriums umfaßt 25 „Zeitschriften der Romantik" in chronologischer Folge. Über die bei der Auswahl bestimmend gewesenen Faktoren äußert sich Houben auf S. 10 seines Vorwortes. Es verlohnt sich schon, diese Sätze unter die Lupe zu nehmen. Denn die Bedeutung des Geleisteten für die künftige wissenschaftliche Beschäftigung mit der Romantik wird durch die Auswahl wesentlich bedingt; zugleich gewinnt man dabei einen Einblick in die Vorbereitung, Anlage und Organisation des Unternehmens. „Die Zeit von 1800 bis 1830," heißt es, „war zunächst ins Auge gefaßt, ohne jedoch von vornherein eine Vollständigkeit in der Reihenfolge der Zeitschriften auch nur anzustreben. Man hätte sich da von Zufällen abhängig machen müssen, die das Erscheinen des Bandes auf unabsehbare Zeit verschoben hätten. Schon diese Auswahl ist von dem Zufall nicht ganz unabhängig gewesen; es mußte auf manches verzichtet werden, was in einer geeigneten Bearbeitung noch nicht vorlag und für eine redaktionelle Kontrolle nicht erreichbar war. Die großen Zeitschriften schlossen sich des Umfangs halber einstweilen von selbst aus. Bei diesem ersten Versuch galt es möglichst vielseitig[1]) zu sein und aus den verschiedenen Lagern der Romantik gewissermaßen Stichproben zu geben. Dieser unser erster Band ... vereinigt doch im wesentlichen die wichtigsten und charakteristischsten Zeitschriften jener Epoche, wenn auch ein Rest bleibt, der vielleicht einen zweiten Band zu füllen Stoff genug böte." Dieser rückhaltlosen Darlegung des Sachverhaltes bleibt kaum etwas hinzuzufügen, wohl aber bleiben einige

[1]) Sperrung des Originals.

Folgerungen zu ziehen. Vor der Arbeitsfreudigkeit des Herausgebers Houben allen Respekt! Seines Fleißes darf ein jeder sich rühmen, und er hat das in seinem „Vorwort und Bericht" mit gutem Rechte getan. Man kann dort nachlesen, welche Schwierigkeiten er zu überwältigen hatte. Doch den Vorwurf einer gewissen Überhastung wird man ihm nicht ersparen können. Für ein wirklich monumentales Werk wäre man jedenfalls noch rückhaltloser verpflichtet. Ein solches hätte langjährige Vorarbeiten nötig gemacht. Nun gut! Ich gestehe, daß mir die umsichtige, planmäßige, systematische Inventarisierung und übersichtliche Ordnung des gesamten aufzutreibenden Bestandes an Zeitschriften aus der Epoche der Romantik als unerläßliche Vorbedingung für ein bibliographisches Korpus erscheint, das an der Ausdehnung, Bereicherung, Vertiefung wissenschaftlicher Erkenntnis mitzuwirken berufen ist. Man nennt die Vollständigkeit heute einen „Seminarbegriff". Nicht ohne tiefen Grund. Je umfassender, vielseitiger und länger geübt, desto deutlicher wird sich wissenschaftliche Forschung und Darstellung, gemessen an der Fülle der Erscheinungen, ihrer Unzulänglichkeit, ja Ohnmacht bewußt. Keiner, der der geistigen Arbeit auf unserem Gebiet Glück und Leid erfahren, wird sich in dem eiteln Glauben wiegen, absolute Vollständigkeit selbst im beschränkten Bezirk jemals zu erreichen. Aber ein anderes ist es, die Schranken peinvoll stets vor Augen zu haben, ein anderes, jedes Streben nach relativer Vollständigkeit von vornherein weit von sich zu weisen. Dies heißt denn doch, aus der Not eine Maxime des Handelns machen, die mit den Erfordernissen einer induktiv vorgehenden Wissenschaft im Widerspruch steht. So ist denn was im ersten Bande des Repertoriums vorliegt, ein halbes Werk, ein Kompromiß nach allen Seiten, mehr dem Tage dienend als einem über jeder Aktualität stehenden wissenschaftlichen Gedanken, mehr unsere bisherige Kenntnis der Romantik und ihres Zeitschriftenwesens erläuternd, bestätigend, stützend als von voraussetzungloser Skepsis ausgehend die Grundlagen unserer noch vielfach dogmatischen und unzulänglichen Begriffe dessen, was man Romantik und romantisch heißt, erweiternd, revidierend, vertiefend. Ich weiß nicht, ob die Aussicht besteht, zu diesem ersten Bande romantischer Zeitschriften den verheißenen zweiten und den als Ergänzung ebenso dringend notwendigen dritten (vgl. Vorwort und Bericht S. 12*), die überwiegend historisch-politischen Journale umfassenden, alsbald zu erhalten. Und wenn auch, mißlich ist es immerhin, daß uns die Zeitschriftenmasse der romantischen Epoche nicht auf einmal in einem wuchtigen Quartanten vorgelegt, nicht schon hier eine breite, halbwegs lückenlose Basis, eine Gesamtaufnahme hergestellt wurde, daß man sich bestenfalls Zusammengehöriges aus drei verschiedenen Bänden wird heraussuchen müssen. Ein beherztes Losgehen auf das Charakteristische, auf die Schwerpunkte des gegenwärtigen Interesses für die Romantik ist der Mehrzahl der Fach-

genossen, wie dem größeren Publikum sicherlich das Willkommenste. Auch äußere, etwa buchhändlerische Rücksichten werden unabweisbar gewesen sein. Wer aber das romantische Zeitalter zum Gegenstande unabhängiger und vertiefter Untersuchungen macht, wird wünschen, daß neben den bekannten, die sichtbarsten Stufen der Romantik bezeichnenden Organen noch so manches bisher weniger beachtete Blatt aus dem Halbdunkel hervorgezogen wäre, und daß man die Grenz- und Begriffsbestimmung der „romantischen Zeitschrift" bald konsequenter und schärfer, bald weitherziger gehandhabt hätte. Es besteht eine gewisse Gefahr, daß Lehrende und Lernende mit dieser autoritativen Spende einen Gegenstand für erschöpft und abgetan halten, für den schon nach Seiten der primitiven Materialsammlung noch viel zu veröffentlichen übrig bleibt.

Natürlich war einem so gründlichen Kenner der Romantik wie Walzel, dem der Text des Repertoriums nicht nur die letzte Feile verdankt, die Lückenhaftigkeit im Aufbau nicht verborgen. Er hat nicht unterlassen, S. VI seiner Einleitung gleichfalls einen Vorbehalt anzubringen. „Wie unsere Auswahl romantischer Organe," heißt es dort in einer Anmerkung, „so erheben die oben gemachten Angaben selbstverständlich ganz und gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Romantiker haben vor der Gründung des „Athenäums" noch andere Zeitschriften mit Beiträgen versorgt und bleiben auch später Mitarbeiter nichtromantischer Blätter, so der „Zeitung für die elegante Welt", der Erlanger „Literatur-Zeitung", der von Goethe geleiteten Fortsetzung der Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung, der „Eunomia", „Aurora" und „Eos". Mehr oder minder im romantischen Sinne geleitet sind die unten nicht analysierten Heidelberger und Wiener „Jahrbücher", Daubs und Creuzers „Studien", Asts „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst". Allein vorläufig sind ja auch die spätromantischen Blätter von der umfänglichen Art der Dresdner „Abendzeitung" und des Berliner „Gesellschafters" ausgeschlossen geblieben, ferner Erichsons und Bernards „Thalia", eine Art Fortsetzung des „Prometheus", Bernards „Dramaturgischer Beobachter" usw." . . . „Mehr oder minder im romantischen Sinne geleitet!" Dieser einschränkende Ausdruck hat meines Erachtens auch für einige im Repertorium bearbeitet vorliegende Zeitschriften Geltung. Darf wirklich die „Salina oder Unterhaltungen für die leselustige Welt. Von A. G. Eberhard, A. Lafontaine und Andern", 1812 und 1816 (Repertorium Sp. 252—268), als eine „Zeitschrift der Romantik" betrachtet werden? Oder der 1824 und 1825 erschienene „Orpheus" von Weichselbaumer (Repertorium Sp. 399—403)? Oder etwa die „Wintermonate. Für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune" (Repertorium Sp. 284—288)? Was anders ist für sie charakteristisch als ein richtung- und kritikloser Eklektizismus? Nichts mehr und nichts weniger kennzeichnet die Organe Fr. Kinds und des Kreises der Dresdner sogenannten Spät-

oder Pseudoromantiker: „Die Harfe“ und „Die Muse“. Des abgestandenen, den Verlegern wie dem Publikum lästig fallenden Fouqué Vierteljahrsschrift „Für müßige Stunden“ (Sp. 321—325) und seine „Berlinischen Blätter für deutsche Frauen“ (Sp. 404—436) dürfen wenigstens für sich anführen, daß vollständige Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören. Außenzubleiben hatten die „Hesperiden“ des Grafen Loeben vom Jahre 1816. Sie geben sich in ihrem einzig zustandegekommenen Bande nicht als Zeitschrift, sondern als einen poetischen Almanach, sind als solcher vom Herausgeber gedacht und benannt und auch von Loebens Biographen nicht anders aufgefaßt (R. Pissin, Otto Heinrich Graf von Loeben, Berlin 1905, S. 307 ff.). Diese „Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths“ gehören demnach in eine spätere, den Taschenbüchern, Anthologien ꝛc. vorbehaltene Publikation der „Bibliographischen Gesellschaft“. Spannte man aber schon hier den Rahmen so weit, so würde ich dann doch für die Aufnahme noch anderer gleichzeitiger romantischer Sammlungen eingetreten sein, die wie die „Hesperiden“ „zwischen Almanach und Zeitschrift schwankend“ (Repertorium Sp. 316) ihnen an bibliograpischer Rarität nicht nach-, an literarhistorischer Wichtigkeit aber voranstehen, wie etwa Gubitz' „Gaben der Milde“ (1817 und 1818) oder Försters „Sängerfahrt“ (1818). Und noch eine „Zeitschrift“ dieses Bandes hätte, so erfreulich es ist, gerade sie hier bibliographisch bearbeitet zu erhalten, strenger Folgerichtigkeit zum Opfer fallen müssen: Kleists „Berliner Abendblätter“. Einmal sind sie eine Tageszeitung. Die Tagespresse in das Repertorium einzubeziehen, lag aber im übrigen den Herausgebern fern. Und zweitens weist ihr überwiegend politischer, sozialer, publizistischer Charakter sie in den für später angekündigten Band. Dem jetzigen würde freilich ohne sie ein Trumpf fehlen. Aber man sieht an einem hervorstechenden Beispiel, wie wenig empfehlenswert und schwer durchführbar es ist, unter den jüngeren Romantikergenerationen politische und literarisch-ästhetische Schriftstellerei so reinlich zu scheiden, daß ihre Zeitschriften danach klassifiziert werden könnten. Unerfindlich ist mir, warum man, ließ man die Abendblätter zu, Görres' noch wenig erschlossenem „Rheinischen Merkur“ mit seinem politisch wie schöngeistig reichen jungromantischen Gehalt, mit seiner fanalartigen Wirkung, seiner vielfachen Nachfolge die Aufnahme verwehrte.

Und wie manche Zeitschrift außerdem vermißt man ungern in dem sich auftuenden Panorama! Ich sehe von denen ab, auf deren Fehlen schon Walzel in der oben zitierten Anmerkung aufmerksam machte, und gebe, ohne für diesen Zweck eine systematische Suche angestellt zu haben, ohne aber auch durch Houbens Hinweis auf die Fülle seines angesammelten, annoch zurückbehaltenen Materials (Vorwort und Bericht S. 8*) mir die Hände binden zu lassen, ein paar anspruchslose Nachträge.

In den Spuren des „Athenäums“ tappt einher der „Apollon. Eine Zeitschrift herausgegeben von Julius Werden, Adolph Werden [das ist Friedrich Theodor Mann und Johann Gottlieb Winzer] und Wilhelm Schneider, Penig bei F. Dienemann und Comp.“, seit dem Januar 1803 in monatlichen Heften erscheinend. (Exemplare unter andern in München und Bonn.) Eilig, aber im ganzen zutreffend ist dieser „klägliche Nachfahr des „Athenäums“ jüngst von Hermann Michel in seiner Einleitung zum Neudruck der „Nachtwachen von Bonaventura“ (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 133), Berlin 1904, S. VII charakterisiert worden. Die lyrischen Darbietungen erzeugen schalen Nachgeschmack Tiecks und seines und A. W. Schlegels Musenalmanachs von 1802. Daß die Zeitschrift den Kreis der romantischen Kunstinteressen durch Heranziehen der Musik zu vervollständigen den Ehrgeiz hat, verleiht ihrer Physiognomie doch einen gewissen Eigenzug. Goethes Bild schmückt den ersten Halbjahrband. Seit dem April beigegebene „Polemische Blätter gegen die Schlaffheit und Rohheit des Zeitalters in literarischer Hinsicht“, durch ein Motto Giordano Brunos eröffnet, streben dem „Litterarischen Reichsanzeiger“ mit einer Absichtlichkeit nach, die um so verstimmender wirkt, je gröber und salzloser die hier vorgesetzte Kost ist. Ihre „Vorerinnerung“ ruft Schiller als Eideshelfer im Prozeß gegen Verwilderung und Erschlaffung des Zeitalters auf. Leisetreterei und Indolenz, wo sie erscheinen, gilt es zu bekämpfen: „Man will ... weder die Vortrefflichkeiten eines Tieck und Schlegel anerkennen, noch auf der anderen Seite die immense Flachheit eines Kotzebue und die allzugroße Mittelmäßigkeit eines Tiedge gründlich nachweisen.“ Die dritte Lieferung der „Polemischen Blätter“ fährt ein Häufchen „Xenien“ an, „Fragmente“ kopieren die kritischen Teufeleien des „Archivs der Zeit und ihres Geschmacks“.

Man soll die jungen Leute nicht belächeln, die hier mit Feuereifer in Liebe und Haß für die „neue Schule“ — bis ins zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die gebräuchlichste Bezeichnung der Romantik — sich ins Zeug legen. Die Geschichte der Aufnahme und des allmählichen Obsiegens der von dem Schlegelschen Bunde ausgehenden Tendenzen ist trotz Kobersteins bibliographischer Grundlegung und manchen einzelnen Beobachtungen noch zu schreiben und dient einer genetischen Betrachtung der Romantik zur Voraussetzung. Es handelt sich da um Grundprobleme des geschichtlichen Lebens: um das Ineinanderspielen von Individualität und Mehrheitinstinkten. Wir müssen den seelischen Erregern geistiger Epidemien und den Ursachen der Prädisposition nachspüren. Für die Romantik wird es die Aufgabe sein, bei vorsichtiger Differenzierung die allenthalben sich bildenden romantischen Vergesellschaftungen, Kreise und Kreisel, die persönlichen Berührungen zweier oder dreier ähnlich besaiteter Naturen, die weckende Gewalt eines literarischen Eindrucks — alles dies mit allen Fäden und Wurzeln und in den feinsten Oszillationen und streng synchronistisch —

erst einmal wirklich aufzusuchen. Mit Ricarda Huchs zweitem Bande ist es längst nicht getan. Durch welche Kanäle und Träger wird die Konterbande der romantischen Ideen- und Gefühlswelt nach und nach bis in die äußersten Landschaften Deutschlands eingeschmuggelt? Welche Verbindungen geht sie mit Vorhandenem ein? Welchen Einfluß nimmt auf sie der Stammes- und Ortscharakter und die jeweils vorhandene literarische Tradition? ... Ansätze zur Beantwortung solcher und anderer Fragen liegen vor, die größeren und bekannteren Gruppen sind mehr oder minder äußerlich, schulmäßig und gewaltsam abgegrenzt. Aber von der strengen Durchführung solcher historischen Forderungen, denen analog, die man dank vor allen den Impulsen Burdachs für die Geisteswelt des ausgehenden Mittelalters, des Humanismus und der Renaissance der Verwirklichung näher bringt, ist man in den Tagen eines sich als Tiefsinn gebenden halt- und uferlosen Geredes über die Romantik entfernter denn je. Erst ihre Erfüllung wird dem, der sich an Worten nicht genügen läßt, befriedigend deuten, was es mit einer romantischen „Strömung", mit einem romantischen Zeitalter auf sich hat. Im Bereich solcher Postulate gewinnt auch die Inoriginalität und Mittelmäßigkeit eines „Apollon" ein anderes Aussehen und erwirbt sich den Anspruch auf Beachtung in einem Repertorium romantischer Zeitschriften, das den Wunsch hat, „möglichst vielseitig zu sein und aus den verschiedenen Lagern der Romantik Stichproben zu geben".

Von den Zeitschriften, die das Repertorium nicht erwähnt, erscheint mir aber keine merkwürdiger als die Dresdner Abendzeitung von 1805 und 1806, auf die ich noch zurückkomme.

Dann der Heidelberger Kreis. Wie schade, daß die trotz Steigs (Neue Heidelberger Jahrbücher 6 (1896), 69 ff., Arnim und Brentano S. 186, 238) und meinen Hinweisen (Joseph Görres ... im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik, 1902, S. 62, 89; Anzeiger für Deutsches Altertum 27, 77) noch nicht voll ausgemünzte, von der Heidelberger Romantik unterstützte und in ihrem Geiste von Alois Schreiber geleitete „Kurfürstlich privilegierte Wochenschrift für die Badischen Lande" (Heidelberg, Mohr und Zimmer, Juli 1806 bis Ende Dezember 1807) fortgeblieben ist! Ein vollständiges Exemplar besitzt die Heidelberger Universitätsbibliothek.

Was die Heidelberger Jahrbücher für die Romantik und innerhalb ihres Zeitschriftenwesens bedeuteten, würde auf dem richtigen Hintergrund in Erscheinung getreten sein, wenn man sich aus inneren Gründen hätte entschließen können, aus ihrer lange Reihe die Jahrgänge 1808—1811 als eine innerlich selbständige Masse vorwegzunehmen. Im Jahre 1811 sondern sich endgiltig die Wege der Romantik und des von ihr mit großen Hoffnungen empfangenen Heidelberger Professorenorgans.

Im Südwesten wird — nicht nur weil sie von Görres, von Friedrich und Dorothea Schlegel mit Beiträgen ausgestattet wurde — von romantischen Tendenzen getragen die „Isis. Eine Monatsschrift von Deutschen und Schweizerischen Gelehrten", Zürich, 1805—1807 (vgl. Görres S. 204, Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin, Berlin 1905, S. 146; ein Exemplar in der Königlichen Bibliothek zu Berlin). Aus dem Südosten möchte man etwa den „Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser", Prag 1812 (Brentano, Gesammelte Schriften 4, 403—413, Gesammelte Briefe 1, 53 Anm.) und den „Kronos", Prag 1813 (E. Grigorovitza, Libussa in der deutschen Literatur, Berlin 1901, S. 27 f., 78 ff.; Steig, Arnim und Brentano S. 309, 366; Görresbriefe 2, 399; Exemplar im Besitze Erich Schmidts) erschlossen wünschen. Aus dem Osten fehlt die zu Königsberg 1807 erschienene romantisierende „Vesta. Für Freunde der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Ferdinand von Schrötter und Max von Schenkendorf" (Exemplar in Berlin).

Die Desideratenliste ist leicht zu vermehren. Ich nenne noch als Zeitschriften, die in dem etwaigen Ergänzungsband Aufnahme finden müssen, die „Erholungen. Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete", 1812—1819; sie erweisen sich durch ihre Mitarbeiter (Goedeke[2] 8, 22) und durch ihren Verlag, F. A. Keyser in Erfurt, der mir auch sonst als der „neuen Schule" geneigt bekannt ist, auf den ersten Blick als hierher gehörig. Andere hinzuzunehmende Journale sind die „Zeitschrift für Poesie" von Goldmann und Freudenfeld, Unna 1813, Brockhaus' „Deutsche Blätter", 1813—1815, die „Zeit-Blüthen" von Gleich und Wunster, Breslau 1814—1816, die „Thusnelda" von C. W. Grote und W. Raßmann, Coesfeld und Leipzig 1816, Wesel 1817, endlich Wilhelm Müllers kurzlebige, interessante, durchaus romantische „Askania. Zeitschrift für Leben, Literatur und Kunst", Dessau 1820; das Zirkular, in dem Müller für sie Mitarbeiter zu werben sucht, liest man jetzt unter den Unpublished Letters of Wilhelm Müller by James Taft Hatfield (Reprinted from American Journal of Philology Vol. XXIV, No. 2), Baltimore 1903.

Daß die Bearbeitungen nicht alle gleich gut ausgefallen, ja daß auch die Grundsätze nicht ganz ebenmäßig gehandhabt sind, erscheint bei der Vielheit der mit summarischem Dank zu entlohnenden werktätigen Helfer unausbleiblich. Auf die Einrichtung des Repertoriums, das meines Wissens ein Novum bibliographischer Technik bietet, einzugehen, erübrigt sich nach den ausführlichen Darlegungen und Begründungen Houbens, mit denen man vom Standpunkt des Bibliographen wie des Forschers einverstanden sein muß. Eines vermiß ich: eine Zusammenstellung sämtlicher Mitarbeiter und Chiffren mit ihren erreichbaren Lösungen zu Beginn oder am Schluß einer jeden aufgeteilten Zeitschrift; nur für die

„Abendblätter“ (Sp. 211) ist eine alphabetische Übersicht der gebrauchten Chiffren und ihrer Deutungen beigebracht. Will ich mir die Mitarbeiterliste eines Blattes mit einem Blick ins Gedächtnis zurückrufen, so werde ich nach wie vor zu Goedeke mit seinen gewöhnlich ungenügenden Namenübersichten greifen. Innerhalb der einzelnen Zeitschriften ist nach Houbens Aussage (S. 10*) „Vollständigkeit“ zu erreichen versucht worden. Das gibt mir den Mut, auch hier ergänzend und berichtigend einiges von dem anzuführen, was mir beim einmaligen Durchnehmen des Bandes aufstieß — nicht um zu nörgeln, sondern um die Brauchbarkeit des Repertoriums noch zu erhöhen. Notizen zu häufen war nicht meine Absicht.

Walzels Bearbeitung des „Athenäums“ ist mustergiltig; ihre Sorgsamkeit wird von keiner der folgenden erreicht. Ich merke zwei falsche Zitate an: Spalte 4, Zeile 53 ist zu lesen: [Friedrich Schlegels] „Prof. Jugendschriften I, 201—210“, statt II, 201—210“: und Sp. 7, Z. 51: „Friedr. Schlegels sämmtl. Werke. Wien 1825. X, 123—152“ statt IX, 123—152“. — Auf Sp. 12 werden Sauers „Deutsche Säkulardichtungen“ (Berlin 1901) S. CLIII, 194 ff., 586 zu Friedrich Schlegels, auch von Sauer aufgenommenem Gedicht „An die Deutschen“ angezogen. Es fehlt aber in dieser Umgebung ein nochmaliger Hinweis auf Sauers vortreffliches Werk: auf Johann David Falks „Hymnus auf das neunzehnte Jahrhundert. Nach dem neuesten Geschenke des Athenäums. III. Bandes 2. Stück“ (a. a. O. S. 436 ff., 612). — Zu Sp. 16, Z. 5: Für Hennings, „den Goedeke nicht verzeichnet“, hätte die Allg. deutsche Biographie nicht vergessen werden sollen (vgl. auch Euphorion 12, 594). — Die Angaben des Repertoriums Sp. 26, Z. 33 und Sp. 33 werden von Deibel, Dorothea Schlegel S. 73 und S. 100 berichtigt und ergänzt. — Sp. 27 f. Die Literaturangaben über die Aufnahme und Wirkung der „Europa“ sind trotz der Ergänzungen im Nachtrag (Sp. 438) wenig erschöpfend. Auch für das „Athenäum“ hätten sie noch ausgedehnter sein dürfen. Allein die Weite der Perspektiven macht in diesem Punkte ein verschiedenes Augenmaß für die Grenzlinien wohl erklärlich. — Sp. 39, Z. 9. Einen Beleg für die Nachwirkung der von A. W. Schlegel nach Franz Baader gegebenen Bestimmung der „vier Weltgegenden des menschlichen Geistes“ brachte ich (Görres S. 19) bei (vgl. Charakteristiken und Kritiken von J. Görres 1, 19). — Sp. 45, Z. 30 und Sp. 46, Z. 11 ff. Eine Ankündigung der „Polychorda“, die die Namen A. W. Schlegel, Tieck und Gries „mit gegründeten Hoffnungen“ nennt, findet sich in den „Literarischen Notizen als Beilage zum Apollon, Nr. II, Februar 1803“. Ist eine Voranzeige der „Polychorda“ den Herausgebern nicht bekannt geworden, so wird anderwärts diesen Waschzetteln der Verleger durch die wörtliche Wiedergabe wohl eine Bedeutung zuerkannt, die ihnen meines Erachtens nicht gebührt. —

Zu G. H. Schuberts im „Phoebus“ stehender Erzählung vom Bergmann zu Falun (66, 8 ff.) war außer G. Friedemanns schwacher Schrift über die Bearbeitungen des Stoffes (1887) K. Reuschels ergänzender Aufsatz „Über Bearbeitungen der Geschichte des Bergmanns von Falun“, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 3 (1903), 1—28, zu zitieren. — Bei Sp. 66, Z. 60 (Wetzels „Variation auf die Musen und Grazien in der Mark“) wird ein Hinweis auf den Neudruck, den Erich Schmidt in dem Artikel „Der Phoebus gegen Voß und Schmidt von Werneuchen“, Archiv für Litteraturgeschichte 12 (1884), 85 ff. geboten hat, vermißt. — Sp. 81, Z. 19 wird angeführt Z. Funk, Aus dem Leben zweier Dichter, 1838“: nicht Funk, sondern Funck (d. i. K. F. Kunz), nicht 1838, sondern 1836. — Sp. 87, Z. 31 wird eine Korrespondenznachricht des „Prometheus“ aus Lübben verzeichnet. Zwischen Mitteilungen über bedeutsame Ereignisse des geistigen Lebens in Berlin, Dresden, Weimar diese Notiz aus — Lübben: „D. Köthe eröffnete mit dem Eintritt des Winters Vorlesungen über die Ästhetik. Wurden auch seine Ideen nicht durchaus von allen Zuhörern und Zuhörerinnen verstanden, so fühlten sich doch alle von dem blühenden, oft hinreißenden Vortrage des Redners erwärmt uud tief ergriffen, und dankbar gestehen wir, daß durch seine geistreichen Bemühungen auch hier das Licht einer reineren Anschauung des ewig Schönen angezündet wurde.“ A. F. Koethe, der spätere Jenaische Professor und erste Herausgeber der „Zeitgenossen“ wird den meisten Benutzern des Repertoriums nicht so gut bekannt sein, daß ein löbliches, auch sonst freilich nicht gleichmäßig durchgeführtes Prinzip hier außer Anwendung bleiben konnte: nämlich das Vermerken der leicht zugänglichen Orte, an denen über einen weniger geläufigen literarischen Namen Belehrung zu finden ist. Auf die Allgemeine deutsche Biographie, auf G. H. Schuberts Selbstbiographie, auf das Werk „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken“ ... von Heinrich Eduard Brockhaus 2 (Leipzig 1876) S. 202 war zu verweisen. Die Notiz über Koethe deutet darauf hin, daß dem „Prometheus“ ein Romantikerkreis nahe stand, dessen Häupter der am „Prometheus“ mitarbeitende K. F. G. Wetzel, G. H. Schubert, von dem ebenfalls im „Prometheus“ die Rede ist, und Koethe waren. Auch der (94, 2 ff.) als Mitarbeiter erscheinende Historiker H. K. Dippold gehört diesem Kreise an, dessen weiter unten noch einmal zu gedenken sein wird. — Wenig Gutes läßt sich der Bearbeitung der Einsiedlerzeitung (96 ff.) nachsagen. War es überhaupt nicht überflüssig, die „Zeitung für Einsiedler“ auf 30 Spalten zu inventarisieren, da von ihr ein wortgetreuer Neudruck vorliegt, der für einen sehr geringen Preis erhältlich ist? Hätte wenigstens der Bearbeiter den Kommentar dieses Pfaffschen Neudruckes von 1884 (2. Ausgabe 1890) zu überholen oder zu berichtigen sich bestrebt! Aber „die ausführliche vortreffliche Einleitung Pfaffs ist die Hauptquelle für die Mehrzahl der .... Erläuterungen“ gewesen 97,

33). Nur Notizen aus dem Briefwechsel Arnims und Brentanos und aus anderen Veröffentlichungen Steigs sind nachgefüllt. Wo Pfaff und Steig versagen, ist auch die Weisheit des auf diesem Boden offenbar nicht heimischen Bearbeiters zu Ende. So war zu Tiecks Übersetzung eines Stückes aus dem „König Rother" (102, 56) unbedingt G. Klees bekanntes Bautzener Programm über „Tiecks germanistische Studien" (1895) heranzuziehen. Und im Zusammenhang hiermit etwas anderes: Zu Görres' Nibelungenaufsatz macht Arnim die Anmerkung: „Um in das Historische dieses nach unserer Überzeugung wichtigsten und lange vernachlässigten Durchbruchs unserer Poesie nach allen Richtungen einzudringen . . ., hoffen wir in der Folge noch die Untersuchung zweyer Gelehrten hierüber mittheilen zu können". Irrig steht bei Pfaff S. LI zu lesen, diese zwei Gelehrten seien J. Grimm und Tieck. Unser Kommentator der Einsiedlerzeitung glaubt ihn (103, 38) verbessern zu können, indem er die „Gebr. Grimm" als die beiden Gelehrten in Anspruch nimmt. Das Richtige habe ich bereits Görres S. 163 angemerkt: es handelt sich um Wilhelm Grimm und um Tieck (vgl. Holtei, Briefe an Tieck 1, 13, 15; Steig, Arnim und Brentano S. 253). Bei den Auszügen aus Maler Müllers Genoveva (Sp. 107 f.) vermisse ich einen Hinweis auf Holtei, Briefe an Tieck 1, 14, wo Arnim — der Brief ist vom Herausgeber falsch datiert — mitteilt, daß Müllers Manuskript in seine Hände gekommen sei[1]), und auf die Schriften von Seuffert, J. Ranftl, B. Goltz. Für Brentanos „Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters" Sp. 111, 19 ff. mußten statt alles anderen die Quellennachweise von Bleich (Archiv für das Studium der neueren Sprachen XCVI (1896), S. 46—52 erwähnt, für Arnims „Briefe eines Einsiedlers und einer Mohrin" (Sp. 115, 35) und für sein „Gedankenspiel", „Der Ring" (Sp. 108, 51 ff.) mußte auf die „Gräfin Dolores" verwiesen werden. Endlich durfte ein ungedruckter Beitrag Clemens Brentanos zur Einsiedlerzeitung, veröffentlicht Euphorion 1, 124—128, nicht vergessen werden. — Bei Büschings und Kannegießers „Pantheon" fehlt in der Rubrik „Zur Geschichte der Zeitschrift" der wichtige Brief Jean Pauls an Büsching, „der ihn um Beiträge für ein neu zu gründendes Journal für Wissenschaft und Kunst gebeten", vom 19. Dezember 1809 (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Fr. Richter 3, 209). — Sp. 140, 54 ist als Beitrag registriert: „Dr. Heinrich Schubart: Der Einäugige und sein Freund. (Eine Erzählung in Sadi's Manier.)" „Herr Heinrich Schubart, Vorsteher des Polytechnischen Instituts zu Nürnberg", wird auch Sp. 140, 25 unter den Mitarbeitern aufgeführt. Derselbe „Heinrich

[1]) „Pr. L'Epique gab mir den Müller, der ritterlich thätige Schluß des Stücks veranlaßte mich besonders zur Mittheilung" . . .; muß heißen „Lepique" (vgl. Steig, Arnim und Brentano S. 131), der zusammen mit Tieck die Ausgabe der Schriften Müllers vorbereitete.

Schubart" figuriert auf Grund dieser Stellen gesondert im Autorenregister. Unschwer läßt sich feststellen, daß der Verfasser jener Erzählung mit dem im Repertorium mehrfach erwähnten Gotthilf Heinrich Schubert identisch ist. — 142, 15 wird zitiert „J. Nolle, Hundeshagen und seine Stellung zur Romantik"; der Verfasser dieses Buches heißt Noll. — Bei der Bearbeitung der „Wünschelruthe" (1818) ist ein Versehen untergelaufen, das einer kurzen Darlegung bedarf. Die „Wünschelruthe" bringt in Nr. 2, 9, 18, 23, 25, 26, 27, 38, 46, 49, 50, 51, 52 eine Reihe von Volksliederveröffentlichungen. Die Lieder von der Insel Rügen (Nr. 46, 50, 51) sind, wie in Nr. 46 angegeben ist, mitgeteilt von E. M. Arndt, das Volkslied in Nr. 52 ist unterzeichnet: „Mitgetheilt von Dr. Julius." Die übrigen Volksliederbeiträge sind namenslos. Der Bearbeiter scheint sie alle dem bei der letzten Publikation (Nr. 52) genannten, romantisch gerichteten Nicol. Heinrich Julius zuzuschreiben, denn auf die Nummer, in der sein Name sich findet, wird vorverwiesen; und bei ihr werden neben Literaturangaben über Julius die früheren ebenfalls Volkslieder enthaltenden Nummern zusammengestellt. Zweifellos bezieht sich aber Julius' Name nur auf die eine letzte Volksliedmitteilung in Nr. 52. Er war, wie Arndt, wohl durch die Neigung der „Wünschelruthe" zum Romantisch-volksmäßigen angeregt. Der Gepflogenheit der Zeitschrift hätte es entsprochen, daß sein Name bei der ersten, nicht bei der letzten Veröffentlichung der langen Reihe genannt wäre, wenn wirklich auch die übrigen Volkslieder auf sein Konto gesetzt werden müßten. Doch nein! Die Redaktion hat durch seinen und Arndts Namen das von ihnen Herrührende nur ausdrücklich von dem übrigen gesondert. Das Richtige ließ sich schon den Sp. 327, 56 zitierten „Freundesbriefen von Wilh. und Jac. Grimm", herausgegeben von Reifferscheid, entnehmen und wird zur Evidenz erhoben durch Reifferscheids auf handschriftlichem Material und auf Familienmitteilungen fußende Vorrede zu den „Westfälischen Volksliedern", Heilbronn 1879; sie bieten einen Teil der reichen Sammlung deutscher Volkslieder, die von Mitgliedern der Familie Haxthausen, besonders von August v. Haxthausen von 1805—1820 aus dem Volksmunde ausgezeichnet waren. Auf die Sammlung August v. Haxthausens, der, damals in Göttingen studierend, zur „Wünschelruthe" in den nächsten Beziehungen stand (Steig, Achim v. Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm, 1904, S. 396), gehen jene anonyme Volksliederbeiträge zurück. Reifferscheid (a. a. O. S. VII) berichtet, daß August v. Haxthausen in der „Wünschelruthe" „sein Werk über den deutschen Volksgesang angekündigt" habe. Das ist die Ankündigung in Nr. 2, der dann gleich die ersten Lieder folgen: „Uns eine vollständige Anzeige über ein Werk vom Deutschen Volksgesang vorbehaltend, welches sich von den übrigen Sammlungen dadurch scheidet, daß es eine Hauptrücksicht auf die Musik der Lieder nimmt, werden wir in diesen Blättern einige

Lieder geben, zu denen uns die Melodien fehlen, und wobei wir Jeden, der Freude daran hat, und dem sie vielleicht zu Ohren kommen, bitten, uns sie — die Melodien — mitzutheilen." So die „Wünschelruthe". Die Haxthausensche „Sammlung unterschied sich von den übrigen der Zeit besonders dadurch, daß sie die Hauptrücksicht auf die Musik der Lieder nahm", heißt es auch bei Reifferscheid (S. VII). — Wichtige, von dem Repertorium noch nicht benutzte Stellen über die „Wünschelruthe" finden sich bei Steig, Arnim und die Brüder Grimm, S. 396, 418, 421 f., 425. Von den Herausgebern heißt es da (S. 396): „Ein feiner, gescheidter und sinniger Mensch darunter ist ein junger Arnswaldt, ein Sohn des hannöverschen Ministers." Es ist der Freiherr August v. Arnswaldt, der spätere Schwager der Brüder von Haxthausen, der Gatte der als Förderin der Grimmschen Märchensammlung und als Freundin Annettens v. Droste bekannten Anna v. Haxthausen. Arnswaldt verbirgt sich meines Erachtens unter der Chiffre A (z. B. Sp. 330, 62) und auch unter dem —t (Sp. 329, 43) der „Wünschelruthe". Der Bearbeiter sieht unter diesem —t den Herausgeber Straube. Näher liegt doch die Identifizierung mit [Arnswald]t, dessen Mitarbeit durch den zitierten Brief Wilhelm Grimms (Steig a. a. O. S. 396) bezeugt wird. — Das Zitat Sp. 411, 52 ist falsch und ungenau: statt „J. Pauls Denkwürdigkeiten (1863) I, 194" muß es heißen „III, 194"; die Jahreszahl 1809 dürfte, wenn als Datum dieses Briefes der 22. März angegeben wird, nicht entbehrlich sein.

Über Walzels Einleitung muß ich mich nunmehr kurz fassen. Sie nimmt es auf sich, die vom Zufall nicht unabhängige Zeitschriftenauswahl als Repräsentation der romantischen Entwicklung vorzustellen. Gehaltvoll, feinsinnig und formsicher wie alles, was aus Walzels Feder kommt, erscheint sie mir doch nicht ganz frei von konstruktiven Behelfen. Wird die Anknüpfung des romantischen Zeitschriftenwesens und seines unverfälschten Strebens an Schillers „Horen" allen Einwendungen, die sich machen ließen, standhalten? Ist es angebracht, mit Walzel von der Vielheit und Buntheit romantischer Journale immer wieder den Blick auf das „Athenäum" als den Ausgangspunkt und den Prototyp der „romantischen Zeitschrift" zurückzulenken? Erscheint nicht in dieser Einleitung der unorganischen und disparaten Grundlage zum Trotz „die Romantik" zu sehr als etwas Einheitliches und Kompaktes? Man ist jetzt daran, den Begriff der „Renaissance", wie Burckhardt ihn prägte und gangbar machte, zu revidieren und in seine Elemente zu zerlegen. Man wird ein Gleiches für das Wort „Romantik" tun müssen, soweit die historische Betrachtung darunter eine distinkte geistesgeschichtliche Richtung und Epoche versteht, die weit über die singuläre Gedankenwelt des Athenäums und seine Zeit hinausreicht. Eine genaue wortgeschichtliche Untersuchung tut not, um die Herrschaft der täppisch zufahrenden

summarischen Literaturgeschichtsvokabel auf ihre Befugnisse zu prüfen. Zum einzelnen will ich bemerken, daß Walzels Herleitung der Dresdner Romantik (S. XII) ein wesentliches, interessantes Mittelglied fehlt: Die schon oben erwähnte Dresdner Abendzeitung von 1805 und 1806, die von der elf Jahre später von den „Vespertinern" Hell und Kind begonnenen „Abendzeitung" zu trennen ist. Der Jahrgang 1806 der kurzlebigen älteren Abendzeitung wird das Organ jener sehr ausgeprägten, aber als solche wenig bekannten romantischen Gruppe, zu der G. H. Schubert, K. F. G. Wetzel, A. F. Koethe, ein gewisser Hartmann (der Redakteur der „Abendzeitung"), Dippold und andere gehörten, alle seit Jahren in romantischer Gesinnung verbunden. Man übernimmt das Blatt von Fr. Laun, der es 1805 redigiert und mit Banalitäten und Süßlichkeiten angefüllt hatte, und führt es in ein scharf romantisches Fahrwasser hinein. Aber man sucht eine bisweilen fast paradoxe Selbständigkeit zu wahren, scheut sich nicht gegen das Athenäum auch einmal Front zu machen, gegen die Frauenemanzipation sich zu wehren und W. Schlegel als grammatischen Poeten zu charakterisieren. Die treibende Kraft ist der Feuergeist des frühverschollenen genialen K. F. G. Wetzel, des — wie ich heute wohl sagen darf — mit G. H. Schubert in innigster geistiger Gemeinschaft lebenden Verfassers der vielumstrittenen „Nachtwachen von Bonaventura". Dieser Kreis ist der eigentliche Hort der früheren Dresdner Romantik, bevor Kleist und Adam Müller 1808 in Dresden den „Phöbus" edierten, an dem Mitglieder der Gruppe nach dem Eingehen ihres eigenen Organs sich beteiligten. Walzels Bemerkung (S. XII): „Damals [in der Phöbuszeit] sind die Dresdner Wasserpoeten ins romantische Lager übergegangen" bedarf also einer Modifikation. Im übrigen sei auf meine demnächst erscheinende Schrift über Wetzel und die „Nachtwachen von Bonaventura" verwiesen, deren Ergebnisse dem verehrten und um die neuere Romantikforschung so verdienten Prologisten unseres Repertoriums zu einem Teil schon aus mündlichem Vortrage in der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin (20. März 1907) bekannt sind. Meine bescheidenen Einwände wollen nichts besagen gegenüber der bewunderungswürdigen runden Leistung dieser auf hoher Warte stehenden und doch die Einzelheiten spielend beherrschenden Einführung in die romantische Zeitschriftenliteratur.

Bonn. Franz Schultz.

Leopold Komperts Sämtliche Werke in zehn Bänden. Mit einer Einleitung von Dr. Stefan Hock. Leipzig, Max Hesse. 12 M.

Die letzte Auflage der achtbändigen Ausgabe, in der Leop. Kompert 1882, als 60jähriger sein Lebenswerk vereinigt hatte, ist seit Jahren vergriffen; es war eine verdienstliche Tat des Hesseschen Verlages, Komperts Werke, um eine Auswahl kleiner Schriften vermehrt, dem Publikum von neuem zugänglich zu machen. In

einer knappen, elegant stilisierten Einleitung sucht Dr. Hock dem modernen Leser Leben und Werk des Autors nahezubringen, dessen Todestag im vergangenen Herbste sich zum 20. Male jährte, dessen vollendetste Schöpfungen bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, ja in einer noch früheren Zeit wurzeln.

Hock hat die Schwierigkeiten nicht ganz aus dem Wege geräumt, die heute in weiteren Kreisen dem Eindringen in diese eigentümlichen Schöpfungen entgegenstehen. Hocks Darstellung schmiegt sich viel zu wenig dem besonderen Gegenstande an. Sollte es ihm wirklich entgangen sein, daß in den Geschichten aus dem Ghetto das Leben einer unter exzeptionellen Daseinsbedingungen erwachsenen besonderen Menschenart sich zudem in einer ungewöhnlichen dichterischen Persönlichkeit spiegelt? Oder dachte der Herausgeber diese Fülle des Fremdartigen gerade dadurch dem Leser zu assimilieren, daß er die herkömmliche Darstellungsweise darauf anwandte? Schon bei den biographischen Partien bekommt man diesen Eindruck; hier hat dieses Verfahren eine relative Berechtigung; unzureichend wird aber eine solche Art der Vermittlung bei der Behandlung der Werke. Hock bleibt in der Analyse der verschiedenen Novellengruppen stecken, die er nach Zeit und Stoff, nach Motiven, nach der Grundstimmung zusammengestellt hat; er macht hier feine und wertvolle Beobachtungen, die aber für die Erfassung der Persönlichkeit des Autors nicht recht fruchtbar werden, weil Anlage und Ausgestaltung der einzelnen Werke nur an den allgemeinen Kategorien des ästhetisch Vollendeten gemessen, nicht aber als Äußerungen einer Individualität gedeutet werden.

Gerade bei einer Ausgabe, die neben Vollendetem Schwächeres, ja zum Teil Mißlungenes bringt, mußte das Geleitwort störende Eigentümlichkeiten in ihrer untrennbaren Verbindung mit liebenswerten und hinreißenden Eigenschaften aufzeigen.

Eine mimosenhafte Sensibilität führt nicht nur zu der Feinheit psychologischer Analyse, die wir an Kompert schätzen, sie äußert sich anderseits auch in Absonderlichkeiten des Stils, der Technik, die bei erster Lektüre befremdend, ja bizarr auf den wirken, der durch die warme, sympathische Persönlichkeit des Autors noch nicht gewonnen ist. So, wenn er seine Geschichten oft mit Betrachtungen über den Stimmungswert eines Terminus einleitet, den er meist als Titel voranstellt. Dabei überläßt er sich — gegen besseres Wissen — etwa dem unheimlichen Eindruck eines Wortes wie „Die Seelenfängerin", bis es ihn „schmerzlich, wie ein jäher Vorwurf von den Lippen eines Nahestehenden durchzuckt, daß er jenen grausigen Vorstellungen überhaupt Raum gegeben habe" ... anklagend scheinen ihn die guten, frommen Augen einer alten Frau zu fragen: „So was läßt du die Leute von mir meinen? Also ich soll einer menschlichen Seele nachgestellt? ich soll wie eine Katze auf unschuldige Kinder gelauert haben? — bin ich denn keine Mutter gewesen?" Komperts Reflexion hat eine fast impressionistisch zitternde Farbe, wodurch sie sich völlig von Auerbachs behaglich philosophischen Betrachtungen unterscheidet. Bei seiner geistigen Orientierung vermeidet er es, direkt verstandesmäßige Kritik zum Maßstab zu nehmen. Wo seine Gestalten sich betrachtend ergehen, können ihre Ansichten niemals ganz mit denen des Autors identifiziert werden. In der Bildungsgeschichte „Die Kinder des Randars", die durch ihre fast allseitige Diskussion jüdischer Lebensfragen eine zentrale Stellung einnimmt, werden z. B. soziale Verhältnisse der Juden in einem naiven Gespräch zwischen einem kleinen Gymnasiasten und einem schlauen Trödler erörtert. Und selbst wo Reflexionen eingelegt werden, die vielleicht aus Komperts eigenem Studenten-Tagebuche stammen, ist einmal durch ein „willst du die obigen Zeilen denn stehen lassen?" das eben Ausgesprochene wieder in Frage gestellt. So sehr war diese schüchterne Verhüllung seiner Ansicht ihm zur Gewohnheit geworden, daß er z. B. in einem Aufsatze gegen die Wiedereinführung der körperlichen Strafen in den Schulen es vorzieht, seinen Protest in die naive Rede einer jungen Mutter zu kleiden. Ein gefühls-

mäßig tastendes Erkennen ohne kritische Schärfe, das der Grund dieser schüchternen Zurückhaltung ist, gibt auch dem Kritiker Kompert das Gepräge: er erfaßt die Größe des Erbförsters, aber auch Benedix ist ihm sympathisch. In doppelter Hinsicht kommt diese Art zu schauen für Komperts Psychologie in Betracht: neben den scharfen Umrissen, die der Dichter aus der Vergleichung verschiedener Persönlichkeiten gewinnt, betont er den größeren unauflöslichen Rest, der sich ergibt, will man einen Charakter für sich allein nach allen seinen Möglichkeiten ergründen: „Abgrund", „Schacht" sind die Worte, mit denen er die Unerschöpflichkeit der Psyche immer wieder bezeichnet. Ferner ist leicht zu erkennen, daß die bedeutenden Gestalten Komperts bei aller Verschiedenheit der Charaktere nur sein eigenes Temperament mitbekommen haben. Fast auf alle geht eine ungemeine Reizbarkeit über; starke Frauengestalten, wie „Gottes Annehmerin" oder Gudule, die Frau des Spielers, zeigen eine Feinheit instinktiver Auffassung, die an Intuition grenzt. „„Sag selbst, Gudule," sprach er, „ein Mensch, der sich die ganze Woche plagt und anstrengt, muß er nicht das Gesicht seines Kindes wie ein ihm von Gott geschicktes Geschenk betrachten, wenn er es zuerst beim Eintritte in sein Haus zu sehen bekommt?"" Wunderbar! In diesem Augenblicke durchzuckte Gudule die erste Ahnung, daß ihr Mann einer Lüge fähig sei." (Hock 5, 161.)

Dieses plötzliche Werten einer Person durch die andere, das jähe Erkennen einer Situation ist bei Kompert durchaus typisch. An analoge Vorgänge künstlerischen Schaffens erinnert die Art dieser Menschen, bald plötzlich und heftig auf geringfügige Eindrücke zu reagieren oder aber stumm und unruhig das Erlebte zu verarbeiten, bis wieder ein geringer äußerer Anstoß eine plötzliche Erkenntnis mit einer oft explosiven Äußerung auslöst. Man schlägt kaum einen Band Kompert auf, ohne durch „krampfhaft zitternde Lippen", „entsetzt starrende Augen", „gellende" oder „markerschütternde Aufschreie" seltsam berührt zu werden. Für die seelischen Vorgänge werden Blitze und überhaupt grelle Lichterscheinungen in den ausgeführtesten Vergleichen angezogen. So sehr war Kompert nur auf die Variierung dieses einen Menschentyps eingestellt, daß auch seine derbsten Gestalten dieselben Züge, wenn auch humoristisch vergröbert, erkennen lassen: Dr. Prager glaubt Trenderl, den standhaften Schlosser, warnen zu müssen, seine Augen nicht zu einem sozial höher stehenden Mädchen zu erheben, sondern ein schlichter Handwerker zu bleiben. Der gute Meister ist ganz erstaunt, aber „zwei Stunden waren seit dem Besuche des Doktors verflossen und Trenderl eben im Begriff, eine glühende Eisenstange aus der Esse hervorzuholen, als er plötzlich, wie vom Wahnsinn befallen, die Zange weit wegwarf, mit der er das Eisen dem Feuer entreißen wollte und in ein so lautes Gelächter ausbrach, daß die zwei Gesellen ganz verblüfft in der Arbeit einhielten ... (Hock 2, 232). Nun hat er erst begriffen. Das „wie vom Wahnsinn befallen" ist stehende Formel; unbekannt mit der leisen Wühlarbeit, die dem Ausbruche voranging, steht dem die Umgebung ganz erschreckt gegenüber. Bei den edelsten Gestalten, die Kompert gebildet hat, häufen sich die Analogien mit dem künstlerischen Ringen. Wie der Künstler im Augenblicke der Empfängnis dumpf und stark eine Schönheit ahnt, der er dann mit nachtwandlerischer Sicherheit zustrebt, in seinem Schaffen von schmerzlichen Perioden trockenen und kalten Tageslichtes unterbrochen, so erfaßt etwa die arme, unwissende Frau des Schulklopfers in schicksalsschwerem Momente intuitiv ihre Pflicht gegen das eben verwaiste Christenkind. Ihre ersten Handlungen in dieser Richtung sind so impulsiv, daß ihr Mann fürchtet, „der Schrecken sei dem armen Weibe zu Kopfe gestiegen". Es ist nicht der stolze Mut, den das klar erkannte Prinzip gibt, mit dem sie abmahnenden Versuchern entgegentritt. „In der schmerzlichsten Verwirrung" wird sie von der hochmütigen Großmutter zurückgelassen, die „Christian" vergeblich aus dem Judenhause zu verdrängen suchte. Bei dieser gefühlsmäßigen Orientierung im Wechsel der Ereignisse werden geringfügige Vorfälle zum bedeutenden Wink; es ist echter Kompert, wenn fast wie im Erb-

förster, zuletzt ein naiv interpretierter Bibelvers die Gebeugte, von allen Seiten Bestürmte aufrichtet. Zitternd demütig geht diese Heldin ihren schweren Weg. Das Ethische erscheint hier ganz elementar. So hielt Kompert eine aufklärende Reflexion aus der Feder eines Ghettogelehrten für nötig. Manchmal hat Kompert aber mit großer Ruhe Menschen hingestellt, zu deren Wesen erst der Leser den Schlüssel zu haben glaubt; so ist in den Geschichten „Am Pflug" und „Die Seelenfängerin" das Problem der geistig unterdrückten Frau nach zwei Seiten gewendet: „Ich ließ dich zu viel für mich denken und das ist leider Gottes meine größte Schuld", heißt es in der zweiten Erzählung. Es ist auch ein ganz eigener Reiz, Begriffe, für die uns Schlagworte oder gar eine wissenschaftliche Terminologie zu Gebote stehen, von stammelnden Lippen neu erobert zu sehen (z. B. Hock 5, 401 wird der Begriff der Reizbarkeit des Künstlers umschrieben).

Komperts eigentümliche Psychologie, nicht seine Abstammung allein, wies ihn aufs Ghetto. Das bescheidene Maß von Realismus, das hier allein möglich schien, war ebensoviel, als sich mit Komperts Geistesart vertrug. Der Handelsbetrieb der Juden hatte nicht die Sympathien, die dem Werk des Landmanns oder bei G. Freytag dem Leben und Treiben eines christlichen Handelshauses entgegengebracht wurden. Kompert hat mit Genrebildern aus dem Ghetto begonnen, aber weder dort noch später verweilt er gern bei der Tagesarbeit seiner Helden, es sei denn um Mitleid zu erregen. Die Stilisierung der äußeren Lebensverhältnisse war in einem fremden Milieu leicht zu ertragen. Jenes halbbewußte Ringen, zu dessen Gestaltung sich Kompert durch einen primären Formtrieb gedrängt fühlte, war hier unter den günstigsten Bedingungen darzustellen; je mehr diese naiven Kämpfer ihrer Umgebung und in schwachen Stunden sich selbst aus der Bahn geschritten scheinen, je mehr sie im dunkeln Drange nach Humanität sich zur Tradition in Gegensatz bringen, desto näher kommen sie natürlich dem Leser, der außerhalb des Ghettos steht. Dem Erzähler kommt da ein Effekt zugute, der dem Dramatiker vorbehalten schien: der Zuschauer, der Leser hat schon längst erkannt, was den handelnden Personen erst allmählich klar wird.

Wenn wir hier eine gedrängte Analyse von Komperts künstlerischer Individualität versuchen, die zu der stofflichen Besonderheit seiner Hauptwerke hinzukam, wenn wir Andeutungen geben über seine mehr als persönlichen Beziehungen zum Ghetto-Milieu, so erhält unsere Ansicht eine negative Bekräftigung durch den Mißerfolg der zu verschiedenen Zeiten versuchten Grenzüberschreitungen Komperts. So wichtig es für die Erkenntnis der Grundlagen seiner Persönlichkeit sein mag, ihn in „Franzi und Heini" das verwirrende Getriebe der modernen Großstadt schlichtern, fragend, zweifelnd, wie seine Menschen und dabei wie sie, im Innersten fest, auf ein ethisches Problem zurückführen zu sehen: die ästhetische Unzulänglichkeit des Werkes steht außer Frage. Mit seinem günstigen Urteil über Anna Dorothea in dem Roman „Zwischen Ruinen" dürfte Hock allein stehen. Gewiß, auch diese von Manier nicht freien Werke sinkender Kraft enthalten noch sehr feine Seelengemälde. Aber schon sprachliche Schwächen bringen sie um die unmittelbare Wirkung. Komperts hochdeutscher Leidenschafts- oder Stimmungsausdruck ist oft von peinlich papierener Dürre, während er sein gemildertes Jiddisch zu leidenschaftlicher Wucht zu steigern versteht, z. B.: „Das aber sag ich Dir, Zender, wer die Tür auf dem Gewissen hat, von der dein Bruder Josel in seiner letzten Stunde gesprochen hat, dem wird diese Tür ein starkes eisernes Tor sein mit großen Schlössern und Riegeln daran und ins Gan Eden (Paradies) kommt der nicht hinein." (Hock 6, 124.) Judensprache hat etwas Pathetisches, sagt Goethe. Komperts Stil hat, nachdem einmal die Reife erlangt war, solange die Kraft reichte, das gleiche Gepräge bewahrt; so ist hier eigentlich keine Entwicklung festzustellen oder nur in untergeordneten Elementen. Weil Hock induktiv von den einzelnen Werken ausgeht, statt sie einem allgemeinen Begriffe von Komperts künstlerischen Möglichkeiten einzuordnen, was hier entschieden fruchtbarer gewesen

wäre, ist er nur zu sehr geneigt, in jeder Schwankung an Stimmung, Gehalt oder Tendenz einen künstlerischen oder prinzipiellen Fortschritt zu sehen. Und doch sind etwa Verschiedenheiten in den Lösungen eines Problems gewöhnlich ganz äußerlich veranlaßt; Kompert lehnt z. B. die Mischehe, wenn auch mit schwerem Herzen, ab, solange sie nur durch Glaubenswechsel zu erreichen ist. Da erscheint ein Gesetz, das eine dürftige Notbrücke baut: und Kompert wählt nun diesen, wie Hock zugibt, unzureichenden Ausweg. Kompert hat nie und niemals eine gesellschaftliche Frage im allgemeinen Sinne gelöst; seine Lösungen sind durchaus individuell, psychologisch: höhere, ethische Forderungen zersetzen und zerbröckeln auch an sich berechtigte soziale Strebungen. So will Hock wieder in der Geschichte „Eine Verlorene" eine Art Ausweg aus dem Dilemma der Mischehe erkennen. In Wahrheit büßt hier die Abtrünnige durch die Last des Hasses ihrer Familie ihr „schweres Unrecht" (Hock 2, 74), die gerechte Sache hingegen sinkt durch den Haß ihres Verteidigers; es komme noch eine Grausamkeit von seiner Seite hinzu und Recht und Unrecht kehrt sich um: nur eine Versöhnung kann dem Eiferer den inneren Frieden zurückgeben.

Hock isoliert Kompert auch innerlich zu sehr von dem Leben seines Volkes wie den Lehrer von den Schülern. Kompert war weit mehr Dichter als Pädagog. Die behandelten Probleme mußte er darstellen, wenn er es auf eine ernsthafte Gestaltung jüdischen Lebens abgesehen hatte; Taufe, Mischehe, Handel oder Handwerk und Ackerbau, jüdische oder „europäische" Kindererziehung, das waren die brennenden Tagesfragen dieser Zeit, wie sie es da und dort noch heute sind. Auch wo er mit seinen Sympathien ganz auf der modernen Seite stand wie in der Frage der Berufswahl, war er zum entschlossenen Rufer im Streit ungeeignet. Er hätte nicht der unbestechlich wahre Psychologe sein müssen, der er war. Wie schwer werden seine Juden zu Bauern! Und im „Trenderl", wo er an die Bestrebungen eines Vereines zur Heranbildung jüdischer Handwerker anknüpft, kann er seine Bedenken nicht verhehlen: „Es ist immerhin ein Unglück, wenn die freie Selbstbestimmung des Individuums nicht aus ihm selbst, sondern aus einem Vereine hervorgehen soll. Die Wahl eines Handwerkes, ja selbst daß man Handwerker wird, sollte mit einer solchen Freiheit verbunden sein, wie sie dem Individuum nur immer zugestanden werden kann" (Hock 2, 222). Wie das Verhältnis zu den Zeitströmungen im damaligen Judentum vernachlässigt Hock auch Komperts Beziehungen zu anderen markanten Persönlichkeiten seines Volkes. Daß Kompert 1863 als Herausgeber eines jüdischen Jahrbuches in einen Preßprozeß verwickelt wurde, und zwar wegen eines Aufsatzes des Historikers Graetz, hätte der neue Biograph um so weniger verschweigen sollen, als er sich bemüht, die nationalen Ansichten Komperts zu präzisieren. Graetz' Arbeit war nämlich überschrieben: „Über die nationale Verjüngung des jüdischen Volkes." Hier war der Ort, Komperts Anschauungen über Judentum in ihrer Übereinstimmung und ihrem Gegensatze zu den Meinungen bedeutender Volks- und Zeitgenossen auseinander zu setzen; ihn darin bloß an der Gegenwart zu messen, ist unhistorisch.

Zum Schlusse sei noch ein Irrtum Hocks berichtigt. Aron Bernstein ist nicht vor Kompert mit Ghettogeschichten hervorgetreten; vielmehr erschienen seine zwei Novellen erst zehn Jahre nach Komperts Erstlingsband (Kalender und Jahrbuch auf das Jahr 5618 für die jüdischen Gemeinden Preußens, herausgegeben von Th. Wertheim, Berlin 1858, und im folgenden Jahrgang). Ist nun Bernstein von Kompert abhängig? Mittelbar wenigstens; Novellen in Komperts Art mußten dem Herausgeber dieses Jahrbuches vorschweben, als er sich, dem Wunsch seiner Leser nach literarischen Beiträgen nachgebend, an Bernstein wandte. Wie weit direkte Beeinflussung vorliegt, ist bei der Ähnlichkeit des Stoffes nicht mit Sicherheit anzugeben. Die Persönlichkeiten der Schriftsteller und damit ihre Auffassung sind ganz verschieden. Es ist ein Verhältnis, das von fern an das Klaus Groths zu Fritz Reuter erinnert. Wie dieser ist Bernstein bei allem warmen Anteil

überlegener Humorist und in seinen beiden Geschichten entführt er überdies seine Hauptgestalten ihrem Milieu. Komperts humoristische Arbeiten gehören gewiß auch zu seinen gefälligsten Produkten. Seine überragende Bedeutung liegt aber doch in dem heiligen Ernst, mit dem er das Leben der Ghettobewohner aufgefaßt hat.

Prag. Paul Amann.

Die kritische Hebbel-Ausgabe.

Nunmehr liegt die historisch-kritische Ausgabe von Fr. Hebbels Werken von R. M. Werner in 12 Bänden vollständig vor. Die Ausgabe ist ein imponierendes Werk deutschen Gelehrtenfleißes und philologischer Gründlichkeit und stellt sich unseren großen Goethe- und Schilleraus gaben, der Grillparzer-Ausgabe Sauers, der Ludwig-Ausgabe Sterns und Schmidts würdig an die Seite. Hebbel ist damit durch die Literaturgeschichtswissenschaft auch äußerlich den Klassikern gleich geachtet, und zugleich ist in der Hebbel-Forschung eine empfindliche Lücke ausgefüllt worden. Nun liegt das Material vollständig und gesichtet vor uns, und die Wissenschaft kann mit Sicherheit die gewaltige Erscheinung des Dichters beschreiben und ausdeuten, und die Stellung endgiltig festlegen, die Hebbel in der Geschichte der deutschen Literatur gebührt. Noch wirkt in der allgemeinen Wertschätzung des Dichters Julian Schmidts und Gottschalls enge Kritik nach, und Tausende holen sich auch heute noch ihr Urteil über den großen Dramatiker aus der seichtesten und zugleich dreistesten aller Literaturgeschichten, dem schön gebundenen „König", der ungeheuere Verwüstungen ja nicht nur auf diesem Gebiet angerichtet hat. Noch wird Hebbel in populären Leitfäden und Grundrissen mit wenigen Ausnahmen (Klee) von verlegener Unwissenheit ein schmales Plätzchen zwischen Halm und Julius Mosen bewilligt. Hier kann die große Ausgabe Werners, wie vor ihr die volkstümlichen Auswahlausgaben, mit dazu beitragen, Wandel zu schaffen. Die Feststellung der Tatsache, daß Hebbel derselben eingehenden philologischen Arbeit wie Goethe gewürdigt ist, wird sicherlich bei den Hebbelgegnern Eindruck machen. Letzteren, die ja immer noch nicht ausgestorben sind, wird man am besten mit Tatsachen, mit einer immer reicheren Vorführung dessen, was Hebbel geschrieben hat, mit einer immer lebendigeren Ausgestaltung seiner Biographie, beikommen. Die emphatischen Übertreibungen der Hebbel-Orthodoxen können nur Unglück anrichten.

Werners Ausgabe bringt in den ersten vier Bänden die Dramen und die dramatischen Fragmente. Band I enthält die Dramen „Judith", „Genoveva", „Der Diamant". In der Einleitung zur „Judith", die wie noch manche der folgenden das im Vorwort, in Briefen oder den Tagebüchern bezeichnete Wollen des Dichters, nicht selten für die Tat nimmt, vermisse ich bei der Darlegung der Ästhetik des Hebbelschen Dramas den Hinweis auf die Philosophie Hegels. Hebbels Ansicht vom Tragischen scheint ja

geradezu in der Auffassung Hegels vom Verhältnis des Individuums zum Weltganzen zu wurzeln. Der Dichter hat ja freilich seine Auffassung vom Tragischen bereits in einer Zeit gewonnen, in der er nachweislich noch nichts von Hegel gelesen hatte. Aber die verblüffende Übereinstimmung zwischen dem Dichter und dem herrschenden Philosophen der dreißiger Jahre durfte schon darum nicht unerwähnt bleiben, weil sie ein so scharfes Schlaglicht auf das „Zeitgemäße" in der Persönlichkeit Hebbels wirft und weil bereits die „Judith" jene Theorie in die Tat umsetzt. Warum soll der Angabe Hebbels, die Fabel der „Judith" sei ihm durch ein Bild des Giulio Romano in der Münchner Galerie lebendig geworden, nicht Glauben geschenkt werden? Sie findet sich doch schon im Vorwort zum ersten Manuskriptdruck von 1840. Daß in den Tagebüchern und Briefen davon nichts erwähnt wird, ist nicht beweisend. Den „Zwischenzustand der jungfräulichen Witwe Judith" sucht Werner als notwendig für ihren Charakter nachzuweisen. Ich meine, eine Schrulle bleibt eine Schrulle, auch wenn sie von Hebbel stammt. Sehr gut sind die Anregungen auseinandergesetzt, die Hebbel durch Gutzkows „Saul" empfing. Treffend ist auch der Hinweis auf die Ähnlichkeit zwischen Hebbels Daniel und dem Kaleb in Grillparzers „Traum ein Leben". In der Einleitung zur „Genoveva" werden die frühen Spuren des Werkes in der Entwicklung des Dichters gut nachgewiesen. Daß Hebbel Müllers „Golo und Genoveva" bei der Abfassung seines Werkes gekannt hat, scheint mir doch zweifellos zu sein. Daß Hebbels „Genoveva" in ihrer ursprünglichen Gestalt auch heute noch der Bühne ferngehalten werde, stimmt nicht, denn sie ist im königl. Schauspielhaus zu Berlin am 4. Januar 1897 gegeben worden, nachdem bereits Dingelstedt in Weimar 1858 den ersten Versuch gemacht hatte. Der Nachweis, daß dem Zauberspiegel „sein Platz im Drama" zugehöre, ist nicht überzeugend geführt. Werner deckt sehr viele feine Züge in der „Genoveva" auf, im allgemeinen aber überschätzt er das Werk, das er als besonders zukunftsverheißend anspricht und nicht ohne Zwang in Beziehung zu Ibsens Dramatik bringt. In jeder Beziehung gelungen ist dagegen die Analyse des „Diamanten".

Der Anhang des 1. Bandes bringt den umgeänderten Schluß der „Judith", „Weggefallenes aus der Genoveva" und „Genovevabrocken". An der Spitze der „Lesarten" zur „Judith" gibt Werner eine eingehende Darlegung der verschiedenen Bühnenbearbeitungen, ihres Verhältnisses zueinander und zum ersten Druck. Die ursprüngliche Berliner Theaterfassung von 1840 ist nicht mehr genau festzustellen. Doch scheint es mir zweifelhaft, ob, wie Werner annimmt, die „Judith" schon damals mit veränderten Schluß gespielt wurde. Wie ich in meinem Aufsatz „Hebbel und Nietzsche" (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1900, Nr. 212) und in meiner Hebbel-Ausgabe (Band 1, S. 7) gelegentlich ausgeführt habe, können uns hier die Besprechungen der ersten Judith-Aufführung in den

Berliner Zeitungen einigermaßen Klarheit verschaffen. So schreibt z. B. die „Allgemeine Preußische Staatszeitung“ vom 12. Juli 1840 unter anderem: „Könnte er (der Dichter) sich dazu verstehen, diesen letzten Akt umzuarbeiten und sein Werk von jenem Makel zu reinigen, so würden wir ... ein geistreiches dramatisches Gemälde erhalten!“ Und vorher ist von der „ästhetischen Verirrung“, in die der Dichter in diesem Akt geraten sei, die Rede. Nach diesen Äußerungen müssen wir doch annehmen, daß hier der Originalschluß der „Judith“ gespielt wurde und nicht der religiös-patriotische fünfte Akt der Bühnenbearbeitung. Die wesentliche Änderung des Schlusses wurde auf Drängen des Direktor Schmidt erst für die Hamburger Aufführung (2. Dezember 1840) vorgenommen, in höchsten Nöten, wie Hebbel selber schreibt. Dem Hamburger Beispiel folgten dann in den nächsten Jahren die anderen Bühnen. Für Leipzig ist der veränderte Schluß schon durch die Bemerkung der „Grenzboten“ (1853, S. 232) bezeugt: „Daß übrigens das Publikum das Stück nicht in seiner ursprünglichen Gestalt sieht, ist bekannt.“

Der II. Band bringt zunächst die „Maria Magdalene“ mit einer ausgezeichneten Einleitung. Bei der Aufzeigung der Elemente, aus denen der Stoff des Werkes sich zusammensetzt, bringt Werner namentlich aus der Münchner Zeit mancherlei Neues. Daß Hebbel Wagners „Kindermörderin“ nicht gekannt, möchte ich bezweifeln. Die psychologische Erklärung der viel angegriffenen Hingabe Klaras an Leonhard ist in der liebevoll auf die Absichten des Dichters eingehenden Darstellung Werners für den Verstand völlig überzeugend. Werner hat hier das „Mögliche“ geleistet. „Ein Trauerspiel in Italien“ erklärt Werner mit Recht für ein verunglücktes Experiment, auch die „Julia“ kann er nicht gelten lassen. Sehr gut ist in dieser Einleitung auf den Wandel in Hebbel hingewiesen und auf die Beziehungen zu „Herodes und Mariamne“. In der Einleitung zu diesem Werk vermißt man eine nähere Erörterung der Quelle und der Umbildung, die Hebbel mit dem Stoff vornahm. Das Verhältnis zum „Gyges“ hätte berührt werden sollen. Sehr nahe hätte hier ein Hinweis auf Hebbels Auffassung der Stellung der Frau und vom Verhältnis der beiden Geschlechter, mit einem Ausblick auf die Modernen, namentlich Ibsen (Nora) gelegen. Werner bezeichnet es als einen genialen Zug Hebbels, daß der Tod des Aristobulus eigentlich gar nicht zwischen Herodes und Mariamne stehe, wohl aber die Wirkung auf das Innere des Herodes. Das ist doch kaum zu halten. Die Einwirkung auch auf Mariamne ist doch deutlich genug ausgesprochen. Man denke an das Wort der Mariamne an Alexandra (2, 3): „Daß du mir ein Gespenst, ein blut'ges in die Ehekammer schicktest.“ Die Rechtfertigung des wiederholten Befehls hat dagegen Werner so überzeugend gegeben, daß Einwände hier nicht mehr vorgebracht werden können. Der Anhang bringt „Späne aus Maria Magdalene“ und einige weggefallene Stellen

zu „Herodes und Mariamne". Vor den „Lesarten" zum „Trauerspiel in Sizilien" wird das Sendschreiben an Rötscher abgedruckt. Dankbar zu begrüßen ist auch die Wiedergabe der Vorbemerkung Rötschers zu „Herodes und Mariamne" aus den Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur" (1849). Die Lesarten berücksichtigen eingehend die Änderungen und Hinzufügungen von Hebbels Hand im Wiener Regiebuch. Sie sind vom Referenten zum erstenmal für die Dresdner Aufführung des Werkes (1903) mit Vorteil benutzt worden.

Der III. Band enthält den „Rubin", „Michel Angelo", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring", „Ein Steinwurf oder Opfer um Opfer", den Hebbel als Operntext für Rubinstein „des schnöden Mammons wegen" verfaßt und den ziemlich nichtigen Gelegenheitsscherz „Verkleidungen". In den Einleitungen zur „Agnes Bernauer" und zum „Gyges" räumt Werner mit manchem alten Vorurteil auf. Ziemlich gesucht erscheint mir freilich der Vergleich der „Agnes Bernauer" mit der im Stil so ganz anderen „Maria Magdalene". Bei den „Lesarten" eine sehr eingehende und nützliche Vergleichung der Bühnenbearbeitnngen der „Agnes Bernauer".

Den ganzen IV. Band füllen die „Nibelungen". Die Analyse ist etwas nüchtern ausgefallen. Eingehend ist Hebbels Verhältnis zu Fouqué, Raupach, Geibel und Vischer dargestellt. Was versteht Werner unter einem „wohltuenden aber nicht hinreichenden (!) Zug nach dem Klassizismus" bei Geibel? (S. 29.) Die der nordischen Sagenfassung entnommenen Züge, von denen ich einige in meiner Ausgabe (Band III S. 9) aufgezählt habe, fehlen. Als die von Hebbel benutzte Übersetzung des mittelhochdeutschen Liedes macht Werner die von Ludwig Braunfels (1846) wahrscheinlich, die Hebbel in seiner Bibliothek hinterließ. Freilich weisen die Namensformen und die Erwähnung des Klosters Lorsch, wie ich es a. a. O. andeutete, auf die Übersetzung Simrocks. Wichtig für die Vorgeschichte Siegfrieds und Brunhilds ist die Schilderung ihrer Geburt, die Hebbel schließlich wegließ und die Werner im Anhang (S. 372) bringt. Die Abweichungen der Bühnenbearbeitungen, insbesondere der Weimarer (nach dem noch erhaltenen Soufflierbuch, das Hebbel selber durchkorrigierte) sind eingehend berücksichtigt.

Der V. Band bringt die dramatischen Fragmente und Pläne. Eine genaue Besprechung des reichen, viel Neues bringenden Inhaltes würde zu weit führen. In den Fragmenten aus der Jugendzeit spüren wir den Einfluß der „Räuber" und der Räuberromantik, der Schicksalstragödie, Shakespeares. Daß Hebbel den Dichter des „Julius Cäsar" schon in Wesselburen kannte, weist Werner positiv nach (S. 16). Mancherlei in den „Plänen" kam der „Judith" und der „Genoveva" zugut. Von dem Plan „Abrahams Opfer" leitet ein kleiner Zug sogar bis zur „Agnes Bernauer". Bei „Mirandola" wäre wohl passend auch auf Goethes „Stella" und „Werther"

zu verweisen gewesen. Das abfällige Urteil über Schillers „Jungfrau“ hat Hebbel sehr rasch zurückgenommen (S. 42). Hebbelgegner sollten das nicht immer wieder vergessen. Bei den „Dithmarschen“ erkannte Hebbel, daß dem Stoffe der Mittelpunkt fehle. Schillers „Tell“, der hier Spuren der Einwirkung zeigt, konnte erwähnt werden.

Im VI. Band folgt der „Demetrius“, die Gedichte der Gesamtausgabe von 1857 und die Gedichte aus dem Nachlaß (1857 bis 1863).

Die genaue Entstehungsgeschichte des „Demetrius“ bringt viel Neues. Der Vergleich mit Schillers „Demetrius“ ist eingehend durchgeführt. Den wiederholt gemachten Versuch, Hebbels Demetrius für die Bühne zu vollenden oder mit „einem Notdach“ zu versehen, erklärt Werner mit Recht prinzipiell für gewagt. Die Gedichte (Nachlese, 1828 bis 1859) werden im VII. Band fortgesetzt.

Der VII. Band bringt die Einleitung zur Lyrik Hebbels. Werner nimmt auch hier den durchaus richtigen Standpunkt ein. Er will Hebbels Lyrik nicht unterschätzt oder als einen untergeordneten Teil seines Schaffens angesehen wissen, er vermag sie aber auch nicht, wie es Kuh tut, auf Kosten der dramatischen Werke „allzusehr zu rühmen“. Werner gibt eine sorgfältige Entstehungsgeschichte der einzelnen Sammlungen, zitiert kritische Stimmen und wendet sich schließlich zu einer Ästhetik der Hebbelschen Lyrik. Hier kommt er freilich über das Deskriptive nicht hinaus. Eine wirkliche Ästhetik der Hebbelschen Lyrik ist noch zu schreiben. Eine ebenso schwierige wie lohnende Arbeit, denn sie müßte uns eine vertiefte Einsicht in das Wesen des Lyrischen überhaupt bringen. Im textkritischen Apparat steckt wieder eine unendliche Fülle von Neuem. Ein chronologisches Verzeichnis der Geburtstage und ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge beschließt den Band.

Im VIII. Band finden sich die Novellen und Erzählungen, das idyllische Epos „Mutter und Kind“ und „Pläne und Stoffe“ zu Erzählungen. Wir gewinnen ein vollkommenes Bild der freilich nicht sehr bedeutsamen epischen Kunst des großen Dramatikers, von den ersten Wesselburener Versuchen bis zu „Mutter und Kind“. In der Einleitung zeigt Werner die mannigfachen Einwirkungen auf, denen Hebbels episches Schaffen unterlag. Der Einfluß E. T. A. Hoffmanns und Jean Pauls wird bis ins Detail überzeugend festgelegt, Kleists und Tiecks Einwirkung nicht überschätzt. Gänzlich neu ist Contessa als Vorbild für einige von Hebbels Erzählungen. Werner hat auf Grund einer reichen Belesenheit den Nachweis dafür erbracht. Die verzwickte Entstehungsgeschichte und Chronologie der Erzählungen Hebbels ist gleichfalls trefflich dargestellt. Da eine ganze Reihe von Novellen verloren gegangen ist, andere vielfach umgearbeitet worden sind, war es hier nicht immer leicht, ein anschauliches Bild zu geben. Die fragmentarischen „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, die das Schönste sind, was Hebbel in Prosa geschrieben, sind

nach ihrer Entstehungszeit den Novellen und Erzählungen eingereiht. Die „Pläne und Stoffe“ (1835 bis 1863) reihen Stellen aus den „Tagebüchern“ und den „Briefen“ aneinander. Im Anhang wird die kurze „Autobiographie“, die Hebbel für Carl Goedekes „Auswahl“ schrieb, abgedruckt, desgleichen die beiden „Vorworte“ von 1841 und 1844.

Der IX. Band bringt die „Vermischten Schriften“ I. (1830 bis 1840); Jugendarbeiten, Historische Schriften, einen Teil der „Reiseeindrücke“. Die Jugendarbeiten aus dem „Dithmarser und Eiderstedter Boten“ sind vollständig zusammengestellt. Darauf folgen die Beiträge Hebbels zum „Wissenschaftlichen Verein von 1817“ in Hamburg, die hier zum erstenmal zugänglich gemacht werden, eine gewiß willkommene Ergänzung zu den Tagebüchern. Daran schließen sich die um des Broterwerbes willen geschriebenen populären Darstellungen „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ und „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ und die Münchner Reiseeindrücke. Hier ist mancherlei Interessantes aus dem „Morgenblatt“ und dem „Telegraphen“ wieder ausgegraben. In der „Einleitung“ bringt Werner als willkommenes Kuriosum eine amtliche Ankündigung, nach der Hebbel die Ehre hatte, im Dezember 1831 „dreißig Stück Hornvieh sowie auch einige Schweine“ in Wesselburen meistbietend zu verkaufen.

Der X. Band setzt die „Vermischten Schriften“ fort und bringt weitere „Jugendarbeiten“, „Reiseeindrücke“. Er beginnt gleichzeitig die „Kritischen Arbeiten“ (1839 bis 1841). Am wichtigsten sind die schon von Krumm veröffentlichten Berichte Hebbels aus Wien (1848/49) an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, aus denen wir, wie Werner mit Recht in der Einleitung zu diesem Band betont, nicht nur reichen Gewinn für Hebbels politische Ansichten, sondern auch für die Zeitgeschichte ziehen können. Diese dreißig Artikel zeigen uns in ihrer schlichten Darstellung Hebbel als echten Patrioten, dem die spätere Entwicklung vielfach Recht gegeben hat. Sie zeigen uns Hebbel in politischen Dingen nicht nur einsichtiger, sondern auch mutiger als seinen Zeitgenossen Grillparzer. Aktenmäßig stellt Werner Hebbels persönliche Beziehungen zur Wiener Revolution, zu den Wahlen für das Frankfurter Parlament und den Wiener Zeitungsgründungen jener sturmbewegten Tage dar. In den „Wiener Briefen“ (1861/62) und den Aufsätzen „Aus Wien und Österreich“ (1863) gibt uns Hebbel eine von schärfster Beobachtungsgabe zeugende Chronik des damaligen Wien.

Die „Kritischen Arbeiten“ beginnt Werner in diesem Band mit den Aufsätzen des Dichters für Gutzkows „Telegraphen“ (1839/41). Die weiteren kritischen Aufsätze füllen Band XI und XII, die beiden letzten Bände der Ausgabe der Werke. Sie geben ein lückenloses Bild des Kritikers Hebbel, der ungemein viel Eigenartiges und Förderndes zu sagen hat, den man aber schlechterdings doch nun und nimmermehr, wie es geschehen ist, über den Künstler Hebbel stellen darf.

zu verweisen gewesen. Das abfällige Urteil über Schillers „Jungfrau“ hat Hebbel sehr rasch zurückgenommen (S. 42). Hebbelgegner sollten das nicht immer wieder vergessen. Bei den „Dithmarschen“ erkannte Hebbel, daß dem Stoffe der Mittelpunkt fehle. Schillers „Tell“, der hier Spuren der Einwirkung zeigt, konnte erwähnt werden.

Im VI. Band folgt der „Demetrius“, die Gedichte der Gesamtausgabe von 1857 und die Gedichte aus dem Nachlaß (1857 bis 1863).

Die genaue Entstehungsgeschichte des „Demetrius“ bringt viel Neues. Der Vergleich mit Schillers „Demetrius“ ist eingehend durchgeführt. Den wiederholt gemachten Versuch, Hebbels Demetrius für die Bühne zu vollenden oder mit „einem Notdach“ zu versehen, erklärt Werner mit Recht prinzipiell für gewagt. Die Gedichte (Nachlese, 1828 bis 1859) werden im VII. Band fortgesetzt.

Der VII. Band bringt die Einleitung zur Lyrik Hebbels. Werner nimmt auch hier den durchaus richtigen Standpunkt ein. Er will Hebbels Lyrik nicht unterschätzt oder als einen untergeordneten Teil seines Schaffens angesehen wissen, er vermag sie aber auch nicht, wie es Kuh tat, auf Kosten der dramatischen Werke „allzusehr zu rühmen“. Werner gibt eine sorgfältige Entstehungsgeschichte der einzelnen Sammlungen, zitiert kritische Stimmen und wendet sich schließlich zu einer Ästhetik der Hebbelschen Lyrik. Hier kommt er freilich über das Deskriptive nicht hinaus. Eine wirkliche Ästhetik der Hebbelschen Lyrik ist noch zu schreiben. Eine ebenso schwierige wie lohnende Arbeit, denn sie müßte uns eine vertiefte Einsicht in das Wesen des Lyrischen überhaupt bringen. Im textkritischen Apparat steckt wieder eine unendliche Fülle von Neuem. Ein chronologisches Verzeichnis der Geburtstage und ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge beschließt den Band.

Im VIII. Band finden sich die Novellen und Erzählungen, das idyllische Epos „Mutter und Kind“ und „Pläne und Stoffe“ zu Erzählungen. Wir gewinnen ein vollkommenes Bild der freilich nicht sehr bedeutsamen epischen Kunst des großen Dramatikers, von den ersten Wesselburener Versuchen bis zu „Mutter und Kind“. In der Einleitung zeigt Werner die mannigfachen Einwirkungen auf, denen Hebbels episches Schaffen unterlag. Der Einfluß E. T. A. Hoffmanns und Jean Pauls wird bis ins Detail überzeugend festgelegt, Kleists und Tiecks Einwirkung nicht übersehen. Gänzlich neu ist Contessa als Vorbild für einige von Hebbels Erzählungen. Werner hat auf Grund einer reichen Belesenheit den Nachweis dafür erbracht. Die verzwickte Entstehungsgeschichte und Chronologie der Erzählungen Hebbels ist gleichfalls trefflich dargestellt. Da eine ganze Reihe von Novellen verloren gegangen ist, andere vielfach umgearbeitet worden sind, war es hier nicht immer leicht, ein anschauliches Bild zu geben. Die fragmentarischen „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, die das Schönste sind, was Hebbel in Prosa geschrieben, sind

nach ihrer Entstehungszeit den Novellen und Erzählungen eingereiht. Die „Pläne und Stoffe“ (1835 bis 1863) reihen Stellen aus den „Tagebüchern“ und den „Briefen“ aneinander. Im Anhang wird die kurze „Autobiographie“, die Hebbel für Carl Goedekes „Auswahl“ schrieb, abgedruckt, desgleichen die beiden „Vorworte“ von 1841 und 1844.

Der IX. Band bringt die „Vermischten Schriften“ I. (1830 bis 1840); Jugendarbeiten, Historische Schriften, einen Teil der „Reiseeindrücke“. Die Jugendarbeiten aus dem „Dithmarser und Eiderstedter Boten“ sind vollständig zusammengestellt. Darauf folgen die Beiträge Hebbels zum „Wissenschaftlichen Verein von 1817“ in Hamburg, die hier zum erstenmal zugänglich gemacht werden, eine gewiß willkommene Ergänzung zu den Tagebüchern. Daran schließen sich die um des Broterwerbes willen geschriebenen populären Darstellungen „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ und „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ und die Münchner Reiseeindrücke. Hier ist mancherlei Interessantes aus dem „Morgenblatt“ und dem „Telegraphen“ wieder ausgegraben. In der „Einleitung“ bringt Werner als willkommenes Kuriosum eine amtliche Ankündigung, nach der Hebbel die Ehre hatte, im Dezember 1831 „dreißig Stück Hornvieh sowie auch einige Schweine“ in Wesselburen meistbietend zu verkaufen.

Der X. Band setzt die „Vermischten Schriften“ fort und bringt weitere „Jugendarbeiten“, „Reiseeindrücke“. Er beginnt gleichzeitig die „Kritischen Arbeiten“ (1839 bis 1841). Am wichtigsten sind die schon von Krumm veröffentlichten Berichte Hebbels aus Wien (1848/49) an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, aus denen wir, wie Werner mit Recht in der Einleitung zu diesem Band betont, nicht nur reichen Gewinn für Hebbels politische Ansichten, sondern auch für die Zeitgeschichte ziehen können. Diese dreißig Artikel zeigen uns in ihrer schlichten Darstellung Hebbel als echten Patrioten, dem die spätere Entwicklung vielfach Recht gegeben hat. Sie zeigen uns Hebbel in politischen Dingen nicht nur einsichtiger, sondern auch mutiger als seinen Zeitgenossen Grillparzer. Aktenmäßig stellt Werner Hebbels persönliche Beziehungen zur Wiener Revolution, zu den Wahlen für das Frankfurter Parlament und den Wiener Zeitungsgründungen jener sturmbewegten Tage dar. In den „Wiener Briefen“ (1861/62) und den Aufsätzen „Aus Wien und Österreich“ (1863) gibt uns Hebbel eine von schärfster Beobachtungsgabe zeugende Chronik des damaligen Wien.

Die „Kritischen Arbeiten“ beginnt Werner in diesem Band mit den Aufsätzen des Dichters für Gutzkows „Telegraphen“ (1839/41). Die weiteren kritischen Aufsätze füllen Band XI und XII, die beiden letzten Bände der Ausgabe der Werke. Sie geben ein lückenloses Bild des Kritikers Hebbel, der ungemein viel Eigenartiges und Förderndes zu sagen hat, den man aber schlechterdings doch nun und nimmermehr, wie es geschehen ist, über den Künstler Hebbel stellen darf.

Zu Beginn des XII. Bandes gibt Werner eine vortreffliche, von Überschätzung freie Würdigung des Kritikers, Ästhetikers und Philosophen Hebbel. Auch mancher charakteristische Zug des Menschen Hebbel wird dabei aufgedeckt, sein Verhältnis zur Wissenschaft, sein spätes Ringen um die Elemente wissenschaftlicher Bildung scharf beleuchtet. Die Ästhetiker und Philosophen, die auf Hebbel Einwirkung übten, sind vollzählig nachgewiesen. Meines Erachtens hätte hier nur Schelling energischer in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt werden sollen, denn im Grunde ruht Hebbels Ästhetik des Dramas auf der Lehre Schellings. Mit den Begriffen „Freiheit" und „Notwendigkeit", deren Widerstreit und Versöhnung auch ihm das Drama ergibt, bedient er sich ja geradezu der Terminologie dieses Philosophen. Auch die Kunst als „realisierte Philosophie" ist ganz im Geiste Schellings definiert. Die Einwirkung Hegels, der ja selbst vielfach an Schelling anknüpft, kommt gleichfalls wesentlich in Betracht.

Am Schluß des XII. Bandes steht ein Nachwort Werners, geschrieben in freudigem und gerechtem Stolz über das vollendete Werk. Er setzt sich bei dieser Gelegenheit auch mit einigen seiner Kritiker auseinander. Daß man diesem ernsten, im Dienste einer großen Sache mit Nichtachtung der eigenen Gesundheit tätigen Manne Spekulation auf Bogenhonorar vorwerfen konnte, ist nur ein trauriger Beweis mehr dafür, was heute auf kritischem Gebiete bei uns möglich ist.

Die Festhaltung der Hebbelschen Orthographie wird man philologisch im allgemeinen billigen können. Nur scheint mir diese Treue in einer Ausgabe wie der Wernerschen, die sich absichtlich auch an den weiteren Kreis literarisch Gebildeter wendet, doch zu weitgehend. „Mogte" für „mochte", „dreizig" für „dreißig", „erwidern" für „erwiedern" und ähnliche falsche Schreibungen Hebbels können nur störend wirken. In der Interpunktion Hebbels verhält es sich anders. Hier hat Hebbel ein so ungewöhnlich feines Gefühl für die Anwendung der einzelnen Interpunktionszeichen, daß er geradezu vorbildlich wirken kann. Bei den Anmerkungen (sehr unglücklich zwischen den „Lesarten" verstreut) und den Verweisen auf die Literatur hat sich Werner Beschränkung auferlegt, vielleicht auferlegen müssen. Trotzdem bleibt Unvollständigkeit in einer so groß angelegten Ausgabe zu bedauern und mißlich, um so mehr als Werner wohl am ehesten in der Lage war, auch diesem Verlangen nachzukommen. In dem Jahrzehnt, das vor der Veröffentlichung der Wernerschen Ausgabe liegt, ist außerordentlich viel über Hebbel gearbeitet worden. Mancher Zeitungsaufsatz, manche Spezialuntersuchung war mindestens der Erwähnung wert und auch in Ausgaben waren ohne besonderen Hinweis auf Grund eingehender Forschung manches ausgeführt und zum erstenmal festgestellt, was nicht ganz hätte übersehen werden sollen. Auch der Bemühungen einzelner Bühnen, die ja am allerwirksamsten zur Lebendigwerdung des Dichters beitragen, hätte gedacht werden sollen. Bei den „Einleitungen" zu den

einzelnen Werken lag ja die Gelegenheit nahe genug. Auch die Theaterkritik hat ein Recht darauf, nicht ganz übergangen zu werden. In manchem Aufsatz Hardens in der „Zukunft“ steckt beispielsweise mehr an Förderndem für die Erkenntnis und Wertschätzung Hebbels als in einem halben Dutzend Doktorarbeiten. Und schließlich mußte in einer Ausgabe von dem Gepräge der Wernerschen einiger weniger Männer, die in Wort und Schrift seit den Lebzeiten des Dichters unermüdlich für ihn eintraten, die selbst mit ihm befreundet und mit dem Wesen seines Geistes eng vertraut, die Bahn für die Hebbel-Renaissance unserer Tage durch dichtes Gestrüpp von Voreingenommenheit und Mißwollen hindurch frei machten, nachdrücklicher als in einer gelegentlichen Anmerkung gedacht werden. Ich nenne hier nur Adolf Stern, dem ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Wiederauflebens Hebbels gebührt.

Es soll hier nicht einer wahllosen Vollständigkeit in der Anführung der Hebbel-Literatur das Wort geredet werden, sondern nur an das Wertvolle erinnert werden, das vor dem Erscheinen der Wernerschen Ausgabe geleistet war. Auf keinen Fall kann und will dieser Einwand der Wernerschen Arbeit etwas von ihrem monumentalen Werte rauben. Werners Ausgabe ist die für die Wissenschaft maßgebende der Hebbelschen Werke und wird es für lange Zeit bleiben, ein Werk unendlichen Fleißes, liebevollsten Versenkens und schärfster geistiger Durchdringung.

Dresden. Karl Zeiß.

Gubrynowicz Br., Der polnische Roman zur Zeit Stanislaus Augusts 1763 bis 1795. (Romans w Polsce za czasów Stanislawa Augusta). Lemberg 1904.

Die Regierungszeit des letzten Schattenkönigs von Polen Stanislaus August bezeichnet in der politischen Geschichte Polens die Auflösung des einst so mächtigen Reiches, in der Literaturgeschichte aber das Wiederaufleben des polnischen Geistes. Nur allmählich werden durch die gelehrte Forschung Einzelheiten bekannt gemacht, die durch ihre Aufschlüsse über die Regsamkeit und Vielseitigkeit des damaligen geistigen Lebens uns ins Staunen versetzen. Zu solchen gehört auch die vorliegende Arbeit, die auf Grund sehr mühevoller Studien uns ein farbenvolles Bild der Anfänge des polnischen Originalromans entwirft.

Noch stehen in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts alte Erzählungen, die aus dem fremden Westen nach Polen verschlagen wurden, die von Melusine, Magellone, Genovefa, die Römischen Geschichten, Alexander der Große in Blüte. Nach und nach werden sie jedoch durch eine Flut von französischen Romanen weggeschwemmt. Die Bibliothéque universelle des romans und Le cabinet des fées ou collection choisie des contes des fées et autres contes merevilleux fanden

der Gattung der philosophischen Romane und weist auch viele Reminiszenzen an Fénelon, Voltaire, Richardson und Goldsmith auf. Die ganze Anlage jedoch und die ungewöhnliche Gabe der treffenden Charakteristik sind Krasickis Eigentum. Neben diesen Romanen flossen aus seiner Feder zahlreiche orientalische Erzählungen, die nirgends ihre didaktische Tendenz und witzige Satire verkennen lassen. Mit orientalischen Romanen haben sie kaum den Namen gemein. Es ist selbstverständlich, daß dem Fürstbischof ein ganzer Schwarm auf dies neue Gebiet folgte, doch keine von diesen Nachahmungen hat im entferntesten ihr Vorbild erreicht. Ignatz Mickiewicz mit seinem Fortunatus, Krajewski und Jezierski mit ihren Sittenromanen, Bischof Kossakowski, deren Werke hier der Verfasser nacheinander Revue passieren läßt, können auf keinen höheren Wert Anspruch erheben. Allen ist eine moralisierende Tendenz eigen, die dort aufzutreten pflegt, wo eine zerrüttete Gesellschaft sich ihrer vollständigen Auflösung nähert. Diesem Umstande wäre auch der mächtige Einfluß zuzuschreiben, den Fénelon, Lesage, Voltaire und Rousseau, Steele, Addison, Richardson und Goldsmith auf den polnischen Roman an seiner Wiege übten. Trotzdem aber sind diese ersten Versuche, die nichts weiter als ein Nachbeten fremder Muster sind, nicht als ganz mißlungen gering zu schätzen, denn abgesehen von ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung wiesen sie zuerst auf die Notwendigkeit hin, die fremden Stoffe zu amalgamieren. Wenn auch die vorliegende Arbeit nur einen Ausschnitt aus der Geschichte des polnischen Romanes herausgreift, so ist es ihr doch gelungen, die Fäden zu entwirren, die zwischen Polen und Westeuropa laufen. Die Fortsetzung dieser Arbeit nach derselben Richtung könnte noch viel Überraschendes zutage fördern.

Lemberg. Witold Barewicz.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.[1])

Historische Provinzial- und Lokal-Zeitschriften.

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.

27. Band. 1905. Kleinere Mitteilungen. Fritz A., Die Bettendorfsche Gemäldesammlung in einer Besprechung aus dem Jahre 1818. — Abdruck des diese Sammlung betreffenden Artikels in der ‚Wünschelruthe' hg. von H. Straube und J. P. von Hornthal. 1818. Zugabe Nr. 2/4 (July): Über altdeutsche Gemälde (unterz.:) —t.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Zugleich **Zeitschrift** der **Gesellschaft** für **Geschichtskunde** zu **Freiburg i. B.**

6. (ganze Reihe 33.) Band. 1905. Heft 3. 4. Bertsche K., Die volkstümlichen Personennamen einer oberbadischen Stadt. Ein Beitrag zur Geschichte der alemannischen Namengebung.

Miedel J., Noch einmal der Name Achalm.

Mayer H., Sprachliches aus den Senatsprotokollen der Universität Freiburg. (17. Jahrhundert.)

Heft 4. Mayer H., Zur Geschichte und Statistik der Universität Freiburg i. Br. im XVII. Jahrhundert.

Sütterlin L., Abergläubisches aus Heidelberg.

7. (34.) Band. Heft 1. Albert P. P., Friedrich von Weech [† 17. November 1905 in Karlsruhe] und seine Verdienste um die badische Geschichtsforschung.

[9] Volkslieder aus Baden [mit Melodien]. Mitgeteilt von O. Meisinger. — Vgl. Heft 2.

Heft 2. Bertsche K., Die Namen der Hausthiere in Möhringen (Amt Engen).

Steinbrenner A., Sagen aus Höpfingen und Odenheim.

Pöhlmann Ch., Zwei Volkslieder ‚Ich habe den Frühling gesehen' und ‚Es welken alle Blätter'. — Varianten zu der in Heft 1 mitgeteilten Fassung des ersten Liedes mit einer anderen Weise. Das zweite Lied, eine alte Ballade, ‚bei der sowohl Form und Inhalt als auch die Weise auf die Zeit um 1600 zurückweisen.'

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1906 zu ergänzen.

sitätsbibliothek zu Tübingen, aus ca 1670 stammend. Schreiber der Handschrift und Verfasser der Lieder, welche den 30jährigen Krieg betreffen, ist Andreas Mayr, von 1645 bis 1668 Pfleger zu Geisenhausen (Regierungsbezirk Niederbayern). 1. Vom Friedländer (1634) ‚Eß sagt dz gemaine sprichworth clar'. 2. Von den Friedländischen Soldaten (1634) ‚Frisch auf ihr lieben soldaten'.

Knott R., Die Einleitung zur Gegenreformation in Klostergrab.

Siegl K., Eine kaiserliche Achterklärung wider Götz von Berlichingen im Egerer Stadtarchiv.

[Dies erste Heft erschien gleichzeitig in vornehmer Ausstattung als Festschrift dem VI. Archivtag in Wien gewidmet.]

Der Böhmerwald.

VIII. Jahrgang. Heft 1. Peter J., Korporal und Dichter. (Zum hundertjährigen Geburtstage Hilschers. 1806, 22. Jänner, 1906.)

Heft 2. Schacherl A., Eine Hochzeit im Böhmerwalde.

Heft 4/6. Jungbauer G., Ostereiersprüche aus dem Böhmerwalde.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte.

18. Band. 2. Hälfte. 1905. Spranger E., Altensteins Denkschrift von 1807 und ihre Beziehungen zur Philosophie.

19. Band. 1. Hälfte. Der Briefwechsel zwischen Kronprinz Friedrich von Preußen und Fürst Joseph Wenzel von Liechtenstein [1734/66]. Nach den Originalen mitgeteilt von H. Droysen.

Laubert M., Eine Denkschrift des Legationsrats Heinrich Küpfer über die Germanisierung der Provinz Posen (1837).

Kleine Mitteilungen. Strieder J., Zwei unveröffentlichte Briefe Friedrichs des Großen [an Graf Heinrich Podewils 1749 Janvier 28 und an Graf Otto Christoph Podewils 1749 Juin 17]. Ein Nachtrag zu der ‚Politischen Correspondenz' des Königs.

‚Brandenburgia'. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

XIV. Jahrgang. 1905. Nr. 1. Rolands-Rundschau.

Jonas F., Über Eberhard von Rochow. [Vortrag.]

Nr. 2. Lemke E., Der Birnbaum in der Volkskunde. Vortrag. — Dazu ein Nachtrag von K. Wilke im XV. Jahrgang. Nr. 6.

Steinhardt G., Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen.

Steinhardt G., Böten, Bieten, Besprechen, Bannen und anderer Aberglaube.

Nr. 4. Kopp, Ein Pfarrerleben [Joachim Stargardts] nach dem großen Kriege. Nach alten Pfarrakten erzählt.

Steinhardt G., Vom Handwerksbrauch der Leinenweber. (Ein Bruchstück.) — Nach den Akten der Treuenbrietzener Innung.

Steinhardt G., Aus Treuenbrietzen. Erinnerungen aus dem 18. Jahrhundert. — Aus dem Musterbuch der Treuenbrietzener Leinenweberinnung (um 1750 angelegt und bis 1772 fortgesetzt) wird unter anderm ein Kirchenlied abgedruckt ‚Sagt, was hilft alle Welt mit allem Gut und Geld'.

Nr. 5. Kleine Mitteilungen. Schmidt R., Die Orts- und Flurnamen der Stadt Eberswalde.

Nr. 6. Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871. Ein plattdeutsches Volkslied aus der Neuzeit, mitgeteilt von L. H. Fischer. — Der Fehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871. Nach der Melodie: Ick bin een armer Buersmann. ‚Seggt Lüde, hem'm dät all hört'. (S. 257/65.) Den Inhalt dieses hier vollständig abgedruckten Liedes gab Fischer schon in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1903 Nr. 10 (vgl. Euphorion 11, 265).

Nr. 9. Schulenburg W. v., Kloster Lehnin und die kirchliche Baumverehrung.

Nr. 10. 12. Roland-Rundschau.

Nr. 11. Recke, Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit.

Zimmermann, Noch einige Nachträge zur Chronik von Niedergörsdorf (vgl. Brandenburgia IX, 161. 267. X, 56). — S. 534 ff. Kinder-Abschlag-Verschen, Dorflied, Mundart der Einwohner, Lebensart, Kirchliche Handlungen, Vergnügungen usw.

Heft 12. Recke, Vom Kaland und den Kalandsbrüdern im alten Spandau.

XV. Jahrgang. Nr. 1. Kleine Mitteilungen. Monke O., Besprechungsformeln aus Beeskow.

Kotzde W., Volks- und Kinderreime.

Nr. 3. Giertz A., Zu Brandenburgia Monatsblatt Mai 1905. Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen.

Kleine Mitteilungen. Monke O., Volkstümliche Orts-, Straßen- und Flurnamen in und bei Nauen.

Nr. 4. Jülicher B., Berliner Kneipsprüche; Inschriften und Grabschriften im Ruppiner Lande.

Nr. 5. Seelmann, Der Totentanz von St. Marien in Berlin.

Schulz H., Sagen aus der Priegnitz. Aus dem Volksmunde.

36.—37. Jahres-Bericht des Historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H.

Zum Gedächtnisse Ernst Riedels [geb. 1858, † 1905]. A. Nachruf, verfaßt von O. Tschirch. C. Drei Heimatslieder Ernst Riedels.

Kleine Mitteilungen. Gebauer J. H., Kleine urkundliche Beiträge zur Geschichte von Brandenburg IV. Versuch der Neustadt Brandenburg, einen evangelischen Prädikanten zu gewinnen. 1524.

Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

4. Jahrgang. 1905. Mack H., Johann Anton Leisewitz als Reformator der Armenpflege in der Stadt Braunschweig. — Dazu ‚Verbesserungen und Nachträge' S. 146/8.

Niebour M., Beiträge zur Kenntnis des Dichters Leisewitz. — 1. Zur Entstehungsgeschichte des ‚Julius von Tarent'. 2. Leisewitz' dichterische Persönlichkeit, nach dem ‚Julius von Tarent' und dem handschriftlichen Nachlaß.

Zimmermann P., J. A. Leisewitz' Stammbuch aus seiner Göttinger Studienzeit.

Zimmermann P., J. A. Leisewitz' Silhouettensammlung.

Verschiedenes über J. A. Leisewitz. P. Z., Leisewitz' Bildnis.

Brief von J. A. Leisewitz [wahrscheinlich an den Kaufmann Joh. Peter Spehr in Braunschweig, 1805 Julius 6].

Braunschweigisches Magazin.

11. Band. Jahrgang 1905. Nr. 3. [3] Briefe von Karl Friedrich Gauß. Mitgeteilt von K. Mollenhauer. — An Perthes, Göttingen 1808 Jan. 21. Febr. 7. Merz 17.

Damköhler E., Zu den Straßennamen der Stadt Braunschweig.

Nr. 5. 12. Lehmann P., Die Riddagshäuser Bibliothek.

Nr. 7. Zimmermann P., Es grüne die Tanne, es wachse das Erz, Gott gebe uns allen ein fröhliches Herz! — Verfasser dieses Harzspruches ist Karl Heinrich August Weichsel, geb. am 8. Mai 1785 in Zellerfeld, Oberbergmeister, † am 3. Mai 1861 in Blankenburg. Er selbst erzählt die Entstehung des Spruches im ‚Harzfreund' (Clausthal 1829) 1. Jahrgang. Nr. 33. S. 129/31. Dieser Aufsatz wurde (wie in Nr. 10 S. 120 des Braunschw. Magazins nachgetragen wird) in Wirks ‚Brunonia', 2. Jahrgang, 17. Heft. S. 130/3 wieder abgedruckt.

Nr. 8. Beste J., Philipp Jakob Speners Einfluß auf die Braunschweigische Landeskirche.

Schau-ins-Land ... an tag gegeben vom **Breisgau-Verein** ‚Schau-ins-Land' zu Freiburg i. B.

32. Jahrlauf. 1905. Stork M., Sant Jörg am Oberrhein. — Georgslegende und Georgssage usw. S. 33/36 Das Georgsspiel (Handschrift auf der Stadtbibliothek Augsburg), 1473 wohl zum erstenmal gespielt.

Gageur K., Freiburger literarische Unternehmungen in den Kriegsjahren 1814/15. — I. Karl von Rotteck und Bartholomäus Herder [‚Teutsche Blätter' 1814 vom 6. Januar bis 30. Juni, 76 Nummern]. II. Bartholomäus Herder als Kriegsberichterstatter. 1815.

Bremisches Jahrbuch.

21. Band. S. IX f. ein Verzeichnis der Schriften des am 21. Dezember 1902 gestorbenen Pastors Johann Friedrich Iken.

Bippen W. v., Archivar Hermann Post [Verfasser der ‚Brema Literata' 1726. 4⁰, † 13. November 1762].

Lüdecke F., Nachträge und Berichtigungen zu ‚Lavater in Bremen'. Brem. Jahrb. XX, S. 71 bis 162. — Vgl. Euphorion 10, 383 f.

Mitteilungen des **Historischen Vereins** für **Donauwörth** und **Umgegend.**

2. Jahrgang. 1905. Lindner P. P., Verzeichnis der Äbte und Mönche des ehemaligen Benediktiner-Stiftes Heilig-Kreuz [1101 bis 1853]. Mit Ergänzungen von J. Traber. — S. 29 f. Beda Mayr.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte Dresdens.**

17. und 18. Heft. 1905. Hantzsch A., Namenbuch der Straßen und Plätze Dresdens.

19. Heft. Hantzsch V., Dresdner auf Universitäten vom 14. bis zum 17. Jahrhundert.

Mitteilungen des **Geschichts-** und **Altertumsforschenden Vereins** zu **Eisenberg** im **Herzogtume Sachsen-Altenburg.**

21/22. Heft (Band IV. Heft 1/2). Fischer, Über die Inschriften und Denkmäler Eisenbergs.

Eismann, Die Streitigkeiten zwischen dem Hofprediger M. Christoph Megander zu Altenburg und der Stadt Orlamünde. Nach einem Aktenstück aus dem Archiv zu Orlamünde ‚Acta, die Vocation und die Unkosten bey Abholung und der Probepredigt des Hr. Hofpredigers Christoph Meganders betreff. 1629. 1630'.

Löbe H., Zur Geschichte der Landstraßen und des früheren Geleitswesens im Amtsbezirk Eisenberg. — Ein unter den Hermsdorfer Fuhrleuten noch bis heute erhaltenes ‚zwar nicht altes, aber echtes Straßenliedchen' (‚In Naumburg fahren wir die Hule raus') wird S. 126 f. abgedruckt.

Jahrbuch für **Geschichte, Sprache** und **Literatur Elsaß-Lothringens.**

XXI. Jahrgang. 1905. Entehrung Mariä durch die Juden. Die antisemitische Dichtung Thomas Murners. Mit den Holzschnitten des Straßburger Hupfuffschen Druckes herausgegeben von A. Klassert [nach dem Exemplare der Michelstädter Kirchenbibliothek. Sammelband E 905]. — Eine bibliographisch genaue Beschreibung des Druckes usw. von List im Zentralblatt für das Bibliothekswesen 4 (1887), 290 3. Pamphilus Gengenbachs Meisterlied von fünf Juden (Goedeke, Gengenbach S. 39/53) ist eine spätere Nachdichtung der ‚Entehrung', als deren Entstehungsjahr 1515 anzunehmen ist. Murners Autorschaft wird S. 84/96 zu begründen gesucht. Vgl. weiter unten XXII. Jahrgang.

Beiträge von J. Bolte. 1. Die beiden Nebenbuhler zu Colmar. Flugblatt aus dem Jahre 1622 [Schneidrischer lust vnd Buhlerstücklin, so sich .. zu Colmar

im Elsaß ... zugetragen hat. o. O. Gedruckt im Jahr Christi 1622. 1 Blatt Folio. Exemplar im Herzogl. Museum zu Braunschweig. ‚Hort Wunderding! Was do, was do?'. 2. Ein Bildergedicht Moscheroschs [unter einem von dem Straßburger Peter Aubry (1596/1660) gestochenen Kupferstiche, ‚dessen fehlenden Titel man etwa ergänzen könnte: Der Tod des reichen Schlemmers.' Exemplar in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. ‚Nun hat sich recht daß blatt gewendet,' unterzeichnet: J. M. Moscherosch].

Teichmann W., Johannes Zschorn von Westhofen. Ein Beitrag zur elsässischen Literaturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. — Übersetzer von Heliodors ‚Aethiopica Historia' (vgl. Goedeke[2] II, 474), Verfasser des ‚Kayser-Büchlins' (1559), geb. in Eilenburg (Kursachsen), † 1560 in Westhofen.

Zeyer F., Caroline Herder (geb. Flachsland) und ihre Verwandten. Urkundliche Mitteilungen. — Aus dem Tauf- und Todten-Register des Reichenweierer Gemeinde-Archivs.

Herr E., Eine Urkunde des Konrad Dangkrotzheim [aus dem Jahre 1420].

Kassel, [460] Inschriften im Elsaß. — Aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, in Versen und in Prosa, überwiegend deutsch.

XXII. Jahrgang. Martin E., Curt Mündel. Nachruf. — Geb. 1852, † 1906, Buchhändler; Schriftsteller auf volkskundlichem Gebiete (Schriftenverzeichnis S. 3 f.).

Renaud Th., Das Tagebuch des cand. theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg über seinen Aufenthalt auf deutschen Universitäten 1774 und 1775. — I. Leipzig-Wittenberg. II. Erlangen, Nürnberg, Altdorf. III. Tübingen und Stuttgart.

Ein Stimmungsbild aus dem Elsaß 1815. Mitgeteilt von E. M[artin]. — Privatbrief (aus den nachgelassenen Papieren Jos. Presteles) unterzeichnet Werner, datiert: Reiningen, 1815 Juli 23.

Zeyer F., Die Herderfeier in Reichenweier am 9. Juli 1905. — Reichenweier, Geburtsort von Herders Gattin Karoline.

J. D. Arnold. Jugenddichtungen. — Aus zwei Heftchen (zusammen 52 bezifferte Seiten. 8°. Auf den blauen Umschlägen mit goldenen Buchstaben gedruckt: Jenner 1800. Hornung 1800. Geschriebener Titel: Erholungen junger Alsatier. Aufbewahrungsort: k. Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg). Dichtungen in Versen und in Prosa (*). 1. Heft: * Das Ende des Jahrhunderts. Eine Phantasie (unterzeichnet: B ...); Brusca (B.); Thermopylä (S ....); An einen scheidenden Freund (A ....). 2. Heft: * Peläus Geburtstag (B ....); An die Sonne (S ....); Lied der Eingeweihten. Mel.: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher (St ....); Sehnsucht nach dem Frühling. An einen Freund (A ...). — Der Mitteiler meint, daß weder Schrift noch Inhalt der Stücke verschiedene Dichter vermuten lassen. „Allenfalls könnte man von den Buchstaben unter den einzelnen Stücken A. auf Arnold, B. auf Blessig, St. auf (Ehrenfried) Stöber deuten."

D'krank Kueah. Mundart der Bauern im alten Burggebiet der Stadt Hagenau, Unter-Elsaß. Auf mündlichen Bericht nacherzählt von E. Halter.

Halter E., Alphabetische Zusammenstellung von 174 mundartlichen Hauptwörtern, welche, in der alten Bannmeile der Stadt Hagenau (Unter-Elsaß) gebräuchlich, von der in hochdeutscher Sprache üblichen Geschlechtsbeziehung abweichen.

Klassert A., Zu Thomas Murners Entehrung Mariä durch die Juden. — Ergänzungen und Nachträge zur Ausgabe der ‚Entehrung': Jahrbuch XXI, 1905, S. 78/155.

Martin E., Kleinere Beiträge. — 1. Die Handzeichnungen zu Murners Übersetzung der Weltgeschichte des Sabellicus. 2. Kursthans. 4. Die volkstümlichen

Spitznamen einer Anzahl von Straßburger Wirtschaften. 5. Zu der Redensart: Do leit e Musikant begrawe.

Martin E., Rückblick auf das Wörterbuch der elsässischen Mundarten. [Vortrag.]

Beiträge zur **Landes-** und **Volkskunde** von **Elsaß-Lothringen.**

XXX. Heft. Hoepffner E., Der Pfarrer Georg Jakob Eissen [geb. 1740, † 1825], seine Freunde und seine Zeitgenossen. Ein Straßburger Zeitbild aus dem 18. Jahrhundert. Auf Grund urkundlichen Materials zusammengestellt. — Im II. Kapitel werden Eissens Zeitgenossen alphabetisch zusammengestellt und aus ihren Briefen an Eissen versucht der Verfasser „so weit es möglich ist, ihre Züge zu ermitteln und zu fixiren."

Mitteilungen des **Vereins** für die **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Erfurt.**

26. Heft. 1905. Loth, Andreas Elias Büchner und seine Bedeutung für das wissenschaftliche Leben in Erfurt. — Geboren 9. April 1701 in Erfurt, gest. am 30. Juli 1769; Mediziner. S. 19 f. Verzeichnis seiner Schriften.

Zwei Stammbücher des 17. Jahrhunderts. 1. des Frh. Johann Georg v. Wartenberg (das sogenannte Stammbuch Kaiser Maximilians II.), 2. des Herrn Georg Eberhard v. Boyneburg hg. von E. Stange.

Oergel D., Zwei neue Werke über den Erfurter Humanismus besprochen [Bauch: Die Universität im Zeitalter des Frühhumanismus; Brecht: Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum].

Zeitschrift für die **Geschichte** und **Altertumskunde Ermlands.**

15. Band. Heft 2 und 16. Band. Heft 1. Der ganzen Folge Heft 45. 46. 1905. Lühr G., Die Schüler des Rösseler Gymnasiums nach dem Album der Marianischen Kongregation (Fortsetzung). — 1670 bis 1710 (Nr. 540 a bis 3950).

Erzgebirgs-Zeitung.

XXVII. Jahrgang. Heft 1. Knott R., Kulturgeschichtliche Urkunden aus dem Gebiete des Erzgebirges. — XII. Badebriefe über Eger, Karlsbad und Töplitz aus dem Jahre 1798 [entnommen dem Journal des Luxus und der Moden. Weimar 1798].

Heft 3. Urban M., Egers letzter Scharfrichter [Karl Huß] als Chronist und Dichter. — Inhalt seiner ‚Chronik der Stadt Eger' (vier Bände), begonnen 1797, beendet kurz vor seinem Abgange nach Königswart, der am 20. Mai 1828 stattfand; Abdruck zweier seiner Gedichte aus Aufzeichnungen, die er in Königswart niedergeschrieben hatte: ‚Die Zufriedenheit' (vom 21. Juli 1832) und ‚Betrachtungen in der Morgenstunde'.

Heft 10. Laube G. C., Eine Fahrt über den Geiersberg 1797. — Aus: Reise nach den Badeörtern Karlsbad, Eger, Teplitz im Jahre 1797. Leipzig, Voß. 1798.

Beiträge zur **Geschichte** von **Stadt** und **Stift Essen.**

26. Heft. 1905. Matschoß C., Franz Dinnendahl [1775 bis 1826]. Das Lebensbild eines deutschen Kunstmeisters. Mit Einleitung und Ergänzungen. — S. 40 f. Zwei Gedichte auf Dinnendahl (1810. 1811).

Samuel S., Geschichte der Juden in Stadt und Stift Essen bis zur Säkularisation des Stifs (1291—1802). Mit urkundlichen Beilagen und einer Stammtafel.

Imme Th., Die Ortsnamen des Kreises Essen und der angrenzenden Gebiete.

Monatsschrift des **Frankenthaler Altertums-Vereins.**

XIII, 5. Kraus J., Hat Schiller Frankenthal besucht?

Kraus J., Der Hausherr und Gastgeber Schillers in Eggersheim und seine Familie.

Mitteilungen vom **Freiberger Altertumsverein** mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit.

41. Heft. 1905 (ausgegeben:) 1906. Buchwald R., Die Freiberger Pfingstspiele. — A. Die Quellen. B. Über Inhalt, Aufführung und Geschichte der Spiele [Aufführungsjahre: 1509, 1516 und 1523]. — Der Aufsatz erschien auch in einem Sonderdrucke.

Wappler, Oberberghauptmann [Friedrich Wilhelm Heinrich] von Trebra [geb. 1740, † 1819] und die drei ersten sächsischen Kunstmeister Mende, Baldauf und Brendel.

Kleinere Mitteilungen. Knebel K., Ein alter Feuersegen; Ein Diebessegen.

42. Heft. Hübner O., Die Familie Hilliger. — S. 49, 50, 57 f., 67 f. verschiedene deutsche Gelegenheitsgedichte.

Wappler, Zum Gedächtnis des Freiberger Ehrenbürgers Geheimen Rates Dr. Clemens Winkler [geb. 1838, † 1904]. — S. 80 f., 86/88, 111/20 Gedichte von Winkler.

Domansky W., Ein Freiberger Kind am Ostseestrand. — Johannes Maukisch, geb. 1617, † 1669. Von ihm eine Sammlung geistlicher Lieder: ‚Die lobsingende Herzensandacht.'

Fuldaer Geschichtsblätter. Monatsbeilage zur ‚Fuldaer Zeitung'. Zeitschrift des Fuldaer Geschichtsvereins.

V. Jahrgang. Nr. 3. Kleinere Mitteilungen. Grau J., Zwei fuldische Gelegenheits-Dichter des 18. Jahrhunderts. — Rasdorfer Pfarrherr und Kanonikus Valentin Fuchs, Programma ... auf den Namen [Karl Benedikt] Welle ‚Zwar keine Wasserfluth, jedoch eine starke Welle'; Welles Antwort darauf ‚Esopens Thiergespräch zieht mit erhabenem Loben'.

Nr. 6. Haas, Der Ortsname Horas.

Mitteilungen der **Vereinigung** für **Gothaische Geschichte** und **Altertumsforschung.**

Jahrgang 1905. Ehwald R., Gotha in der Dichtung des 16. bis 18. Jahrhunderts.

Mitteilungen des **Vereins** für **Hamburgische Geschichte.**

24. Jahrgang 1904. 1905. VIII. Band. Heft 3. Nr. 2. Dr. Otto Rüdiger † [12. Januar 1904]. — Lokalhistoriker. Verfaßte unter anderm das 1903 erschienene Buch ‚Caroline Rudolphi' (vgl. Euphorion 13, S. 154 f.) und das kleine Lustspiel ‚Klopstock in der Mädchenschule', worin er derselben Lehrerin ein Denkmal setzte.

Schrader Th., Epigramme von Lic. Barthold Feind [aus dessen ‚Deutschen Gedichten'. Stade 1708].

Nr. 2. 6/7. Beiträge zur Geschichte des hamburgischen Zeitungswesens. V. Kowalewski G., Der Deutsche Beobachter. 1813—1819. — Die erste Nummer dieser von Salomon übersehenen Zeitung erschien am 11. April 1813, die letzte am 24. September 1819. Herausgeber und Eigentümer war B. Daevel, Sekretär des russischen Generals von Tettenborn. Carl Nikolaus Röding war Mitarbeiter.

Nr. 4/5. Nirrnheim H., Übersicht über die im Jahre 1903 erschienene Literatur zur hamburgischen Geschichte, nebst einigen Nachträgen aus früheren Jahren.

Heckscher J., H. Nirrnheim und A. Obst, Hamburgensien aus dem 173. Jahrgange des Hamburgischen Correspondenten 1903, dem 112. Jahrgange der Hamburger Nachrichten 1903 und dem 75. Jahrgange (1903) des Hamburger Fremdenblattes.

Nr. 6/7. Ein Brief aus den ersten Monaten [12. Februar bis 20. April] des Jahres 1813. — Von Luise Meyer geb. 1789, † 1861) an Cornelia Pehmöller, verehelichte de la Camp.

Nr. 8/9. Schrader Th., Lucas Holstenius. — Grabschrift des Holstenius in Barthold Feinds ‚Deutschen Gedichten' (1708), S. 623.

Nr. 12. Vereinsnachrichten. 14. November 1904. Heckscher, Die Hamburgische Karikatur, bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. — Referat über einen Vortrag.

25. Jahrgang 1905. 1906. Band IX. Heft 1. Nr. 1/2. Spitzer J., Zur Geschichte des Reformationsstreites zwischen Hamburg und dem Domkapitel. Das Responsorium Martin Butzers.

Ferber H. R., Lieder im Tiroler Dialekt unter den hamburgischen Straßenliedern. — Erklärt die ungewöhnliche Tatsache, daß in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ein paar Lieder im Tiroler Dialekt im fliegenden Blatt vereint mit andern neuen Liedern in Hamburg gedruckt wurden. Möglicherweise gingen schon 1801 einzelne Gesänge aus Schikaneders Oper ‚Der Tiroler in Wien' ins Volk über. Volkstümlich aber wurden die Tiroler durch die in Deutschland herumziehenden Tiroler Sängergesellschaften, deren erste, die Hausersche, 1824 in Hamburg auftrat. 1836 erschienen dann in Hamburg ohne Angabe des Druckers und Verlegers ‚Tyroler National Gesänge gesungen von der Gesellschaft Leo usw.'

Nr. 5/6. Wohlwill A., Zur Erinnerung an Karl Koppmann.

Nr. 7/8. Nirrnheim H., Übersicht über die im Jahre 1904 erschienene Literatur zur Hamburgischen Geschichte nebst einigen Nachträgen aus früheren Jahren.

Hamburgensien aus dem 174. Jahrgange des Hamburgischen Correspondenten 1904, den Hamburger Nachrichten 113. Jahrgang und dem Hamburger Fremdenblatt 1904.

Nr. 9. Wilhelmi J. H., Patenbriefe. — Einige versifizierte aus dem 18. Jahrhundert werden abgedruckt.

Nr. 10/11. Frauenstädt, Hamburg in den Reisetagebüchern der Breslauer Philipp Jacob und Ernst Philipp Sachs von Löwenheim. 1649 und 1685.

Ferber R., Schiller in Hamburg Altona. — Gedichte auf Schiller in den Gedichten von Jos. Charles Mellish (1818) und der Frau Christine Westphalen (Goedeke[2] 7, 392 f.); Parodien der ‚Glocke' usw.

Hannoversche Geschichtsblätter.

9. Jahrgang. Heft 1/3. Meissel F., Die Grenzbeziehung in Hameln. — Über das Volksfest der Grenzbeziehung. S. 17 f. ein von Chr. Rüdiger verfaßtes Gedicht ‚Grenzbetreckung' („Hannover hett sien Schüttenfest').

Chur-Braunschweig-Lüneburgische Verordnungen aus dem 18. Jahrhundert. — Darunter: Privileg für den Landarzt Eisenbart [Hannover den 24. September] 1710. [Georg Ludwig, Churfürst. V. Hattorff] S. 32 f.

Heft 1/12. Zweiter Nachtrag zum Kataloge der Stadt-Bibliothek zu Hannover. — Darin unter anderm auch ‚Deutsche schöne Literatur' (reich vertreten ist die mundartliche).

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde.

38. Jahrgang. 1905. Heft 2. Güldner F., Jakob Questenberg, ein deutscher Humanist in Rom. — Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 27 (1888), S. 45 f. — Lateinische Gedichte Questenbergs S. 272/6.

Vermischtes. Jacobs E., Aus der Franzosenzeit und den Freiheitskriegen. Zumeist nach Aufzeichnungen des gräflichen Kammerrats Christian Ernst Zeisberg in Wernigerode [geb. 1761, † 1830]. — Ein von Zeisberg geführtes, von 1780 bis 1829 reichendes Tagebuch von 60 Seiten in klein Oktav enthält unter anderm auch Nachrichten über die öffentlichen politischen und kriegerischen Ereignisse der Zeit von 1806 bis 1815; S. 311 f. über eine ‚Sammlung von Liedern' (Winter 1814 in Wernigerode gedruckt), welche zum Singen für das Wernigeröder Jäger-Detachement auf dem Marsche nach Frankreich bestimmt

waren; S. 312 f. ‚Vaterlandslieder' (1814 bei Karl Samuel Struck in Wernigerode gedruckt), ‚die zunächst zu einer festlichen Gelegenheit am 22. September 1814 gesungen wurden und noch mehr einheimische Dichtung enthalten, als das [vorerwähnte] Heft für die freiwilligen Jäger'.

39. Jahrgang. Heft 2. Möllenberg W., Hans Luther, Dr. Martin Luthers Vater, ein mansfeldischer Bergmann und Hüttenmeister.

Vermischtes. 2. Jacobs E., Friedrich der Große und Wernigerode. 1763.

Neue Heidelberger Jahrbücher.

XIV. Jahrgang. Heft 1. 1905. Sillib R., Über die Verlegungspläne der Universität Heidelberg.

Rott H., [80] Briefe des Heidelberger Theologen Zacharias Ursinus aus Heidelberg und Neustadt a. H. [1559 August 16 bis 1582 September 9 an: Joachim Camerarius d. J., Johann Crato von Craftheim, Theodor Beza, Joachim vom Berg, den Großhofmeister Grafen Ludwig von Sain-Wittgenstein (?), Chr. Herdesian, Andreas Dudith und Menso Alting].

Heft 2. 1906. Kentenich G., Aus den nachgelassenen Papieren eines vergessenen Frankfurter Parlamentariers [Friedrich Zell].

Wille J., Aus alter und neuer Zeit der Heidelberger Bibliothek. Rede.

Zeitschrift des **Vereins** für **hessische Geschichte** und **Landeskunde.**

Neue Folge. XIV. Supplement. 1905. Armbrust L., Geschichte der Stadt Melsungen bis zur Gegenwart.

Quartalblätter des **Historischen Vereins** für das **Großherzogtum Hessen.**

Neue Folge. IV. Band. Nr. 1/2. Neue hessische Literatur aus 1906.

Hessenland.

19. Jahrgang. 1905. Nr. 18. Mentzel E., Theater in Marburg 1789.

Nr. 19. 20. Pappenheim G. Rabe Freih. v., Aus der Studienzeit eines hessischen Edelmannes in den Jahren 1767 bis 1770.

Nr. 20. 21. Bennecke W., Die französischen Schauspieler am Hofe des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel (nach J. J. Olivier).

Brehm H., Eine althessische Kirmes.

Nr. 21. Losch Ph., Hessische Ahnen des Dichters Andersen.

20. Jahrgang. Nr. 1. Brehm H., Allerlei hessische Volksbräuche.

Nr. 8. 9. Burger A., Zeitgenössische Schriftsteller. 3. Wilhelm Holzamer.

Nr. 14. Pabst A., Woher kommt der Straßenname ‚Eichsfeld' in der Stadt Fulda?

Nr. 16. Stromberger A., Ein Gedenkblatt für Louise Plönnies.

Nr. 22. Woringer A., Die neuen Kasseler Straßennamen.

Carinthia I. **Mitteilungen** des **Geschichtsvereins** für **Kärnten.**

95. Jahrgang. 1905. Nr. 1. Kordon F., Sagen aus dem Liser- und Malteinertale. Gesammelt und erzählt. — Der geduldige Kirchenpatron. Die drei Bichl am Elendsteige. Der Traxstoffel. Die letzten Bauern in der Gegend von Gmünd. Elendsagen. Die Abrechnung der Bergmännlein. Der Schatz im Silberecke. Der Liserursprung. Das Hirscheng'stemm.

Morer M., St. Christoph in Kärnten.

Personalien. Ortner M., Dr. Alois Egger von Möllwald † [16. März 1904; geb. 5. Jänner 1829]. — Schriftenverzeichnis S. 33/35.

96. Jahrgang. Nr. 2. Pogatschnigg V., Etymologische Sagen aus Kärnten. Ein Beitrag zur kärntnischen Orts- und Volkskunde. — 1. Leopoldskirchen. 2. Malborghet. 3. Saifniz-Camporosso.

Kleine Mitteilungen. Größer M., Ein kleiner Beitrag zur Lebensgeschichte Hanns Gassers. — Gedicht (‚Einst ließ ein Fürst ein Thor aus Stein'), das die

Frauen von Klagenfurt dem genannten Künstler am 11. April 1855 mit einem silbernen Becher überreichten.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde** zu **Kahla** und **Roda.**

6. Bandes 3. Heft. Löbe E., Kirchliche Zucht und Sitte im Herzogtum S.-Altenburg. (Materialien aus dem Pfarrarchive in Roda.) — 16. bis 18. Jahrhundert.

Mitteilungen des **Musealvereins** für **Krain.**

XIX. Jahrgang. Heft 1/2. Ahn F., Johann Mannels deutsche Druckwerke (1575 bis 1593). Ein Beitrag zur Bibliographie Österreich Ungarns.

Neues Lausitzisches Magazin.

81. Band. 1905. Jecht R., Festrede zum 125. Stiftungsfeste der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften am 1. Juni 1904.

Schian M., Wilhelm von Polenz, ein Oberlausitzer Dichter. — Würdigung des Erzählers.

Willich E., Der Prozeß des Direktors C[arl] H[einrich] Sintenis. — Anläßlich der Wahl neuer Ratsherren veranstaltete Sintenis als Direktor des städtischen Gymnasiums in Zittau 1795 den üblichen Aktus mit Schülerreden und lud hiezu durch das sogenannte Kürprogramm ein. Auf Grund der darin abgedruckten Fortsetzung seiner Abhandlung ‚Von dem praktischen Interesse der reinen Christusreligion für Vaterlandsliebe und ächten Bürgersinn', einer Lobrede auf das Christentum vom rationalistischen Standpunkte aus, erhob das Zittauer geistliche Ministerium Anklage gegen Sintenis, der zwangsweise pensioniert und des Landes verwiesen wurde; er starb in Zerbst, fast 72 Jahre alt, am 14. Juni 1816.

82. Band. Brückner E., Die Glocken der Oberlausitz. — Verzeichnet auch die Glockeninschriften usw.

Mitteilungen des **Geschichts-** und **Altertums-Vereins** für die **Stadt** und das **Fürstentum Liegnitz.**

1. Heft für 1904 und 1905. (1906). Koffmane, Die Dorf- und Flurnamen im Landkreise Liegnitz.

Mitteilungen aus der **lippischen Geschichte** und **Landeskunde.**

III. 1905. Schwanold H., Ein politisches Gedicht vom Jahre 1665. — ‚Ein Kurtzes und Lustiges Gesprech der Papisten, wie sie die Evangelischen vertreiben wollen ... Benebenst ein Geistliches Liedlein ... Durch einen Liebhaber der Evangelischen Wahrheit 1665.' Der Papst: ‚Her Kayser, was ich sagen will'; Ein geistliches Liedelein in Melodey des 74. Psalms ‚Dein Zeichen Herr groß sein und wunderbahr'. Am Schlusse nennt sich als Autor: ‚Der Schulmeister zu Almina,' wie sich aus archivalischen Akten ergibt, der aus Bremen gebürtige Johann Gerber, der früher in Lemgo gewohnt hatte und dann drei Jahre Schulmeister in Großenmarpe gewesen war. Mitte 1665 wurde er nach Almena berufen, blieb aber dort nur wenig über ein Jahr, da er infolge Anfeindungen entlassen wurde. Seine späteren Schicksale sind unbekannt. Das Gedicht wird S. 162/76 abgedruckt.

Meysenbug O. Frhr. v., Beiträge zur Geschichte musikalischen und theatralischen Lebens in Detmold. I. Louis Spohr in seinen Beziehungen zu Detmold. — 18 Briefe Spohrs an August Kiel (geb. 26. Mai 1813 in Wiesbaden, Hofkapellmeister in Detmold bis 1863, † 28. Dezember 1871) aus den Jahren 1835 bis 1859.

Jahr-Buch der **Gesellschaft** für **lothringische Geschichte** und **Altertumskunde.**

17. Jahrgang. (2. Hälfte.) 1905. Grimme F., Ist Karl Desiderius Royer ein deutscher Dichter gewesen? — Nein. 16 seiner 37 deutschen Gedichte weist

Grimme als Plagiat aus Logaus Sinngedichten nach; drei andere stammen bestimmt nicht von ihm, doch konnte deren Verfasser nicht nachgewiesen werden. Wahrscheinlich sind auch die übrigen nicht Royers Eigentum.

Mitteilungen des **Vereins** für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.**

12. Heft. 1. Hälfte. 1905. (ausgegeben:) 1906. Ein für die Reformationsgeschichte Lübecks wichtiger Brief Bugenhagens [an die Prädikanten Joh. Walhoff und Andreas Wilms (Wilhelmi), Wittenberg 1530 März 12]. Mitgeteilt von O. Clemen.

Lüneburger Museumsblätter.

Heft 3. Kück E., Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide.

Reinecke W., Das alte Frühlingsfest des Johanneums[=Gymnasium].

Zechlin E., Lucas Lossius [Lotze]: Lüneburg im Sachsenlande. — Inhaltsauszug von: Lunaeburga Saxoniae, libellus utilis lectu ... Carmine scriptus et editus a Luca Lossio .. Franc. apud Haere. Chr. Egen. 1566. 193 S. 8'.

Ons Hémecht. Organ des **Vereins** für **Luxemburger Geschichte, Literatur** und **Kunst.**

12. Jahrgang. Heft 9. Witry Th., Luxemburger an der ehemaligen Universität Trier.

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des **historischen Vereins** der **V Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden** und **Zug.**

LX. Band. 1905. Wymann E., Liturgische Tauffitten in der Diözese Konstanz.

Brandstetter J. L., Westerlege und Schlotterten. — Zur Erklärung dieser Wörter.

Zeitschrift des **deutschen Vereines** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.**

9. Jahrgang. 1905. Heft 4 und 10. Jahrgang. Heft 1/2. Schenner F., Quellen zur Geschichte Znaims im Reformationszeitalter. VI. Kapitel. Der Prozessions-, Kleinodien- und Kalender-Streit.

10. Jahrgang. Heft 1/2. Schick E., Die mährische Moderne. — Jakob Julius David, Philipp Langmann, Richard Schaukal, Karl Hans Strobl, Hans Müller und andere. — S. 163 ff. Bibliographisches. — [Auch besonders erschienen: Brünn 1906. 1 M.]

Geschichts-Blätter für **Stadt** und **Land Magdeburg.**

40. Jahrgang. 1905. Heft 1. Liebe G., Der Streit um die Schulaufsicht in Halle 1583.

Mannheimer Geschichtsblätter.

VI. Jahrgang. 1905. Nr. 10. Die Vorzüge Mannheims (1775). — ‚Die Vorzüge Mannheims, besungen von einem Verehrer des guten Geschmacks.' Mannheim, kurfürstl. Hofbuchdruckerei. 1775. ‚Gepriesner Sammelplatz von Kunst, Geschmack und Freude.'

Huffschmid M., Mannheimer Studenten auf der Universität Straßburg von 1716 bis 1737.

Nr. 11. Miszellen. Die Komödienhütte auf dem Marktplatze [1769/72].

VII. Jahrgang. Nr. 1. Miszelle. Aus der Geschichte der Bürmannschen Handelsschule. — Johann Heinrich Bürmann, vgl. Goedeke 6, 368. Im Jahre 1806 wurden gegen seinen Lehrbetrieb Vorwürfe erhoben; Zöglinge des Instituts wehrten sie in einem Inserate (Mannheimer Intelligenzblatt vom 20. Januar 1807) ab.

Nr. 6. 7. Walter F., [Karl Geo. Levin Frh. v.] Hohnhorsts Schrift über den Prozeß gegen K. L. Sand [1820]. Ein Beitrag zur Geschichte der Sandliteratur.

Nr. 6. Miszellen. Theaternachrichten aus der Mannheimer Zeitung vom Jahre 1784. — Becker A., Nachtwächterspruch auf Neujahr 1819. (Aus Leutershausen, Kreis Mannheim.) Nach einer etwa gleichzeitigen handschriftlichen Aufzeichnung.

Nr. 11. Miszelle. Ein Mannheimer Dialektgedicht von 1834. — ‚Mannem! Ja, deß muß mer sage.' Abgedruckt aus dem ‚Mannheimer Stadt- und Landboten' vom 9. September 1834, Nr. 252. Verfasser nicht genannt.

Mansfelder Blätter. Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertümer** der **Grafschaft Mansfeld** zu **Eisleben.**

19. Jahrgang. 1905. Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld .... VI. Teil. X. Die Kirchenvisitation unter Menzel in der Grafschaft Mansfeld. 2. Abteilung 1579.

Größler H., Der erste verunglückte Versuch Dr. Martin Luther in der Grafschaft Mansfeld ein Denkmal zu errichten [1804].

Zeitschrift des **historischen Vereins** für den **Reg.-Bezirk Marienwerder.**

44. Heft. 1905. Aus Johann Jakob Kanters [Buchhändlers in Königsberg, geb. 1738, † 1786] Leben. Mitgeteilt von R. v. Flanß.

Jahrbücher und **Jahresberichte** des **Vereins** für **mecklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.**

70. Jahrgang. 1905. Grotefend H., Über Stammtafeln (mit einem Beispiel: Familie Wachenhusen). — S. 37 f. Hans (ursprünglicher Rufname Alexander) Wachenhusen (1823/98), der bekannte Schriftsteller.

Grotefend O., Mecklenburger in Danzig. — Biographisches Lexikon der seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1814 nach Danzig eingewanderten Mecklenburger. 600 Nummern.

Kohfeldt, Familienbriefe Joh. Jak. Engels. — Drei Briefe an seine Mutter (Leipzig 1765; Berlin 1798 August 25. 1801 Dezember 15), S. 237/44 vollständig abgedruckt. ‚Der erste [Brief] beweist zugleich, daß Schröders Vermutung, Engel sei erst nach dem Tode seines Vaters nach Leipzig gegangen, nicht zutrifft; es wird also wohl Nicolais Angabe, Engel sei im Dezember 1764 nach Leipzig übergesiedelt, richtig sein.' Der Inhalt sechs anderer Briefe (1782/1800) an seinen Schwager, den Prediger Röper in Doberan (1), und an dessen Sohn (5) wird S. 236 f. kurz skizziert.

Lisch, Über das Haus in der Stadt Schwerin, in welchem zuerst lutherischer Gottesdienst gehalten worden ist.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Meißen.**

25. Heft (1. des 7. Bandes). Peter H., G. E. Lessing und St. Afra: Wieder-Abdruck aus der Deutschen Rundschau XXVI (1881) S. 366/88. — Das Urkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Fürsten- und Landesschule St. Afra 1741/6: Wieder-Abdruck aus Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 10, S. 285/308. — Anhänge.

53. Jahresbericht des **Historischen Vereins** für **Mittelfranken.**

Schornbaum, Zur zweiten brandenburgischen Kirchenvisitation 1536.

Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des **Altertumsvereins** für **Mühlhausen i. Thür.** und **Umgegend.**

VI. Jahrgang. 1905/6. Hübner O., Die Mühlhäuser Familie Tilesius von Tilenau 1577 bis 1886.

Kleine Mitteilungen. Kauffungen K. v., Ein Originalbrief des Professors Gottfried Christoph Beireis in Helmstädt [an den Mühlhäuser Stadt- und Landphysikus Dr. Gottfried Ferdinand Reinhardt 1796 Juli 7].

VII. Jahrgang. 1906/7. Kauffungen K. v., Mühlhäuser Hexenprozesse aus den Jahren 1659 und 1660. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

Jordan R., Die Patrouillengasse und andere verschwundene Straßennamen.

Annalen des **Vereins** für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung.**

35. Band. 1905 (ausgegeben 1906). Conrady L., Die Geschichte der lutherischen Gemeinde Arnoldshain, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nach den Urkunden dargestellt.

Schriften des **Vereins** für **Geschichte** der **Neumark.**

Heft XVII. 1905. Schwartz P., Die neumärkischen Schulen am Ausgang des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Heft XVIII. Neuhaus E., Die Fridericianische Kolonisation im Warthe- und Netzebruch. Nach archivalischen Quellen dargestellt.

Verhandlungen des **historischen Vereins** für **Niederbayern.**

42. Band. Die Annales ecclesiae Alderspacensis des Abtes Wolfgang Marius (1514/44). Nach der Originalhandschrift mit erläuternden Anmerkungen hg. von M. Hartig.

Spirkner B., Kulturgeschichtliches aus dem Mirakelbuche der Wallfahrt zum hl. Valentin in Diepoldskirchen (1420—1691).

Miracul Püech zü unser lieben Frauē Gottßhauß auf Lannckwinckhl 1644—1772. Kulturgeschichtlich bearbeitet von B. Spirkner.

Annalen des **historischen Vereins** für den **Niederrhein.**

79. Heft. 1905. Cardauns H., Hermann Hüffer † [Nachruf].

Schrörs H., Der historische Verein für den Niederrhein in seiner Entstehung und Entwicklung. [Vortrag.]

80. Heft. Herrmann A., Hermann Hüffer. Nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen dargestellt [mit dem Bildnisse Hüffers in Heliogravüre].

Miszellen. Eubel K., Tagebuchartige Aufzeichnungen des Minoriten Tilmann Thelen über die Besetzung Kölns durch die Franzosen (Oktober 1794 bis März 1796). — In lateinischer Sprache.

Beiträge zur **Geschichte** des **Niederrheins. Jahrbuch** des **Düsseldorfer Geschichtsvereins.**

19. Band. 1905. Sudhoff K., Goethes Arzt in Düsseldorf 1792. — Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, Band 33, S. 204. Der Arzt war Johann Gotthelf Abel, geb. um 1749 in Halberstadt, † 27. September 1822 in Düsseldorf.

Kleine Mitteilungen. 6. Asbach J., Zu Heines Lebensgeschichte. — a. Brief[e] von Heines Mutter [an Maximilian Heine: November 1856 und ein undatiertes Brieffragment] und Oheim Salomon [an Baron Ludwig von Stieglitz in St. Petersburg 1837 Oktober 27]. — b. Heines Geburtshaus.

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Niedersachsen** zugleich **Organ** des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertümer** der **Herzogtümer Bremen** und **Verden** und des **Landes Hadeln.**

Jahrgang 1905. Heft 4. Borchling C., Literarisches und geistiges Leben im Kloster Ebstorf am Ausgange des Mittelalters. Vortrag. — Anlage I: Die beiden Reformationsberichte der Ebstorfer Handschrift V, 2 (vgl. S. 367 f.). Anlage II: Reimgebet an die hl. Märtyrer von Ebstorf. (Aus Mskr. VI, 2, einem niederdeutschen Gebetbuche des 15. Jahrhunderts auf Pergament) ‚Ghegrotet zin gy marteler heren'.

Frensdorff F., Die englischen Prinzen in Göttingen [1786 bis 1790].
Th., Karl Koppmann †.
Bodemann E., Niedersächsische Literatur 1904/5.

Niedersachsen (Bremen).

11. Jahrgang. 1905/6. Nr. 3. Aus Briefen Heinrich Bulthaupts.
Nr. 5. Bolte J., Die Stellung des Märchens ‚Dör Mesterbitt un Bar'nbitt' innerhalb der Märchenliteratur.
Nr. 16. Müller-Suderburg G., Sang und Klang in der Lüneburger Heide. — Wiegen-, Kinderlieder, Scherz- und Spottreime, Rätsel usw.
Nr. 18. Tardel H., Chamisso in plattdeutscher Übertragung [von Eduard Hobein und Frdr. Cammin].
12. Jahrgang. Nr. 4. Lennemann W., Niederdeutsche Balladendichter der Gegenwart.
Nr. 23. Saar G., Johann Anton Leisewitz.
Trense P., Wilhelm Raabe.

Mitteilungen des **Nordböhmischen Exkursions-Klubs.**

28. Jahrgang. 1905. Heft 4. Paudler A., Gegen Zahnschmerzen. — Segensprüche, Formeln und Heilmittel, welche das Volk verwendet.
Die Böhm. Kamnitzer Wirtshäuser. Mitgeteilt von K. Fleck. — Anfang der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts und auch später in Kamnitz nach der Melodie ‚Doktor Eisenbart' gesungen ‚Was fang' ich armer Schlucker an'.
Paudler A., Weihnachtsgebräuche.
Haudeck J., Dreikönigsingen.
Das heil. Dreikönig-Spiel in Falkendorf. Aus den ‚Falkendorfer Gedenkblättern' . . W. John[s] in Gablonz. Mitgeteilt von E. Neder. (Dieses Spiel wurde am Abende vor dem Feste d. h. drei Könige aufgeführt, das letztemal in Losdorf im J. 1842.)
Karafiat K., Kinderreime.
Knott R,, Evangelische Pastoren, Organisten, Lehrer und Beamte in Deutschböhmen im Zeitalter der Gegenreformation.
[Sonderheft.] Hantschel F., Haupt-Register für die Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs Jahrgang I/XXV. Zweiter Teil: Personen-Register. Leipa 1905.
29. Jahrgang. Heft 1. Hantschel F., Professor A. Paudler.. Ein Nachruf.
Paudler A., Erinnerungen.
Jugendgedichte Paudlers.
Paudlers Abschied als Gymnasiast von Leipa.
Fragmente aus den Briefen Professor A. Paudlers an eine Freundin [1891 bis 1905].
Haudeck J., A. Paudler als Musikförderer.
Vatter J., Wie ich vom Professor Paudler entdeckt wurde.
Elger A., Professor Paudler und die Reichstädter Berggesellschaft.
Heft 2. 3. 4. John A., Richard Wagners Beziehungen zu Böhmen.
Heft 2. Hofmann C., Prag wie der Brocken eine Frecken- d. h. Freyastätte. — Versuch den deutschen Ursprung des Namens Prag zu erweisen.
Seeliger E. A., Martin Boreck in Tetschen, ein böhmischer Geschichtsschreiber [aus Breslau, † am 15. Juni 1588 in Tetschen. Verfaßte auch (1566) ein in Leipzig gedrucktes lateinisches Gedicht: Carmen elegiacum in natalem filii Dei]. — Vgl. E. Neder, Nachtrag im 4. Heft.
Heft 3. Kögler A., Sagen vom Rosenberge. 1. 2.
Heft 4. Seeliger E. A., Beiträge zur nordböhmischen Kirchen- und Schulgeschichte.

Jarschel J., Ein Stück Volkspoesie aus Auscha. — Gedicht von einem Schlossergesellen, aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts: Stadt Auscha ‚Gefühle des Dankes durchdringen'.

Zahlreiche kleine Mitteilungen zur Volkskunde usw. aus Mitgliederbriefen.

Zeitschrift des **Nordböhmischen Gewerbemuseums.**

Neue Folge. I. Jahrgang. Nr. 1. König A., Schneiderlied aus Ratschendorf ‚Ein Bauer verkaufte sein Acker und Hof'.

Mitteilungen des **Oberhessischen Geschichtsvereins.**

Neue Folge. 13. Band. 1905. Fritzsche R. A., Über Gelegenheitsgedichte. Ein Vortrag. — ‚Ich biete nur eine Skizze; wichtige Linien sind kaum angedeutet. Wer sich künftig an eine Monographie über das Gelegenheitsgedicht heranwagt, findet hier einen Beitrag zu Vorstudien' (S. 98 Anmerkung 1). — Mit Proben von Gelegenheitsgedichten aus dem 18. Jahrhundert.

Kleinere Mitteilungen. Behaghel O., Der Name Offenbach. Eine methodische Betrachtung.

Behaghel O., Ein Restaurationsversuch an der Universität Gießen. — Fehlgeschlagener Versuch, neben den deutschen auch lateinische Vorlesungsverzeichnisse herauszugeben (1826).

Oberländische Geschichtsblätter.

Heft VII. 1905. Sembritzki J., Sebastian Friedrich Trescho [1733 bis 1804], Diakonus zu Mohrungen in Preußen. Sein Leben und seine Schriften. [Sonderabdruck.] — Trescho nahm unter den ostpreußischen Dichtern um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle ein und machte sich auch durch theologische Arbeiten weit bekannt. Unter seinen Freunden zu erwähnen Johann Gottlieb Willamov (S. 6 ff. Goedeke 4, 102. 359 f.), Ludwig Ernst Borowski (S. 14 f.), Johann Timotheus Hermes (S. 15). Hamann gehörte zu seinen guten Bekannten, äußerte sich aber nicht immer günstig über ihn (S. 16-22). Ein eingehendes, vollständiges Verzeichnis seiner Schriften, 69 Nummern aus den Jahren 1754 bis 1846, auf S. 70 bis 173. Zu den S. 95/105 besprochenen ‚Näschereyen in die Visiten-Zimmer am Neujahrs-Tage' (Königsberg 1762) vgl. den oben S. 416 verzeichneten Aufsatz.

Verhandlungen des **historischen Vereins** von **Oberpfalz** und **Regensburg.**

56. Band der gesamten Verhandlungen und 48. Band der neuen Folge. 1904. Stammbuch des lutherischen Pfarrers Georg Eckenberger († 1639 in Regensburg). Hg. und erläutert von F. Hüttner. Mit einem Anhang über die Stammbücher des Christoph Agricola aus Amberg 1607—1644 und des Veit Endres zu Regensburg 1594—1623. — Alle drei Stammbücher im Besitze der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Die Eintragungen im Eckenbergischen reichen vom 2. Februar 1601 bis zum 16. Mai 1639. S. 160/5 Register der im Stammbuche Eckenbergers eingetragenen Personen.

Zeitschrift für die **Geschichte** des **Oberrheins.**

Neue Folge. XX. (der ganzen Reihe 59.) Band. 1905. Heft 4. Kaiser H., Elsässische Geschichtsliteratur des Jahres 1904.

Miszellen. Krauß R., Zur Schiller-Genealogie. — Im Anschluß an P. P. Albert, Die Schiller von Herdern.

Kaiser A., Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Band I/XX.

XXI. (60.) Band. Heft 1. Knepper J., Kleine Funde zum elsässischen Humanismus. — Drei Briefe von Jakob Wimpfeling (aus den Jahren 1489 und 1508) und ein Brief von Beatus Rhenanus (1523).

Heft 2. Kalkoff P., Wimpfelings kirchliche Unterweisung.

Obser K., Friedrich von Weech † [1905, geb. 1837]. Nachruf. — Anhang. Sopp, Bibliographische Übersicht. Zusammenstellung der von Fr. von Weech verfaßten selbständig erschienenen Schriften, sowie der in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Abhandlungen und Mitteilungen geschichtlichen Inhalts [1860 bis 1905].

Heft 3. Frankhauser F., Badische Geschichtsliteratur des Jahres 1905.

Miszelle. Obser K., J. G. von Herder und die Universität Heidelberg 1803. — Schreiben Herders an den Staatsminister von Edelsheim, Weimar 1803 Oct. 10.

Heft 4. Kaiser H., Elsässische Geschichtsliteratur des Jahres 1905.

Oberschlesien.

4. Jahrgang. Heft 7. 1905. Müller K., Sitten und Bräuche aus dem Dorfe Schönfeld, Kreis Kreuzburg.

Heft 11. 1906. Schiller A., Oberschlesische Schulverhältnisse vor hundert Jahren.

5. Jahrgang. Heft 1 (April 1906). Krause A. F., Sitte, Brauch und Volksglaube in Oberschlesien.

Heft 2. Oberschlesische Schriftsteller. 1. Schiller A., Philo vom Walde [Johannes Reinelt, geb. 5. August 1852, † 16. Januar 1906]. Ein oberschlesischer Dialektdichter. — Vgl. unten ‚Österr.-Schlesien'.

Sabel R., Alte Bräuche aus dem Leben oberschlesischer Dorfmusikanten. Beiträge zum Kapitel ‚Oberschlesisches Volksleben'.

Heft 3. Mücke, Gustav Freytag, unser schlesischer Landsmann.

Treblin M., Die Bedeutung des Ortsnamens Gola. Ein Beitrag zur schlesischen Siedlungskunde.

Ein Volkslied aus Deutsch-Oberschlesien [ehemals sehr viel, vereinzelt noch heute im nördlichen Teile des Leobschützer Kreises gesungen: ‚Niemand ist so hoch gestiegen | Als der edle Bauerstand']. Mitgeteilt von J. Wahner.

Heft 5. 6. Zivier E., Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Schlesien. I. Die Einführung der Reformation in der Standesherrschaft Pleß.

Heft 6. Knötel P., Die Sybella. Ein Beitrag zur Sagengeschichte.

Kettner A., Mitglieder der Familie Goethe in Freiwaldau. — Etwas verändert steht derselbe Aufsatz unten ‚Österreich.-Schlesien'.

Sabel R., Die Sage vom Moosbruche im Altvatergebirge.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.**

XXVII. Band. Heft 1. Kircheisen F. M., Die Schriften von und über Friedrich von Gentz. Eine bibliographische Übersicht. — I. Werke: Sammlungen. Schriften bis 1806. Schriften seit 1806. Zweifelhafte, oder ihm unterschobene Schriften. Übersetzungen. II. Korrespondenz und Depeschen. III. Tagebücher. IV. Biographien: Allgemeine Darstellungen. Einzelnheiten aus seinem Leben.

Beiträge zur **neueren Geschichte Österreichs.**

September. Hallwich H., Eine Hymne an Wallenstein.

Fournier A., Gentzens Übertritt von Berlin nach Wien. Briefe an den Grafen Philipp Stadion.

Jahrbuch der **Gesellschaft** für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.**

26. Jahrgang. 1905. Selle F., Eine Bekenntnisschrift der Stadt Steyr vom Jahre 1597.

Schaudig H., Zur Geschichte der Beziehungen der steirischen Landschaft zu deutschen Universitäten an der Wende des 17. Jahrhunderts.

Schmertosch v. Riesenthal R., Nikolaus Troilus [geb. 1571, † 1631], der letzte utraquistische Rektor der Universität Prag.

Grolig M., Zur Geschichte des Protestantismus im Schönhengster Lande. — S. 123/40 eine Übersicht über jene Autoren und Bücher, welche zwischen 1585 und 1630 die religiöse Lektüre der Einwohner von Trübau bildeten.

Schenner F., Karl von Zierotins, des mährischen Exulantenkönigs, letzte Lebensjahre. — Fortsetzung im 27. Jahrgang.

26. und 27. Jahrgang. Loesche G. und G. A. Skalský, Rundschau über die den Protestantismus in Österreich (Zisleithanien) betreffenden Veröffentlichungen vom Jahre 1904 [und 1905].

27. Jahrgang. Loesche G., Aus den Anfängen der Reformation in den Erbländern. Aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Bossert G., Zwei Prediger des Evangeliums in Wien. — 1. Jakob Bern. 2. Christoph Scheideck.

Doblinger M., Ein Bauernlied aus dem Jahre 1626. — Ein Geistreicher Gesang Welchen die Bauern im Ländlein ob der Ens alle 24 Stund viermal .... zu singen pflegen ‚Weil dann die stund vorhanden ist' [14 × 7zeilige Strophen]. 2 Blätter in Klein-Oktav, ohne Angabe des Verfassers, Druckers und Druckortes. Unter dem Holzschnitt am Schlusse der ersten Seite die Jahreszahl 1626.

Loserth J., Aus der protestantischen Zeit von Leoben. Vortrag.

Reissenberger K., Erneuerte und erweiterte Weisungen gegen die obersteirischen Protestanten aus dem Jahre 1764.

Novák J. W., Die Schulordnung des deutschen ‚Gymnasium illustre' bei St. Salvator in Prag [1611].

Albani J., Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation in St. Joachimsthal.

Alberti K. und W., Reformation und Gegenreformation im Ascher Gebiet.

Zeitschrift für **Geschichte** und **Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens.**

1. Jahrgang. 1905/6. Heft 2. Knaflitsch K., Der Prozeß gegen die Wahrsagerin Justina Fleischer. Ein Beitrag zur Geschichte der Hexenprozesse in Österr.-Schlesien.

Miszellen. Knaflitsch K., Zur Geschichte der Troppauer Volksschule [1784/5].

Heft 3. Kettner A., Philo vom Walde [Johannes Reinelt] †. — Vgl. oben ‚Oberschlesien'.

Heft 4. Buchberger K., Eine schlesische Zeitung im Jahre 1742. — Schlesische privilegierte Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitung anno MDCCXLII, Nr. 1. Mittwoch, den 3. Januar. Erschien dreimal wöchentlich. — Kurze Notiz nur über die Nr. 1. Dazu ein Nachtrag im 2. Jahrgang. Heft 1/2. S. 80/83.

2. Jahrgang. 1906/7. Heft 1/2. Miszellen. Kettner A., Freiwaldau und .. Goethe. — Vgl. oben ‚Oberschlesien'.

Gerber E., Beschwörungsformeln. Ein Beitrag zum Aberglauben des 18. Jahrhunderts.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** und **Landeskunde** von **Osnabrück.**

30. Band 1905. (ausgegeben:) 1906. Beiheft. Jaeger J., Register zu C. Stüves Geschichte des Hochstifts Osnabrück.

Abhandlungen und **Vorträge** zur **Geschichte Ostfrieslands.**

4. Heft. 1905. Bartels, Die älteren ostfriesischen Chronisten und Geschichtschreiber und ihre Zeit. I. Eggerik Beninga und seine Cronica der Fresen. Ubbo Emmius und seine Rerum Frisicarum Historia.

Mitteilungen des **Altertumsvereins** zu **Plauen i. V.**

17. Jahresschrift auf die Jahre 1905/6. Neupert sen. A., Mag. Moriz Erdmann Engel, ein Lebensbild. — Geb. am 29. Juli 1767 in Plauen, seit 1801

Stadtdiakonus daselbst, auch als Dichter hervorgetreten (vgl. Goedeke² 6, 364), 42 Jahre lang Redakteur des ‚Vogtländischen Anzeigers', † 10. Februar 1836. Vgl. das folgende.

Distel Th., ‚Züge zu Seumes Bild' von Moriz Engel aus Plauen i. V. (1818). — Abdruck dieses von Planer-Reißmann übersehenen Aufsatzes aus der Dresdner ‚Abendzeitung' 1818 Nr. 163. Engel lernte Seume 1788 in Leipzig kennen und nahm bei ihm englische Stunden.

Benedict M., Scherzworte, Rätsel und Spottreime aus dem Vogtlande als Widerklang älteren Volkslebens.

Fischer W., Eine Bittschrift der Geistlichen und Lehrer Plauens [für den Studenten der Theologie Leonhard Winckler] aus dem Jahre 1598.

Pommersche Jahrbücher.

7. Band. Der Universität Greifswaldau zu ihrer 450jährigen Jubelfeier dargebracht vom Rügisch-Pommerschen Geschichtsverein.

Curschmann F., Die Stiftungsurkunde der Universität Greifswald.

Uckeley A., Die letzten Jahre des Klosters Eldena.

Melander K. R., Zur Greifswalder Universitätsgeschichte.

Pyl Th. (†), Die Pflege der heimatlichen Geschichte und Altertumskunde in Pommern seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Rassow J., E. Moritz Arndts Gedanken über eine Erhebung aller Völker gegen die französisch-russische Weltherrschaft in den Jahren 1807—1809.

Lühder R., Die Handschriften der Bibliothek des geistlichen Ministeriums zu Greifswald in Fortsetzung von Th. Pyls ‚Rubenow-Bibliothek' 1865 beschrieben.

Monatsblätter. Herausgegeben von der **Gesellschaft** für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

1905. Nr. 7/8. Bahlow F., Pauls von Rode Berufung nach Goslar (1531) und Rückkehr nach Stettin.

Gantzer P., Ein Vorschlag der schwedischen Regierung zur Hebung der Universität Greifswald vom Jahre 1651.

Zeitschrift der **Historischen Gesellschaft** für die **Provinz Posen,** zugleich **Zeitschrift** der Historischen Gesellschaft für den **Netzedistrikt** zu **Bromberg.**

20. Jahrgang. 1905. 1. Halbband. Thümen F., Kuno Fischer in Posen [gekürzter Vortrag].

2. Halbband. Bickerich W., Carl Gottfried Woide [1725/90]. Ein Beitrag zu den wissenschaftlichen Traditionen der Unität. — Stand mit Johann Reinhold Forster in engem Freundschaftsverhältnis (S. 209 f.).

Wotschke Th., Jakob Kuchler. Ein Posener Humanist. — Über sein Leben und seine lateinischen Dichtungen (16. Jahrhundert).

Historische Monatsblätter für die **Provinz Posen.**

VI. Jahrgang. 1905. Nr. 5/6. Skladny A., Die Dramen Schillers im Posener Theater vor 100 Jahren.

Laubert M., Aufführungen Schillerscher Dramen zu Posen in den Jahren 1815/45.

Prümers R., Die Feier zum 100jährigen Geburtstag Schillers in der Provinz Posen.

Peiser G., [Johann Heinrich] Dąbrowski und Schiller. — Aus Seumes Spaziergang nach Syrakus: Werke (Hempel) 3, 107.

Nr. 10. Knoop O., Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen. III. Das schlafende Heer. IV. Ortsgründungen und Ortsnamen.

Prümers R., Die Abstammung der Familie von Treskow.

Nr. 11. Schmidt E., Geschichte der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg während der ersten fünfundzwanzig Jahre. 1880 bis 1905.

Baumert H., Bromberger Musik- und Theaterleben vor 100 Jahren. — Nach dem Tagebuche des 1822 in Bromberg gestorbenen Kaufmanns Ferdinand Richardi.

Nr. 12. Schottmüller K., Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der Posener Provinzialgeschichte. 1904.

Reutlinger Geschichtsblätter.

XVII. Jahrgang. Nr. 1/2. Schön Th., Bauerntheater im Oberamt Reutlingen. — Ostermontag 1843 im Großengstinger Schloßhof von einer Gesellschaft dortiger lediger Personen aufgeführt: Ulrich von Achalm. Original-Ritterschauspiel in 5 Akten. (Schwäbische Chronik 1843, S. 433.)

Der Wanderer im Riesengebirge.

26. Jahrgang. Nr. 2 (laufende Nr. 280). v. Zychlinski, Erinnerungen an Holtei. — Verse zu einer Geldspende, 3. Juli 1866 (‚Aus allen Fenstern heute'); Was der alte Tholuck in Halle dem Verfasser über ein Zusammentreffen mit Holtei erzählte.

Nr. 9/12 (287/290). Hoffmann A., Johann Christian Günther und sein Freundeskreis in Landeshut, Schmiedeberg und Hirschberg.

Nr. 11. 12 (289. 290). Graebisch F., Zur Kenntnis der Mundart des preußischen Riesengebirges.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde.

26. Band. 1905. Heft 1/2. Clemen O., Paul Bachmann, Abt von Altzelle. — Geb. in Chemnitz zwischen 1465 und 1468, Gegner Luthers und der Reformation. S. 35 ff. Bibliographie seiner Schriften.

Bauch G., Der sächsische Rat und Humanist Heinrich von Bünau, Herr in Teuchern. — Geboren etwa 1460, † wahrscheinlich 1506.

Schlesier E., Literarisches Leben in Pirna vor 100 Jahren. — S. 131 über die am 10. Februar 1798 gegründete Literarische Gesellschaft in Pirna. Unter ihren Mitgliedern traten am meisten hervor Georg Gabriel Klinkicht (S. 132/4. Goedeke ² 5, 427) und Johann Samuel Siegfried (S. 135/46. Goedeke ² 5, 452); ferner unter anderen noch Gustav Friedrich Hentsch, nachmals Lehrer an der Fürstenschule in Meißen, als Übersetzer des Oedipus von Sophokles und der Epigrammatiker Christian Ludwig Noack.

27. Band. Heft 1/2. Müller G., Die Visitationen der Universität Leipzig zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Beschorner H., Beschreibungen und bildliche Darstellungen des [von August dem Starken veranstalteten] Zeithainer [Lust-]Lagers von 1730. — S. 108/17 Gedichte auf das Lager und seine Veranstalter, von Johann Jacob (so S. 108; S. 110: Johann Gottlob) Kittel, der vielfach unter dem Decknamen Micrander (oder auch Jecander) schrieb, Christoph Dietrich von Böhlau, Christian Friderich Henrici genannt Picander, dem Deutsch-Franzos Johann Christian Trömer, Johann Ulrich von König und anderen.

Heft 3/4. Kleinere Mitteilungen. 1. Günther O., Honorare für Vorlesungen und Übungen bei der Universität Leipzig im 15. Jahrhundert. — Arras P., Das Stadtarchiv zu Bautzen.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.

40. Band. Mit einem Bilde H. Markgrafs. Wendt H., Zu Hermann Markgrafs Gedächtnis. — S. 41* bis 48* Schriften Hermann Markgrafs in zeitlicher Folge.

Bauch G., Beiträge zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus VIII. — 1. Dr. Nikolaus Merboth aus Neiße. 2. Dr. Nikolaus Tauchan

aus Neiße. 3. Dr. Bernhard Mikisch aus Neiße. 4. Zu Wigand von Salza, Stanislaus Sauer und Mathias Pyrser. 5. Aufführung antiker Komödien in Breslau [1500. 1502].

Bauch G., In Erfurt als Artisten promovierte Schlesier (1450—1521).

Zeitschrift der **Gesellschaft** für **Schleswig-Holsteinische Geschichte.**

35. Band. 1905. Aus den Lebenserinnerungen des Grönlandfahrers und Schiffers Paul Frerckſen [1725 bis 1784]. Mitgeteilt von F. Paulsen.

36. Band. Weber von Rosenkrantz W. Frh., Beiträge zur Adelsgeschichte. 1. Die Familie Schinkel.

Kieler Professoren-Briefe. Mitgeteilt von H. Schulz. — Briefe von Dietrich Herm. Hegewisch an: den Herzog Friedrich Christian den Jüngern von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (5: 1793 bis 1812); Aug. Joh. Georg Karl Batsch (1794 September 8); Daniel Gotthilf Moldenhawer (1797 October 8); Brief des Herzogs an Hegewisch (1801).

Ein Brief U. J. Lornsens [an den Advokaten Preußer in Kiel, Hoyer 1830 November 12].

Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in **Schleswig-Holstein.**

15. Jahrgang. 1905. Nr. 11. Bruhn, Kreisschulinspektor Johannes Petersen, ein schleswig-holsteinischer Schulmann und Dichter.

16. Jahrgang. Nr. 1. Lobsien, Helene Voigt-Diederichs.

Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Meyer, Plattdeutsche Redensarten vom Heiraten.

Nr. 9. Wisser, Volkssagen aus dem östlichen Holstein.

Diözesanarchiv von Schwaben.

23. Jahrgang. 1905. Nr. 1. Beck, Herzog Ulrich in der Nebelhöhle? — Gegen Schneiders Aufsatz im Schwäbischen Merkur 1904 Nr. 537. Vgl. Euphorion 13, 376. 379 f.

Nr. 2. Drei bisher unbekannte Schuldramen des P. Sebastian Sailer, hg. von M. Johner. — Bei seinen Vorstudien für eine größer angelegte Biographie Sailers fand Johner in der Klosterbibliothek von Obermarchthal eine große Anzahl gedruckter und handschriftlicher dramatischer Dichtungen, gesammelt in den Miszell. Literat. II, 15/23; daraus veröffentlicht er die (vorwiegend lateinischen) nur im Manuskript vorhandenen Texte zu drei Theateraufführungen, welche augenfällig Sailers Handschrift tragen. Aus diesem und aus anderen Gründen zweifelt er nicht an dessen Verfasserschaft. Die Titel der Stücke sind: ‚Ovicula errans'; ‚Nicolaus Aurifer'; ‚Spes timore maior'. — Ein Verzeichnis der in vorgenannter Sammlung enthaltenen, bei Ulrich in Riedlingen gedruckten Schauspiele gab Johner in der Beilage zur ‚Riedlinger Zeitung' 1904 Nr. 39. — In der Anmerkung S. 20 macht er auf einen bei demselben Ulrich erschienenen zusammenhängenden Zyklus von Passionsdramen aufmerksam, die wohl alle von Sailer stammen: Trost und Schröcken an dem großen Tag der Menschlichen Erlösung, d. i. Petrus und Judas, 1760; Der Oelberg, 1761; Die Geiselung, 1762; Die Krönung, 1763; Die Kreuztragung, 1764; Die Kreuzigung, 1765; Die Ablösung und das Begräbniß, 1766; Die Rechtfertigung der menschlichen Seele durch die allerheiligsten fünf Wunden Jesu Christi, 1767.

Nr. 3. Beck, Ein St. Ursula-Lied von Dr. Johannes Gäßler [Abt der Prämonstratenserabtei] in Weißenau-Ravensburg aus dem 15. Jahrhundert. — ‚Das lied vber sant vrsulen schifflin' (12 Strophen) in: Von sant Ursulen schifflin usw. Ohne Ort, Drucker und Jahr (vermutlich Straßburg 1496; dann in einer zu Straßburg 1497 bei Barth. Küstler gedruckten Inkunabel). Eine siebenstrophige, leicht in Kölner Mundart abgeänderte Fassung bei Schade (Geist-

liche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts vom Niederrhein. Hannover 1854), welcher aber den Verfasser nicht kennt: ‚Ein zit hoirt' ich vil gueder mär'.

Nr. 4. Kleinere Mitteilungen. Brechenmacher J. K., Eine perennirende Beschwörungsformel. — ‚Jesus ging auf einen goldenen Acker'.

Nr. 7. Kleinere Mitteilungen. Beck, Die ersten Zeitungen.

Nr. 9. 10. Beck, Der Junggesindemarkt (das Hütkinderwesen) in Oberschwaben, ein Kulturbild. — Der Aufsatz erschien gleichzeitig in der Monatsschrift für christliche Sozialreform usw. Basel 1905, Heft 10.

Nr. 10. Kleinere Mitteilungen. Beck, Eine weitere Vorlage für Schillers Gedicht: der Taucher — Nikolaus Wynmann, Colymbetes, sive de arte natandi, dialogus etc. Augustae Vindelicorum, Henricus Steyner. MDXXXVIII. kl. 8.

24. Jahrgang. Nr. 2. Beck, Zahlensymbolik.

Nr. 2. 3. Neher A., Gegenreformation in Propstei Ellwangen.

Nr. 3. Baudenbacher P., C. Ss. R., Einige namhafte Schriftsteller der ehemaligen Karmeliterklöster in Württemberg.

Nr. 4. 5. 7. Slg., Zur Geschichte des ehemaligen Minoritengymnasiums zu Schwäbisch-Gmünd.

Nr. 6. B[e]ck, Die Lehrer der Wiblinger Lateinschule zu Anfang des 16. Jahrhunderts an einen Klosterschüler. — Ad Zenonem Rychardum monachorum ex Wiblinga responsio per carmen sapphicum ‚Quos ce misisti sociis jocosos'.

Kleinere Mitteilungen. Beck, Abergläubische etc. Bücher und Schriften in Schwaben.

Nr. 8. 10. Johner, Ein poetischer Nekrolog auf den Abt Ulrich Blank. Von P. Sebastian Sailer. — Unter den Misc. Litt. II. der Marchtaler Bibliothek fanden sich zwei weitere lateinische Dichtungen Sailers: 1.: Applausus Reverendissimo in Christo Patri Ignatio Rhomberg S. J. factus a P. Sebastiano Sailer ... gedruckt zu Ulm bei Joh. Georg Vogel 1762. 4⁰. 2.: Nequaquam, ut mori solent ignavi, mortuus est. Handschrift. 4⁰. Nr. 2, eine Elegie auf den Tod des Marchtaler Abts Blank, wird zum Abdruck gebracht.

Nr. 10. Schwäbische Biographien. 41. Mayer F. X., Joh. Heinr. v. Ostein, 17. Dekan im Ritterstift Komburg 1674/95.

Nr. 11. Fox W., Ein Weissenauer Bibliothekar [P. Franz Xaver Schmid, der 1767 Profeß ablegte und 1770 in Konstanz zum Priester geweiht wurde].

B[e]ck, Vieh-Besegnungen im Oberamtsbezirk Waldsee.

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte.

31. Band. Schieß T., Bullingers Briefwechsel mit Vadian. — ‚Versuch, ihren gegenseitigen Beziehungen an der Hand der Briefe nachzugehen.'

Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde.

Neue Folge. Band VII. 1905/6. Nr. 1. Kasser H., Zwei Blätter mit Holzschnitten aus der Berner Druckerei des Matthias Apiarius [Mathis Biener von Berchingen]. — Das erste Blatt (einen Esel darstellend) mit den erklärenden Versen: ‚Ein sprichwort was vor alten zyten' usw.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge. 33. Band. 1905. Heft 1. Kisch G., Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst siebenbürgisch-niederrheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis, sowie einer Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutschen. [Auch als 1. Heft der ‚Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen, hg. von A. Schullerus. Hermannstadt 1905, W Kraft. 1.20 M.]

Heft 2. Schullerus P., Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet.

Steirische Zeitschrift für **Geschichte.**

III. Jahrgang. 1905. Heft 1/2. Khull F., Die protestantische Landschaftsschule zu Loosdorf in Niederösterreich und die Herren von Stubenberg.

Heft 3/4. Deutsch O. E., Beiträge zur Geschichte des Grazer Theaters. 1824—1825. 1. Das Aushilfstheater in der ständischen Reitschule.

Schmid W., Steirische Ortsnamen.

Straßburger Diözesanblatt.

3. Folge. Band 3. Heft 3/7. Sig., Das geistliche Schauspiel im Elsaß.

Zeitschrift des **Vereins** für **Thüringische Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge. 16. (der ganzen Folge 24.) Band. 1905. Heft 1. Freyberg K., Geschichte der Stadt Magdala und der Burg Madela.

17. (25.) Band. Heft 1. Neunundzwanzig Briefe des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen aus der Gefangenschaft 1547/52 [an seinen ältesten Sohn Prinzen Johann Friedrich den Mittlern und andere].

Jordan, Die Sendung des Kammerpräsidenten [Chr. Wilh.] von Dohm mit einer städtischen Deputation in das kaiserliche Hauptquartier Warschau (Januar-Februar 1807).

Thüringer Monatsblätter.

13. Jahrgang. Nr. 11. Koch G., Rudolf Baumbach als Dichter der ‚Thüringer Lieder'.

Neue Mitteilungen aus dem **Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen.** Im Namen des ... **Thüringisch-Sächsischen Vereins** ... herausgegeben.

XXII. Band. Heft 3. Kohlmann F., Wolfgang Hane [1557/1626] und Thomas Cresse [1558 oder 59 bis 1636], zwei verdiente Männer aus Halles Vergangenheit.

Thurgauische Beiträge zur **vaterländischen Geschichte.**

45. Heft. Gregor Mangolts Fischbuch. Zürich 1557. Neudruck besorgt von J. Meyer.

Forschungen und **Mitteilungen** zur **Geschichte Tirols** und **Vorarlbergs.**

III. Jahrgang. Heft 2. Schiffel v. Fleschenberg O., [Joseph] Lanner und [der Innsbrucker Kaufherr und Patrizier Joseph] Tschurtschenthaler. Ungedruckte Briefe Lanners [3: 1838/40].

Heft 3. Rangger L., Matthias Burglehner. Beiträge zur Biographie und Untersuchung zu seinen historischen und kartographischen Arbeiten.

Heft 1. 2. 3. 4. Unterkircher K., Tirolisch-vorarlbergische Bibliographie (1905 bis 1906).

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.**

3. Folge. Heft 49. 1905. Jaffé E., Joseph Anton Koch. Sein Leben und sein Schaffen. [Auch in einem Sonderdruck: Innsbruck, Wagner. 1905. 3 M.] — Der Maler Koch, geb. 1768, war ein Lechthaler, der 1785 in die „Karlsschule" Aufnahme fand, der er 1791 entfloh. Nach einigen abenteuerlich verlebten Jahren kam Koch 1795 nach Rom, wo er zunächst bis 1812 blieb, worauf er der unruhigen Zeiten wegen auf drei Jahre (1812—1815) nach Wien ging. Da es ihm hier auf die Dauer nicht gefiel, auch seine Frau, eine Olivetanerin, das Klima nicht vertrug, kehrte er 1815 nach Rom zurück, wo er seitdem in Künstlerkreisen eine angesehene Stellung einnahm, mit Niebuhr und Joh. Friedrich Böhmer bekannt wurde, für den Freiherrn von Stein malte, usw. bis zu seinem Tode, der am 12. Januar 1839 erfolgte. — Koch war ein Original, dessen Briefe und

Aufzeichnungen sehr interessant sind. Unter den biographischen Quellen ist außer dem Artikel im „Neuen Nekrolog der Deutschen" von dem mit Koch von der Karlsschule her befreundeten württembergischen Staatsrat von Fischer noch ein Aufsatz von Beda Weber „Koch in Rom 1829" in seinen „Charakterbildern" bedeutungsvoll. Sonst fließen die Quellen spärlich. Zu verwundern ist, daß der Verfasser das Leben und die Briefe Joh. Friedrich Böhmers (von Joh. Janssen) nicht benutzt hat. Er hätte dort mehreres über den Verkehr Böhmers mit Koch in Rom 1818/19 und aus dem Briefwechsel mit J. D. Passavant (1823—1825) einiges über den Verbleib von Kochschen Bildern am Rhein erfahren. Böhmer selbst kam in den Besitz von solchen Bildern. Als David Schönherr, der Innsbrucker Archivar und Kunsthistoriker, durch Jul. Ficker mit Böhmer bekannt geworden war, hätte er gern Näheres über dessen Verkehr mit Koch in Erfahrung gebracht. Auf eine Anregung Schönherrs hin fragte Ficker (1860 November 15) bei Böhmer an: „Schönherr interessirt sich sehr für Koch und meinte, wie schön es wäre, wenn Sie, da Sie Koch persönlich gekannt, gelegentlich mal einige Notizen über ihn schreiben würden, zumal charakteristische Züge, wie die „Hoftiroler", da man hier eigentlich gar wenig über ihn wisse." Böhmer antwortete (1860 November 30), daß er seine wenigen Erinnerungen an Koch sehr gern gelegentlich aufschreiben wolle (wozu es aber nicht gekommen zu sein scheint). „Ich war damals als ich ihn öfter sah eben noch sehr jung und hatte noch nicht das volle Verständnis für seine Bedeutung. Unser Inspektor Passavant, der sieben Jahre mit ihm in Rom gelebt hat, weiß übrigens auch nicht viel von ihm zu sagen. Koch war eben eine durchaus volksthümliche Natur; Schönsprechen über die Kunst, in der er so groß war, ist seine Sache nicht gewesen: so hat man denn auch weniger wiederzusagen. — Passavant erzählt: Ein Oesterreichischer Graf kam einst zu Koch. Dieser an der Arbeit sitzend empfieng ihn ohne aufzustehen mit trockenem Gruß. Als der Graf sich weiter introducirte und unter anderm auch sagte, daß er zunächst von Wien komme, frug Koch plötzlich in seinem breiten bequemen Dialect redend: Nun wie siehts denn aus in dem verstunkenen Wian? Der Graf entsetzt sich, und es soll die Unterredung nicht mehr lange gedauert haben." — Diese Briefe sind ungedruckt, daher die Notizen wohl hier am Platze sind.

Daß Koch Goethes kunsthistorische Schriften nicht leiden konnte, ist im allgemeinen bekannt; in dem Aufsatz von Jaffé findet man seine scharfpointierten Äußerungen darüber mitgeteilt. Anderes ist, da Koch auf die gesamte deutsche Kunst einen weitreichenden Einfluß geübt hat, für Kunsthistoriker, manches auch für den Historiker, z. B. über die Zustände in Rom 1799, von Interesse, die Arbeit Jaffés dankenswert. J. J.

Sikora A., Fronleichnamsbräuche in Altbozen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Tirols aus Akten des k. k. Statthalterei-Archivs. — Das ‚Wurmstechen' S. 310 ff.

Voltelini H. v., Josef Durig und Josef Egger, zwei Tiroler Geschichtsforscher.

Kleine Mitteilungen. Stolz F., Zur tirolischen Ortsnamenkunde.

Prem S. M., Ein Tagebuch Gilms aus Rovereto (1846). — Vom 1. Jänner bis 18. März. Darüber hinaus nur vereinzelte Eintragungen. Die letzte vom 14. September. S. 441[2] das Sonett Die Auerhenne ‚Der Frühling hängt die Rosen an die Zäume', aus einem Hefte ‚Gelegenheitsgedichte' abgedruckt; weist gegen den Druck bei Greinz (S. 289) zwei unbedeutende Varianten auf.

Schissel v. Fleschenberg O., Die erste handschriftliche Fassung von J. F. Primissers Kriegslied ‚N' Stutzen hear bam Sokara' 1796. — Erhalten ist die Handschrift in der Sammlung ‚Gelegenheitsgedichte von Johann Friedrich Primisser, k. k. Archivar zu Innsbruck' (Ferdinandeums-Bibliothek). Die Fassung des Liedes ist siebenstrophig und stimmt mit dem achtstrophigen, mehr dem

Schriftdeutschen angeglichenen Drucke nur in der ersten und vierten Strophe überein. Sie wird S. 449 f. mitgeteilt.

Trierisches Archiv.

VI. Ergänzungsheft. Michel F., Die Herren von Helfenstein. Ein Beitrag zur Familien- und Landesgeschichte Kurtriers.

Archiv des **Historischen Vereins** von **Unterfranken** und **Aschaffenburg.**

47. Band. 1905. Autobiographie des Staatsrats Christian Johann Baptist von Wagner [geb. 24. Juni 1754 in Würzburg, † 13. Dezember 1833]. — Die Autobiographie, 1818 niedergeschrieben, wurde erstmals von A. Schäffler im ‚Familienblatt' der ‚Würzburger Presse' 1881 veröffentlicht. Vorliegendes ist ein von Th. Henne veranstalteter Neudruck dieser ersten Ausgabe.

Ewald Creutznachers Diarium über den Reichstag zu Augsburg 1547—1548. Ein Beitrag zur Geschichte des Würzburger Fürstbischofs Melchior Zobel von P. Glück.

42. und **43. Jahres-Bericht** des **Vorarlberger Museum-Vereins** über das Jahr 1904 und 1905.

42. Diem M., Hervorragende Personen, welche Vorarlberg und Liechtenstein entstammen oder diese Länder förderten. — Alphabetisches Verzeichnis. Aufgenommen wurden hauptsächlich nur Verstorbene, mit Ausnahme der nach Amerika Übergesiedelten, deren Ableben dem Zusammensteller nicht immer bekannt wurde.

43. Sander H., Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt und Herrschaft Feldkirch besonders im 15. und 16. Jahrhundert. — 6. Petrus Petronius, ein Feldkircher Pfarrherr im Reformationszeitalter.

Bruchstücke einer Harder Chronik aus den Jahren 1780—1804. Mitgeteilt von A. Hensler. — Verfasser unbekannt.

Zeitschrift des **Westpreußischen Geschichtsvereins.**

Heft XLVIII. 1905. Freytag, Die Reformation in der Starostei Schlochau.

Mitteilungen des **Westpreußischen Geschichtsvereins.**

4. Jahrgang. 1905. Nr. 1. 2. Kaufmann J., Über Danzigs Sanitäts- und Medizinalwesen im 16. und 17. Jahrhundert. — Im ‚Anhang' (Nr. 2) ein mit deutschen und lateinischen Versen endender Reklamezettel des Johannes Oenophilus, beigegeben einer Bittschrift an den Rat vom 26. Februar 1588.

Nr. 1. Knetsch K., Noch einiges über die Familie Chodowiecki und ihre Beziehungen zu Danzig.

Nr. 2. 3. Hirsch Th., Literarische Gesellschaften in Danzig während des 18. Jahrhunderts. Ein Vortrag [gehalten am 11. November 1863 in der ‚Literarischen Gesellschaft' zu Danzig]. — Spricht über folgende drei Gesellschaften: 1. Societas literaria cuius symbolum: virtutis et scientiarum incrementa. 1720/7; 2. Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften. 1752/8; 3. Ästhetische Gesellschaft. 1755/60. Einer der Begründer dieser Gesellschaft war Philipp Ernst Rauffseysen (Goedeke[2] 4, 331), von dem Gedichte mitgeteilt werden.

Nr. 3. Günther O., Ein Danziger Theaterzettel von 1730. — ‚Die in Marmor eingegrabene Tugend und Beständigkeit einer Dame, Oder: Der die Ehr und Freundschafft hochschätzende Cavallier. Mit Arlequin einem König von Einbildung und Narr in Folio.' Über das Stück vermag der Mitteiler nichts Näheres zu sagen.

5. Jahrgang. 1906. Heft 1. Günther, Aus der Geschichte des Danziger Buchdrucks [Vortrag. Referat].

Schwarz F., Ein Danziger magisch-astrologischer Kalender auf 1697 [von Johann Krieger, Bellator].

Vom Rhein. Monatsschrift des **Altertumsvereins** für die **Stadt Worms.**

4. Jahrgang. 1905. Januar. Kofler, Die mit dem Worte Laus zusammengesetzten Gewann-Namen. — Dazu F. Becker in der Juni-Nummer.

Februar. Kleefeld W., Hessens Beziehungen zur alten deutschen Oper.

Mai. —y, Der Schillerturm in Herrnsheim.

Roeß G. R., Schiller in Worms.

Weckerling A., Zwei Schauspielgesellschaften in Worms 1781 [Felix Berner] und 1782 [Johann Gottfried Großmann] zur Zeit von Schillers erstem öffentlichen Auftreten.

Württembergische Vierteljahrshefte für **Landesgeschichte.**

Neue Folge. XV. Jahrgang. Heft 1. Stahlecker R., Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Tübingen.

Heft 2. Hermelink H., Die Anfänge des Humanismus in Tübingen.

Bossert G., Der Humanist Theodor Reysmann in Tübingen 1530/34. — Mit Würdigung seiner lateinischen Dichtungen: ‚De adventu secundo Caesaris .. Caroli V. in Germaniam' (1530), ‚Fons Blavus,' ‚De obitu Johannis Stoefler' (1531), ‚Pvlcherrimae Spirae svmmiqve in ea templi Enchromata' (o. O. u. J., gedruckt von Ul. Morhart in Tübingen. Dies Werk, bis jetzt gar nicht bekannt, soll demnächst neu gedruckt werden).

Heft 3. Fehleisen, Uhlands ‚Schenk von Limpurg'. — Klärt den Anlaß zu der Schaffung des Gedichts, sowie die Art seiner Gestaltung auf und zeigt, daß Uhlands eigene Angaben in dessen Briefe an Alexander Kaufmann 1849 August 18 (Herrigs Archiv 35, 476 f.) unbedingt zuverlässig sind.

Kamann, Briefe aus dem Württemberger Kriege 1519. — ‚Sie rühren zum Teil .. von der Hand einiger Hofbediensteten her, welche ihren Herrn, den Herzog Ulrich, auf der schleunigen Flucht aus Stuttgart begleitet hatten.'

Schmidt A., Ein Gedicht auf den Überfall bei Tuttlingen 1643. — Threnae Melandrinae in Cladem Gallorum ad Vrbem Dutlingen 141° 9 ris Anni 1643 ‚Ist diß nun die Helden That' [17 × 6zeilige Strophen]. Aus der Handschrift 2861 der großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt entnommen.

Heft 4. Holzer E., Schubartiana. — Gibt eine kleine Nachlese zu seinem Buche über den Musiker Schubart: unter anderm Notizen über die ‚Ästhetik der Tonkunst' aus der ‚Allgemeinen musikalischen Zeitung' (1804 und 1806): aus den ‚Lebensnachrichten und Briefen' J. J. Wagners (Ulm 1849). Ferner eine nicht uninteressante Stelle über Schubart aus Böcklins von Böcklinsau ‚Beiträgen zur Geschichte der Musik' (Freiburg 1790. S. 45), eine Charakteristik der Regina Boßelerin in dem vielleicht von Karl Ludwig Junker verfaßten ‚Musikalischen Taschenbuch auf das Jahr 1784' (Freiburg); Hinweis auf eine von Weitbrecht im Notenschatz der Blaubeurer Kirche gefundene Kantate Schubartscher Komposition; usw.

Krauß R., Aus Franz Karl Hiemers Leben. — Mit Benutzung eines Teils der Korrespondenz Hiemers und der Karlsschulakten des württembergischen Staatsarchivs konnte Krauß ein reichhaltigeres und richtigeres Lebensbild „zusammenfügen, als es die bisherigen dürftigen Skizzen dargeboten haben". Auch seine Bibliographie der belletristischen Arbeiten Hiemers (S. 593/8) bereichert die bei Goedeke² 7, 221 f. (vgl. aber auch die Nachträge 8, 702) zusammengestellte.

Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1905. (Mit Nachträgen aus 1901, 1902, 1903 und 1904.)

Württembergisch Franken. Neue Folge IX. Beilage zu den **Württembergischen Vierteljahrsheften** für Landesgeschichte.

Bossert G., Daniel Greisers Reise nach Weinsberg und Hall 1531/2. Ein Beitrag zur Geschichte Weinsbergs nach 1525. — Nach Greisers (1504/87) in Dresden 1587 erschienenen Autobiographie.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1906.

Neue Folge: 29. Jahrgang. Aufzeichnungen über die Straußische Bewegung und den 6. September 1839. Von Oberstlt. Friedr. Schultheß (1804 bis 1869). — Der Verfasser, Gründer der Schultheßschen Buchhandlung, hatte als Kommandant der städtischen Bürgerwache an den Ereignissen des 6. Septembers selbsttätigen Anteil genommen. Niedergeschrieben wurden diese Erinnerungen nach 25 Jahren, also ungefähr Ende 1864.

Farner A., Sitten- und kulturgeschichtliche Streiflichter. Aus einem alten Stillstandprotokoll [von Stammheim 1680 bis 1769]. — Behandelt unter anderm Aberglauben und Kunkelhäuser.

Tobler G., J. J. Reithard in Bern. — Beleuchtet eine bis jetzt im ganzen unaufgeklärte Episode aus dem Leben dieses Journalisten und Dichters: seine kurze Tätigkeit als Deutschlehrer am neu gegründeten Berner Gymnasium (November 1834 bis Mitte Januar 1835), und bringt aufklärungsreiche Briefe von ihm an Dr. Karl Schnell aus den Jahren 1835 und 1840 zum Abdruck. In einer Beilage folgt ein ‚Bericht des Rektors Müller an die Lehrerschaft vom 29. Dez. 1834' über die in Reithards Stunden vorgefallenen Unordnungen.

Bibliographie der Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich. November 1904 bis September 1905.

Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend.

Heft VIII. 1905. Langer O., Zur religiösen Bewegung in Zwickau während der Reformation.

Fabian E., Der Streit Luthers mit dem Zwickauer Rate im Jahre 1531.

Clemen O., Zu Erasmus Stella [dem ältesten Zwickauer Chronisten]. — S. 183 f. ein lateinisches und ein deutsches Gedicht von Stella.

Zeitschriften allgemeinen Inhalts. Zeitungen.

Münchner Almanach. Ein Sammelbuch neuer deutscher Dichtung. Hg. von Karl Schloß. München, Piper & Co.

Soll, laut Vorwort, ein Gesamtbild von dem Schaffen des jüngeren Geschlechts geben, soweit es von München ausgegangen ist.

Worringer W., Frank Wedekind. Ein Essay.

G. Trepplin †. Gedichte aus dem Nachlaß.

Wiener Almanach. Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Rollett H. (Nachlaß), Abschiedsgruß.

Lingg H. v. (Nachlaß), Spruch.

Schmidt-Cabanis R. (Nachlaß), Spruch.

Marx, Friedr. (Nachlaß), Spruch; Der Fremde.

Lorm Hieronymus (Nachlaß), Fächer-Inschriften.

Scharf L., Zu Goethes ‚Tasso' (Tasso, Weimar und das Cinquecento).

Ein ungedruckter Brief Anzengrubers an einen Mitarbeiter [Penzing, 1887 Juni 17].

Rabenlechner M. M., Zum Bildnis von Hamerlings Jugendliebe im ‚Wiener Almanach' [Pauline Quadri].

Najmajer Marie v., Ein Brief aus ihrem Todesjahre [Wien, 1904 Februar 24].

Radics-Kaltenbrunner Hedwig v., Eugen Graf Aichelburgs Dichtungen. Eine literarische Studie.

Schellander Irene v., Friedrich Marx †.

Nuova Antologia.

16. nov. 1906. Renier R., Adalberto Stifter novellatore.

Deutsche Arbeit.

4. Jahrgang. 1905. Heft 10. Übersicht. A. H., Bericht über die Schiller-Feier in Deutsch-Böhmen. III. Festschriften, Zeitschriften und Zeitungen.

Sauer A., Bernhard Bolzano und Michael Joseph Fesl.

Heft 11. Bachmann J., Kinderspiel im Egerlande.

Heft 12. Adalber Stifter-Heft. Hauffen A., Einführung.

Schlossar A., Adalbert Stifter und Mariam Tenger [Marie von Hrusoczy geb. 1821, † 1898]. Mit ungedruckten Briefen Stifters [und aus Briefen Mariam Tengers an Schlossar über Stifter].

Kosch W., Luise Freiin von Eichendorff [Schwester des Dichters Josef Frhn. von Eichendorff; geb. 1804, † 1883] in ihren Briefen an Adalbert Stifter.

Jungbauer G., Zwei Beiträge zur Literatur des deutschen Böhmerwaldes. — 1. Der ‚Koar sahansl', ein Oberplaner Volksdichter [Johann Gabriel, 18. Jahrhundert, Geburts- und Todesjahr unbekannt. Seine Dichtungen ‚werden noch heute bruchstückweise von alten Mütterchen im Familienkreise vorgetragen'. Sein Ansbachlied ‚in etwas mangelhafter Schreibweise' abgedruckt bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 398 ff.]. — 2. Die Quelle zu A. Stifters Studie ‚Der beschriebene Tännling'.

Horcicka A., Adalbert Stifter und die Schillerfeier in Linz i. J. 1859. — Mit einem Briefe Stifters an Karl Ritter von Kißling Karlsbad, 1867 Mai 29).

Adalbert Stifter und Gustav Heckenast, sein Freund und Verleger. Mit Benützung ungedruckter Briefe Heckenasts. Mitgeteilt von A. Schlossar. — S. 806 11 aus Heckenasts Briefen an Rosegger über Stifter.

Sauer A., Stifter und Hebbel. Randglossen zu einem Briefe Stifters [an den Redakteur der Allgemeinen Zeitung Buddeus 1847 August 21].

Adalbert Stifter, Das alte Siegel. Erste Fassung. — Abdruck aus dem Österreichischen Novellenalmanach 1844.

Liliencron Detlev Baron, Stifter in Schleswig-Holstein.

John A., Nietzsche-Spuren in Böhmen.

5. Jahrgang. Heft 1. Julius Lippert. Von ihm selbst.

Heft 2. Sauer A., Eine deutsch-böhmische Biographie.

Herneck E., Topographische Namengebung und Ortssage.

Heft 3. Schneider F. J., Jean Paul und Bernhard Hermann [geboren 1761, † 1790], das Urbild seiner humoristischen Charaktere.

Stempel F., Goethe in Teplitz. Ein ungedruckter Brief Goethes [an die Hofdame Gräfin Constanze Thekla von Fritsch] aus dem Jahre 1813 [May 16].

K[osch] W., Die Jahrhundertfeier von Adalbert Stifters Geburt. — a. Aufsätze. b. Festveranstaltungen.

Heft 4. Meißner-Heft. Wittner O., Alfred Meißner.

Soffé Emil, Erinnerungen an Alfred Meißner. — S. 233 Brief Meißners an Frau W.

Bayer J., Alfred Meißner — Franz Hedrich. Ergänzende Nachträge zur Beleuchtung der alten Streitfrage [mit einem Bildnisse Hedrichs].

[9] Briefe von Alfred Meißner. Mit einem Begleitwort von R. Wolkan. — Gerichtet sind sie an: Rudolf Glaser (2), Herloßsohn, einen Unbekannten, Eduard Mautner, Dr. Bussenius, C. v. Jendersky, Theophil Zolling und (im Faksimile beigelegt) Julius Gundling ps. Luzian Herbert.

Schams A., Joseph Emanuel Hilscher [1806 37]. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage. — S. 269 Brief von Frdr. Rückert an Dr. Lauda in Leitmeritz (Neuseß 1868 Dezbr. 13).

Heft 5. Mozart-Heft. Prochaska R. Frh., Mozart und ‚seine Prager'.
Komorzynski E. v., Mozart und Schikaneder.
Urban M., Der Planer Chronist Dechant Andreas Jakob Schmidt [1678 bis 1752].
Key Ellen, Rainer Maria Rilke. Autorisierte Übertragung von Francis Maro.
Rychnovsky E., Die Mozartiana der Autographensammlung Fritz Donebauer in Prag.
Haudeck J., A. Paudler.
Heft 7. Ehlen Ottilie, Dichterstimmen über Seeleneinsamkeit. Skizze (nebst einem Brief von Robert Hamerling [an die Verfasserin, Graz 1883 November 9]).
Wiechowski W., Über Wilhelm Heinrich Riehl.
Heft 8. Ehlen Ottilie, Persönliche Erinnerungen an Alfred Meißner. Ein Nachtrag zu dem ‚Meißner-Heft' der ‚Deutschen Arbeit'.
Heft 9. Moißl F., Beiträge zur Demantius-Forschung. (Christophorus Demantius, geb. 1567 zu Reichenberg.) — In der ‚Beilage' zwei Tanzliedchen von Demantius.
[3] Reichenberger Volkslieder. Mitgeteilt von König [mit den Melodien].
Heft 12. Hauffen A., P. Beda Weber, als Dichter, Publizist und Politiker. — Im Anschluß an Wackernells Buch.
Stauf v. d. March O., Friedrich Werner van Oestéren.
6. Jahrgang. Heft 1. 3. Jung J., Anton Springer. Ein Beitrag zur ‚Deutschböhmischen Biographie'.
Heft 1. Haudeck J., Volksheilmittel.
Lippert J., Die [tschechischen] Sprachrelikte in meinem [deutschen] Dörfchen [Kundratitz].
Das deutsche Volkslied in Böhmen. [Bericht.]
Heft 2. Karpe L., Technik und Literatur. — Schriftsteller, die sich auf ihrem technischen Spezialgebiete wie auch als Dichter einen Ruf erworben haben: Max Maria von Weber, Max von Eyth, Friedrich Steiner, Alfred Birk und Ferdinand Wittenbauer.
Klaar A., Über Methoden der Literaturgeschichte.
Hauffen A., Hans Nikolaus Krauß † [21. September 1906; geb. 26. Dezember 1861].
Heft 3. Bachmann J., Der Egerländer Hof in den letzten fünfzig Jahren.
Naaff A. A., Friedrich Bernau [1849 bis 1904]. Ein Gedenkblatt für den Heimatforscher.
Urban M., Johannes Sylvius Egranus [Johann Wildenauer † 1535, Humanist].

Bayreuther Blätter.

28. Jahrgang. 1905. Stück 10/12. Höfler A., Friedrich Schiller und Richard Wagner. Rede bei der Schillerfeier des Wiener akademischen Wagnervereins am 8. April 1905.

Berner-Rundschau. Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz. Schriftleitung: F. O. Schmid.

1. Jahrgang. Heft 1. Weese A., Vom künstlerischen Sehen.
Bernoulli C. A., Zum Verständnis Nietzsches.

Das Blaubuch. Wochenschrift (Berlin).

1. Jahrgang. Nr. 6. Mauclair C., Heinrich Heine und [sein Einfluß auf] die französische Poesie.
Nr. 7. Urtel H., Ein unbekanntes Gespräch Goethes [1805 beim ‚tollen Hagen'. Nach des Theologen Friedrich Weitze Tagebuch].
Nr. 8. Bethge H., Otto Erich Hartleben als Lyriker.

Nr. 9. Ilgenstein H., Mörikes Lyrik.
Nr. 18. Schaukal R., Novalis.
Nr. 21. Ilgenstein H., Nietzsche und Hölderlin.

Bühne und Welt.

7. Jahrgang. 1905. Nr. 23. Lublinski S., Napoleon als dramatisches Problem.

8. Jahrgang. Nr. 1. Geiger L., Briefe Ifflands.

Nr. 2. Borkowski H., Ein Gastspiel in Weimar. Neue Mitteilungen aus dem Goethekreise.

Golther W., Richard Wagner als Lyriker.

Nr. 3. Schmieden A., Ungedruckter Brief Schillers an Iffland (1804 März 12).

Nr. 4. Minde-Pouet G., Heinrich von Kleist im Bilde.

Nr. 9. Geiger L., Amalie Haizinger und Luise Neumann-Schönfeld.

Nr. 11. Borngräber O., Das Problem einer Luther-Tragödie.

Kilian E., Die Verwechslung der Briefe in Kleists Käthchen von Heilbronn.

Nr. 13. Schlossar A., Anastasius Grün, der Freiheitssänger des Vormärz.

Nr. 14. Ungedruckte Briefe von Wilhelmine Schröder-Devrient. Mitgeteilt von H. v. Müller.

Nr. 19. Platzhoff-Lejeune E., Posthumes von Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Nr. 21. Kloss E., Richard Wagner und Ludwig Spohr.

Nr. 23. Müller-Guttenbrunn A., Ferdinand von Saar.

Nr. 24. Briefe Heinrich Laubes an August Förster [1857/73]. Zum 100. Geburtstag Laubes (18. Sept.) Mitgeteilt von A. v. Weilen.

Holzhausen P., Der deutsche Buchhändler Johann Philipp Palm im Leben und auf der Bühne.

9. Jahrgang. Nr. 1. Mey K., Robert Schumann und Richard Wagner.

Nr. 2. 3. Fürst R., Travestierte und parodierte Klassiker.

Nr. 4. Klemperer V., Paul Heyse und Italien.

Daheim.

42. Jahrgang. 1905/6. Nr. 4. Höffner J., Adalbert Stifter. Ein Gedenkblatt zur 100. Geburtstagsfeier.

Nr. 23. Treffenfeld H. J., Der ‚alte Derfflinger' in Sage und Geschichte.

Nr. 27. Höffner J., Anton Alexander Graf Auersperg (Anastasius Grün).

Nr. 29. Höffner J., Wilhelm Wackernagel (1806/69).

Nr. 30. Stiehler A., Ernst von Feuchtersleben. Zu seinem 100. Geburtstage.

Nr. 35. Höcker G., Eine vergessene Dichterin und ihr unvergessener Freund (Agnes Franz und Gustav Freytag).

Nr. 36. Heyck E., ‚Andre Städtchen, andre Mädchen.' Ein Beitrag zur Entstehung des Volksliedes (Dichter Graf Albert von Schlippenbach 1800/86).

Der Deutsche (Berlin).

1905. 2. Band. Heft 24. Brehm L., Jung-Münchens Literatur. — Leo Greiner, Karl Schloß, Hermann Eßwein, Ernst Hierl, Franz Dülberg.

1906. 3. Band. Heft 23. Kleefeld W., Ein vergessener Freund Richard Wagners [Friedr. Schmitt]. Mit zwei ungedruckten Briefen Wagners.

Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur.

Nr. 38. 4. Jahrgang. 1905/6. Heft 2. Escherich Mela, Unsere ‚heidnischen' Volkslieder.

Nr. 41 (5). Geiger L., Adam Müllers Leipziger Berichte. 1816/27. — Über das Wartburgfest, das Turwesen, die griechische Frage (1821), Schleier-

macher (1818); Universitätsreiseführer für den Fürsten Metternich (1818) mit Schilderung der Göttinger Professoren (S. 538/40).

Nr. 44 (8). Walter C. L., Goethes Idee des Göttlichen.

Nr. 45 (9). Über den Styl. Aus dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Ludwig von Schorn [2: 1820 Juli 20. November 2] und Friedrich von Rumohr [5: 1820 Juli 20 bis 1825 Dcbr. 13]; mitgeteilt von A. v. Schorn.

Nr. 46 (10). Herzberg G., Robert Schumann. (Ein Gedenkblatt zum 29. Juli.)

Nr. 47. 48 (11. 12). Hackemann A., Goethes Kindergestalten.

Nr. 49. 5. Jahrgang. 1906/7. Heft 1. Hoffmann K., Zur nationalen Bedeutung des Göttinger Bundes.

Das literarische Deutsch-Österreich.

6. Jahrgang. Heft 4. Brief von Robert Hamerling.

Heft 7 Dahl H., Lenaus Faust.

Heft 11. Dahl H., Wilhelm Waiblinger.

Heft 12. Ironside E., Mephistopheles. Philologische Studie.

Dichterstimmen der Gegenwart.

20. Jahrgang. Nr. 2. Brühl H. J., Melchior von Diepenbrock.

Nr. 4. Klein F., Alois Flir [geb. 1805, † 1859].

Nr. 5. Stein H. v., Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes (1809 bis 1845).

Nr. 7. Oeke W., Karl Thuma. Ein ‚Dichterbildchen'. — Geb. 1822, † 1888.

Nr. 10. Hackemann A., Eduard Mörike.

Das literarische Echo.

8. Jahr. 1905/6. Heft 1. Notizen. M., Richard Wagners Selbstbiographie [in drei Bänden, deren Manuskriptdruck im Archiv des Hauses Wahnfried ruht. Eine Stelle aus einem ungedruckten Briefe Wagners an seine Schwester Klara Wolfram vom 15. Januar 1867, Sp. 79 abgedruckt, berichtet darüber].

Heft 2. Gleichen-Rußwurm A. v., Von der Allegorie.

Ludwig Börnes Nachlaß [und die auf Grund desselben zu veranstaltende historisch-kritische Ausgabe seiner Schriften]. Mitteilung von L. Geiger.

Heft 3. Mauthner F., Theodor Fontane posthumus. — In einer Anmerkung die Notiz, daß folgende zwei anonyme Aufsätze von Fontane stammen: ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller' (Magazin für Literatur, 26. Dezember 1891) und die Parodie ‚Nante Strumpf als Erzieher' (Deutschland, 10. April 1900).

Wukadinović Sp., Neues über Stifter [6 Schriften].

Heft 4. Kirchbach W., Schlüssel-Romane.

Legband P., [30] Schriften zur Theatergeschichte.

Heft 6. Heine C., Der Aktschluß.

Heft 8. Platzhoff-Lejeune E., Erlebnis und Anempfindung. — Dazu J. Proelß in Heft 10 Sp. 747 f.

Krause A. F., Ernst Zahn.

Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XVI. Ernst Zahn.

Heft 8. 9. Walzel O. F., [18] Schriften zur Romantik.

Heft 9. Gleichen-Rußwurm A. v., Das Spanuende.

Martens K., Anselm [Selma] Heine.

Heft 10. Hochdorf M., Tragische Möglichkeiten.

Notizen. Fastenrath J., Eine spanische Faust-Übersetzung [von Teodore Llorente].

Heft 11. Hermann G., Ludwig Thoma.

Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XVII. Ludwig Thoma.

Heft 12. Zweig St., Alberta von Puttkamer.
Stoeßl O., Emil Strauß.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XVII. Alberta von Puttkamer.
Proelß J., Scheffels Laura [Boerschel, J. V. Scheffel und Emma Heim]. — Vgl. auch unten Allgemeine Zeitung (München) 1906. Nr. 53/56.
Krauß R., Hauff-Studien [von M. Schuster und M. Drescher].
Heft 13. Schulze-Berghof P., Die Objektivität des Dichters.
Weißenfels R., Die neue Kleistausgabe.
Heft 14. Schurig A., Richard Schaukal.
Heft 15. Gregori F., Max Bewer.
Heft 16. 18. Bischoff H., Die deutschen Dorfdichterinnen. — Dazu M. G. Conrad und H. Bischoff in Heft 20. Sp. 1481 f.
Heft 19. Zu Heinrich Harts Tode (von L. Berg, M. G. Conrad, R. Dehmel, F. Düsel, G. Falke, K. Henckell, F. Hollaender, W. Kirchbach, D. v. Liliencron, J. Schlaf, K. Strecker, E. Frh. v. Wolzogen).
Heft 20. 21. Bleuten C. F. v., Die Leidensjahre Karl Gutzkows. — Dazu E. Löwenthal: Magazin für Literatur des In- und Auslandes. 76. Jahrgang. Nr. 3.
Heft 20. 21. Witkowski G., [19] Goethe-Schriften.
Heft 21. Goldschmidt K. W., Stefan George.
Platen-Forschungen. Schultz F., Unger: Platen in seinem Verhältnis zu Goethe; Fries: Platen-Forschungen. — Unger R., Platen: Tagebücher hg. von E. Petzet.
Heft 22. Fürst R., Ahasver-Literatur [von Soergel, Prost und Kappstein].
Heft 23. Krauß R., Die Anordnung von Gedichtsammlungen.
Ernst F., Peter Hille.
Heft 24. Grabowsky A., Schicksalstragödien.
Strecker K., Horner E., Weilen A. v., Grillparzer-Schriften.
9. Jahr. 1906/7. Heft 1. 4. Unger R., Die neueste Heine-Literatur [13 Schriften].
Heft 3. Wolzogen E. v., Das Familienblatt und die Literatur.
Literaturgeschichten und Handbücher.
Heft 4. Legband P., Die Renaissance der Marionette.
Drescher K., [4] Ibsen-Schriften [von Landsberg, Holm, Brandes, Hans].
Heft 6. Hirschberg L., Etwas vom deutschen Kinderliede.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Hg. vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. Berlin.
[1.] Jahrgang 1906/7. Nr. 1 (Oktober). Havemann J., Willibald Alexis.
Nr. 2. Blüthgen V., Dichtung und Tendenz.

Der getreue Eckart. Monatsschrift (Wien).
4. Jahrgang. Heft 4. Hock St., Anton Auersperg und die deutsche Frage [ein Teil der Einleitung zur Ausgabe von Auerspergs Politischen Reden und Schriften].

Onze Eeuw. Maandschrift voor Staatkunde, Letteren, Wetenschap en Kunst. (Haarlem.)
6. Jaargang. 1. Aflev. Koßmann E. F., Het Schillerjubileum in 1905.
10. Aflev. Blok P. J., Goethe in Rome.

Die Gegenwart.
68. Band. 1905. Nr. 41. Sielmann B., Peter Hille.
Nr. 43. Kalkschmidt E., Adalbert Stifter.
Nr. 44. Hoffmann M., Ein baltischer Dichter (K. Freih. von Fircks).
Nr. 47. Strobl K. H., Zur Würdigung Heinses.

69. Band. Nr. 1. Geiger L., Börnes Preßprozeß 1819.
Nr. 7. Steiner M., Schopenhauer und die Politik.
Kohut A., Heinrich Heine als Religionsphilosoph.
Benzmann H., Bürgers Bedeutung für die klassische und moderne Ballade.
Nr. 18. Ruest A., Ein Gedenkblatt für Jean Pauls ‚Levana' (2. Mai 1806).
Nr. 22. 23. Klaar A., Henrik Ibsen.
Nr. 23. Sakheim A., Novalis und Sophie von Kühn.
Nr. 24. Geiger L., Börnes Berliner Briefe 1828.
Nr. 25. Ebener Th., Hermann und Isolde Kurz.
Nr. 27. 28. Kirchbach W., Goethes Torquato Tasso.
Nr. 34. Merker P., Karoline von Günderode. Zum 100. Todestage der Dichterin.
Nr. 35/36. Wentorf O., Malerei und Poesie. Zu Lessings Laokoon.
Nr. 38. Benzmann H., Johann Anton Leisewitz.
Nr. 39. 40. Biedermann F. Frh. v., Wolfgang Kirchbach.
Nr. 43. Froitzheim, Neue Mitteilungen über Friederike Brion.
Nr. 44. Kohut A., Ein weiblicher Charakterkopf aus Weimars klassischer Zeit (Sophie Brentano-Mereau).

Die Glocke. Monatshefte für Literatur und Kunst. Chicago.
1. Jahrgang. Heft 1. Drescher M., Caspar Butz [geb. 1825, † 1885].
Heft 4. Ende A. v., Wilhelm von Polenz und der deutsche Roman der Gegenwart.
Heft 7 (September). Noé A. C. v., Heinrich Laube.
Grebner C., Ein Dichter des ‚Jungen Deutschland'. Gedenkblatt der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Laubes.
Heller O., Der Pojaz. Ein posthumes Werk von Karl Emil Franzos.

Die Grenzboten.
64. Jahrgang. 1905. Nr. 48. Bruchmann K., Adalbert Stifter.
65. Jahrgang. Nr. 6. 7. Briese A., Das Dichtergemüt.
Nr. 9. 10. 12. 13. Peiser G., Aus Polens letzten Tagen. Erinnerungen eines deutschen Dichters [Joh. Gtfr. Seume; namentlich dessen Schrift ‚Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794'].
Nr. 14. Johannes Grunow †.
Nr. 18. Kaemmel O., Johannes Grunow und die Grenzboten.
Philippi A., Persönliches über Joh. Grunow.
Jentsch C., Erinnerungen an Joh. Grunow.
Nr. 14/16. Berg W., Anastasius Grün.
Heft 26. Miszelle. Grünhagen C., Robin Adair in den deutschen Liederbüchern.
Nr. 27. 28. Eckermann an Goethe [Juni 1826]. Zwei ungedruckte Briefe, mitgeteilt von H. Gerstenberg.
Nr. 34. Biese A., Deutscher Unterricht und deutsche Dichtung.
Nr. 39. Spieß K., Volkskunde und Volksleben.

Literarischer Handweiser zunächst für alle Katholiken deutscher Zunge.
44. Jahrgang. Nr. 19. 20. 22. Günther C., Calderon-Literatur. — Bespricht H. Breymanns Buch ‚Die Calderon-Literatur', das mit Rücksicht auf die „Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffs dem Fachmann gute Dienste zu leisten vermag und geeignet ist, ihn zu weiteren Forschungen anzuregen", doch sind, „abgesehen von zahlreichen Lücken," „alle Hauptabschnitte, welche über die Ausgaben, die Übersetzungen und Bearbeitungen, die Aufführungen .... handeln, durch eine Unmenge von Ungenauigkeiten, Verwechslungen, Irrtümern und falschen Angaben, oft sehr bedenklicher Art, entstellt ..." Nr. 20 Sp. 802/6 Deutsche Übersetzungen und Bearbeitungen.

Heimgarten.

XXX. Jahrgang. 1905/6. Heft 3. R., ‚Vom schweigenden Sänger.' Eine Erinnerung an Rudolf Baumbach.

Heft 5. Ganser A., Etwas über Hamerling und seine Philosophie.

Heft 9. 10. Rabenlechner M. M., Hamerling und [der Dichter Friedrich] Marx. — Aus deren Briefwechsel.

Hochland.

2. Jahrgang. 1905. Heft 12. Kröger T., Fritz Reuter.

Pfleger L., Joseph Maria von Radowitz.

3. Jahrgang. Heft 1. Kosch W., Adalbert Stifters Lebens- und Kunstideal.

Heft 12. Cardauns H., Plaudereien eines alten Journalisten.

Schönbach A. E., Ferdinand von Saar.

Preußische Jahrbücher.

122. Band. Heft 1 (Oktober). 1905. Briefe von Johanna Kinkel an Willibald Beyschlag [1842/4. Der letzte Brief ohne Jahreszahl, vom 27. Februar]. Mitgeteilt von Pahncke.

Rühlmann P., Die Versuche einer politischen Unterweisung in den deutschen Schulen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Heft 2 (November). Mey A., Die Tragödie in Goethes Tasso.

123. Band. Heft 1 (Januar). Drews A., Volkelts ‚System der Aesthetik' [1905].

Heft 2 (Februar). Schmidt F. J., Das Erlebnis und die Dichtung.

Metz A., Der Pflichtbegriff innerhalb Goethescher Ethik. Vortrag.

Blümner R., Tonfall, Musik und Sprache.

Literatur. Metz A., [Dietz: Goethe; Schrempf: Goethes Lebensanschauung; Bode: Stunden mit Goethe; Bierbaum: Goethe-Kalender].

Heft 3 (März). May W., Schillers Verhältnis zu Natur und ihrer Wissenschaft.

124. Band. Heft 2 (Mai). Meyer-Benfey H., Ricarda Huch.

Vogt P., Wilhelm Jordan.

Heft 3 (Juni). Rang F., Der Wert Heinrichs von Kleist. Eine Rhapsodie.

Steffen W., Schillers Stellung zum Fürstentum.

125. Band. Heft 1 (Juli). Frensdorff F., Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur und die deutsche Rechts- und Geschichtswissenschaft.

Hiemer K., Das Problem des Ursprungs der Sprache.

Heft 2 (August). Spieß K., Das Sprichwort.

Heft 3 (September). Diels H., Internationale Aufgaben der Universität. Rede.

Notizen und Besprechungen. Becker W. G., Brandes: Die Literatur [acht Bändchen].

126. Band. Heft 1 (Oktober). Metz A., Goethes ‚Stella'. Eine zusammenfassende Studie.

Klammer H., Hebbel in seinen Briefen.

Notizen und Besprechungen. Metz A., Fischer: Goethes Lebens- und Charakterbild; Goethe: Unterhaltungen mit Frdr. Soret; Wernekke: Goethe und die königl. Kunst.

Heft 2 (November). Manz G., Zur Geschichte der deutschen Vortragskunst.

Döring A., Plotin und Hegel.

Heft 3 (Dezember). Hartmann Eduard v., Ein Rückblick auf meine fünfundzwanzigjährige Schriftstellerlaufbahn. Hinterlassene Aufzeichnungen aus dem Jahre 1894.

Bonus A., Henrik Ibsen und die Isländergeschichte.

Notizen und Besprechungen. Metz A., Bäumer: Goethes Satyros.

Jugend (München).

1906. Heft 7 (Heine-Nummer). Darin: Elster E., Heines Testament.

Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1907.

21. Jahrgang. Christel F., Zwei deutsche Geistestaten. Zum Gedächtnisse J. G. Fichtes [Reden an die deutsche Nation] und F. Heinrich von der Hagens [‚Übersetzung' des Nibelungenliedes 1807].

Deutscher Kampf. Eine Monatsschrift. Hg. von A. Pleißner. Leipzig.

Jahrgang 1905. Heft 5. Bleibtreu C., Unmaßgebliches über Friedrich Schiller.

Heft 6. Feise E., Schillers Idealismus und die Schuljugend.

Heft 7. 8. Bleibtreu C., Schiller und kein Ende.

Heft 10. Bleibtreu C., Dramaturgie als Wissenschaft.

Die Kultur (Wien).

7. Jahrgang. Heft 1. Jünger K., Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes. Literarische Studie.

Siebert D., E. S. Engelsberg (Dr. Ed. Schön). — Dichter und Komponist, geb. 1825, † 1879. Als Komponist nannte er sich nach seinem Geburtsorte Engelsberg.

Imperter M., Ein Versehen Heinrich Zschokkes [im ‚Goldmacherdorf'].

Heft 2. Blümml E. K., Genovefalied aus Steiermark. Ein Beitrag zur Legende der Pfalzgräfin Genovefa. — Die Lebensbeschreibung von der frommen Genovefa ‚Ein jedes betracht, was gewissenhaft ist'. (Aus der Handschrift Nr. 659 des steiermärkischen Landesarchivs in Graz.)

Deutsche Kultur. Monatsschrift (Berlin; Leipzig).

I. Jahrgang. 1905/6. Heft 7. Haßlinks E., Conrad Ferdinand Meyer. Zu seinem 80. Geburtstag.

Heft 11. 12. Treuge M., Das Weltbild in Hebbels Drama.

Heft 12. Walter C. L., Goethes Idee des Göttlichen.

II. Jahrgang. Heft 14. Petsch R., Fausts Errettung.

Heft 15. Friedrich P., Friedrich Nietzsche als Lyriker.

Heft 17. Hüls J., Friedrich Wilhelm Weber, ein Dichter der Lebenstüchtigkeit.

Heft 20. Hellwig F. W. H., Volkslied und Gassenhauer.

Walter C. L., Heinrich von Kleist.

Kunstwart.

19. Jahrgang. Heft 12. Rundschau. B., Heine in der Musik.

Heft 15. Chth., Die Osteraufführungen von Goethes Faust. — Wiederholt aus Kunstwart V, 15.

Heft 18. Ibsen-Heft. A[venarius], Ibsen.

Platzhoff-Lejeune E., Ibsen als Denker.

20. Jahrgang. Heft 2. Franck H., Fritz Stavenhagen.

Heft 5. Gregori F., Goethes Faust.

Allgemeines Literaturblatt.

XV. Jahrgang. Nr. 19. Dr. M., Ochsenbein: Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland.

Nr. 21. Wackernell J. E., Kühnemann: Schiller.

Deutsche Literaturzeitung.

XXVI. Jahrgang. 1905. Nr. 38. Warschauer A., Arnold: Geschichte der deutschen Polenliteratur. — Dazu R. F. Arnold in Nr. 41. Sp. 2518 f.

Nr. 40. Michel H., Frankl: Der Jude in den deutschen Dichtungen usw. — Abgelehnt.

[illegible]

Nr. 41. [illegible]

[illegible]

Nr. 42. [illegible]

Nr. 43. [illegible]

Nr. 44. [illegible]

19. Jahrhundert.

Nr. 45. [illegible]

gelehnt.

Minor J. [illegible]

Nr. 46. [illegible]

Nr. 49. [illegible]

Nr. 50. [illegible]

Heine 1904.

Nr. 51. 52. [illegible]

Reich J. [illegible]

XXVII. Jahrgang. [illegible]

Dichtung.

Nr. 2. [illegible]

Nr. 12. [illegible]

Nr. 14. [illegible]

Nr. 16. [illegible]

Nr. 17. [illegible]

Nr. 19. [illegible]

Nr. 23. [illegible]

Nr. 25. 29. [illegible]

Literatur.

Nr. 27. [illegible]

Nr. 31. 32. [illegible]

Nr. 32. [illegible]

Nr. 36. [illegible]

2. Band, hg. von [illegible]

Nr. 39. [illegible]

Nr. 43. [illegible]

Nr. 44. [illegible]

Nr. 45. [illegible]

Nr. 46. [illegible]

als Justizamtmann [illegible]

Nr. 47. 48. [illegible]

Nr. 49. [illegible]

Nr. 50. [illegible]

Sprache und Literatur. — [illegible]

The Poet Lore. [illegible]

Summer Number. [illegible]

Grumann P. H. [illegible]

Moskau. [illegible]

1. Jahrgang. Nr. 4. [illegible]

Nr. 9. [illegible]

Nr. 17. [illegible]

Nr. 18. [illegible]

Nr. 36. [illegible]

Nr. 37. [illegible]

2. Jahrgang. Nr. 8. [illegible]

Populärwissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum.

26. Jahrgang. Nr. 11/12. Biach, Johann Gottfried Seume.

Süddeutsche Monatshefte.

2. Jahrgang. 1905. Heft 9. 10. Kurz Isolde, Hermann Kurz in der Zeit seines Werdens.

Heft 12. Kerner Just., Briefe über magische Gegenstände.

3. Jahrgang. Heft 1. Widmann J. V., Gegenwartform im Roman.

Heft 2. Conrad Ferdinand Meyer und Friedrich Th. Vischer. Briefwechsel [1861/87].

Heft 3. Fischer H., Schubart als Musiker.

Heft 4. Semper M., Gottfried Semper und Wagner.

Krauß R., Von der wissenschaftlichen Kritik.

Heft 6. Frommel O., Peregrina.

Fischer H., Bilder aus der schwäbischen Literatur. [Aus Briefen Rudolf Kauslers, † 1874.]

Heft 7. 10. 11. Fischer H., Kurz in seinen Jugendjahren. [Aus Briefen an Kausler, Adelbert Keller u. a.]

Heft 8. Hausenstein W., Karl Ludwig Sand.

Raff H., Hermann Kurz.

Heft 10. Pfitzner H., E. T. A. Hoffmanns Udine.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

20. Jahrgang. Heft 5. Détschy S., Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Erinnerungen an Heinrich Laube.

Heft 6. Salinger R., Der Rattenfänger von Hameln. Ein sagengeschichtliches Problem.

Heft 7. Meyer R. M., Hermann Sudermann.

Heft 8. Strobl K. H., Bettina von Arnim.

Heft 10. Heyck E., Heidelberger Romantik vor 100 Jahren.

Heft 12. Muth B., Medea und das Goldene Vließ. Eine kulturgeschichtliche Argonautenfahrt.

21. Jahrgang. Heft 1. Meyer R. M., Gerhart Hauptmann.

Schmidt K. E., Richard Wagner in der französischen Karikatur

Heft 2. Pietsch Ludw., Erinnerungen an Fritz Reuter.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.

50. Jahrgang. 1905/6. Nr. 2. Rosenfeld W., Gottfried Keller. Ein literarisches Charakterbild.

Fürst R., Adalbert Stifter. Zu seinem 100. Geburtstag.

Nr. 6. Bab J., Storm und die Lyrik [2 Aufsätze Storms in Friedrich Eggers ‚Allgemeinem Organ für Kunst und Kunstgeschichte'. 1854 Nr. 4. 19].

Niebuhr, Der Verfasser von ‚Hilligenlei'. Ein Beitrag zu dem Verständnis seiner Persönlichkeit. Mit Briefen Frenssens.

Nr. 12. Boerschel E., Vom Meister Josephus. Mit vier ungedruckten Briefen und einem ‚Gedenkspruch' Josef Viktor von Scheffels [1867, 1870, 1871, 1883].

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Rückblick auf ein Halbjahrhundert. 1856 bis 1906.

51. Jahrgang. Nr. 1. Kohler J., Shylock und Mephisto.

Bröckner J., Henrik Ibsen. Allerlei Literarisches und Persönliches. Aus dem Dänischen von E. Blom.

Deutsche Monatsschrift.

5. Jahrgang. 1905/6. Heft 1. Kurz Isolde, Erinnerungen an mein Elternhaus.

Heft 2. Brandenburg E., Ferdinand Lassalle.

Heft 9. Tardel H., Die neuplattdeutsche Literatur und die Zukunft des Plattdeutschen.

Heft 12. Krauß R., Schiller-Jubiläums-Literatur (Nachlese).

6. Jahrgang. Heft 1. 2. Münchhausen B. Frh. v., Zur Ästhetik meiner Balladen.

Heft 2. Meyer E., Was bedeutet Ibsens Lebenswerk für das deutsche Volk und für die deutsche dramatische Literatur?

Konservative Monatsschrift.

63. Jahrgang. Heft 7. 8. Freybe A., Karfreitag in Wolframs ‚Parzival‘ und Ostern in Goethes ‚Faust‘. Zwei Tage der Seelenwendung. Ein Beitrag zum Verständnis beider Dichtungen.

Nr. 9. Spiero H., Theodor Fontane.

The Atlantic Monthly. Boston, Mass.

December 1906. Francke K., German Ideals of To-Day.

Die Nation.

22. Jahrgang. 1905. Nr. 48. Münz B., Erinnerungen an einen Zeitgenossen Goethes [Jos. Stan. Zauper].

23. Jahrgang. 1905/6. Nr. 2. 3. 4. Beer L., Malvida von Meysenbug.

Nr. 2. Pissin R., Phantasiespiele am Horizont der Naturwissenschaften.

Nr. 3. Gleichen-Rußwurm A. v., Adalbert Stifter.

Nr. 4. Meyer R. M., Das literarische Altbayern.

Welti H., Richard Wagners ‚Gedichte‘.

Nr. 6. Bolin W., Die Säkularausgabe von Schillers Werken.

Nr. 15. Poppenberg F., Auf Conrad Ferdinand Meyers Sonnenseite.

Nr. 21. Sewett A., Die Ethik der ‚Wahlverwandschaften‘ und der moderne Roman.

Nr. 37. Kilian H., Charlotte Stieglitz.

Nr. 39. Kienzl H., Anast. Grün als Politiker.

Nr. 40. Bleuten E. F. v., Die Geistesstörung Friedrich Hölderlins.

Nr. 46. 47. Mehring S., Heinrich Heine und seine Lobredner.

Nr. 51. Bettelheim A., Laubes 100. Geburtstag in Wien.

Nr. 52. Kronenberg M., Lessing als Philosoph.

24. Jahrgang. Nr. 4. Bolin W., Grillparzer und Feuerbach.

Pissin R., Hexen, Zauberspuk und Kirche.

Nr. 6. Meyer E., Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut.

Nr. 7. Fitger A., Schwind.

Nord und Süd.

29. Jahrgang. 1905. Oktober. November. Sadger J., August von Platen. Eine pathologische Studie.

Dezember. Kienzl H., Mite Kremnitz. Eine Betrachtung ihrer Werke und ihrer literarischen Persönlichkeit

Benzmann H., Grillparzer als Mensch nach seinem Tagebuch und seinen Briefen.

30. Jahrgang. Januar. Krieg M., Isolde Kurz.

Februar. Karpeles G., Die ‚flammenäugige Elise‘ [Elise Ponsin, Jugendfreundin Mathilde Heines.] Ein Bild von Heinrich Heines Eheleben.

April. Benzmann H., Die moderne Ballade und Romanze.

Krause A. F., Otto Ernst.

Juli. Thudichum F., Lessing gegen die reformierten Heidelberger Ketzerrichter vom J. 1570/72.

Stettner Th., Die Sage von der weißen Frau.

September. Bienenstein K., Timm Kröger.

Oktober. Wilda O., Marie Eugenie delle Grazie.

XVII. Jahrgang. Heft 6. Juni. Liebermann M., Erinnerungen an Eduard Grisebach.

Briefwechsel Georg Herweghs mit seiner Braut Emma Siegmund.

Österreichische Rundschau.

III. Band. 1905. Heft 38. Berger A. Frh. v., Über August von Platen.

IV. Band. Heft 42. Leisching J., Josef Danhauser. Geboren am 18. August 1805 [† am 4. Mai 1845]. — Aus Briefen von Ladislaus Pyrker an Danhauser S. 115/9.

Heft 43. Kaindl R. F., Völkerkunde, Volkskunde und Völkerwissenschaft.

Klaar A., Vergessenes und Verschollenes. Erinnerungen aus dem österreichischen Literaturleben. — Moritz Hartmann, Ferdinand Kürnberger (S. 156/9), Seligmann Heller (159/61), Friedrich Bach (162 f.).

Heft 45. Kraus C. v., Richard Heinzel.

Heft 48. Hock St., Hoffmann von Fallersleben: Ausgewählte Werke hg. von H. Benzmann. — Scharf abgelehnt.

Heft 49. Meyer R. M., Hebbels ‚Moloch'.

Pollak L., Aus der Jugendzeit [Josef] Führichs. Mit ungedruckten Briefen [von Führich an Franz Nadorp].

Heft 51. Hock St., Adalbert Stifter. Zum 23. Oktober 1905.

Kleine Mitteilungen. —o—, Grillparzer in der Sommerfrische. — Mit einem bisher ungedruckten Schreiben Grillparzers an den Verwalter des Herzogshofes in Baden bei Wien.

V. Band. Heft 53/58. Erinnerungen von Louise Gräfin Schönfeld-Neumann. [Aufgezeichnet 1894/5.] Mitgeteilt von H. Bettelheim-Gabillon.

Heft 58. Kleine Mitteilungen. Gugitz G., Zur Geschichte des alten Landstraßer Theaters.

Heft 59. Kienzl H., Friedrich Marx [Dichter, geb. 1830, † 1905].

Kleine Mitteilungen. Payer R. v., [Paul Weidmanns] ‚Faust' auf dem Josefstädter Theater [27. Dezember 1800].

Heft 60/61. Minor J., Der Cherubinische Wandersmann [von Angelus Silesius, Neudruck Bölsches. 1905].

Heft 60/67. Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben. Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß. Mitgeteilt und eingeleitet von A. Frh. v. Berger. — S. 434 ff. Zedlitz über König Ludwig I. von Bayern; S. 440 f. über das Büchlein ‚Österreich. Städte, Länder, Personen und Zustände 1842' (Hamburg, Hoffmann & Campe), das nach Berger von Uffo Horn herausgegeben, nach dem Anonymen-Lexikon 3, Nr. 7549 von Franz Schuselka verfaßt worden ist. — S. 563/6. Heft 66. S. 16. 18/20. 63/9. Gedichte von Berger (1843).

Heft 63. Sittenberger H., Grillparzer und die Frauen.

Feuilleton. Ein Gedicht Anzengrubers. Mitgeteilt von R. Mayreder. — An der Millstadt Seegestade ‚Als ich neulich ohn zu üben'. Millstadt, den 23./8. 886.

VI. Band. Heft 66. Kaßner R., Aus einem Essai über Hebbel.

Besprechungen. Schaukal R., Kosch: Adalbert Stifter (1905).

Heft 68. Kareis, Napoleon und Kant.

Heft 70. Vormärzliche Briefe. (Unveröffentlichtes von Bauernfeld, Grün, Raimund, Schubert und Schwind.) Mitgeteilt von O. E. Deutsch. — Anastasius Grün: an Theod. Hell (Wien 1825 November 27); Franz Schubert (3): an einen Unbekannten (1), (Franz Sales?) Kandler (1) und Ignaz Ritter von Seyfried (1); Ferd. Raimund: an Dr. Simon Heinr. Spengel (Wien 1831 Junius 25); Eduard von Bauernfeld: an Franz Lachner (Wien 1836 November 17); Moritz von Schwind: an Ernst Förster (Frankfurt 1844 August 7).

Heft 71. Necker M., Stephan Milow. Zu seinem 70. Geburtstag am 9. März 1906.

Nr. 74. Hock St., Friedrich Halm. (Geb. 2. April 1806, † 22. Mai 1871.)

Nr. 75. Schlossar A., Zum hundertsten Geburtstage Anastasius Grüns. Mit ungedruckten Briefen und einem Jugendgedichte Grüns. — Das Jugendgedicht ‚Die Nachtigall' (Die Sonne sinkt im goldnen Süden [!]) S. 422; Briefe an Uhland (Thurn am Hart in Krain 1843 Juli 10) S. 424; an seine Gemahlin Marie (3: 1841, 1845, 1847) S. 428 f.

Heft 78. Necker M., Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Zu seinem 100. Geburtstage, 29. April 1906.

VII. Band. Heft 80. Strobl H. K., Zwei Bekenntnisbücher österreichischer Dichter [Hieron. Lorm: Bekenntnisblätter; Rich. Schaukal: Großmutter].

Werner H., Hugo Wolf und Richard Wagner.

Heft 81. Wurzbach W. v., Zur Revision des deutschen Shakespeartextes.

Bettelheim A., Anzengruber und [Ludwig] Martinelli. Ein biographisches Blatt.

Heft 82/85. Briefe von Luise Gräfin Schönfeld-Neumann und Hermine Billinger [1889 bis 1905].

Gugitz G., Der Kasperl. Zur Erinnerung an Johann Laroche, gest. 8. Juni 1806 [geb. 1. April 1745].

Heft 84/85. Minor J., Fünfzig Jahre Sonnenthal. (Burgtheater, 31. Mai 1906: Sonnenthal-Jubiläum.)

Heft 86/87. Ewald O., Kant und Ibsen.

Lange F., Eine vergessene Wiener Bühne [Arena in Hernals 1848/54].

Nr. 88/89. Horner E., Bauernfeld als Schriftsteller.

Band VIII. Nr. 92/63. Ein unveröffentliches Manfred-Gedicht zu Robert Schumanns Musik. Von Ferdinand Kürnberger. [Mitgeteilt und eingeleitet von O. E. Deutsch.] — Manfred. Dramatisches Gedicht von Lord Byron. Mit teilweiser Benutzung der deutschen Übersetzung Karl Adolf Suckows für Robert Schumanns Musik frei übertragen von Ferdinand Kürnberger [erstmals aufgeführt vom ‚Singverein' unter Herbecks Leitung im Wiener k. k. Redoutensaale am 11. Dezember 1859].

Hörmann L. v., Über tirolische Sage und Sagenforschung.

Feuilleton. John A., Ein Goethe-Denkmal in Franzensbad. Zur Enthüllung am 28. August 1906.

Heft 94/95. Weber-Lutkow H., Johann Philipp Palm. Zum 26. August 1906. — Verleger der wahrscheinlich von Philipp Christian Gottlieb Yelin verfaßten Flugschrift ‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung', kriegsgerichtlich erschossen am 26. August 1806.

Nr. 98/99. Houben H. H., Aus Heinrich Laubes literarischen Lehrjahren. — Zwei Briefe Laubes an: Ludwig Uhland, Breslau 1829 August 10 (S. 204 f.), bittet um ein öffentliches Urteil über die Zeitschrift ‚Aurora'; C. H. F. Hartmann (?), den Leipziger Verleger des ‚Kometen' und ‚Planeten', Breslau 1830 Dezember 30 (S. 209/11). Die Annahme S. 298, Holtei sei vielleicht der mit ‚v. H.' zeichnende Breslauer Korrespondent des ‚Kometen' (1830 Nr. 114/5), wird sich wohl schwerlich halten lassen. Holtei lebte damals in Berlin, von wo er im Juni 1830 nach Darmstadt berufen wurde.

Heft 98/103. Fournier A., Zu Gentzens politischen Wandlungen. Ungedruckte Briefe [Gentzens an Baron Johann Wessenberg 1813/6].

Heft 98/99. Ein Gutachten Heinrich Laubes über französisches Theater in Wien [15. Juni 1853]. Mitgeteilt von A. v. Weilen.

Heft 100/01. Bartsch R., Laube als Historiker [aufgewiesen an seinem ‚Deutschen Krieg'].

Minor J., Die Laube-Feier.

Heft 102/3. Ungedrucktes aus Lenaus poetischem Nachlaß. Mitgeteilt von E. Castle. — 1. Rezept. 2. Dichters Klagelied über das Junge Deutschland. 3. Scherz nach einer zufällig aufgeschlagenen Bibelstelle. 4. Lebe hoch! Sophie! Die edle Frau. 5. ‚Willst du auf die Ferne wirken'. 6. Komm an!

Band IX. Heft 2. Graf M., Richard Wagner und das dramatische Schaffen.

Die Schaubühne.

2. Jahrgang. Nr. 8/10. Schlaf J., Das neue Drama.
Nr. 17. Bab J., Friedrich Halm als moderner Dichter.
Nr. 38. Handl W., Heinrich Laube.

Der Türmer.

8. Jahrgang. 1905/6. Heft 2. Höffner J., Adalbert Stifter.
Stifters künstlerisches Glaubensbekenntnis.
Heft 5. Jaffé R., Ein Wort über Gerhart Hauptmann.
Heft 6. Häfker H., Vom Kasperletheater. Ein Stück Kulturgeschichte.
Heft 7. Poppenberg F., Wiener Schicksalsdramen.
Heft 11. Krauß R., Von Mörikes ‚Maler Nolten'.
Heft 12. Münz B., Goethe als Erzieher.
9. Jahrgang. Heft 1. Gerhardt L., Wieland als Politiker.
Heft 2. Krauß R., Adolf Bartels Heine-Denkmal.

Tweemaand. Tijdschrift.

Januar 1905. Spaan Peter, Goethe und die Tonkunst.

Die Wage (Wien).

8. Jahrgang. 1905. Nr. 43. Ginzkey F. K., Adalbert Stifter.
Nr. 52. Achelis Th., Zum Ursprung des Märchens.
Vineta S., Ein verschollener Philosoph (Moriz Venezianer).
9. Jahrgang. Nr. 7. Lothar R., Ludwig Speidel.
Nr. 8. Wohlfeld S. K., Heine als Denker.
Holthausen M., Heinrich Heine. Ein Gedenkblatt.
Nr. 14. Münz B., Eduard Grisebach.
Nr. 15. Nowak K. F., Anastasius Grün.
Nr. 22. Sering P., Henrik Ibsen.
Nr. 35. Münz B., Streiflichter auf Grillparzers ‚Ahnfrau'.
Nr. 40. Isolani E., Briefe von Robert Hamerling und Sacher-Masoch. Mitgeteilt (aus Ernst Ecksteins Nachlaß).

Literarische Warte.

6. Jahrgang. 1905. Heft 12. Wurm A., Gottfried Keller (Schluß).

Fortgesetzt unter dem Titel: **Die Warte.** Monatsschrift für Literatur und Kunst:

7. Jahrgang. Heft 1. Schuh L., Adalbert Stifter.
Heft 2. Dreyer A., Rudolf Baumbach.
Binder H., Franz Trautmann.
Heft 3. Behr M., Carl Hauptmann.
Heft 4. Kralik R. v., Goethe als Romantiker.
Heft 5. 6. Sprengler J., Theodor Fontane als Kritiker.
Heft 7. Schmidt E., Heinrich Heine.
Heft 11. Schmidt E., Erinnerungen an Wilhelm Kreiten.
Naumann B., Hebbels neue Wertung.

Welt und Haus (Leipzig).

5. Jahrgang. 1906. Heft 4. Neubauer C. A., Zu Adalbert Stifters 100. Geburtstag.

Heft 14. Pauli K., Der geschundene Schiller. Aus den Erinnerungen eines Schauspielers.

Heft 20. Henning H., Zum 50jährigen Todestage Heinrich Heines.

Deutsche Welt.

9. Jahrgang. Nr. 6/7. Berger K., Was Schiller den Deutschen war und sein kann.

Das Wissen für Alle (Wien).

Jahrgang 1906. Nr. 2. 3. 4. Lamprecht K., Dichter der Empfindsamkeit.

Nr. 4. An Anton Alexander Grafen von Auersperg (Anastasius Grün). Ein bisher ungedrucktes Gedicht aus dem Nachlasse von Karl Gottfried von Leitner. — ‚Seit, Held des Gesangs, am erbleichenden Mund'' [5 × 6zeilige Strophen].

Nr. 5. Hartmann L. M., Ein Journalist von anno 1848 [Theodor Mommsen].

Nr. 9. 10. 11. Hackemann A., Tell und der Apfelschuß.

Nr. 22. Lissauer E., Zum Gedächtnis Ferdinand von Saars.

Nr. 23 bis 39. Arnold R. F., Das moderne Drama.

Die Neue Zeit (Stuttgart).

24. Jahrgang. Nr. 24. Ferdinand Freiligrath.

Schleswig-holsteinische Zeitschrift für **Kunst** und **Literatur.** Hg. von K. Küchler. Altona.

[1.] Jahrgang. Heft 1. Benzmann H., Timm Kröger.

Krüger-Westend H., Heinrich Christian Boie.

Heft 4. Falke G., Zum Gedächtnis Fritz Stavenhagens.

Küchler K., Fritz Stavenhagen.

Kröger T., Plattdeutsch oder Hochdeutsch.

Heft 6. Lobsien W., Theodor Storms ‚Immensee'.

Heft 8. Küchler K., Goethe und Rembrandt.

Heft 12. Scholz G. H. J., Friesisches Land, Leben und Dichten.

Benzmann H., Ibsens Lyrik.

Literarisches Zentralblatt.

56. Jahrgang. 1905. Nr. 47. M. K., Stölzel: Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin.

57. Jahrgang. 1906. Nr. 3. M. K., Bäumer: Goethes Satyros (1905).

Nr. 5. M. K., Goethe: Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Bd. 5, 7, 11, 39 [1]; Goethe: Werke hg. von Heinemann.

Legband H., Hartmann: 6 Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte (1905).

Nr. 7. Reich: Der Mimus (1903).

Nr. 11. W—n R., Kraft: Heinr. Steinhöwels Verdeutschung der Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus (1905).

P. S., Weltrich: Rich. Wagners Tristan und Isolde als Dichtung (1904). — Abgelehnt.

Nr. 13. Frnkl. L., Prost: Die Sage vom ewigen Juden; Soergel: Ahasver-Dichtungen seit Goethe (1905).

M. K., Bielschowsky: Friederike und Lili.

Nr. 14. W—n R., Niemann: Die Dialogliteratur der Reformationszeit.

Frnkl. L., Benoist-Hanappier: Die freien Rhythmen in der deutschen Lyrik.

Nr. 17/18. M. K., Deetjen: Die Schillerfeier der Bühnen 1905; Carus: F. Schiller; Études sur Schiller (1905).

Nr. 19. M. K, Piffin: O. H. Graf von Loeben (1905).

Nr. 39. Ploch: Grabbes Stellung in der deutschen Literatur (1905).

Nr. 42. M. K., Baberadt: Hans Sachs im Andenken der Nachwelt. — Mit Nachträgen.

Nr. 45. S., Adolf Pichler: Marksteine.

Nr. 47. M. K., Goethe: Werke hg. von K. Heinemann Bd. 19. 28; hg. von E. v. d. Hellen. Bd. 2. 10. 14. 16.

Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland.

6. Jahrgang. 1905. Nr. 25. Bartels A., Neue Gesamtwerke [Mörike, Reuter, Fontane, Adolf Pichler usw.].

7. Jahrgang. 1906. Nr. 2. Ballentin, Geiger: Beiträge zu einer Ästhetik der Lyrik (1905).

Nr. 7. Krüger H. A., Zur Geschichte der neueren und neuesten Literatur. Hölzke: 20 Jahre deutscher Literatur; Benoist-Hannapier: Le drame naturaliste en Allemagne; Du Moulin-Eckart: Der historische Roman in Deutschland (1905).

Nr. 8. Sakolowski P., Otto Erich Hartleben [Tagebuch].

Nr. 9. Bartels A., Zwei Oesterreicher. Bauernfelds ausgewählte Werke hg. von E. Horner; Joh. Gabr. Seidls ausgewählte Werke hg. von W. v. Wurzbach.

Nr. 20. Ebner Th., Heinrich Lilienfein. Eine literarische Studie.

Nr. 26/27. Bartels A., Gesamtwerke. — Aus Hesses Verlag: Hebel (Keller), Arnim (Morris), Kerner (Gaismaier), Nieritz (Stern), Laube (Houben); Bibliographisches Institut: Reuter (Seelmann), Immermann (Mayne). — Walter Calé: Nachgelassene Schriften (Brückmann).

Die Zukunft.

14. Jahrgang. Nr. 39. Brandes G., Ibsen und Nietzsche.

Nr. 45. Wetz W., Schlegel-Tieck.

Nr. 48. Spiero H., Wilhelm Raabe.

15. Jahrgang. Nr. 4. Rosegger P., Gespräche mit Anzengruber.

Nr. 8. Simmel G., Kant und Goethe.

Agramer Zeitung 1906 vom 3. Juni.

Tropsch St., Der Übersetzer der ‚Neunzehn serbischen Lieder‘ in Försters Sängerfahrt [1818]. — Nicht Wilhelm und Jakob Grimm, sondern Bartholomäus Kopitar ist der Übersetzer.

Augsburger Abendzeitung.

Sammler. 1906. Nr. 19. Frick A., Heine als Ehemann.

Nr. 60. Piltz O., Goethe in Malcesine.

Basler Nachrichten.

Sonntagsblatt. 1906. Nr. 20/26. Miaskowski J. v., Erinnerungen an Charlotte Kestner, eine Tochter von Werthers Lotte.

Berliner Morgenpost.

1906. Nr. 83. Bleibtreu C., Militarismus in der Belletristik.

Berliner Lokal-Anzeiger.

Unterhaltungs-Beilage. 1906. Nr. 135. Köppen Fedor v., Der Tunnel über der Spree.

National-Zeitung (Berlin).

1906. Beil. 18. Januar. Eidam Ch., Die Neubearbeitung des schlegel-tieckschen Shakespeare durch H. Conrad.

Nr. 317. 335. 349. 371. 385. Rechnitzer A., Der Plan in Goethes Faust.

Nr. 399. Houben H. H., Heinrich Laubes Doktorpromotion. — Die lateinische ‚Vita‘, die Laube 1833 anläßlich seiner Promotion in Jena einreichte.

Nr. 575. Gaedertz K. Th., Neues von Vater Arndt [Briefe aus der Bonner Zeit].

Tägliche Rundschau (Berlin).

Unterhaltungsbeilage. 1905. Nr. 201. Friedr. Nietzsche und Malvida von Meysenbug.

Nr. 224. Saalfeld G., Abseits! Auf Theodor Storms Spuren. Eine Heideerinnerung.

Nr. 225. Der September im Volksmunde.

Nr. 229. Manz G., Drei Briefe Richard Wagners an Heinr. Laube.

Nr. 248. Benzmann H., Ein deutscher Erzähler. Zum 100. Geburtstage Adalbert Stifters.

Nr. 264. 265. Graevenitz G. v., Die Entstehungsgeschichte von ‚Wallensteins Lager'.

Nr. 274/5. Runze M., Poetisches von König Friedrich Wilhelm IV.

Nr. 290/3. Strecker K., Kleist und das neue Drama.

Nr. 305. Holzhausen P., Neujahrswünsche vor hundert Jahren.

1906. Nr. 23. Keller W., Eine neue Revision der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung.

Nr. 25. 26. 31. Ettlinger J., Scheffel und Emma Heim. — Dagegen Emma Heim-Koch in Nr. 31 und Ettlingers Replik.

Nr. 37. Manz G., Ein Brief Richard Wagners an seine Schwester Klara.

Nr. 40. Strecker K., Heine und Shakespeare.

Nr. 56. Braun-Artaria R., Die ‚Heidelberger Werbung' Scheffels.

Klemperer B., Grabbes Stellung in der deutschen Literatur.

Nr. 69. 70. Schrempf Ch., Goethes ‚Egmont'. (Eine Art Rettung.)

Nr. 78. Rath W., Friedrich Halm.

Nr. 80. 81. Strecker K., Michael Georg Conrad.

Nr. 85. Benzmann H., Anastasius Grün.

Nr. 86. Pröll K., Anastasius Grün als Politiker.

Nr. 95. Wellmann A., Wilhelm Wackernagel.

Nr. 98. Saß J., Ein ‚Wiener Brief' Hebbels [aus Kühnes ‚Europa' 1850 Januar 19].

Nr. 99. Wellmer A., Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Nr. 113. Ein Exzentrik des 18. Jahrhunderts (Albert Joseph Graf von Hoditz).

Nr. 121. 124. Strecker K., Ibsen †.

Nr. 149. 150. Strecker K., Betrachtungen über Goethes Mephistopheles.

Nr. 149. Langguth A., Gottfried Kinkel und Karl Schurz.

Nr. 202. Schrattenthal K., Fritz Reuters Urteil über eine hochdeutsche Ausgabe seiner Werke. Zwei ungedruckte Reuterbriefe.

Nr. 215. Ostfriesische Vornamen.

Nr. 218. Müller-Guttenbrunn A., Heinrich Laube. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag.

Nr. 221/3. Berg L., Nietzsches Freundschaftstragödien.

Nr. 265. Chop M., Zwei unbekannte Briefe Richard Wagners und Hans v. Bülows.

Nr. 266/7. Bernoulli K. A., Overbecks Freundschaft mit Nietzsche.

Berliner Tageblatt.

1906. Nr. 86. Jacobs M., Heine im Theater.

Nr. 411. Grisebach und Eckstein. Unveröffentlichte Briefe Eduard Grisebachs [1875/76]. Mitgeteilt von E. Isolani.

Nr. 476. Daffis H., Heinrich Heine über Goethe [in einem französischen Briefe an Theod. Toussenel 1834 Juli 15].

Der Zeitgeist. 1906. Nr. 7. Karpeles G., Aus Heinrich Heines Freundeskreis.

Nr. 26. Pospischil M., Der Erdgeist im Faust.

Deutsche Tageszeitung (Berlin).

1906. Nr. 99. D. K. B., Heinrich Christian Boie.

Nr. 100. Krauß R., Zwei Ibsen-Parallelen. — 2. Alfred Meißners Lebensgeschichte und ‚Ein Volksfeind'.

Vorwärts (Berlin).

1906. Nr. 40. Heinrich Heine.

Nr. 65. Kreowski E., Ferdinand Freiligrath.

Deutsche Zeitung (Berlin).

1905. Nr. 247. Koester W., Aus Rud. Baumbachs letzten Tagen. Erinnerungen eines ihm Nahestehenden.

Bonner Zeitung.

1905. Nr. 298 bis 303. Joesten J., Ungedruckte Kinkel-Briefe aus dem Flüchtlingsleben in London. — Briefe von Gottfried Kinkel, Johanna Kinkel und deren Vater Peter Josef Mockel an den Sachwalter der Familie Kinkel, Weinhändler Josef Clouth in Bonn (1852/4).

Vossische Zeitung.

1905. Nr. 355. Minde-Pouet G., Der früheste Brief Heinrich v. Kleists [an seine Tante Auguste Helene v. Massow, Frankfurt am Mayn 1793 Maerz 13/18].

Nr. 417. Houben H. H., Zeit- und Streitbriefe von Theodor Mundt.

1906. Nr. 54. Loewenfeld, Brief von Iffland an Schiller.

Nr. 56. Hoffmann P., Ein Bildnis Heinrichs von Kleist [von Wilhelm Jury; Kupferstich um 1820].

Nr. 220. Woerner R., Die älteste Maria Stuart-Tragödie [von Adrien de Roulers, 1593].

Nr. 314. Bettelheim A., War Berthold Auerbach Doktor?

Nr. 342. Bettelheim A., Brief von Fritz Reuter an Berthold Auerbach.

Nr. 366. Hoffmann P., Zur Jugendgeschichte Heinrichs von Kleist.

Nr. 392. Beetschen A., Spaziergänge mit J. P. Hebel.

Nr. 478. Lindau H., Gustav Freytag als Journalist.

Nr. 550. Lothar R., J. J. David.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung.**

1905. Nr. 39 40. Engel E., Das junge Deutschland.

Nr. 41. 42. Meyer Ch., Aus dem Wanderleben eines deutschen Künstlers des 18. Jahrhunderts [nach den in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek verwahrten handschriftlichen Denkwürdigkeiten des 1822 verstorbenen königlichen Galeriedirektors Christian von Mannlich].

Nr. 43. Schenk P., Justinus Kerner und David Friedrich Strauß.

Nr. 44. 45. Ellinger G., Des Knaben Wunderhorn (Herbst 1805). Eine Säkularerinnerung.

Nr. 47. Ebstein E., Von Göttingen nach Heidelberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik [Göttingen als Geburtsstätte der Romantik].

Nr. 48. Houben H. H., Literarische Diplomatie. IV. Varnhagen als Erzieher [zur Geschichte von Mundts Zeitschrift ‚Literarischer Zodiacus', mit Briefen von Th. Mundt und Gust. Schlesier an Varnhagen und von Varnhagen an Schlesier. 1834. 1835].

Kappstein Th., Paulus und seine Schülerin Thekla. Das altchristliche Urbild zu Kleists Käthchen.

Nr. 49. 50. Langguth A., Karoline v. Humboldt und Alexander von Rennenkampff [im Anschluß an Stauffers Buch. 1904].

Nr. 50. 51. Holzhausen P., Berliner Stimmungen zur Zeit von Ulm und Austerlitz [Vorstudie zu einem demnächst erscheinenden Werke über die Jahre 1806/7].

Nr. 51. Mentzel E., Eine Bühnennovität von 1780 [G. F. W. Großmanns ‚Nicht mehr als sechs Schüsseln', am 3. April des genannten Jahres zum erstenmal in Frankfurt am Main aufgeführt. S. 405 f. Brief von Th. Doebbelin an Großmann, Berlin den 5. May 1780].

Nr. 52. Pissin R., Aus Freundschaftsbriefen romantischer Frauen [Julie von Bechtolsheim, Helmina von Chezy und Therese aus dem Winkel an den Grafen Loeben]. Nach ungedruckten Papieren [in Loebens Nachlasse].

1906. Nr. 1. Granier H., Berliner Theaterkritik vom Sommer 1806 und die Zensur. Auch etwas vom Regimente Gensdarmes. — Betrifft eine von Julius von Voß verfaßte, dem Könige mißfällige Rezension von Werners ‚Weihe der Kraft' (Haude und Spenersche Zeitung 1806 Nr. 71 vom 14. Juni). Mitgeteilt werden des Königs Kabinettsordren an den Kanzler Heinrich Julius von Goldbeck (21. Juni und 29. Juli) und dessen Bericht an den König (26. Juli) mit den Rechtfertigungsschreiben von Julius von Voß und dem Redakteur der Zeitung Lazarus Bendavid (beide vom 9. Juli).

Nr. 3. Hennig F. v., Wolfgang Amadeus Mozart. Eine kurze Betrachtung seiner menschlichen Eigenschaften.

Nr. 6. Fr. Th. Vischer an Albert Schwegler [4 Briefe 1847/8]. Mitgeteilt von E. Ackerknecht.

Nr. 6. 7. Krauß R., Die Gattungsbezeichnung im modernen Drama.

Nr. 7. Berg L., Heine und Nietzsche. (Zu Heines 50. Todestage 17. Februar 1906.)

Nr. 8. Eloesser A., Zur neuen Kleist-Ausgabe.

Jacoby D., Hermann Linggs Gedichte.

Nr. 9. Poppe Th., Der Schluß des Hebbelschen Demetrius.

Nr. 10 f. Proelß J., Schiller in Hohenheim.

Nr. 11. Klaar A., Rudolph Genées Shakespearebuch.

Nr 12 f. Engel E., Grillparzer.

Nr. 14. Stümcke H., Eisenbahndichtung.

Nr. 15/17. Eloesser A., Studie zu Ibsens Persönlichkeit.

Nr. 16. Bruchmüller W., Zum 400jährigen Gründungstage der Universität Frankfurt an der Oder. (26. April 1506.)

Nr. 17 f. Benzmann H., Ernst Freiherr von Feuchtersleben (geb. am 29. April 1806).

Nr. 18 f. Kruse G. R., Aus Otto Nicolais letztem Tagebuche.

Nr. 20. Ein unbekannter Brief von Arthur Schopenhauer [an Frau Sibylle Mertens, Frankfurt 1849 September 9]. Herausgegeben und erläutert von L. Berg.

Nr. 21 f. Steig R., Eine Romantikerfehde [A. Wilh. v. Schlegel und A. v. Arnim] gegen Napoleon.

Nr. 21. Krauß R., Aus der Sittengeschichte der Hohen Karlsschule.

Nr. 22. Göhler R., Robert Prutz.

Nr. 23/5. Zabel E., Garrick und Schröder. Ein dramaturgischer Vergleich.

Nr. 25. Berg L., Charlotte Stieglitz. Ein Beitrag zur Psychologie des Kunst- und Lebensdilettantismus.

Nr. 26. 27. Schneider F. J., Grabbes ‚Don Juan und Faust'. Eine Studie.

Nr. 26. Daffis H., Heinrich Laube und das Berliner Hoftheater. — Die geplante, nicht zustande gekommene Berufung Laubes als artistisch-technischer Direktor des Berliner königlichen Schauspielhauses wird durch einen charakteri-

stischen derb-offenherzigen Brief Bothos von Hülsen an Laube (Warmbrunn 1868 Juli 20) beleuchtet.

Nr. 27. Zabel E., Hanswurfts theatralische Sendung.

Nr. 28. Deetjen W., Von Immermanns Düsseldorfer Musterbühne [mit einem Briefe Immermanns an den Schauspieler Reger in Wiesbaden, 1833 Mai 22]. — S. 220 f. Über Immermann als Vorleser, nach Stahrs Aufsatz (Unsere Zeit 1844).

Rahmer S., Ein vergessenes Gedicht Heinrichs von Kleist. — Ein Stammbuchblatt, aus dem ‚Gesellschafter' 1835 Blatt 68 (27. April) S. 331 wiederholt (‚O halte stets den Glauben').

Nr. 29. Zwei Briefe Schellings [an seinen Freund Georgii 1811 März 19. April 14] über Tod und Unsterblichkeit. [In ursprünglicher Form.] Mitgeteilt von F. Meusel.

Nr. 31. 32. Literaturbriefe Varnhagen von Ensés [an Eduard Boas 1844/51]. Mitgeteilt von H. H. Houben.

Nr. 34. 35. 36. Holzhausen P., Vor dem Sturm. Berliner Stimmungen im Sommer und Herbst 1806. — Vgl. Nr. 43.

Nr. 34. Hoffmann E., Über neue Leibniz-Funde.

Nr. 35. Engel E., Die deutsche Literaturwende um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Vanselow O., Daniel Leßmann. Zum 2. September 1906. — Am Schlusse Stammbuchverse Leßmanns für einen seiner Neffen (Soldin 1823 Dezember 22) ‚So lange kleine Mäuse pfeifen'.

Nr. 36. Berg L., J. A. Leisewitz (1752—1806).

Nochmals Daniel Leßmann. Mitteilung von J. Ettlinger. — Zeitgenössische Äußerungen über Leßmann in einem Briefe des Berliner Gymnasiallehrers Gustav Wolff an Theodor Fontane (Berlin, Sylvester 1861). „Er stammte von unbemittelten jüdischen Eltern in Soldin, trat aber früh über, ich glaube nach dem Franzosenkriege." Er war häufiger, beliebter Gast bei den Eltern Wolffs. „In seinen Romanen kommen manche Dinge aus unserm Hause vor." „Der Grund seines Selbstmordes ist unbekannt geblieben, Not hatte er nicht in dieser Zeit." Dem Briefe lag eine Notiz der alten Frau Wolff über Leßmann bei, die Ettlinger gleichfalls zum Abdruck bringt.

Nr. 37. 38. Houben H. H., Heinrich Laube. Eine Charakteristik.

Nr. 37. 38. Ackerknecht A., Anton Springers literarische Anfänge. — An der Hand ungedruckter Briefe aus Albert Schweglers Nachlaß wird das Kapitel ‚Literarische Anfänge' in Springers Lebenserinnerungen ergänzt.

Nr 41. Brandes E., Fritz Reuters Festungszeit in seiner Dichtung.

Nr. 42. Aus dem Briefwechsel von Berthold Auerbach und H. Kletke [1865. 1869. 1874. 1880]. Mitteilung von A. Bettelheim.

Nr. 43. 44. 45. Holzhausen P., Die Franzosen in Berlin. Stimmungsbilder aus dem Herbst und Winter des Jahres 1806. — Fortsetzung des Artikels in Nr. 31/36.

Nr. 43. Benzmann H., Clemens Brentanos erste Ehe. Zur Erinnerung an Sophie Mereau (gest. am 31. Oktober 1806).

Nr. 45. 46. Eloesser A., Hölderlins Mission.

Nr. 46. 47. 48. Oppeln-Bronikowski F. v., Ein Vergessener. David [nach seiner Taufe: Johann] Ferdinand Koreff. (1783—1851.) — Arzt, Dichter und Übersetzer; Vertrauter Hardenbergs, Freund Stendhals, der ihm ‚einen hohen Rang in der modernen Geistesaristokratie anwies'.

Nr. 47. Krüger-Westend H., Die Schleswigischen Literaturbriefe.

Nr. 48. 49. Fränkel J., Bettine und Goethe [aus der bei Diederichs in Jena erscheinenden Ausgabe von ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde' samt der Originalkorrespondenz].

Nr. 49. Ellinger G., Karl Werder.
Nr. 50. Waetzoldt W., Die Kunst Heinrich Seidels.
Nr. 51. Meyer R. M., Die Technik des naturalistischen Romans.

Breslauer Zeitung.

1906. Nr. 69. Geiger L., Vom alten Manso [zwei Briefe].
Nr. 120. Semerau A, Heines Beziehungen zu seiner Familie.
Nr. 651. 654 657. Houben H. H., Aus Heinrich Laubes Breslauer Zeit.

Chemnitzer Tageblatt.

1906. Nr. 444. Uhl P., Goethe und die Presse.

Elbinger Zeitung.

1905. Nr. 229 f. 232/4. Pompecki B., Westpreußische Poeten. — Johannes Falk, Johanna Schopenhauer, Robert Reinick, Otto Friedrich Gruppe, Bogumil Goltz, Johannes Trojan, Ludwig Pietsch, R. Otto Consentius, Max Halbe, Robert Giseke usw.

Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen).

1905. Nr. 983. Legband P., Bühne und Drama der Juden.
1906. Nr. 593. Schröder L., Johannes Meyer [der 1904 † plattdeutsche Dichter].

Frankfurter General-Anzeiger.

1906. Nr. 119. Mentzel E., Ludwig Börne.

Frankfurter Zeitung.

1905. Nr. 249. Pochhammer P., Goethe über sein ‚Märchen' 1795.
Nr. 270. 271. Goethes Weislingen-Drama.
Nr. 344. Stern A., Börne und Heine in Paris. — Aus den Pariser Berichten des deutschen Diplomaten Vincent Rumpff (1834).
1906. Nr. 43. 44. Ullmann M., Kleine Heine-Studien.
Nr. 47. Friedemann H., Heines Tragik. Madame Kalergi [und Heine].
Nr. 51. Lindau H., Französische Aufklärungen über Goethes Faust.
Nr. 85. Braun-Artaria R., Joseph Scheffel und Julie Artaria.
Nr. 99. Schlossar A., Anastasius Grün in Frankfurt am M. — Briefe Grüns an seine Frau.
Nr. 101. Fränkel L., Eduard Grisebach. Eine Würdigung.
Nr. 134. Holthof L., Zum Ursprung der Lorelei-Sage.
Nr. 178. Pfeffer G., Rabelais in Deutschland.
Nr. 170. Asten-Kinkel A. v., Briefe Johanna Kinkels (1844/7).
Nr. 205. A. B., Lorenz Diefenbach. Zum 100. Geburtstage des Sprachforschers und Dichters.
Nr. 227. Hellen E. v. d., Neues von Goethe. — Drei Briefe an den Major Hermann von Staff in Erfurt (1822 März 27. April 19. August 11). Über den dem Mitteiler offenbar nicht näher bekannten Scharfrichter [Karl] Huß vgl. oben S. 424 und unten ‚Neue Freie Presse' 1906 Nr. 14863.
Nr. 257. Zwei ungedruckte Briefe H. Laubes an Kathi Frank (Ende der Siebzigerjahre).
Nr. 258. Kapff R., Das geschichtliche Volkslied in Schwaben.
Nr. 269. Traumann E., ‚Vom Himmel durch die Welt zur Hölle' [‚Faust', Vorspiel auf dem Theater].
Nr. 294. Stern A., Börnes Briefe aus Paris und der österreichische Gesandte in Hamburg.
Nr. 309. Traumann E., Der geschichtliche Faust und seine Beziehungen zu Heidelberg. — Vgl. Nr. 317. 321.
Nr. 317. Knögel F. W., Heinrich Seidel.

Gießener Anzeiger.

1906. Nr. 202. Haacke, Zur Genealogie von ‚Werthers Lotte'.

Niederschlesischer Anzeiger (Glogau).

1906. Nr. 41. Heine und Josef Lehmann.

Grazer Tagblatt.

1906. Nr. 99. Anastasius Grün-Nummer.

Nr. 100. Prem S. M., Aus Gilms Briefen an seine Jugendgeliebte.

Grazer Tagespost.

1905. Nr. 293. Schlossar A., Die Beziehungen Roseggers zu Ad. Stifter.

1906. Nr. 102. Rabenlechner M. M., Eine Jordan-Hamerling-Erinnerung.

Nr. 139. Schlossar A., Angelika Gräfin von Stubenberg und der Dichter Friedrich Halm. Mit ungedruckten Briefen.

Nr. 148. Hirsch F. E., Eine Alt-Wiener Posse in Frankreich [M. Stegmayers ‚Rochus Pumpernickel'].

Nr. 194. Rabenlechner M. M., Briefe Ferdinand v. Saars an Robert Hamerling.

Hamburger Correspondent.

Zeitung für Literatur, Kunst und Wiss. 1905. Nr. 21. Eduard Grisebach.

Nr. 23. Rüthning P., Malvida von Meysenbugs Nachlaß.

Nr. 24. Möbius E., Aus Friedrich Christian Boies Stammbuch.

1906. Nr. 1. 2. Ettlinger A., Goethe und das Alte Testament.

Nr. 5. Wehr J., Ernst Moritz Arndt über England und die Engländer.

Nr. 11. Poeck W., † Fritz Stavenhagen.

Nr. 13. Stieglitz O., Charlotte Stieglitz.

Nr. 14. Achelis Th., Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen.

Nr. 17. Wolff E., Fritz Reuter und Klaus Groth im Goethe- und Schillerarchiv.

Nr. 21. Lienhard F., Schillers Ehe.

Nr. 24. Geiger L., Ein Brief der Sophie Schröder an den Hamburger Theaterdirektor F. Ludwig Schmidt.

Hamburger Nachrichten.

Belletristische Beilage. 1905. Nr. 36. Leuthäuser G., Die Lorelei in Sage und Dichtung.

Nr. 44. 45. Bartels A., Friedrich Schiller und Friedrich Hebbel.

1906. Nr. 1. Kühn E., Hebbel als Tierfreund.

Nr. 2. Goos M., Matthias Claudius.

Nr. 17. Rinn H., Günther [‚Abschied von seiner ungetreuen Liebsten'], Hauff [Reiters Morgengesang], Schiller.

Nr. 31. Freyr, Friedrichs des Großen Stellung zur deutschen Literatur.

Literatur. 1906. Nr. 1. Krumm H., Klaus Groth und Fritz Reuter.

Neue Hamburger Zeitung.

1906. Nr. 513. Strakosch Alex., Wie ich zu Heinrich Laube kam.

Hannoverscher Courier.

1905. Nr. 25871. 73. Holzhausen P., Vor hundert Jahren. Die preußisch-patriotische Lyrik während des Krieges 1805.

1906. Nr. 26243. Kohut A., Christian Gottfried Körner als Freimaurer.

Heidelberger Familienblätter. Belletristische Beilage zur Heidelberger Zeitung.

1905. Nr. 49. E[bstein] E., Aus Johann H. Vossens Heidelberger Zeit. Ein Gedenkblatt. — Ungedruckter Brief von Voß an einen Jenaer Kollegen (Heidelberg 1805 Sept. 6).

Neckar-Zeitung (Heilbronn).
1906. Nr. 43/45. Güntter O., Schwäbisches in der Sprache Schillers.

Der Bote aus dem Waldviertel (Horn).
1905. Nr. 669. Hackl L., Adalbert Stifters ‚Angela'.

Jenaische Zeitung.
1906. Nr. 119, 2. Blatt. Türck H., Magie, Alchimie, Mystik und Saint-Simonismus in Goethes Faust. Vortrag [Referat].

Kölnische Zeitung.
1906. Nr. 233. Erste Beilage. Eckerts E., Heine und Chopin.

Leipziger Tageblatt.
1906. Nr. 2. 4. Nowak K. F., Wiener Kritiker.
Nr. 143. Fechter P., Hermann Conradi.
Nr. 160. Segnitz E., Johann Heinrich Voß.

Leipziger Zeitung.
Wissenschaftliche Beilage. 1905. Nr. 108. Nowak K. F., Marie von Ebner-Eschenbach.
1906. Nr. 14. 15. 16. Eckardt G., Briefe von Gottfried August Bürgers Töchtern. — Auch für Müllner von Interesse.
Nr. 18. Nowak K. F., Schillers Bühnenbearbeitung von Lessings Nathan.
Nr. 47. Houben H. H., Jungdeutsche Journalistik. — Mit Briefen von Theodor Mundt.

Magdeburger Zeitung.
1906. Nr. 139. Boenigk O. Frh. v., Ein ungedruckter Brief über Goethes Tod [von der Malerin Luise Seidler an den Kunsthistoriker J. G. von Quandt in Dresden, Weimar 1832 März 23. Ein Bruchstück im Literarischen Echo 8, 946 f.].
Montagsblatt. Nr. 29. 30. Baumgarten B., Die Elbe in Sage und Dichtung.
Nr. 34/36. Engel E., Grillparzer.

Münchner Neueste Nachrichten.
1905. Nr. 446. Leyen F. v. d., Zum Andenken an Wilhelm Hertz.
1906. Nr. 79. Conrad M. G., Heinrich Heine.
Nr. 146. Müller K. E., Eduard Grisebach.
Nr. 245. Conrad M. G., Ibsen im Lichte Münchens.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung** (München).
1905. Nr. 194. Consentius E., Der Denunziant der Literaturbriefe. — Der Bergrat Johann Heinrich Gottlob von Justi, dessen Staatsroman ‚Die Geschichte des Psammitichus' Thomas Abbt im 12. Teile der Briefe (19. und 26. November 1761) scharf getadelt hatte. Seine Denunziationsschrift vom 8. März 1762, dem Großkanzler v. Jariges übergeben, liegt im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Das infolgedessen sofort erlassene Verbot der Literaturbriefe wurde aber bald darauf wieder aufgehoben (23. März).
Nr. 195. Goebel J., Mephistopheles. — Zum Ursprung und zur Erklärung des Namens.
Nr. 204. Siebert A., Wirtschaftlich-ethische Motive in Goethes ‚Faust'.
Nr. 206. Michel W., Bonaventuras Nachtwachen [im Anschluß an H. Michels Ausgabe].
Nr. 210. Stölzel, Noch etwas Namensgeschichte ad vocem Lucanus.
Fränkel L., Robert Sprenger [Germanist, geb. 1851 in Quedlinburg, † 1905 zu Northeim in Hannover].

Nr. 213/7. Bettelheim A., Die Kindheit Berthold Auerbachs. — Erstes Kapitel einer für den Cottaschen Verlag bestimmten Biographie Auerbachs.

Nr. 227. B[ulle] O., Der ‚moderne' Roman und die Volkserziehung [Hashagens Broschüre].

Geiger L., Schlegel: Athenaeum. Eine Zeitschrift. Neu hg. v. Baader. — Abgelehnt.

Nr. 228. Maier-Pfullingen, Mörikes Testament [vom 4. 10. Mai 1875].

Nr. 231. Asbach J., Aus Heines Jugendzeit. — Mit Verwertung von Auszügen aus dem zwischen 1856 und 1866 entstandenen Manuskript der Lebenserinnerungen des in Rüdesheim 1882 verstorbenen Majors Karl Werner.

Nr. 233. Fränkel L., Eduard Grisebach als Literarhistoriker. Aus Anlaß seines 60. Geburtstages (9. Oktober).

Nr. 237. 238. Kurz Isolde, Erinnerungen an Hermann Kurz. Der ‚Sonnenwirt' und die ‚Erzählungen'.

Nr. 239. Urbas W., Rudolf Baumbach in Triest und die Entstehungsgeschichte seines ‚Zlatorog'. — Nach Mitteilungen von Urbas' Vater, der mit Baumbach befreundet war.

Nr. 243. 258. Negelein J. v., Modernes bei Goethe.

Nr. 245. Kienzl H., Adalbert Stifter. (Zu seinem 100. Geburtstage am 23. Oktober 1905.)

Nr. 250. B[ulle] O., Wilhelm v. Humboldt und seine Braut. — Im Anschluß an deren Briefwechsel hg. von A. v. Sydow. 1. Band (1906).

Nr. 254. Sieper E., Klaus Groth.

Nr. 257. 258. 264. 265. 271. 272. Günther L., Die Geographie in der deutschen Gauner- und Kundensprache. — Ergänzungen in Nr. 300.

Nr. 270. Muncker F., Wandlungen in den Anschauungen über Poesie während der zwei letzten Jahrhunderte. [Vortrag.]

Albert P. P. Friedrich v. Weech (gest. am 17. November 1905).

Nr. 295. Eichhorn A., Zu Kleists Katechismus der Deutschen. — Kleists Zusatz in der Überschrift: ‚abgefaßt nach dem Spanischen' ist wörtlich zu nehmen, wie der Verfasser des Genauern nachweist.

1906. Nr. 5. B[ulle] O., Nietzsches Briefwechsel mit Malvida v. Meysenbug. [Hg. von E. Förster-Nietzsche und P. Gast. 1905.]

Nr. 12. Riehl B., Eugen Napoleon Neureuther. Zum Gedächtnis seines 100. Geburtstages. [Vortrag.]

Nr. 31. 32. Seemüller J., Richard Heinzel. [Rede.]

Nr. 31. G[eiger] L., Archiv für Theatergeschichte. II. Band. — Mit manchen Einwänden und mit Vorschlägen zur Ausgestaltung einer eventuellen Fortsetzung des Archivs, das mit dem vorliegenden Bande von der Theatergesellschaft aufgelassen wurde.

Nr. 45. D. K-B., Neues von Heinrich v. Kleist. (Zur neuen Ausgabe seiner Werke und Briefe.)

Nr. 52. B[ulle] O., [Otto Erich] Hartlebens Tagebuch.

Nr. 53 bis 56. Proeiß J., Scheffels Verhängnis. — Im Anschluß an Boerschels Buch ‚J. V. Scheffel und Emma Heim'. Biete nur einen Teil der darin veröffentlichten Briefe im Zusammenhang, ‚dagegen gerade die wichtigsten, für die Literaturforschung wirklich wertvollen aus dem Zusammenhang gerissen, oft in Fragmente aufgelöst und an sehr verschiedenen Stellen einem Text eingeflochten, der von Irrtümern, schiefen Urteilen und falschen Annahmen strotzt, wobei Behauptungen ins Spiel treten, die .. Scheffels Ansehen als Dichter und Mensch herabzumindern geeignet sind! Es ist meine Pflicht, als der von Scheffels Freunden anerkannte Biograph Scheffels, als deren Vertrauensmann gegen dieses Verfahren in möglichst weiter Öffentlichkeit zu protestieren.' — Vgl. auch oben S. 449.

Nr. 57. Hammer W. A., Stephan Milow. (Zu seinem 70. Geburtstag.)
Nr. 58. L. G., Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1905.
Nr. 62. Schröder E., Moritz Heyne.
Nr. 64. Drei ungedruckte Briefe von Ernst Moritz Arndt aus den Jahren 1850 [2: an Henriette Hasenclever geb. Schlosser] und 1860 [1: an Julie Schröder geb. Hasenclever]. Mitgeteilt von A. Hasenclever.
Nr. 67. Merkel R. F., Franz Overbeck, Friedrich Nietzsches Freund.
Nr. 83. Kienzl H., Anastasius Grün. (Geboren am 11. Apr.)
Nr. 96. Schenk P., Paracelsus in der Sage.
Nr. 102. L. G., Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin [im Anschluß an die Schrift Stölzels].
Nr. 112. Michel W., Auch ein Vergessener [Karl Bernhard von Trinius 1778 bis 1844. Goedeke² VII, 499 f.].
Nr. 113. Geiger L., Der Nachlaß der Caroline von Günderode.
Nr. 122. Brandes G., Henrik Ibsen.
Nr. 125. 126. Geiger L., Fünf neue Bände der Weimarer Goethe-Ausgabe. Besprochen.
Nr. 130. 131. Eckertz E., Goethes Humor und Heines Witz.
Nr. 133. 134. Ettlinger A., Schiller und Wagner.
Nr. 145. Pfeffer G., Gottlob Regis, ein Kapitel aus seinem Leben. — Brief von Regis an C. G. Carus (1836 September 3).
Nr. 150. 152. 155. 162. Auszüge aus Briefen Heinrich Abekens an August Kestner. (Von seiner orientalischen Reise in den Jahren 1842 bis 1846.)
Nr. 163. Krauß R., Erinnerungen an Karoline Notter [Witwe nach Friedrich Notter, † 5. Juli 1906, 85jährig].
Nr. 166. [3] Briefe von Friedrich Wieck und Clara Schumann [an den Regierungsrat von Schönberg, 1860]. Mitgeteilt von Stötzner.
Nr. 168. B[ulle] O., Heine-Denkmäler. — Scharfer Protest gegen A. Bartels' Heinebuch.
Nr. 179. B. L. W., Apollo oder Dionysos? — Im Anschluß an Seillières Nietzschebuch (1905; deutsch 1906).
Nr. 185. Meisinger O., Der Heldentot der vierhundert Pforzheimer. — Verweist auf das bisher nicht beachtete Gedicht Nr. 28 in Ditfurths ‚Historisch-politischen Volksliedern des Dreißigjährigen Krieges', das in der 12. und 13. Strophe den Tod der Vierhundert berichtet, kommt aber zu dem Schlusse, daß diese zwei Strophen erst später, vermutlich um 1822, hinzugedichtet worden sind.
Nr. 198. 199. Brausewetter A. (A. Sewett), Die philosophische Entwicklung Goethes.
Nr. 202. Kilian E., Zur Gesamtaufführung von Goethes Faust. — Einleitendes Kapitel aus Kilians Schrift: ‚Goethes Faust auf der Bühne'.
Nr. 207. Ludwig A., ‚Werthers Leiden' als Volksbuch. — Verf. kennt vier Ausgaben des Werther Volksbuchs, sämtlich Berliner Erzeugnisse. Eine von ihnen trägt die Jahreszahl 1806. Den Inhalt der ihm vorliegenden ‚Frankfurt und Berlin, bei Trowitzsch und Sohn' skizziert er. — Dazu W. H. in Nr. 224 S. 598*.
Nr. 208. J. P., Wilhelm Raabe.
Nr. 212. 213. Houben H. H., Heinrich Laube als Novellist.
Nr. 214. Bettelheim A., Zur Geschichte von Laubes ‚Karlsschülern'. — Brief Laubes an Auerbach (Leipzig 1846 November 30).
Nr. 222. 223. Richter R., Friedrich Nietzsche und die Kultur unserer Zeit.
Nr. 224. Alafberg F., Wolfgang Heribert von Dalberg. Zu seinem 100. Todestag vom 27. September.

Münchner Zeitung.

1906. Nr. 36. 37. Maier H., Heine in München.

Schwarzwälder Bote (Oberndorf am Neckar).

1905. Prölß J., Scheffels Mutter.

Brinzinger, Die Oberndorfer Ahnen der Dichtermutter Josephine Scheffel, geb. Krederer.

Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land.

1905. Nr. 212. E. P., Melchior Hemken. — Geboren 1766, † 1806. Von ihm Gedichte in Wielands Teutschem Merkur, ‚Die Nacht' (Epos in 20 Liedern 1797), ‚Das scheidende Jahrhundert' (Gedichte 1800), ‚Otaheitische Gemälde' (1803. Bei Kayser unter Henken verzeichnet).

Pester Lloyd.

1905. Nr. 219. Kohut A., Persönliche Erinnerungen an ‚Mirza Schaffy'. Mit einem ungedruckten Briefe Bodenstedts über Ungarn.

1906. Nr. 33. Hevesi L., Ludwig Speidel. Persönliche Erinnerungen.

Nr. 44. Kohut A., H. Heines Einfluß auf Al. Petöfy. — Mit einem Briefe Heines an Kertbeny [Benkert].

Nr. 227. Karpeles G., Erinnerungen an Heinr. Laube.

Neue Vogtländische Zeitung (Plauen).

1906. Nr. 85. 86. Benedict M., Scherzworte, Rätsel und Spottreime aus dem Vogtlande als Widerklang ältern Volkslebens.

Bohemia (Prag).

1905. Nr. 291. Beilage. Bondy J. A., Adalbert Stifter. (Zu seinem 100. Geburtstag am 23. Oktober 1905.)

Zwei ungedruckte Briefe Adalbert Stifters an Luise von Eichendorff [1856. 1859]. Mitgeteilt von W. Kosch.

Prager Tagblatt.

1905. Nr. 290. Brief Robert Hamerlings an Ottilie Ehlen (August 1885).

1906. Nr. 47. Batka R., Heine und die Musik.

Unterhaltungs-Beilage. Nr. 30. Reinhard R., Ungedruckte Briefe von Ferd. von Saar.

Nr 230. Ehlen O., Zwei Briefe von Hamerlings ‚Minona' [Klotilde Gstirner, geb. Aicherau].

Neues Stuttgarter Tagblatt.

1906. Nr. 217. Widmann W., Heinrich Laube und seine Beziehungen zum Stuttgarter Hoftheater.

Weimarische Zeitung.

1906. 17. und 20. Mai. Suphan B., Fritz Reuter im Goethe- und Schiller-Archiv. Zwei Briefe an einen Weimarer Freund (Mai 1906).

28. August. Suphan B., Goethes letzter Geburtstag, von deutschen Künstlern gefeiert. Ein Brief des ‚römischen Kestner' an Friedrich Preller [Olevano 28. August 1831; bereits gedruckt: Goethe-Jahrbuch XXIV, 107—110].

Wiener Abendpost.

1905. Nr. 253. Prem S. M., Stifter und Adolf Pichler.

1906. Nr. 75. Weilen A. v., Friedrich Halm. (Zum 100. Geburtstage.)

Nr. 137. Schlossar A., Dräxler-Manfred.

Nr. 214. Weilen A. v., Heinrich Laube. (Zum 100. Geburtstage.)

Illustriertes Wiener Extrablatt.

1906. Nr. 256. Briefe H. Laubes an die Gallmeyer und an Rud. Tyrolt.

Nr. 259. Fuchs J., Aus Laubes letzten Lebenstagen.

Fremdenblatt (Wien).

1906. Schratt Kath., Erinnerungen an Laube.

Neues Wiener Journal.

1906. Nr. 4373. Müller-Guttenbrunn A., Erinnerungen an Anzengruber.

Nr. 4634. Schlesinger S., Heinrich Laube.

Lindau P., 3 Briefe Laubes (an Lindau, 1879).

Kontrakt H. Laubes mit dem Wiener Stadttheater.

S. S., Laube und Kathi Schratt.

Montags-Revue. Wochenschrift (Wien).

1905. Nr. 37. Briefe von Zedlitz an eine Freundin [Juli 1851 September 2 bis Oktober 8].

1906. Nr. 6. Pitollet C., Das Todesurteil gegen Gottfried Kinkel.

Nr. 16. Pitollet C., Ein Brief Kinkels aus dem Jahre 1848 [Oktober 25, Berlin].

Nr. 23. Pitollet C., Ein Jugendgedicht G. Kinkels [Aracadia tristis ‚Still stand erwachend ich aus düstren Träumen' Dezember 1836].

Neue Freie Presse (Wien).

1905. Nr. 14712. 13. A. F. S[eligmann], Dem Andenken eines Halbvergessenen. (Aus ungedruckten Briefen von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. — Aus Feuchtersleben Briefen an den Vater des Minnesängers Romeo Seligmann 1826/33.

Nr. 14724. Bernoulli C. H., Franz Overbeck und das Nietzsche-Archiv.

Nr. 14731. 38. Adolf Müllner und Schrenvogel. Ungedruckte Briefe. 1815 bis 1819. Mitgeteilt von L. Rosner.

Nr. 14745. Förster-Nietzsche E., Der unveröffentlichte Briefwechsel Nietzsches.

Wilhelm G., Grillparzer als Kurgast.

Nr. 14747. Berger A. Frh. v., Heinrich Bulthaupt.

Nr. 14751. 62. 69. 86. Lindau Paul, Vergangene Zeiten. Erinnerungen.

Nr. 14752. Nuß B., ‚Grillparzer als Kurgast.'

Literarische Notizen. Minor, [Müller v. Königswinter]: H. Heines Höllenfahrt hg. von Aschner.

Nr. 14801. Weilen A. v., Briefe von Luise Neumann-Schönfeld an Heinrich Laube.

Nr. 14839. Blumenthal O., Braune Märchen [von Alexander von Sternberg].

1906. Nr. 14863. Berger A. Frh. v., Karl Huß [der Scharfrichter von Eger. Beziehungen zu Goethe]. Vgl. oben S. 424 und 467.

Nr. 14868. Seligmann A. F., Grillparzer und die bildende Kunst.

Nr. 14896. W[ittmann], Heinrich Heine.

Zwei unbekannte Briefe Heinrich Heines an Heinrich Laube [Paris 1850 Januar 25. Februar 7]. Mitgeteilt von A. v. Weilen.

Nr. 14902. Bourget P., Heine in der französischen Literatur.

Nr. 14903. Karpeles G., Neue Mitteilungen über Heinrich Heine. Zum 50. Todestage des Dichters.

Isolani E., Neues von der ‚Mouche' [Camille Selden = Elise Krieniz]. Mit [vier] ungedruckten [französischen] Briefen derselben [an Ernst Eckstein, Paris 1875 Januar 24. 1882 Mai 28. Juni 2. 9].

Nr. 14907. Zum Todestag des Kaisers Josef [† 20. Febr. 1790]. Ungedruckte Gedichte von Novalis mitgeteilt von J. Minor.

Nr. 14935. Berger A. v., Friedrich Halm. Zu seinem 100. Geburtstag.

Nr. 14952. Anastasius Grün. (Zu seinem 100. Geburtstag.)

Nr. 14952. 65. 72. Briefe Anton Grafen Auerspergs an Bartholomäus Ritter v. Carneri [Auswahl aus der die Jahre 1858 bis 1876 umspannenden Korrespondenz].

Nr. 14952. Karpeles G., Anastasius Grün und Heinrich Heine.

Anastasius Grün und Charles Boner. Ungedruckte Briefe Grüns an einen englischen Schriftsteller [Auswahl. 1847/69]. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Nr. 14959. 15022. 23. 45. 52. 73. 145. 70. Wilbrandt Adolf, Aus der Werdezeit. Lebenserinnerungen.

Nr. 14972. Fuchs K., Ernst Freiherr v. Feuchtersleben. (Geboren 29. April 1806.)

Nr. 14986. Briefe des Grafen Anton Alexander Auersperg an Otto Freiherrn v. Apfaltern aus dem Jahre 1866. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Deutsch O. E., Ferdinand Kürnberger und der Herzog von Meiningen.

Nr. 14997. Drachmann H., H. Ibsen.

Brahm O., Ibsen.

Nr. 15000. Reich E., Persönliche Erinnerungen an H. Ibsen.

Nr. 15015. Blumenthal O., Bei Hieronymus Lorm [1874].

Nr. 15027. Wertheimer E. v., Ein ungedruckter Bericht über Heine aus dem Jahre 1835.

Nr. 15057. Berger A. v., Ferd. v. Saar.

Nr. 15069. Stockert-Meynert D. v., Erinnerungen an Ferd. von Saar.

Nr. 15076. Geiger L., Eduard Kulke (1831/97).

Nr. 15097. Anton Alexander Graf Auerspergs politisches Wirken für das Land Krain. Ungedruckter Brief Anastasius Grüns an Karl Deschmann. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Nr. 15111. W(ittmann), Heinrich Laube.

Houben H. H., Briefe von Heinrich Laube [an Philipp Otto von Münchhausen 1841/6].

Briefe Laubes an Katharina Frank.

Weilen A. v., Eine Rechtfertigungsschrift des Burgtheaterdirektors Heinrich Laube (1865).

Nr. 15111. 13. Stimmen der Zeitgenossen über Heinrich Laube. — Darunter Martin Greif mit zwei Briefen Laubes usw.

Nr. 15113. Lindau P., Die Krisis am Wiener Stadttheater (Herbst 1874).

Reichspost (Wien).

1906. Nr. 99. Aus dem Leben des Dichters des „Hochwaldes" [A. Stifter]. Aus dem Nachlasse seines Freundes Dr. Isidor Proschko.

Deutsches Tagblatt (Wien).

Nr. 288. 289. Enderer R. v., Ein steirischer Dichter. [Aus Briefen und Gedichten Karl Schröckingers.]

Neues Wiener Tagblatt.

1905. Nr. 285. Erinnerung an Rudolf Baumbach. Mit einem bisher unveröffentlichten Gelegenheitspoem des Dichters.

1906. Nr. 97. Schlossar A., Ungedruckter Brief Auerspergs (An. Grüns) an Ign. F. Castelli.

Nr. 256. Müller-Guttenbrunn A., Persönliche Erinnerungen an H. Laube.

Kalbeck M., Briefe von H. Laube.

Das Vaterland (Wien).

1906. Nr. 279. Heinrich Laube und das „Vaterland".

Deutsches Volksblatt (Wien).

1906. Nr. 6260. Gugitz G., Johann La Roche, genannt der Kasperl.

Nr. 6322. Hirth F., Otto Prechtler.

Österreichische Volkszeitung.

1906. Nr. 203. Krips J., Ferd. v. Saar. Persönliche Mitteilungen.

Die Zeit (Wien).

1905. Nr. 1017. Seuffert B., Nur ein Klassiker [Wieland].

Nr. 1105. Sauer A., Adalbert Stifter. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (23. Oktober 1905).

1906. Nr. 1214. Audebrand Philibert, Persönliche Erinnerungen an Heine.

Nr. 1220. Geiger L., Heine und Metternich. Nach neuem archivalischen Material.

Franzosen über Heinrich Heine [u. a. Äußerungen von Marcel Prévost, Jean Richepin, J. H. Rosny, André Theuriet].

Nr. 1262. Schlossar A., Friedrich Halm. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags (2. April 1906). Mit bisher ungedruckten Briefen und Gedichten aus seinem Nachlaß. — Briefe Halms an Julie Rettich (Ischl 1858 Juli 7) und an Dr. Karl Pachler, Advokaten in Graz, Vater des Dichters Faust Pachler (Wien 1845 März), über dessen „Verhalten als Beamter und Dichter" Halm sich äußert.

Nr. 1289. Ilwof F., Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Eine Säkular-Erinnerung zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (29. April 1906).

Nr. 1325. Hofmannsthal H. v., Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller.

Nr. 1342. Necker M., Alfred Meißner — Heine-Fälscher? — Andlers Aufsatz in der Revue germanique. Vgl. oben S. 188.

Nr. 1375. Meyer R. M., Deutsche Dramen im Ausland.

Nr. 1377. Aus Briefen Ferd. v. Saars an M. Necker.

Nr. 1387. n., Wilhelm Scherer. Zu seinem 20. Todestage.

Nr. 1421. Sauer A., Goethe und Franzensbad. Zur Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad am 9. September.

Nr. 1429 und ‚Sonntags-Zeit' Beilage zu Nr. 1429. Verschiedene Beiträge über Heinrich Laube.

Nr. 1462. Schmidt L., Goethes Gewissensehe.

Deutsche Zeitung (Wien).

1905. Nr. 12143. Gugitz G., Ein Abenteurer [Franz von Holbein] als Theaterdirektor.

1906. Nr. 12217. Pach O., Eine Erinnerung an Ferdcher von Steinwand.

Nr. 12271. Brentano H., Ignaz Franz Castelli.

Nr. 12324. Brentano H., Karl L. Immermann.

Nr. 12409. F. H., Schauspieler-Literatur. — Dichtungen über Schauspieler und von Schauspielern.

Wiener Zeitung.

1905. Nr. 282. Radics P. v., Anton Linhart [geb. 1755, † 1795, veröffentlichte das Trauerspiel ‚Miß Jenny Lowe' 1780 und die ‚Blumen aus Krain' 1781].

Nr. 288. Gugitz G., Alois Blumauer.

1906. Nr. 116. Belmonte K., Therese von Artner

Nr. 166. Komorzynski E. v., Karl Friedrich Hensler.

Nr. 178. Houben H. H., Lina Fuhr. Ein Gedenkblatt. Mit Briefen von Laube, Prechtler und Mosenthal.

Züricher Post.

1905. Nr. 300/4. Tarnuzzer Ch., Graf A. Fr. v. Schack. Ein Freund und Lobredner der Naturwissenschaften.

Neue Zürcher Zeitung.

1905. Nr. 298. 300/2. Bodmer H., Beziehungen Goethes zum Zürichsee.

Anastasius Grün und Charles Boner. Ungedruckte Briefe Grüns an einen englischen Schriftsteller [Auswahl. 1847/69]. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Nr. 14959. 15022. 23. 45. 52. 73. 145. 70. Wilbrandt Adolf, Aus der Werdezeit. Lebenserinnerungen.

Nr. 14972. Fuchs K., Ernst Freiherr v. Feuchtersleben. (Geboren 29. April 1806.)

Nr. 14986. Briefe des Grafen Anton Alexander Auersperg an Otto Freiherrn v. Apfaltern aus dem Jahre 1866. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Deutsch O. E., Ferdinand Kürnberger und der Herzog von Meiningen.

Nr. 14997. Drachmann H., H. Ibsen.

Brahm O., Ibsen.

Nr. 15000. Reich E., Persönliche Erinnerungen an H. Ibsen.

Nr. 15015. Blumenthal O., Bei Hieronymus Lorm [1874].

Nr. 15027. Wertheimer E. v., Ein ungedruckter Bericht über Heine aus dem Jahre 1835.

Nr. 15057. Berger A. v., Ferd. v. Saar.

Nr. 15069. Stockert-Meynert D. v., Erinnerungen an Ferd. von Saar.

Nr. 15076. Geiger L., Eduard Kulke (1831/97).

Nr. 15097. Anton Alexander Graf Auerspergs politisches Wirken für das Land Krain. Ungedruckter Brief Anastasius Grüns an Karl Deschmann. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Nr. 15111. W(ittmann), Heinrich Laube.

Houben H. H., Briefe von Heinrich Laube [an Philipp Otto von Münchhausen 1841/6].

Briefe Laubes an Katharina Frank.

Weilen A. v., Eine Rechtfertigungsschrift des Burgtheaterdirektors Heinrich Laube (1865).

Nr. 15111. 13. Stimmen der Zeitgenossen über Heinrich Laube. — Darunter Martin Greif mit zwei Briefen Laubes usw.

Nr. 15113. Lindau P., Die Krisis am Wiener Stadttheater (Herbst 1874).

Reichspost (Wien).

1906. Nr. 99. Aus dem Leben des Dichters des „Hochwaldes" [A. Stifter]. Aus dem Nachlasse seines Freundes Dr. Isidor Proschko.

Deutsches Tagblatt (Wien).

Nr. 288. 289. Enderer R. v., Ein steirischer Dichter. [Aus Briefen und Gedichten Karl Schröckingers.]

Neues Wiener Tagblatt.

1905. Nr. 285. Erinnerung an Rudolf Baumbach. Mit einem bisher unveröffentlichten Gelegenheitspoem des Dichters.

1906. Nr. 97. Schlossar A., Ungedruckter Brief Auerspergs (An. Grüns) an Ign. F. Castelli.

Nr. 256. Müller-Guttenbrunn A., Persönliche Erinnerungen an H. Laube.

Kalbeck M., Briefe von H. Laube.

Das Vaterland (Wien).

1906. Nr. 279. Heinrich Laube und das „Vaterland".

Deutsches Volksblatt (Wien).

1906. Nr. 6260. Gugitz G., Johann La Roche, genannt der Kasperl.

Nr. 6322. Hirth F., Otto Prechtler.

Österreichische Volkszeitung.

1906. Nr. 203. Krips J., Ferd. v. Saar. Persönliche Mitteilungen.

Die Zeit (Wien).

1905. Nr. 1017. Seuffert B., Nur ein Klassiker [Wieland].

Nr. 1105. Sauer A., Adalbert Stifter. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (23. Oktober 1905).

1906. Nr. 1214. Audebrand Philibert, Persönliche Erinnerungen an Heine.

Nr. 1220. Geiger L., Heine und Metternich. Nach neuem archivalischen Material.

Franzosen über Heinrich Heine [u. a. Äußerungen von Marcel Prévost, Jean Richepin, J. H. Rosny, André Theuriet].

Nr. 1262. Schlossar A., Friedrich Halm. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags (2. April 1906). Mit bisher ungedruckten Briefen und Gedichten aus seinem Nachlaß. — Briefe Halms an Julie Rettich (Ischl 1858 Juli 7) und an Dr. Karl Pachler, Advokaten in Graz, Vater des Dichters Faust Pachler (Wien 1845 März), über dessen „Verhalten als Beamter und Dichter" Halm sich äußert.

Nr. 1289. Ilwof F., Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Eine Säkular-Erinnerung zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (29. April 1906).

Nr. 1325. Hofmannsthal H. v., Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller.

Nr. 1342. Necker M., Alfred Meißner — Heine-Fälscher? — Audlers Aufsatz in der Revue germanique. Vgl. oben S. 188.

Nr. 1375. Meyer R. M., Deutsche Dramen im Ausland.

Nr. 1377. Aus Briefen Ferd. v. Saars an M. Necker.

Nr. 1387. n., Wilhelm Scherer. Zu seinem 20. Todestage.

Nr. 1421. Sauer A., Goethe und Franzensbad. Zur Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad am 9. September.

Nr. 1429 und ‚Sonntags-Zeit' Beilage zu Nr. 1429. Verschiedene Beiträge über Heinrich Laube.

Nr. 1462. Schmidt L., Goethes Gewissensehe.

Deutsche Zeitung (Wien).

1905. Nr. 12143. Gugitz G., Ein Abenteurer [Franz von Holbein] als Theaterdirektor.

1906. Nr. 12217. Pach O., Eine Erinnerung an Fercher von Steinwand.

Nr. 12271. Brentano H., Ignaz Franz Castelli.

Nr. 12324. Brentano H., Karl L. Immermann.

Nr. 12409. F. H., Schauspieler-Literatur. — Dichtungen über Schauspieler und von Schauspielern.

Wiener Zeitung.

1905. Nr. 282. Radics P. v., Anton Linhart [geb. 1755, † 1795, veröffentlichte das Trauerspiel ‚Miß Jenny Lowe' 1780 und die ‚Blumen aus Krain' 1781].

Nr. 288. Gugitz G., Alois Blumauer.

1906. Nr. 116. Belmonte K., Therese von Artner

Nr. 166. Komorzynski E. v., Karl Friedrich Hensler.

Nr. 178. Houben H. H., Lina Fuhr. Ein Gedenkblatt. Mit Briefen von Laube, Prechtler und Mosenthal.

Züricher Post.

1905. Nr. 300/4. Tarnuzzer Ch., Graf A. Fr. v. Schack. Ein Freund und Lobredner der Naturwissenschaften.

Neue Zürcher Zeitung.

1905. Nr. 298. 300/2. Bodmer H., Beziehungen Goethes zum Zürichsee.

1906. Nr. 134. 135. Schollenberger H., Franz Dingelstedt. Zum 25. Todestage.

Nr. 208. Fränkel J., Karol. v. Günderode und Bettina Brentano.

Nr. 211. 212. Attensprenger A., Der Dichter Platen und die Schweiz.

Französische Zeitschriften.

Bearbeitet von Charles Senil in Paris.

Revue de histoire littéraire de la France.

Octobre 1905. Louis Morel. Hermann et Dorothée en France.

Janvier—mars 1906. Paul Hazard. Le spectateur du Nord.

Juillet—septembre 1906. Marcel Breuillac. Hoffmann en France; étude de la littérature comparée.

Mercure de France.

1 février 1906. Fernand Caussy. La théorie des sacrifices d'après Nietzsche et Joseph de Maistre.

15 février 1906. Henri Muzel. Henri Heine.

15 avril 1906. Henri Heine. (Léon Deubel trad.) Une lettre de Henri Heine.

15 mars 1906. Ernest Seillières. La morale impérialiste chez Stirner.

15 juin 1906. P.-G. de Chesnais. Henrik Ibsen.

1er juillet 1906. Johann Wolfgang Goethe Satyros, ou le diable des bois divinisé (trad. G. Polti et P. Morisse).

15 octobre 1906. Henri Albert. Le reflet d'Jéna. Goethe à Weimar en 1806.

Revue de métaphysique et de morale.

Janvier 1906. L. Brunschwig. Spinoza et ses contemporains (Suite).

La Revue.

1er février 1906. Jean Chautavoine. Le neveu de Beethoven (documents inédits). III.

15 avril 1906. C. A. S. de Gleichen. Schiller intime.

15 septembre 1906. M Rémusat. Lettres d'Henrik Ibsen.

Revue des deux Mondes.

15 octobre 1905. Camille Bellaigue. L'évolution musicale de Nietzsche.

1er janvier 1906. T. de Wyzewa. Un nouveau recueil de contes allemands.

1er mai 1906. Edouard de Morsier. Hermann Grimm (1828—1901).

15 juin 1906. René Doumic. Le théâtre d'Ibsen.

Nouvelle Revue.

15 janvier 1906. Edouard Gachot. L'invasion de l'Allemagne 1799.

1er septembre 1906. Calemard de Genestoux. Detlev von Liliencron.

Le Correspondant.

10 juin 1906. Edouard Rod. Henrik Ibsen.

25 octobre 1906. Ch. de Loménie. La mission de Châteaubriand à Berlin.

La Revue des idées.

15 octobre 1906. Georges Grappe. Essai sur le Goethisme.

Bibliothèque universelle.

Juillet 1906. G. de Reynold. La critique Suisse. Bodmer et l'école Zurichoise.

Revue Bleue.

17 février 1906. Maurice Boutry. L'empereur Joseph II. et Voltaire.

24 février 1906. Maurice Lair. Le pangermanisme et l'opinion allemande.

14 avril 1906. A. Schopenhauer. Le néant de l'existence.

21 avril 1906. A. Schopenhauer. Philosophie de la religion.

9 juin 1906. Paul Flat. Henrik Ibsen.

Journal des Débats.

3 novembre 1905. M. Muret. La dernière pièce de M. Sudermann.

24 juin 1906. F .... Un document sur la mort de Goethe.

Revue critique d'historie et de littérature.

1906. N° 40. Besson. Schiller et la littérature française (A. C.).

1906. N° 48. L. Geiger. La jeunesse de Chamisso (A. C.).

1906. N° 42. Pradels. Geibel et la lyrique française (A. C.).

Nachrichten.

Gutenberg-Gesellschaft. Die für 1905/06 vorgesehene Veröffentlichung der Gesellschaft konnte infolge Erkrankung des Herrn stellvertretenden Vorsitzenden, sowie der im Verlaufe der Bearbeitung des Falkschen Beitrags unvermutet erweiterten Ergebnisse nicht zu der in Aussicht genommenen Frist erledigt werden. Durch Herrn Dr. Tronnier, wissenschaftlichen Hilfsarbeiter der Mainzer Stadtbibliothek, erfuhr der genannte Beitrag eine sachlich erhebliche Bereicherung, die in ihrer Durcharbeitung dazu führte, unsere Veröffentlichung zu einem Doppelheft (für 1905/06 und 1906/07) zu gestalten. Es wird Abhandlungen enthalten über die literarische Quelle des „Mainzer Fragments vom Weltgericht", des in der dritten Veröffentlichung behandelten ältesten Druckwerks (Prof. Ed. Schröder); die 42zeilige Bibeltype im Schöfferschen Missale Moguntinum von 1493 (Prof. Zedler); über die Missaldrucke Peter Schöffers und seiner Nachfolger (Prof. Falk; hiermit verknüpften sich die neuen Erhebungen durch Dr. Tronnier); zu den Schöfferschen Verlagsanzeigen (Prof. Velke). Das reichhaltige Abbildungsmaterial bringt auf 14 meist doppelten Tafeln wertvolle Blätter aus der Frühzeit der Druckkunst in Licht- oder typogr. Farbendruck.

Eine völlig neu bearbeitete Ausgabe des „Jungen Goethe" wird im Einverständnis mit der Firma S. Hirzel im Insel-Verlage erscheinen. Die Herausgabe hat Herr Dr. Max Morris übernommen. Die neue mit Einleitung und Kommentar ausgestattete Ausgabe wird wesentlich umfangreicher sein als die erste, und alles umfassen, was an Werken, Briefen, Jugendarbeiten, Gesprächen, Radierungen und Zeichnungen Goethes, sowie an Bildern von ihm bis zum Jahre 1775 bekannt ist. Sämtliche irgend erreichbaren Handschriften werden für den Druck noch einmal genau verglichen werden. Herausgeber und Verlag richten daher an alle, die Handschriften und anderes aus dieser Lebensepoche Goethes, vor allem etwa noch ungedrucktes oder unbekanntes Material besitzen oder im Privatbesitz wissen, die Bitte, Herrn Dr. Max Morris, Weimar, Kurthstraße 2, freundlichst davon zu benachrichtigen.

Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar erwarb die bisher dem Freiherrlich von Steinschen Familienfideikommiß gehörigen Briefe Charlottens von Stein an Goethe.

Knust-Stiftung. Von der Knust-Stiftung in Leipzig wird für das Gebiet der deutschen Philologie folgende Preisarbeit ausgeschrieben: „Die Zeitschriften der Romantik." Alle Arbeiten sind bis zum 24. Juni 1910 einzuliefern und müssen in deutscher Sprache von solchen, die auf der Leipziger Universität studieren oder studiert haben, abgefaßt sein.

Statt der Namensunterschrift des Verfassers muß jede Bearbeitung ein Motto tragen. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Kuvert beizufügen, das selbst das Motto als Aufschrift trägt. Der volle Preis beträgt 1000 M. Findet sich unter den zur Bewerbung eingelieferten Arbeiten keine vollkommen genügende, so kann der vergleichsweise besten nach Ermessen der Fakultät eine Anerkennung bis zur Höhe der Hälfte des ursprünglich ausgesetzten Preises zuerteilt werden. Die Bewerbungsschriften sind an das Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig einzusenden. Im Falle der Veröffentlichung der Preisschrift ist auf dem Titel der Vermerk anzubringen: „Gekrönte Preisschrift der Knust-Stiftung." Fünf Exemplare der Druckschrift sind alsdann an die Fakultät abzuliefern.

Leipzig, den 24. Juni 1907.

Der derzeitge Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität
E. Beckmann.

Professor Dr. Wilhelm Kosch an der Universität Freiburg (Schweiz) beabsichtigt im Verein mit den Herren Professor Dr. Philipp A. Becker an der Universität Wien und Professor Dr. August Sauer an der deutschen Universität Prag auf Grund aller erreichbaren Drucke und Handschriften eine kritische Gesamtausgabe der Werke, Briefe und Tagebücher des Freiherrn Josef von Eichendorff in 12 Bänden zu veranstalten, welche die Schöpfungen des großen deutschen Dichters und Calderon-Übersetzers gereinigt von allen Fehlern der Überlieferung, in lückenloser Vollständigkeit zukünftigen Zeiten aufbewahren, sowie alle Dokumente zu seiner ausführlichen Biographie in sich vereinigen soll. Der unterzeichnete Verlag richtet zu diesem Zwecke an alle Bibliotheken, Archive, Vereine und Privatpersonen, welche sich im Besitze von Handschriften Eichendorffs oder von seltenen Einzeldrucken seiner Werke und Briefe befinden, die ergebene Bitte, ihr diese Materialien in geeigneter Weise zur Benutzung zu überlassen. In Betracht kommen vor allem die Handschriften aller gedruckten und ungedruckten Werke Eichendorffs in Prosa und in Versen, Vorarbeiten und Entwürfe zu diesen, Korrekturbogen oder Bücher mit Eintragungen von seiner Hand, Briefe von und an Eichendorff, Tagebücher oder sonstige Aufzeichnungen persönlicher Art, Urkunden, die auf Eichendorff oder auf den Verlag seiner Werke Bezug haben usw., falls die Originale nicht versandt werden, auch Kopien, am besten photographische; ferner Drucke Eichendorffscher Gedichte, Aufsätze, Kritiken, Reden, Gespräche in Zeitschriften, Kalendern, Programmen usw., handschriftliche Erinnerungen an ihn und seinen Kreis. Aber selbst bloße Nachweise sind dringend erbeten. Für eine sorgfältige Aufbewahrung und für eine pünktliche Rücksendung des dem Verlag anvertrauten Materials wird genaue Sorge getragen werden. Zuschriften und Zusendungen werden erbeten an den Verlag J. Habbel in Regensburg oder an den Leiter der Ausgabe: Professor Dr. Wilhelm Kosch in Freiburg (Schweiz) 13 Boulevard de Pérolles.

Regensburg, im Mai 1907. Die Verlagsbuchhandlung J. Habbel.

Gestorben ist am 5. Juli 1907 Kuno Fischer in Heidelberg; am 12. Juli Felix Bobertag in Breslau; ferner der Goetheforscher Professor Dr. Hermann Schrener in Schulpforta.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 15. Juli 1907.

Wichtige Mitteilung!

Dem bei ihrer literarischen und kulturellen Bedeutung durchaus berechtigten Verlangen nach leichterer Zugänglichkeit seiner Publikationen will der seit 1904 alljährlich zwei stattliche Bände an seine Mitglieder verteilende Literarische Verein fortan dadurch Rechnung tragen, daß er den bisher in Wien monopolisierten Bezug seiner Veröffentlichungen unter Modifikation des § 11 der Satzungen nunmehr auch durch den Buchhandel freigibt, ihn allerdings auch weiterhin an die effektive Zugehörigkeit zum Vereine (Jahresbeitrag K 20.— = M. 17.—) bindend.

Durch diese Bestimmung bleibt den Publikationen ihr Seltenheitswert gewahrt; anderseits wird es aber Jedem ermöglicht, sich durch Erwerbung der Mitgliedschaft auf das betreffende Jahr diejenigen Bände zu sichern, an deren Besitz ihm besonders liegt.

Einzeln werden die Schriften nach wie vor nicht käuflich sein; je zwei Jahrespublikationen gehören immer zusammen und sind nur durch die erworbene Mitgliedschaft auf das Jahr ihres Erscheinens erhältlich.

Die Durchsicht der umseitig publizierten Titel, sowie die Liste der bevorstehenden weiteren Veröffentlichungen dürften vielfachem Interesse begegnen und zum zahlreichen Beitritte anregen, der durch Vermittelung jeder beliebigen Buchhandlung oder durch direkte Anmeldung beim Verleger erfolgen kann. Prospekte nebst Satzungen stehen auf Wunsch gern zu Diensten.

Es wäre eine entsprechende Mitgliedsanmeldung der gewohnten Buchhandlung oder dem unterzeichneten Verlage zu überweisen, worauf die gesamte geschäftliche Abwickelung und Zustellung der jeweils fälligen Bände ohne alle weiteren Spesen pünktlich geschieht. Ein stets ergänztes Mitglieder-Verzeichnis wird jedem Bande neu beigebunden.

Hochachtungsvoll

K. und k. Hof-Buchdruckerei
und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme, Wien und Leipzig

Literarischer Verein in Wien

Jahresbeitrag K 20.— = M. 17.—; 2 gebundene Publikationen jährlich.

Bisher sind erschienen und den Mitgliedern zugegangen:

1904.

I. **Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.** Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Erste Abteilung. Biographien und allgemeine Charakteristiken. (1841 bis 1894.) XXIII + 437 S.

II. **Aus meinem Leben. Von Fr. M. Felder.** Herausgegeben und eingeleitet von Anton E. Schönbach. XXXIV + 423 S.

1905.

III. **Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.** Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Zweite Abteilung. Gespräche und Charakteristiken (1791—1831.) LXIII + 496 S.

IV. **Eduard von Bauernfelds Gesammelte Aufsätze.** In Auswahl herausgeg. u. eingeleitet von Stephan Hock. XXIV + 392 S.

1906.

V. **Anastasius Grüns politische Reden und Denkschriften.** In Auswahl gesammelt und herausgegeben von Dr. Stephan Hock. XXXV + 533 S.

VI. **Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.** Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Dritte Abteilung. (1831—1848.) XXXIII + 550 S.

1907.

VII. **Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky geborene Freiin von Schleich.** Herausgegeben von M. Rottmanner. Erster Band. XX + 471 S.

In Vorbereitung:

Prometheus. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Leo v. Seckendorff und Jos. Ludw. Stoll. Wien 1808. Herausg. v. J. Minor.

Hermann von Gilms Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Moritz Necker.

Emil Kuhs kritische Aufsätze. Gesammelt und herausgegeben von Alfred Schaer.

1809. Politische Dichtungen. Gesammelt und herausgegeben von Robert Franz Arnold.

Kant in Österreich. Briefe und Aktenstücke. Gesammelt u. herausgegeben von Max Ortner.

Voltaires Tragödien.

Von Wilhelm Bolin in Helsingfors.

Man möchte seinen Augen mißtrauen, wenn man heute liest, am französischen Theater habe einst die Unsitte bestanden, daß ein Teil bevorzugter Zuschauer seine Plätze auf offener Bühne während der Vorstellung hatte und diese selbst mit dem übriggebliebenen Raum sich begnügen mußte. Die Bühnenkünstler hatten ihre Aufgabe wie auf einer Probe zu lösen, mit Verzicht auf diejenige Illusion, wie wir sie heute für ganz selbstverständlich halten. Bis etliche Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts hinein bestand diese blaublütiger Rüpelei gestattete Unsitte. Sie wurde erst durch Voltaires rastlose Bemühungen für immer abgeschafft. Ihm hat man es zu danken, daß die Rampe den Zuschauerraum gänzlich von der Bühne abgrenzt, die ausschließlich dem Dichter und seinen Gestalten gesichert bleibt. Wenige mögen heute noch dieser verdienstlichen Wahrung der poetischen Bühnenillusion durch den eminenten Kulturheros eingedenk sein. Dagegen dürfte es für ausgemacht gelten, daß seine Bühnendichtungen, nunmehr veraltet, der Literaturgeschichte allein angehören, von woher die Titel etlicher Tragödien auf uns gekommen. Im besten Falle besteht ein genaueres Bescheidwissen um Voltaires Bühnenschöpfungen durch die sie mit äußerster Strenge behandelnde Hamburger Dramaturgie; vielleicht versteigt sich eine hierbei auch mögliche Sachkunde bis auf die beiden Tragödien, die Goethe einer sorgfältigen Verdeutschung gewürdigt, obwohl auch bei ihm mehr unmittelbarer Bühnenbedarf, als besondere Verehrung für den Dichter und seine Schöpfungen entscheidend gewesen. Nur ganz beiläufig sei bemerkt, daß die zur Feier der Goethetage in Weimar veranstalteten Festvorstellungen sich der Voltairestücke bisher nicht bedient und dafür etliche recht frostige Altersprodukte des großen Dichters zur Aufführung gebracht.

Immerhin verdienen Voltaires Tragödien, an denen sich ein ganzes Zeitalter entzückt, eine größere Beachtung, als die ihnen her-

kömmlich gewidmete. Vielleicht findet sich dabei auch manches Lehrreiche für den gegenwärtigen Leser. Sie sind nahezu 30 an der Zahl, verteilen sich auf seine ganze Lebensspanne und geleiten ihn von seinem 20. Jahre ab, wo er mit dem Oedipe begann, und reichen bis in sein Greisenalter. Eingedenk seien wir, daß er seinen Lebensberuf nicht ausschließlich im Theater gehabt, da sein Wirken ein vielseitiges war, nicht wie bei seinen beiden großen Vorgängern, die ihre Kräfte der Schauspieldichtung allein zugewandt und daher wohl auch zur Wiederbelebung der französischen Bühnenklassik durch das Spiel der genialen Rachel beigetragen, während die Stücke Voltaires von ihrem Repertoire ausgeschlossen blieben.

Mit seiner Jugendtragödie beginnend, können wir uns kurz fassen. Der Gegenstand, streng genommen eher grauenhaft als ergreifend, ist uns vertraut durch die Behandlung seitens des hellenischen Tragikers. Auf eine Wiederbelebung des Stoffes sich einlassend, unterwirft Voltaire die Schöpfung seines Vorgängers einer sorgfältigen Kritik. Unbeeinflußt von der Redseligkeit herkömmlichen Entzückens wird man vielen seiner Ausstellungen die Berechtigung nicht versagen. Das ältere Stück hat Schwächen und Unwahrscheinlichkeiten, während Voltaire stellenweise als nüchterner Rationalist urteilt, wogegen wir eben da unser entgegenkommendes Verständnis durch archäologische Erwägungen unterstützen müssen. Gewissenhafte Prüfung hätte ihn zum Verzicht auf die Arbeit bewegen müssen; jugendlicher Wagemut reizte ihn zur Ausführung, bei der er sich der eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten bewußt war. Wir meinen die Liebesepisode zwischen Philoktet und Jokaste, die zudem mit dem dritten Akt abschließt und nicht zur eigentlichen Handlung gehört. Ein schmachtender Verehrer, der sich nach jahrelanger Trennung einfindet, wirkt kaum einnehmender, als eine den eigenen Sohn, wenn auch unwissentlich, ehelichende Frau, an der sich das Verhängnis eines launischen Götterbeschlusses zu vollziehen hat. Voltaire wollte einen seinen Zeitgenossen zusagenden Genuß bieten, und der Erfolg hat ihm Recht gegeben, obwohl dieser den Ruhm des Dichters nicht überlebt hat. Eine Jugenddichtung ist auch die der jüdischen Geschichte entnommene Tragödie Mariamne, den gleichen Gegenstand behandelnd wie die der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehörende Tragödie von Fr. Hebbel, doch dies nur beiläufig. Etliche stereotype Gepflogenheiten der französischen Hofunterhaltung abgerechnet hat das Stück hübsche, fließende, wohlklingende Verse, aber ist schwächlich in der Komposition und mehr schauderhaft als ergreifend. Eine innerhalb der Familie sich abspielende Eifersuchsbegebenheit betreffend, entwickeln sich die beiden ersten Akte davon zwischen zwei hadernden Schwägerinnen, während der dabei mit-

beteiligte Gatte zur Huldigung nach Rom ist. Ganz in den Händen seiner Schwester, einer typischen Theaterfurie, ist Allerhöchstderselbe von Liebe für seine Gattin erfüllt, obwohl er alle ihre Verwandten beseitigt, aber ihre Gegenliebe verlangend und sie mit argwöhnischer Eifersucht bewachend. Im dritten Akt heimgekehrt, ist er voll Reue über seine Willkürtaten und voll guter Vorsätze zu seiner Besserung, um damit die ersehnte Gegenliebe zu gewinnen. Die hämischen Einflüsterungen der Schwester bringen ihn davon ab; er beschließt den Tod der vermeintlich Schuldigen, die ihre unverdiente Strafe erleidet als Zeichen ihrer Unschuld. Darauf wiederum Reue des Gatten, so weit gehend, daß er die eigenen Verfügungen nicht anerkennen mag. Sehr viel Theatralik, aber kaum Ansätze echtmenschlicher Charakterregungen und einer sich in ihnen abspiegelnden Handlung.

Voltaires hierauf statthabendes Verweilen in London, wo er, mit vielen wichtigen Eindrücken, ein ganz anders geartetes Theater kennen und schätzen lernte, zeitigte zunächst die Tragödie Brutus, die Anfänge der altrömischen Freiheitsbewegung darstellend. Die Fruchtbarkeit der englischen Eindrücke unverkennbar: formell in dem Versuch, den Schauplatz anfänglich zu wechseln, inhaltlich in dem ein Grundproblem des Staatslebens betreffenden Thema. Leider ohne gebührende Verwendung. Das tieftragische Thema, mit einem recht breit ausgesponnenen Liebesverhältnis zwischen Brutus' Sohn und einer Tochter des vertriebenen Königs überlastet, wird mehr zum Rahmen des Ganzen; nur gegen Ende, beim Abschied zwischen Brutus und seinem schuldigen Sohne, den er dem Tode weiht, gibt es wahrhaft ergreifende Schönheiten, die einem Corneille gehören könnten. Bald darauf hatte das Trauerspiel Eriphyle kein besseres Glück. Eine auf hellenischen Boden verlegte Vorstudie zur weit späteren „Semiramis", wie diese eine Geistererscheinung einführend und Voltaires Lebensangelegenheit, die Angriffe gegen hierarchische Herrschbegier, betreffend, fand das Stück keine Gnade bei den derlei ungewohnten Zuschauern. Erst die dem nämlichen Jahre 1732 gehörende Zaïre hatte vollen Erfolg. Die Handlung, einen der späteren Kreuzzüge voraussetzend, führt Bekenner der beiden streitenden Religionen in friedlichem, durchaus reinmenschlichem Verkehre vor, ihr Kern eine ganz europäisch und modern anmutende Liebeswerbung um eine mahomedanisch erzogene Französin seitens zweier den verschiedenen Religionen angehörender Verehrer, von denen der eine, offenbar nach dem Vorbilde von Shakespeares Othello gestaltet und wie dieser in eifersüchtiger Verblendung sich und die Geliebte hinopfernd, der andere unwissentlich deren Bruder ist. Wir haben nur die Tatsache einer unwillkürlichen und entschuldbaren Liebe zwischen Geschwistern zu bemerken und dazu noch, daß die Hamburger Dramaturgie das

Stück einer äußerst strengen, um nicht zu sagen boshaften, Kritik unterwirft.

Den Erfolg der Zaïre, deren mancherlei Schönheiten man wahrlich nicht aus der Hamburger Dramaturgie kennen lernt, mußte Voltaire mit dem Mißgeschick seiner nächsten Tragödie, Adèlaïde du Guesclin, entgelten. Er versuchte alsdann das Stück mittels Änderung des Titels und der Personennamen wieder auf die Bühne zu bringen, aber ebenso vergeblich. So sehr es befremden mag, die Tradition, welche nur antike Stoffe oder solche aus der Fremde duldete, sträubte sich gegen seinen Versuch, die einheimische Geschichte für Bühnenzwecke zu benutzen. Das Stück hat die unseligen Wirren, welche Frankreich in der späteren Hälfte des Mittelalters heimsuchten, in einer Spaltung für und gegen das siegreiche Vordringen Englands gipfelnd, zum Hintergrunde. Diese aber nicht gesehen, nur erwähnt und als Motiv für den Konflikt zwischen Brüdern dienend, die beide ein Edelfräulein lieben, — eben die Titelheldin. Mit Geschick werden die wechselnden Beziehungen zwischen den dreien vorgeführt und in Kollision gebracht. Diese bezweckt den Untergang des königlich gesinnten Bruders, bis Reue und Entsetzen den anderen Bruder zur Besinnung bringt, wonach es zu einer Versöhnung zwischen den Betörten kommt. Dieser rührende Schluß, wo die Hauptbeteiligten sich in Edelmut überbieten, spricht dem sonst an gelungenen Partien reichen Stück das unabweisbare Verdammungsurteil. Der gewarnte Voltaire kehrte wieder zur Antike zurück und dichtete sein Mort de César in unverkennbarer Anlehnung an Shakespeare und mit Weglassung aller Frauenrollen, und hatte Beifall. Doch ging die Aufgabe über die Kräfte, obwohl Voltaire sie durch Einschränkung auf drei Akte vereinfachte. Bei einigen deklamatorischen Schönheiten ist das Stück nichts als hohle Theatralik, weit entfernt von der schlichten Größe, welche allein durch geschichtliche Treue und menschlichtiefe Wahrheit zu erreichen ist. Förmlich abstoßend wirkt der Ausgangspunkt, wo Brutus für den natürlichen Sohn Caesars mit einer Tochter des uticensischen Cato ausgegeben wird. „Si l'on viole l'histoire, il faut lui faire un enfant," dieses Wort des älteren Dumas bringt Voltaire hier buchstäblich zur Geltung. Noch widerwärtiger ist die Verwendung dieser Willkürlichkeit gegen Ende des zweiten Aktes zu einer halbsentimentalen Erkennungsszene zwischen dem angeblichen Vater und seinem Seitensprößling, wobei ein hinterlassenes Billett von der seligen Catotochter mitzuwirken hat. Davon zu schweigen, daß die Verschwörung im Senatsraum statthat, wird gedachte Widerwärtigkeit noch zweimal überboten: zuerst als Kundgebung an die Mitverschworenen, worauf der Vorgang mit der Ablehnung der dargebotenen Krone erzählt wird; einer richtig gedachten

Szene zwischen Brutus und Caesar, um diesem die ehrgeizigen Absichten auszureden, die aber durch jene fatale Sohnschaft in ein ganz falsches Licht gerückt wird, folgt dann die hinter der Bühne vollzogene Ermordung, worauf die entsetzten Bürger hinzueilen, von Antonius in plumpester Weise gehetzt auch die vermeintliche Sohnschaft erfahren, womit das Stück schließt. Mit der beifällig aufgenommenen Alzire von 1736 wurde südamerikanischer Boden betreten. Das Stück ist ein Gemenge von Gräßlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, jene dadurch erträglich, weil sie erzählt werden, diese, weil vor Augen der Zuschauer stattfindend, durch eine gewisse Realität ihn überwältigen. Die Titelheldin, eine Art vorläuferischer Selica, steht zwischen zwei Verehrern, einem spanischen Wütrich im Stile des Pizarro, dessen Begehrlichkeit christlich matrimoniale Phrasen zu verhüllen haben, und einem für tot gehaltenen Stammesgenossen, der seinen Nebenbuhler erdolcht. Den Schluß bildet eine überschwängliche Versöhnung, wo der Unheilstifter in christlichem Reueübermaß die Liebenden zusammengibt, wogegen der weniger bekleidete Überlebende seinen angestammten Wahnglauben abzuschwören verspricht. Bemerkenswert ist noch, daß die Leistung vielfach als ein Zeichen christlicher Gesinnung des Autors galt und daß derselbe, kurz vor seinem Ableben 1778, einer ihm gewidmeten Huldigungsvorstellung des Stückes beiwohnte.

Mit der Zulime von 1740 stellte sich Voltaire eine Aufgabe, deren Lösung etliche Vorgänger übertrumpfen sollte. Fließende, wohlklingende Verse, teils von ergreifender Schönheit, haben eine Häufung von Unwahrscheinlichkeiten vorzuführen, darunter viele hinter die Bühne verlegt; sie werden dem Zuschauer durch die stark unterstrichene Vortrefflichkeit der Handelnden, von denen fast alle einander das Leben zu verdanken haben, annehmbar gemacht. Schauplatz ist ein Ort in einem Barbareskenstaat, dessen Gewalthaber allerhuldvollst eine Menge Christensklaven zur Freiheit und zur Rückkehr in die Heimat begnadet. Der Konflikt entsteht durch die Prinzessin Tochter, die ihr Herz an einen der Sklaven verloren und ihm folgen will. Eine der Mitgefangenen, welche bei der hohen Dame in Gunst gestanden, erweist sich als Gattin des Auserkorenen. Über diese Entdeckung verzweifelt, entleibt sich Allerhöchstdieselbe eigenhändig. Diese und die unmittelbar vorhin genannte Tragödie hat nebenher auch die Toleranz zu predigen; indirekt geschieht es darnach in dem Mahomet, für dessen Aufnahme an der Bühne Voltaire viele Schwierigkeiten findet, bis er der Arbeit dauernden Erfolg sichert. Nicht einwandfrei, aber auch nicht ohne Verdienste, ist das Stück ein kecker Angriff auf die Alleinseligmachende unter dem Vorgeben gegen die herrschende Orientreligion gerichtet zu sein. Von Goethe metrisch übertragen, ist

die Dichtung deutschen Lesern jederzeit zugänglich und beachtenswert wegen der darin entwickelten Energie für das Aufklärungswerk und wegen der bedeutenden Gewalt, womit der Dichter, trotz der das Künstlerische beeinträchtigenden Absichtlichkeit, seinen Gestalten eine gewisse Lebendigkeit erteilt. Zu erwähnen wäre nur noch, daß dem Stoff ein Liebesverhältnis angehört, dessen Beteiligte sich als Geschwister erweisen. Es folgen zwei Tragödien, deren die Hamburger Dramaturgie erwähnt, ohne einen rechten Begriff von ihnen zu geben, nur auf Einzelheiten eingehend, aber sie nörgelhaft bemängelt: die häufig behandelte Merope, ein antikes Hamlet-Thema — mit einer ehrenhaften und würdigen Mutter, deren tatkräftiger Sohn die ihm auferlegte Rachepflicht an dem schuldigen Oheim vollzieht —, das unter Voltaires Händen, bei etlichen Dunkelheiten und gezwungenen Situationen sowie einem nur berichteten Hauptvorgang, zu einem phrasenhaft aufgebauschten Rokoko wird; daneben die vielbewunderte Semiramis, deren manche recht gelungene Szenen den andauernden Erfolg erklären, obwohl sie in der Hauptsache mehr theatralisch als wirklich erhebend, weil auch im weiteren Verlauf dem Verletzenden und Gesuchten in der alten Sage selbst durchaus entsprechend.

In den zwei Tragödien von 1750 und 1752 kehrte Voltaire zur Antike zurück. Es ist ein eigen Ding um die antiken Tragödienstoffe. Durch heimatliche Dichtung zu eminenter Kunsthöhe emporgehoben, erhalten sie wie einen Zauberschleier, der das anstößige und unser Gefühl verletzende mildert; dieser Mißstand tritt in Dichtungen fremder Völker, die uns zeitlich und ethnisch weit näher stehen, besonders scharf hervor. Das eben ist der Fall mit Voltaires Oreste, dessen Titelheld kaum ansprechender ist, als die tugendgeschwätzige Frau Mutter, die es mit dem zweiten Ehebette etwas zu eilig hatte. Nur die Wandlung, die solche Gestalten bei Goethe erfahren, bringt sie uns näher. Derlei darf man auch nicht bei Voltaires Rome sauvée erwarten. Das Stück erörtert die catilinarische Verschwörung durch den Mund erlauchter Namen, deren pomphaftes Pathos es bei keiner zu einem wirklichen Charakter bringt; beide Stücke in der Ausführung redselig und von nur theatralischer Lebendigkeit, anderer Schwächen nicht zu gedenken. Eine Enttäuschung bereitet auch L'orphelin de la Chine, die Rettung des letzten Sprößlings der von einem vorzeitlichen Napoleon hingeschlachteten Regentendynastie des himmlischen Reiches betreffend; auch hier wortreiches Tugendgeschwätz mit allerhand Theaterwillkürlichkeiten. Um so freudiger wird man den Tancrède von 1760 aus der Hand legen, das verdienstvolle Stück ist in Goethes trefflicher Übertragung geradezu entzückend.

Bei 68 Jahren dichtete Voltaire binnen kaum einer Woche die Olympe, aber erst nach vier Jahren emsigen Feilens kam es zur

Aufführung. Zwei von Alexanders in seine Staaten sich teilenden Feldherren bewerben sich um die Liebe eines Mädchens, welches unwissentlich Tochter des ermordeten Eroberers ist, auch weiß sie nichts um seine totgeglaubte Witwe. Theatralische Erkennungs- und Deklamationsszenen zwischen Mutter und Tochter, mit deren beider selbstgewollten Tode das Stück schließt. Der Gesamteindruck ein ebenso unerfreulicher wie bei der nächstfolgenden Tragödie Le triumvirat von 1764. Gemeint ist das zweite, von den betreffenden Gewalthabern der dritte ausgeschaltet, das Ganze mehr eine aufgeregte Privatunterhaltung als das Bild gewaltig bewegter politischer Zustände. Dreien Charakteren sind Züge der Wahrheit und Lebendigkeit nicht abzusprechen; wirklich ergreifend wirkt das Stück nicht, das in eine posenhafte Szene allgemeiner tugendschwelgender Versöhnung ausmündet, und zwar mit Hinzuziehung starker Unwahrscheinlichkeiten. Dieser vierten Tragödie aus Roms Geschichte folgte 1767 — der Dichter war also 73 Jahre — Les Scythes, wohl eines der schwächsten Erzeugnisse seiner Feder. Natürlich darin ist nur die Freundschaft zweier älterer Männer, eines braven Skythen zu einem in dessen entfernte Heimat eingewanderten Perser, den schnöder Undank vom landesväterlichen Fürstenhofe aus Iran vertrieben. Beider Kinder sollen ein Paar werden, der jugendliche Skythe führt das Perserfräulein zum Altar; bei der Trauung kommt ein ehemaliger Verehrer prinzlichen Ranges hinzu, macht ältere Rechte geltend und beansprucht augenblickliche Lösung der eben geschlossenen Ehe, wogegen die Dame, die dann erst ihr Herz entdeckt, sich nach Persien sehnend, nicht abgeneigt scheint. Dies führt zu einer Menge Konflikte, alles phrasenhaft aufgebauschte Kulisseneffekte, darin gipfelnd, daß die drei in Liebe für einander geratenen Personagen in ein besseres Jenseits befördert werden. Ein wohlwollendes Geschick vergönnte Voltaire noch, 76 alt, mit dem Tendenzstück Les Guèbres einen gewichtigen Trumpf für die Bühne auszuspielen. Wiederum in orientalischer Gewandung gegen die kirchliche Übermacht gerichtet, deren Träger ebenfalls ganz offenbar als Oberbonze erscheint und stark an einen bekannten, für Judenverbrennung eifernden Patriarchen erinnert, schließt auch dieses Stück mit einer rührenden Versöhnung. Ihr zugrunde liegt Befürwortung wahrer Gottesfurcht und Menschenliebe, in die eheliche Verbindung eines für Geschwister gehaltenen Liebespaares ausmündend. Die beiden wurden durch einen sie als eigene Kinder aufnehmenden Tugendbold, offenbar Vorgänger eines gewissen semitischen Biedermannes vom Handelsstande, in Ehren erzogen. Zu seinem Zweck geschickt ausgedacht, erkältet das Ganze durch verschwenderische Theatralik und die gar zu sehr beschönigte Blutfreudigkeit des jugendlichen Liebhabers, den Fanatismus zu allerhand Gewalttaten verleitet hatte.

Der Schlußband enthält nicht weniger als sechs Tragödien, drei davon im Nachlaß vorgefunden und niemals aufgeführt, demnach füglich zu übergehen, die übrigen unverkennbare Altersprodukte zwischen 1774 und 1778. Der mehrfach schon behandelten Sophonisbe reiht Voltaire eine abermalige Darstellung der vielumworbenen Karthagerin an; mehr Entwurf als wirkliche Ausführung bringt das Stück statt sorgfältig gearbeiteter Charaktere nichts als schwülstige Deklamation. Ganz zuletzt vom Dichter selbst noch zur Aufführung befördert, ward seine Irène der byzantinischen Geschichte entlehnt. Die beständigen Thron- und Parteistreitigkeiten am damaligen Weltmittelpunkt, unter den Hauptbeteiligten hier nur gesprächsweise erörtert, treten gänzlich hinter ein Liebesverhältnis zurück, das zwischen der Titelheldin und einem Thronprätendenten besteht; da dieser den Gatten besiegt, wird sie zum Verzicht auf den Geliebten gezwungen und stirbt von eigener Hand. Erst nach Voltaires Tode, bei der Erinnerungsfeier daran aufgeführt, sahen seine Verehrer den Agathocle, der es nur zu vier Abenden brachte. Wiederum steht eine kriegsgefangene Schöne höherer Abkunft in der Mitte, die Liebe zweier ungleicher Brüder erweckend, die ihren Wettbewerb in einem erbitterten Kampfe schließen. Der erztugendhafte Jüngere tötet seinen boshaften Widerpart, der lebend des Vaters Herzblatt gewesen. Ergrimmt über den schmerzlichen Verlust, gedenkt dieser den Sieger und dessen Geliebte durch den Tod zu strafen. Einem sentimentalen Wiedersehen der Liebenden folgt eine Großmutszene: der Vater verzeiht, worauf der mit der väterlichen Krone Belohnte dieselbe zugunsten einer allgemeinen Bürgerfreiheit ablehnt.

Immerhin eine fruchtbare und von bedeutender Begabung zeugende Bühnentätigkeit, neben der Tragödie bekanntlich auch das Lustspiel[1]) umfassend, obwohl ungleich im Werte. Nicht mehr zu Anfang der vollbewußt gepflegten Bühnenkunst stehend, sind seine Leistungen, bei großer Willkür im Auffassen des Historischen und der vollen Wirklichkeit, vielfach noch mit Herkömmlichkeiten und Unbeholfenheiten belastet. Gleichwohl verdienen sie eine rücksichtsvolle Beachtung, weil der Autor fast bei jedem Stück gewissenhafte Rechenschaft über die ergriffene Aufgabe ablegt. Er sieht und kennt die Mängel der französischen Bühne, er weiß um ihren Zusammenhang mit dem herrschenden Geschmack, der letzterhand über den Erfolg entscheidet. Nach Besserem ringend, muß er mächtige Gepflogenheiten dulden, die er als solche erkannt, ohne einen entscheidenden Bruch und einen Gewinn dessen, was wirklich erfordert wäre, zu erlangen.

---

[1]) Vgl. Nation 28. September 1901, Nr. 52.

So sagt Voltaire ganz richtig: pour réussir dans un art, il faut le cultiver toute sa vie. Daran hat er es fehlen lassen. Von der Leichtigkeit verführt, über die seine rege Phantasie beim Gebrauch der metrischen Form verfügte, hat er, auch sonst vielerseits arbeitend, sich auf diesem Gebiete mit der Unterhaltung der Zuschauer begnügt. Das allein lag ihm am Herzen: die Kunst war ihm nicht Zweck, nur Mittel erzieherisch und sittenveredelnd zu wirken. Dies Streben gehört dem ganzen Aufklärungszeitalter an, daher bringt er, wo es nur irgend angeht, wichtige Lebensprobleme zur Sprache. Daher lesen wir bei ihm: ich bin überzeugt, die Religion wirke besser von der Bühne her mittels schöner Verse, als in der Kirche mit ihrem Küchenlatein. Die Worte gemahnen an einen uns sehr geläufigen Ausspruch von Einem, der sicherlich ganz spontan die nämliche Gesinnung bekundete, als er erklärte: in Ermangelung einer amtlich verfügbaren Kanzel zu deren Zwecken die Bühne zu benutzen. Er schuf, bei aller Bewunderung für das Theater der Engländer, ein dramatisches Gedicht, an dem die tiefe Einwirkung Voltaires unverkennbar hervortritt. Es ist, wir können es nicht verhehlen, ein Tendenzstück wie Voltaires Bühnenschöpfungen. Die Anregungen aus diesen, die den Rahmen für die als Kern verwendete Dekameronnovelle bilden, haben wir gebührend hervorgehoben und dürften damit den Wunsch nahegelegt haben, daß Lessings Verhalten zu Voltaire weniger befangen und etwas wohlwollender gewesen sein möchte.

Paulus Gerhardt als Lyriker.

Von Paul Pachaly in Perleberg.

Wie es das Ziel des epischen Dichters ist, daß er gelesen, das des dramatischen, daß er gespielt werde, so ist es das Ziel des lyrischen Dichters, daß er gesungen werde. Dies Ziel hat Paul Gerhardt, Paulus Gerhardt, wie er sich selber nannte, bereits zu seinen Lebzeiten erreicht. Schon zu seinen Lebzeiten haben zwei kundige Komponisten, nämlich Johann Crüger und Johann Ebeling, beide Kantoren an der Nikolai-Kirche zu Berlin, seine Schöpfungen in Musik gesetzt. Was das für eine Genugtuung für den im Leben nicht eben auf Rosen gebetteten Verfasser gewesen sein mag, kann man ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dem preußischen Dramatiker Heinrich von Kleist in seinem Leben nie das Glück zuteil wurde, auch nur eins seiner Stücke auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gespielt zu sehen, und daß ihm das das Herz brach.

Größere Auszeichnungen erfuhr Paulus Gerhardt nach seinem Tode. 1707, an seinem einhundertsten Geburtstage, erschien eine Neuausgabe seiner gesammelten Werke von dem anhaltinischen Hofprediger Feustking unter Zugrundelegung von Gerhardts eigenhändig revidiertem Handexemplar, das Gerhardts einziger hinterlassener Sohn Paul Friedrich Gerhardt dem Herausgeber zur Verfügung gestellt hatte. Sein zweihundertster Geburtstag im Jahre 1807 wurde nicht gefeiert. Zur Erklärung dessen genügt die Erinnerung an die Verfassung des Deutschen Reiches vor hundert Jahren, an die Schicksalsschläge von 1806 und 1807. Der Lauf des 19. Jahrhunderts hat das zu Beginn Versäumte reichlich nachgeholt. Gerhardts Werke erlebten neue [1]) Ausgaben, und er selbst wurde poetisch verherrlicht. Schon früh hatte sich das deutsche Volksgemüt des Mannes bemächtigt, dessen Harfe so von Herzen kommende und zu Herzen dringende Töne angeschlagen hatte, und über den Ursprung des Liedes „Befiehl du deine Wege" die bekannte sinnige Sage ersonnen. Diese Sage hat der dänische Justizrat Schmidt [2]) von Lübeck in der Ballade „Paul Gerhardt" bearbeitet. Ein ansprechendes Denkmal hat ihm aus Anlaß der zweihundertjährigen Wiederkehr seines Todestages im Jahre 1876 die Fürstin Eleonore von Reuß in einem tiefempfundenen Epigramm [3]) gesetzt. Dasselbe Jahr brachte unter anderm „Paulus Gerhardt, ein Erinnerungsblatt" von Bachmann (1876 Berlin).

In welcher Weise und in welchem Umfange in unseren Tagen sein dreihundertster Geburtstag gefeiert worden ist, ist noch in unser aller Erinnerung lebendig. Kirchen, Schulen [4]) und Vereine sind heuer in edlen Wetteifer um seine Vergegenwärtigung getreten. Der Büchermarkt hat eine Fülle von Veröffentlichungen über den Dichter

---

[1]) Franz Tiedemann, Eine Auswahl aus Paulus Gerhardts Liedern nebst einigen Nachrichten aus seinem Leben. 1817 Bremen. — Olshausen und Lancizolle, Paulus Gerhardts geistliche Lieder. 1821 Wittenberg. — Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. 1841 Berlin. — Otto Schulz, Paulus Gerhardts geistliche Andachten. 1842 Berlin. — Ph. Wackernagel, Paulus Gerhardts geistliche Lieder. 1843 Stuttgart (nicht ein durchweg getreuer Abdruck der Ebelingschen Ausgabe, obschon es heißt „getreu nach der bei Gerhardts Lebzeiten erschienenen Ausgabe wiederabgedruckt"). — Bachmann, Paulus Gerhardts geistliche Lieder. Historisch-kritische Ausgabe. 1866 Berlin. — Karl Gerok, Paulus Gerhardts geistliche Lieder. 1878 Leipzig. — Karl Goedeke, Gedichte von Paulus Gerhardt (Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. 12. Band). 1877 Leipzig.

[2]) Abgedruckt in Echtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte. 27. Auflage. 1883 Halle a. S.

[3]) Ein Kranz auf das Grab von Paulus Gerhardt. Zum 27. Juni 1876. In „Gedichte". Zweite Sammlung. 1880 Wilh. Hertz, Berlin.

[4]) So veranstaltete die städtische höhere Mädchenschule zu Perleberg am 12. März 1907 abends 8 Uhr eine öffentliche Paulus Gerhardt-Feier.

gebracht. Gedenkblätter und Lebensabrisse wurden angeboten. Seine Werke fanden neue Herausgeber und erschienen zum Teil illustriert. Ältere, gute Ausgaben seiner Gedichte wurden frisch aufgelegt. In Romanen und Bühnenstücken ward Gerhardt zum Helden erwählt. In Lübben, seiner Todesstadt, wurde ihm ein Denkmal errichtet, dessen Enthüllung im Juni 1907 stattfand. Die theologische Fakultät der Universität Berlin stellte im August 1907 die Preisaufgabe, Gerhardts Theologie und Art der Frömmigkeit ist aus seinen Gedichten festzustellen.

Man fragt sich, ob diese Begeisterung berechtigt ist, und worauf sich das weitverbreitete Interesse an dem Jubilar gründet. Die Antwort soll den Lesern dieser Zeitschrift die folgende Vergegenwärtigung und Würdigung Gerhardts als Lyrikers geben.

I.

Man pflegt wohl eine Charakteristik Luthers als Dichters zu beginnen, indem man sagt: Luther dichtete seine 37 Lieder teils im Anschluß an die Bibel, teils nach älteren lateinischen oder deutschen Vorlagen, teils frei. Dieselbe Orientierung nach den **Quellen** läßt sich in bezug auf Gerhardt und seine 131 Lieder geben.

Nahezu die Hälfte aller Lieder haben ihren Ursprung in der heiligen Schrift. Entweder bringt ein bündiger Kernsatz oder ein längerer Abschnitt der Bibel sein Dichterherz in Wallung. Aus dem Neuen Testament sind es der Römer- und Hebräerbrief, die Offenbarung und die Evangelien, in den Evangelien wiederum die Leidenswoche, die Kreuzesworte und die Auferstehungsgeschichte des Herrn. Weit häufiger liefert ihm das Alte Testament den Stoff, nämlich das 1. und 5. Buch Mose, die älteren Propheten Jesaja, Jeremia, Hosea, Micha, das Buch Hiob, der Psalter, die Sprüche Salomos und das apokryphische Buch Jesus Sirach. Daß die Psalmen, jene ehrwürdigen, mehr als zwei Jahrtausende alten Gesänge Israels, ihn vornehmlich anzogen, kann uns nicht wunder nehmen, wenn wir daran denken, wie hoch vor ihm Luther und nach ihm Herder die Psalmen gewertet haben. Gerhardt hat nicht weniger als 27 Psalmen verdeutscht, einen darunter, den dreizehnten, sogar zweimal.

Unter den lateinischen Vorlagen nimmt den ersten Rang die Passionssalve des Mönchs und Mystikers Bernhardt von Clairvaux aus dem 12. Jahrhundert ein. Diese besteht aus sieben an die Gliedmaßen des duldenden Erlösers gerichteten Liedern (an Füße, Knie, Hände, Seite, Brust, Herz und Gesicht), die Gerhardt sämtlich übertragen hat. Die letzte Salve ist die bekannteste und schönste, sie fängt an: Salve caput cruentatum, zu deutsch: „O Ha up!

Blut und Wunden" und schließt mit den beiden wunderschönen, innigen Strophen: „Wann ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir" und „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod". Von den beiden anderen lateinischen Gedichten ist das eine[1]) ein Weihnachtslied, das die Überschrift: Christ-Wiegenliedlein trägt, und das andere[2]) ein Bußlied mit dem Anfang Sum canis indignus, fateor, zu deutsch: Herr, ich will gar gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund.

Die deutschen Quellen, die Gerhardt zum Dichten veranlassen, sind einerseits die lutherischen Bekenntnisschriften, speziell die Dogmen von Taufe, Buße, Abendmahl, anderseits die Schrift seines älteren, mystisch gearteten Zeitgenossen Johann Arnd[3]) mit dem Titel: Paradiesgärtlein voller christlicher Tugenden; aus diesem Buche hat er sechs Gebete bearbeitet.

Alle die beschriebenen Stoffquellen haben das miteinander gemein, daß sie literarische Erzeugnisse darstellen. Die größere Hälfte der 131 Gerhardtschen Gedichte geht auf diese schriftlichen Anregungen zurück.

Die andere Hälfte rührt her aus unmittelbaren Empfindungen. Da greift er hinein ins volle Menschenleben. Die verschiedensten Erlebnisse bewegen ihn. Bald sind es Ereignisse in der äußeren Natur: die Erscheinung eines Kometen[4]), Feld und Wald im Sonnenglanz oder drohende Mißernte infolge andauernden Regens. Oder es sind die Dinge des öffentlichen Lebens, sei es des staatlichen, sei es des kirchlichen: der dreißigjährige Krieg mit seinen Verheerungen, die Beendigung des Krieges durch den westfälischen Frieden oder das Erscheinen der Lieder seines Berliner Freundes Michael Schirmer[5]), des Schöpfers von dem bekannten Pfingstliede: O heil'ger Geist, kehr bei uns ein; oder aber der ganze Kreislauf des Kirchenjahres, Advent, Weihnachten, Neujahr, Passionszeit, Ostern, Pfingsten, Trinitatiszeit. Weiter bewegen ihn die Dinge des Familien- und Privatlebens, eine Hochzeit oder ein Begräbnis, der Ehestand oder eine echte, rechte Hausfrau[6]) oder eine Reise. Am häufigsten

---

1) Qui adstatis, adspiratis des Johann Stadelmayer; um 1640 Kapellmeister zu Innsbruck.

2) Von Nathan Chytraeus; 1530—1600, einflußreicher lutherischer Theologe, Professor in Wittenberg und Rostock.

3) Gestorben 1621 als Generalsuperintendent in Celle.

4) Vermutlich der am 18. Dezember 1652 entdeckte Komet.

5) Biblische Lieder und Lehrsprüche. 1850. Chr. Runge, Berlin. — Schirmer, geb. 1606 zu Leipzig, gest. 1673 als Konrektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin (das Fürst Bismarck 150 Jahre später besucht hat), verfaßte auf den Tod von Gerhardts Sohn Andreas Christian, gest. 19. September 1665, ein Trauergedicht.

6) Vermutlich seine eigene Gattin.

bewegen ihn jedoch innere Erlebnisse, Kreuz und Anfechtung oder das beseligende Bewußtsein seiner unlöslichen Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott.

Indessen die beschriebene Querteilung dichterischer Anregungen in schriftliche und persönliche ist nicht so zu verstehen, daß er rein sachlich den ersteren gegenübersteht und lediglich den vorhandenen Stoff in die poetische Form kleidet. Gerhardt dichtet nicht wie z. B. der Anakreontiker Gleim, der in seinen Weinliedern ungeheuerlich zecht, in der Wirklichkeit dagegen nur an hohen Festtagen aus einem Glase nippte. Gerhardt dichtet auch nicht wie Schiller, der eine Idee hat, einen moralischen oder ästhetischen Gedanken, der dazu dann einen passenden Stoff der Veranschaulichung sucht und die Idee in diesem Stoffe meisterhaft durchführt. Gerhardt dichtet ganz wie Goethe, der etwas in seinem Inneren erlebt. Ihn macht wie Goethen „ein volles, ein ganz von einer Empfindung volles Herz“ [1]) zum Dichter. In dem Sinne sind seine Werke wie die Goethes Gelegenheitsgedichte, auch in der weiteren Hinsicht diesen vergleichbar, daß Gerhardt das individuell Persönliche, das rein Subjektive, das der augenblicklichen, vorübergehenden Situation Anhaftende milderte, verallgemeinerte oder „ausschwang“, wie Goethe selbst das nennt.

II.

Nachdem wir uns so in großen Zügen ein Bild von dem Woher der Gerhardtschen Poesie verschafft haben, wenden wir uns nun zum **Inhalt** seiner Lyrik, zu dem Was seiner Empfindungen und Ideen. Lyrische Dichter pflegen zu handeln von der Kunst, vom Wein, von Liebe und Freundschaft, von Fürst und Vaterland, von der uns umgebenden Natur, von der Religion. Wohl keiner wird sich finden, der über alle diese Gegenwartsdinge in gleichmäßig erschöpfender und vollendeter Weise zu sagen weiß. Es darf uns darum nicht verwundern, wenn diese Stoffe bei Gerhardt nicht alle zum schönen Ausdruck gelangen. Nach manchem sucht man vergebens.

Was man Kunstanschauung nennt, was uns Modernen, uns Kindern des 20. Jahrhunderts als Schönheitsbegriff, Kunstgenuß, Aufgabe der Kunst, als Macht des Gesanges vorschwebt, was Goethe, Schiller, Uhland, Rückert und andere bieten, wird bei Gerhardt niemand erwarten, der eine Vorstellung von deutscher Literaturgeschichte im allgemeinen und von den Zuständen des 17. Jahrhunderts im speziellen besitzt.

Anders steht es mit Weinfröhlichkeit, Freundschaft und Liebe. Die Lieder darüber sind so alt wie das Menschengeschlecht, und wenn

[1]) Franz zu Weislingen in Götz von Berlichingen I, 5 gegen Schluß.

man alle Lieder zählen wollte in der gesamten Weltliteratur, so würden vermutlich über diese Objekte die meisten gefunden werden. Der ausgesprochen idealistisch geartete und in mehr als einer Richtung Gerhardt verwandte Lyriker Klopstock versagt solchen natürlich menschlichen Lüsten nicht seinen Zoll. Allein im „Zürcher See" preist er das alles. Gerhardt besingt diese sinnlichen Freuden nicht oder selten oder in seiner Art.

Trinklieder hat er nicht geschaffen.

Der Freundschaft redet er das Wort, aber — er hat die Unbeständigkeit seiner Freunde in schweren Stunden bitter erfahren. Aus dem Grunde seufzt er:

Es war in allen Landen,
So weit die Wolken gehn,
Kein einger Freund vorhanden,
Der bei mir wollte stehn.

Er verkennt den unschätzbar hohen Wert treuer Freundschaft nicht:

Gute Freunde sind wie Stäbe,
Da der Menschen Gang sich hält,
Daß der schwache Fuß sich hebe,
Wenn der Leib zu Boden fällt.

Er sehnt sich innig nach einem Freunde, wie ihn David an Jonathan besaß, und bittet Gott um die Kraft, seinerseits dem anderen Hingebung und in der Not Zuverlässigkeit zu bezeugen. Angesichts der rauhen Wirklichkeit aber weiß er nur einen, der es ehrlich mit ihm meint, und den er anredet:

Jesu, allerliebster Bruder,
Der's am besten mit mir meint,
Du mein Anker, Mast und Ruder
Und mein treuster Herzensfreund.

Schon hier klingt der Ton heraus, der gleichsam den Grundton der Gerhardtschen Schöpfungen bildet.

In vollen, schönen Accorden verherrlicht unser Dichter auch die Liebe zwischen Mann und Frau, die eheliche Liebe. Er sagt, es ist merkwürdig, wie Jungfrau und Jüngling, jeder in der Eltern Hut, aufwachsen, oft dicht nebeneinander, oft weit voneinander getrennt, und wie sie füreinander aufwachsen, ohne daß der eine davon eine Ahnung hat, daß der andere für ihn bestimmt ist, bis die Stunde kommt, die Stunde schlägt, die aus den Zweien eins macht. So hat Jakob seine Rahel, Mose seine Zipora gefunden. Er führt weiter aus, Gott pflanzt am Tage der Hochzeit die Ehegatten in seinen Reichsgarten und ist auf Gedeihen seiner Bäume so eifrig und fürsorglich bedacht wie ein irdischer Gärtner auf die Pflege der

von ihm selbst gepflanzten Bäume. Die Seele des Hauses ist die Frau, ihr Perlenschmuck ist Fleiß und Gottesfurcht. Wenn die Frau am rechten Platze ist, dann steht es wohl in der Familie und wohl in der Gemeinde:

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
Bestellt sein Amt, wie sich's geziemt.

Er wendet auf solche unlösliche Lebensgemeinschaft mit Vorliebe den Begriff Orden an. Denn

Wenn Mann und Weib sich wohl begehn,[1])
Und unverrückt beisammen stehn
Im Bande reiner Treue,

dann vermögen Unglücksfälle sie bloß zu festigen, Stürme sie nicht zu entwurzeln. Es ist, wie wenn Simon Dach, Gerhardts gleichaltriger Zeitgenosse, seine Neuvermählten ausrufen läßt:

Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!

Liebe und Freundschaft feiert also unser Dichter, wenn auch verhältnismäßig selten.

Und dieselbe Beobachtung machen wir betreffs Fürst und Vaterland. Viel Rühmens vermag er von der Verfassung in deutschen Landen nicht zu machen. Wir begreifen das, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß der Krieg der 30 Jahre die Hälfte seines Lebens ausfüllte und seine Stimmung wesentlich beeinflussen mußte. Tiefe Seufzer ringen sich aus seiner feinfühligen Brust los. Der schreckliche Krieg will kein Ende nehmen. Er dauert schon so lange, daß erwachsene Menschen von 20 und 25 Jahren keinen anderen Zustand als den der Unsicherheit und Zerstörung aus Erfahrung kennen. Häuser, Schlösser, Kirchen sind zertrümmert, die Eigentümer von Haus und Hof verjagt, Städte liegen im Schutt, das Ackerland ist zum Heideland geworden, niemand bestellt's. Die Gräber nehmen überhand. — Es geht ihm auch sehr nahe, wenn andauernde nasse Witterung der reifenden Feldfrucht Vernichtung droht, oder wenn ein Unglück verheißender Komet[2]) am deutschen Himmel aufgeht. Er weiß bei dergleichen Anlässen kein besseres, wirksameres Mittel, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, als das Gebet zu Gott, dem Herrn von Himmel und Erde. Ihn fleht er um Gnade und Schutz an. Das Seufzen schlägt aber in Jauchzen um, als der Regen dem Sonnenschein den Platz räumt, oder als der Krieg sein

[1]) das ist begegnen, vertragen.
[2]) Man denke bezüglich der Astronomie an Gerhardts Zeitgenossen, den Herzog von Friedland in Schillers Wallenstein.

Ende im Jahre 1648 erreicht. Erleichtert begrüßt er den Witterungswechsel:

Nun ist der Regen hin,
Wohlauf mein Herz und Sinn!
Sing nach betrübtem Leiden
Gott, deinem Herrn, mit Freuden!

Ebenso erleichtert begrüßt er den Westfälischen Frieden:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord!

Aus dem zuletzt Gesagten geht bereits hervor, daß Gerhardt für Sonnenschein und Regen ein offenes Auge hatte. Andere Äußerungen beweisen, er lebte mit der großen, schönen Natur, und wenn seine dort empfangenen Wahrnehmungen auch selten und verstreut aus seinen Werken widerhallen, so hat er doch durch eine prächtige Schilderung des hellen Julitages seine feine Beobachtungsgabe bewiesen. Er geht hinaus und mustert Garten und Feld, Wiese und Wald im Sommerschmuck. Er weidet sein Auge an der Schönheit von Tulpe und Narzisse, an dem grünen Rasenteppich und an der üppigen Laubfülle der Bäume. Er beobachtet, wie die Biene hin und her fliegt und sucht. Er folgt mit seinen Blicken dem Fluge der Lerche, der Taube, der Nachtigall. Er freut sich an der Henne, die ihre Küken führt, an dem Storch, der sein Nest baut, an der Schwalbe, die ihre Jungen speist, an Hirsch und Reh, die sich im Grase tummeln. Er hört die Bäche rauschen, die Schafe blöken und die Hirten singen und ruft:

Ich selber kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Tun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn alles singt.

Er richtet am Morgen seine Aufmerksamkeit auf das Sonnenlicht:

Die güldne Sonne,
Voll Freud und Wonne,
Bringt unsern Grenzen
Mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes,
Liebliches Licht.

Er blickt am Abend zum Sternenhimmel auf:

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssaal.

und empfindet wohltuend:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt.

Das nämliche, von Friedrich dem Großen astronomisch beanstandete, von dem jungen Schiller besonders bevorzugte Lied zeigt zugleich, daß Gerhardt nicht bloß die natürliche Verwandtschaft von Schlaf und Tod fühlt, sondern auch in alltäglichen Vorgängen eine Beziehung auf das Ende zu erblicken sich gewöhnt hat. Wie die Sonne den Tag erleuchtet, so erhellt Jesus sein Herz Tag und Nacht. Wo die Sterne stehen, da wird er auch einst sein. Er legt Kleid und Schuhe ab, so wird er einst seinen Leib ausziehen. Der äußere Mensch, Haupt, Füße und Hände, ist froh, daß er der Tagesarbeit ledig ist, so freut sich sein innerer Mensch auf die zukünftige Freiheit von Elend und Sünde. Die Glieder begehren der Bettruhe, so wird einst der ganze Leib in die Erde zur ewigen Ruhe gebettet werden.

Es erhellt aus dem Gesagten das Doppelte: Gerhardt besitzt ein lebendiges Naturgefühl, und das Naturgefühl ist untrennbar verbunden mit seinem Gottesgefühl. In allem, was er sieht und hört und riecht und schmeckt und fühlt, offenbart sich ihm sein Gott, in dem er lebt und webt und ist. Und damit kommen wir auf den Hauptinhalt seiner Muse, auf seine Welt- und Lebensanschauung.

Das Beste, was er besitzt, seine Lieder, bringt er Gott zum Opfer dar, und wir hören seine Leier erklingen in Lob und Bitte dem heiligenden Geist, dem Erlöser Christus und dem Vater im Himmel. Am häufigsten wendet er sich an den Vater, unermüdlich seine Eigenschaften rühmend, vor allen seine unendliche Größe, seine unendliche Gnade gegen den reuigen Sünder und seine unendliche Macht, gegen die jede irdische Macht Ohnmacht ist, und die sich zumal im Erhalten und Schützen der Reichsgenossen aufs herrlichste bewährt. Das kommt z. B. zum Ausdruck in der bekannten Strophe:

Weg hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dirs nicht;
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht,
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein Arbeit darf nicht ruhn,
Wann du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst tun.

Jeder Mensch kann diesen Gott erkennen und soll ihn erleben, die heilige Schrift befähigt ihn dazu. Sie ist eine reiche Fundgrube für alle Lagen und Bedürfnisse des Lebens. Sie ist das Paradies

der Seele. Unter allen Büchern, die es gegeben hat und gibt, das allergehalt- und wertvollste. Er steht hoch über seiner Zeit, über der sogenannten Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, indem er mindestens so nachdrücklich wie die reine Lehre der Schrift den Wandel nach der Schrift betont. Wiederum steht er ganz in seiner Zeit und erweist sich als Kind seiner Zeit, indem er die Schrift völlig kritiklos annimmt. Er macht absolut keinen Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, sondern überträgt die Psalmen oder Hiob wörtlich, buchstäblich. Entsprechend den Worten Hiobs: ich werde mit dieser meiner Haut umgeben werden und in meinem Fleisch Gott sehen schildert er die Auferstehung sinnlich: wir erhalten unser früheres Fleisch dermaleinst wieder. Es ist natürlich nicht anders zu erwarten, wenn Gerhardts Nacheiferin, die Gemahlin des Großen Kurfürsten Luise Henriette von Oranien, in: „Jesus, meine Zuversicht" dieselbe Auffassung vorträgt. Daß unsere Zeit eine tiefere Erkenntnis hat, erhellt aufs handgreiflichste daraus, daß in unseren Gemeindegesangbüchern der ursprüngliche Text des letztgenannten Osterchorals geändert oder gekürzt ist. Wir wissen heute, daß das Alte Testament eine tiefere Stufe der religiösen Erkenntnis darstellt, daß unter anderm sein Horizont irdisch verbaut ist. Gerhardt hingegen behauptet in vollendeter Übereinstimmung mit den Psalmendichtern: nach dem Tode hat der Mensch kein Bewußtsein mehr; irdisches Glück ist ein Kennzeichen des Frommen. Selbst den Rachegedanken des 91. Psalms, die Schadenfreude oder den Feindeshaß, nimmt er auf:

Hingegen wirst du Lust und Freud
An deinen Feinden sehen,
Wenn ihnen alles Herzeleid
Vom Höchsten wird geschehen.

Das Unchristliche daran mag ihm zum Bewußtsein gekommen sein. Jedenfalls ist er in dem Punkte nicht konsequent. Den Rachegedanken des 139. Psalms hat er in seiner Nachdichtung ausgemerzt. Sonst ist Gerhardt übrigens in seinen Gedichten weder gehässig, noch dogmatisch polemisch wie die Theologen des 17. Jahrhunderts, und von seiner feindlichen Stellung zu den Anhängern des helvetischen Bekenntnisses findet sich in seinen Werken keine Spur. David hält er für den Psalmisten schlechthin. Selbst solche Psalmen schreibt er David zu, die in der Bibel keine oder ausdrücklich eine andere Überschrift tragen, z. B. Psalm 90. Diese Ausstellung kann und soll dem eigentümlichen Werte seiner Gedichte keinen Abbruch tun. Sie ist in einer Orientierung über den Inhalt der Gerhardtschen Lyrik eine Pflicht der Wahrhaftigkeit. Sachliche Unrichtigkeiten lassen sich Schiller mehr als eine nachweisen.

Neben Gott und Bibel nimmt in Gerhardts Gedichten die Welt einen breiten Raum ein, das ist die Gott abgekehrte oder gegen Gott sich gleichgiltig verhaltende Menschenwelt. Diese Welt wird beeinflußt und beherrscht von dem Fürsten der Nacht Satan. Der vergiftet sowohl den Leib wie die Seele, und sein stets wirkendes Gift ist die Sünde. Adam hat mit seiner Sünde die ganze Menschheit angesteckt. Die Sünde gestaltet das Erdendasein zum Jammertal. Wie wir heutzutage etwa zu sagen pflegen: alles ist unvollkommen, so sagt Gerhardt: alles ist schlecht. Die Christen gebärden sich noch 1600 Jahre nach Christi Geburt wie die Heiden. Zank und Streit, Haß und Neid, Angst und Bedrückung, so steht's in der Welt, wenn man die verschiedenen Stände ansieht, und nicht anders steht es, wenn man den Einzelnen betrachtet, selbst den, den man gemeinhin glücklich nennt. Der Glückliche leidet unter dem Neide seiner Mitmenschen. Der Hochstehende hat an der Bürde seiner Würde schwer zu tragen. Der Reiche schwebt beständig in der Gefahr, sein Vermögen zu verlieren. Der Fromme wird angefeindet, verspottet und als beschränkt verschrien. Ja, es ist, als ob man Goethe im Faust hört, wenn Gerhardt klagt, selbst Wissen und Studium gewähre nicht die erträumte innere Befriedigung. Er bekennt:

Das Wissen, das ein Mensche führt,
Wird leichtlich in ihm selbst verirrt,
Wenn unsre Kunst am meisten kann,
So stößt sie aller Enden an.

In die Mitte nun zwischen diese Welt und Gott ist der Fromme gestellt. Er lebt in Gott, aber er lebt auch in der Welt. Er hat einen schweren Stand; denn beide Mächte ziehen ihn an sich. Die Welt verursacht ihm Trübsal und Sorgen und Zweifel. Das Leiden ist ein recht bitteres Kraut, ein schwieriges Geduldsexamen, und daß Leiden ein Zeichen von Gottes Liebe, daß je tiefer die Not, je näher Gott sein soll, daß der Weg in die Höhe notwendig durch die Tiefe führe, das läßt sich schwer zusammenreimen, das will unserer menschlichen Vernunft nicht einleuchten. Solche Anfechtungsstunden sind Satansschlingen. Der Teufel gibt dem Gläubigen den Zweifel ein an Gottes Gerechtigkeit und Liebe oder gar Existenz. Er ist der Geist, der stets verneint. Darum ist der feste, hingebende Glauben, Gottvertrauen, die erste Bedingung für den frommen Wandel. Es kommt nur darauf an, daß der Glaube schlicht und entschieden ist, dann wird das Auge hell und scharf für die wahren Güter des Lebens, beziehungsweise dann werden alle irdischen Werte umgewertet. Der Tod, das Übel der Übel, so furchtbar, daß mancher zusammenschauert, wenn er den Tod hört nennen, ist für Gerhardt kein Übel. Für ihn

gibt es keinen Tod in dem landläufigen Sinne. Christus ist des Todes Tod. Der Tod ist demnach nur das Tor zum Eingang in die Heimat, ins Vaterhaus, in die völlige Lebensgemeinschaft mit Christus. Er vertritt ganz die Anschauung, die Joseph von Eichendorff in die schönen Worte kleidet:

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Gerhardt wird nicht müde, die Herrlichkeit des Jenseits in den leuchtendsten Farben zu schildern. Geheimnisse von überwältigender Schönheit, die wir im Diesseits durch Studium nie ergründen, werden dort mit einem Male erschlossen. Den Frommen erwartet eine Seligkeit, die er hier nicht ahnt. Gerhardt malt die Freuden des Jenseits besonders in den Trostgedichten an die gebrochenen Hinterbliebenen bei Todesfällen. Er gibt gern zu, der Entschlafene war ein Idealmensch, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, der seinen Eltern bei längerem Leben viel Ergötzen bereitet hätte, aber beweinen kann man ihn nicht. Beweinen darf ihn nicht, wer's gut mit ihm meint. Er ist ja im Hafen gelandet, während das Lebensschiff der Zurückgebliebenen noch auf hoher See und im Seesturm schwankt. Kein Mangel quält ihn, es sei denn die Sehnsucht, daß die Angehörigen, die noch auf Erden wallen, bald denselben Freudenzustand genießen. Gerhardt läßt ein seliges Kind zu seinen Eltern sprechen:

Mein herzer Vater, weint ihr noch,
Und ihr, die mich geboren?
Was grämt ihr euch? Was macht ihr doch?
Ich bin ja unverloren.
Ach, ihr solltt sehen, wie mirs geht,
Und wie mich der so hoch erhöht,
Der selbst so hoch erhoben;
Ich weiß, ihr würdet anders tun
Und meiner Seelen süßes Ruhn
Mit eurem Munde loben.

Umgekehrt führt er einen Vater redend ein, der sich über den Heimgang seines heißgeliebten Sohnes tröstet:

Du bist zwar mein und bleibest mein
(Wer will mir anders sagen?)
Doch bist du nicht nur mein allein;
Der Herr von ewgen Tagen,
Der hat das meiste Recht an dir, . . .

Und weiter Strophe 3:

So sagt mein Herz und meint es gut;
Gott aber meints noch besser.
Groß ist die Lieb in meinem Mut,
In Gott ist sie noch größer.
Ich bin ein Vater und nichts mehr,
Gott ist der Väter Häupt und Ehr . . .

Von dieser Höhe des idealen Christentums erklärt sich auch des Dichters Selbstbewußtsein. Er beurteilt sich selbst sehr niedrig. Was er hat, hat er von Gott. Er ist böse von Jugend an, sein Wille ist eigensinnig, selbst sein Gewissen irrt. Er scheut sich nach Luthers Vorgang nicht, sich als Made oder Wurm oder Hund zu bezeichnen; sonst nennt er sich Staub, Laub, Strohhalm, ein Nichts. Kurz und gut, er bekennt:

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd,
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe wert.

Das hört sich ganz anders an als des Lyrikers Heinrich Heine Bekenntnis:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt.

Die waschechte Christentugend der Demut ist für Gerhardt charakteristisch. Nicht minder ist für ihn charakteristisch, was er sich wünscht. Er wünscht sich weder Reichtum noch Armut, aber Auskommen. Zu viel oder zu wenig Geld liefert der Besitzer gar leicht dem Satan aus. Beständige Gesundheit schätzt er höher als Reichtum. Er erläutert das Urteil unter anderm durch den Hinweis, daß niemand ein gesundes Auge für Gold hingeben wird, oder daß der Mensch bei mäßigem Mahl sich oft am wohlsten befindet, wie wir sprichwörtlich sagen: trocken Brot macht Wangen rot. Neben Auskommen und Gesundheit wünscht er sich Nüchternheit und Geduld, göttliche Weisheit und christliche Freundschaft. Auf langes Leben legt er keinen Wert, wohl aber darauf, daß Christus ihn lieb hat, und daß sein letztes Wort Christi letztes Wort sei: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Vergegenwärtigt man sich diese Wunschreihe, so fällt einem das Lebensfazit des Lyrikers Emanuel Geibel ein, der eins seiner Sonette also schließt:

Drei Dinge nur vermag ich ganz zu loben,
Die stets den Grund zu wahrem Glück gelegt:
Gesundheit, Mut und freier Blick nach oben.

Das ist die Lebens- und Weltanschauung, die uns aus Gerhardts Werken entgegentritt. Stets richtet er seinen Blick auf das Wahre

und Wesentliche, auf das Bleibende, nicht auf das Blendende. Gemeinsam ist seinen religiösen Empfindungen mit den oben beschriebenen Gefühlen für Natur und Vaterland, für Liebe und Freundschaft die Eigentümlichkeit, daß sie ungekünstelt und echt sind. Goethe nennt seine Gedichte Bruchstücke einer großen Konfession. Gerhardts Schöpfungen sind erst recht Bruchstücke einer großen Konfession, nur daß der schlichte Pastor wesentlich andere Dinge bekennt als der weitgereiste, vielerfahrene, internationale Kammerpräsident.

III.

Wenden wir uns nunmehr vom Inhalt zur **Form** der Gerhardtschen Lyrik, so springt in die Augen: die überwiegende Mehrzahl der Schöpfungen sind Lieder. Diejenigen, die eine längere biblische Handlung zum Vorwurf haben, liegen auf der Grenze zwischen Lyrik und Epik und haben Ähnlichkeit mit Balladen, so die Gedichte über Jesaja Kapitel 53, über Christi Worte am Kreuz, über Christi Leiden und über die Auferstehung am Ostermorgen. Das letztgenannte ist mit dem stattlichen Umfang von 36 Strophen das längste von allen. Eine Reihe anderer ließe sich unschwer als Elegie, Hymnus oder Epigramm klassifizieren.

Ein echtes Lied ist, wie jeder weiß, oft schwer zu disponieren, und das rechtfertigt nicht einen Tadel. Denn Empfinden ist eben nicht Denken. Dennoch zeigt manches Gerhardtsche Lied kunstvollen Aufbau. Das Adventslied: „Wie soll ich dich empfangen" ist z. B. ganz auf die eine Empfindung gestimmt: Er kommt. Dies Thema wird so durchgeführt, daß zuerst in Frage und Antwort der Empfang Jesu behandelt wird. Die Antwort lautet: ich will den Kommenden im Herzen empfangen. Sodann werden die Gründe für diese Entscheidung beigebracht. Sie liegen teils in der Vergangenheit: Christus hat uns durch seine Menschwerdung die Lebensgemeinschaft mit Gott gebracht (Strophe 3), hat uns zu Kindern Gottes erhoben (Strophe 4) und damit reine, unendliche Liebe erzeigt (Strophe 5). Sie liegen teils in der Gegenwart: wir sollen nicht in unserem Sündenelend verzagen (Strophe 6). Nicht wir sind's, die ihn an sich ziehen müssen; er tritt aus eigenem Antrieb zu uns (Strophe 7). Seine Gnade ist größer als unsere Sünde (Strophe 8), und seine Macht größer als die Macht der Feinde (Strophe 9). Die Gründe liegen endlich in der Zukunft: er wird einst wiederkommen als Richter am jüngsten Tage (Strophe 10). Ein weiteres, schönes Kennzeichen des Baues der Lieder ist der kräftige Schluß, die gehobene Stimmung am Ende. Mag die Stimmung vorher noch so traurig gewesen sein, er ringt sich siegreich durch zur Höhe himmlischer Beseligung. Das Lied, das analog der

Arndschen Vorlage in großem Leid gedichtet ist, schließt z. B. (Goedeke Nr. 76):

Daselbst wirst du in ewger Lust
Aufs süßste mit mir handeln,
Mein Kreuz, das dir und mir bewußt,
In Freud und Ehre wandeln;
Da wird mein Weinen lauter Wein,
Mein Ächzen lauter Jauchzen sein!
Das gläub ich. Hilf mir! Amen.

Man muß dabei an Goethe denken, der auch den Kopf nie hängen läßt. Mag vorher Wehmut oder Sehnsucht noch so tief gewesen sein, er schwingt sich am Ende wieder auf die Höhe, vgl. die Liebeslieder „Willkommen und Abschied" oder „An den Mond". Vermutlich hat Gerhardt diesen Zug den Psalmisten abgelauscht. Wäre er aber jünger als Goethe, würde man wahrscheinlich behaupten, er habe das von Goethe gelernt.

Doch die hervorstechendste Eigentümlichkeit der Gerhardtschen Poesie ist die ihr innewohnende Melodie. Die meisten der 131 Lieder sind sangbar und komponiert, sogar noch sehr früh, bald nach ihrer Entstehung, und es gibt wohl keinen Lyriker, dessen Werke von Hoch und Niedrig mehr gesungen werden als Gerhardt. Diese Sangbarkeit ist wesentlich bedingt durch ihre leichte, gefällige Form.

Gerhardts Sprache ist die Sprache des Volksliedes. Er wählt einfache, schlichte Ausdrücke und baut kurze, klare Sätze. Er schreibt in der Regel in direkter Rede mit oder ohne ein „du sprichst" oder „glaube mir" oder ähnliches. Er individualisiert: er sieht nicht das Getreide wachsen, sondern den Weizen; er hört nicht die Vögel singen, sondern die Nachtigall.[1]) Er weiß anschaulich zu beschreiben die Schlechtigkeit der Welt, die Herrlichkeit des Jenseits, den Undank Israels, die Sünde der Menschen, die Gnade und Größe Gottes. Die letztgenannten Eigenschaften beschreibt er beispielsweise so: wäre unsere Sünde so ungeheuer und schwer wie das Meer, Gott gegenüber ist sie so leicht wie etwas, das wir mit einem Finger tragen können; gäbe es 1000 Welten und einer hätte so viele Sünden wie sie alle zusammen, das Licht der Gnade leuchtet ihm doch. Denn Gott ist so groß, daß seine Größe niemand aussprechen kann, kein Engel und kein Mensch. Unsere Väter haben ihn gepriesen und ihre Kinder also gelehrt. Diese sind in jener Fußtapfen getreten und haben ihr Möglichstes getan. Sie haben aber Gottes Größe nicht erschöpft. Ihm ist ein gut Teil zu loben übrig geblieben. Er will von Gottes Herrlichkeit bis an sein Ende reden und andere dazu

[1]) Die „schattenreichen Myrten" in demselben Sommerliede sind poetische Lizenz wie unter anderm das Blenden der Sterne und Monde (Goedeke Nr. 31).

anregen, und in der Weise wird es fortgehen. Gerhardt bevorzugt gewisse allgemein verständliche Attribute z. B. golden oder fromm, dieses, von Gott gebraucht, im Sinne von liebevoll. Er liebt deutliche Bilder. Es war bereits oben davon die Rede, daß er mannigfache Gegenstände wählt, um seine eigene Kleinheit zu malen, und daß er die Sünde dem Gift gleich setzt. Den Tod stellt er dar als Tor zum Himmel, als rotes Meer, um in das verheißene Land zu gelangen, als den Wagen, mit dem Elia gen Himmel fuhr. Der Satan erscheint unter anderm als Ritter, der Pfeile nach den Menschen abschießt, diese so zu Falle bringt, dann gefangen nimmt und in seine Burg sperrt. Die ebenso zahlreich wie Satan vorkommenden Engel sind konkrete Repräsentanten der schützenden Macht Gottes. Christus läßt sich bloß in reine Herzen nieder wie die Taube, die ihr Gefieder vor dem Schmutz der Gasse bewahrt, oder er macht es wie der Adler oder die Henne, die sorglich ihre Jungen vor Gefahr behüten, so in der bekannten Strophe:

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

Er wählt Wortspiele: unser Ächzen soll Jauchzen werden, unser Weinen Wein, wenn auch letzteres als verunglückt bezeichnet werden muß. Er liebt die Alliteration, besonders mit l wie lebt und lacht, Lust und Leben. Er hat in der Kunstform des Akrostichons das Psalmwort bearbeitet: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen. Er sagt verstärkend: da, da ging an das hohe Werk. Er hat Sinn für die wirkungsvolle Epiphora, die wir in den beiden Gedichten mit dem Titel: „Was Gott gefällt" und „Gib dich zufrieden" wunderschön angewendet sehn. Häufiger bedient er sich der gewöhnlicheren Anaphora z. B. Geduld (dreizehnmal. Goedeke Nr. 96), Wie lang (fünfmal in den ersten beiden Strophen wiederholt. Goedeke Nr. 65), O Haupt (zweimal. Goedeke Nr. 13, VII). Neben den Wiederholungen finden wir die Vorliebe, einen und denselben Gedanken doppelt und dreifach zum Ausdruck zu bringen,[1]) wodurch Gerhardts Stil mehr Ähnlichkeit mit einem gemächlich dahin fließenden, breiten Strome als mit einem reißenden Gebirgsbach erhält. Vereinzelt grenzt der Stil an Prosa z. B. in dem Gedichtsschluß:

Summa: Gott liebt alle Frommen,
Und wer böſ' ist, muß umkommen.

[1]) Zu vergleichen der Parallelismus der Glieder im Hebräischen oder die Variation im Altgermanischen; siehe P. Pachaly, Die Variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis. Berlin 1899.

Auch prosaische, wo nicht als derb oder geschmacklos zu bezeichnende Ausdrücke begegnen uns, solche sind schimpfieren, schmeißen, schwitzen, Hund, Made, Stank, Kot. Gerok hat solche in seiner Ausgabe mit feinem Verständnis unserem modernen Geschmack angepaßt, aber das Original am Schlusse in dem Kapitel „Ursprüngliche Lesart einiger abgeänderter Stellen" zusammengestellt. Einzelne auffallende Wortformen erklären sich aus dem Mittelhochdeutschen oder aus metrischen Rücksichten oder sind nebst gewissen Wortverbindungen, die Goedeke Gerhardts „Marke" nennt, persönliche Eigentümlichkeit; um das Versmaß nicht zu verletzen, dehnt oder kürzt der Dichter Wörter um eine Silbe. Hierher gehören: holen wieder anstatt wiederholen; der Mensche, der Christe, der Fürste, die Peste, die Flute, die Maget, das Öle, das Tale; ich gabe, er bate; weme, deme; er weicht abe, das Abescheiden; seind; du hast pflegen; ins Himmels Saal; meins Herzens; die früh und spaten Regen (analog Goethe: froh und trüber Zeit); du erneurst, verwaltst, er wendt, findt, sie redten, ausgerüstt, betrachtt; dein starker Schutz und Vatertreu; die zwei geliebte Herzen; mit edlen Gut und Waren. Er sagt statt im Augenblick im Hui oder im Nu; verstärkend: noch dennoch; kein Gottloser nicht. Er hat neben einer Reihe unreiner von Opitz eingeführte oder gewaltsame Reime wie gönnen — rinnen, drumm — Grimm, Ärmen — wärmen, zuvorn — Zorn.

Wie bei unseren ersten Poeten fällt Wort- und Versakzent nicht immer zusammen; er betont im Verse z. B. umkómmen, Ahitophel, Joséph; er braucht in der Verbindung: „er findt Petrum" findt als Senkung. Von diesen Kleinigkeiten abgesehen, handhabt er jedoch die verschiedenen Versmaße mit Geschick und wechselt auch in einer und derselben Strophe mit dem Versmaß ab. Im Metrischen läßt sich der Einfluß des Begründers der ersten schlesischen Dichterschule nicht verkennen. Die Abhängigkeit tritt im Anfang seines Schaffens besonders deutlich zutage. Später wird er freier und selbständiger, so daß wir mit Hilfe der metrischen Form eine von manchen geleugnete Entwicklung der Gerhardtschen Dichtkunst annähernd nachzuweisen imstande sind. Das im französischen Alexandriner verfaßte Gedicht mit dem Titel: Wider das Ärgernis der bösen glückseligen Welt dürfen wir in seine früheste Zeit setzen; es beginnt:

Du liebe Unschuld du, wie schlecht wirst du geachtt!
Wie oftmals wird dein Tun von aller Welt verlacht!
Du dienest deinem Gott, hältst dich nach seinen Worten,
Darüber höhnt man dich und drückt dich aller Orten.

Doch zeigt ein anderes, gleichfalls der früheren Zeit angehörendes Gedicht über den 52. Psalm, daß er, von der Schulregel abweichend,

auch dreisilbige Takte wählt; freilich baut er keine Anapäste, sondern Amphibrachen ⏑ — ⏑. Das Gedicht hebt an:

Was trotzest du, stolzer Tyrann,
Daß deine verkehrte Gewalt
Den Armen viel Schaden tun kann?
Verkreuch dich und schweige nur bald!

In dem Liede „O Jesu Christ, dein Kripplein ist Mein Paradies" (Goedeke Nr. 56) fehlen nach der vierten Silbe in Vers 28, 30, 40 und 46 die Diäresen, weshalb Gerok (Nr. 8), der jede Strophe zu acht Versen abdruckt, die betreffenden Verse mitten im Wort abbricht. Auf die Höhe seines Schaffens deutet die doppelte Bearbeitung des 13. Psalms hin, ein sprechendes Zeugnis für die Formgewandtheit Gerhardts.

Mit der gegebenen Skizzierung der äußeren Form bin ich am Ende meiner Ausführungen über Gerhardts Lyrik angelangt. Das Ganze sollte die Antwort auf die in den einleitenden Bemerkungen aufgeworfene Frage bilden. Ich ziehe hier die Summe und meine, Gerhardt hat, kurz gesagt, eine zwiefache Bedeutung, eine für die Vergangenheit und eine für die Gegenwart. Historisch betrachtet ist der nach Quellen, Inhalt und Form gewertete Dichter der populärste deutsche Lyriker vor Goethe. Günther, Haller, Hagedorn, Bürger, Klopstock sind nicht annähernd so bekannt wie er. Er ist ein Bahnbrecher oder Vorläufer unserer Klassiker. Mit dem allergrößten, mit Goethe, verglichen, erscheint er klein. Neben dem Ganzgroßen erscheint der Große ja immer klein. Auch Johannes der Täufer verschwindet neben Jesus, obwohl dieser ihn den größten aller Propheten genannt hat. Gerhardt besitzt weder die Vielseitigkeit noch den Ideenreichtum noch die Kunstvollendung Goethes. Allein er überragt, was Form, Fruchtbarkeit und subjektive Empfindung betrifft, Luther, Opitz, Fleming wie alle seine neuhochdeutschen Vorgänger und Zeitgenossen. Und er hat den Ruhm Schule gemacht zu haben. Unter seinem Einflusse dichteten außer den oben erwähnten Dichtern Luise Henriette von Oranien und Michael Schirmer beispielsweise auch Georg Neumark und Joachim Neander.

Für unsere und für alle Zeiten hat Paulus Gerhardt den Wert, daß er jedem, der nach lebendiger christlicher Frömmigkeit Verlangen trägt, ein Führer werden kann, indem er ihm echtes biblisches Christentum in echt lyrischem Gewande bietet. Er ist der bevorzugte Liebling unserer in ihrer Wirkung doch nicht zu unterschätzenden Gemeindegesangbücher. In dem evangelischen Gesangbuch der Provinz Brandenburg stehen von ihm 38 Lieder. Benjamin Schmolk kommt

ihm am nächsten mit 30 Liedern. Er nimmt also den allerersten Platz ein und befindet sich hier neben Gellert, Klopstock, Claudius, Arndt, Schenkendorf, Hardenberg, Rückert, Sturm, Spitta und vielen anderen Namen von gutem Klang, also sozusagen in guter Gesellschaft. Im Gemeindegesangbuch schon mit einem Werke vertreten zu sein, ist etwas Bedeutendes und etwas Beneidenswertes. Das ist nicht ein Urteil von mir, sondern von Julius Sturm. Ein thüringischer Pfarrer, der in Tübingen studiert und Karl von Gerok persönlich kennen gelernt hatte, rühmte einmal im Zusammensein mit Julius Sturm zu Köstritz bei Gera die innigen, wunderschönen Töne, die Gerok seiner Harfe entlockt habe. „Gewiß," sagte Sturm, „auch ich schätze ihn sehr. Aber eins habe ich vor ihm voraus. Ich stehe im Gesangbuch und er nicht."

Goethes Opernentwurf: Feradeddin und Kolaila.

Von Max Morris in Berlin.

Daß Goethe sich um 1815 mit dem Plane zu einer orientalischen Oper beschäftigte, war aus den Tag- und Jahresheften und aus einigen Briefstellen schon lange bekannt. Die Weimarer Ausgabe brachte dann 1892 (Band 12, S. 308 ff.) das Szenar und eine bescheidene Zahl ausgeführter Verse, dazu das Personenverzeichnis und den bis dahin unbekannten Titel: Feradeddin und Kolaila. Eine Übersicht über den Dichtungsplan gewähren diese Trümmer zunächst nicht, die zu ihrer Ergänzung die Kenntnis von Goethes Quelle fordern. Diese ist nun glücklicherweise leicht aufzufinden. Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 18. Januar 1815 die Konzeption des Planes: „Geschichte, orientalische. Oper daher." Weitere Arbeit daran ist dann nur noch unter dem 12. April vermerkt: „Persische Oper." Schon Gräf, Goethe über seine Dichtungen II, 2, S. 609 hat vermutet, daß sich diese Geschichte vielleicht in Ouseley's Oriental collections finden könne, die Goethe am 17. Januar aus der großherzoglichen Bibliothek entliehen hatte, und so verhält es sich in der Tat. Die Zeitschrift bringt Band 1, S. 245 ff. eine Erzählung, die nach einer Fülle von Übereinstimmungen mit der in Goethes Skizzen angedeuteten Handlung seine Quelle vorstellt: A Tale from an original Ms. of the Arabian Nights. Translated by Jonathan Scott, Esq. of Shrewsbury. Die Geschichte lautet in kurzem Auszuge:

Ein Maler von sehr liebebedürftigem Wesen sieht im Hause seines Freundes an der Wand das Bild eines lautespielenden schönen Mädchens und verliebt sich darein. Er schreibt an den Maler des Bildes und erfährt, daß es eine Sängerin darstellt, die einem Vezier in Ispahan gehört. Er reist dorthin und hört bei seinen Erkundigungen, daß der König einen besonderen Ingrimm auf Zauberinnen habe. Darauf baut er seinen Plan. Er schleicht sich in den Palast des Veziers, findet die Schöne in ihrem Gemach schlafend und ritzt ihr mit seinem Messer die Hand. Sie erwacht, fleht um Schonung ihres Lebens und bietet ihm dafür ihren mit Perlen und Edelsteinen besetzten Schleier, den er auch nimmt. Am nächsten Tage läßt er sich als Pilgrim vor den König führen und erzählt: Als ich Ispahan erreichte, fand ich das Tor schon geschlossen und mußte draußen auf dem Felde übernachten. Da sah ich, wie vier Weiber sich auf einen Baum niederließen, eine ritt auf einer Hyäne, die andere auf einem Schafbock, die dritte auf einer schwarzen Hündin, die vierte auf einem Leopard. Eine von ihnen stieß mich mit dem Fuß und schlug mich mit einer Peitsche. Ich ritzte sie mit meinem Messer an der Handfläche, da floh sie und ließ diesen Schleier fallen. — Der König erkennt den Schleier, den er selbst dem Vezier geschenkt hat, dieser erklärt, daß er ihn seiner Sängerin gegeben hat. Sie wird gerufen, an der Handwunde als Zauberin erkannt und in die Grube für Zauberer geworfen. Nun geht der Maler zum Wächter dieser Grube, zeigt ihm, daß das Mädchen unschuldig ist, bietet ihm eine Börse mit tausend Dinaren und zieht mit der Geliebten ab.

Mit Hilfe dieser Quelle gelangen wir nun zu einem leidlichen Verständnis der überlieferten Skizzen und Szenarnotizen, die wir sämtlich in den folgenden Herstellungsversuch aufnehmen. Goethes Szenarangaben werden durch Sperrdruck herausgehoben, bei den Versen ist das nicht nötig.

Feradeddin und Kolaila.[1])

Behram, Kaiser
Abdalla, Mahler
Kolaila, dessen Pflegetochter
Feradeddin, Handelsmann
Enwari, Soldat

---

[1]) Die Namen hat Goethe aus seiner orientalischen Lektüre aufgegriffen. Den Namen Feradeddin zitiert er, und zwar irrtümlich für Ferid-ed-din in einem seiner Exzerpte (Werke 7, 281). „Koleila (oder Kalila) und Dimna" ist der Titel eines Teiles der Fabeln Bidpais, die Goethe in den Noten und Abhandlungen zum Divan wiederholt (Werke 7, 30. 77. 121) erwähnt. Enwari klingt an den Namen des persischen Dichters Enweri (Werke 7, 53) an. Behram wird von Chardin und Hyde (S. 353) als Name eines Königs erwähnt.

Demna, seine Geliebte
Wächter.

Mobede. Volk. Erdgeister. Feuergeister. Luftgeister. Wassergeister.

Scene in Ispahan.

Zeit der Götzendiener.

Erster Akt.

1.

Atelier.

Erdgeister aufräumend. Abdalla. Scene. Einleitung. Zu ihm Feradeddin.

Wir sind im Atelier des Malers Abdalla, dem der Kaiser Behram die Pflegetochter Kolaila genommen hat, um sie in seinen Harem aufzunehmen. Erdgeister aufräumend. Goethe studierte 1814 Thomas Hyde, Historia religionis veterum Persarum, Oxford 1700. Die Verehrung der reinen Elemente bei den Persern (Hyde, S. 137) empfand Goethe als seiner eigenen Naturfrömmigkeit verwandt und er hat sie im Divan im „Vermächtnis altpersischen Glaubens" herrlich gepriesen. Hier in unserer Zauberoper werden die Elemente durch ihre Geister dargestellt und neben den Erdgeistern unserer Szene erscheinen Feuergeister (I, 3), Luftgeister oder Sylphiden (II, 1) und ein Wassergeist (II, 3). Goethes Erdgeister sind wie die deutschen Heinzelmännchen freundliche Kobolde und Genossen des täglichen Lebens: sie räumen im Atelier auf, gewiß nicht stumm, sondern mit Gesang oder Dialog, der uns von ihrem Wesen und von der Lage des Hausherrn unterrichtet. Nun erscheint Abdalla und strömt seinen Schmerz über die geraubte Pflegetochter aus:

Sie haben sie geraubt
Den Trost meiner Tage
Doch ihm ists erlaubt
Wo wend ich hin die Klage.
Ein Schatten der Gestalt
An der ich mich ergötzte
Der bleib mir als d[as] letzte
Entreißt Sultanen Gewalt.[1])

[1]) Dieser im Goethe- und Schiller-Archiv nachträglich aufgefundene Entwurf wird hier mit der freundlich gewährten Erlaubnis von Bernhard Suphan eingefügt. Langer schmaler Streifen mit hastigen Bleistiftzügen. Vers 1 sie über gestrichenem ihn. Vers 5 nach gestrichenem:

Nicht[s] bleibt mir als Ihr Bild als die Gestalt
Die ich An

Nicht lange hält der schwache Trost vor, daß ihm das Porträt des Mädchens verbleibt, wenn ihm das Urbild entrissen ist. Er verfällt in einen Wutausbruch:

Da draußen ich darf nicht
Die Straßen verheeren
Nicht soll mir im Busen
Der Jammer sich mehren,
Mag immer Unordnung
Die alberne sein!
Was rechtlich und ordentlich
Ist mir verhaßt.
Ja so alles will ich zerschlagen,
Nur im Wüthen es ist zu ertragen,
Dieses Leidens unendliche Last.
(Er sieht alles geordnet, wird wehmütig.)

Was findest du?
So reinlich?
Du hast das alles
Selbst geordnet
Nach alter glücklicher Weise.
Da saß die Gute
Vom höchsten Preise

Da! da! da!
Daß ich es geordnet
Das hab ich vergessen.
O Armer, vermessen
Du bist es im Schmerze
Du warst es im Glück.

Zu ihm Feradeddin. Nach dem Personenverzeichnis ist Feradeddin ein Handelsmann, in den ausgeführten Versen zu I, 4 ist er als Armenier bezeichnet und bietet dem Wächter Juwelen und Prachtgefäße für Kolailas Befreiung. Bei Chardin und Olearius las Goethe, daß der Handel in Ispahan sich ganz in den Händen reicher armenischer Kaufleute befand. Also Feradeddin, ein reicher armenischer Handelsmann, besucht den Maler Abdalla in seinem Atelier und — so ergänzen wir aus der Quelle — erblickt dort mit Entzücken Kolailas Porträt. Goethe hat das in der Quelle überlieferte Motiv richtiger ausgenutzt, indem er den Malerberuf

---

Dazu als Beginn einer Umformung (oder vielmehr als erster vorangehender Entwurf?):

Sie haben geraubt mir
Den Trost meiner Tage
Ich irre wie thörig
Da wein ich und klage
Wem klag ichs der Herrscher er hat es gethan
Sie raubten

von dem Liebhaber auf den Pflegevater übertrug. In der Quelle malt der Maler gar nichts. Feradeddin erfährt also das Schicksal, das Kolaila bevorsteht, und von Liebe und Mitleid hingerissen, verbündet er sich mit Abdalla, sie zu befreien. Die Beiden machen sich auf den Weg.

2.

Säle.

Kolaila. Sclavinnen. Exposition. Arie. Chor.
Kolaila. Mobede.
Kolaila und Behram. Mobede. Chor.

Die Szene zeigt einen prachtvollen Saal im Palast des Kaisers Behram mit dem Ausblick auf die anstoßenden Prunkräume. Kolaila, umgeben von Sklavinnen, die sie für die bevorstehende Zeremonie schmücken, gibt in einer „Arie" dem Schmerz über ihr Schicksal Ausdruck. Der Chor der Sklavinnen aber singt triumphierend:

Glanzreich nahet und erfreut
Die ersehnte Tagesfeier,
Denn gestickt ist nun der Schleier,
Und der Schleier ist geweiht.

Kolaila. Mobede. In Hammers „Schirin", einem ihm wohlbekannten Buche, konnte Goethe S. 221 lesen: „Mobede heißen die Priester der Parsen oder Feueranbeter, die in ihren Pyräen oder Feuertempeln beständig Feuer zu unterhalten verbunden sind." Ob die Mobede hier nur mit ihren Zeremonien die „ersehnte Tagesfeier" weihen sollen oder ob die Szene zwischen ihnen und Kolaila noch einen weiteren besonderen Inhalt hat, läßt sich nicht entscheiden. Kolaila und Behram. Mobede. Chor. Der Kaiser erscheint, um Kolaila feierlich in den Harem einzuführen und die Szene schließt pomphaft mit Gesängen der Mobede und des Sklavinnenchors.

3.

Straße.

Envari und Feuergeister. Zu ihm Abdalla und Feradeddin.
Exposition. Theilnahme. Autodafé-Zug. Demna verurtheilt.
Großes Quartett und Chor.

Goethes Quelle bot die Verurteilung eines Mädchens wegen Zauberei. Er übernimmt dieses Motiv, wie der zweite Akt zeigt, und bildet es gleich in einer Parallelhandlung noch einmal aus, um den Vorgängen Fülle zu verleihen. Diese dem Schicksal Kolailas entsprechende Handlung haben wir nun hier. Envari und Feuergeister. Die Geliebte des Soldaten Envari ist der Zauberei angeklagt und wir finden ihn hier in Wechselrede mit den Feuergeistern, die dem

Autodafé dienen sollen. Die Geister der Elemente sind aber für Goethe reine und wohltätige Genien, deren Verehrung hier in der Zeit der Götzendiener unter einer Minderheit gepflegt wird, die sich vom Aberglauben befreit hat. So dürfen wir uns hier die Feuergeister nicht als gierig, ihr Opfer erwartend, vorstellen, sie weisen es vielmehr zurück, und auf den glücklichen Ausgang des ganzen Spieles wird wohl schon hier vorgedeutet. Zu Envari gesellen sich nun Abdalla und Feradeddin, die sich aufgemacht haben, um Kolaila zu befreien. Exposition. Theilnahme. Sie erfahren das Demna drohende Schicksal und ihre Teilnahme ist um so lebhafter, als sie ja auch selbst für ein geliebtes Mädchen zu fürchten haben. Jetzt naht der Autodafé-Zug, Götzenpriester, die zugleich Richter sind, und wilderregtes Volk, dazwischen das schöne, der Zauberei angeklagte Mädchen. Auf öffentlichem Platze wird das Urteil gesprochen, Demna wird zum Feuertode verurteilt. Vielleicht besteht ihre Zauberei in der Verehrung der Elemente. In einem Großen Quartett geben Envari, Abdalla, Feradeddin und Demna, die unterliegenden Bekenner des reinen Glaubens ihrem Schmerz Ausdruck. Ihnen antwortet der Chor der Götzendiener und ihres Anhanges.

4.

Vorhalle des Brunnens.

Wächter. Zu ihm Envari, Abdalla, Feradeddin.
Quartett.

Die drei nunmehr Verbündeten begeben sich zum Brunnen, wo der Wassergeist Undene wohnt und finden dort den „Wächter". Goethes Quelle legt es nahe, in ihm den Mann zu sehen, der die wegen Zauberei Verurteilten zu bewachen hat. Weshalb er sich hier an Undenens Brunnen aufhält, wird nicht deutlich — das spärliche Material reicht eben nicht hin, die Handlung bis in alle Einzelheiten aufzubauen. Von dieser Szene hat Goethe einige Verse entworfen, in denen die Drei das Mitleid des Wächters mit Demna anrufen, ihm von ihrer Unschuld überzeugen und ihm reiche Gaben für seine Hilfe bieten.

Und wenn du weich und menschlich bist,
Die Geister werden freundlich sein . . .
[Wächter.]
Ist sie schuldig, ist sie's nicht?
Armenier.[1])

[1]) Der Armenier ist Feradeddin, vgl. oben. Der Soldat ist nach dem Inhaltsverzeichnis Envari und auch der Wächter hat hier keinen Namen. Goethe dachte also während der Ausarbeitung vorübergehend daran, die Personen wie in der Natürlichen Tochter nur nach ihrem Stande zu bezeichnen.

Nein das Mädchen ist nicht schuldig,
Schuldig ist der Aberglaube,
Aber Liebe, rein wie Taube
Sieht dem Richter ins Gesicht.
Wächter.
Und ich will das Mädchen retten.
Soldat.
Rette sie, wir selbst, wir retten
Sie, sofern du grausam bist.
Armenier.
Und die Gaben, die Gefäße,
Die Juwelen!

Da ertönt aus der Tiefe des Brunnens Undenens Stimme:

Weg ihr Verruchten!
Schätze! Verfluchten!
Höret die Töne
Geistiger Schöne
Lieblichen Hauch!
[Die Gnomen
Die Salamander
und die Sylphen][1])
Retten Undenen, so rett' ich sie auch.

Aufhorchend ruft der Wächter, dem die Elementargeister bekannt und vertraut sind, die den Brunnen bewohnen:

Sagen die reinlichen[2]) soll ich ...

nämlich: das Mädchen retten. Undene singt weiter:

Bringet ins Feuchte,
Bringet die Leuchte
Reiner Gedanken! —
Fürchtende Schwangen [?]
Selige Lieben,
Kommet, getrieben
Von irdischer Qual,
In den erwässerten
Herrlichen Saal!

Rettet und haltet
Bringt die Geliebte ...

Also Undene bietet, weil die anderen Elementargeister sich ihr hilfreich erwiesen haben, nun auch deren verfolgten Schützlingen Rettung in ihrem eigenen Bereich. Für den „erwässerten herrlichen

[1]) Ergänzung aus dem ersten Entwurf vgl. die Lesarten.
[2]) Deutlicher in der ersten Fassung: „Saget ihr reinlichen." Zu der geistig-sittlich erhöhenden Verwendung des Wortes „reinlich" bei Goethe vgl. Erich Schmidt, Jubiläums-Ausgabe 18, 310.

Saal" fand Goethe die Anregung in mancherlei Märchen von Palästen der Wassergeister auf dem Meeresgrunde, besonders wohl in „Tausend und einer Nacht" (945ste Nacht).

Von Undenens anfeuerndem Gesang hingerissen ruft Feradeddin:

Soll ich wagen?

Undene.

Wage! Wage!

Feradeddin.

Selbst das Kühnste?

Undene.

Wage! Wage!
Kühnes bleibt des Wagens werth.

Feradeddin wagt also, die Geliebte aus der Gewalt des Kaisers zu befreien und wird sich dazu des kühnen Mittels bedienen, sie der Zauberei zu verdächtigen, damit sie, zu gleicher Strafe verurteilt wie Demna, mit ihr in Undenens Reich entführt werden kann.

Zweiter Akt.

1.

Schlafzimmer. Nacht.

Sylphiden. Kolaila träumend. Feradeddin. Zu zwey.

Der in den Palast des Kaisers geschleppten und seinen Begierden ausgelieferten Kolaila flüstern Sylphiden Träume von wahrem Liebesglück zu. Durch Feradeddins Erscheinen erwacht, findet sie in ihm ihr Traumbild erfüllt und die Andeutung des Szenars zu zwey bezeichnet ein Liebesduett. Im weiteren folgt Goethe seiner Quelle, denn nur unter dieser Annahme wird die nächste Szene verständlich. Also Feradeddin verwundet die Geliebte am Arm und flüchtet mit dem kostbaren Schleier, den wir aus der Quelle und aus der zweiten Szene unseres ersten Aktes kennen.

2.

Säle.

Feradeddin. Wache. Zu ihm Mobede. Zu ihnen Sultan. Zu ihnen Kolaila. Verdammung.

Gleich am Morgen erscheint Feradeddin im Palast und begehrt, vor den Kaiser geführt zu werden. Die Wache will ihn nicht durchlassen, der Streit zieht die Mobede herbei, denen Feradeddin sagt, daß er eine Zauberin zu verklagen komme. Der Kaiser wird benachrichtigt und erscheint, Feradeddin erzählt ihm das Märchen von der

Zauberin, die er verwundet habe und die mit Hinterlassung ihres Schleiers geflüchtet sei. Der Kaiser erkennt den Schleier Kolailas, sie wird herbeigeholt, vermag sich nicht zu rechtfertigen und wird verurteilt. Oder sie will sich nicht rechtfertigen — falls nämlich Feradeddin sie in seinen Plan eingeweiht hat.

3.

Synderuths Grüfte.

Demna. Wassergeist. Zu ihr Envari. Zu ihr Kolaila. Zu ihnen die drey. Der Wächter. Kahn. Abfahrt.

Synderuths Grüfte entsprechen dem pit of sorcery der Quellenerzählung, der Grube, in die man die Zauberer wirft, um sie bis zur Vollstreckung des Feuertodes aufzubewahren. Chardin erzählt von einem in den Senderuth künstlich hineingeleiteten Flusse, daß die Felsen, aus denen er entspringt, tiefe Löcher zeigen, in deren Grunde man sein Wasser erblickt, und Olearius teilt mit, daß ein Arm vom Senderuth „durch unter der Erde gelegte Canalen" in den königlichen Garten geleitet wird. Diese Angaben schweben Goethe hier vor. Er nimmt an, daß durch den Boden der Grube, in die man die Zauberer hinabläßt, einer dieser zu Undenens Reich gehörigen Kanäle des Senderuth fließt und zu ihrem Wasserpalast führt. Demna ist schon in die Grube geworfen worden. Ein Wassergeist, wohl ein Abgesandter von Undene, gesellt sich tröstend und sie ermutigend zu ihr. Dann erscheint Envari, der hierher gedrungen ist, die Geliebte zu retten. Die verurteilte Kolaila ist inzwischen auch hinuntergelassen worden und gesellt sich zu dem Paar. Zu ihnen die drei. Drey, also Abdalla, Feradeddin und der Wächter. Dieser rüstet den Kahn zur Abfahrt. Die Verfolgten gelangen durch Undenens unterirdisches Wasserreich auf den Senderuth und sind frei.

Die wenigen Selbstzeugnisse Goethes für den Plan, dessen Aufbau wir hier versucht haben, hat Gräf, Goethe über seine Dichtungen II, 2, 609 ff. zusammengestellt. Sie reichen von der Konzeption des Planes am 18. Januar 1815 bis zur letzten Erwähnung am 8. Februar 1816. Die Oper war für das Berliner Theater bestimmt. Das ihm vorschwebende Gesamtbild zeichnet Goethe in einem Briefe vom 28. November 1815 an den Kapellmeister B. A. Weber, der im Auftrage des Intendanten v. Brühl den Epimenides in Musik gesetzt hatte und auch über die orientalische Oper mit Goethe verhandelte: „Von der neuen Oper darf ich noch nichts verrathen, sie ist märchen- und geisterhaft, dabey geht alles natürlich zu. Sie soll heiter werden und brillant, wobey es nicht an Leidenschaft, Schmerz

und Jammer fehlen wird. Verzeihen Sie, wenn ich hiedurch Ihre Neugier noch mehr rege mache." Weshalb der Plan schließlich liegen blieb, hören wir in den Annalen (Werke 36, 106): „... und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine orientalische Oper, und fing an, sie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeitlang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt, um genöthigt zu sein, den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, so wie dem Geschmack und den Forderungen des andern entgegen zu arbeiten."

Der Entwurf zu „Feradeddin und Kolaila" stellt einen Versuch Goethes dar, seine orientalischen Studien und Interessen für das Berliner Theater fruchtbar zu machen, mit dem er durch „Des Epimenides Erwachen" in Verbindung getreten war. Durch seine mannigfaltige Lektüre war er reichlich mit den Anschauungen und Kenntnissen ausgestattet, die er für das persische Kolorit seiner Oper brauchte. Der Kultus der Elemente bei den alten Persern war ihm aus Hyde, Historia religionis veterum Persarum (Tagebuch vom 12. Dezember 1814) und Olearius, Kolligierte Reisebeschreibung, Hamburg 1696 (Tagebuch vom 13. März 1815) wohlvertraut. Nach Ispahan verlegte er die Handlung, weil ihm das Bild dieser Stadt aus Chardin, Voyage en Perse (Tagebuch vom Januar bis April 1815) genau bekannt war. Die Ausgestaltung des Lokales im letzten Akt „Synderuths Grüfte" beruht auf Chardin und Olearius. Auch della Valle, dessen Reisewerk er zur selben Zeit las, beschreibt Ispahan.

Die Handlung läßt Goethe zur „Zeit der Götzendiener" vor sich gehen. Streng genommen, gibt es eine solche für Ispahan innerhalb der von ihm betrachteten Zeit überhaupt nicht, denn in den Noten und Abhandlungen zum Divan beginnt seine Darstellung mit den „Älteren Persern", das heißt den die Elemente verehrenden Parsen, die durch den hellenischen Kultus und darnach durch den Islam auf den Stand einer mißachteten und nur eben geduldeten Sekte zurückgedrängt werden. Die Griechen versteht Goethe natürlich nicht unter den „Götzendienern", und ebensowenig die Mohammedaner, vielmehr denkt er an den indischen Götzendienst, der zeitweise seinen Einfluß nach Persien hin geltend machen konnte. Er sagt darüber (Werke 7, 24): „Am bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie [die Religion der Parsen] wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balch und Bamian so nah aneinander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses

Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten." Weiterhin (Werke 7, 43) sagt Goethe auch vom Islam: „Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indischen Götzendienste im herbsten Widerspruch stehen", und er bekennt als seine Überzeugung: „Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter . . . die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen." Seine Absicht bei der Einführung des indischen Götzendienstes als Gegenbild zur reinen Verehrung der Elemente in seinem Operndrama ist deutlich. Er braucht für die Verurteilung von Kolaila und Demna wegen Zauberei eine schlechte Religion, einen Götzendienst, dem er eine solche Tat aufbürden kann, und nimmt deshalb hier eine Verderbnis des alten Kultus mit seinen Mobeden durch indischen Götzendienst an, wie sie nach seiner oben angeführten Bemerkung zwar nicht eingetreten war, aber nahe gelegen hatte. Diesem entarteten Glauben stehen hier die Verehrer der reinen Elemente gegenüber. Nach dem Bedürfnis einer Zauberoper hat Goethe in den Erd- und Feuergeistern, in Undene und den Sylphiden die Elemente persönlich gestaltet und diese wohltätigen und freundlichen Geister sollten eine Fülle von Glanz und Schönheit über die Handlung ergießen.

„Die pädagogische Provinz" in „W. Meisters Wanderjahren".[1])

Eine Quellenstudie.

Von Karl Jungmann in Bern.

(Schluß.)

„Pädagogische Provinz." Der Handlungsgedanke ist einfach: Wilhelm bringt seinen Sohn Felix in die Provinz, läßt sich während des zweitägigen Aufenthaltes die Einrichtungen des pädagogischen Gemeinwesens zeigen und erklären, reist dann weiter nach dem Lande Mignons, um nach Jahresfrist anläßlich der Jahresschlußfeier zu einem erneuten Besuche in der Anstalt vorzusprechen.

Die pädagogische Provinz ist eine „in größtem Maßstabe angelegte Erziehungsanstalt, bestehend aus einem Komplex der verschiedendsten

---

[1]) Vgl. oben S. 274 ff.

Gebäude und Ländereien". Beim Eintritt gewahrt man „sogleich eine fruchtbare Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höheren Bergen die Schafzucht, in weiten Talflächen die Viehzucht beschäftigt".[1]) Überall rege Betriebsamkeit, allenthalben Zöglinge, die zu wahren Menschen herangebildet und zum Gange durchs ernste Leben vorbereitet werden sollen. Der hier geltende „höchste und heiligste" Grundsatz der Erziehung lautet, in eine Forderung gekleidet: „Berücksichtigung der Individualität! Keine Anlage, kein Talent darf mißleitet werden.[1]) Der Erzieher soll den Zögling nicht zu seinem Bilde erziehen wollen. Wohlgeborene, gesunde Kinder bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig" hat;[2]) jeder Charakter entwickelt sich seiner Natur gemäß und bildet einen ihm und nur „ihm eigentümlichen Stil des Lebens". Die Aufgabe des Erziehers besteht also darin, diese natürlichen individuellen Anlagen zu entwickeln.

Denn wir können die Kinder nach unserm Sinn nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.

Die Entwicklung der natürlichen Anlagen ist nur möglich durch Selbstbetätigung. Auch in der Wahl dieser Tätigkeit hat keine andere Rücksicht zu walten als die Natur der individuellen Fähigkeit, die sich eben in der individuellen Neigung für eine gewisse Betätigung dokumentiert. Jeder Zögling wird darum in jener Richtung für das praktische Leben vorgebildet, in welche ihn seine Anlage unwillkürlich drängt. Die erste Aufgabe der Anstaltsleiter besteht darum darin, die wahre Neigung durch die Zufallserscheinungen des Alltagslebens hindurch zu erkennen. Mit welcher Sorgfalt zuwege gegangen wird, mag die Erfahrung Felixens beweisen: „der Knabe berichtet, daß ihm das Landleben nicht angestanden; das Erntefest zwar ganz wohl, aber das Bestellen hinterdrein, Pflügen und Graben, keineswegs gefallen habe. Dies bemerken die Vorgesetzten, werden aber auch zugleich gewahr, daß er sich gern mit Tieren beschäftigt; sie weisen ihn auf die notwendigen und nutzbaren Haustiere, prüfen ihn als stillen Hirten und Hüter und befördern ihn endlich zur lebhaftern Reiterei, wo er denn jetzt, selbst junges Fohlen, die Fohlen zu hüten, für deren gute Nahrung und Pflege, unter Obhut von tüchtigen Gesellen, zu sorgen hat."[3])

Der allgemeinste, unantastbare Grundsatz der Provinz-Erziehung schließt auch die Forderung in sich, daß sowohl die physischen wie

[1]) W. Meisters Wanderjahre 2, 1.
[2]) Ebenda 2, 1.
[3]) W. Meisters Wanderjahre; Ausgabe 1821, S. 298.

die psychischen Kräfte zu entwickeln sind, und zwar sollen diese beiden Seiten erzieherischer Tätigkeit Hand in Hand gehen. „Lebenstätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt,"[1]) eine Maxime, die im Bilde der „reitenden Grammatiker" anschaulich spricht.

Die Provinz ist in verschiedene, örtlich voneinander getrennte Regionen eingeteilt, in welchen die organisch zusammengehörenden Berufsarten vereinigt sind. Goethe zählt sie nicht alle auf; er spricht nur ganz vorübergehend von der „pferdenährenden Region", in welcher Felix weilt, gibt dann aber genauer die Eindrücke wieder, die er anläßlich der Schlußprüfung in den beiden Kunstregionen erhalten.[2]) Wir werden in die Region der Instrumentalmusik geführt, die folgende Berufe in engster Wechselwirkung vereinigt: Instrumentalmusik, Gesang und lyrische Dichtkunst. In der Region der bildenden Kunst finden wir Bildhauerei, Malerei, epische Dichtkunst und als verwandte Handwerker: Steinhauer, Zimmerleute usw. Innerhalb der einzelnen Regionen besteht die innigste Wechselwirkung zwischen den verwandten Berufen; aber auch die verschiedenen Regionen sind nicht scharf voneinander getrennt. So ist z. B. der Religionsunterricht für alle gemeinsam, zudem kann ein Zögling immer wieder von einer Region in eine andere versetzt werden, wenn es die eigentliche, erst später sich offenbarende Anlage erfordern sollte. „Ich sehe, hier ist gar klüglich für alles gesorgt, was im Leben wünschenswert sein kann,"[3]) alle möglichen Berufsarten sind vertreten, ausgenommen ist nur die dramatische Kunst. Keine Region wollte sich finden, in der das Drama gepflegt werden konnte; „überall trat ein bedeutendes Bedenken ein." „Die dramatische Kunst finden wir als Gaukelei durchaus gefährlich und konnten sie mit unseren ersten Zwecken nicht vereinen." Das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; ein solches Gelichter wird, wo es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Grenze gebracht. Es fehlt also in der Provinz an einem Schauspielpublikum, darum können auch mimische Anlagen nicht gefördert werden. Aber unser oberster Grundsatz, keine Anlage zu unterdrücken, zwang einen Ausweg zu suchen. Wenn ein Zögling wirklich mimische Anlagen, das heißt eine „unwiderstehliche Lust des Nachäffens fremder Charaktere,

---

1) W. Meisters Wanderjahre 2, 9.

2) R. M. Meyer schreibt in seiner Goethebiographie S. 490: „Kommt man von den Kindern zu den Erwachsenen und findet hier eine Künstlerstadt usw." Auch die Künstlerstadt ist bevölkert von Kindern, von Zöglingen; nur für solche ist die Provinz berechnet. Einen Altersunterschied der Zöglinge verschiedener Regionen anzunehmen liegt dem Gedankengang der Provinz ferne.

3) W. Meisters Wanderjahre 2, 9.

Gestalten, Bewegungen, Sprache usw." besitzt, so wird er sofort nach einem der großen Weltstadttheater geschickt, „mit denen wir uns deshalb in Verbindung gesetzt haben," „damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern dem zukünftigen Lebensgewackel und -geschnatter eiligst entgegengeleitet werde."[1]) Die Anlagen für die dramatische Dichtkunst werden also keineswegs hintangehalten, nur gehen die „damit Behafteten" der Vorteile der internen Anstaltserziehung verlustig.

Die Erziehung hat die vorhandenen Kräfte zu entfalten. „Aber eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei":[2]) die Ehrfurcht. „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht."[2]) „Nur ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur eingegeben werden muß, der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst erzeugt, die man auch deshalb von jeher als für heilig, für Götter gehalten." Die Zöglinge sind also zur Ehrfurcht zu erziehen und dabei ist wohl zu beachten, daß der Einzelne die nämliche Entwicklung durchzumachen hat, die das Menschengeschlecht als solches durchlebt hat. Die Religionsgeschichte zeigt vier Stufen dieser Entwicklung: „Die erste glückliche Ablösung von der niederen Furcht" war „die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist", hernach entwickelte sich „die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich", dann „die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist" und schließlich die Ehrfurcht vor sich selbst. Vier Stufen, vier verschiedene Religionen, die, auf knappe Schlagworte geprägt, heißen: ethnische (heidnische), philosophische, christliche und wahre (pantheistische?) Religion, wobei zu beachten ist, daß die letzte die übrigen in sich schließt.[3]) Wie sind die Zöglinge zu dieser höchsten Religion zu erziehen? Als erster Grundsatz gilt: Kein Erlernen, sondern ein Erleben; keine Religion des Wortes, sondern eine Religion der Tat.

---

[1]) W. Meisters Wanderjahre 2, 9.

[2]) Ebenda 2, 1.

[3]) Noch ein zweites Schema der religiösen Entwicklung wird angeführt, ausgehend von dem christlichen Kredo: eine Dreiteilung entsprechend den drei symbolischen Gestalten: Gott Vater, Christus und Gemeinschaft der Heiligen. In diesem Schema werden in der Gestalt Christi die beiden, in der ersten Einteilung getrennten Stufen der philosophischen und christlichen Religion vereinigt. R. M. Meyer: Goethe S. 491, nimmt auf das vierteilige Schema Bezug und bemerkt: „Für die Religion wird der Begriff der Ehrfurcht zum entscheidenden gemacht und darauf eine zum Christentum emporführende Stufenleiter erstellt." Die Bemerkung ist zum wenigstens zweideutig; denn nach Goethes Schema bedeutet die christliche Religion nicht einen Höhepunkt, sondern etwas, „das überwunden werden muß". Über sie hinaus führt die Entwicklung zur vierten Stufe, zur pantheistischen Auffassung des Seins.

Auch hier keine Schablone; jeder Zögling soll entsprechend seiner individuellen Anlage von Stufe zu Stufe geführt werden und keine derselben verlassen, ehe er sie individuell wirklich durchlebt hat. Zur Erleichterung dieses Einlebens werden drei „methodische Kniffe" angewendet:[1]) a) Der Natur der verschiedenen Berufsarten angepaßte sinnliche Zeichen; z. B. dem Geiste der verschiedenen Religionsstufen entsprechend, verschiedene Grußformen, wodurch die Zöglinge jeden Moment auf den Hauptinhalt der betreffenden Religion hingeleitet werden. b) „Symbolischer Anklang." Der Inhalt jeder Religion wird in Bildern anschaulich vorgeführt, die in vier voneinander getrennten Galerien, respektive in drei Galerien und einer Vorhalle, nach bestimmten methodischen Grundsätzen zusammengestellt sind. c) Eigentlicher Religionsunterricht, in welchem den Zöglingen durch belebende Worte die oberste Bedeutung entwickelt und erschlossen wird.

Die leitenden Grundsätze der pädagogischen Provinz lassen sich kurz wie folgt formulieren: Ohne Einschränkung ist der Forderung nachzukommen: Berücksichtigung der individuellen Anlagen! Der Schüler ist zur Selbstbetätigung anzuleiten, und zwar so, daß alle natürlichen Kräfte gefördert werden. Ehrfurcht ist dem Menschen von Natur fremd; ihn dazu zu erziehen, ist Aufgabe der allen Zöglingen gemeinsamen religiös-sittlichen Erziehung. Die Verschiedenheit der menschlichen Anlagen bedingt eine Teilung der Provinz in verschiedene Regionen, in welcher die verwandten Berufsarten vereinigt sind.

Hofwil — „Pädagogische Provinz". Schon durch die bloße Gegenüberstellung mag die Übereinstimmung in den Hauptlinien hervorgetreten sein; dieselben bestimmter zu markieren, setze ich mir als nächstes Ziel. Vorausgehend eine Bemerkung: Wenn auch Übereinstimmungen zu konstatieren sind, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß in bezug auf jede derselben ein genetischer Zusammenhang bestehe, selbst auch dann nicht, wenn erwiesen sein sollte, daß Goethe erst durch die Beschäftigung mit den Fellenbergschen Bestrebungen zur Durchbildung seiner „Pädagogischen Provinz" geführt worden sein sollte. Vor allem wird diese Annahme negiert werden müssen in bezug auf jene Ideen, die als allgemeine Zeitideen zu charakterisieren und darum zunächst auszuscheiden sind. Dazu gehört wohl in erster Linie der Gedanke, daß Erziehung überhaupt notwendig sei. „Gebildete heranzuziehen ist unsere höchste Pflicht" und wird erfüllt durch Förderung aller natürlichen Kräfte. „Öfter entwickeln sie sich besser

[1]) „Ich muß es höchlich billigen", „daß ihr den Kindern diese hohen Lehren erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt." W. Meisters Wanderjahre 2, 1.

von selbst", wird allerdings beigefügt, und die „pädagogische Autorität der Lehrjahre", der Abbé, erklärt, „ein auf eigenen Wegen gehender Mensch sei ihm lieber als andere, die auf fremden Wegen recht wandeln". Geleitet von dem optimistischen Glauben an den schönen Grundzug der menschlichen Natur wird damit die Notwendigkeit der Erziehung negiert; das Schicksal erzieht jeden nach seiner Weise. Aber schon in den Lehrjahren entpuppt sich das die Erziehung Wilhelms leitende Schicksal als bewußt kalkulierende, geheime Gesellschaft. In „Wilhelm Meister" machen sich also nur scheinbar zwei verschiedene Tendenzen geltend. Von höherem, das heißt allgemeinerem Standpunkte aus, wie er in der mehr logisch-didaktischen Ausführung der Wanderjahre zur Geltung kommt, erscheint die Erziehung durch Fremde als Regel, die Selbsterziehung als Ausnahme. „Öfter entwickeln sie sich besser von selbst." Ohne sich dem Vorwurf der Klügelei auszusetzen, darf dieser Gedanke aus dem Zusammenhang heraus wohl so gedeutet werden: Besser sich selbst überlassen und die Entwicklung vom blinden Schicksal geleitet, als in die Fangarme verkehrter pädagogischer Tendenzen geraten; eine Entwicklung ist noch eher möglich.

Einzel- oder Anstaltserziehung? Rousseaus Emil wird isoliert, fern von der menschlichen Gesellschaft erzogen, in der Überzeugung, daß derjenige der beste Diener der Gesamtheit werde, der erst sich selbst zum harmonischen Individuum durchgebildet habe. Die von Allgemein-, respektive Staatsinteressen geleitete Pädagogik betont dagegen, daß auch die sozialen Triebe natürliche und darum zielbewußt zu fördernde Anlagen seien. Der Zögling soll sich deshalb so früh wie möglich als Glied einer größeren Gemeinschaft fühlen lernen; also Erziehung in der pädagogischen Republik, dem verjüngten Bilde der menschlichen Gesellschaft. Mit zäher Energie kämpft Fellenberg für diesen Gedanken, der ebenfalls als Zeitidee zu charakterisieren ist, der auch Goethe huldigt, indem er in der pädagogischen Provinz ein anschauliches Bild eines solchen idealen Unternehmens darlegt, ohne die dabei leitenden Zielpunkte theoretisch klar festzustellen. Die Bemerkung in den Lehrjahren, es sei ein holder, väterlicher Irrtum, „daß sich der Sohn am besten in der Gegenwart des Vaters entwickle", darf vielleicht schon im Sinne der Anerkennung der Anstaltserziehung gedeutet werden. Positiver heißt es in den Wanderjahren, die Anstaltserziehung sei notwendig, weil die Eltern wegen Pflichtenüberladung ihrer Pflicht der Kindererziehung nicht mehr nachkommen können. „Wir müssen tun und dürfen ans Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsere höchste Pflicht."[1])

[1]) W. Meisters Wanderjahre 2, 8.

Dagegen begegnet uns bei Goethe niemals die von Fellenberg z. B. immer wieder betonte, nur als Zeitkrankheitssymptom zu betrachtende Annahme, die Anstaltserziehung sei notwendig, um die Kinder von den verderblichen Einflüssen des verdorbenen Elternhauses fern zu halten.

Daß alle individuellen Anlagen entwickelt werden sollen und daß dies nur möglich sei durch Selbstbetätigung, das sind unstreitbar Zeitideen, weiter auch die Forderung, das Landleben sei für eine erfolgreiche Erziehung Grundbedingung. Rousseau und Fichte fordern landwirtschaftliche Tätigkeit für die zu erziehende Generation. „Durch die landwirtschaftliche Tätigkeit werden die menschlichen Anlagen nicht nur rasch durchgreifend, sondern auch lückenlos entwickelt," bemerkt E. v. Fellenberg[1]) und verlangt deshalb, daß die Vorteile dieser Arbeit so weit wie möglich auch den Söhnen höherer Stände zugänglich gemacht werden. Jeder Zögling der wissenschaftlichen Abteilung hat darum wenigstens einen kleinen Garten zu pflegen, der ihm zu eigen gehört.[2])

Als spezifisch Fellenbergisch möchte ich zunächst den Gedanken einer pädagogischen Provinz überhaupt bezeichnen, einer nach Berufsarten in verschiedene Regionen geteilten pädagogischen Republik, eines zweckmäßig verjüngten Abbildes des Kulturganzen. Für alle Zweige menschlicher Kultur sollen die Zöglinge vorbereitet werden können. Goethe schaltet die dramatische Kunst aus. Ist dieser für den Weimarer Dichterfürsten so eigentümliche Gedanke Fellenbergisches Eigentum? Ich habe keinen direkten Ausspruch Fellenbergs in dieser Richtung finden können. Für Bejahung der Frage spricht aber eine Mitteilung in einem seiner Anstaltsberichte. Darnach ist seiner Leitung ein Knabe aus England übergeben worden, der gegen den Willen der Eltern eine leidenschaftliche Neigung für die Schauspielkunst zur Schau getragen habe, dann aber in der Anstalt vollständig davon geheilt und den Brettern gänzlich entfremdet worden sei. Den sicheren Boden der Tatsachen verlassend, können wir uns spekulierend ausmalen, wie Fellenbergs Sohn auf Goethes Frage nach der Bildungsmöglichkeit einer dramatischen oder schauspielerischen Anlage eine mit der harten Bemerkung Goethes inhaltlich übereinstimmende Antwort gegeben haben würde. Die übrigen Künste: Malerei, Zeichnen und Musik werden auch in Hofwil eifrig gepflegt. „Alle Schüler, die irgendwelche Fähigkeit für Instrumentalmusik besitzen, lernen ein freigewähltes Instrument spielen," schreibt Capo d'Istria in seinem Berichte an Kaiser Alexander S. 19, und bei der Lektüre des folgenden Berichtes denkt man sofort

[1]) Landwirtschaftliche Blätter 1801, S. 59.
[2]) Villevieille, Les instituts de Hofwyl S. 40.

von selbst", wird allerdings beigefügt, und die „pädagogische Autorität der Lehrjahre", der Abbé, erklärt, „ein auf eigenen Wegen gehender Mensch sei ihm lieber als andere, die auf fremden Wegen recht wandeln". Geleitet von dem optimistischen Glauben an den schönen Grundzug der menschlichen Natur wird damit die Notwendigkeit der Erziehung negiert; das Schicksal erzieht jeden nach seiner Weise. Aber schon in den Lehrjahren entpuppt sich das die Erziehung Wilhelms leitende Schicksal als bewußt kalkulierende, geheime Gesellschaft. In „Wilhelm Meister" machen sich also nur scheinbar zwei verschiedene Tendenzen geltend. Von höherem, das heißt allgemeinerem Standpunkte aus, wie er in der mehr logisch-didaktischen Ausführung der Wanderjahre zur Geltung kommt, erscheint die Erziehung durch Fremde als Regel, die Selbsterziehung als Ausnahme. „Öfter entwickeln sie sich besser von selbst." Ohne sich dem Vorwurf der Klügelei auszusetzen, darf dieser Gedanke aus dem Zusammenhang heraus wohl so gedeutet werden: Besser sich selbst überlassen und die Entwicklung vom blinden Schicksal geleitet, als in die Fangarme verkehrter pädagogischer Tendenzen geraten; eine Entwicklung ist noch eher möglich.

Einzel- oder Anstaltserziehung? Rousseaus Emil wird isoliert, fern von der menschlichen Gesellschaft erzogen, in der Überzeugung, daß derjenige der beste Diener der Gesamtheit werde, der erst sich selbst zum harmonischen Individuum durchgebildet habe. Die von Allgemein-, respektive Staatsinteressen geleitete Pädagogik betont dagegen, daß auch die sozialen Triebe natürliche und darum zielbewußt zu fördernde Anlagen seien. Der Zögling soll sich deshalb so früh wie möglich als Glied einer größeren Gemeinschaft fühlen lernen; also Erziehung in der pädagogischen Republik, dem verjüngten Bilde der menschlichen Gesellschaft. Mit zäher Energie kämpft Fellenberg für diesen Gedanken, der ebenfalls als Zeitidee zu charakterisieren ist, der auch Goethe huldigt, indem er in der pädagogischen Provinz ein anschauliches Bild eines solchen idealen Unternehmens darlegt, ohne die dabei leitenden Zielpunkte theoretisch klar festzustellen. Die Bemerkung in den Lehrjahren, es sei ein holder, väterlicher Irrtum, „daß sich der Sohn am besten in der Gegenwart des Vaters entwickle", darf vielleicht schon im Sinne der Anerkennung der Anstaltserziehung gedeutet werden. Positiver heißt es in den Wanderjahren, die Anstaltserziehung sei notwendig, weil die Eltern wegen Pflichtenüberladung ihrer Pflicht der Kindererziehung nicht mehr nachkommen können. „Wir müssen tun und dürfen ans Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsere höchste Pflicht."[1])

[1]) W. Meisters Wanderjahre 2, 8.

Dagegen begegnet uns bei Goethe niemals die von Fellenberg z. B. immer wieder betonte, nur als Zeitkrankheitssymptom zu betrachtende Annahme, die Anstaltserziehung sei notwendig, um die Kinder von den verderblichen Einflüssen des verdorbenen Elternhauses fern zu halten.

Daß alle individuellen Anlagen entwickelt werden sollen und daß dies nur möglich sei durch Selbstbetätigung, das sind unstreitbar Zeitideen, weiter auch die Forderung, das Landleben sei für eine erfolgreiche Erziehung Grundbedingung. Rousseau und Fichte fordern landwirtschaftliche Tätigkeit für die zu erziehende Generation. „Durch die landwirtschaftliche Tätigkeit werden die menschlichen Anlagen nicht nur rasch durchgreifend, sondern auch lückenlos entwickelt," bemerkt E. v. Fellenberg[1]) und verlangt deshalb, daß die Vorteile dieser Arbeit so weit wie möglich auch den Söhnen höherer Stände zugänglich gemacht werden. Jeder Zögling der wissenschaftlichen Abteilung hat darum wenigstens einen kleinen Garten zu pflegen, der ihm zu eigen gehört.[2])

Als spezifisch Fellenbergisch möchte ich zunächst den Gedanken einer pädagogischen Provinz überhaupt bezeichnen, einer nach Berufsarten in verschiedene Regionen geteilten pädagogischen Republik, eines zweckmäßig verjüngten Abbildes des Kulturganzen. Für alle Zweige menschlicher Kultur sollen die Zöglinge vorbereitet werden können. Goethe schaltet die dramatische Kunst aus. Ist dieser für den Weimarer Dichterfürsten so eigentümliche Gedanke Fellenbergisches Eigentum? Ich habe keinen direkten Ausspruch Fellenbergs in dieser Richtung finden können. Für Bejahung der Frage spricht aber eine Mitteilung in einem seiner Anstaltsberichte. Darnach ist seiner Leitung ein Knabe aus England übergeben worden, der gegen den Willen der Eltern eine leidenschaftliche Neigung für die Schauspielkunst zur Schau getragen habe, dann aber in der Anstalt vollständig davon geheilt und den Brettern gänzlich entfremdet worden sei. Den sicheren Boden der Tatsachen verlassend, können wir uns spekulierend ausmalen, wie Fellenbergs Sohn auf Goethes Frage nach der Bildungsmöglichkeit einer dramatischen oder schauspielerischen Anlage eine mit der harten Bemerkung Goethes inhaltlich übereinstimmende Antwort gegeben haben würde. Die übrigen Künste: Malerei, Zeichnen und Musik werden auch in Hofwil eifrig gepflegt. „Alle Schüler, die irgendwelche Fähigkeit für Instrumentalmusik besitzen, lernen ein freigewähltes Instrument spielen," schreibt Capo d'Istria in seinem Berichte an Kaiser Alexander S. 19, und bei der Lektüre des folgenden Berichtes denkt man sofort

---

[1]) Landwirtschaftliche Blätter 1801, S. 59.
[2]) Villevieille, Les instituts de Hofwyl S. 40.

an das von Goethe geschilderte Fest in der Region der Instrumentalmusik: „Die Zöglinge bildeten mit den musikalischen Lehrern und Gliedern der Fellenbergschen Familie einen Verein, welcher sich regelmäßig in späteren Jahren, als er in seiner höchsten Blüte stand, sogar zweimal wöchentlich zu musikalischen Abendunterhaltungen, einmal für Blasinstrumente, das andere Mal für das Orchester und die Vokalmusik versammelte." [1])

In Goethes Provinz bildet die Musik das „Element" der Erziehung, „denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten". Der Gesang ist „die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst, was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntnis wird auf dem Wege des Gesanges mitgeteilt". „Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder, jedem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben." [2]) Diese die Stellung des Gesanges in der pädagogischen Provinz charakterisierenden Worte gelten cum grano salis auch für Hofwil. So berichtet Wehrle, der Leiter der Armenschule: „Zuerst sang ich mit ihnen ohne Noten kleine, leichte und faßliche Verse und Liedchen, und das bald daheim, bald auf dem Feld, bald anderswo, wo es sich immer schickte." [3]) Gesang gehört zum ersten Unterricht; nach kaum elfmonatlichem Aufenthalt können die Armenschüler bereits „mit Kenntnis der einfachen Ton- und Taktverhältnisse und ihrer Zeichen singen". [4])

Oben habe ich jene Stelle herausgehoben, die zeigt, wie man in der pädagogischen Provinz die größte Sorgfalt darauf verwendet, die Eigenart eines neueintretenden Zöglings zu erforschen. Ebenso wird in Hofwil verfahren. „Sobald ein neuer Zögling unserer Führung anvertraut ist, suchen wir zuerst ihn in seinen Eigenheiten kennen zu lernen und den Zustand seines Gedankenkreises zu erforschen," schreibt Fellenberg in dem „Vorläufigen Bericht" von 1811 S. 17. [5]) Weiterhin wurde die Individualität soweit berücksichtigt, daß in Hofwil beinahe jeder Schüler seinen besonderen Stundenplan besaß. [6])

Jede Provinz-Region feiert am Schlusse des Schuljahres ein ihrer Eigenart entsprechendes Schlußfest mit Aufführungen mannigfachster Art; dem Fernerstehenden wird dadurch ein Einblick in die

---

[1]) Pabst, Theoder Müller 2, 51. Vgl. ebenda 2, 109.
[2]) W. Meisters Wanderjahre 2, 1.
[3]) Bericht Reuggers 1815, S. 13.
[4]) Landwirtschaftliche Blätter 1810, S. 90.
[5]) Vergleiche auch den Brief Fellenbergs an Lady Noel Byron.
[6]) Pabst 2, 50.

Leistungsmöglichkeit der Anstalt gestattet. — Solche Jahresschlußfeiern wurden von Fellenberg in größtem Maßstabe veranstaltet. „Überaus glänzend und in seinen Folgen groß" war das Fest von 1810. „Mehrere tausend Menschen waren dazu von Nah und Fern herbeigeströmt, darunter viele berühmte und angesehene Namen, unter anderem auch die Kaiserin von Rußland. Drei Tage lang dauerte das Fest; landwirtschaftliche Übungen, Vorträge und Festreden wechselten mit Gesang, Tanz und Volksspiel; überall war etwas zu sehen, überall Erstaunen, Bewunderung, Freude." „Alle Zeitungen Europas sprachen damals von diesem herrlichen Volksfeste im wahren Sinne des Wortes." [1])

Das Preissystem findet in der pädagogischen Provinz keinen Platz. Kein Schüler sucht nur um eines Preises willen sein Bestes zu leisten; überall ein freudiges Wirken aus innerstem Antriebe. Capo d'Istria hebt in seinem Berichte über Hofwil S. 20 besonders hervor, daß es da „keine Preise, keine Medaillen, keine Ränge" gebe.

Die Religion bilde den Mittelpunkt der Erziehung, sie sei Regulator im Widerstreit individueller Gefühle; das ist vollständig Zeitidee, wie auch der Gedanke, das Menschengeschlecht habe eine sittlich-religiöse Entwicklung durchgemacht, die der Einzelne nochmals durchleben müsse: Herder, Lessing ꝛc. Möglich, allerdings nur möglich, ist dagegen die Annahme, das Goethesche Ehrfurcht-Schema gehe auf einen Fellenbergschen Gedankengang zurück. Auch Fellenberg fordert Ehrfurcht, „Ehrfurcht vor dem ewigen und unveränderlichen, allerhöchsten, heiligsten und gerechtesten Wesen, dem nichts verborgen ist"; Ehrfurcht, „nicht Schreck und Angst vor dem allmächtigen, gerechten Gesetzgeber und Herrn, nicht knechtisches Zittern bloß vor den Strafen Gottes"; „der Anblick der Allvollkommenheit Gottes treibt uns sofort zur Ehrfurcht, zur Gottesfurcht ꝛc." Allerdings findet sich sein hohes Lied der Ehrfurcht erst in einem Vortrage von 1822;[2]) aber schon seinem Vortrage von 1819 über den nämlichen Gegenstand liegt ein dreiteiliges Schema zugrunde: Liebe zu Gott, zum Nächsten und zu sich selbst. Als erste Stufe religiöser Entwicklung bezeichnet er schon hier eine natürliche Religion, wie sie sich im Geschicke der Völker offenbare; für alle Schüler ist deshalb ein Kurs der natürlichen Religion obligatorisch, damit sie zunächst zur Erkenntnis einer übernatürlichen Leitung geführt werden. Als zweite Stufe bezeichnet Fellenberg eine in der Person Christi am reinsten zur Darstellung kommende Religion der Weisen. Aber noch höher in der Entwicklungsreihe steht die eigentlich christliche Religion mit der

---

[1]) Hamm, E. v. Fellenberg S. 18.
[2]) E. v. Fellenberg, Darstellung des religiösen Bildungsganges S. 69, 16.

Forderung universeller Liebe; also ethnische, philosophische und christliche Religion.

In der pädagogischen Provinz sollen die Zöglinge an der Geschichte des israelitischen Volkes in die natürliche Religion eingeführt werden; die Geschichte anderer Völker wird nur zur Vergleichung herangezogen. Ebenso in Hofwil: Zunächst ist die Offenbarung aufzudecken, „die in der Geschichte sich zeigt"; „wir suchen uns zu bereichern in merkwürdigen Vergleichungspunkten."[1]) In der Provinz wie in Hofwil werden zur Einführung in die verschiedenen Religionsstufen die Ideen veranschaulichende Bilder verwendet; da wie dort ist der eigentliche Religionsunterricht dem Fremden unzugänglich; es ist die heilige Domäne der Anstalt, welche durch Blicke Uneingeweihter nur gestört, in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden könnte.[2])

Auch in der äußeren Organisation ist die Übereinstimmung auffallend. Fellenberg, die Seele des Unternehmens, hat zwei Inspektoren neben sich; also eine dreiteilige Direktion mit einer Menge von untergeordneten Aufsichtsbeamten. An der Spitze der ebenso hierarchisch gegliederten Provinzorganisation stehen „die Dreie"; „sie zusammen stellen den Obern vor".[3])

Bildet nicht auch das Gelände von Hofwil den landschaftlichen Hintergrund der pädagogischen Provinz? Wilhelm und Felix machen sich auf den Weg „und fanden glücklich die Grenzen der Provinz". „Beim ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höheren Bergen die Schafzucht, in weiten Talflächen die Viehzucht begünstigt. Es war kurz vor der Ernte und alles in größter Fülle."[4]) In dem „Vorläufigen Berichte" von 1811, den Goethe besaß, wird Hofwil wie folgt gezeichnet: Es „liegt nordwärts von Bern zwei Stunden, inmitten einer Hügelkette, die sich unterbrochen von Tälern voller Seen, Flüssen und Bächen, zwischen Nord und West zum Juragebirge, zwischen Süd und Ost zu den Alpen hinzieht. Es hat die Aussicht auf die hohen Gebirge. Die Hügel in der Nähe .... sind teils bewaldet, teils mit Wiesen und Feldern bedeckt". „Die Felder von Hofwil mit der darin herrschenden Betriebsamkeit sind bekannt genug."[5]) Zugegeben, daß die Goethesche Beschreibung der Provinz für jede Hügel-, respektive Gebirgslandschaft in Anspruch genommen werden kann. Die Annahme, ihm habe aber landschaftlich doch Hofwil, das heißt eine Gegend im schweizerischen Mittellande dabei vorgeschwebt,

---

[1]) E. v. Fellenberg, Darstellung des religiösen Bildungsganges 16, 18.
[2]) Billevieille, Les instituts de Hofwyl S. 23.
[3]) W. Meisters Wanderjahre 2, 1.
[4]) W. Meisters Wanderjahre 2, 1.
[5]) „Vorläufiger Bericht", S. 8.

wird bestärkt, wenn wir das landschaftliche Bild der Wanderjahre überhaupt ins Auge fassen. Nach zweitägigem Aufenthalt verläßt Wilhelm die Anstalt, schreitet „durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd immer weiter, bis die herrliche Talgegend sich ihm eröffnet". In Gesellschaft des jungen Malers kommt er in die Lande Mignons, das heißt zu den oberitalienischen Seen,[1]) wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, so manches abzuschließen gedachte. Nach Jahresfrist kehrt er wieder in die Anstalt zurück und kommt dabei „über Auen und Wiesen, umgeht auf trockenem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuschte als waldige Hügel, überall freie Umsicht über einen wenig bewegten Boden".[2]) Haben wir bei dieser Schilderung nicht an eine Reise aus dem schweizerischen Mittellande, also Hofwil, über die Alpen nach den oberitalienischen Seen und zurück zu denken? Die eingeschobene Beschreibung des Wildheuerlebens widerstrebt dieser Annahme wohl nicht, bestätigt sie eher. Und im Zusammenhang betrachtet, ist vielleicht auch die weitere Tatsache nicht ganz ohne Bedeutung, daß Goethe im dritten Buche der Wanderjahre der Zürichsee vorgeschwebt zu haben scheint.[3])

Damit glaube ich, jene Momente der Provinz Goethes hervorgehoben zu haben, in denen das Hofwiler Unternehmen erkennbar durchleuchtet. Möglich bleibt zwar, daß dies bei weiteren Gedanken der Provinz der Fall ist; aber es ist mir nicht gelungen, hierfür bestimmte Anhaltspunkte zu finden. Zudem berechtigt wohl schon das angeführte Material zur Behauptung, Goethes Provinz stimme sachlich in Haupt- und Nebenzügen mit dem Bilde des Hofwiler Unternehmens überein, so daß sich als Resultat der bisherigen Untersuchung ergibt: Äußere und innere Momente beweisen die Richtigkeit der Krausschen Vermutung, Goethe habe bei der Abfassung der pädagogischen Provinz das Fellenbergsche Institut vorgeschwebt.

II.

„Lebenstätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt," so lautet ein leitender Gedanke der pädagogischen Provinz, der auch in Hofwil volle Anerkennung gefunden hatte. So lesen wir in dem Berichte über die Armenerziehung in Hofwil: „Die Knaben werden beständig unterrichtet; denn bei den meisten Arbeiten können, ohne denselben viel zu schaden, indem man ohnedies immer plaudern und reden will, allerhand nützliche Übungen

---

[1]) Siehe Gespräche mit Eckermann 1822, 24. Februar.

[2]) W. Meisters Wanderjahre 2, 9.

[3]) Bertheau, Goethe und seine Beziehung zur schweizerischen Baumwollindustrie.

vorgenommen und fast jedes Gespräch dahin gelenkt werden, daß es bildet;" „es läßt sich mit allen Beschäftigungen Unterricht verwenden."

Fellenberg betont immer und immer wieder, in seiner Anstalt mache sich ein ungezwungener Geist der Freiheit und Fröhlichkeit geltend. Dessenungeachtet kann man sich doch die Gestalt des Felix nicht gut in das Hofwiler Leben hineindenken, und reitende Grammatiker, „unter welchen sogar einige Pedanten sind", kennt Hofwil kaum. Übrigens die Gestalt des Felix hebt sich auch aus dem Zusammenhang der „pädagogischen Provinz" heraus. Die breite Basis derselben wird gebildet durch die mehr sachliche Darstellung, durch ein beschreibendes Bild der Anstalt. Nur einer der Gedanken hat in der individuell gezeichneten Figur eines Zöglings scharfes Relief erhalten; aus der Bleistiftskizze ist eine Gestalt mit Hilfe des Farben, Licht und Schatten gebenden Pinsels lebensvoll herausgearbeitet; also technisch zwei wohl zu unterscheidende Teile: Dort spricht der von methodischen Erwägungen geleitete Erzieher, hier der ungebändigte Tätigkeitstrieb des Zöglings. Im Erscheinungsjahr der Wanderjahre hat der Breslauer Gymnasialrektor Kayßler in einem Schulprogramm die Goethesche Pädagogik mit der Platonischen verglichen, was ihm die Goethesche Bemerkung eintrug: „Ernst und gründlich wie es einem Erzieher wohl geziemt." Dieser Ausdruck kann, cum grano salis gefaßt, die den ersten Teil der Provinz beherrschende Stimmung bezeichnen: ein gewisses Schablonisieren; ein gewisser unvermeidlicher Mechanismus; die Zöglinge ernst und ruhig am Gängelbande der didaktischen Ideen festgehalten. Diesem etwas kalten Stimmungsakkord steht ein zweiter gegenüber, ein Klang ungezwungener Fröhlichkeit, ungebändigter Lebenslust. Die Gestalt des Felix bildet den lebengebenden Einschlag in den didaktischen Zettel. (Ob und wie diese beiden Teile zum einheitlichen Gesamtbilde verarbeitet sind, diese Frage hat uns hier nicht zu beschäftigen.) Hat Fellenberg zu letzterem auch manchen Faden geliefert und muß auch das Rohmaterial des Einschlages, das heißt der logische Grundgedanke zu den Fellenbergschen Ideen gezählt werden, so hat die Figur des Felix mit Hofwil scheinbar nichts zu tun. Man denkt dabei mit Langguth[1]) an Goethes Sohn August oder an sein „pädagogisches Meisterwerk" Fritz von Stein.[2]) Ich möchte aber auch dies bezweifeln und fragen, ob nicht anderes oder wenigstens noch anderes Blut in seinen Adern rollt, ob dem Realisten Goethe bei der Gestalt des Felix nicht noch eine andere Gestalt vorgeschwebt habe.

---

[1]) Langguth, Goethes Pädagogik 186.
[2]) Ebenda 57, 69.

Goethe beschäftigte sich nämlich während jener Tage, an welchem die Provinz redigiert worden ist, sehr lebhaft mit der Biographie des Schweizer Hauptmanns Salomon Landolt von Heß[1]). Der Züricher Oberst, der ehemalige Landvogt von Greifensee, war Goethe persönlich bekannt. So lesen wir in der Totentafel der Annalen von 1820: „Des Schweizer Hauptmanns Landolts Biographie von Heß, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerten Anschauung und Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Exzentrizitäten, die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an den Märchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergötzt. Hier fand ich nun jene früheren Tage wieder hervorgehoben und konnte ein solches psychisches Phänomen um so eher begreifen, als ich seine persönliche Gegenwart und die Umgebung, wo ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hilfe rief." In den Abschnitten der Heßschen Biographie über Landolts Jugend fühle ich die nämliche Stimmung, die die Gestalt des Felix belebt. Allerdings eine subjektive Beobachtung, die vielleicht nicht stichhält. Die Übereinstimmung liegt aber nicht nur in der Stimmung, sondern auch in der äußeren Erscheinung. Hier der unermüdliche, ungebändigte Tätigkeitstrieb des Felix, der in Gesellschaft der „reitenden Grammatiker" wie ein Fohlen sich mit den Fohlen herumtummelt, dessen Erziehung geleitet wird von dem Grundsatz, daß Arbeit und Unterricht Hand in Hand zu gehen haben — dort der junge Salomon Landolt, „immer vorzugsweise im Freien lebend und doch dabei bedacht, seinen Geist mit nützlichen Dingen zu beschäftigen"[2]), „dessen Studierstube" „die weite Natur in Feld und Wald, auf flüchtigem Gaul"[3]) war, dessen Kunstsinn sich im Freien mächtig entwickelte, so daß er es in der Ausübung der bildenden Kunst zu einer anerkennenswerten Fertigkeit gebracht hatte[4]). Sind das nicht die nämlichen Farbentöne? Heißt die Gestalt, die Goethe für seinen Felix benutzt, nicht Salomon Landolt, Landvogt von Greifensee? Leise er-

[1]) Tagebuch 1820. 11. Dezember: Beschäftigung mit den Wanderjahren. — Schreiben von Heß aus Zürich, mit Landolts Biographie; ein Stück davon gelesen. 12. Dezember: Mit John die pädagogische Provinz zu den Wanderjahren redigiert. — Landolts Biographie von David Heß. 13. Dezember: Wanderjahre fortgesetzt. Pädagogische Provinz. — Abschnitt des Landoltischen Lebens. 14. Dezember: Schema der Wanderjahre fortgesetzt und Ausbildung desselben. — Am Landoltischen Leben fortgelesen. 18. Dezember: Landolts Leben weiter gelesen.

[2]) Heß, Landolt 29.

[3]) Ebenda 211.

[4]) Ebenda 27.

tönt so in Goethes Abendwerk ein Klang, der dann Gottfried Keller zu poetischem Schaffen begeistern sollte.

Dieser zweite Teil meiner Arbeit steht auch in einem gewissen inneren Zusammenhang mit dem ersten; er unterstützt die Annahme, daß Goethe bei der Ausarbeitung der pädagogischen Provinz wirklich Hofwil in der Schweiz vorgeschwebt habe. Lautet nämlich Felixens eigentlicher Name Salomon Landolt, dessen Erinnerungsbild Goethe mit den Worten begleitet: „ein wundersamstes Menschenkind, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte," so kann die Anstalt, in der unser Weimarer Zögling nach solchen Grundsätzen erzogen wird, „vielleicht auch nur in der Schweiz" zu finden sein.

III.

Das Resultat der Untersuchung läßt sich in zwei Sätze zusammenfassen: 1. Äußere und innere Momente berechtigen zur Annahme, Goethe habe bei der Abfassung der pädagogischen Provinz das Fellenbergsche Institut zu Hofwil, Kanton Bern, vorgeschwebt; 2. die Gestalt des Felix scheint in einem gewissen Zusammenhang zu stehen mit der Gestalt des „Landvogt von Greifensee", das heißt mit der Biographie des Schweizer Hauptmanns Landolt von Heß.

Von hier aus sei mir noch ein kurzer Ausblick gestattet. Wie ich letzthin mit einem Literaturfreunde auf diese Ergebnisse zu sprechen kam, bemerkte er ironisch lächelnd: „Damit hat nun die Literatur viel gewonnen! Es ist doch gleichgültig, ob die Provinz-Gedanken von Fellenberg, von Hans oder Heini stammen!" Wohl richtig, die Literatur gewinnt durch solche Untersuchungen nichts, gewinnen kann durch solche Kleinarbeiten nur die Literaturgeschichte und von ihr aus gesehen ist es keineswegs gleichgültig, daß für die Provinz Goethes ein realer Hintergrund vorhanden ist, daß wir es also nicht mit einem Wolkenkuckucksheim, nicht mit einer Utopie zu tun haben. Die „Seele" des Dichters ist einem belebenden, erfrischenden Bade vergleichbar, aus dem die Ideen (im weitesten Sinne des Wortes als Inbegriff von Wahrnehmungen, Anschauungen, Begriffen ꝛc.) in neuer Form in die Erscheinung treten. Dieser Akt der Neubelebung und Neuformung vollzieht sich eigentlich unbewußt. Es ist eine Urtat psychischen Lebens und bietet dem Seziermesser der Analytiker vielleicht unübersteigbare Schwierigkeiten. Wollen wir ermessen, was der Dichter in seinem Werke subjektiv geleistet hat, welche Eigenart das dichterische Seelenbad besitzt, so müssen wir indirekt forschend das entstandene Werk mit dem Rohmaterial vergleichen. Wir werden dabei beobachten, daß er hier mit scharfem

Messer radikal geschnitten, dort nur leise poliert, hier zugesetzt, dort amputiert hat usw. Durch genaues Studium aller dieser einzelnen Tatsachen werden wir seine künstlerischen Prinzipien feststellen können, die bewußt oder unbewußt gewirkt haben. Nur solche empirische, minutiöse Untersuchungen werden ermöglichen, die Schaffensart, die künstlerische Note des Dichters festzustellen und durch Vergleichung der Schaffensart aller Dichter allmählich vielleicht zu allgemeinen Prinzipien literarischen Arbeitens, zu einer Ästhetik der Literatur, zu einer immanenten Poetik zu gelangen. Voraussetzung bleibt allerdings eine genaue Kenntnis sowohl der Werke an sich wie auch des Rohmaterials, das heißt Textkritik und Quellenkunde müssen vorausgehen.

Eine immanente, empirische Poetik ist wohl ein Ziel, aber nicht das Ziel der Literaturgeschichte. Je tiefer man in die Geschichte menschlichen Geisteslebens eindringt, desto mehr scheint man sich der Einsicht zuwenden zu müssen, daß sich die Menschen immer und immer wieder mit den nämlichen Problemen beschäftigt haben und beschäftigen. In neuer Hülle keimt immer wieder die alte Lebenskraft: „Und es geschieht nichts neues unter den Sonnen." Der Reiz historischen Forschens besteht aber darin, zu sehen, wie diese durch die Jahrtausende sich hinschlängelnden Probleme individuelle Lösungen gefunden haben, das heißt wie die in den Problemen zusammenwirkenden Gedankenfäden, respektive Ideen, neu verknüpft, individuell kombiniert und wie sie dargestellt worden sind. So ist z. B. das Erziehungsproblem so alt wie das Menschengeschlecht. Jahrtausende schon hat es die Menschheit beschäftigt, ehe irgend ein Geist darauf gekommen, dasselbe in der Form eines Romans künstlerisch zu verarbeiten. Ein anderer hat dann das nämliche getan und Dutzende sind vielleicht auf diesem neuen Pfade gefolgt. Die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte besteht nun wohl darin, solche literarische Formen zu studieren, zu verfolgen, welche Nuancierungen sie im Laufe der Zeit erfahren haben. Hierfür bildet aber die Kenntnis der Formprinzipien, also die immanente Poetik die Grundlage. Während diese das künstlerische Schaffen als Gegenstand der Untersuchung besitzt, faßt jene das Geschaffene, die in dem Kunstwerk sich offenbarende Kunstform ins Auge. Es sind also drei verschiedene Ziele, drei aufeinanderfolgende Stufen literarhistorischen Arbeitens zu unterscheiden: 1. Textkritik und Quellenkunde. 2. Immanente Poetik als Resultat der Analyse literarischen Arbeitens. 3. Als Oberbau die Literaturgeschichte, die Darstellung der Entwicklung literarischer Formen.

Diese Momente werden nicht immer auseinandergehalten; darin besteht nach meinem Dafürhalten der Hauptfehler unserer „Literatur-

tönt so in Goethes Abendwerk ein Klang, der dann Gottfried Keller zu poetischem Schaffen begeistern sollte.

Dieser zweite Teil meiner Arbeit steht auch in einem gewissen inneren Zusammenhang mit dem ersten; er unterstützt die Annahme, daß Goethe bei der Ausarbeitung der pädagogischen Provinz wirklich Hofwil in der Schweiz vorgeschwebt habe. Lautet nämlich Felixens eigentlicher Name Salomon Landolt, dessen Erinnerungsbild Goethe mit den Worten begleitet: „ein wundersamstes Menschenkind, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte,“ so kann die Anstalt, in der unser Weimarer Zögling nach solchen Grundsätzen erzogen wird, „vielleicht auch nur in der Schweiz“ zu finden sein.

III.

Das Resultat der Untersuchung läßt sich in zwei Sätze zusammenfassen: 1. Äußere und innere Momente berechtigen zur Annahme, Goethe habe bei der Abfassung der pädagogischen Provinz das Fellenbergsche Institut zu Hofwil, Kanton Bern, vorgeschwebt; 2. die Gestalt des Felix scheint in einem gewissen Zusammenhang zu stehen mit der Gestalt des „Landvogt von Greifensee“, das heißt mit der Biographie des Schweizer Hauptmanns Landolt von Heß.

Von hier aus sei mir noch ein kurzer Ausblick gestattet. Wie ich letzthin mit einem Literaturfreunde auf diese Ergebnisse zu sprechen kam, bemerkte er ironisch lächelnd: „Damit hat nun die Literatur viel gewonnen! Es ist doch gleichgültig, ob die Provinz-Gedanken von Fellenberg, von Hans oder Heini stammen!“ Wohl richtig, die Literatur gewinnt durch solche Untersuchungen nichts, gewinnen kann durch solche Kleinarbeiten nur die Literaturgeschichte und von ihr aus gesehen ist es keineswegs gleichgültig, daß für die Provinz Goethes ein realer Hintergrund vorhanden ist, daß wir es also nicht mit einem Wolkenkuckucksheim, nicht mit einer Utopie zu tun haben. Die „Seele“ des Dichters ist einem belebenden, erfrischenden Bade vergleichbar, aus dem die Ideen (im weitesten Sinne des Wortes als Inbegriff von Wahrnehmungen, Anschauungen, Begriffen ꝛc.) in neuer Form in die Erscheinung treten. Dieser Akt der Neubelebung und Neuformung vollzieht sich eigentlich unbewußt. Es ist eine Urtat psychischen Lebens und bietet dem Seziermesser der Analytiker vielleicht unübersteigbare Schwierigkeiten. Wollen wir ermessen, was der Dichter in seinem Werke subjektiv geleistet hat, welche Eigenart das dichterische Seelenbad besitzt, so müssen wir indirekt forschend das entstandene Werk mit dem Rohmaterial vergleichen. Wir werden dabei beobachten, daß er hier mit scharfem

Messer radikal geschnitten, dort nur leise poliert, hier zugesetzt, dort amputiert hat usw. Durch genaues Studium aller dieser einzelnen Tatsachen werden wir seine künstlerischen Prinzipien feststellen können, die bewußt oder unbewußt gewirkt haben. Nur solche empirische, minutiöse Untersuchungen werden ermöglichen, die Schaffensart, die künstlerische Note des Dichters festzustellen und durch Vergleichung der Schaffensart aller Dichter allmählich vielleicht zu allgemeinen Prinzipien literarischen Arbeitens, zu einer Ästhetik der Literatur, zu einer immanenten Poetik zu gelangen. Voraussetzung bleibt allerdings eine genaue Kenntnis sowohl der Werke an sich wie auch des Rohmaterials, das heißt Textkritik und Quellenkunde müssen vorausgehen.

Eine immanente, empirische Poetik ist wohl ein Ziel, aber nicht das Ziel der Literaturgeschichte. Je tiefer man in die Geschichte menschlichen Geisteslebens eindringt, desto mehr scheint man sich der Einsicht zuwenden zu müssen, daß sich die Menschen immer und immer wieder mit den nämlichen Problemen beschäftigt haben und beschäftigen. In neuer Hülle keimt immer wieder die alte Lebenskraft: „Und es geschieht nichts neues unter den Sonnen." Der Reiz historischen Forschens besteht aber darin, zu sehen, wie diese durch die Jahrtausende sich hinschlängelnden Probleme individuelle Lösungen gefunden haben, das heißt wie die in den Problemen zusammenwirkenden Gedankenfäden, respektive Ideen, neu verknüpft, individuell kombiniert und wie sie dargestellt worden sind. So ist z. B. das Erziehungsproblem so alt wie das Menschengeschlecht. Jahrtausende schon hat es die Menschheit beschäftigt, ehe irgend ein Geist darauf gekommen, dasselbe in der Form eines Romans künstlerisch zu verarbeiten. Ein anderer hat dann das nämliche getan und Dutzende sind vielleicht auf diesem neuen Pfade gefolgt. Die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte besteht nun wohl darin, solche literarische Formen zu studieren, zu verfolgen, welche Nuancierungen sie im Laufe der Zeit erfahren haben. Hierfür bildet aber die Kenntnis der Formprinzipien, also die immanente Poetik die Grundlage. Während diese das künstlerische Schaffen als Gegenstand der Untersuchung besitzt, faßt jene das Geschaffene, die in dem Kunstwerk sich offenbarende Kunstform ins Auge. Es sind also drei verschiedene Ziele, drei aufeinanderfolgende Stufen literarhistorischen Arbeitens zu unterscheiden: 1. Textkritik und Quellenkunde. 2. Immanente Poetik als Resultat der Analyse literarischen Arbeitens. 3. Als Oberbau die Literaturgeschichte, die Darstellung der Entwicklung literarischer Formen.

Diese Momente werden nicht immer auseinandergehalten; darin besteht nach meinem Dafürhalten der Hauptfehler unserer „Literatur-

geschichten". Man sehe einmal näher zu, man beachte, wie Gedanken über die Schaffensart eines Dichters mit Bemerkungen über die Kunstwerke als solche in buntem Zufallsspiele durcheinanderwirbeln. Hat vielleicht dieser Mangel logischer Sauberkeit, der Mangel der Kenntnis der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen das auf Seiten Unbeteiligter oft Kopfschütteln verursachende Treiben so vieler sogenannter „Literaturhistoriker" zur Folge? Literaturgeschichte eine Wissenschaft! Ja oder nein? Trotz Schopenhauer ja! Warum kann es dann aber vorkommen, daß z. B. in einer Literaturgeschichte Seiten und Seiten dem Rationalisten Gottsched gewidmet werden, während der Dichter Nietzsche kaum eines Wortes gewürdigt wird? — Die Literaturgeschichte ist noch nicht so weit gediehen. — Gut — wie ist es aber möglich, daß hier der Verfasser eines Werkes als Dichter gepriesen, dort als erbärmlicher Schreibhandwerker charakterisiert wird, dem jede Eigenschaft eines Dichters mangle? Sind diese Urteile nicht reine subjektive Gefühlsurteile, wie sie wohl dem produktiven Literaturkritiker, aber nicht dem wissenschaftlich-tätigen Literaturhistoriker zustehen, der das Bestehende ohne Rücksicht auf individuelle Neigungen zu verstehen sucht, prüft und entsprechend sachlicher Notwendigkeit zusammenstellt und verarbeitet? Gefühlsurteile begründen keine Wissenschaft. Soll die Literaturgeschichte den Charakter der Willkürlichkeit verlieren, so müssen sichere Normen des Urteils geschaffen werden, wie sie nur eine immanente Poetik zu bieten imstande ist.

Meine Aufgabe war eine reine Quellenfrage. Wie sich dieser Arbeit die weitere literarhistorische Verarbeitung der pädagogischen Provinz anschließt, möchte ich gestützt auf obige Ausführungen nur kurz andeuten. 1. In bezug auf die Analyse dichterischen Arbeitens muß wohl in erster Linie festgestellt werden, daß wir es nicht mit einem rein spekulativen Phantasiegebilde zu tun haben, wie gewöhnlich angenommen wird,[1]) sondern mit einer dichterisch freien Schilderung eines realen Seins; Goethe als Realist. Weiter wäre zu registrieren, daß Goethe seine pädagogischen Anschauungen in der Form eines anschaulichen Bildes vorführt und beinahe ganz darauf verzichtet, die Einrichtungen auch theoretisch, logisch-didaktisch zu begründen; also An-

---

[1]) Langguth, Goethes Pädagogik 122: „Mit dem Eintritt in die Provinz wird die Figur des Felix eine utopische." S. 263: „Wir bemerken ferner, daß in der pädagogischen Provinz nicht sowohl die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts utopisch sind, als die Einrichtungen." R. M. Meyer, Goethe 485: „Dagegen schildern der zweite Teil „die pädagogische Provinz" und der dritte der Wanderbund, erzieherische Utopien." Ebenda 490: „Nimmt man indes diese Utopie (die pädagogische Provinz) lediglich symbolisch, so enthält sie freilich der Weisheit übergenug.

schauung, keine Theorie ꝛc. 2. Die pädagogische Provinz repräsentiert eine Behandlung des Erziehungsproblems in Romanform. Hat Goethe damit eine neue Form, den Erziehungsroman geschaffen? oder folgt er hier, bewußt oder unbewußt, schon längst geschaffenen Fußstapfen? Hat er Nachfolger gefunden? Welche Unterschiede lassen sich dabei feststellen? Das Resultat dieser empirischen Untersuchungen wird ein Beitrag sein zur Geschichte des Erziehungsromans und dieser ein Beitrag zur Geschichte der Literatur. Damit will ich die noch zu lösende Aufgabe keineswegs vollständig, sondern nur in Richtlinien vorgezeichnet haben. Es handelte sich für mich dabei nur darum, die Resultate meiner Arbeit objektiv richtig einzuschätzen:

Wie groß du für dich seist, vorm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als Kleinstes wichtig.

Wilhelm von Burgsdorff.

Von Alfons Fedor Cohn in Berlin.

Die Literaturgeschichte, die nur die Geschichte der Produktion gibt, bedarf zu ihrer Ergänzung einer Geschichte der Rezeption. Sie beschränkt sich nicht mehr allein auf den Autor und sein Werk; sie schildert auch das Publikum, an das er dachte, und das, auf das er wirkte. Und dieser Aufgabe wird am ersten ein individualisierendes, psychologisches Verfahren dienen, angewandt auf Charaktere, deren Bildung ein wesentliches, nicht fortzudenkendes Element aus vergangener oder gleichzeitiger Produktion empfangen haben, weniger dagegen eine statistische Sammelarbeit, die aus einer möglichst großen Anzahl unpersönlicher, Lob oder Tadel spendenden Kritiken oder gar aus Geschäftsbüchern und Kassenrapporten ein Bild literarischer Wirkung geben möchte; eine Arbeit, die nur als Anhang zur eigentlichen in Frage kommt.

In diesem Sinne könnte der Versuch, das Leben eines Rezeptiven, wie Wilhelm von Burgsdorffs, zu beschreiben, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik und ihrer Zeit sein. Die Spezialgeschichte kennt ihn als frühen Freund und Förderer Ludwig Tiecks, als nahen Vertrauten der Familie Wilhelm von Humboldts, als einen der Ersten, die Rahels Eigenart verstanden. Und eigentlich mehr zu ihrem Ruhme ist es, als um seiner selbst willen, daß sich Burgsdorffs Porträt mit in der „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel“ findet, die Varnhagen 1836 herausgab. Mit jener Ein-

schränkung jedoch stellte Varnhagens Skizze, die er durch den fragmentarischen Abdruck vierer Briefe an Rahel ergänzte, die einzige, selbständige Würdigung Burgsdorffs bisher dar, wenn man von H. Hettners viel späterer Notiz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" absieht. Daß die Arbeit Varnhagens selbst aber ihre Aufgabe damit nicht erschöpft sah, verriet der Wunsch ihrer Schlußworte: „Es würde höchst interessant sein, könnte sein Leben ausführlich geschildert werden, nach seinen äußern Vorgängen und innern Stimmungen."

Die nachfolgende Skizze kann nicht die Absicht haben, diese Aufgabe bereits zu lösen. Nur gelegentlich mag die Tatsachenaufzählung bei den Punkten verweilen, von denen aus später sich tiefer in die eigentliche Geistesgeschichte eindringen ließe. Zunächst soll hier nur das Material zusammengestellt werden, welches sich zwar seit Varnhagens Vorarbeit, mit jedem neuen Quellendrucke, außerordentlich vermehrt hat, aber doch für gewisse Partien fragmentarisch bleibt und bleiben wird. Dazu das Ungedruckte. Hier war es zunächst das unbezeichnete Journal über Burgsdorffs beide englische Reisen im Tieckschen Nachlaß der Berliner Königlichen Bibliothek, das ein erstes Interesse für den leicht feststellbaren Autor weckte. Von seinen Briefen an Rahel ist ferner viel Schönes und Wichtiges, wohl das Meiste erhalten und auch die Briefe an Karl Gustaf von Brinkman, deren der Empfänger eine stattliche Sammlung bewahrt hat, sekundieren jenen ergänzend und bestätigend. Dagegen existieren in Tegel von dem ein Vierteljahrhundert umfassenden Briefwechsel mit Humboldts nur noch „ein paar einzelne Blätter an Karoline", und auch diese sind mir nicht zugänglich gewesen. Burgsdorffs eigener Nachlaß aber muß als vernichtet gelten; er war Varnhagen in den Dreißigerjahren schon ebenso unerreichbar, wie uns heute. Vielleicht lassen diese Zeilen noch an anderen Orten etwas von Wert beachten und bewahren. Die Literaturangabe am Schluß soll auf einige mögliche Richtungen hindeuten.

Friedrich Wilhelm Theodor Joachim von Burgsdorff ist am 23. September 1772 als zweiter Sohn auf seinem väterlichen Gute Ziebingen, südöstlich Frankfurts an der Oder, geboren. Die Familie des Vaters ist in der politischen Geschichte Brandenburg-Preußens bekannt, nicht weniger die der Mutter, einer Gräfin Finck von Finckenstein. Ein naher Verwandter von ihr, ich glaube ein Vaterbruder, war der Minister Friedrichs II., sein Sohn jener Küstriner Regierungspräsident, der als Richter im Müller-Arnoldschen Prozeß ein Opfer absolutistischer Willkür wurde und später, in Gemeinschaft mit dem General v. d. Marwitz, wegen ihres Widerstandes gegen die Hardenbergischen Finanzmaßregeln in Spandau gefangen saß. Der

Präsident Finckenstein selbst, ein hochgestimmter, gebildeter Mann, mit fruchtbarem Verständnis für die schönen Künste, berühmt durch seine englische Parkanlage in Madlitz, ragt mit den Gestalten seiner drei Töchter und seines ältesten Sohnes Karl, der mit Rahel vorübergehend verbunden war, mit hinein in das Leben Burgsdorffs und die Bildungsgeschichte der Zeit. Seine Cousine, Gräfin Charlotte Finckenstein, vermählte sich 1767 mit Joachim Friedrich Ehrenreich von Burgsdorff und gebar ihm drei Söhne, von denen der jüngste, August, schon als Kind starb, der älteste, Karl, trotz seiner langen Lebensdauer, — er wurde ziemlich dreiundachtzig — sich nirgends weiter dort erwähnt findet, wo wir dem Leben des zweiten Sohnes nachgehen.

Die Nachrichten über die Eltern sind zu dürftig, um daraus etwas Wesentliches für das Werden des Sohnes abzuleiten. Eine starke kirchliche Frömmigkeit herrschte in ihrem Hause, die von Seiten des Vaters zeitweise durch einen Ton kompensiert wurde, den man im 18. Jahrhundert galant nannte. Die Urteile, die der Sohn und später Tieck über die Eltern fällten, sind nicht sehr günstig, wenn man auch davon zweifellos den Unterschied der Generation und des Lebensinteresses in Abzug bringen muß. So ist es nicht ersichtlich, was sie bestimmte, den Sohn auf das neugegründete Basedowsche Philanthropinum nach Dessau zu schicken, bevor er Ostern 1789 in die Prima des Berlinischen Friedrichs-Gymnasiums auf dem Werder kam. Und wenn Tieck später in seiner Erzählung „Ulrich, der Empfindsame" die Einrichtungen des Philanthropins spottend aufführte, „die Meritentafeln mit goldenen Punkten, die Ordensbänder und das Privattheater, die Uniform und das Voltigirpferd", so klang hier Burgsdorffs Stimme durch. Vielmehr scheint die bisherige strenge Zucht den Erfolg gehabt zu haben, daß der Schüler jetzt, in der Freiheit Berlins, eine Art von Burschenleben antizipierte, das bei dem „lebhaften, feurigen Jüngling", als den ihn sein Direktor Gedicke auf dem Abgangszeugnis bezeichnete, wohl verständlich war, das aber doch seine Mitschüler Tieck und Wackenroder, die er bald zu Freunden gewonnen hatte, veranlaßte, ihn dieserhalb in Verruf zu erklären. Friedr. Ferd. Wiesel, der spätere Kriegsrat und Gatte der berühmteren Pauline, der auch in Dessau vorgebildet war, und Friedr. Aug. Vetter, später gleichfalls Jurist und Schwiegersohn Kircheisens, waren hier seine schlimmen Verführer und Kumpane. Dabei war er kein schlechter Schüler; er leistete, was nötig war. Und Gedicke, dessen Noten mehr als bloße „Prädikate" waren, kannte den Zögling wohl, wenn er ihn in dem erwähnten Zeugnis weiter charakterisierte: „Seine Grundsätze machen seinem Herzen Ehre und seine guten Fähigkeiten, die er in allen den Theilen

des Schulunterrichts, welchen er sich mit Neigung und Eifer widmen wollte, mit glücklichem Erfolg ausbildete, erregen an ihm nicht gemeine Erwartungen, und ich hoffe mit vieler Zuversicht, daß er immer mehr von den Vorzügen des Gründlichen vor dem Glänzenden überzeugt, diese Erwartungen seiner Lehrer nicht vereiteln werde. Er geht itzt, 18½ Jahr alt, nach Halle, um die Rechte zu studiren."

Das war Ostern 1791. Ein Jahr später kam Tieck nach Halle und war froh, als er sich unter seinen theologischen Kommilitonen und selbst im altvertrauten Reichardtschen Hause, mit seinem Professorenverkehr, nicht sehr behaglich fühlte, den Schulfreund wiederzufinden. Der hatte das Kolleggehen bereits aufgegeben und lebte in einem Giebichensteiner Gartenhause seinen eigenen Studien. Das alte Einverständnis wurde erneuert und führte, da Tieck seine alten Berliner Skrupel hier zu überwinden wußte, Burgsdorff wohl auch zu des fernen Wackenroder Freude „solider" geworden war, zu einem regen Verkehr. „Burgsdorff ist sehr vernünftig," berichtet Tieck an Wackenroder, „viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt, ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will." Nicht ohne Ursache klang das Lob aus dem Munde des jungen Dichters so hoch; denn gleich nach dem ersten Besuch hatte er, trotz schamhaften Protestes, ihm seine neuesten Dramen vorlegen gemußt, die „Anna Boleyn" und den „Alla-Moddin", und dankbar seine scharfsinnigen und ausführlichen Belehrungen, besonders über den Charakter Heinrichs VIII., angehört. Im Juni verbanden sie sich zu einer gemeinsamen Reise, die sie über Eisleben und Gernrode zum erstenmal in den Harz führte, und sie beschlossen danach, auf Burgsdorffs Vorschlag, ihr Studienfeld für den Winter nach Göttingen zu verlegen. Auch hier konnte sein reiferes Urteil der raschen und reichen Produktion Tiecks vielfach förderlich sein. Als Frucht der Harzreise war „Das Märchen vom Roßtrapp" entstanden; vorgetragen als „der Gesang eines Minnesängers" fand es in höherem Maße Burgsdorffs Beifall als die gleichzeitig begonnene Erzählung von „Adalbert und Emma". Wackenroder, der umgekehrt wertete, traf wohl das Richtige, als er diese Verschiedenheit des Urteils gegen Tieck begründete: „Du und Burgsdorff, ihr versteht euch auf erhabene, große Gefühle, dramatischen Genius ꝛc. tausendmal besser als ich. Ich hingegen behaupte dreist, daß ich über Versbau, Wohlklang, Rhytmus, Ausfeilung der Perioden, Ausbildung der Metaphern, Feinheiten der Sprache und was dergleichen kleine Sächelchen mehr sind, ungleich treffender urtheilen kann als ihr beyde." Diese Zusammenstellung der Freunde, die Wackenroder hier machte, betraf Burgsdorff nicht mehr als Urteilenden allein, sondern als Schaffenden. Ein wohl schon in Berlin be-

gonnenes und bereits beendetes Drama hatte sein kritischer Sinn verworfen und eine von Grund auf neue Fassung wurde jetzt in Göttingen konzipiert. Leider fehlen über diese Arbeit genauere Kenntnisse als jene etwas allgemein gehaltene Andeutung der dem Verfasser eigentümlichen Gefühlswelt, die man darin vermuten muß, und — der Befehl strenger Geheimhaltung, der nach Berlin erging. Die Tatsache selbst aber widerlegt bis zu einem gewissen Grade Varnhagens Annahme, Burgsdorff habe „nie in ein gefährliches Dichtenwollen sich verirrt". Er verblieb jedoch wahrscheinlich bei diesem einzigen Fall poetischer Betätigung[1]). Daneben sekundierte er Tieck in seinen Studien des älteren englischen Dramas und Shaksperes und er, der Jurist, gehörte mit ihm zu den wenigen, die unter Tychsen Spanisch trieben. Die Tieckſche Übersetzung des „Volpone", die aus diesen Studien hervorging, durfte mit Fug auch seiner Prüfung unterliegen, und daß er noch 1800 in London, wo ihn sicher nicht die Langweile plagte, eine spanische Cervantes-Biographie wieder hervornahm, und sich Wilhelm von Humboldts gesamte spanische Bibliothek ausbat und erhielt, als dieser 1802 nach Rom ging, beweist, daß das Interesse an diesen Studien bei ihm von Dauer war.

Obwohl nicht sonderlich aktiv veranlagt, wie das an entscheidenden Punkten seines Lebens sichtbar wird, wußte Burgsdorff doch oft in größerem Kreise die Initiative zu ergreifen. So wie er für Tieck eine gewisse Autorität werden konnte, so wurde er es auch für die anderen Kommilitonen. Die hannoversche Regierung, die damals in allen umfangreichen Briefen revolutionäre Druckschriften witterte, ließ sie öffnen und verursachte dadurch zum mindesten eine erhebliche Verzögerung in der Bestellung der Post, wenn nichts Schlimmeres. Burgsdorff, darüber empört, verfaßte eine Eingabe, gewann viele Unterschriften unter den Studenten und hatte die Genugtuung, dem behördlichen Unfug dadurch ein Ende gemacht zu haben. Die Ideen und Taten der großen Revolution waren bereits von den Werderanern in Berlin begeistert aufgenommen worden. Tiecks Teilnahme dafür war typisch für seine Mitschüler, und einer

---

[1]) Den Burgsdorffschen Briefen in Varnhagens Nachlaß voran liegt ein Blatt mit Distichen, eine unpersönliche, mythologische Spielerei, den Ursprung der Kunst erklärend. Die Hand aber ist von der der Briefe so verschieden, daß man die Verse zweifellos in die Schulzeit zurückdatieren muß. — Von anderen Möglichkeiten, die schriftstellerische Versuche Burgsdorffs zulassen, seien noch zwei erwähnt. Im Jahre 1803 bemühte sich Anton von Hardenberg in Dresden bei Heusinger um ein Buch Burgsdorffs; aber ich vermag nicht im geringsten zu sagen, wobei es sich hierum gehandelt hat. In Burgsdorffs englischem Journal ist ferner einmal von seinem Buche über Shakspere die Rede; doch ist hierbei zunächst wohl nur an ein Notizbuch — vielleicht als Unterlage für ein druckreifes Buch — zu denken.

von ihnen, der selbst adelig sich gegen seinen Stand und sogar vor seinem Direktor in kecker Weise zur Ablegung seines Adels bereit erklärte, kann, obwohl der Name nicht genannt, nur Burgsdorff gewesen sein. Noch 1796, als andere Erfahrungen hinter ihm lagen, schrieb er klipp und klar an Rahel: „welch ein Unglück wäre es wenn alle Aristocratie vertilgt wäre." Die Frage, ob Aristokrat oder Demokrat, war auch in Göttingen für die Freunde noch eine brennende. In einer gelehrten Donnerstags-Gesellschaft, der außer Tieck nur adelige Studenten angehörten, konnte dieser über die Möglichkeit der Gleichheit aller Stände vorlesen, ohne auf wichtige Gegner zu stoßen. Und Burgsdorff war es ein rechtes Behagen, einen Standesgenossen, dessen ganzes Lebensinteresse sich zwischen Genealogie und Weinkennerschaft teilte, im Gespräch, nach Tiecks Wort, „zu Boden zu schlagen".

Diese Vorurteilslosigkeit, die hier nur in der so absolut untraditionellen politischen Stellung eines märkischen Junkers sich ausspricht, ist wesentlich für Burgsdorff und bezeichnend für sein ganzes Leben und Wirken. Diese Vorurteilslosigkeit stand im Dienste eines Temperaments, das in dem Bedürfnis, die Dinge in sich aufzunehmen, schrankenlos schien. Streng in den Anschauungen und Betätigungen seines Standes oder gar seiner engeren Familie verharrend, hätte er niemals diesen Umkreis des Lebens beschreiben können, der ihm gelang: wenn sich auch äußerlich nicht so erhebliche Abweichungen erkennen lassen. Aber ein Drang nach Höhe und Fülle der Erscheinungen wirkte in ihm, vor dem alle sozialen Differenzen verschwinden mußten, vor dem aber auch oft das Leben und seine eigene Kraft versagten. Ein recht eigentlich jugendlicher, weil unresignierter Schmerz über die Verlierbarkeit des Seelischen, das man doch einmal als Eindruck, als Erlebnis, als Genuß in die Erinnerung aufgenommen, kehrt später regelmäßig in seinen Briefen an Rahel wieder und charakterisiert jenen Grundzug seiner Natur. Einige Sätze mögen es in seiner Sprache deutlicher machen:

So strenge ich mich oft an ganze Gedankenfolgen wie wir sie zusammen hatten wieder zurückzurufen und habe dann doch oft nur das Gröbere davon übrig, die verbindenden Nuancen fehlen oft. Da kann es mich denn ganz schwermüthig machen daß man so etwas vergessen und verlieren kann. Das so begränzte Gedächtniß, das schwächer werden der Eindrücke durch das Vergeßen scheint mir das schändlichste in unserer Natur, der schändlichste Mangel in der menschlichen Natur überhaupt ..... nichts schlägt meinen Geist eigentlich so nieder, denn das Streben nach einem gewissen Reichthum und das Bedürfniß ihn zusammen zu halten liegt tief in meiner Natur. (An Rahel. 1796.)

Solchem unersättlichen Bedürfnis nach seelischer Bereicherung in ihm nahe verwandt war auch die Sucht, die Erde räumlich zu durch-

messen, ein Wandertrieb, der ihn eigentlich sein Leben lang nicht los ließ und ihm schon oft als Trieb zur Qual wurde. Diesmal kam die Begeisterung für die Revolution dazu, und ihr Schauplatz war das Ziel. Im Frühling 1793 reiste Tieck nach Berlin und von dort weiter mit Wackenroder nach Erlangen, Burgsdorff aber brach nach dem Rhein auf. In Speier geriet er in die Rückzugslinie der Armee Custines, die auf Landau ging. Eine Berliner Bekannte, die an einen französischen Offizier verheiratet war und die er zufällig hier traf, war bereit, ihm den nötigen Paß für Frankreich zu beschaffen; ihr Gatte jedoch, den sie darum anging, war mißtrauischer: er hielt den ihm unbekannten jungen Mann für einen preußischen Spion und, als er französisch zu sprechen begann, sogar für einen Emigranten. Er ließ ihn verhaften und nach Landau in das Hauptquartier abführen, wo ihn Custine persönlich verhörte und, ohne Definitives über ihn zu bestimmen, zur weiteren Haft nach Straßburg dirigierte. In Paris hatte sich der Wohlfahrtsausschuß konstituiert und das Revolutionstribunal streckte seine Fänge bereits in die Provinzen aus. Die Stimmung der elsässischen Bevölkerung verriet das; sie rief nach Laterne und Guillotine. Für Burgsdorff wurde die Lage immer gefährlicher; durch Verschweigen seines Namens verdächtigte er sich unnötig, so daß man ihn, statt freizugeben, der größeren Sicherheit halber weiter nach Belfort transportierte. Leichtsinnig nahm er hierher sogar noch für Emigranten in der Schweiz Briefe mit, die als Butterbrotverpackung niemanden auffielen. In Belfort aber begann ihm das Geld auszugehen, das bis dahin noch wesentlich zu seiner guten Laune beigetragen hatte. Seine Familie wollte er nicht mit in die Angelegenheit hereinziehen; so sollte Tieck Rat schaffen, ein für diesen finanziellen Zweck allerdings untaugliches Mittel. Aber es gelang diesem wenigstens, von der Affaire einem alten Berliner Freunde Burgsdorffs, Baron v. Bielfeld, der schon preußischer Attachée in Haag war, Kenntnis zu geben und dieser konnte dann auch die vollständige Befreiung bewirken.

Dieses persönliche Erlebnis, so unbehaglich es gewesen, vermochte indes Burgsdorffs Überzeugung nicht zu wandeln. Gewiß, seine Stellung zur Revolution war nicht die eines zünftigen Politikers. Die große Idee der Freiheit, das Pathos des ganzen Phänomens waren es, die seine Begeisterung weckten. Aber wenn er später, nachdem er längere Zeit in Frankreich gelebt hatte, diese Begeisterung für die Revolution nicht mehr hatte, so bestimmten ihn dazu ganz andere Gründe als die oppositionellen deutschen Spießbürger, die nach dem ersten Niederfallen der Guillotine sich schaudernd von dem bisherigen Idol abwandten. Burgsdorff hat nie die Revolution in ihrem Wesen, auch nicht die Terreur, verdammt; aber

von ihnen, der selbst adelig sich gegen seinen Stand und sogar vor seinem Direktor in kecker Weise zur Ablegung seines Adels bereit erklärte, kann, obwohl der Name nicht genannt, nur Burgsdorff gewesen sein. Noch 1796, als andere Erfahrungen hinter ihm lagen, schrieb er klipp und klar an Rahel: „welch ein Unglück wäre es wenn alle Aristocratie vertilgt wäre." Die Frage, ob Aristokrat oder Demokrat, war auch in Göttingen für die Freunde noch eine brennende. In einer gelehrten Donnerstags-Gesellschaft, der außer Tieck nur adelige Studenten angehörten, konnte dieser über die Möglichkeit der Gleichheit aller Stände vorlesen, ohne auf wichtige Gegner zu stoßen. Und Burgsdorff war es ein rechtes Behagen, einen Standesgenossen, dessen ganzes Lebensinteresse sich zwischen Genealogie und Weinkennerschaft teilte, im Gespräch, nach Tiecks Wort, „zu Boden zu schlagen".

Diese Vorurteilslosigkeit, die hier nur in der so absolut untraditionellen politischen Stellung eines märkischen Junkers sich ausspricht, ist wesentlich für Burgsdorff und bezeichnend für sein ganzes Leben und Wirken. Diese Vorurteilslosigkeit stand im Dienste eines Temperaments, das in dem Bedürfnis, die Dinge in sich aufzunehmen, schrankenlos schien. Streng in den Anschauungen und Betätigungen seines Standes oder gar seiner engeren Familie verharrend, hätte er niemals diesen Umkreis des Lebens beschreiben können, der ihm gelang; wenn sich auch äußerlich nicht so erhebliche Abweichungen erkennen lassen. Aber ein Drang nach Höhe und Fülle der Erscheinungen wirkte in ihm, vor dem alle sozialen Differenzen verschwinden mußten, vor dem aber auch oft das Leben und seine eigene Kraft versagten. Ein recht eigentlich jugendlicher, weil unresignierter Schmerz über die Verlierbarkeit des Seelischen, das man doch einmal als Eindruck, als Erlebnis, als Genuß in die Erinnerung aufgenommen, kehrt später regelmäßig in seinen Briefen an Rahel wieder und charakterisiert jenen Grundzug seiner Natur. Einige Sätze mögen es in seiner Sprache deutlicher machen:

So strenge ich mich oft an ganze Gedankenfolgen wie wir sie zusammen hatten wieder zurückzurufen und habe dann doch oft nur das Gröbere davon übrig, die verbindenden Nuancen fehlen oft. Da kann es mich denn ganz schwermüthig machen daß man so etwas vergessen und verlieren kann. Das so begränzte Gedächtniß, das schwächer werden der Eindrücke durch das Vergeßen scheint mir das schändlichste in unserer Natur, der schändlichste Mangel in der menschlichen Natur überhaupt ..... nichts schlägt meinen Geist eigentlich so nieder, denn das Streben nach einem gewissen Reichthum und das Bedürfniß ihn zusammen zu halten liegt tief in meiner Natur. (An Rahel. 1796.)

Solchem unersättlichen Bedürfnis nach seelischer Bereicherung in ihm nahe verwandt war auch die Sucht, die Erde räumlich zu durch-

messen, ein Wandertrieb, der ihn eigentlich sein Leben lang nicht los ließ und ihm schon oft als Trieb zur Qual wurde. Diesmal kam die Begeisterung für die Revolution dazu, und ihr Schauplatz war das Ziel. Im Frühling 1793 reiste Tieck nach Berlin und von dort weiter mit Wackenroder nach Erlangen, Burgsdorff aber brach nach dem Rhein auf. In Speier geriet er in die Rückzugslinie der Armee Custines, die auf Landau ging. Eine Berliner Bekannte, die an einen französischen Offizier verheiratet war und die er zufällig hier traf, war bereit, ihm den nötigen Paß für Frankreich zu beschaffen; ihr Gatte jedoch, den sie darum anging, war mißtrauischer: er hielt den ihm unbekannten jungen Mann für einen preußischen Spion und, als er französisch zu sprechen begann, sogar für einen Emigranten. Er ließ ihn verhaften und nach Landau in das Hauptquartier abführen, wo ihn Custine persönlich verhörte und, ohne Definitives über ihn zu bestimmen, zur weiteren Haft nach Straßburg dirigierte. In Paris hatte sich der Wohlfahrtsausschuß konstituiert und das Revolutionstribunal streckte seine Fänge bereits in die Provinzen aus. Die Stimmung der elsässischen Bevölkerung verriet das; sie rief nach Laterne und Guillotine. Für Burgsdorff wurde die Lage immer gefährlicher; durch Verschweigen seines Namens verdächtigte er sich unnötig, so daß man ihn, statt freizugeben, der größeren Sicherheit halber weiter nach Belfort transportierte. Leichtsinnig nahm er hierher sogar noch für Emigranten in der Schweiz Briefe mit, die als Butterbrotverpackung niemanden auffielen. In Belfort aber begann ihm das Geld auszugehen, das bis dahin noch wesentlich zu seiner guten Laune beigetragen hatte. Seine Familie wollte er nicht mit in die Angelegenheit hereinziehen; so sollte Tieck Rat schaffen, ein für diesen finanziellen Zweck allerdings untaugliches Mittel. Aber es gelang diesem wenigstens, von der Affaire einem alten Berliner Freunde Burgsdorffs, Baron v. Bielfeld, der schon preußischer Attachée in Haag war, Kenntnis zu geben und dieser konnte dann auch die vollständige Befreiung bewirken.

Dieses persönliche Erlebnis, so unbehaglich es gewesen, vermochte indes Burgsdorffs Überzeugung nicht zu wandeln. Gewiß, seine Stellung zur Revolution war nicht die eines zünftigen Politikers. Die große Idee der Freiheit, das Pathos des ganzen Phänomens waren es, die seine Begeisterung weckten. Aber wenn er später, nachdem er längere Zeit in Frankreich gelebt hatte, diese Begeisterung für die Revolution nicht mehr hatte, so bestimmten ihn dazu ganz andere Gründe als die oppositionellen deutschen Spießbürger, die nach dem ersten Niederfallen der Guillotine sich schaudernd von dem bisherigen Idol abwandten. Burgsdorff hat nie die Revolution in ihrem Wesen, auch nicht die Terreur, verdammt; aber

daß ihre Wirkung eine so klägliche war, das stimmte ihn um. „Sie ist wie eine schnell verschwändete Jugend", schreibt er im März 1798. Die Revolution hätte das Volk verphilistert und ihm in Kürze wieder jede politische Würde und Selbständigkeit genommen. Und die Kunst? Eine neue, sich kongeniale Kunst — und das ist wohl sein stärkster Vorwurf — hat sie nicht schaffen können. „Es ist der größte Verlust, daß man die ersten schönen Tage der Revolution nicht gesehn hat. Wie wollte ich mich freuen, wenn ich jetzt bei der größten Begebenheit nur die allgemeine rührende Theilnahme, den entzündenden Enthusiasmus sehen könnte, der sich damals in jeder kleinen Stadt bei der Wahl jedes ersten besten Maire zeigte, aber ich bin überzeugt, es ist nicht mehr möglich." Damals aber verließ er seine Haft in jeder Hinsicht so, wie er sie angetreten; war ihm doch während der ganzen Zeit die Seelenruhe verblieben, seine Lektüre zu pflegen und an seinem Drama zu arbeiten. Die Nähe der Schweiz lockte ihn jetzt von Belfort aus zu weiterer Wanderung, die er, den Rückweg durch Süddeutschland nehmend, erst im August bei den Berliner Freunden in Erlangen schloß."

Das gemeinsame Ziel für den Winter auf 1794 war Göttingen. Eine für vorher geplante Rheinreise blieb in den Anfängen stecken, da der Gesellschaft die Mittel ausgingen. Burgsdorff, dessen vermeintlicher Erfahrung man die Reisekasse anvertraut, hatte sie verspielt; ein Fall, der sich wiederholen sollte. So mußten sie schon lange vor Semesterbeginn ihre Winterquartiere beziehen. Die Gemeinschaft der drei Freunde wurde hier eine besonders innige, da einem jeden seine pflichtmäßige Beschäftigung zur Last fiel und ihr eigentliches Interesse das künstlerische war, in dem sie sich zusammenfanden. Der äußere Zwang und diese Solidarität wirkten zusammen und ließen in ihnen einen jugendlichen Plan reifen, den besonders Burgsdorff zu betreiben suchte. Seine Rheinexkursion hatte ihn augenscheinlich an ähnlichen Abenteuern Geschmack finden lassen. Sie wollten alles, Heimat, Vaterhaus und Karriere im Stich lassen, nach Italien wandern und dort ein Leben führen, das nur der Kunst gewidmet sei. Wenn sich dann ihre Meisterschaft bewährt hätte, würden sie den erzürnten Vätern, stolz auf ihre selbstgeschaffenen Erfolge, wieder unter die Augen treten. Hier also bereits war der Geist des kunstliebenden Klosterbruders erwacht in dem Ideal einer Lebensführung, das sechzehn Jahre später die Nazarener verwirklichen sollten und von der Burgsdorff zweifellos bei seinem römischen Aufenthalt 1811 Kenntnis nehmen durfte. Bevor sie sich aber noch in das gewagte Unternehmen gestürzt hatten, an dessen materielle Sicherung niemand gedacht, riß das Schicksal die Trias auseinander. Burgsdorff, der mittlerweile sein offizielles Triennium absolviert hatte,

mußte zum Sommer 1794 in die Heimat zurück, vermutlich auch aus Gründen, von denen weiter zu sprechen ist.

Noch eines anekdotenhaften Vorfalls in diesem Göttinger Kreise sei gedacht. Burgsdorff liebte es, bei aller echten Sympathie für Wackenroder, an dessen Weltfremdheit und Wundersucht seinen Übermut auszulassen. So setzte er, um ihn wieder einmal zu mystifizieren, seinen Hund Stallmeister aufrecht, wie in einen Folianten lesend, an den Tisch, als Wackenroder etwas im Zimmer eilig zu suchen hatte. Völlig benommen von diesem Wunder vertraute dieser es den Freunden an: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde... Unser Stallmeister kann lesen!" Wem stellt sich hierbei nicht sofort das Bild ein, da der Kapellmeister Kreisler, die Rute schon zum Schlage gegen Murr erhoben, plötzlich vor Lachen innehaltend ausruft: „Kater — Kater Du liesest?" So wie der Kater Murr, dem ja auch ein lebendes Original entsprach, gleichsam das Wappentier der jüngeren Berliner Romantik war, so war Stallmeister das der älteren. Im „Zerbino" betritt er sogar die Bühne als Karikatur des Nicolaischen Rationalismus. Und Burgsdorff erzählte später, als ihm in Dresden das Tier davonlief, an Rahel mit ernstem Bedauern, wie er es mit allen Mitteln vergeblich suchen lasse und welch treuen Freund er an ihm verloren.

Burgsdorff war kein Musterschüler gewesen, aber er hatte sein Ziel erreicht. Er hatte auch seine Studienjahre nicht nur im Kolleg verbracht und nicht auf eine für einen künftigen preußischen Beamten übliche Weise. Aber er hatte sein Pensum bewältigt und, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Göttingen, 1795, war er Kammerreferendar bei der kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer in Berlin. Hier sollte sich sein Bekanntenkreis erheblich erweitern und zu mancher wichtigen Verbindung führen. Unter seinen Kollegen zunächst pflegte er besonders Umgang mit Ludwig von Vincke, nachherigem Oberpräsidenten von Westfalen, mit Wilhelm Burggrafen zu Dohna-Schlobitten, einem jüngeren Bruder Alexanders, nachmaligen Landhofmeister und Kopenhagener Gesandten, ferner mit seinem Vetter Karl Finckenstein und dem Grafen Detlev von Einsiedel. Vincke und Einsiedel sollte er später in England wieder treffen, Dohna und Finckenstein aber bald in Berlin selbst, und zwar im Hause Rahel Levins. Hof und Diplomatie öffneten dem jungen Beamten und märkischen Uradelssprossen ihre Pforten und der literarische Legationssekretär Schwedens, Karl Gustaf von Brinkman, dem er vermutlich auch die Bekanntschaft Wilhelm von Humboldts zu danken hatte, stellte ihn Rahel, zunächst brieflich, im Sommer 1795, als sie in Teplitz war, vor und sie erwiderte: „Sagen Sie ihm, wir kennten uns schon. Goethe wäre der Vereinigungspunkt für alles, was Mensch

heißen kann, und will." Mochte sie nun durch Henriette Herz, Dorothea Veit, Henriette Mendelssohn oder die Unzelmann von ihm gehört haben, durch Gentz oder die Brüder Tieck, die sie in ihrer Berliner „Dachstube" bei sich sah, — der Möglichkeiten waren genug. Ein offenbar projektiertes Rendezvous kam für dieses Jahr nicht zustande, wohl aber im folgenden, nachdem sie sich in Berlin kennen gelernt hatten. In der letzten Juliwoche 1796 traf Burgsdorff, nach einem Umweg durch die schlesischen und böhmischen Berge, mit Rahel in Karlsbad zusammen; von da gingen sie einen Monat später gemeinsam nach Teplitz. Rahel fand dort mehrere Freundinnen vor, unter ihnen Friederike Liepmann, Esther Bernard, die Freundin Jean Pauls, und Marianne Meyer, aus Goethes Leben bekannt, an deren Schicksalen, bevor sie sich Frau von Eybenberg nennen durfte, Burgsdorff vielfach Anteil nahm; auch der junge Berliner Arzt, Karl Johann Grapengießer, der ihm vertraut war, stellte sich als Überraschung ein. Die schönste, mildeste Witterung begünstigte den Aufenthalt, und unter dem Zeichen, unter dem sie zusammengeführt wurden, lebten sie hier: Burgsdorff las ihr Goethe, den Tasso und die Iphigenie. Es ist bekannt, was Rahels Propaganda für Goethe in Berlin damals noch bedeuten wollte, welchen Widerstand der stumpfen Welt es noch zu besiegen galt und wie es die wenigen auszeichnete, die in diesem Kampfe zu ihr hielten. Die Erinnerung an Rahel hat sich bei Burgsdorff für immer mit diesem Teplitzer Zusammenleben in Sonnenschein und Goetheverehrung verknüpft. „Ach — es ist mir," klagte er später aus Paris, „als hätte die Sonne ihre Farben seit Töplitz verloren, glücklichere Tage habe ich seitdem nicht gehabt, und auch nicht eben so glückliche . . . Der Traum von Töplitz ist mir lieber als alle Wirklichkeit, — nichts, nichts habe [ich] aus diesen goldenen Tagen vergessen, — so oft mir wohl wird, in jedem schönen Sonnenschein denke ich mehr oder weniger lebhaft an Töplitz . . . Ein Wort dahin ist mehr als zehne nach Berlin, die Wände klingen da noch von unsern Gesprächen, der Park und die Gegend ist lebendig von Erinnerungen . . ." Burgsdorff hat Rahel als die Gebende stets aufrichtig verehrt, stets, offenbar von Anfang an, ihr gegenüber den richtigen Ton gefunden und sich wohl zu Zartheiten, aber nie zu Taktlosigkeiten verleiten lassen. Jedenfalls verstand er Rahel besser, als ihr damaliger Verlobter, sein schöner Vetter Finckenstein, der ihr um Burgsdorffs willen eifersüchtige Anspielungen nach Teplitz schrieb. Als Liebhaber hatte er keine Ursache in ihm einen Rivalen zu sehen, auch wenn er ähnliche Lobesworte in ihren Briefen an sich lesen mußte, als z. B. in denen an David Veit standen: „und dann ist Herr von Burgsdorf — ich kann mein Freund sagen, und hoffen, daß ich es werth bin —

hier, ein Märker von Berlin. Das ist der helle Punkt in meiner hiesigen Existenz. Nicht grad der, den Schiller meint, aber der helle Punkt auf einem Gegenstand, der den andern Schatten und Lichtern ihre Richtung bedeutet." Dieses glückliche Leben währte bis in die ersten Tage des Oktober, nur kurz vor Schluß von einem einwöchentlichen Besuch bei der Gräfin Josephine Pachta in Prag unterbrochen. Dann gingen die neuen Freunde nach Dresden, wo Burgsdorff ferner Aufenthalt nehmen sollte. Rahel kehrte nach wenigen Tagen gemeinsamen Zusammenseins in der Elbstadt nach Berlin zurück. Und nun beginnt ein Briefwechsel, der die nächsten fünf Jahre von beiden Seiten auf das regste unterhalten wird, seine letzten Ausläufer aber bis ins Jahr 1814 hinein erstreckt, und, soweit der vorhandene Burgsdorffsche Anteil in Frage kommt, eine Fülle an Charakteristik und Tatsächlichem bewahrt: über Berlin, über Leipzig, Jena und Weimar, über Dresden und Wien, über Paris und die dortigen Deutschen. Fast jeder Name, den man in diesen Städten vermuten kann, findet sich auch in diesen Briefen. Im Vordergrunde stehen, außer den Korrespondenten, Wilhelm und Karoline von Humboldt. Diese Bekanntschaft wurde noch früher als die mit Rahel, ebenfalls in Berlin, wohin Humboldts aus Jena übersiedelt waren, doch schon im Sommer 1795 gemacht.[1]) Der Verkehr wurde bald ein sehr häufiger und herzlicher und veranlaßte, in den Fällen kürzerer oder längerer Trennung, sofort eine entsprechende Korrespondenz, von

[1]) Die beiden ersten Nummern des von Albert Leitzmann herausgegebenen „Briefwechsels zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen" (Weimar 1896), der als unentbehrliche Quelle hierfür in Betracht kommt, sind zu unrecht in das Jahr 1795, statt in das Jahr 1796 gesetzt. Der Angelpunkt liegt in dem Irrtum der Leitzmannschen Behauptung (S. 189), Humboldts wären im Juni 1795 nach Berlin gekommen, während sie erst am 1. Juli von Jena dahin abreisten (vgl. Schillers Briefe, Jonas, 876; Humboldts Briefe an F. A. Wolf, XXX—XXXII; Rahels Briefwechsel mit David Veit 2, 141. 149. 153 [statt „Juni" ist hier „Juli" zu lesen: der 5. Juli war ein Sonntag, der „vorige Mittwoch" ist der 1. Juli.]). Rahel aber war vom 3. Juni bis 18. September, dann wieder vom 24. September ab von Berlin abwesend (Briefwechsel mit Veit 2, 154. 186. 188), so daß die persönliche Bekanntschaft mit Karoline frühstens im Oktober 1795 geschlossen wurde. Daher ist der Brief Karolines vom 18. Julius (Nr. 1) für 1795 unmöglich. Ebenso gehört der Brief Rahels vom Sonnabend den 17ten Dezember (Nr. 2) ins Jahr 1796. 1795 fiel dieser Tag auf einen Donnerstag, 1796 dagegen war es ein Sonnabend. Der Brief ist nach Jena gerichtet, wo sich Burgsdorff damals bei Humboldts aufhielt, während 1795 sämtliche Beteiligte zusammen in Berlin waren. Der darin erwähnte „Brief vom 9ten" ist Nr. 6 der Sammlung; Karl Finckensteins Nervenfieber befiel ihn im Herbst 1796 (vgl. seinen Briefwechsel mit Rahel). Die bisherigen Nummern 1—6 der Leitzmannschen Publikation müssen daher in folgende Ordnung gebracht werden: 3, 1, 4, 5, 6, 2. — Bezüglich der Anfänge der Humboldt-Burgsdorffschen Bekanntschaft im Sommer 1795 darf ich auf den gleichzeitig hiermit erscheinenden Druck der Briefe Burgsdorffs in Nr. 139 der „Deutschen Literaturdenkmale" verweisen.

deren Inhalt man, wenn auch häufig, so doch leider nur indirekte Kenntnis erhält.

Etwa ein Jahr früher als die Briefreihe an Rahel beginnt die an Brinkman, schließt aber schon nach drei Jahren endgültig. Brinkman war während der Referendarzeit Burgsdorffs Hausgenosse in Berlin, in der Mohrenstraße am Wilhelmsplatz; hier wie später in Paris verband sie eine gute, aufrichtige Kameradschaft. So muß man es nach den Briefen nennen. Eine nähere Intimität läßt sich weder hierin noch in anderen Dokumenten ihres Umgangs erkennen. Sie erscheint auch schon dadurch ausgeschlossen, daß Burgsdorff, den bei aller Zaghaftigkeit und Schüchternheit seines Temperaments, oft eine sprunghafte Unternehmungslust und herrische Bestimmtheit überkam, der vornehmen Gutmütigkeit Brinkmans gegenüber in vielen Fällen die Oberhand behauptete. Von seinen Reisen aus, zwischen zwei langen Bekenntnisbriefen an die Freundinnen, hetzte er ihn von einer geschäftlichen Kommission zur andern und nahm sich dagegen nur selten Zeit, obwohl es ihm nicht schwer wurde, dem treuen Helfer mit einem gehaltvolleren Briefe zu danken und die Achtung tiefer zu bezeigen, die er stets in der Form für ihn bewahrte.

So wie man Burgsdorffs Lehrjahre überschreiben kann: Ludwig Tieck, so seine jetzt beginnenden Wanderjahre: Rahel und Karoline Humboldt. Hatte dort eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen einer jungen, noch unbekannten produktiven Kraft und einem kritisch Genießenden stattgefunden, so waren es hier die Medien dieser beiden eigenartigen Frauen, die ihm die Welt ihrer Sympathien und Ideale vermittelten. Karolines Abstammung wies besonders auf Weimar und Jena. Rahel aber, die, was es an Kunst und Gelehrsamkeit in Berlin gab, in sich konzentrierte, durfte auch als selbständige Potenz gelten, und das in ihren Briefen. Burgsdorff empfand es sofort: „wissen Sie es ganz, welche Freude Sie mir mit Ihren Briefen machen? ich sehe Sie so ganz und lebendig darin, ich sehe mich selbst, ich sehe das ganze Leben wie es uns mit schwerem Schmerz und leichter Lust umgiebt.“ In dem Verhältnis zu Karoline war mehr Hingebung und Innigkeit, in dem zu Rahel mehr Vertrauen und mehr Verständnis. Darum konnte sich in diesem auch nicht ein so jäher Temperaturwechsel vollziehen, wie in dem andern. Denn namentlich von Karolines Seite erklang da die ganze Skala der Liebessprache, von der mütterlichen Fürsorge für alle Kleinigkeiten des Lebens und der bewundernden Anbetung des Äußern bis zu schmerzlicher Enttäuschung und kalten Worten der Absage, als die Opferfähigkeit des Mannes vor den bedingungslosen Forderungen ihres Herzens nicht bestand, als er im Herbst 1798 sich von ihr in Paris für seine Reise nach Spanien zu trennen vermochte. In welcher Weise diese Erlebnisse für

die Psychologie Karoline Humboldts zu nutzen wären, ließe sich vielleicht erst bestimmter nach Kenntnis von Burgsdorffs Briefresten an sie sagen. Jedenfalls spricht bisher nichts gegen die Deutung Albrecht Stauffers (Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampf. Berlin 1904, S. 25 f.), die in der Neigung dieser untadeligen Frau und Mutter zu dem sechs Jahre jüngeren Verehrer eine Leidenschaft sieht, deren Durchkämpfung und Überwindung ihre Ehe nur fester zu gründen vermochte. Und alles geflissentliche Vorbeisehen und Verschleiern der Späteren, angefangen bei Alexander von Humboldt (in einem Briefe an Karoline von Wolzogen: Potsdam, den 25. Mai 1836), verkennt das vorbildliche Wesen dieser Ehe nicht weniger, als die Medisance verständnisloser Zeitgenossen, die von Scheidung und neuer Ehe zwischen Burgsdorff und Karoline sprach, wie das belegt ist durch einen ungedruckten Brief Karl Finckensteins an Rahel vom 16. Dezember 1796. Die freundschaftliche Verbindung Burgsdorff mit Humboldts, sogar die persönliche Korrespondenz mit Karoline, hat niemals einen Abbruch erfahren; sie läßt sich mit Bestimmtheit bis in das Jahr 1817 verfolgen.

Der Dresdener Aufenthalt im Herbst 1796 hatte für Burgsdorff unter dem Zeichen der beiden Freundinnen begonnen. Zu beiden hin, nach Berlin und bald auch nach Jena, wohin Humboldts mittlerweile zurückgekehrt waren, wurden die Verbindungen dauernd unterhalten. Auf Rahels ersten Brief folgte rasch die Antwort, ein chronologischer Bericht nach ihrer Abreise:

Den Abend fand ich mich ganz besonders allein. Ich dachte mir ein sehr vernünftiges Leben aus, aber das machte es nicht besser. — Den folgenden Tag ging das vernünftige Leben an. Ich ging auf die Gallerie und seitdem ein und alle Tage. Ich sehe gar nicht ab, das mich das je annuiren könnte, und dann kommen die Antiquen, die Abgüsse heran, die Kupferstichsammlung ist vollens unerschöpflich, kurz in einem Jahre könnt man von Dresden nicht los. Wie gut Dresden ist, zeigt schon, daß es mir bei diesem Wetter nicht zuwieder wird. Alle Ihre Bilder habe ich sehr oft angesehn und habe nun noch viele dazu. Ich will erst hier recht Sehen und Hören lernen, was hat man besseres, — habe ich es gelernt, so will ich laufen und mir die Augen und Ohren zuhalten und sie nicht ehr wieder aufthun bis ich in Italien bin.

In diesen Worten: „— recht Sehen und Hören lernen, was hat man besseres" gibt sich Burgsdorff selbst ganz; es könnte als Motto über seinem Leben stehen. Es ist das klare Selbstbekenntnis des Kunstmenschen, jenes Typus, der den des „reinen" Künstlers, des die Kunst-für-die-Kunst — Schaffenden stets ergänzt, jenes Typus, dessen Leben sein vornehmstes und vollstes Genügen nicht in Tätigkeit und greifbarer Realität, sondern in der hingebungsvollen Aufnahme einer künstlerisch umgebildeten Gefühlswelt findet. Daß diese Beanlagung ihn nicht für das Beamtentum qualifizierte, be-

sonders nicht für das vorjenaische preußische Beamtentum, von dem ihn seine politischen Sympathien aufs Schärfste schieden, diese Erkenntnis hätte ihn schon jetzt, nach einjährigem Amtieren, um seinen Abschied einkommen lassen müssen. Aber seine Scheu vor allen glatten Abrechnungen hielt ihn davon ab; besonders wohl mit Rücksicht auf den Vater mochte er nur allmählich aus den alten Verhältnissen herausgleiten. Trotzdem wollte er auf den Freundesbriefen an sich nicht mehr den Kammerreferendar lesen und lebte vorläufig ohne Urlaub „im Auslande", auch hier sofort in der diplomatischen wie literarischen Welt Anschluß findend. Mitteilenswert ist vielleicht sein Urteil über Körner nach seinem ersten Besuche:

Dencken Sie sich, daß [!] ist so ein honettes Haus in Dresden daß man alle Abende hingehn und da zum Essen bleiben kann. Man findet immer einige Leute da. Man ist wircklich sehr ungenirt. Ob es ein Umgang für Sie [Rahel] wäre, weiß ich noch nicht gewiß. Die Leute sind ofenbar gescheut genug um jede Aeußerung bis zu den individuelsten zu provoziren, ich weiß nicht ob sie es auch genug sein würden um jede zu verstehn. Ich wünschte daß sie Ihnen einmal begegneten. Er ist gewiß ein sehr denckender Kopf und sie hat gewiß Verstand, ist übrigens recht hübsch gewesen ist es noch und sieht was man immer interessant nennt aus, — aber besser.

Mitte November 1796 machte Burgsdorff bereits einen Abstecher nach Jena, um Humboldts wiederzusehen. Er wohnte mit ihnen zusammen, „im Hellefeldschen Hause am untern Markte", nahm, als wäre er von der Familie, an allen ihren Angelegenheiten und Veranstaltungen teil, so auch an ihren regelmäßigen Abendbesuchen bei Schiller, an den er außerdem durch Körner gut empfohlen war. Und Schillers Urteil, das er an diesen Abendzusammenkünften gewann, verriet ein entsprechendes Wohlwollen, wenn er nach Dresden zurück berichtete: „Burgsdorff gefällt mir eben so sehr durch seine Bescheidenheit und Ruhe, als durch den Gehalt, der in ihm zu liegen scheint", und später: „Sein Umgang war uns recht angenehm; ich liebe so ruhig empfangende Naturen sehr." Auch Karoline von Wolzogen, die damals in Jena zu Besuch weilte, lernte Burgsdorff kennen und begleitete mit dem Humboldtschen Paare die Scheidende bis nach Erfurt, das ihm als die Geburtsstadt Karoline Humboldts wert war und ihre dort verbrachte Jugend bis auf die kleinsten Züge wieder aufleben ließ. Ein ausführlicher Brief bezeugt das.

Auf dem Rückwege dieses Erfurter Ausfluges wurde in Weimar bei Goethe Station gemacht. Wohl aufgenommen verbrachte man in seinem Hause fast einen ganzen Tag. Burgsdorff selbst hat von diesem Besuch leider nicht mehr als die Tatsache berichtet. Dagegen deutet Karoline die Stimmung in einigen Worten an Rahel an: „Er [Goethe] ist in seinem Hause immer etwas feierlich und war es dießmahl vielleicht noch etwas mehr weil wir uns in 1½ Jahre

nicht gesehen hatten, Burgsdorf eine neue Gestalt für ihn war u. s. w., aber doch war es ein schöner Tag und Burgsdorff hat große Freude gehabt ihn von Angesicht zu sehen. Er las uns ein neuestes Gedicht [Hermann u. Dorothea] so weit vor, als es vollendet ist." Und Goethe selbst lobte die neue Erscheinung in einem Briefe an Schiller: „Burgsdorff hat mir in seinem Betragen und dem Wenigen, was er sprach, recht wohl gefallen."

Die letzten Wochen des Jahres noch verblieb Burgsdorff in dem Humboldtschen Familienkreise und, nachdem er in ihm das Weihnachtsfest begangen hatte, brach er auf nach Ziebingen in das Vaterhaus, wo es Pläne auf Jahre hinaus zu beraten galt. Der wichtigste dieser Pläne war der, daß Burgsdorff eine auf vier Jahre berechnete Reise durch das Ausland unternehmen sollte: Italien, Spanien, Frankreich, England sollten die Tour bezeichnen. Der zweite war ein Neubau des Ziebinger Wohnhauses, zu dessen Leitung Hans Christian Genelli bestimmt war. Einige Zeilen erzählen von diesem Abschiedsbesuch:

Hier geht alles zehn mal besser als ich es für möglich hielt und mein Aufenthalt ist garnicht so unangenehm. Meine Mutter klagt nicht mehr und fängt an sich schon an neue Plane zu attachiren, — mein Vater zeigt jedem mit eben dem Vergnügen sein neues Haus wie er sonst jedem seine alten Kammern, Pagenstube — so hieß ein Hundeloch ꝛc. — zeigte. Mir hat er alles gezeigt als wenn er alles so gewollt und eingerichtet hätte als wenn ich noch garnichts von alledem wußte und garnicht als wenn ich ihn zu alle dem gezwungen hätte. — Er ist der beste Mensch und auch viel weniger simpel als die Halbklugen dencken, — nur ist jeder Caracterzug eine Gewohnheit in ihm, nur ist er originell, und freilich nicht genug um originell und cultiviert zusammen sein zu können.

Für seine Auslandsreise rechnete Burgsdorff auf die Gesellschaft der Humboldts. Vor dem Frühjahr 1797 konnte aber eine Vereinigung zu diesem Zwecke nicht stattfinden, da Karoline im Januar einer Niederkunft entgegensah; so wählte er für diese Wartezeit nochmals Dresden. Er lebte diesmal nicht in erster Linie auf der Galerie, sondern suchte den Verkehr, bei Körner und den Anderen, auch bei dessen Vorgesetztem, dem Kanzler von Burgsdorff; er schwärmte auf Bällen herum und tanzte mehr, als Körner seiner Gesundheit wünschte, „da seine Brust nicht stark zu sein schien"; er ging, gleichsam um sich für die großen Höfe zu trainieren, an den Hof, da dieser trauerte, „mit Pleureusen und einem schwarz überzogenen Degen". Der Ehrgeiz, den er anfangs noch hegte, „den Cavalier in sich aufzufrischen, sich so zu gewöhnen, daß ein Haarbeutel ihn nicht mehr decontenenciren könnte", wurde ihm bald zur Last, und seine Natur ging unter den Kammerjunkern und Elegants doch schließlich ihre eigenen Wege.

Im April folgte er nochmals der Einladung zu einem zweiten Besuche nach Jena, an der Humboldts durch Karolines leidenden

Zustand über Erwarten lange gefesselt waren. Erst im Juni konnten sie in Dresden eintreffen. Mitte Juli endlich begann man von hier nach Wien aufzubrechen, um von da aus Italien zu erreichen. Das Humboldtsche Ehepaar folgte am Ende des Monats, Alexander und ein Ehepaar von Haeften, dessen „deklarierte Freunde", schlossen den Zug. In Burgsdorffs Begleitung, der zuerst abgegangen war, befand sich Friedrich Tieck, der schon einmal auf seine Veranlassung im Oktober und November 1796 mehrere Wochen bei ihm in Dresden verlebt hatte und auch jetzt wieder und in den ganzen folgenden Jahren sich seiner fördernden Unterstützung erfreuen sollte. Für diese, auch seinem jüngsten Biographen ziemlich dunklen Jugendjahre Friedrich Tiecks und seine Produktion bringen die Burgsdorffschen Briefe nicht unwesentliches, neues Material bei. Sie erweisen aber auch, daß nicht nur Ludwig Tieck in seinen mittleren Jahren durch Burgsdorffs Freundschaft das Leben ermöglicht, sondern daß auch Friedrich, bevor er nach Weimar kam, ebenfalls durch Burgsdorff in freigebigster Weise unterstützt wurde. Er selbst ließ sich von ihm als Medaillonrelief porträtieren, empfahl ihn an Humboldts, an Rahel und durch diese an sämtliche Berliner Bekannte, er ließ ihm offenbar auch Aufträge für die Ziebinger Architektur zukommen und setzte ihm schließlich, nachdem er während ihres ganzen Zusammenseins bis und in Paris für seinen Unterhalt gesorgt hatte und nach England gehend ihn dort zurückließ, eine Jahrespension aus, die fast ein Viertel seines eigenen Etats betrug. Seine menschlichen Sympathien neigten sich in diesen Jahren auch entschieden mehr zu Friedrich als zu Ludwig Tieck, und es ist nur zu bedauern, daß er eine für Rahel angekündigte Parallelcharakteristik der Brüder, wie so vieles Ähnliche, nicht ausgeführt und damit diese Neigung nicht näher begründet hat.

Das Ergebnis dieses Teiles der Reise, des Sommeraufenthaltes in Wien, der bis in die ersten Oktobertage währte, war kein günstiges. Von der Stadt selbst war Burgsdorff, ganz anders als Karoline von Humboldt, aufs höchste enttäuscht. Er flüchtete auf die Bibliothek und in die Gemäldegalerien, die ihm die einzige wirkliche Freude machten. Über den Menschenschlag sprach er in harten Worten ab. Zu alledem mußte die Italienfahrt aufgegeben werden, da der Krieg dort mittlerweile das Reisen gefährdete.

So einigte man sich auf Paris. Die Gesellschaft machte die Tour über Salzburg, wo man sich von Alexander von Humboldt trennte und Leopold von Buch begrüßte, gemeinsam bis Basel. Das Ehepaar Humboldt ging von hier direkt nach Paris, Burgsdorff und Tieck nach Straßburg und, da ihre Pässe ausblieben, nach Rastatt. Hier, wo gerade der Kongreß tagte, fand Burgsdorff „Bekannte aus allen Enden von Deutschland", unter ihnen Karl Finckenstein; er

machte, sehr zu Tiecks Verdruß, das Treiben mit und „ging in die Gesellschaft aller Gesandten", bei deren einer er den General Bonaparte kennen lernte. Eine französische Komödie, die durch den diplomatischen Jahrmarkt angelockt, sich hier sehen ließ, gab ihm den ersten Vorschmack von Paris und zwang ihn, die strenge Sicherheit dieses nationalen Stils zu bewundern, obwohl er dessen Nachteile, die Manier und das Äußerliche der Leidenschaft, auch sofort sah und sein hier zuerst gebildetes Urteil in der Folgezeit nach beiden Richtungen hin nur vertiefte.

Es versteht sich, daß sein vielseitiges Interesse in Paris, wo er in den ersten Tagen des Jahres 1798 mit Tieck eingetroffen war, die reichlichste Nahrung fand und damit dauernd in Beschäftigung gehalten wurde, aber ebenso sicher ist es, daß im Vordergrund dieses Interesses das Theater stand. Dies wäre nicht besonders charakteristisch für den Angehörigen einer Generation, die der Teilnahme für die Schaubühne ihre besten Kräfte widmete; aber aus Burgsdorffs Beschäftigung mit diesen Dingen spricht ein fast fachmännisches Verständnis. Niemals fällt es ihm ein, etwa über die Handlung wie über einen realen Vorgang zu meditieren. In London, wo er auch fast jeden Tag ins Theater ging, notiert er sich kurz einigemale etwas über die Auffassung der oder jener Rolle, aber den breitesten Raum nehmen detaillierteste Kostüm- und Dekorationsbeschreibungen ein, als hätte sie sich ein Regisseur gemacht. So gibt es einen umfangreichen ungedruckten Brief aus seiner letzten Pariser Zeit an Ludwig Tieck — nebenbei bemerkt den einzigen mir bekannten aus ihrer 33jährigen Verbindung; Holteis „Briefe an Tieck" enthalten nicht einen! —, der schon mehr ein wohldisponierter Aufsatz über die Pariser Theater 1798/9 zu nennen wäre. Und es ist eigentlich ein Zufall, daß er damals nicht in einem Journal gedruckt wurde; man hätte das mit demselben Recht tun können, mit dem man Brinkmans Brief in das „Athenaeum" aufnahm. Besonders merkwürdig ist der Beschluß dieses Briefes dadurch, daß er, nach Verurteilung der Tragödie und der ihr nahestehenden Oper, die Eigenart und Ausbildung der Komödie, des Singspiels und des Vaudevilles als charakteristisch national lobend entwickelte und nichts Geringeres plante, als das französische Singspiel und das Vaudeville in Berlin einzuführen. Er machte Tieck allen Ernstes den Vorschlag, die mitgesandten Texte schleunig zu übersetzen, schlug Rollenbesetzungen vor und gab Kostümskizzen. Selbst für die Geschäftsführung wußte er Rat. Der Plan, der immerhin das Anzeichen einer eingehenden, sachlichen Beschäftigung mit diesen Dingen gewesen, kam damals nicht zur Ausführung; erst spätere Zeiten machten ihn sich zu eigen und erzeugten bei der Nachwelt die Tradition von der Blüte der Berliner Lokalposse.

Burgsdorff hatte nicht die Gabe, so viel Menschen er in seinem Leben auch kennen lernte, aus eigener Initiative Bekanntschaften zu suchen. So sah er sich auch in Paris auf den Verkehr des Humboldtschen Hauses beschränkt und darauf, was ihm dies als „point de ralliement" der dortigen Deutschen bot. Da war Friedrich Tieck, der bei ihm wohnte, David Veit und Grapengießer, da kam bald nach ihm Brinkman von Berlin auf seinen neuen Posten, da sah er Bielfeld wieder, Alexander von Humboldt und Haeftens, Schweighäuser und Gropius, die beide nacheinander die Erziehung der Humboldtschen Kinder leiteten, auch Jens Baggesen und Weishaar, den Grafen Gustaf Schlabrendorf und Leuchsenring. Aber an all diesem Umgang fand er kein volles Genügen mehr; unmerklich war seine gesellschaftliche Untersuchungslust abgeflaut, und die ersten Spuren der Reife und Resignation machten sich jetzt bemerkbar, die in langen Ergüssen an Rahel ihren Ausdruck fanden.

Von Ende Juni bis Ende Juli 1798 hatte er mit Karoline von Humboldt einen Aufenthalt in Saint-Cloud verbracht, wobei sich die noch immer Kränkelnde wunderbar erholt hatte. Mitte September trat er, nach langem Für und Wider mit plötzlichem Entschluß, allein die Reise nach Spanien an in dem Gefühle, als genügte er einer Pflicht; denn Humboldts mußten in Paris bleiben. Aber es überkam ihn, der eigentlich sein Leben bisher nur seiner Laune und seinem Belieben gelebt hatte, das Bewußtsein, daß er sich mit dieser Selbstüberwindung aus einer Halbheit herausreiße. Er deutet nur an, warum er sein Pariser Leben für „im Zuschnitt verdorben" hielt, und wußte auch, daß Karoline ihm seine Abreise so falsch auslegen und verübeln konnte, wie sie es tat, aber er mochte nicht ahnen, daß er sich die Freundin durch diesen Aufbruch auf das Jäheste entfremden würde. Die ursprünglich nur bis in die Pyrenäen geplante Tour dehnte er doch schließlich bis Madrid aus. Das Reisen in Spanien, besonders im Norden, stand damals auf dem primitivsten Fuße; Wege und Wagen gab es nicht. Das einzige Beförderungsmittel waren Reiteseel. So lag er „Tage lang, von der ersten Dämmerung bis zur Nacht, auf einem Esel, ohne Zaum, auf einem Sacke mit den beiden Beinen auf einer Seite, oft lang hingestreckt". Wehmütig gedachte er dieser Beschaulichkeit in dem warmen Klima, als er die Grenze des winterlichen Frankreich wieder überschreiten mußte. Mit dem neuen Jahre, 1799, traf er in Paris ein, und dieser letzte Aufenthalt, der bis in den Sommer währte, wurde für ihn immer unerquicklicher; seine Klagen nahmen zu. Rahel, der er seit der Trennung von ihr in Dresden beständig detaillierte Pläne des Wiedersehens, von Humboldts unterstützt, gemacht hatte, sollte nun endlich nach Paris kommen; da aber der Zeitpunkt noch nicht

abzusehen war, so beschloß er, auf jeden Fall nach England zu gehen. Von Anfang August bis Mitte Oktober war er auf der Reise, die ihn langsam über den Haag, Brüssel, Emden nach Yarmouth führte. Um die Mitternacht des 21. Oktober fuhr er in London ein.

Während es nur eine Anzahl von Briefen war, die eine Rekonstruktion von Burgsdorffs Pariser Aufenthalt in den Hauptzügen ermöglichte, können wir sein Leben in England an der Hand eines Tagebuches Tag für Tag verfolgen und daraus wiederum einen Wahrscheinlichkeitsschluß auf sein Pariser Alltagsleben machen. Von diesem Tagebuche hat bereits Köpke in seiner Tieckbiographie (1, 300—304) in seiner Weise den Inhalt wiedergegeben, so daß hier nur einige ergänzende Anmerkungen zu machen sind. Burgsdorffs Reise hatte ja nicht den praktischen Zweck, wie etwa die gleichzeitigen Theodor von Schöns oder Ludwig von Vinckes, deren Tagebücher zum Vergleich heranzuziehen übrigens nicht ohne Interesse ist. Sie bildete mehr eine Ergänzung zu den Universitätsstudien, wie sie namentlich in früherer Zeit bei den jungen Leuten vom Stande üblich gewesen war. Naturgemäß entbehrt eine so allgemeine Bildungsform der Beschränkung, die sich der Fachmann auferlegen muß, aber ebenso der Gründlichkeit, die diesen in seinem engeren Bezirke auszeichnet. Und wenn auch Burgsdorff jetzt „die politische Oconomie und die schönen Künste", als seinen Fähigkeiten am meisten entsprechend, zu seinem Hauptstudium machen wollte, so ließ er deswegen nichts beiseite, was außerhalb dieser Fächer lag und ihn sonst anziehen konnte. Er machte persönlich und mit den Schriften Sir Francis d'Ivernois' Bekanntschaft, er arbeitete sich in Smiths „Wealth of Nations" ein. Nur Shakspere behauptete einen höheren Rang in seiner Lektüre; jedesmal am Tage der Aufführung im Coventgarden- oder Drurilane-Theater wurde vorher das Stück des Abends durchgenommen. Die Oper sah er nicht weniger häufig und dazwischen fand er Gelegenheit, all die kleineren Etablissements kennen zu lernen: das Haymarkettheater und Astleys bis hinab zu Sadlers Wells, Dibdin und Vauxhall. Die öffentlichen und privaten Gemälde- und Skulpturensammlungen, auch die auf den Landsitzen, wurden berücksichtigt und besonders architektonische Vorbilder, im Hinblick auf das Ziebinger Haus, in detaillierten Beschreibungen festgehalten. Und schließlich ließ er sich, meist unter kundiger Führung, das zeigen, was in der Heimat gewöhnlich übersehen wird und erst in der Fremde unter anderen Fremdheiten interessiert: Schlösser, Kirchen und Parks, Taubstummen-, Irren- und Findelhäuser, industrielle Anlagen aller Art. Mit Recht hat wohl Burgsdorff seine Vorstellungen beim Lever des Königs und beim Drawing-Room der Königin oder gar an dem Titularhofe des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth mehr den Kuriositäten zugezählt

als den höheren Sehenswürdigkeiten. Dagegen war es ihm als Festländer von Wichtigkeit, die spezifisch englischen Institutionen des Parlaments und der öffentlichen Gerichtsbarkeit öfter in Aktion zu sehen, — eine Wichtigkeit, von der man sich heute nicht leicht einen Begriff machen kann, die aber nichtsdestoweniger damals jeden fortgeschrittenen Menschen beseelte und Archenholz z. B. zu dem geschmackvollen Vergleiche der Engländer mit Südseeinsulanern begeisterte, um die absolute Heterogenität von aller kontinentalen Staatsform zu demonstrieren.

Alle diese von Burgsdorff in Paris und London aufgezeichneten Eindrücke, besonders die auf künstlerischem Gebiet, erscheinen deshalb so von Wert, weil es die einzigen in dem Kreise der Berliner Romantik sind. Von jener solidarischen Generation Tiecks, seiner Schwester, Wackenroders und Bernhardis war um diese Zeit niemand im Auslande gewesen. Sie kannten dessen Kunst nur aus Berichten und noch die Herausgeber des „Athenaeums" hatten Not, gelegentlich etwas von nahestehender Seite wie den erwähnten Brinkmanschen Theaterbrief bringen zu können. Aber Burgsdorffs Urteil, kann man getrost sagen, war damals das Urteil der Tieckschen Gruppe. Bei allem Verständnis für die Eigenart künstlerischer Gebilde, behielt er beständig den Blick auf die heimische Produktion gerichtet und legte überall den Maßstab dessen an, was ihm in dieser das Höchste schien. Da war es nun freilich bitter, daß, während in Berlin noch um Goethe gekämpft werden mußte, während die junge Generation sich eben zu einer Schule zusammengeschlossen hatte, Kotzebues „Menschenhaß und Reue" ihn nach Paris als „Misanthropie et Repentir", nach London als „The Stranger" verfolgte, in allen Hauptstädten denselben Beifall erntend. Das war das deutsche Drama, das mit den französischen Klassikern und mit Shakspere konkurrierte. Und wie entstellt wurde Shakspere in seinem Lande! „Der Sturm" wurde in Drurilane, zu einer Art Oper umgearbeitet, gegeben, wozu die Personen willkürlich um eine Schwester Mirandas und ihren Liebhaber vermehrt wurden. „Heinrich IV." dagegen wurde bei der Aufführung in Coventgarden so zusammengestrichen, daß alles außer Falstaff, Francis und den Kärrnern zu Nebenpersonen wurde, während die Farcenrollen noch zusetzten. Anders wäre eben Shakspere von seinen Landsleuten nicht goutiert worden.

Die Hauptgelegenheit für Burgsdorff, Anschluß in London zu finden, war die dortige preußische Gesandtschaft; aber es ist auch wieder bezeichnend für ihn, daß er aus der Unzahl gleichgültiger Aristokraten und Diplomaten mit sicherem Instinkt als einzigen Kopf und Charakter den damaligen dänischen Legationssekretär Gottlob Friedrich Ernst Schönborn herausfand. Burgsdorff bewunderte den

Liberalismus und das jugendliche Temperament des 62jährigen, obwohl er sich selten mit ihm in Übereinstimmung befand, wenn dieser etwa „in jeder Rücksicht die Wirkung der christlichen Religion auf die Menschheit verteidigte“ oder in einem Disput über epische und tragische Dichtkunst den Standpunkt seiner Generation behaupten mochte. Den ständigen Stadtaufenthalt hatte Burgsdorff im Januar 1800 durch eine Tour nach Bath in Gesellschaft unterbrochen; mit einer Reise nach Schottland gedachte er ihn zu beschließen. Sein Freund Vincke und Ivernois begleiteten ihn. In der kurzen Zeit von Mitte Juni bis Mitte August wurde die große Strecke von London bis Inverness hin und zurück durchmessen, wovon noch nicht ein Monat auf die Hochlande entfiel.

Nach zehnmonatlichem Verweilen verließ er jetzt die britische Insel und feierte ein längeres Wiedersehen, vom September bis Dezember 1800, mit Rahel in Paris, die dort kurz vor ihm eingetroffen war. Zu Weihnacht sah ihn das Elternhaus wieder. War es nun noch immer die Disharmonie mit diesem oder verfolgte er bestimmte Ziele, genug, im Februar 1801 war er schon wieder in Berlin, „um dort zu wohnen“. Ein bald darauf an Karoline Humboldt gerichteter Brief fand ihren abweisenden Tadel mit den Worten: „er thut sich darauf zu gut unverheirathet zu sein. Gieb doch einmal allen Menschen Frieden allwaltend Schicksal, denk ich manchmal nicht für immer, nur so einen Waffenstillstand, einen Tag nur, damit ein jeder sich den Kopf und das Herz zurecht setze“ und veranlaßt, einige Andeutungen über Verhältnisse zu geben, die in zahlreichen gedruckten Briefen berührt worden, aber meist unverständlich geblieben sind. Es ist erinnerlich, daß Tiecks Grundsätze das debauchierende Leben seines Mitschülers und Kommilitonen vielfach verurteilt hatten; die Tatsachen, auf die er seine Grundsätze anwandte, waren unbestritten. In Göttingen nun war im Frühjahr 1794 der Fall eingetreten, auf den des alten Burgsdorff auf diesem Gebiete stehendes Wort: „sans conséquence” nicht mehr zutraf. Das Kind, ein Knabe, wurde bei dem Küster des französischen Doms in Berlin untergebracht und genoß der liebevollsten Teilnahme von Seiten Rahels und Karolines; er ist „der kleine Wilhelm“ in ihren Briefen. Besonders unterzog sich Rahel, als die räumlich Nächste, ihrem Mandat mit großer Sorgfalt, auch noch, als Burgsdorff schon von seiner großen Reise, sie selbst aus Paris zurück war. Sie sah „ihr ausgezeichnetes, schönes Pflegekind,“ schrieb sie den 2. Juli 1801 an Bokelmann, „worin alle Menschen verliebt sind, täglich“. Diese schöne Liberalität der Rahelschen Gesinnung konnte sie doch nicht hindern, aus allgemeineren Gründen innerlich von Burgsdorff etwas abzurücken: „ich weiß nicht den letzten Choc anzugeben, aber gegen diese

Menschen hab ich mich ganz verändert." Wußte sie doch auch, daß er zu derselben Zeit, wo er seine Vaterschaft eingestand, in den Briefen an sie Zartheiten nicht unterließ, als Page vor seiner Herrin Karoline kniete, züchtig als Sohn aus guter Familie um seine drei Basen Finckenstein nacheinander warb und dem Fräulein Louise von Berg, als der „Einzigen, die er hätte heiraten sollen", nachtrauerte, da sie den Grafen Voß nahm. Und sie war im Recht, wenn sie diesem Lothario, wie sie ihm mit Anspielung auf die Figur im „Wilhelm Meister" zu nennen pflegte, aus solcher Stimmung heraus einen „kategorischen, bis zum Bruch strengen Brief" schickte; sie war es in noch höherem Grade, als sie später diesem Vater gegenüber, der 1808 mit einer Verwandten endlich eine Ehe schloß, die Rechte seiner natürlichen Kinder energisch wahrnahm. Das ist jener lange Brief an die Gräfin ***, dessen Bedeutung ohne die Kenntnis dieser Beziehungen nicht auffiele, dessen Inhalt aber auch zeigt, daß die Situation inzwischen noch komplizierter geworden war (Rahel, Ein Buch des Andenkens. 1834. 1, 351—354). Was ihr jedoch ihr ganzes selbstloses Amt noch erschwerte, war, daß nicht, wie man vielleicht meinen sollte, auf der anderen Seite Niedrigkeit der Gesinnung und Brutalität entgegenstand, vielmehr nur Leichtsinn und Nachlässigkeit, die zur Ordnung gerufen sich sofort in Entgegenkommen, ja Ergebenheit wandelten und sie wiederum rührten. Rahel hat ihre Gesinnungen gegen Burgsdorff wohl modifiziert, aber nie radikal geändert, stets, auch als der Verkehr nach seiner Verheiratung eine Zeitlang unterblieben war, seiner als eines alten Freundes gedacht und sich gefreut, wenn er sie aufsuchte. Das geschah nach der langen Pause zum erstenmal im Oktober 1814, als er sich mit Tieck in Berlin aufhielt. Rahel berichtet darüber erwähnend an Varnhagen unterm 4.: „Tieck ist heute gereist, war gestern Abend hier; auch Burgsdorff, nach acht oder neun Jahren, äußerst freundlich und klug, als wäre keine Pause gewesen." Als er am folgenden Tage einen versprochenen zweiten Besuch nicht einhalten konnte, empfahl er sich mit einem Billett seiner „ältesten und neusten Freundin", in der Hoffnung, ihr „bald einmal in der Welt, in unserm Töplitz zu begegnen". Es sind seine letzten vorhandenen Zeilen an sie. Nicht in Teplitz, doch in Karlsruhe 1817 sahen sie sich noch einmal, als Burgsdorff wiederum mit Tieck aus Paris in die Heimat reiste. Das Tagebuch besagt nur kurz am 24. August: „Ich suchte mühsam die Varnhagen in den uniformen Straßen und fand sie im Weinbrennerschen Schauspielhause mit ihrer ganzen Berliner Familie und der Schlaberndorf. Elende Oper, und nachher Thee bei ihr." Rahel gedenkt dieser Zusammenkunft in keinem Briefe.

Als Burgsdorff 1801 zu längerem Verweilen nach Berlin gekommen war, fand er hier Ludwig Tieck wieder, und damit begann der letzte und längste Abschnitt seines Lebens, wie wir es ansehen. Die Jugendverbindung, seit einigen Jahren nur durch gelegentliche Briefe noch gehalten, wurde jetzt persönlich wieder angeknüpft und sollte, ungeachtet mancher Differenzen, bis zu Burgsdorffs Tode währen. Tieck, inzwischen Gatte und Vater geworden, hatte in den Brüdern Schlegel und in Novalis neue Freunde gewonnen, mit denen er für gemeinsame literarische Ziele wirkte, hatte sich durch die „Volksmärchen" und die „Romantischen Dichtungen" einen Namen gemacht. Die alte Generation war verdrängt, die Romantik hatte sich Berlin erobert. Das „Athenaeum" war zwar eingegangen, dafür bereitete Wilhelm Schlegel jetzt Vorlesungen und mit Tieck einen Almanach vor. Für beide Unternehmungen sehen wir Burgsdorff unter seinen Bekannten eifrig Propaganda machen. Friedrich Schlegel selbst traf er bei der Unzelmann oder bei Tieck, wo sich auch Fichte, Genelli und der Maler Bury zu regelmäßigen Abendzusammenkünften einfanden. „Wären Sie nur hier," heißt es den 24. März 1801 über Tieck an Rahel, „Sie müßten ihn noch mehr kennen lernen, und er müßte Ihnen vorlesen. Fêten kann man mit ihm geben." Kurz darauf ging Tieck nach Dresden, weil er in seiner Vaterstadt nicht festen Fuß hatte fassen können; der neue Wohnsitz bot ihm, der jetzt eine Familie zu ernähren hatte, auch nicht genügenden Unterhalt. Der Versuch, ihm in den Frankfurter Dramaturgenposten eine feste Position zu schaffen, war mißlungen. So hielt es Burgsdorff für seine Pflicht, den Freund wenigstens der gröbsten Not des Lebens zu überheben. Er forderte ihn auf, zum Winter 1802 mit Frau und Kind nach Ziebingen zu kommen, das zwar schon seit einiger Zeit an den Präsidenten Finckenstein verkauft war, aber immer noch von der Burgdorffschen Familie bewohnt wurde. In diesem Hause lebte Tieck die nächsten siebzehn Jahre, einige Reisen abgerechnet, und es wäre gar nicht abzusehen, welch eine Wendung sein ferneres Leben und Schaffen genommen hätte, wenn ihm dieses Asyl nicht erstanden wäre. Hier hat ein erheblicher Teil seiner Novellenproduktion ihren Boden. Hier wurden von ihm, um daran zu erinnern, Kleists Schöpfungen wieder aus dem Schutt hervorgezogen, unter den sie die undankbaren Zeitgenossen hatten versinken lassen. Und allein um dieser Tat willen sollte man den Namen Ziebingen nicht vergessen.

Es mögen wohl Reminiszenzen an ihre Studentenfahrten gewesen sein, die die Beiden schon im nächsten Jahre zu einer Reise durch Böhmen und Süddeutschland trieben. Tieck hat die Tour in seiner Novelle „Eine Sommerreise" (1834), Etappe für Etappe, nacherzählt, sogar mit der historischen Datenangabe. Walter von Reineck ist

Burgsdorff, Ferdinand von Erlenbach Tieck selbst, natürlich nur in einigen unwichtigen Zügen. Der vollen Wahrheit entspricht nur die Affaire von Liebenstein. Wie der Reisegefährte Walter sein ganzes Geld an der dortigen Spielbank gelassen, so war es allerdings Burgsdorff ergangen, gerade so wie damals schon auf jener projektierten Rheinreise, und es ist dies der Anlaß zu einem zweiten Makel nach dem der erotischen Zügellosigkeit gewesen, den Tieck dem Gedächtnis des Freundes angehängt hat. So steht in den ungedruckten Aufzeichnungen, die sich sein Biograph Köpke unmittelbar unter dem frischen Eindruck der Gespräche mit ihm gemacht hat: „Burgsdorff ist leichtsinnig, liederlich, ein Spieler.“ Da diese Urteile über Burgsdorff, wenn auch in Köpkes Buch nicht so apodiktisch, einmal bestehen, ist es nötig darauf einzugehen. Daß Burgsdorff öfter gespielt hat, ist unbestritten; ob aber dieser Hang eine Korruption des ganzen Charakters involvierte — und so klingt es aus Tiecks Worten — ist mindestens ebenso strittig. Und der ganze Vorwurf erscheint nicht mehr der Rede wert, wenn man Burgsdorff selbst sich ganz freimütig darüber erklären hört:

Ich komme eben von einem Italiäner, der das größte Kafehaus und die schlechteste Gesellschaft in ganz Dresden hat, und bei dem ich gewöhnlich des Abends esse um hernach etwas zu spielen. Das ist mir gesund, es macht daß ich nie zu ordentlich mit meinem Gelde werde, und Verlust wie Gewinst giebt mir immer eine gute und leichte Laune indem es das aller Gewöhnlichste verrückt. So hatte ich auch jetzt das Gehörige verloren, kam recht leicht zu Hause und freute mich unterwegs sehr auf einen Brief von Ihnen. Ich fand ihn ... (An Rahel. 1796.)

Und will man selbst solchen Zweck der seelischen Motion nicht als Erklärung gelten lassen, so war doch gerade Tieck nicht berufen, deswegen den Stab über den Freund zu brechen. Er, der Zeit seines Lebens sich nicht zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit durchrang, nicht weil es ihm unmöglich, sondern schließlich bequemer war, er, der nacheinander sich von Reichhardt, Wackenroder, Burgsdorff, Rumohr und Henriette Finckenstein versorgen ließ und erst als siebzigjähriger Greis für eine unwürdige Stellung an dem sogenannten kunstverständigen Hofe von Sanssouci das erste ausreichende Einkommen bezog! Ihm stand es nicht an, den Mißbrauch, den Andere mit ihrem Eigentum trieben, zu verurteilen, besonders in einem Falle, wo er selbst als Konkurrent so stark in Frage kam.

Wichtiger ist es, daß aber noch ein anderes, weit ausführlicheres und umfassenderes Urteil Tiecks über Burgsdorff existiert, das eigentlich sein ganzes Bildungsstreben, also das, um dessentwillen diese Skizze versucht ist, dermaßen in Frage stellt, daß auch dieses Urteil auf seine Berechtigung hin zu prüfen ist. Es ist ein ungedruckter Passus eines Briefes an Solger vom 1. April 1816:

Mit Burgsdorf, Schütz und Kadach lese ich wieder Ihre Dialogen. Burgsd. der doch von Kunst etwas zu wissen meint, habe ich schon seit lange dazu aufgefordert, und er ist nur schwer daran gegangen. Da er aus Trägheit und vornehmem bons sens sich nie mit der Phil. eingelassen hat, so hat er gegen sie auch die bestimmtesten Vorurtheile, meint Logick sei überflüssig, verwechselt Dialecktik mit Sophistik, und denkt eigentlich wohl, jeder ungefähre Einfall, jede zufällige Wahrnehmung, jeder Reiz, jede Aufwallung, seien die einzig wahre Philos. und die Gründlichkeit Schulgeschwätz. Da er sich nun an nichts gläubig hingeben kann, um zu lernen und sich von innen heraus zu orientieren, sondern alles, auch den Genuß der Kunstwerke mit Kritik anfängt, und aus Reflexionen sich erst ein Organ für die Verständnisse bilden will (die ihm allenthalben so vorantreten soll, wie der Kirchengesang der Predigt) so stießen wir bald an und ich mußte wahrhaft erschrecken, wie ein Mann, der etwas älter ist, als ich, der Geist, ja Scharfsinn hat, der in keiner Gesellschaft als ein Einfältiger erscheinen kann, wie dieser doch unwissender als ein Knabe über die alltäglichsten Dinge seyn kann. Wir stritten, aber er ahndete gar nicht einmal, worauf es ankam. Nachher habe ich einen ganzen Vormittag daran gewandt, ihm nur Einiges klar zu machen, und Sie würden haben lachen müssen, hätten Sie mich den Philosophen spielen sehn. Er hatte sich nun mehr [Mühe] gegeben, folgte aber nun gebunden wie Widolt mit der Stange, dem schönen Aufzug der Untersuchung. Schon ist ihm soviel gewonnen, daß ihm Ihr Buch imponiert: für vieles in der Welt dient ihm dieses statt des Verständnisses. Sonderbar, daß er nie das Bedürfniß wahrer Demuth, Hingebung, oder Liebe zur Kunst und Wissenschaft gefühlt hat; sondern immer nur einen Kampf, ein Widerstreben, dieses in sich für das Beste gehalten, u. doch wieder nicht Aufrichtigkeit und Bemühung hat daran wenden wollen, um diese stätische (retik) und ausschlagende Skepsis in etwas Aechtes zu verwandeln. Aus seinen Jugendeindrücken liebt er einige Werke, vorzügl. kleinere Gedichte von Goethe, und sie haben ihm eine gewisse Empfindung, eine Art Dreinschauen in die Welt gegeben (wie man wohl behaglich aus dem Fenster kuckt über eine Gegend hin) die ich eine negative Genialität nennen möchte, und die er nun allem Positiven, allem Wirken, Lernen und Behaupten als ein Geheimniß und anmaßliches [!] Medusenschild entgegenhält: von Shaksp. Größe weiß er nichts, sondern manche seiner Werke gefallen ihm wie einem wohl etwas gefällt, den vollendeten Künstler sieht er nirgend in ihm; D. Quixote verehrt er, von Dante, den Spaniern und Italiänern und Alten weiß er nichts: in der Mahlerey rühren und erheben ihn einige Rafaelsche Werke, in der Antike zeigt er noch den meisten Sinn, aber ohne die Kunst und ihre Geschichte zu studiren, so wenig wie die Architectur und Musik, in welchen Künsten er wohl etwas hätte leisten können - - und aus diesem engen Cirkel heraus behandelt er mich im Disput, der oft entstehen muß, wie einen Pedanten, wenn ich ihm die Welten aufschließen möchte, von denen er nichts wissen will, um sich nicht auch einzuengen wie er meint.

Diese Charakteristik gibt zweifellos viel Wahres, solange sie sich an die Tatsachen hält; aber sie verschieft das Bild Burgsdorff vollständig durch die Art, wie die Tatsachen interpretiert werden. Tieck hatte die Eigenschaft der selbstbewußten Persönlichkeit, die er doch einmal war, sich selbst als Maß der Menschen und Dinge zu setzen. Dadurch, daß er durch jahrelange, schwere Krankheit verbittert, durch seine übrige Umgebung anderseits ausschließlich bewundert und verwöhnt war, hatte sich diese Eigenschaft in seiner Isoliertheit zur Selbstüberschätzung gesteigert. Das war auch das allgemeine Urteil, als er sich im nächsten Jahre (1817) in Paris zeigte; man bedauerte ihn wegen seiner

beständigen Tadelsucht, der jetzt auch Burgsdorff anheimfiel, weil er ihm nicht unbedingt folgen wollte. Denn das ist das Bezeichnende wohl der meisten Verbindungen Tiecks gewesen, die wie Freundschaften anmuteten, daß sie nur so lange Bestand hatten, als der Andere sich unterordnete. Es genügte ihm nicht, daß der Andere ihm Verständnis entgegenbrachte; er sollte ihn kopieren, womöglich ein Teil seiner selbst werden, mochte es auch nach der ganzen Anlage des Betreffenden ein Unding sein. Da er zufällig in diesen Jahren in der Solgerschen Lehre eine Befriedigung empfand, sollten es ihm auch seine Freunde gleichtun. Burgsdorff dagegen wußte selbst ganz genau, daß er kein philosophischer Kopf war: wenn das Gespräch zwischen Schiller und Humboldt ihm zu abstrakt wurde, spielte er mit dem Bauspiel — erzählte er selbst einmal. Wenn er, dem es auf den Genuß des Kunstwerkes ankam, mochte er nun naiv oder durch Reflexion dazu gelangen, auch wirklich jedes ästhetische System a limine ablehnte, so bewies das nur, daß er selbst die Systemlosigkeit für die Vorbedingung seiner Genußfähigkeit hielt, wie Tieck ja beinahe erkannte. Statt dessen wollte dieser den Freund, der die Wandlungsfähigkeit des Charakters, damit die Unabhängigkeit von jeglichen Dogmen und die empfindlichste Empfänglichkeit in einem außerordentlich hohen Grade bei sich ausgebildet hatte und so fast die Vollendung eines Typus darstellte, lieber als Durchschnittshandwerker sehen, der sich auf ein System festlegte und um jeden Preis etwas zuwege brachte, das hundert andere ihm gleich machen konnten. Und dabei hätte er zugeben müssen, daß das, was er hier tadelte, fast Punkt für Punkt auf ihn selbst zutraf: daß er nicht philosophisch, daß er reflexiv, nicht intuitiv veranlagt und daß sein Lernen nicht das eines Gelehrten war. Für ihn stand es fest, daß er die einzig richtige Interpretation Shaksperes geben konnte, und er konzedierte dem Andern, dem dies angeblich mangelte, dafür das Verständnis der Antike, von deren Geist er selbst — eine wichtigste Bedingung seiner Eigenart allerdings! — nie einen Hauch verspürt hatte. Er erhob gegen einen Andern den Vorwurf, er verschließe sich absichtlich neuen Ideen, er, der selbst ein trauriges Beispiel der Versteinerung des Alters gewesen ist, besonders als er nach Goethes Tode von allen Seiten als erste literarische Instanz Deutschlands angegangen wurde und rundweg allem Neuen — einer vielleicht recht unpoetischen Generation — unzugänglich war. Und zu alledem scheute er sich nicht, noch den Altersunterschied zwischen zwei Vierzigern in die Wagschale zu werfen, der gerade acht Monate betrug. Und wenn man drei Jahre später wieder eine Äußerung von Tieck zu Solger findet, wie diese: „Burgsdorff ist seit seiner Heirath mit einer Frau, die ich schlecht nennen muß, nicht er selbst und die Finckensteins sind immer ganz

ohne Charakter gewesen", so verzeiht man einem Manne von Tiecks sonstigen Qualitäten vielleicht die hier zutage tretende Undankbarkeit gegen die Menschen, deren Brot er an zwanzig Jahre gegessen. Wie tragisch aber muß das Unglück seiner körperlichen Hilfslosigkeit gewesen sein, wenn er trotzdem die physische Nähe dieser ihm fremden, ja widrigen Menschen so lange Zeit erdulden konnte, wie pervers geradezu müssen die moralischen Werte einer solchen Existenz geworden sein, wie ausschließlich berechnet auf die Individualität ihres Schöpfers und unanwendbar für die Beurteilung eines Dritten. Und daher muß man versuchen, noch einmal auf andere Weise an die von Tieck berührten Charakterseiten Burgsdorffs heranzutreten.

Es gibt eine Bemerkung über Burgsdorff von Karl Finckenstein, dessen geistige Begabung keineswegs über den Durchschnitt seines Umganges und Lebensalters hinausging; aber diese Bemerkung, wiewohl auch ohne Sympathie, trifft weit eher das Zentrale in dem Wesen des Beurteilten. Sie steht in einem ungedruckten Brief an Rahel vom 10. Januar 1798 aus Rastatt, wo sich die beiden Vettern kurz vorher getroffen hatten, und lautet: „Er ist noch immer der alte, nirgends zu Hause und wenn er es auch noch so zu seyn scheint, sich beständig mit den Anstalten mit den Maschinerien zur Freude und zum Genuß amüsirend, und den Genuß nicht zu ergreifen und zu halten im Stande, so sehr er es auch glaubt, weil er stark und gewandt im Auffinden und Ergreifen der Gelegenheit ist." Unbefriedigt von seinem Aufenthalt in Wien saß Burgsdorff ungeduldig hier in Rastatt, um in Paris neuen Enttäuschungen entgegenzugehen. Die Reise nach Spanien wurde ihm mit dem Moment, da der Plan in das Stadium der Ausführung trat, schon eine Qual, und wenn er später, nach seiner zweiten englischen Reise behauptete, daß dieses Land seiner Individualität am meisten zusage, so hatte ihn zweifellos zu solchem Lobe mehr die äußere Lebensform bestochen als wesentliche Elemente der Bildung, wie er sie letzten Endes suchte und hier nicht finden konnte. Und trotz alledem hat er wohl bis an sein Ende, solange er nicht kränkelte, kaum mehrere Monate hintereinander an demselben Ort verweilt. Zwei Jahre vor der Sommerreise 1803 hatte er die Brüder Tieck von Dresden nach Erlangen begleitet, um die Wende der Jahre 1810 und 1811 muß er sich in Rom aufgehalten haben, 1815 hören wir von einer Sommerfahrt an den Rhein, und endlich 1817 brach er wiederum mit Ludwig Tieck auf, um ihn das Land Shaksperes sehen zu lassen. Auch über diese zweite englische Reise berichtet sein altes Journal, das er für diese Gelegenheit wieder hervorgesucht hatte, sowie die Inhaltsangabe, die Köpke ebenfalls daraus gibt. Aber auch die übrige Zeit scheint erfüllt von einem beständigen Hin und Her; bald ist er in Ziebingen oder

Madlitz, bald in Berlin oder Dresden. Aus Dresden stammte seine erste Frau Ernestine, eine geborene Burgsdorff; in Berlin oder Charlottenburg scheint er zeitweise eine feste Wohnung unterhalten zu haben. Wirklich heimisch aber war er weder in den Residenzen noch auf den märkischen Gütern.

Das Finckensteinsche Wort ist aber geradezu auch ein Bild von Burgsdorffs innerem Leben: Ein sich stets wiederholender Anlauf ohne sicheres Ziel; ein schrankenloses Wünschen ohne die Möglichkeit einer Erfüllung; denn ein Ziel, das er erreichte, ein Wunsch, der sich erfüllte, hatte keinen Reiz mehr für ihn; ihn drängte sein Schicksal rastlos weiter und schuf seinem Leben ein tragisches Mißverhältnis zwischen Sehnen und Sein. Was war das letzte Ziel dieses Daseins, das sich bald den hohen Werken der Kunst voll Innigkeit hinzugeben vermochte wie der Klosterbruder, bald der wilden Jagd ungebundener Triebe wie William Lovell, bald der göttlichen Faulheit eines Schlegelschen Orientalen? Eine Äußerung Gottfried Körners richtet sich auf als eine Grenzwand zwischen zwei Generationen, wenn er den 21. Juli 1797 über Burgsdorff an Schiller schreibt: „Burgsdorf ist fort [nach Wien]. Er hat mir in der letzten Zeit weniger gefallen. Es ist etwas Weichliches in seiner Natur, das ich nicht liebe. An eigene Tätigkeit ist bei ihm gar nicht zu denken, und selbst in seinem Genusse ist zu wenig Energie. Er verhält sich bloß leidend, ist in eine gewisse Andacht bei Kunstwerken verloren, ohne sich nur einigermaßen von dem Eindrucke Rechenschaft geben zu wollen. Ein gewisser Instinkt leitet ihn zwar, das bessere zu unterscheiden, und dies nimmt für ihn ein; aber man erwartet doch auch, daß seine eigene Kraft sich am Anschauen der fremden entzünde." Und Schiller, dessen erste oben zitierten Urteile wohl von Körners damaliger günstiger Meinung ebenso beeinflußt waren, wie jetzt seine ungünstigen, gab ihm zu: „Dein Urtheil über Burgsdorf möchte wohl sehr gegründet seyn. Ich hab ihn zu selten und mit zu wenig Interesse gesehen, als daß ich eine Forderung an ihn hätte machen können; indessen fand ich ihn, besonders in der letzten Zeit immer ohnmächtig und, wie die schwächlichen Naturen eigensinnig." Es war eben der Mensch der romantischen Generation, der diesen Männern der Pflicht und der Tätigkeit, ebenso unverständlich wie unsympathisch war; ein Standpunkt, den auch der alternde Tieck, den Traditionen seiner eigenen Jugend zuwider, in jenem Briefe an Solger zu prästieren suchte. Auch Varnhagen, der als Rahels gelehrigster Schüler in der Seelenkunst sehr viel verstand und verzieh, hat die fast unerquickliche Tragik eines solchen Schicksals richtig erkannt: „Es ist natürlich, daß eine solche Lebensstellung, wie Burgsdorf sie gewählt und durchgeführt hatte, im höhern Alter ihre bedenklichste Prüfung erfährt...

Burgsdorf hat in diesem Betreff das Schlimmste nicht erfahren. . ." Trotzdem, möchte man hinzusetzen, ist es vielleicht gut, daß die Tatsachen aus den letzten Lebensjahren Burgsdorffs nur noch ganz vereinzelt zu uns sprechen, daß der unverhüllte Anblick einer solchen Prüfung uns nicht aufgezwungen wird, die ihm zweifellos doch wurde in den Augenblicken, da eine so reiche Natur die Erkenntnis überkam, daß ein ganzes Leben im Verhältnis zu dem Kraftaufwand ohne Wirkung bleiben würde. Zwar deutet manches darauf hin, daß Burgsdorff mit den Jahren begann, sein äußeres Leben im Sinne seiner Familie zu arrangieren und manche lästige Verknüpfung mit der Jugend zu lösen. Zwar meint Varnhagen zu wissen, daß Burgsdorff in den Kriegsjahren sich Geschäften und der Verwaltung seiner Güter auf das Zweckmäßigste und Ersprießlichste gewidmet habe. Wohl möglich; hatte er doch bei seinem offenen Sinn für alle Neuerungen beispielsweise im Jahre 1801 seinen Vater bestimmt, auf einige Stücke des berühmten Merinotransportes zu subskribieren, den Vincke damals im Auftrage der preußischen Regierung geleitet hatte. Aber es ist kaum anzunehmen, daß er in dieser wirtschaftlichen Tätigkeit die Erfüllung seines Daseins sah, ebensowenig wie darin, daß er an seinem ihm zufällig gewordenen Wohlstande viele bedeutende Menschen teilnehmen lassen durfte. Eine gelegentliche Mitteilung zeigt als Beispiel die Machtlosigkeit einer solchen Existenz, wie mit dem physischen Erlöschen auch jegliches Wirken des Willens aussetzte. Burgsdorff war nach allem, was wir von ihm wissen, Zeit seines Lebens ein guter Heide gewesen, er hatte Wert darauf gelegt, daß sein natürliches Kind von den Pflegeeltern mit ihrem Bon Dieu verschont bliebe; aber als er 1820 seine erste Frau verloren hatte, die ihm vier Töchter geboren, und er diesen, da er wohl sein Ende voraussah, in ihrer Erzieherin Friederike Senfft von Pilsach eine neue Mutter geben mußte, ahnte er wohl kaum, wem er damit die Erinnerungen und Überlieferungen seines Lebens anvertraut hatte. Friedrich Tieck wenigstens, wofern man ihm glauben darf, wußte davon an Varnhagen zu berichten (Berlin, den 22. Oktober 1834, ungedruckt), als dieser nach Rahels Briefen im Burgsdorffschen Nachlaß forschte: „Noch muß ich die Bemerkung machen, daß die Wittwe Burgsdorf gar viel in der neuen Frömmigkeit thut daß ich daher fürchte daß wenig von ihr zu erlangen ist, und ob sie, wenn ihr von dergleichen Briefen gesprochen wird, diese wohl gar unterdrücken, oder vernichten könnte, da solche, nicht in das neue Christenthum gehörig ihr wohl schwerlich anders als sehr sündlich vorkommen können, auf jeden Fall einen ungewünschten Eindruck auf die jüngern Töchter machen könnten. Böse Zungen wollen wissen, daß sie nemlich die drei jüngern Töchter von allen Verbindungen fromm und klösterlich zu

enthalten suchte." Nicht einmal so weit reichte seine Macht. Und verallgemeinert man dieses Beispiel, was nach allem berechtigt erscheint, so war allerdings dieses Leben nur eine Episode; gewiß eine bemerkenswerte, unendlich reiche Episode und charakteristisch für eine Generation, die das Fragment in jeglicher Gestalt auf den Thron erhob.

Auch die Episode, die Skizze, das psychologische Fragment ist die Stärke des Briefschreibers Burgsdorff gewesen; als Schriftsteller ist er schon deswegen nicht anzusprechen, weil er bei dem uns vorliegenden Geschriebenen zunächst nirgends an Veröffentlichung dachte. Aber was sich in den Briefen und auch seltener in den Tagebüchern an Porträtskizzen findet, die im Augenblick glücklich erhascht mit wenigen Strichen einen Menschen in der Nähe zeigen, wie ihn vielleicht erst die ferne Nachwelt sah, verrät entschieden Divination und Vermögen zur Darstellung, wenn auch in kleinem Bereiche. „Seine einzige Gabe, die individuellsten Charakterzüge aufzufassen und die leisesten Töne" nannte es einmal Karoline von Humboldt. Was er in diesem Betracht über den Bonaparte von 1798 sagt, den er ein paar Stunden in Rastatt sah, verrät dieselbe Erkenntnis, die heute der feinste Psycholog nach Kenntnis des ganzen historischen Apparates haben kann, wenn er bei ihm die bewundernswürdigsten Eigenschaften im Dienste eines unerhörten Willens sah, aber doch über die Größe seines Intellekts „sehr im Zweifel" war. So sei von Ähnlichem nur noch erwähnt eine Parallele zwischen Goethe und Schiller in ihrem Interesse für die Naturwissenschaften, ein Vergleich zwischen Wilhelm und Friedrich Schlegel, zwischen Wilhelm und Alexander Humboldt. So die Porträts Körners, Dalbergs, Pitts, so seine Vermutungen über den Verfasser der „Agnes von Lilien". Wenn Burgsdorff letzten Endes nie zu dem Mystizismus der Zeit neigte, der nur noch in äußeren Symbolen der Vergangenheit seinen höchsten Ausdruck finden wollte, wenn ihn immer ein starker Fond von Berliner Rationalismus davon zurückhalten mußte, so hatte doch eine gewisse Mystik des Gefühlslebens, wenn man so sagen darf, stets starken Anreiz für ihn, verlieh ihm die Fähigkeit blitzschnellen, sicheren Einfühlens ein nicht gewöhnliches Maß von Intuition der Menschenseele. Daher sein rascher Blick und seine selbstlose Fürsorge für alles Auftretende und Zukunftsverheißende, daher sein bescheidenes Schöpfertum in solchen Miniaturporträts, die man aus seinen heruntergehasteten, oft allzulangen und kaum disponierten Briefen herausheben muß, um ihm gerecht zu werden.

Nichts falscher darum, als das Brentanosche, auf ihn gemünzte Wort von dem („guten mäcenisierenden) Modemann" zu wiederholen; in dem Sinne, als hätte es sich bei Burgsdorff um ein äußerliches Mittun oder gar Nachäffen gehandelt. Gerade das heiße Bemühen um eine Bildung wird man am wenigsten aus seinem Bilde nehmen

können, ohne es zur Unkenntlichkeit und Leblosigkeit zu entstellen. Man muß dieses Wort vielmehr leichtfertig nennen, entweder dem Inhalt oder auch nur der Form nach; denn Brentano kannte Burgsdorff aus mehreren Zusammenkünften hinreichend genug. Er bestätigt es anderwärts 1806 selbst an Arnim, daß Burgsdorff in der Ziebinger Gegend in Sachen des Wunderhorns Material sammelte. Und er hat im übrigen auch nicht bewiesen, daß jene Meinung tiefer bei ihm begründet gewesen sei, ihm vielmehr stets persönliches Wohlwollen bewiesen. Die Bekanntschaften, die Burgsdorff in all den Jahren auf Reisen oder in Ziebingen selbst geschlossen hatte, umfaßten ziemlich alle Namen seiner Zeit, und auch der flüchtige Eindruck, den er bei den meisten hinterließ, war — soweit er sich feststellen läßt — nicht nur der des Freundes eines berühmten Mannes, sondern einer selbständigen sympathischen Persönlichkeit. So nannte ihn doch in diesen Jahren der Ziebinger Gemeinschaft mit Tieck noch immer der alte Körner, der inzwischen Berliner geworden war, Reichardt, der Burgsdorff wohl seit der Schulzeit kannte, Arnim, der 1807 auf dem Burgsdorffschen Sandow nächst Ziebingen gewesen war, Sulpice Boisseré, bei dem man auf der Hinfahrt nach England 1817 geweilt hatte, und viele andere. Noch Joseph Görres erwähnte 1823 seiner, als er einen Brief an Tieck schloß: „Behalten Sie sich gesund und frisch, damit Sie . . . es gescheidter machen als jener Burgsdorf, der doch hoffentlich nicht der Ihrige sein wird, von dem ich vor Monathen in der Hamburger Zeitung den Sterbfall angekündigt gelesen.“ Diese Anzeige war allerdings die vom Tode Wilhelm von Burgsdorffs gewesen. Mit dem Ableben des alten Grafen Finckenstein 1818 nahm der Musenhof in Ziebingen ein Ende; von den bisherigen Bewohnern verblieben nur die Eltern Burgsdorffs und einige männliche Mitglieder der Finckensteinschen Familie. Die jungen Burgsdorffs siedelten mit ihren vier Töchtern nach Dresden über, wo sie die Tiecksche Familie und in dieser Henriette Finckenstein wiederfanden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Freunde hier in weiterem Verkehr gelebt haben und daß ihnen dieser Verkehr noch manche behagliche Stunde verschafft hat. Für Burgsdorff sind diese Jahre doch getrübt gewesen. 1820 verlor er die Frau und den Vater, und seinem eigenen Tode, der nur eine Erlösung von schweren Schmerzen war, ging eine langwierige Krankheit vorher. Er verschied zu Dresden am 6. Oktober 1822, nachdem er noch in demselben Jahre eine zweite Ehe geschlossen hatte.

Literatur.

1. Adreß-Kalender von Berlin auf 1796 und 1797.
2. Vossische und Spenersche Zeitung vom 29. Oktober 1822.

3. Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Fr. v. Raumer. Leipzig 1826. 1, 409. 544. 550—554 (statt 26. Juli ist der 25. zu lesen). 570. 573. 696.
4. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834. 1, 19. 144 f. 145. 154. 160. 161. 162. 164. 187. 210. 216. 222. 229. 330. 351—354. 360 [erweitert 15) 1, 98]. 2, 290—291. 386. 3, 223.
5. Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense. Leipzig 1836. 1, 76. 99—118. 135. 183. 188. 193—4. 235. 237.
6. Adam Oehlenschlaeger, Meine Lebenserinnerungen. 1850/1. 4, 89.
7. Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn v. Bincke. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von E. v. Bodelschwingh. Berlin 1853. 1, 134—135. 138—139. 148.
8. Ludwig Tieck . . . von Rudolf Köpke. Leipzig 1855. 1, 72—3. 75. 94? 137—9. 145. 150. 151. 169—172. 177—179. 184. 230. 289. 290. 299—308. 332. 337. (345.) (358.) 369. 371—380. 2, 62. 268.
9. Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Leipzig 1861. 2, 220—1. 223—4 [identisch mit 4) 1, 161 beziehungsweise 164]. 230.
10. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1862. 1865. 2, 173. 176. 177—8. 183. 3, 43.
11. Briefe an Ludwig Tieck. Herausgegeben von Karl v. Holtei. Breslau 1864. 1, 70. 102? 238. 268. 324. 326. 2, 205. 206. 3, 109. 110. 116. 282. 286. 290. 292. 4, 61. 136. 198. 211. 215. 227. 236. 263—4. (Das Holteische Register ist durchaus unvollständig.)
12. Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl v. Holtei. Hannover 1872. 4, 53 - 4. 64. 68. 80—2. 87—8. 95.
13. Schillers Briefwechsel mit Körner. 2. Auflage. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig 1874. 2, (231.) 233. (237.) 247. 253. 265. (268.) 385. — [Die eingeklammerten Schillerschen Anteile auch in 25).]
14. Joseph v. Görres, Gesammelte Schriften. München 1874. 8, 469. 539. 9, 113 [identisch mit 11) 1, 236.].
15. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Leipzig 1874/75. 1, 98. 107. 4, 76.
16. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Leipzig 1876. 8. 36. (371.) [Im Register 418 durchweg unrichtig: Burgsdorf, F. A. L. v.]
17. Aus den Papieren des Ministers . . . Theodor v. Schön. Berlin 1876. 4, 12. 131. 152.
18. Aus Rahels Herzensleben. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Leipzig 1877. 15—6. 34. 36. 157. 161. 166. 170.
19. Im neuen Reich. 1878. Band 2, 509. 548: Briefe von Karoline v. Humboldt an Grafen Gustav Schlabrendorf.
20. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1880, 27. Juni: Humboldts Freundin. Von Fr. v. Hohenhausen.
21. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1881, 30. Oktober: Alex. v. Humboldt an Frau v. Wollzogen. Potsdam, den 25. Mai 1836.
22. Allgemeine Deutsche Biographie 3, 617 (Hettner).
23. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Herausgegeben von O. F. Walzel. Berlin 1890. 569. (573).
24. Goethes Werke. Weimar 1892. IV, 11, 270.
25. Schillers Briefe. Herausgegeben von Fritz Jonas. 5, 114. 137. 235.
26. Achim v. Arnim und die ihm nahe standen. Herausgegeben von Grimm und Steig. Stuttgart 1894. 1, 96. 97. 120. 126. 129. 157. 163. 233. 315 [die Eltern].
27. Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar 1896. 3. 6. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 20. 21—2. 23. 24—5. 26. 28. 31. 34. 100. 122. 182.

28. Jahrbuch des deutschen Adels. Herausgegeben von der Deutschen Adelsgenossenschaft. Berlin 1896. Erster Band. 378 ff.
29. Briefe und Aktenstücke ... aus dem Nachlaß von F. A. v. Stägemann. Herausgegeben von Franz Rühl. Leipzig 1900. 2, 157.
30. Neue Briefe von Karoline v. Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Halle 1901. 8. 11. 12—13. 15. 17. 18. 21. 25. 35. 40. 42. 43. 104. 136—140. 141.
31. Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Rennenkampf ... von Albrecht Stauffer. Berlin 1904. 25. 236.
32. Aus der Franzosenzeit. Herausgegeben von Franz Rühl. Leipzig 1904. 83.
33. Edm. Hildebrandt, Friedrich Tieck. Leipzig 1906.
34. Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen. Zweiter Band. Berlin 1906.

Heinrich von Kleists „Mutwille des Himmels".

Eine literarhistorische Untersuchung

von Paul Hoffmann in Frankfurt a. d. Oder.

Zu der ersten Frage, die bei wissenschaftlicher Betrachtung von Kleists „Mutwille des Himmels" sich aufdrängt, nämlich nach der Quelle dieser „Anekdote", ist durch die verdienstlichen Forschungen Reinhold Steigs eine zweite, kaum weniger wichtige, nach der Urheberschaft der Form hinzugekommen. Ob die, im engeren Sinne, sprachliche Darstellung, um bei dem letzten Punkte zu beginnen, fremde Züge — „Arnimsche Diktion", wie Steig meint — erkennen läßt, darüber dürfte das letzte Wort zu sprechen Albert Fries, dem feinfühligen Ergründer des Kleistschen Stils, nicht schwer werden. Sie bleibe deshalb hier unerörtert, wie Brentanos Parodie im „Gesicht eines alten Soldaten am 14. Oktober" — auf die gleichfalls Steig zum ersten Male aufmerksam gemacht hat — unberücksichtigt bleibt. Mir genügt es, auf mehrere Unebenheiten in der Erzähltechnik, die ich für belangreich erachte, hinzuweisen, bevor ich einige bisher nicht bekannte Tatsachen über die stoffliche Grundlage beisteuere, um dadurch die eingangs beregte Gabelung ihrem Endpunkte zu nähern.

Daß der erste Satz unserer kleinen Geschichte mit seiner kraftvollen Gliederung Kleists Eigentum ist, unterliegt keinem Zweifel. Er scheide, da er unsere Aufmerksamkeit noch hinlänglich beanspruchen dürfte, zunächst aus. Also zum folgenden: Der General „befahl bestimmt, daß niemand, ohne Ausnahme, seinen Leib berühren solle; daß er ganz und gar in dem Zustand, in welchem er sterben würde, ... begraben sein wolle". Und von diesem bestimmten Befehl sollte der Kammerdiener, also diejenige Persönlichkeit, deren erste

Sorge das leibliche Wohl seines Gebieters, dem aus täglicher, ja stündlicher Beobachtung die intimsten Wünsche seines Herrn bekannt sein mußten, nichts gewußt haben? Dem Kammerdiener, dessen Aufgabe es war, die unbedeutendsten Eigenheiten, die kleinsten Gewohnheiten seines Gebieters zu erspähen, wenn anders er es mit seiner Pflicht ernst meinte, wenn er sich bemühte, seinem Herren sich unentbehrlich zu machen; ihm sollte jener „Widerwille" eines seit längerer Zeit totkranken Greises verborgen geblieben sein? Das klingt wenig wahrscheinlich. — Sodann „verpflichtete sich" der Feldprediger, „um jedem Zufall vorzubeugen, bis zur Bestattung, von dem Augenblicke an, da sein Freund verschieden sein würde, nicht von seiner Seite zu weichen". Trotzdem mußte er „nach Verlauf mehrerer Wochen" an das Sterbebett dieses Freundes „herbeigerufen" werden. Das heißt doch wahrlich, es mit der „Sorge für die Vollstreckung dieses seines letzten Willens" leicht nehmen! Um so mehr als dieser Freund, der General, „in spätem Alter an einer langwierigen Krankheit, auf den Tod darniederlag". In solchem Falle wäre doch ein „seinem Versprechen getreu" wenig angängig. — Der Regimentspfarrer dürfte kaum Grund gehabt haben, den Kammerdiener deshalb auszuschelten, weil er ihm nicht früher über das Befinden des Generals Mitteilung gemacht hatte. Sich darnach zu erkundigen, wäre, hätte das Amt des Seelsorgers ihn nicht an das Bett des Kranken geführt, als „Freund des Hauses" seine Schuldigkeit gewesen. Sein Versprechen, wenn nicht ein menschlich edles Gefühl, mußte ihm auferlegen, die Nacht am Lager des Freundes zu durchwachen, wenn „vorauszusehen war", daß es dessen letzte sein würde. — Wie oder ob es möglich sei, eine Leiche auf einen „Schemel" zu setzen, braucht nicht mehr erwogen zu werden; das Gesagte reicht hin, Widersprüche, ungenaue Wendungen, Lässigkeiten in der Erzählung aufzudecken, wie sie bei einem so sorgsamen, scharf denkenden Schriftsteller, einem so fein abwägenden Dichter wie Kleist nicht recht verständlich und selbst als Einzelerscheinung äußerst selten, auf so engem Raume aber geradezu unmöglich sind. Daß sie ihm im Zwange der Tagesarbeit unterlaufen, erachte ich für ausgeschlossen, daß er sie einem Mitarbeiter durchschlüpfen ließ, für entschuldbar. Glaube ich hiernach in der Darstellung unkleistische Elemente erkennen zu müssen, so halte ich mit um so größerem Nachdruck für den Stoff das Eigentumsrecht Kleists aufrecht. Wer die Form beeinträchtigte, bleibe dahingestellt, daß die Sache aus seinem Erwerb stammt, läßt sich beweisen; woher sie Kleist überliefert wurde, das soll nun untersucht werden.

Von den drei Personen der Anekdote verträgt die des Feldpredigers Protzen ein mittelbares Übergehen am ehesten. Seine Lebensumstände und seine Tätigkeit als theologischer Schriftsteller werden

nur gelegentlich berührt, sein Wesen, sein Charakter dagegen rückt unwillkürlich in das schärfste Licht. Mit der größten Aufmerksamkeit wenden wir uns den beiden anderen, zunächst der Hauptfigur zu.

Bernhard Alexander von Diringshofen (andere schreiben Dürings-hofen, Kleist fälschlich: Dieringshofen) war — 1714 geboren — einem ukermärkischen Geschlecht, das von Kurfürst Friedrich III. den Adel erhalten, entsprossen. Seine Familie trägt zwei gekreuzte Schlüssel im Wappen. Er trat 1728 beim Infanterieregiment von Haake ein, wurde 1756 nach der Schlacht bei Lowositz Major und Flügel-adjutant des Königs und demnächst Kommandeur eines Grenadier-bataillons, mit dem er an der Belagerung von Prag und dem Gefecht bei Moys teilnahm. Diringshofen machte die Belage-rung von Schweidnitz und während derselben den Sturm auf dem Galgenberge mit; auch den Überfall von Hochkirch durchlebte er tätig. Am 26. März 1759 wurde er von einem achttausend Mann starken feindlichen Korps auf dem Posten zu Greifenberg, einer Immediat-stadt in einer mit Berg und Tal abwechselnden Gegend, nahe am Queis in Schlesien, anderthalb Meile von der böhmischen Grenze entfernt, angegriffen, nach achtstündiger Gegenwehr, und nachdem er zweimal verwundet worden, mit dem Reste seiner Leute gefangen genommen. Im Jahre 1761 ausgewechselt, erhielt er als Oberst eine Brigade bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen, bei der er mit Auszeichnung in der Schlacht bei Freiberg kämpfte. Nach dem Frieden erhielt er am 10. April 1763 das Infanterieregiment in Frankfurt a. d. Oder. Unter den Offizieren desselben fand er den Stabskapitän Joachim Friedrich von Kleist, den Vater unseres Dichters, vor. Im folgenden Jahre, 1764, wurde er zum General-major mit den Worten im Patent: „. . . . derselbe auch bei allen, insonderheit in denen verwichenen Feldzügen besondere Proben seiner Tapferkeit . . . .“ befördert. 1766 endlich ernannte ihn der König zum Generalinspekteur der westphälischen Regimenter. Friedrich der Große, der ihn nicht nur als Soldat und Offizier, sondern auch als Freund der Wissenschaften schätzte, fragte ihn oft nach dem Zustande der Frankfurter Universität. Der spätere juristische Professor in Leipzig Traugott Andreas Freiherr von Biedermann (starb 1814 als Prä-sident des Geheimen Finanzkollegiums in Dresden), welcher 1767 und 1768 den in der Folgezeit so berühmt gewordenen Grafen Gustav von Schlabrendorf für anderthalb Jahre als Hofmeister auf die Universität Frankfurt begleitete, bezeichnet in seiner (ungedruckten) Autobiographie den General von Diringshofen als „einen sehr ver-ständigen, die Wissenschaften liebenden Mann, der seinen Offizieren Kollegia lesen ließ und gerne wollte, daß die Garnison mit der Uni-versität in Einigkeit leben sollte. Er machte ein großes Haus, und

auch viele junge Studierende wurden zu seinen Gesellschaften eingeladen". Unter den letzteren befand sich ungefähr um dieselbe Zeit Gerhard Anton von Halem, der, einst ein vielgelesener Schriftsteller und Verfasser eines Wallensteindramas (1786) vor Schiller, auch als Dichter heute verdientermaßen vergessen ist. Er „besuchte", wie er gleichfalls selber erzählt, „die Konzerte, die der General von Diringshofen im Winter wöchentlich zu geben pflegte". Daß dieser auch dem Hauptmann von Kleist ein freundlich gesinnter Vorgesetzter war, geht daraus hervor, daß er eine Patenstelle bei Kleists ältestem Kinde, der Tochter Wilhelmine — aus des Dichters Briefen als „Minette" bekannt —, nachmaligen Frau von Löschbrand, annahm, als diese am 14. Mai 1772 getauft wurde. — General von Diringshofen starb unvermählt am 4. Januar 1776.[1]) Wie sehr der große König die Verdienste dieses tapferen, einsichtsvollen Offiziers anerkannte, erhellt aus dem Antwortschreiben (ungedruckt) an den Obersten im Frankfurter Regiment von Egloffstein, als dieser ihm den Tod des Generals gemeldet hatte:

Mir geht das unvermutete Absterben meines Gen. M. v. Düringshofen ungemein nahe. Meine Armee, und insbesondere sein Regiment, leidet einen sehr großen Verlust, und es wird gewiß Mühe kosten, solchen wieder zu ersetzen. Ein solches Denkmal setze ich seinen Verdiensten und bin

Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 6. Januar, 1776. Friedrich.

Nicht weit vom Grabe Ewald von Kleists bereitete man ihm eine Ruhestätte. Ein Bruder, wohl der einzige nahe Verwandte, errichtete ihm einen künstlerisch verzierten Denkstein. Ein in schönem Faltenwurf zurückgeschobenes Bahrtuch läßt die Inschrift auf einer geneigten Platte sehen, an deren unterem Ende sich über dem schon gekennzeichneten Wappen ein Schmetterling erhebt. Als Jahrzehnte später dieser Friedhof in einen Park umgewandelt wurde, überführte man dieses Grabmal nach dem „alten Kirchhof", wo es noch heute, nur wenige Schritte von dem Grabe Protzens entfernt (an der Grenzmauer der — von Osten aus gezählt — ersten Abteilung) zu finden ist. Zeit und Witterung haben die Inschrift, die, wie wir sehen werden, von Protzen verfaßt wurde, vollständig unleserlich werden lassen. Glücklicherweise ist der größte Teil des Wortlautes rechtzeitig durch ein Glied des Geschlechtes von Diringshofen gerettet worden. Da mir in dankenswerter Weise gestattet wurde, das Fragment abzuschreiben, gebe ich es hier wieder, nur bemerkend, daß die erste Zeile

[1]) Steig gibt irrtümlich — Berliner Kämpfe, S. 361; und Erich Schmidts Ausgabe 4, S. 272 — den 9. Januar als Todestag an. Meine Ausführungen werden urkundlich belegen, daß dies Datum falsch ist.

wohl in der bekannten Formel: „Deo optimo maximo sacratum" ihre Lösung findet. Die Inschrift lautet:

D. O. M. S.
Partem
quae libitinam non vitet
hic deposuit
vir domi militaeque magnus
Bernd Alexander von Diringshofen
Praefectus peditum
qui
tribus bellis pro patria
non timidus mori
morti succubuit
prir. non. Januar
M.D.C.C.L.XXVI
annos LXI natus
et
inter commilitones suos
ossa sua condi
possit [?]
virtute et fide gratiam regis
iustitia et humanitate legionis
religione adversus Deum
bonorum omnium amorem
sibi peperit
sera posteritas
quam magna angustus tumulus [?]
rapiat
Post saecula
disce
fratri optimo hoc monumentum
. . . . . .
Carolus Fridericus de Diringshofen.

Dies schon rechtfertigt, und das Folgende wird es noch besser begründen, das Urteil Kleists: „Dieringshofen: ein Mann von strengem und rechtschaffenem Charakter." Nur „von manchen Eigentümlichkeiten und Wunderlichkeiten" war bis jetzt nichts zu verspüren. Wir fragen, wie kam Heinrich von Kleist zu diesem Ausdruck und damit zu dem Stoff seiner „Anekdote"? Hatte Protzen, der unsern Dichter bekanntlich überlebte, der in Frankfurt a. d. Oder zweimal eines Amtes wartete und schwerlich der Familie v. Kleist ferne stand, hatte Protzen sie ihm erzählt? Das muß ich für ausgeschlossen halten, und ich erblicke hierin weit mehr als in den von Steig geltend gemachten Veranlassungen den Grund, weshalb Kleist den Namen des Feldpredigers nur andeutete. Protzen hat zweimal Gelegenheit genommen, über den Tod des Generals von Diringshofen sich zu äußern. Das eine Mal im Kirchenbuch der Garnisongemeinde zu Frankfurt a. d. Oder

(in dem Band über die Taufen; die Sterberegister beginnen erst mit 1784), wo er des Hinscheidens seines Gönners in einer Weise gedenkt, die dem Verstorbenen und ihm in gleichem Maße zur Ehre gereicht. Ich kann dies schöne Denkmal echter Trauer zum erstenmal bekannt geben, und ich lasse es, um auch seine sprachliche Bedeutung zur Anschauung zu bringen, hier in buchstäblicher Treue folgen; es lautet:

Nachricht.

Am 4" Januar 1776 verlohren wir unsern würdigen Chef, den Weiland Hochwohlgebohrnen Herrn: Bernd Alexander von Diringshofen, Sr. Königl. Maj. in Preußen Wohlbestalten Generalmajor vom Fußvolk, Chef eines Regiments Musketier, General Inspektor der Westphälischen Truppen, AmtsHauptmann zu Mühlenhoff und Mühlbeck, Erbherr zu Sabow pp welcher in einem Alter von 61 Jahren und 10 Monat an einer Entzündung im Halse verstarb. Seine Menschenfreundlichkeit und sein rechtschafner Charakter nahmen ihre unversiegende Quelle aus wahrer Ehrfurcht vor Gott und Tugend und daher erwarben sie ihm die algemeine Hochachtung deren er sich rühmen konnte. In der Zeit meines Amtes, zu dem ich durch ihn berufen ward, habe ich mich seines gnädigen Zutrauens auf eine ausnehmende weise rühmen können und der tägliche Zutritt zu ihm hat mich tief in sein Herz zu blicken erlaubt, und mich so viel edle Züge deßelben entdecken laßen die mir ihn ewig verehrungswürdig machen. Sein Eifer im Dienste seines Monarchen erwarb ihm die vorzügliche Achtung deßelben die er mit sich ins Grab nahm, und davon er bei aller Gelegenheit, wo er nur konnte einen Gebrauch zur Hülfe der Unterdrückten, nie — wohl ihm für die Ewigkeit — zur Rache seiner Feinde, Gebrauch machte. Er gab seinen Untergebenen ein Muster der Andacht und der Ehrerbietigkeit vor Gott, und schämte sich nicht seiner Religion, die er über alles werth hielte. Seine Kränklichkeiten mit denen er viele Jahre her kämpfen mußte, und die er im Stillen zu verbergen bemüht war, wurden zwar dadurch verstärkt, daß er sie zu überwältigen nicht vorsichtig genug war, und öfters bei heftigen Zufällen, sich aufbrach aber sie waren zugleich die Beförderungsmittel jener frommen Gesinnungen die sein Herz in vielen Unterredungen gegen mich äußerte und die ihn um sein Heil bekümmert machten. Thränen gingen dabei über die Wangen des Kriegers und baten um Gnade und Vergebung bei Gott, und ich hoffe daß sie ihm gewis zu Theil worden sind, denn er flehte mit Ernst und Demuth darum und ging mit stiller Ergebung in Gottes Willen und unter standhafter Geduld unter den fürchterlichsten Schmerzen in die Ewigkeit ein. Ich fühlte bei diesem Tode mehr als Gemeines. Es weinte aus mir wahre Liebe und Dankbarkeit die ich ihm, so lange ich hier walle, nicht aufheben kan, denn er verbreitete seine gnädige Gesinnungen über jeden Theil meines Glüks und sorgte mit väterlicher Sorgfalt für mein Bestes. Sein Lohn sei groß, und ewig groß für ihn! — Auf seinem ausdrücklichem Befehl ward er auf dem Soldatenkirchhofe neben seinen Streitern begraben und sein Herr Bruder der Major v. Diringshofen hat ihm das Denkmal errichten laßen, auf deßen Stein ich nichts weiter sage als was er verdiente. O! wie macht uns doch nichts den Herzen groß als nur die Tugend und nichts unvergeßlich als Sie!

Ruhe Vollendeter! und wer dein Grabmal künftig siehet, der weine für mich, für uns alle die Thränen die wir, ihn dorthin wehmütig legend damals nicht nur, ofte noch weinen werden. Scheuche, Engel des Friedens, die niedrigen Undankbaren hinweg die diese Asche noch lästern, und sage es unserm Geliebten daß viele, viele die ihn verehrt in seiner irdischen Größe, auch bei seiner Urne, Opfer des Danks und der Treue ihm weihen! Und Du der Du hier schlummerst

wache dereinst mit uns allen am Tage des Richters zu höherer Seligkeit auf, und empfange die unverwelkliche Crone zu Deiner ewigen Freude.

Carl Samuel Protzen.

Nun standen wir verwaiset, ohne Haupt, wie ein Körper da liegt vom Schwerdte getroffen. So auch ich, mit dem großen Kummer angefült, ob auch nicht die Vorsehung, müde zur Nachsicht, uns nun unserm Verderben ganz hingeben werde! Von welchem Gewicht ist ein Chef für den Ausschlag des Gewinns und Verlustes vieler Selen. O! unglükliche Brüder! die ihr umsonst und zum Gericht bei manchen Gemeinden blos deshalb stehet, weil euch und Eure Lehren die Großen nicht schätzen, fühlet mit mir! Fühlet mit mir den ganzen Schmerz, aber auch die unaussprechliche Freude, da uns der König in Sr Hochfürstl. Durchl. dem Prinzen

Leopold Maximilian Julius v. Braunschweig und Lüneburg

den gnädigsten, frömsten und liebenswürdigsten Fürsten und Chef wiedergab. Wir wurden aus unsern Sorgen auf eine Art gerißen die uns bezauberte. Religion und ihr untrügliches Kennzeichen Menschenliebe und Gerechtigkeit wohnen in dem Herzen dieses volkomnen Fürsten. Die Vorsehung erhalte ihn uns lange und Dir besonders geliebte Heerde! die du in ihm ein Muster der Tugend und einen Beförderer der Rechtschaffenheit an jedem Tage siehst, dann werdet ihr Euch alle, die ihr künftig dieselbe weiden mögtet glüklich, und ihn selig preisen.

C. S. Protzen.

Bevor die in diesem Dokument enthaltenen wichtigen Einzelheiten hervorgehoben werden, soll, diesem zur Ergänzung, die zweite Mitteilung Protzens über v. Diringshofen hier Platz finden. Sie findet sich in einer gedruckten Leichenrede, einem Heftchen in Klein-Oktav von acht Blättern Umfang mit wenig über zehn Seiten Text. Der Titel des seltenen Schriftchens — die Universitätsbibliothek in Breslau besitzt ein Exemplar — lautet:

Standrede
bei
dem Sarge
Seiner Hochwohlgebohren
des
Herrn General-Majors
von Diringshofen
gehalten
von
Carl Samuel Protzen
Feldprediger des hochlöblichen von Diringshofenschen
Regiments zu Fuß.
[Vignette]
Den 8ten Januar 1776.

Frankfurt an der Oder,
bei Carl Gottlieb Strauß.

Alles rein erbauliche übergehend, hebe ich die für meinen Zweck wesentlichen Teile heraus. Nach einer Einleitungsstrophe heißt es:

Hohe und Höchstgeehrteste Trauerversamlung,
Tiefgebeugte Leidtragende!

Es ist alles ganz eitel, und unsre Tage wenn sie köstlich waren, Mühe und Arbeit .....

Die traurige Veranlaßung dieser Betrachtungen giebt uns der entseelte Leichnam den wir hier vor uns aufgebahrt sehen. Es umschließt dieser Sarg die Gebeine des weiland Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Bernhard Alexander von Diringshofen .....

Seine äußere Würde und Ansehn war groß. Geliebt von unserm weisen und großen Monarchen, stand Er in einem großen Verhältnis..... Wichtig war nach seinem Umfange der Platz den Er einnahm, und mächtig Sein Einflus in viele die Seine Befehle erwarteten. Aber nicht ohne Mühe nahm Er ihn ein, nicht ohne Arbeit bekleidete Er ihn. Er diente Seinem allergnädigsten Könige und Herrn 47 Jahre, und erwarb Sich das gnädigste Vertrauen desselben in dreien Kriegen durch Tapferkeit und Treue. Oft, wie es nicht anders seyn kan, von schrecklichen Gefahren umringt, oft mit Blut und Wunden bedeckt, näherte Er Sich dem Ansehn, in dem wir Ihn nun — unser Herz fühlt es — in dem wir Ihn nun auf immer verlohren. Die ganze Ihm abgemeßne Laufbahn begrif nur 61 Jahr und 10 Monate. Ich darf nicht erst sagen daß Ihm dabei der mühsamen Tage viel geworden, so wenig auch ihre Zahl überhaupt war. Unter den allerempfindlichsten Schmerzen des Körpers, sahe Er noch beinahe in den drei letztern Lebenswochen, die Stunde langsam heran rücken, in der Er den Sieg über den letzten Feind der da aufgehoben wird, heldenmütig davon trug.

Mit aller Seiner Herrlichkeit, die Ihm die Welt geben konnte ist es nun aus. Er ruhet von Seiner Arbeit. Das was Ihn aber wahrhaftig im Tode noch groß, und Seinen frühen Verlust so bedauernswerth macht, war die inre Würde Seines menschenfreundlichen Herzens, und die edlen Züge Seines liebenswürdigen rechtschafnen Charakters, die in einer Reihe der vortreflichsten Handlungen, Ihn sichtbar überall begleiteten.

. . . . . .

Wir verlieren den Freund der Religion, der im Heiligthum Gottes oft bis zu Thränen gerührt, uns allen Ermunterung und ehrwürdiges Beispiel, der frömmsten Andacht war. Den Mann von entschiedenem Vertrauen im Heere unsers glorwürdigsten Monarchens, der mit Feuer und Thätigkeit ein Muster des Eifers, jedem der Ihm gehorchte gewesen. — Den wahren Vater Seiner Untergebenen, und den grosmütigen Beschützer derselben dem das Wohl des Geringsten von Ihnen nicht gleichgültig blieb — den Beförderer der Wißenschaften und Künste, der sie wo Er nur konnte in Seinen Schutz nahm, deßen Zimmer zu keiner Zeit dem Zutritt des Geringsten verschlossen gewesen, der nie dem Unterdrückten die Hülfe, dem Klagenden die Untersuchung, dem Bittenden das Ohr versagt. Herablaßend und menschenfreundlich gegen den Niedrigen, treu und unverändert gegen Seine Freunde, die er sich zu erwerben und zu bewahren wußte. Nachsichtsvoll, voll Verzeihung gegen den Feind, der die Rache nicht kante, und die oft gegenwärtigen Gelegenheiten verabscheute, zu ahnden oder zu stürzen, der sie am liebsten durch Wohlthun wieder gewann. Den Helfer und Versorger der Armen und Nothleidenden, der das sie drückende Elend ihnen zu erleichtern immer besorgt war.

Vollendet mit dem Plan der Ewigkeit .... gieng Er nun .... in Seine Ruhe ein.....

Süß wird sie Ihm auf Seine Arbeit, und sanft auf Seine Schmerzen seyn. Dies sei zugleich die Kraft, in der Sie, tiefgebeugter leidtragender Bruder, dies geliebte Opfer dem Willen der Vorsehung nun, mit stiller Gelassenheit überreichen..... Dort lebst Du jetzt — auch hier lebst Du in unser aller Herzen die

Dich verehrt. Nimm Thränen nun für Dank, nimm meine Thränen hin. Auch diese schwere Pflicht, die letzte gegen Dich, die mir Dein menschlich Herz verweigerte ist nun vollendet. — —

Wir legen Dich auf jene Stelle hin, die Du Dir selbst erlesen, wo neben Dir noch viele Streiter ruhn, wo neben Dir auch unsers Kleistes Grab, an dessen sanfter Hand Du jetzt gewis, von Kentnis zu Erkentnis, von Thätigkeit zu Thätigkeit, von Glück zu Freuden übergehst. Geliebte Asche ruhe sanft — nicht heute nur, oft werden wir bei Deiner Urne weinen, und Deinem Geist nach in den Himmel sehn. . . . .

Du bist es nicht, du Trauerpomp der draussen auf uns wartet, du Folge äußrer Würde, der Ihn so mächtig ehrt, der größte Ruhm für Ihn sind Kummervolle Wangen, es werden unsre Thränen seyn!

Hält man die beiden Nachrufe und die „Anekdote" gegeneinander, so ergibt der Vergleich mancherlei Erwägenswertes: Die „Standrede" wurde, wie der Schlußsatz unzweideutig ergibt, im Hause, und, falls ich den Eingangssatz richtig verstehe, am offenen Sarge gehalten, wenigstens widersprechen die Worte: „Der entseelte Leichnam, den wir hier vor uns aufgebahrt sehen", einer solchen Auffassung keineswegs. Ließe sie sich aber vollkommen sicher stützen, wäre der Anekdote jeder Anspruch auf geschichtliche Echtheit genommen. — Fest steht, daß von Diringshofen in Protzen den „Freund seines Hauses" schätzte, und daß ein „ausdrücklicher Befehl" über die Bestattung, allerdings ihren Ort, nicht ihre Art, erlassen worden war, und daß der Regimentspfarrer ihn treulichst ausrichtete, nicht durch sein Verschulden (denn nur dieses beschwor den „Mutwillen des Himmels" herauf) verabsäumte. Es trifft auch zu, daß der General „an einer langwierigen Krankheit auf den Tod darniederlag", wenn dieser ihn auch nicht in „spätem Alter" ereilte, Protzen vielmehr im Hinscheiden den „frühen Verlust" seines Wohltäters beklagte. „Ich darf nicht erst sagen," so drückte sich der Geistliche, dies bestätigend, an anderer Stelle aus, „daß ihm der mühsamen Tage viel geworden, so wenig auch ihre Zahl überhaupt war." Seine weiteren Worte: „Unter den allerempfindlichsten Schmerzen des Körpers sahe er noch beinahe in den drei letzten Lebenswochen die Stunde langsam heranrücken, in der er den Sieg über den letzten Feind . . . . heldenmütig davontrug", sind mit dem „sanft und ruhig . . . . gestorben" der Anekdote schlechterdings nicht in Einklang zu bringen. Da der Feldprediger sich des „täglichen Zutritts zum General rühmen konnte", darf von einem Sehen erst der Leiche „nach Verlauf mehrerer Wochen" nicht die Rede sein. Aus Protzens Bericht erfahren wir zwar die Ursache, „eine Entzündung im Halse", nicht aber, wie bei Kleist, die Stunde des Todes. Auch will mir aus der Bemerkung, er „ging mit stiller Ergebung in Gottes Willen und unter standhafter Geduld unter den fürchterlichsten Schmerzen in die Ewigkeit ein. Ich fühlte bei diesem Tode mehr als Gemeines. Es weinte aus mir wahre Liebe und

Dankbarkeit, die ich ihm, so lange ich hier walle, nicht aufheben kann", der Schluß gerechtfertigt erscheinen, Protzen sei nicht, aus dem Schlafe aufgeschreckt, in das Trauerhaus geeilt, sondern habe die letzten Stunden des Generals als geistlicher Freund an dessen Seite durchlebt. Damit glaube ich meine oben geäußerte Behauptung, Heinrich von Kleist habe die Anekdote nicht aus Protzens Munde, zur Evidenz bewiesen zu haben.

Daß unser Dichter nicht aus einer Erzählung des Kammerdieners schöpfte, ist ganz selbstverständlich. Dienstbotengeschwätz lag tief unter seiner Sphäre. Dennoch soll hier des Dieners mit einigen Worten gedacht werden. In dem schon erwähnten Kirchenbuche fand ich zufällig seinen Namen. Im Juli 1775 wird der Kammerdiener des Generals von Diringshofen George Kühn als Vater eines außerehelichen Kindes genannt. Als, kurz nach dem Tode seines Herrn, im Februar 1776 George Kühn sich verheiratete, wurde er als „Cammerdiener des Wohlseligen Herrn Generalmajors v. Diringshofen und bestelter Pedell bei der hiesigen Hochlöbl. Universität" geführt. Vielleicht verdankte er auch diese Versorgung der Fürsprache seines einstigen Brotgebers. Als Heinrich von Kleist sich als Studierender in das Inskriptionsalbum der Viadrina eintrug, war jener Pedell längst aus seinem Amte geschieden.

Damit stehen wir vor der entscheidenden Frage: Wie kam Heinrich von Kleist zu dem Stoff seiner Anekdote? Die Beantwortung kann fürs erste nur mit einer Vermutung eröffnet werden. Ich vermutete zunächst, daß er ihm im Zengeschen Hause übermittelt worden sei. Dort traf er in lebensfroher Gesellschaft mit vielen Offizieren, auch älteren Herren, zum Teil mit solchen, die den General von Diringshofen selbst gekannt hatten, zusammen. Hier wurden Erinnerungen zum besten gegeben, Erfahrungen ausgetauscht, durch Erlebtes und Erlerntes die Unterhaltung gewürzt. In einem solchen Kreise konnte dem ehemaligen Gardeleutnant von Kleist, der erst vor wenigen Monaten den Degen abgelegt hatte, ein derartiges Geschichtchen sehr wohl zugeführt werden, und er dürfte, da er seine Freude an soldatischem Wesen nie verleugnete, um so eifriger zugehört haben, je weniger er selbst zur Geselligkeit beizutragen pflegte. Ob es sich im vorliegenden Falle um — ich möchte sagen — einen Kasinoscherz, der im besten Glauben als wahr verbreitet, gehandelt, oder ob, was jeder täglich beobachten kann, wie es zumeist im Zustande der Selbsttäuschung geschieht, eine Begebenheit aus längst vergangener Zeit und räumlich weiter Ferne in jüngere Tage und auf unmittelbare, vertraute Verhältnisse und allgemein bekannte Personen verlegt worden, um durch solche örtliche Eingliederung die Wirkung zu erhöhen, die Pointe zu verschärfen, mußte dahingestellt bleiben. Vielleicht auch

hatte Kleist diesen Prozeß, ob bewußt oder unbewußt, kam unter obwaltenden Verhältnissen kaum in Betracht, selbst vorgenommen. Die Möglichkeit wenigstens war nicht zu bestreiten.

Kleists Anekdote erschien noch einmal — der Ort des ersten Druckes bedarf nicht der Erwähnung — in der „Unterhaltungsbeilage des Berliner Lokal-Anzeigers" vom 5. November 1886, ohne daß auch nur an unsern Dichter erinnert wurde. Ich hoffte dadurch einen Fingerzeig für die Quelle zu erhalten. Beim ersten Blick auf das Blatt dagegen sah ich, daß man nur den Namen Kleist verschwiegen, sein Werk aber fast wörtlich wiederholt hatte.

Über das Unzulängliche einer bloßen Annahme, das durch ziemliche Wahrscheinlichkeit doch nur wenig gemildert wurde, hob mich ein Fund in einem verstaubten Aktenheft etwas hinaus. „Frau Obristwachtmeister von Kleist ersuchte" nämlich ungefähr ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes — am 16. April 1789 — den Frankfurter Magistrat „um gefällige Anweisung zum nunmehr vorzunehmenden neuen Bau ihres Hinter Gebäudes". Die obrigkeitliche Genehmigung für diesen Umbau auf dem Hofe ihres Grundstückes wurde erst nach einem kurzen Schriftwechsel erteilt. Keinen der Briefe hat die Frau Majorin selbst geschrieben; einer allein — vom 25. April 1789 — zeigt ihre eigenhändige Namensunterschrift:

Verwitwete von Kleist
geboh. von Pannwitz.

Eine Stelle in den völlig belanglosen Schreiben aber erhält im Rahmen dieser Untersuchung einigen Wert. Ich gebe sie, dem Original vollkommen getreu, deshalb hier wieder. Letzteres ist von der Hand des Vormundes ihrer Kinder folgendermaßen unterzeichnet worden.

Die verwitwete Majorin
von Kleist
und
der Justiz-Com. G. F. Dames
als Curator der minorennen
Geschwister von Kleist.

und lautet:

Frankfurth a/O, den 14. August 1789.

Wenn Ew. Wohl und HochEdelgeboren sich an die Zeiten des vormaligen Bewohners des Commandanten Hauses Herrn General Major von Diringshofen zurück erinnern; so werden Dieselben gestehen müssen, daß solcher vieles ohne sich an Wiedersprüche zu kehren de facto gethan hat; wohin denn auch der Einem HochEdl. Magistrat von uns bereits unterm 30ten vorigen Monaths angezeigte Vorfall mit der Dachrinne des zum Commandanten Hause gehörigen Stalles zu rechnen ist, die auf die Verfügung des Herrn General Major von Diringshofen bei der veränderten Lage des Stalles über die beiderseitige Gränze gelegt und dadurch das TraufWasser auf unsern Hoff geleitet; den vorigen Besitzer des

Dankbarkeit, die ich ihm, so lange ich hier walle, nicht aufheben kann“, der Schluß gerechtfertigt erscheinen, Protzen sei nicht, aus dem Schlafe aufgeschreckt, in das Trauerhaus geeilt, sondern habe die letzten Stunden des Generals als geistlicher Freund an dessen Seite durchlebt. Damit glaube ich meine oben geäußerte Behauptung, Heinrich von Kleist habe die Anekdote nicht aus Protzens Munde, zur Evidenz bewiesen zu haben.

Daß unser Dichter nicht aus einer Erzählung des Kammerdieners schöpfte, ist ganz selbstverständlich. Dienstbotengeschwätz lag tief unter seiner Sphäre. Dennoch soll hier des Dieners mit einigen Worten gedacht werden. In dem schon erwähnten Kirchenbuche fand ich zufällig seinen Namen. Im Juli 1775 wird der Kammerdiener des Generals von Diringshofen George Kühn als Vater eines außerehelichen Kindes genannt. Als, kurz nach dem Tode seines Herrn, im Februar 1776 George Kühn sich verheiratete, wurde er als „Cammerdiener des Wohlseligen Herrn Generalmajors v. Diringshofen und bestelter Pedell bei der hiesigen Hochlöbl. Universität“ geführt. Vielleicht verdankte er auch diese Versorgung der Fürsprache seines einstigen Brotgebers. Als Heinrich von Kleist sich als Studierender in das Inskriptionsalbum der Viadrina eintrug, war jener Pedell längst aus seinem Amte geschieden.

Damit stehen wir vor der entscheidenden Frage: Wie kam Heinrich von Kleist zu dem Stoff seiner Anekdote? Die Beantwortung kann fürs erste nur mit einer Vermutung eröffnet werden. Ich vermutete zunächst, daß er ihm im Zengeschen Hause übermittelt worden sei. Dort traf er in lebensfroher Gesellschaft mit vielen Offizieren, auch älteren Herren, zum Teil mit solchen, die den General von Diringshofen selbst gekannt hatten, zusammen. Hier wurden Erinnerungen zum besten gegeben, Erfahrungen ausgetauscht, durch Erlebtes und Erlerntes die Unterhaltung gewürzt. In einem solchen Kreise konnte dem ehemaligen Gardeleutnant von Kleist, der erst vor wenigen Monaten den Degen abgelegt hatte, ein derartiges Geschichtchen sehr wohl zugeführt werden, und er dürfte, da er seine Freude an soldatischem Wesen nie verleugnete, um so eifriger zugehört haben, je weniger er selbst zur Geselligkeit beizutragen pflegte. Ob es sich im vorliegenden Falle um — ich möchte sagen — einen Kasinoscherz, der im besten Glauben als wahr verbreitet, gehandelt, oder ob, was jeder täglich beobachten kann, wie es zumeist im Zustande der Selbsttäuschung geschieht, eine Begebenheit aus längst vergangener Zeit und räumlich weiter Ferne in jüngere Tage und auf unmittelbare, vertraute Verhältnisse und allgemein bekannte Personen verlegt worden, um durch solche örtliche Eingliederung die Wirkung zu erhöhen, die Pointe zu verschärfen, mußte dahingestellt bleiben. Vielleicht auch

hatte Kleist diesen Prozeß, ob bewußt oder unbewußt, kam unter obwaltenden Verhältnissen kaum in Betracht, selbst vorgenommen. Die Möglichkeit wenigstens war nicht zu bestreiten.

Kleists Anekdote erschien noch einmal — der Ort des ersten Druckes bedarf nicht der Erwähnung — in der „Unterhaltungsbeilage des Berliner Lokal-Anzeigers" vom 5. November 1886, ohne daß auch nur an unsern Dichter erinnert wurde. Ich hoffte dadurch einen Fingerzeig für die Quelle zu erhalten. Beim ersten Blick auf das Blatt dagegen sah ich, daß man nur den Namen Kleist verschwiegen, sein Werk aber fast wörtlich wiederholt hatte.

Über das Unzulängliche einer bloßen Annahme, das durch ziemliche Wahrscheinlichkeit doch nur wenig gemildert wurde, hob mich ein Fund in einem verstaubten Aktenheft etwas hinaus. „Frau Obristwachtmeister von Kleist ersuchte" nämlich ungefähr ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes — am 16. April 1789 — den Frankfurter Magistrat „um gefällige Anweisung zum nunmehr vorzunehmenden neuen Bau ihres Hinter Gebäudes". Die obrigkeitliche Genehmigung für diesen Umbau auf dem Hofe ihres Grundstückes wurde erst nach einem kurzen Schriftwechsel erteilt. Keinen der Briefe hat die Frau Majorin selbst geschrieben; einer allein — vom 25. April 1789 — zeigt ihre eigenhändige Namensunterschrift:

Verwitwete von Kleist
geboh. von Pannwitz.

Eine Stelle in den völlig belanglosen Schreiben aber erhält im Rahmen dieser Untersuchung einigen Wert. Ich gebe sie, dem Original vollkommen getreu, deshalb hier wieder. Letzteres ist von der Hand des Vormundes ihrer Kinder folgendermaßen unterzeichnet worden.

Die verwitwete Majorin
von Kleist
und
der Justiz-Com. G. F. Dames
als Curator der minorennen
Geschwister von Kleist.

und lautet:

Frankfurth a/O, den 14. August 1789.

Wenn Ew. Wohl und HochEdelgeboren sich an die Zeiten des vormaligen Bewohners des Commandanten Hauses Herrn General Major von Diringshofen zurück erinnern; so werden Dieselben gestehen müssen, daß solcher vieles ohne sich an Wiedersprüche zu kehren de facto gethan hat; wohin denn auch der Einem HochEdl. Magistrat von uns bereits unterm 30ten vorigen Monaths angezeigte Vorfall mit der Dachrinne des zum Commandanten Hause gehörigen Stalles zu rechnen ist, die auf die Verfügung des Herrn General Major von Diringshofen bei der veränderten Lage des Stalles über die beiderseitige Gränze gelegt und dadurch das TraufWasser auf unsern Hoff geleitet; den vorigen Besitzer des

diesseitigen Erbgrundstücks, den Schneider Pfuhl aber mit seinen diesfälligen Contradictionen von dem Herrn General Major von Diringshofen nicht gehört; sondern ihm blos zur Antwort gegeben worden ist, daß diese Veränderung noch zur Conseruation seines des Pfuhls alten Stalles diene.[1])

So zurückhaltend und vorsichtig die Mutter H. v. Kleists in der Charakteristik Diringshofens sich auch ausdrückt, so läßt — um sich der Worte ihres Sohnes zu bedienen — dieser ihr Schleier doch mehr erwarten, als er verstecken soll. Jedenfalls ist für „manche Eigentümlichkeiten und Wunderlichkeiten", deren Kleists kleine Geschichte Erwähnung tut, eine gewisse Berechtigung erbracht. Dieselbe Berechtigung dürfte auch dem Schluß nicht zu versagen sein, der die Quelle der Anekdote in den Erzählungen der Mutter unseres Dichters oder dem Belustigungsvorrate seines Familienkreises gefunden zu haben glaubt.

Protzens Eintrag ins Kirchenbuch über den Tod von Diringshofens habe ich nicht ohne seine Nachschrift, welche die Ernennung des Prinzen Leopold von Braunschweig zum Chef des Frankfurter Regimentes meldet, wiedergegeben. Es geschah in der Absicht, noch an einem Beispiele zu zeigen, welche Wirkung das Ende des edlen Herzogs auf unsern Dichter geübt hat. Schon an anderer Stelle habe ich der Ansicht, daß die ritterliche Gestalt des liebenswerten Fürsten Heinrich von Kleist Züge für seinen „Prinzen von Homburg" geliehen haben könnte, Raum gegeben. Wenn man bedenkt, daß der Dichter im achten Lebensjahre stand, als der Tod des Herzogs Leopold die Teilnahme der Welt erweckte, daß der Knabe diesen genau gekannt, sicherlich des öfteren im väterlichen Hause gesehen, daß, als man dem Verblichenen am 11. August 1787 ein Denkmal errichtete, unter dessen „Contribuenten" wir auch den Vater des Dichters finden, er auch dieses mit Aufmerksamkeit betrachtete und die Inschrift daran mit lebhaftem Geiste auffaßte, so wird man sich nicht wundern, daß solche Berührung die Saiten seiner Seele lange nachtönen ließ. Als einen solchen Nachhall betrachte ich es, wenn Kleist in der Jugendarbeit, „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden" unter den „Eigenschaften", „deren Anblick ihn besonders rührt" auch: „Menschen-

[1]) Diese Mitteilung macht es fast zur Gewißheit, daß Heinrich v. Kleist wirklich in dem Hause geboren ist, das bisher für sein Geburtshaus galt. Die Ehe seiner Mutter wurde Ende Januar 1775 geschlossen. Wenn Frau v. Kleist nun von den baulichen Anordnungen, die doch von sehr geringem Interesse waren, wußte, so mußte sie schon, da Diringshofen bereits in den ersten Tagen des Jahres 1776 starb, in ihrem späteren Hause gewohnt haben, von wo aus sie bequem wahrzunehmen vermochte, was auf dem Boden des angrenzenden „Commandantenhauses" geschah. Es ist nicht anzunehmen, daß sie über ein so nebensächliches Ereignis nur auf Grund des Hörensagens mit der Bestimmtheit des Augenzeugen sich äußert. Im Hause im „Nonnenwinkel" ist der Dichter, und zwar, wie ihm bekanntlich überliefert worden, am 10. — nicht am 18. — Oktober 1777 geboren, was gelegentlich erwiesen werden soll.

liebe, Standhaftigkeit, Bescheidenheit" nennt, und gleich danach „mit der Zeit die Grundsätze .... der Menschenliebe, der Standhaftigkeit, der Bescheidenheit .... unauslöschlich in sein Herz verpflanzen" möchte (Ausgabe von Erich Schmidt 4, 61, Zeile 5 f. und 61 f.). Warum wohl kamen sie ihm zweimal hintereinander gerade in dieser Reihenfolge in den Sinn? Sicherlich doch, weil die von Ramler verfaßte und von Kleist aus der Kindheit behaltene Inschrift am Leopold-Denkmal beginnt:

Menschenliebe,
Standhaftigkeit,
Bescheidenheit,
drey himmlische Geschwister,
tragen Deinen Aschenkrug,
verewigter Leopold.

Die Kenntnis von „Dichters Landen" ist für das Verstehen und die Wertung des Dichters doch nicht so gleichgiltig, wie noch immer so oft behauptet wird. Wüßten wir nur mehr über die Jugendzeit Heinrichs von Kleist, wären wir besser über sein Elternhaus, über die Beziehungen zu seiner Vaterstadt unterrichtet, manches in seinen Werken käme uns näher, wahrscheinlich auch hätten wir sicheres über die Quelle zur Anekdote „Mutwille des Himmels".

Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten.[1])

Von Paul Czygan in Königsberg i. Pr.

III.

(Schluß.)

5.

Am 19ten Februar 1813 in Karlsruh.

Meinen ewig theuren und verehrten Aeltern!

Ich habe in diesen Tagen viel der Vergangenheit gedacht — wie es wohl anders gewesen seyn mag, als Sie vor dreißig Jahren Ihre Hochzeit feierten — wie es auch noch anders war vor fünf Jahren, als wir Ihr silbernes Hochzeitsfest begingen — und jetzt wie alles so zerstreut, was damals noch in einem Saale, an einem Tische zusammensaß! Wie eben damals über das vom Kriege zertretene Land und über die geplünderten Menschen die Frühlingssonne wieder freundlich schien und mehrere Sommer und Herbste nährende Erndten und labende

1) Vgl. Euphorion Band 13, S. 787 ff. und oben S. 84 ff., 338 ff.

Früchte gebracht haben, so lassen Sie uns auch nicht müde werden, auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Auf stürmischen Tag pflegt ja oft ein heiterer Sonnenuntergang zu folgen! und so lange die Erde steht, soll nicht aufhören Früh und Spät, Regen und Wechsel der Jahreszeiten. Auf eine Art muß es — wie ich glaube — zur Ruhe kommen.

Entweder bringt die gewaltige Gährung, in der jetzt das ganze Europa und selbst die Natur arbeitet, eine definitive Entscheidung zu Tage; oder die Indolenz und Unentschlossenheit der einen Parthei läßt es wieder zum Frieden, und so vor der Hand doch zur Ordnung kommen; obgleich ich eigentlich kein Freund solcher Palliative bin, an denen wir seit Jahren eines langsamen Todes sterben.

Wenn ich es genau überlege, so muß ich dankend anbeten den wunderbaren Rathschluß, der mich noch vor Thoresschluß gleichsam wie der Engel Habakuk beim Schopf ergriff, fortgeführt hat aus dem Getriebe. Was würde es meiner Frau für Unruhe gemacht haben, mich an einem pestartig heimgesuchten Orte zu wissen! und ich wäre dort wohl längst in Ketten und Banden, da ich Lehnsbruch und Hochverrat nie anders als mit dem rechten Namen belegen werde. Wenn ich mich auch von dieser Seite glücklich preisen muß, so wird diese Ruhe und die ganze Wonne meiner sonst so seligen Flittermonde doch sehr gestört durch das Schicksal Ost-Preußens. Aus den Berliner Zeitungen und aus einem Brief, den Deetz[1]) einem Kourier mitgegeben hatte, der einzigen Nachricht, die uns seit dem September aus der Heimath geworden ist, wissen wir, daß der Truppen- und Gouvernements-Wechsel für Königsberg leicht gewesen ist. Wahrscheinlich aber nicht so leicht für das platte Land. Wir kennen ja die Manier beider Armeen. Und so gedrückten und geplagten wie Sie wird auch das sogenannte Leichte schwer.

Da hab ich mir denn gedacht, Sie würden wohl in die Stadt gezogen seyn, aber auch das muß ich fürchten: denn die einzige Nachricht, welche sich zuweilen von Königsberg in die hiesigen Zeitungen verirrt, ist die von der dort herrschenden großen Sterblichkeit. Das ist nun eben das, was mir hier das Leben verbittert, fern zu seyn von allen Lieben, deren Gefahr man so gern theilte, sie in beständiger Todesgefahr zu wissen und nicht hineilen, nicht helfen, überhaupt nichts thun zu können; diese Ungewisheit ärger als die trübste Gewisheit, nicht einmal wissen zu können, ob der, an welchen man schreibt, mit welchem die Gedanken und das Herz sich beschäftigen, noch unter den Lebenden wandelt, das macht mir die Posttage ordentlich zu Qual-Tagen.

Was kann man da Anderes und Besseres thun, als Alles dem befehlen und auf den hoffen, der alles wohl hinausführt. Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da Ihr Fuß gehen kann. — Sie werden auch nicht einmal die Freude von Karls[2]) Besuch gehabt haben; da dieser wohl nicht mehr hat kommen können, ohne sich der Kriegsgefangenschaft oder der Theilnahme an dem Treubruch auszusetzen. Er wird sich jetzt wahrscheinlich in Breslau befinden, wohin die Herde unserm guten Könige gefolgt ist. Dann bleibt also Wanovius[3]) ihre einzige irdische Stütze, und der alte, treue Freund wird sich gewiß nicht verläugnen! Möchte er Ihnen doch nur erhalten und bewahrt bleiben vor den Seuchen und Uebeln des Krieges. Ich sende ihm meine innigsten Grüße; alles Liebe, Ihnen erwiesen, wird ihm mein Herz danken, als hätte er es mir gethan! Diesen Brief erhalten sie auf einem weiten

---

[1]) Kaufmann, 1809 erster Oberbürgermeister von Königsberg. Vgl. Anmerkung zum 1. Brief.

[2]) Karl v. Schenkendorf, Bruder des Dichters, Offizier mit dem Orden Pour le mérite geschmückt, erstritt sich bei Lützen das eiserne Kreuz und den Wladimirorden, starb in der Schlacht bei Bautzen den Heldentod. Vgl. das Gedicht Schenkendorfs auf den Tod des Bruders.

[3]) Justizkommissarius in Königsberg, Oheim Schenkendorfs.

Umwege über Straßburg, Wesel, Hamburg, Kiel, Schweden, Rußland, dies ist die dem Herrn v. Krüdener, der bei der rußischen Legation in Paris angestellt war, und sich einige Zeit bei seiner Mutter und uns aufgehalten hat, vorgeschriebene Route. Er nimmt diesen Brief mit, und das ist wohl der einzig mögliche Weg; denn selbst aus Berlin schreibt man mir, daß Briefe und Pakete, die ich dem Wilhelm Dorow, der uns hier im vorigen Jahre besuchte, mitgab, noch nicht haben abgegeben werden können.

Meine Frau und meine Tochter grüßen auf das innigste und hochachtungsvollste.

Sie haben unsere Briefe, gleich nach der Hochzeit geschrieben, doch wohl noch erhalten? Ach wie glücklich bin ich im Besitze des besten, liebendsten und schönsten Weibes! Es ist mir manchmal, als wenn der Himmel mir einen seiner Engel gesandt hätte mich zu begleiten, und lange wird mein Glück mir noch wie ein Traum vorkommen! Auch der Ihnen oben geschilderte Stein, der mich noch drückt, wird ja wohl weg genommen werden und dann unsere Freude vollkommen seyn. Muth also, lieber Vater und liebe Mutter! Hoffnung läßt doch nicht zu schanden werden. Und wenn auch die den Ankergrund verliert, so laßt uns fest an diesem Glauben halten, ein einziger Augenblick kann alles umgestalten.

Des Himmels bester Segen über Ihre Häupter und ihr Haus. Leben Sie wohl, wenigstens innerlich wohl.

Ewig voll Liebe und Ehrerbietung Ihr

treuer Sohn

Max.

Am Rande: Hier ist seit 14 Tagen vollkommenes Frühlingswetter.

6.

Herrn Generalsuperintendenten Borowsky.

Karlsruhe, 20ten Febr. 1813.

In dieser Zeit der allgemeinen Trauer und Erschütterung, in der alles wankt was Völkern und was Rittern heilig war, die thöricht genug ist das Böse durch das Böse überwinden zu wollen und lieber das Bild eines lebendigen Menschen in ein Reichswappen setzt, als daß sie dem die Ehre gäbe, dessen Boten Sturmwinde und Feuerflammen sind; in dieser Zeit habe ich wohl Grund mich meiner Entfernung von einem Lande zu freuen, in dem man auch irre zu werden scheint, woran man sich zu halten habe, und welches die nächste Pflicht sei. Ach, und doch ginge ich gar zu gern wieder einmal den wohlbekannten Weg, auf welchem mir so oft das Herz gebrannt hat, über den Wall hin nach der neuen Kirche, um dort Oel für die sechs Arbeitstage einzukaufen. Hier habe ich noch nicht gefunden, an was ich dort gewöhnt war, und werde es wohl so bald nicht finden. So kahl und formlos hier der Kultus in den Kirchen ohne Altäre ist, solche Maschinen sind hier die Geistlichen, davon muß ich nun freilich den alten, gutmüthigen Ewald[1]) ausnehmen.

Aber auch die eine Predigt, die ich von diesem gehört habe, war ein monologischer Herzenserguß über eine Psalmstelle von der Väterlichkeit Gottes. So freie Ausflüsse Ihres Gemüthes nun auch Ihre Predigten, mein ehrwürdiger Vater und Freund! seyn mögen, so hat mich doch neben der apostolischen Sinnigkeit [?] und Gediegenheit, die herrliche, ich möchte sagen dramatische Form derselben, aus Sätzen, Gegensätzen und Auflösungen bestehend, die mir als Resultat

[1]) Schriftsteller und Geistlicher, zuletzt Ministerialrat in Karlsruhe, ein Jugendfreund Goethes.

einer großen tiefen Reflexion von der alles diese lebendige Gestalt angenommen [zu haben] erschien, ergötzt. Unumgänglich wird auch jede anders gestaltete Rede von dreiviertel Stunde langweilig werden. Entschuldigen Sie mich, daß ich mich erdreiste vor Ihnen Ihre Predigten zu zergliedern. Ich habe damit zugleich gesagt, warum mir die wenigsten andern gefallen können. Ewald ist übrigens ein braver, lieber gemüthlicher und frommer Mann. Diese Frömmigkeit ist dann aber noch zu unterscheiden von jener himmlischen Flamme, die nach Thomas von Kempen Modum saepe nescit, sed super omnem modum fervescit. Dazu kommt noch eine gewisse breite und spielende Sentimentalität, die sie aus seinen Schriften kennen werden, sonderbar genug gepaart mit einer weltlichen Heftigkeit, einer Folge aller seiner Verhältnisse als Prinzenhofmeister, Hofprediger in Detmold, Prediger in Bremen!!! Professor, Kirchenrath im Badischen Ministerium (immer Offiziant ohne Pastoralgefühle, welche ihn bis jetzt wohl verhindert haben zu der Klarheit und Ruhe zu kommen, die einem Geistlichen und einem Greis so sehr ziemen). —

Ich junger Mensch sollte mich eigentlich schämen, einen Mann, der noch einmal so alt ist und der uns so gastfreundlich aufgenommen hat, zu konstruiren — — ich will aber auch gleich hinzufügen, daß Ewalds Wirksamkeit im Kirchen- und Schulen-Wesen des Großherzogthums, wie ich von allen Seiten höre und sehe, höchst gesegnet ist. Durch Wilhelm Dorow, der hier durchkam, habe ich Ihnen ein Paar seiner Broschüren gesendet, er bedauerte, daß er die eigentlich Ihnen zugedachten, welche hier, wo man auch noch immer an den Schulen wie am gesammten Staat bestellt, viel gewirkt haben sollen, nicht mehr vorräthig hat.

Ich habe zugleich noch einen diesjährigen Kalender des lieben Hausfreundes und allemannischen Sängers Hebel beigefügt, aus welchem einige Anekdoten Ihnen gewiß behagen werden. Sonst lebt man hier, so nahe Tübingen, München, Heidelberg liegen, und so brillant das hiesige (von Ewald gestiftete) Museum ist, ganz verbannt von aller Literatur und Kunst, die Namen Goethe, Schlegel, Fichte, Schelling und doch auch wieder Jakobi, gehören zu den verfehmten; und ich werde auf den Sommer in Heidelberg viel nachzuholen haben. In einer Offiziantenstadt, an einem halbfranzösischen Hofe ist das wohl nicht anders möglich.

Über den hier herrschenden Geist, über Regierung u. s. w. ist alles in den Worten gesagt, der alte Großherzog ist todt! — Ein Stern besonderer Art an dem hiesigen Hofe ist die ehemalige Königin von Schweden, Schwester des Großherzogs, die hier lebt mit ihren Kindern, seit ihr Gemahl (um deswillen sie dem Thron entsagte, der ihr und ihrer Deszendenz angetragen wurde) sie verstoßen hat — ein Bild aller Lieblichkeit und Frömmigkeit.

Noch habe ich Ihrer Aufforderung und der Natur der Sache nach von einem Manne zu sprechen, gegen den ich mit manchem Vorurteil ankam, und der mir nun gar sehr am Herzen liegt — ich meine den schönen und ehrwürdigen Greis Jung,[1]) in dem ich ganz den frommen, weichen und kindlichen Stilling wieder gefunden habe. Er ist ein Dutzbruder von Ewald, und obgleich ihre Theologie wohl etwas verschieden seyn mag, lieben und achten die beiden sich gegenseitig und sehen sich, so wie wir, mehreremale in der Woche. Stillings wunderbare Führung und der durch dieselbe in ihm unerschütterliches Grundprinzip gewordene Glaube an spezielle Leitung und Gebetserhörung Gottes mußte wohl manchen ärgern. Doch hielt man ihn nur für einen unschädlichen Schwärmer: als aber der verstorbene Gr. Herzog ihn in eine geschäftsfreie Lage setzte, damit er ungehinderter für das Reich des Herrn durch Schriften, noch mehr aber durch Korrespondenz wirken könne, ja als er ihn endlich zu seinem Lektor machte, konnte das dem armen Jung nicht verziehen werden, und er mußte ein ausgemachter Bösewicht seyn. Sein Herr hat ihn indessen legitimirt, und nach des Fürsten

[1]) Vgl. Anmerkung zum 1. Brief.

Tode, wo Jung aufgehört hat ein Gegenstand des Neides zu seyn, liebt man ihn wieder und bedauert, daß er nicht mehr so ist, wie vor 3—4 Jahren. Bei der fürstlichen Familie genießt er fortwährende Gunst und Vertrauen. Er gilt für einen Schwärmer — doch wer gilt nicht dafür? und bald wird das wohl ein Ehrentitel seyn. Zur Erneuerung dieses Vorwurfs hat seine Theorie der Geisterkunde[1]) viel beigetragen. Ob ein solches Buch überhaupt geschrieben werden sollte, will ich dahingestellt seyn lassen, und daß die Beispiele darin schlecht gewählt sind, gebe ich gern zu; aber das System selbst ist ungemein scharfsinnig, und ich glaube, daß der geförderte animalische Magnetismus noch mehr Licht hierüber verbreiten wird. Das Buch ist übrigens geschrieben, Gespensterfurcht zu vertreiben und nicht zu erwecken. Ich las es in Königsberg und habe mit dem Verfasser noch nicht darüber gesprochen; wie es dann wohl nicht leicht einen anspruchsloseren und zurückgezogenern Mann geben wird. Dagegen ist er unerschöpflich in Anekdoten, merkwürdigen Vorfällen, Charakterzügen und dergl. Am meisten gewirkt hat er durch sein Leben, durch das sogar ins Arabische übersetzte Heimweh (aus den Reiseberichten des Senators v. Vietinghof)[2]) und durch seine weltverbreitete Korrespondenz. Seine andern Romane sowie die ascetischen und biblischen Schriften sind von untergeordnetem Werth und tragen jetzt auch den Stempel der Geistesabnahme, obgleich sie noch immer ein großes Publikum finden. Sonderbar ist es, daß der verrufene Jung von einer weit schwärmerischen Parthei,[3]) die sich vom Elsaß und Würtembergischen her verbreitet hat — und die ich zu kennen genau Gelegenheit habe! — verketzert wird, als fehlte ihm kindlicher Glauben, da er vor gewissen dort stets gefundenen Offenbarungen und Ekstasen oder vielmehr vor der zu großen Ausspinnung und eigenmächtigen Hervorbringung derselben gewarnt, sie wohl auch medizinisch zu erklären gesucht und sich geweigert hat die Zukunft unsres Herrn so nahe und so fixirt als jene anzunehmen. Das ist nehmlich der große Punkt der Gährung und Sehnsucht in der protestantischen Kirche, welchen ich durch die vielen Verhältnisse unsrer lieben Reise Gefährtin näher kennen gelernt habe. Ich sehe dies als einen Beweis der Notwendigkeit oder Heilsamkeit seiner Erscheinung an, denn tiefer sinken wird sie schwerlich können. — So wenig ich nun Grübeleien liebe, so möchte ich den Bräutigam, wenn er kommt, doch gerne sehen, und sorge daher nur meine Lampe im Geschick zu erhalten.

Wir leben hier ein stilles und erbauliches Leben! Frau von Krüdener bewohnt einen Flügel eines schön und fein gelegenen Hauses, wir den andern, und so machen wir eine große Familie oder lieber eine kleine Gemeinde aus. In unsern Erbauungsstunden klingen die Gesänge aus den kunstreichen Kehlen gar lieblich, und ich bin gewöhnlich der Vorleser. Sie wissen, daß ich in manches nicht einstimmen kann, aber man läßt sich gegenseitig gewähren. Ja, unsere Frau von Krüdener ist ein solcher Born überströmender Liebe, Demuth und Dienstbarkeit, daß wer sich einmal zu ihm gefunden, sich schwerlich wieder losreißen kann. Sie übt eine unbeschreibliche Macht und Einfluß über Menschen aus, die sich ihr auch nur einmal genaht haben.

Tausend Dank noch für den lieben Brief, mit welchem Sie mich im Herbst erfreuten, und für die sorgfältigen Atteste, auf welche ich endlich am 15. Dezbr. die Ministerial Konzession zur Trauung erhielt; denn die Pedanterie ist hier sehr groß, und eigentlich ist die Trauung jedes Ausländers verboten. —

So bin ich denn getreten in den geweihten und gewissermaßen priesterlichen Hausvaterstand — und wie glückselig mein Leben dahinfließt an der Seite dieser

---

[1]) Herausgegeben in Nürnberg 1808.

[2]) Nürnberg 1795.

[3]) Pastor Fontaines und Marie Kummer, die Geisterseherin (nach Baldensperger).

Frau, welch' eine Perle ich besitze und wie ich sie hochhalte und an meinem Herzen trage, darf und kann ich Ihnen nicht beschreiben. Gewisse Gegenstände sind für mich unaussprechlich, ich habe meiner Frau noch nicht recht gesagt, wie ich sie liebe und wie glücklich ich bin, könnte ich einem Dritten? Genug, mein ganzes Leben sei Gesang, mein Wandel wandelnd [?] Lied der Harfe. —

Meine Frau und meine Tochter lieben und grüßen Sie freundlichst und ehrerbietigst; Sie leben in unserm Gemüth. Wir rufen uns so gern Einzelheiten aus Ihren Predigten z. B. oft wiederkehrende Verse, wie „was ich gelebet [?] hab', das decke zu" zurück; wir gedenken Ihrer segnend in unsern Gebeten und wollen einst vor Gottes Thron bekennen, wie viel wir Ihnen zu verdanken haben. Erhalten Sie auch Ihre Gewogenheit

Ihrem

treu ergebenen und verpflichteten

Schenkendorf.

N. S. Auf einer meiner kleinen Exkursionen bin ich neulich in Bretten gewesen — kleiner Ort an der Würtembergischen Grenze — Melanchthons Geburtsstadt. Man zeigt noch das Haus seines Großvaters, in dem er geboren wurde — es ist von Holz — in dem einen Eckpfeiler ist sein Bild, in dem andern Geburts- und Todestag geschnitzt. Der Ort hat eine reizende Lage. —

7.

An [den Grafen] Ernst [v.] Kanitz.

Karlsruhe den 23ten Februar 1813.

Liebster treuer Junge!

Paul Krüdener (der Sohn unserer theuern Reisegefährtin und wahrscheinlich auch bald der meinige,[1]) der sich von der Pariser Gesandtschaft kommend hier einige Monate aufgehalten hat) geht nach Rußland zurück, und auf diesem Umwege erhältst Du meinen Brief. Ach, die andern Wege zum theuern Vaterlande sind ja jetzt gesperrt, und diese Unterbrechung der Communikazion wird uns hier noch manche Verlegenheit bereiten. Daraus mache ich mir nun nicht viel, denn ich bin immer zu Geldsorgen bestimmt — — aber hierin liegt auch größtenteils die Ursache, warum ich noch nicht im stande bin, mein Lieber, [Dich?] mit den gehörigen Rimessen zur Befriedigung meiner lieben Manichäer zu versehen, an die ich wahrlich Tag und Nacht denke, mit dem Wunsche, sie bald los zu werden. Doch für den Augenblick geht das nicht und die Zeitumstände sind ja wohl ein so triftiger Grund, den ein so vernünftiger Mann als Du bist so vernünftigen Leuten wird begreiflich machen können. Nimm Dich aber ja der armen .....[2]) an und der Laskowski! Ich schicke Dir dazu die beiliegende Anweisung auf den Calkulator Schulz,[3]) der früher auf der Landesdeputazion und zuletzt bei

---

[1]) Diese Worte scheinen sich auf eine ernstliche Neigung des jungen Krüdener zur Stieftochter Schenkendorfs zu beziehen.

[2]) Der Name ist unleserlich.

[3]) 10 Rthl. •

Herrn Regierungskalkulator Schultz beliebe hiergegen an den Herrn Grafen Ernst von Kanitz oder dessen Order den Rest der alten Schuld mit zehn Reichsthaler Preußisch Courant zu zahlen.

Karlsruh, 23. Februar 1813.

Max Schenkendorf.

Minuth[1]) angestellt war! — Werde doch nur nicht ungeduldig und laß den Freundesdienst, den Du mir thust, Dich nicht verdrießen. Das Ende davon soll gut und brillant werden!

Aus meinem [Briefe] an Köpke wirst Du sehen, wie es mir geht und wie ich lebe, und auch den an Borowsky könnt Ihr lesen. Jetzt ist seit 14 Tagen hier der Frühling mit aller jener Pracht eingezogen, die Luft ist warm, die Vögel singen, und Schnee und Eis ist völlig verschwunden, und welche Herrlichkeit steht mir April und Mai in Heidelberg auf der Bergstraße bevor! —

Ich komme mir auch jetzt erst wie ein Bräutigam vor, obgleich ich 2 Monate verheiratet bin. Tausend Dank nochmals für das liebe Hochzeitsgedicht, noch bin ich nicht müde geworden es zu betrachten!

Durch Wilhelm Dorow habe ich Dir ein Pack Gemählde und Bücher geschickt und im Januar schrieb ich nach Königsberg und schickte Dir die Vertheilung derselben. Auf den Fall, daß dieser Brief nicht mehr hingekommen seyn und Du nicht eher nach Gutdünken vertheilt haben solltest, schreibe ich sie noch einmal ab.

1. Große Ansicht vom Schloß Heidelberg unvollendet, dem braven Holdenweg[2]) aus der Arbeit genommen für Dich.
2. 4 kleine Heidelberg und 2 Eberstein zum Vertheilen für Dich und Carl Dohna.[3])
3. . . . . Murgthals Ansichten[4]) für Motherby.
4. . . . . Paß.[5])
5. 2 Ebensteins Adele und . . . . .[6])
6. 4 kleine Heidelbergs für Lieschen.
7. 4 dito für Alfred, Eveline, Emma, ...[7])
8. 2 Kniestücke,[8]) Großherzog und Herzogin von Baden für Alfred.[9])
9. Allemannische Gedichte — Tante Karoline.[10])
10. Schatzkästlein — Schlodien.[11])
11. 10 Hausfreunde für das Kränzchen.[12])
12. Bad Baden für Nesselbeck.[13])

Das wird wohl alles seyn. Diese Lumpereien kosten mich doch über 40 fl. Rheinisch. Nehmt sie freundlich als ein kleines Andenken auf.

Ich glaube, ich brauche nicht erst zu fragen, wie es mit Dir steht. Ich habe zu Deiner Adligkeit das Vertrauen, daß wenn auch der preußische Soldat seine Pflicht vergißt und Ehre, Lehnspflicht, Subordination mit Füßen tritt, der Preußische Ritter sie nicht vergessen wird. Wenn nur die Anwesenheit des großen

---

1) Regierungsrat Minuth war Verpflegungskommissarius für die nach Rußland durch Ostpreußen ziehenden Franzosen im Jahre 1812. Vgl. Rühl, Briefe und Act. z. Gesch. Preuß. unter Friedr. Wilh. III. an mehreren Stellen.

2) Der Name ist undeutlich.

3) Aus dem Hause Schlodien, 1813 gefallen, von Schenkendorf besungen in dem Liede von den drei Grafen.

4) Nicht deutlich, zum Teil nur Vermutung.

5) Nicht leserlich.

6) Nicht leserlich.

7) Kinder der Frau v. Auerswald; der letzte Name undeutlich.

8) Undeutlich.

9) v. Auerswald, Sohn des Landhofmeisters, nahm an den Befreiungskriegen teil, war später Minister des Innern.

10) Nicht weiter bekannt.

11) Mit der Familie der Grafen Dohna-Schlodien war Schenkendorf seit seinem Aufenthalt im Oberlande bekannt.

12) Der poetische Männerbund „Blumenkranz d. b. M.".

13) Gut bei Königsberg, seiner Mutter gehörig.

Stein den guten Auerswald nicht ungemein [?][1]) hindern [wird]. Aus Bösen kann nie Gutes hervorgehen. Wenn das ganze Volk aufsteht gegen des Königs Willen, so hab' ich allenfalls nichts dagegen, aber ein General, der ein ihm anvertrautes Heer den Fahnen seines Herrn entführt, ein Vikar, der den König in Gefahr setzt, gehört in die Klasse der Wallensteins, Bourbons. Sondere Dich von solchen, sagt die Bibel, und der edle Kastilianer sagte noch mehr.

Dies und die Epidemie in Königsberg die einzige Nachricht von dort, welche die Zeitungen enthalten, gießt Wermuth in meinen Wein! Aber nein, Ihr lebt ja gewiß alle, Ihr Lieben! Ich bete täglich zweimal, namentlich für Euch Alle, und glaube, daß sich mir noch kein Auge geschlossen hat, mir noch keine liebe Stimme verhallt ist.

Grüße sie mir alle und mahle sie mir alle, Auerswald[1]) Carl[2]) die Kuschin[3]) u. s. w.

Ewig und innigst Dein treuer und dankbarer

Freund und Bruder

Max.

Mein Weib grüßt auch —

[Am Rande quer]

Kannst Du nicht Legate auftreiben zur Bezahlung der blauen [?] Schulden nur auf kurze Zeit —

8.

Herrn Adolf Hay, Gothenburg.

Karlsruhe, d. 23ten Februdr 1813.

Lieber Freund und Bruder!

Ungeachtet seit fünf Vierteljahren auf keinen meiner Briefe eine Antwort erfolgt ist, werde ich doch nicht müde an Dich zu schreiben und benutze jetzt die Reise des Hn. von Krüdener von Paris über Schweden nach Rußland dazu. Sollte er Dir selbst nahe kommen, so wirst Du ihn um unserwillen wohl freundlich aufnehmen. Er hat drei Monate mit uns gelebt, ist auch ein Zeuge unserer Hochzeit gewesen, die hier am 15ten Dezbr. v. J. statt hatte. So finde ich mich denn endlich an dem Ziel so lange genährter Wünsche, ach, und ich bin glücklich, mein Freund, wie ich es Dir nicht beschreiben kann, wie ich es nicht verdiene zu seyn. Sehe ich Dich doch auch erst in diesen Hafen eingelaufen! Glaube doch nur ja, daß meine Zuneigung und Theilnahme zu Dir nichts, auch Dein eigenes Zurückziehn, nicht erschüttern kann. Der Besitz eines Freundes ist ja wohl mehr werth als eine Provinz, um die man doch Kämpfe und Opfer nicht scheut.

Hier ist der Frühling schon eingezogen, und wir könnten in diesem Asyl ganz friedlich und selig leben, würde unsere Ruhe nicht manchmal unterbrochen durch die trüben Nachrichten aus dem Vaterlande, wo die Verbrechen an der Ehre und Treue jetzt gerächt werden durch pestenartige Krankheiten und manches andre Uebel.

Möge der Himmel Dich freundlich bewahren und geleiten, und unter diesem Schirme Dich bald in die Arme führen Deines

treuen und wahren Freundes

Max v. Schenkendorf.

---

1) Undeutlich.
2) Vermutlich Graf Carl von Dohna.
3) Nicht weiter bekannt.

9.

An die Frau Doktorin Motherby Wohlgeb.[1])

1. Auf diesen Felsen hat ein Paar
Wie auf dem Thron gesessen,
Und jene Pfade hat ein Paar
Mit Küssen ausgemessen.
Aus diesen Quellen kam ein Paar
Voll Gluth und Durst zu trinken.
Und von dem Schlosse sah das Paar
Die liebe Sonne sinken.

2. Da stand ein Dritter bei dem Paar,
Umspielt von Sonnenstrahlen,
Ein Knabe, sprechend mild und klar,
Die Landschaft will ich mahlen.
Sie hatten Arg nicht und Gefahr,
Sahn ihn sein Werk vollenden,
Wie sie es hier dem andern Paar
Der lieben Freunde senden.

3. Doch als das Kind verschwunden war,
Sie sich so selig fanden,
Da ward es ihrem Auge klar,
Ein Zauber sey vorhanden.
Der Gott der stets allmächtig war
Wohnt hier in Felsenwänden,
Doch darf zu ihm nur Paar und Paar
Die heilge Farth vollenden!

Wenn Ihnen W. Dorow schon die Murgthals Ansichten geschickt hat, so legen Sie diese Augenblicksgedichte hinein.

Leben Sie wohl, meine liebste beste Freundin, des Himmels bester Segen und Schutz in dieser Zeit über Sie und Ihr liebes Haus.

Ewig Ihr treuer

Max.

10.

An die Frau Doktorin Motherby Wohlg.

1. Es starrt der Fels; hier winkt der Pfad,
Dort rauschen die verborgnen Quellen.
O weile sinnend bei den Stellen,
Du lieber Blick, die ich betrat.

2. Es kostet manchen sauern Schritt,
Und, ach, ich wandle immer weiter;
Doch kenn' ich freundliche Begleiter,
Wohin ich dringe gehn Die mit.

---

[1]) Die folgenden vier Gedichte wurden mir gleichzeitig und unabhängig auch von Herrn Prof. Fernand Baldensperger in Lyon zur Veröffentlichung übersandt. A. Sauer.

3. Des ernsten Freundes teutsches Wort,
Ein Rauschen gleich dem Zitterklange,
Den Chor, es wird uns nimmer bange,
Vernahm ich schon an manchem Ort.

4. Gestalten, die ich abgewann
Der dunkeln Wacht vergangner Stunden,
All meine Wonnen, meine Wunden,
Sie blieben treu dem Wandersmann.

5. Vor Tausende ein Wunderbild
Schwebt um mich her, bald nah bald ferne
Der Wolke nun, dann gleich dem Sterne,
Verletzend heut, und morgen mild.

6. Daß ihm die Reise stets gefiel!
Ich will es friedlich lassen walten,
Denn fassen darf ich's nicht und halten
Das liebe, liebe Zauberspiel!

11.

An die Frau Doktorin Motherby d. 29ten April abzugeben.[1])

1. Es geht ein Grüßen traut und lind
Weit über hundert Meilen,
Zu Dir, viel süßes Frühlingskind,
Zu Deinem Fuß zu eilen.
Nun kommt es an, und sinnt, und weiß
Kein rechtes Wort zu sprechen.
Ach, der es sendet kann zum Preis
Dir auch nur Blumen brechen.

2. Wohl andern Zeiten weiß er Dank!
Da war er gar zu nahe,
Kein Morgen stieg, kein Abend sank,
Daß Dich sein Blick nicht sahe.
Den Knaben sahst Du freundlich an,
Der Jüngling sang und träumte,
Der Pilger ging, nun seufzt der Mann,
Daß jene Zeit noch säumte.

3. Ob wir auch älter worden sind,
Wir werden doch nicht weiser,
Nur mächt'ger herrscht das ew'ge Kind,
Wir zwei sind nun zwei Häuser.
Aus dieser Häuser Fenstern schaun
Sie sich mit Gruß und Flüstern,
Und diese Häuser sollen traun
Durch Robert[2]) sich verschwistern.

Tausend Grüße, Tausend Wünsche und zum tausendstenmal das Geschenk des ersten Augenblicks. Max.

---

[1]) Geburtstag der Freundin.

[2]) Robert Motherby, geb. 4. April 1808. Schenkendorf scheint an die Möglichkeit einer späteren Verbindung der beiden Familien durch ihre Kinder zu denken. Bekanntlich blieb Schenkendorfs Ehe aber kinderlos.

12.

A. S. E. Madame d'Auerswald née Comtesse Dohna pour le V d'Avril.[1])

1. Wie fern auch seine Pfade sind,
Er ist Euch ewig nah,
Und steht ein treues, frommes Kind,
Oft ungesehen da.

2. Auch in der Ferne schallt Gesang
Der Freundlichkeit zum Preis,
Die Ritterdienst und Saitenklang
Wohl zu vergelten weiß.

3. April, dir ziemte kaum ein Kind
So reich an Wärm' und Licht;
Sie ist mir immer wohlgesinnt,
Vergaß den Diener nicht.

4. O Leben, sey Ihr lind und leicht,
O Frühling, sey Ihr warm,
Sie sinke, wenn einst beides weicht,
In eines Engels Arm.

5. Und schau des Vaters Angesicht,
Und fühle Himmelsruh,
Und lächle Frieden, Trost und Licht
Dem treuen Freunde zu.

Max.

Acht Briefe von Jacob Grimm an Chr. Molbech.

Mitgeteilt von Julius Clausen in Kopenhagen.

Auf die hier mitgeteilten vier ersten Briefe findet man die betreffenden Antworten in „Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit Nordischen Gelehrten, herausgegeben von Ernst Schmidt, Berlin 1885", S. 189—200.

I.

Cassel 18. Nov. 1826.

Hochverehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie die versäumte Antwort auf Ihr freilich erst im Sept. erhaltenes Schreiben vom 29. August. Ich bin seit sechs Wochen durch schwere Krankheit und den Tod naher und geliebter Verwandten

---

[1]) Vgl. Jonas, Briefe M. von Schenkendorfs in Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, 616.

heimgesucht worden, welches mich in allen meinen Verrichtungen gestört und zerstreut hat. Ich danke Ihnen verbindlichst für die gütige Zusendung des Glossars zu der Reimchronik, Harpestrengs Läsebog habe ich mir verschreiben lassen, auf die altdänische Bibel bitte ich für unsere Bibliothek zu unterzeichnen.[1]) Gyldendal kann das Exemplar an einen der hiesigen Buchhändler senden und sich mit ihm berechnen. Es ist sehr erwünscht, dass diese Denkmäler mit der Sorgfalt, die Sie ihnen widmen, herausgegeben werden und die fortschreitende Sprachforschung hat sicher aus ihnen mancherlei wichtiges zu lernen. Es ärgert mich daher, dass der Verleger aus der Reimchronik ein blosses Curiosum in englischem Geschmack hat machen wollen.

Rasks Neuerungen in der dän. Orthographie scheinen mir zwar nicht ganz unbefugt, allein ich kann die gewaltsame Art nicht billigen, mit der er sie durchsetzen will, und in dieser Absicht muss Ihre Opposition offenbar heilsam wirken.[2]) Es lehnt sich auch, wahrscheinlich jetzt mehr als sonst, ein zu keiner Zeit zu verachtendes Nationalgefühl auf gegen die Nachahmung schwedischer Schreibweisen. Mit dem å steht es bei den Schweden selbst nicht, wie es sollte; sie misbrauchen es, indem sie å und o vermengen. Fågel für Fogel zu schreiben und alles ähnliche hat für mich etwas unleidliches und die gleiche Aussprache beider Vocale würde früher ein feines schwed. Gehör verletzt haben. Wahr ist es, im Druck nehmen sich alle Vocalmodificationen concentrirter und gefälliger aus, wenn das einfache Zeichen durch ein übergeschriebnes näher bestimmt wird, als wenn man noch ein einfaches hinter jenem in der Reihe folgen lässt. Aber die Currentschrift, was doch immer eine wichtige Rücksicht bleibt, befindet sich bei unabgesetztem Fortschreiben unleugbar besser, ein Holländer schreibt sein alleen, staande viel leichter und schneller, als sollte er allên, stânde, oder wie man sonst helfen will, schreiben. Man könnte die Neuern überbieten und auch für Doppelung der Consonanten oder für zuf. gesetzte Consonanten einfache Zeichen erfinden, ja die einfachen Vocale bloss punctieren. Der europäischen Sprachentwickelung, deren Ernst und Feinheit grossentheils mit ihrem unentbehrlichen Gefolg von Artikeln, Partikeln, Hülfswörtern zusammenhängt, ist aber, wie ich glaube, die breitere, bestimmtere Schreibung nöthig geworden. An unserer heutigen deutschen Rechtschreibung lässt sich vielleicht noch mehr tadeln, als an der dänischen, ich denke auch mancherlei zu verbessern, wage aber kaum zu bestimmen, wie viel. Was geschehen kann, muss historisch ermittelt werden.

Reinhistorische Sprachforschung scheint mir Rasks starke Seite nicht zu sein. Er hat schon die altnordische Orthographie nach der heutigen isländischen, ja diese zum Theil nach der schwed. und dän. eingerichtet, auch in der Formlehre immer mehr auf das bestehende, als auf das gewordene Rücksicht genommen. Er möchte auch das deutsche und angelsächsische nach seinem isländischen Stabe messen. Sein Talent und Verdienst achte ich mit Ihnen aufrichtig hoch, habe es auch jederzeit öffentlich anerkannt. Seine Irrthümer und Versehen (wer sollte sich

---

[1]) „Den danske Riimkrönike, efter Gotfr. af Ghemens Udg. af 1495, trykt paany med afvigende Laesemaader i sildigere Udgaver og Ordfortolkninger. 1825." — „Henrik Harpestrengs danske Laesebog förste Gang udg. med Indledning, Anmerkn. og Glossarium. 1826. — Den aeldste danske Bibeloversaettelse förste Gang udg. 1828."

[2]) Rask: Forsög til en videnskabelig dansk Retskrivningslaere med Hensyn til Stamsproget og Nabosproget. 1826.

in grammatischen Untersuchungen frei davon wissen?) würden ihm weniger schaden, wenn er nicht hartnäckig dabei verharrte und auch seinerseits von andern zu lernen nicht verschmähte. Das macht auch, dass er zu sehr an Kleinigkeiten klebt. Der Einfall Ihres Königs ist sehr treffend: man sollte meinen, dass Rask das Ziel seines Lebens auf das å gesetzt hat, er vergisst darüber den Zusammenhang des Sanskrit mit dem Nordischen nachzuweisen; die neulich erschienene (auch ins Deutsche übersetzte) kleine Abhandlung über das Zend[1]) ist ziemlich dünn gerathen. Bopp (der nie in Indien war) und seine Schüler treten fruchtbarer auf. Was Rask wider mich geschrieben hat, habe ich noch nicht gelesen, es sind mir erst zwei Nummern der Hermod[2]) zu Handen.

Ew. Wohlgeb. erlaube ich mir noch mit einer kleinen Bitte zu behelligen. Ich gedenke die im zweiten Theil der Gramm.[3]) p. 961. 962. 1020 nur kurz berührte imperativische Zusammensetzung in einer besonderen Schrift mehr auszuführen, und wünsche dafür auch dänische und schwed. Beispiele zu sammeln. Ma[nches][4]) vermag ich schon beizubringen: fylde-vom; forglem-mig-ikke; forgjät-m[ig-ikke]; slik-om-fad (Nyerups Middelald. 2, 124); knarke-krop (ibid.); träd-let-paa-[taa] (Udvalg af d. Viser 1, 169); Snap-op (ibid. 1, 172) u. a. Bei Ihrer grossen Belesenheit in dem Wortreichthum der dän. Spr. wird es Ihnen leicht sein, mir manche andere, zumal ältere nachzuweisen. Gehört Klängekjaft (Spötter) bei Hallager[5]) 62 a dahin? Wie ist bei ihm donnefjeld (mühlstein) 19 a und dragebom (ibid.) zu deuten? vgl. smoklebom, smoklekjöril (ibid. 113 b).

Möchte doch Ihr dän. Idioticon[6]) bald herauskommen! Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen auf das angelegentlichste und ich bin mit voller Hochachtung

ganz der Ihrige

Jacob Grimm.

Von Thieles Danske Folkesagn besitze ich drei Bände. Ist auch ein vierter heraus?

II.

Cassel 7. Febr. 1827.

Verehrter Herr Professor!

Ich bin so frei Ihnen einige Fragen vorzulegen, worauf ich mir gelegentlich Antwort ausbitte:

1° in welcher Zeit haben die dänischen Formen: verdsens, syndsens, solsens, iordsens, dagsens u. ähnl. aufgehört und die heutigen verdensdagens begonnen? im XVI oder XVII. Jahrh.? Vermuthlich schwanken in einer gewissen Periode die Schriftsteller zwischen beiden.

2° wann fieng hiertets (cordis) f. hiertens an?

3° hat das Altdänische keine Spur von den altschwedischen dat. pl. (mit Artikelsuffix) fiskaromen (piscatoribus), englomen (angelis), fatomen (vasibus) etc.?

---

1) Om Zendspraget og Zendavestas Älde og Ägthed (i Nyerups Magasin f. Reiseiagttagelser I übersetzt von Fr. H. v. d. Hagen. Berlin 1826).

2) Hermod. Det nord. Oldskrift-Selskabs Tidende 1825—26, Nr. 1—8.

3) Grimm: Deutsche Grammatik I. 1819, II. 1826, III. 1831, IV. 1837.

4) Der Brief ist an den mit [ ] bezeichneten Stellen zerrissen.

5) L. Hallager: Norsk Ordsamling eller Pröve af norske Ord og Talemader. K. 1802.

6) Dansk-Dialect-Lexicon, 7 Häfter 1833—41.

Mein letzter Brief fragte nach Zusammensetzungen wie: fygomby (fliegumdie stadt, ein guter Ausdruck für fama) slikomring, vendekaabe, slikmund, stegegröd, kigebusk, slikkepot u. dgl. Solche Wörter aus alten Büchern verdienten in den Glossarien nicht übergangen zu werden. Die gemeine Sprache muss ihrer noch jetzt zu Spitznamen für Personen, seltner für Sachen, bedürfen; was Ihnen bei Lesung älterer Schriften hin u. wieder aufstösst, ersuche ich mir gütigst zu vermerken. Ich gedenke ein eignes Buch über diese Compositionsart herauszugeben.

Hrn Rasks Ausfälle[1]) habe ich nun gelesen. Sie sind von der Art, dass ich ihm keine Erwiederung gönne. Es würde zu nichts dienen, als ihn nur noch gröber zu machen. Ich denke dass man in Dänemark, wie bei uns, wenn man seinen und meinen Aufsatz[2]) vergleicht, wissen wird, wie man zu urtheilen hat. Ich schenke ihm daher die Blössen, die er in der Sache gibt, von der allein die Rede sein sollte; vielleicht werden sie ohnehin von andern aufgedeckt. Mit dem Manne selbst mag ich aber nichts mehr zu thun haben.

Ist wohl die vor mehreren Jahren in Schweden angekündigte Ausgabe der altschwed. Gesetze zu Stand gekommen oder zurückgegangen?

Verzeihung für alle meine Fragen; ich stehe wieder zu Dienst und bin mit aufrichtigster Hochachtung

Ihr ergebenster Diener u. Freund

J. Grimm.

III.

Cassel 27. Jan. 1829.

Verehrter herr und freund, ich habe mir die freiheit genommen Ihnen ein exemplar meiner deutschen rechtsalterthümer zu übersenden. Das buch ist schon vorigen herbst, aber durch buchhändler-gelegenheit abgegangen und wird, wo es nicht schon zu Ihren händen gelangt ist, in kurzem eintreffen. Ich bitte, wenn Sie es gelegentlich durchlaufen, ihm ein nachsichtiges urtheil angedeihen zu lassen. Ich erkenne selbst viele mängel daran und das feld muss erst von mehreren angebaut werden. Mehrere nordische quellen werden mir erst künftig zugänglich werden, ich habe nicht einmal Kolderup Rosenvinges sammlung altdänischer gesetze zur hand gehabt. Auf die bekanntmachung der Graugans[3]) freue ich mich ungemein; wird sie bald erscheinen? Wollen Sie die gewogenheit haben mir auch andere dänische, norwegische und schwedische rechtsgebräuche mitzutheilen, die ich übersehen habe und die Ihnen beifallen, so soll es mir höchst angenehm sein.

Wie weit ist es mit Ihrer altdänischen bibelübersetzung und dem wörterbuch vorgerückt? Der druck wird wahrscheinlich schon begonnen haben.

Durch die güte der herausgeber hat mein bruder neulich den dritten band der Copenhagener edda empfangen.[4]) Ich bitte in seinem und meinem namen Herrn prof. P. E. Müller für dieses wichtige geschenk vorläufig dank zu sagen. Wilhelm behält sich vor ihm noch besonders zu

---

[1]) I „Hermod". Ut supra.

[2]) Zur Recension der deutschen Grammatik, 1826.

[3]) Herausgegeben und übersetzt von V. Finsen (1—5 Heft) 1850—70.

[4]) Edda Sæmundar hinns Fróda. Pars III continens carmina Voluspá, Hávamál et Rigsmál. Udg. af d. Arnamagnaeanske Commission. 1828. (von Finn Magnussen).

schreiben, sobald er ein buch übersenden kann, das noch nicht ganz ausgedruckt ist.[1]) Vor Finn Magnusens belesenheit, fleiss und ernst habe ich alle mögliche achtung, aber mit seiner critik und mit seinen mythologischen ideen bin ich in sehr vielen fällen nicht einverstanden. Auch scheint er mir gar zu weitläufig.

Können Sie mir gelegentlich die vierte sammlung von Thieles danske folkesagn, die längst heraus sein muss, besorgen? schon einige buchhändler haben sich vergebens darum bemüht.[2]) Ich werde die kleine auslage mit dank wieder abtragen.

Ich bin mit wahrer hochachtung und freundschaft

der Ihrige

Jac. Grimm.

IV.

Göttingen 15. jan. 1833.

Verehrter freund,

in meinen neulich wieder vorgenommenen untersuchungen über die geschichte der thierfabel ist mir ein nebenumstand aufgestossen, den ich hier nicht ganz beseitigen kann und wofür ich mir Ihre gütige hilfe erbitte. Warum heisst der Fuchs im Dänischen Mikkel, d. i. Michel? seit wann war diese benennung dort gebräuchlich? Sie muss es schon vor der dän. übersetzung des plattdeutschen buchs gewesen sein, sonst hätte der übersetzer sicher Reineke beibehalten. Mir ist dieser dänische Mikkel Räv (woher auch die Schweden ihren Michel Räf entlehnten) nicht zur hand, um zu sehen, ob auch noch andere thiernamen anders als im plattd. buch lauten? Vermuthlich nicht, es wird wohl Isegrim für den Wolf und Nobel für den König geblieben sein.

Schwieriger wird es sein mir über die isländ. version des buchs nachricht zu geben. Halfdanus Einari p. 178[3]) sagt: cujus fragmenta tantum vidi, nach ihm sollte man glauben, das lat. gedicht von Hartmann Schopper habe dabei zum grund gelegen.

Es ist auffallend, der Norden scheint die thierfabeln von fuchs und wolf bei sich in alter zeit nicht gekannt zu haben. Vielleicht weiss es bischof Müller, dem ich mich herzlich empfehle.

Rasks tod hat mir leid gethan. Sind werke von ihm handschriftlich hinterlassen worden? Falls seine bücher verkauft werden, hätte ich gern den catalog.

Mit unveränderter hochachtung der Ihrige

Jacob Grimm.

V.

Undatirt [1836, frühestens August][4])

An hr. Justizrath Molbech.

In eile und in ermangelung besseren papiers soll dieses blatt nur Ihren gruss herzlich erwiedern. Hr. Waage hat die verlangten bücher sämtlich erhalten ....

---

[1]) Die deutsche Heldensage, Göttingen 1829.

[2]) Ein vierter Band von Thieles Volksmärchen existiert nicht.

[3]) Halfdan Einarson: Sciographia historiae litt. Islandiae. 1781.

[4]) Antwort auf Molbechs Brief vom 1. August 1836, Briefwechsel S. 200.

Es freut mich, dass Sie meine mythologie[1]) nicht ganz unbrauchbar finden. Aus Ihrem dialect-lex. (wovon ich 3 hefte besitze) hätte sich noch manches einschalten lassen, wären mir die beiden letzten damals schon zur hand gewesen. Dass die eddische mythologie auch eine altdeutsche gewesen sei habe ich nie gesagt noch geglaubt, vielmehr immer einen unterschied zwischen dem glauben des Nordens und dem unsrer heidn. vorfahren angenommen, nur dass sie beide in den hauptgrundzügen (nicht in der vorstellung von manchen einzelnen göttern) zusammentrafen, ist meine meinung. Über den Thorsmythus hat Uhland so eben recht hübsche und beifalls werthe forschungen bekannt gemacht.

Thieles volkssagen-sammlung braucht insofern nicht in Deutschland nachgeahmt zu werden, als er seine saml. selbst nach dem muster der deutschen sagen, die ich mit meinem bruder (Berlin 1816. 1818) herausgab, einrichtete. Es liesse sich aber viel nachtragen.

Sehr zu wünschen wäre eine solche saml. für Schweden.

Hr. Hammerich, ein feiner mann, der über Ragnerok geschrieben hat, ist jetzt hier;[2]) er sagte mir, Foersom (ein berühmter schauspieler,[3]) habe schon vor geraumer zeit, ich weiss nicht in welchem buch, vier schöne dänische kindermärchen mitgetheilt; auch seien unsere kindermärchen von einem Dänen übersetzt. Könnten Sie beide bücher der rücksendung des hern Waage beilegen, so geschähe mir ein gefallen, Ihre auslage ersetze ich mit freuden.

Ganz Ihr

Jac. Grimm.

VI.

Berlin 10. Dec. 1844.

Ich bin schon wieder zwei monate zu haus, und gedenke noch mit lebhaftestem vergnügen der freundschaft, die Sie, verehrter freund, mir bei meinem aufenthalt in Copenhagen zu erweisen gar nicht müde wurden. Die meinigen traf ich leidlich wol an, nur die schwägerin kränkelt fortwährend oder ihre gesundheit schwankt doch. Dazu hat sich der winter scharf eingestellt, und ich glaube, wenn die kälte so anhält, wird man einmal wieder auf dem eis zu Ihnen hinüber laufen können.

Unterdessen werden Ihre fleissigen hände nicht gefeiert haben und vielleicht ist Ihre geschichte der bibliothek[4]) schon im druck und Ihr leben bei Erslew[5]) erschienen?

Unsere historiker gerathen sich jetzt über die älteste verfassung in die haare, namentlich Waitz, dessen buch Sie kennen,[6]) und Sybel (zu Bonn), der ein kleines, scharfsichtiges, aber einseitiges werk[7]) über die entstehung des deutschen königthums herausgegeben hat. Waitz hat

---

[1]) Deutsche Mythologie 1835.

[2]) Martin Hammerich war 1836 in Berlin; kurz bevor war er graduiert worden auf Grund einer Abhandlung von der Ragnarokmythe.

[3]) P. Foersom: Samlinger af danske Landskabsord og om Sæder, Skikke, Levemaade, Egenheder og Overtro hos den Jydske Alume i Ribe-Egnen. K. 1820.

[4]) Hier wird wahrscheinlich an Werlauff: Det kgl Bibliotheks Historie 1844, gedacht, wozu Molbech viele Beiträge gegeben hat.

[5]) Im Band II von Alm. dansk Forfatter-Lexicon. K. 1845.

[6]) Deutsche Verfassungsgeschichte I. 1844.

[7]) Sybel: Entstehung des deutschen Königthums. 1844.

im dritten band der Schmidtschen Zeitschrift p. 7—13 auch über Ihre indledning og udkast etc. geürtheilt.

In Ihrem bidrag til Berritsgaards historie (tidsskrift 2, 136)[1]) zogen mich die worte an: ikke efter solskifte i by. Ich möchte aber Ihre genaue erklärung davon hören und noch mehr stellen über den gebrauch sammeln, sowie erfahren, ob in Dänemark keine spur des gegensatzes von solskifte, nemlich des hammerskifte in urkunden auch sonst vorkommt. Das jütische gesetz 1, 55 redet bloss von solskifte; in den schwedischen gesetzen aber erscheinen beide theilungsarten, wiewohl auch sie dunkel genug dargestellt werden. In meiner neulich gedruckten abhandlung von unsern grenzalterthümern[2]) (die ich Ihnen nebst noch einer andern vorlesung durch den buchhandel zugehn lasse) wird die sache auch berührt.

Fragen Sie doch gelegentlich Kold. Rosenvinge, den ich bestens grüssen lasse, nach auskunft.

Wollten Sie nicht von mir die nachweisung alter kochbücher haben? In Haupts zeitschrift band 5 p. 11—16 hat eben Wackernagel ein altdeutsches aus dem 14 oder gar 13 jh. besprochen und ausgezogen.

So viel für diesmal. Ich wollte wenigstens das jahr nicht verstreichen lassen, ohne mich Ihnen und Ihrer frau gemahlin dankbar zu empfehlen und Ihnen beiden vergnügte weihnachten anzuwünschen. Mein bruder grüsst gleichfalls.

Jacob Grimm.

VII.

Berlin 19 Juni 1845.

Hochgeehrter freund,

Da Cleasby hier ist und morgen weiter nach Copenhagen reist, kann ich nicht umhin ihm einige zeilen an Sie mitgeben. Eigentlich habe ich sehr lange keine unmittelbare nachricht von Ihnen, doch Ihr letztes schon im october geschriebenes briefchen ist mir unverzeihlicherweise von Münster, der es überbringen sollte, erst ende februars eingehändigt worden. Darum konnte ich in meinem brief, den Sie um weihnachten erhalten haben werden, mich nicht darauf beziehen. Haben Sie aber herzlichen dank für die freundlichen worte. Auch ohne das wäre ich der gütigen Aufnahme in Ihrem Hause fleissig eingedenk geblieben.

In diesem augenblick, bei dem schönsten sommerwetter, ist unser könig und Humboldt dort,[3]) und zufolge den zeitungen kommen um gleiche zeit die schwedischen studenten herangezogen.[4]) Da werden Sie auch zerstreut werden und Ihrer unablässigen arbeitsamkeit abbrechen müssen.

Vorigen februar hat unsre academie Sie zum correspondenten erwählt. Es geschah auf meinen vorschlag, der einmütig angenommen wurde. Wir sind mit dieser ehrenbezeigung sonst nicht freigebig, und diesmal erscheint Ihr name in guter gesellschaft.

---

[1]) i. e. Hist. Tidsskrift.

[2]) Kleinere Schriften 2, 30 ff.

[3]) Friedrich Wilhelm IV. war in Kopenhagen Mitte Juni 1845 und ward unter anderm von Alexander von Humboldt begleitet. Ihre Autographen findet man im Fremdenprotokoll der großen königl. Bibliothek, signiert 21. Juni.

[4]) Die zweite skandinavische Studentenfeier in Kopenhagen 22. bis 27. Juni 1845.

Sie haben doch das diplom empfangen? Ich erlaube mir zu fragen, weil ich mich nicht erinnere, dass bei der academie der eingang Ihrer antwort angezeigt worden wäre.

Ich soll diesen herbst nach England reisen, bin aber noch etwas unschlüssig. Werden Sie nicht zuvor hierher kommen, wie Sie, wenn ich nicht irre, zugesagt hatten?

Ihrer frau gemahlin bitte ich mich zu empfehlen, und grüsse Sie mit meinem bruder aufs herzlichste

Jacob Grimm.

Gibt es eine samlung der heutigen unter dem Volk umlaufenden dänischen pflanzennamen? Harpestrengs altes urtebog ist zu gelehrt. Fragten Sie nicht nach altdeutschen kochbüchern? Der Stuttgarterverein hat ein buch von guter speise 1844 herausgegeben, dessen lehren naiv lauten, wenn sie auch Rumohr nicht alle befolgt haben würde.

VIII.

Berlin 5 Juli 1846.

Theuerster freund, Ihre beiden briefe vom 28. febr. und 4. merz sind zusammen am 25. april angelangt, ich danke dafür so wie für die gesandten schriften aufs herzlichste.

Vor allem lassen Sie mich Ihnen glückwünschen dazu, dass Sie in Ihrem amt erwünschte erleichterung empfangen haben; man weiss schon wie Sie ihre musse anzuwenden pflegen. Sie sind der fruchtbarste dänische gelehrte. Statt der geschlossenen historischen zeitschrift werden Sie bald eine neue begonnen und ins werk gesetzt haben. Es ist auch den guten und glücklichen unternehmungen dieser art heilsam in eine verjüngte form überzugehn.

Zwei academische abhandlungen sind auf dem etwas langsamen buchhändler-wege an Sie versandt.[1]) Die eine ist pure etymologisch und wird Sie wenig anziehen; über die andere werden Sie lächeln, weil ich mich damit sogar in die allerälteste dänische geschichte wage und eine nähere berührung zwischen Dänen und Deutschen aufweise. Ganz ausgebeutelt habe ich mich indessen noch nicht, sondern allerhand beweise, aus der sprache vornehmlich, zurückbehalten, die bei andrer gelegenheit, doch bald, an den tag treten sollen. Zuverlässig ist auch schon von dänischen gelehrten das verhältnis zwischen Dacia und Dania erörtert worden und ihre gründe für und gegen sind mir entgangen.

Neulich fielen mir des baron Dirckink Holmfeld dänische Zustände in die hand.[2]) Wenn ein solcher dilettant über sachen urtheilt, die er nicht recht versteht, so mag es gut gemeint sein, ist aber dennoch impertinent. Vielleicht lesen Sie das buch so wenig als ich einen ausspruch über die kindermärchen im morgenblatt, welchen Sie mir anführen. Denn ich erwarte gar nichts davon.

Aus meiner reise nach England ist vorerst eine winzige badereise nach einem neuaufblühenden bade, namens Lippspring, in einer, für uns Deutsche, classischen gegend Westfalens geworden. Eigentlich kam mir eine Frankfurter zusammenkunft, die auf ende sept. angesagt ist, in die quer. Beredet mich ein oder der andere Engländer dort, so schiffe ich leicht noch im october über den canal. Nach der zurückkunft soll gleich ein buch gedruckt werden, das ich lange schon mit mir herumtrage.[3])

---

[1]) „Über Diphtongen nach weggefallenen Consonanten": Kleinere Schriften 3 103 ff. und „Über Jordanes und die Geten": ebenda, S. 171 ff.

[2]) Dirckink Holmfeld: Dänische Zustände. Kopenhagen 1846.

[3]) Geschichte der deutschen Sprache, 1848.

Moths samlungen[1]) möchte ich ein paar wochen lang ruhig durchgehen können, nicht bloss der pflanzen wegen; über seine persönliche stellung hatte ich bereits in Ihren schriften hin und wieder aufschlüsse angetroffen.

Unser 17. jahrhundert ist die wahre zeit deutscher barbarei. Am besten und schärfesten hat Gervinus darüber geurtheilt. Von Opiz sind nur wenige lieder lesbar geblieben. Fleming machte eine reise nach Persien und schickte von dort sonette in seine heimat, die ohne allen orientalischen duft sind und ebenso gut hätten in Schlesien oder Holstein gemacht werden können. Aber von Rask, Ihrem berühmten sprachforscher erzählt man ja, er habe seine musse auf der reise von Calcuta nach Madras dazu angewandt — über die französischen participia eine untersuchung anzustellen.

Unsere papierfabriken liefern so schlechte arbeit, dass ich mich schäme fortzufahren. Sind Sie herzlich gegrüsst, auch von meinem bruder, und empfehlen mich Ihrer frau gemahlin.

Mit unveränderlicher Freundschaft

Ihr

Jacob Grimm.

Eduard Mörike in Schwäbisch-Hall und Mergentheim (1843—1847).

Nach neuen Dokumenten dargestellt

von Walther Eggert Windegg in München.

Die Jahre, welche der Zurruhesetzung Mörikes, des Pfarrers von Cleversulzbach, unmittelbar folgten, haben eine besondere Darstellung noch nicht gefunden, vielmehr auch in den vorhandenen Biographien eine nur kurze, zum Teil ungenaue und nebensächliche Behandlung erfahren. Für das Schaffen des Dichters haben die Jahre 1843—1847 und die nächsten eine nur wenig umfangreiche sichtbare und kenesfalls eine entscheidende Bedeutung, um so mehr aber gelten sie der menschlichen Persönlichkeit des Dichters und haben, weil eben Mörikes Dichtertum Menschentum ist, als Jahre persönlichen, unbefangenen Auslebens und Aufnehmens Anspruch auf eine besondere Betrachtung. Die Quellen für die bezeichnete Periode boten bisher die in diesem Zeitraume nicht allzu vielen noch vielseitigen Briefe des Dichters, in denen sich nach ihres Verfassers Art wohl manche Einzelheiten und manches innere wie äußere Geschehnis spiegeln. Zu den Briefen tritt nun ein weiteres Dokument, welches die Briefe in sehr vielem übertrifft und ergänzt.

---

[1]) Die Sammlungen Moths (24 vol.) sind auf der großen königl. Bibliothek aufbewahrt.

Dieses Dokument aber ist das „Haushaltungsbuch" Eduard Mörikes, welches — von Eduard und Klara Mörike, später auch von Margarethe von Speeth abwechslungsweise geführt — Rechnung gibt über jede kleinste Ausgabe und Einnahme vom 16. Oktober 1843 an mit wenigen Unterbrechungen bis zum 26. April 1847 und dadurch, wie wir sehen werden, eine große Zahl von Daten und wertvollen Aufschlüssen über des Dichters Lebensführung liefert, namentlich aber auch eine reiche Anzahl von menschlichen Zügen erbringt, zumal da seine Aufzeichnungen häufig mit ernsten und scherzhaften Zwischenbemerkungen und Anmerkungen der Schreibenden versehen sind; besonders hat der Dichter etliche dreißig Seiten des Büchleins mit kostbaren Feder- und Bleistiftzeichnungen meist biographischer Bedeutung geziert.[1]) Diese neue und wichtige Quelle soll die folgende Darstellung erschließen.

Am 3. Juni 1843 kam der Pfarrer Mörike von Cleversulzbach um seine Pensionierung ein, Mitte August legte er sein Amt nieder und zog am 19. September mit seiner Schwester Clara zu dem Freunde Wilhelm Hartlaub, dem Pfarrer von Wermutshausen, damit dieser „Übergang durch Wermutshäuser Freundschaftsluft in eine neue Wohnstätte" den Aus- und Einzug erleichtere. Das Haushaltungsbuch belehrt uns, inwieweit Mörikes die Gastfreundschaft Hartlaubs in Anspruch genommen haben, und wir ersehen, daß sie Brot, Kaffee, Milch, Zucker, Lichter, Lampenöl, selbst Holz und natürlich alle übrigen, besonderen Bedürfnisse selbst bestritten haben; für Holz gab Mörike bis zum 31. Dezember 19 fl. 21 kr. aus. Den Gesamtausgaben vom 16. Oktober bis Ende des Jahres von 41 fl. 12 kr. steht der einzige Einnahmeposten von „5mal 19 fl. 24 kr. in Gold" gleich 97 fl. entgegen, als „Honorar für die Redaktion der Waiblingerschen Gedichte von Buchhändler Heubel, abschlägig". Die Ausgaben berichten nur vom Notwendigsten, denn das Ruhegehalt betrug nicht mehr als 280 fl. — „Mein hiesiges Leben angehend," schreibt Mörike am 15. Januar 1844 an seinen Freund O. Schmidlin in Bürg, „so habe ich die paar Monate in Hinsicht der Gesundheit unverändert, im übrigen vergnüglich und nicht ganz unnütz zugebracht. Es wird zuweilen was gearbeitet und ungefähr von Wissenschaft gelesen, was einem noch nicht ganz zur Quieszenz gekommenen Pfarrer zukommt. Für die gemeinschaftlichen Abende hat man kürzlich die Nibelungen vorgenommen. Auch fand ich hier Gelegenheit, einer

---

[1]) Diese 30, beziehungsweise 34 Seiten sind inzwischen in Faksimileausgabe erschienen als „Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Von Walther Eggert Windegg". Stuttgart 1907, Strecker & Schröder Verlag. 4 M.

alten,' seit meiner Knabenzeit vergessenen Liebhaberei nachzugehen, von der du weißt. Unsere Gegend nämlich bietet ziemlich interessante Petrefakten dar." Am 22. Januar 1844 ist Porto für einen Brief nach Hall eingetragen; mit diesem Briefe wurde offenbar der an Schmidlin unterm 15. d. M. gemeldete Entschluß bestätigt: „Über den künftigen Aufenthalt beider Geschwister ist nunmehr entschieden, und zwar, wie ich mir schmeichle, — denn der Gedanke kommt von mir — aufs allerglücklichste. Wir gehen nach Schwäbisch-Hall. Sonderbar, daß keins von uns, auch nicht die hiesigen, gleich anfangs, und ich nur erst vor kurzem, nachdem man wegen Ludwigsburg verschiedene Briefe gewechselt, auf diesen Einfall geriet, worüber sich nun alles freut, und den Ihr hoffentlich auch nicht mißbilligt. Als alte Reichsstadt schon, von der ich bisher wenig weiter wußte, als daß sie eine schöne gotische Kirche und ein merkwürdiges Rathaus besitzt, dann als ein Ort von viel Lebendigkeit, worin sich's, wenn man will, nur desto heimlicher sein eigenes Wesen treiben läßt, hat sie fast gleichen Reiz mit Eßlingen für mich, ja einen größeren, insofern sie mir vollkommen neu ist und sich somit als reiner Boden einer ganz neuen Epoche empfiehlt. Ein völliges Eremitenleben will ich auch dort nicht führen und ein paar gute Häuser sind uns bereits genannt. In ökonomischem Betracht war kaum etwas Günstigeres zu finden. Die geringe Entfernung von Cleversulzbach ist wegen des Transports unserer kleinen Haushaltung ein beträchtlicher Vorteil, das schönste aber, daß wir von unseren alten Freunden in der unteren Kochergegend, denen wir den wohlbekannten Fluß zusenden, nur sieben Stunden und von den hiesigen auch nicht viel weiter wohnen." Am 25. März berichtet Mörike an Schmidlin: „In Hall ist längst Quartier für uns bestellt. Vorigen Monat machte Hartlaub eine Schlittenfahrt mit meiner Schwester dahin." Nach unserem Büchlein wurde diese Reise am 4. Februar unternommen und neben dem Eintrag „Reise nach Hall 5 fl. 22" steht bereits „Pfand für das Logis der Frau Hanselmann 2 fl. 42". „Sie fanden in der alten [oberen] Herrenstraße [-gasse], unweit der Kirche, ein derzeit völlig leeres Haus [Nr. 7] vom guten, ehrenfesten Schlag, mit laufendem Brunnen im unteren Oehrn, gemalten Plafonds usw. Die Gasse ist sehr eng, dagegen übersieht der 2. Stock, den wir bewohnen, die gegenüberliegenden Giebel und gleich dahinter eine freundliche Landschaft." Es wurde nunmehr der Aufbruch vorbereitet, das Büchlein notiert Briefe nach und von Hall und nach Neuenstadt, wo der Haushalt der Abholung wartete. Am 16. April zog der Dichter einen zierlich geschnörkelten Strich unter die Rechnung und summierte: Vom 1. Januar bis 16. April Ausgaben 66 fl. 37, Einnahmen 14 fl. 57. Unter den letzten Ausgaben stehen 4 fl. 17 und noch

einmal 1 fl. 16 dem Buchbinder in Niederstetten für M(aler) Nolten, die Magd in Wermutshausen erhielt beim Abschied noch 2 fl. 42 kr. Die Einnahmen setzen sich zusammen aus 2 fl. 12 für Seife von Constanze Hartlaub (H. s Frau), 5 fl. 45 von der Tante Neuffer für Clärchen und 7 fl. von der Tante Georgii für Clärchen.

Die allgemeine Ansicht ist, daß der Dichter in seinen Geldverhältnissen arg ungeordnet und zerfahren gewesen sei. Mörike selbst schreibt einmal, in Geldaffären — wenn es nicht just auf das Durchbringen des Vorhandenen ankomme — und in Kontrakten sei er „blitzdumm". Daß er sehr unpraktisch war, ist leicht nachzuweisen. Die Ordnung und Pünktlichkeit des Dichters in der häuslichen Rechnung ist aber musterhaft: die zwei ersten Monate des Haller Aufenthaltes hindurch hat Mörike das Haushaltungsbüchlein selbst geführt, und zwar mit größter, ja mit kleinlicher Pünktlichkeit; man darf bei solcher Ausdauer des sonst gar unbeständigen Mannes wirklich einen ernsten Schluß tun und wird die landläufige Ansicht von seiner Unordnung und Nachlässigkeit wenigstens mildern müssen. Ich kann mir nicht versagen, hier eine Probe aus dem Büchlein zu geben und bedaure nur, mich dabei nicht Mörikes zierlicher Hand bedienen zu können. Ich führe die auch inhaltlich interessanten Seiten vom 16. bis 26. April auf:

1844

Monat	Tag	Hall	Einnahme		Ausgabe	
		Reise				
April	16.	Zeche in Langenburg			1	12
		Lohnkutscher f. d. Fahrt nach Hall			9	
		— Trinkgeld				48
		Bettler				1
		Thürmer auf d. Kathar. Kirche				12
		Meßnerfrau an der Michaelskirche				12
		Tasse für Hartlaub			1	21
		Condit. Waare				12
	18.	Riechfläschchen f. Const.				18
		Manschetten				30
[d. 18t. Erste Milch]		Schuhwichse				3
		N. Topf				6
		Mandelseife				3
		Salz				3
		Zucker				22
		Weck				2
		Holz etc.			3	13
		Schnur				3
		Buchbinder Papier Arbeit etc.				24
		Weck				2

1844

Monat	Tag	Hall	Einnahme		Ausgabe	
		Brod				6½
		Weck				2
		Straßenkehren				2
		Tinte				1
		Zeche im Churfürsten 3 Tage f. 3 Pers.			7	22
		Hausknecht				21
		Sigellack				8
		Antiquar Haspel für Sagittarius Kronik			1	
	22.	Die Milchfrau bezahlt				9
		Weck				4
		Brot				6½
					27 fl.	29
		Brief v. Louis aus Stuttg.				5
		— beschwerter v. Werm.				6
		Brief v. Neuenstadt				4
	23.	Weck				2
		Wurst				3
		Thorgeld (bei Clärchens Ankunft dahier)				2
	24.	Kutscher (v. Hohbuch nach Hall) Trinkgeld				30
		Frachtfuhrmann Seitz v. Neustadt			22	
		Demselben Trinkgeld			1	20
		Brot u. Wurst, 1 Schopp. Wein				18
		Weck				4
		Brot				6½
		Schreiner zum Einzug				48
		Zucker				12
		2 Strohmatrazen			1	51
	26.	Milchfrau				12
		Weck				3
		Brot				6½
		Chocolade				4
		Wein				8
		Porto für 1 Brief nach Stuttg. u. 1 Paket nach Werm.				12
Durch Clärchen in Cleversulzbach eingezogen		Nachträgliches Auctionsgeld	63			
		dto. von Pfarrer Haueisen	29			
		v. Balth. Hermann		8		
		dto. f. Eier		10		
		f. Geschirr		3		
		f. Eisen		10		
		f. Wein	2	30		
[NB. In meinem Pulte vorgefundenes Geld kom̄t hier ō in Berechnung			27]			
Clärchen erhielt v. Mörikes: 14 f. u. 23 f.			37		28 f.	17
			131 f.	51		

Die Reise nach Hall ging also am 16. April vor sich, nicht am 18., wie bisher gegolten. Und offenbar ist auch die Überlieferung unrichtig, Mörike sei nur in Hartlaubs Begleitung, ohne Clara, in Hall eingetroffen: die dritte Person in dem Eintrag „Zeche im Churfürsten 3 Tage für 3 Personen" kann nur Clärchen gewesen sein, welche demnach am 19. April von Hall nach Neuenstadt gereist wäre, um dort den Haushalt zu holen, sowie nach Cleversulzbach, wo sie noch einige Guthaben einzuziehen hatte, und am Abend des 23. April, nicht des 24., zurückgekehrt ist. Diese Ansicht wird weiter bestätigt durch den Eintrag im Haushaltungsbuche vom 18. bis 23. April, in welchem die Auslagen Clärchens zu Neuenstadt und Cleversulzbach notiert sind; es heißt dort: „Fahrt mit dem Eilwagen nach Oehringen von Hall 1 fl. 45; über Nacht in Oehringen 45 kr.; Fahrt nach Neustadt von Oehringen 3 fl. 15 kr." Eine der ersten Unternehmungen Mörikes in Hall war, wie mein Büchlein zeigt, die Besteigung der beiden prächtigen Kirchtürme, so wie er früher (1841) in Mergentheim den Turm der Johanneskirche erklomm, ausdrücklich um das prächtige Geläut mit allen Glocken zu hören und das Schwanken des Turmes zu fühlen. Da hieß es denn:

Ein Glockentonmeer wallet
zu Füßen uns und hallet
weit über Stadt und Land.
So laut die Wellen schlagen,
wir fühlen mit Behagen
uns hoch zu Schiff getragen
und blicken schwindelnd von dem Rand.

Am 20. April bereits gibt Mörike der treu besorgten Schwester Nachricht über sein leibliches Ergehen. Er war nun ein paar Tage auf sich selbst angewiesen und er selbst illustriert im Haushaltungsbuche seine Hilflosigkeit mit einer reizenden Zeichnung: Auf dem Tisch eine brennende Kerze, daneben auf dem Teller ein „Weck", über die Flamme hält seine Hand ein Milchtöpfchen. „Leiblich kann ich gut bestehen," schreibt der Junggeselle, „obwohl mit einiger Unbequemlichkeit. Die Kost ist gut und reichlich, die Bedienung regelmäßig. Frau Hecker [die Hausfrau] hat sich selbst erboten, mir jeden Morgen den Kaffee zu schicken, der mir dann auch zum Nachmittag reicht. In einer Gucke [Tüte] habe ich ein Pfund Zucker, in einer Gucke ein Pfund Salz [vgl. die obige Aufstellung]; Tischtuch, Kaffeelöffel und dergl. sind nicht in meiner Einsiedelei, ein Schnapsglas dient als Rasierschüssel, ein Blumenscherben mit Erde am Boden als Spucknapf." Im gleichen Briefe berichtet er, das rote Prachtbuch nach manchen Umständlichkeiten, die noch von seiten des Buchbinders nötig waren, gestern endlich verpackt, versiegelt und überschrieben zu

haben; heute komme es auf die Post, erst am 3. Mai jedoch ist das Porto für ein Paket nach Berlin eingeschrieben. Das rote Prachtbuch hieß Mörikes Gedichte und ward überschrieben an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Der Dichter erwartete eine Hilfe vom König, umsonst aber. Bei solcher Unbequemlichkeit war Mörike froh, als Clärchen, die er am 24. April früh erwartet hatte, schon am Abend vorher, um halb acht Uhr, an seinem Hause läutete. Sie brachte ihm ein Geschenk der Neuenstadter Verwandten mit, ein Porträt Liszts — „es ist ganz das, was ich und meine Freunde ein musikalisches Gesicht zu nennen pflegen" — sowie eine „prächtige Weste", die er also verdankt: „Was soll ich dazu sagen? und wie hätt' ich dergleichen je verdient? Die Weste, wird man denken, sei viel zu elegant für mich, zum wenigsten hat man der Art etwas noch nicht an mir gesehen, allein ich will sie tragen auf jede Gefahr. Ich bin einer von denen, die an einer solchen Zierde, wenn sie sich einmal unversehens bei ihnen eingefunden hat, auch schon an und für sich ihre rechte Freude haben, und diese will ich, eingedenk der lieben Geberin, anlegen, so oft ich einen schönen und aparten Tag — ganz abgesehen vom allgemeinen Festkalender — feiern möchte." Zu dieser Weste wohl leistet sich Mörike am 28. April einen Filzhut um 5 Gulden, was — weil das nur einmal im Büchlein steht — Vermerk verdient. Am 24. morgens 6 Uhr kamen die Wägen nach; „um 8 Uhr war schon abgeladen, dann kamen die Schreiner und ging es an ein Schleppen, Kistenaufbrechen, Befehlen und Ordnen. Das Klärchen wollte beim Oeffnen des von ihr verpackten Glas- und Porzellanwerks nicht zugegen sein; doch ihre Furcht war völlig ungegründet: nicht das geringste überhaupt fand man beschädigt. Die kurzweilige Arbeit des Einräumens wird uns durch die mailiche Sonne erheitert, die von mittags um 12 Uhr an sich breit durch alle fünf Fenster hereingießt ... Bereits haben wir trotz einer fast schlaflos mit Erzählen und Plaudern zugebrachten Nacht vieles geleistet. Die Verteilung der Möbel ergab sich ganz von selbst so, wie wir es in Wermutshausen [der Brief ist an Hartlaubs gerichtet] eines Abends ausgedacht ... Das Hinterstübchen werde ich bewohnen, und schon ist Wilhelms Bette auch der Platz darin bestimmt, während Konstanze und Agnes [Hartlaubs Frau und Töchterchen] im Alkoven schlafen. Im nächsten Monat, wo das [Sol]bad eröffnet wird, bringt Ihr sie doch gewiß." Am 4. Mai kam noch ein „Fäßchen mit Steinen" (Petrefakten) und anderem aus Wermutshausen nach, dann war der Haushalt wieder vollständig. Unter Benutzung von Sagittarii historia (sie kostete 1 fl.) wird alsdann Stadt und Gegend auskundschaftet, und beide haben der natürlichen und künstlichen Reize wahrlich viel. Nun ist es zunächst das Salz, welches der Stadt

Namen und Bedeutung gegeben, und welches des Dichters Laune und Witz köstlich würzt; ich denke an den reizvollen Salzbrief, den er unter dem fingierten Datum vom 10. Januar 44 an die kleine Agnes Hartlaub schrieb und welcher lautet:

Seit 14 Tagen sind wir hier und dieses wäre also der erste Salzbrief, welchen du erhältst. Ich hoffe, daß er dich bei besserem Befinden treffe, als ich dich verließ. Gib mir doch bald Nachricht durch umgehenden Salzfrachtwagen!

Nachdem wir uns in unserem kleinen Quartier auf der Salzsteig eingerichtet hatten, ging ich mit Klärchen aus, die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten vorläufig zu betrachten. Es ist fürwahr ein höchst merkwürdiger Ort, und kann wohl einer hundert Meilen reisen, ehe er dergleichen antrifft! Zwar ist darin nicht, wie wir es uns vorgestellt, alles von Salz, doch sind's die vornehmsten Gebäude als: das Rathaus, der große Marktbrunnen mit der Bildsäul von Loth's Weib und besonders die prächtige Sankt Michaelskirche, gleichsam ein ganz kristallenes Naturwerk, weiß und glänzend, nur an der Wetterseiten etwas grau, welches ihr recht gut läßet ... Ich hörte gestern den Herrn Domprediger Salzmann in dieser schönen Kirche predigen.

Was die Privatgebäude anlangt, so sein sie wohl mehrenteils von Stein. Wenigstens hab ich, auf meinem Umgang durch die Hauptstraßen, etlich und 20 Häuser an verschiedenen Stellen mit der Zungen betast und probiert, aber auch nicht den mindesten Salzgehalt vermerken können. Hingegen sonst ist von dieser Gottesgabe ein unerschöpflicher Reichtum in dem Erdboden hier herum niedergelegt. Es werden — wenn du mir noch diese kleine statistische Anmerkung vergönnen willst — alljährlich ich weiß nicht wie viele Zentner Salzes ausgegraben!! Da lernt man sich recht beugen vor den Wundern der Schöpfung.

Jetzt lebe wohl, geliebte Freundin, und habe keine Sorge, daß ich etwa in der Gruben zu Wilhelmsglück [heute tot] in Lebensgefahr komme. Ich bin nunmehr fest entschlossen, nicht da hinab zu fahren. Es ging mir selbst ein Gräusel auf, als ich gestern an diesem unermeßlichen Salzkrater stunde.

Die Schönheit des hällischen Gebietes rühmt der Dichter oft und oft: Man finde hier und in der Gegend schöne Landschaften, und eine Menge mittelalterliches Bauwerk reize einen unwiderstehlich, den Bleistift in die Hand zu nehmen. „So ist nicht weit von unserer Wohnung ein grasiger Zwinger mit prächtigen, von keiner Seele beachteten Ruinen, die sich an einen gut erhaltenen Turm, Stadtmauer u. s. w. anschließen, überall die Wände dicht von Efeu umzogen.“ Das Stift Comburg — „man steigt in einem Bogen ganz gemach bergan und steht sehr bald vor dem gegen Morgen gelegenen Eingang. Wir nahmen unsern Heimweg an einer andern, gleichfalls sanft absteigenden Seite herab, wo stationsweis steinerne Heilige uns ihre affektierten Stellungen wiesen“ — Schloß Comburg also und auf dem gegenüber liegenden Hügel ein ehemaliges Frauenkloster, Klein-Comburg, jetzt ein Teil des K. Landesgefängnisses, die Limpurg — „die wenigen Überreste dieser Burg, so reizend und so kühn sie sich mit ihrer schweren Efeuumkleidung, von unten herauf angesehen, darstellen, sind auf dem Platze selbst und von innen unbedeutend; die Trümmer sind fast überall mit dichtem Rasen überzogen, daß

man auf lauter kleinen Hügeln umhergeht. Die Aussicht aber ist bewunderungswürdig," — diese neuerdings restaurierte Limpurg über dem gleichnamigen Dorfe, welches als Haller Vorstadt gelten kann, da es fast nur eine Fortsetzung der Herrenstraße ist, die Geyersburg auf einem höchst einladend mit Nadelholz bewachsenen Bergvorsprung — „sind lauter interessante Partien, 1/4—1 Stunde im hiesigen Umkreis gelegen".

Es scheint, daß Mörike aber doch ein ganzes Eremitenleben in Hall geführt hat, denn nirgends berichtet er von menschlichen Begegnungen, wohl aber preist er wiederholt, es lasse sich hier „so behaglich für uns" leben, wie sicherlich in keiner anderen Stadt des Landes. Er beschränkt sich auf den Verkehr mit der Natur und dem Altertum, wozu die romantische, mittelalterliche Umgebung wohl anregen kann. „Ich lebe viel im Altertum, durchstöbere manche alte Chronik — ohne alle literarische Absicht, da ich vorderhand dergleichen noch ganz lassen muß — und zeichne auch zuweilen wieder etwas." Oder „an einem warmen, windstillen Plätzchen auf einer Mauer bei blühenden Hecken las man in Sagittarii historia die Entstehung Comburgs, vom Grafen Burkhard ꝛc. Wir hatten Fleisch und Brot mit uns genommen, ein Mädchen bot uns im Vorübergehen ganz frische, lachende Monatsrettige an, nach denen gleich gegriffen wurde" — sie sind pünktlich mit 3 kr. gebucht. Das Salz dazu war billiger: „Doch es gebrach an Salz. Da fiel mir ein, daß man nicht allzuweit zur Soolenleitung jenseits des Kochers auf einem schmalen Fußpfad zwischen dem Berge und dem Flusse unterirdisch in Teicheln fortgeht, und daß an diesen letzteren, wo sie, am sogenannten Lindachwehr zu Tage kommend, auf Gebälk über das Wasser weggeleitet sind, jederzeit das schönste Salz, in einer feinen, schneeweißen Kruste eingeschlossen, gratis zu sammeln sei. Also spazierte man dorthin und ließ es sich auf diesen grauen Balken, beim Rauschen des Kochers außermaßen schmecken." Die Liebhaberei des Petrefaktensammelns betrieb der Dichter wieder eifrig und nahezu ernsthaft. Agnes, schreibt er an Hartlaub unterm 22. Mai, werde sich über seine um zwei Drittel vergrößerte Sammlung, wenn sie dieselbe nächstens sehe, verwundern. Klärchen habe ihm nämlich noch einen guten Rest seiner alten Sachen gerettet, unter denen er noch ein paar in seiner Ludwigsburger Schulzeit gesammelte Stücke mit Vergnügen wiederfand. Auch im September hat er „den Kopf noch immer zwischen Steinen stecken". „Es ist jetzt eine Reihe Zeichnungen in Tusche von den bei Steinbach und Rieden vorkommenden Tier- und Pflanzenresten, an 20 Figuren, gemacht, der Absicht, sie dem Dr. Kurr zu schicken, damit er sie, womöglich alle, mir bestimmen helfe." Wie poetisch der Dichter seine Studien betrieb, soll die folgende

Stelle aus einem an Hartlaub gerichteten Briefe vom 13. Sept. 44 erweisen.

„Vorgestern stand ich während eines Gewitters im Schutz der steinernen Wasserleitung bei der Schlucht am Kirchhof [zu Unterlimpurg] und schlug, so lang es regnete, ruhig die Steine zu, die ich noch neulich mit Klärchen bei Seite getan. Unter der hochgesprengten Wölbung däuchte mir der starke Donner noch einmal so schön. Nachher erschien die gelbe Sonne wieder und ich stieg die steinichte Kluft zwischen herbstlichem Gesträuch, mit meinem Abendbrot in der Tasche, langsam hinauf. Das sind meine köstlichsten Stunden." Und wie ein Fachmann beschreibt er weiter: „Gestern fand ich hinter der Kirchhofskapelle, wo viele Felstrümmer den Berg herabgestürzt liegen, eine mir unbekannte merkwürdige Versteinerung, deren einer dickerer Teil daumensstark, wie ein Geisfuß gestaltet, in einen schmalen Stiel ausläuft; eine feine, glatte, knochenähnliche Masse, ohne Zweifel aber ein Meergeschöpf; es steckt halb eingeschlossen in einem Block des härtesten Muschelkalks, von tausend und aber tausend Schaltierresten umgeben; man kann ihm nur mit dem Meißel beikommen ..."

Was das Haushaltungsbuch über die sonstige Lebensführung der Geschwister vermeldet, ist rührend einfach; Ausgaben und Einnahmen wetteifern miteinander in Bescheidenheit, zumal da der Landesherr die Bitte des Dichters um Erhöhung seines Ruhegehalts abschlägig beschieden. (Brief vom 10. Mai 1844.) Die Haupteinnahmen fallen unter den 29. April: Pension durch das Cameralamt pro 13. Aug. 43 — ult. März 44 an jährlichen 280 fl. = 177 fl., und den 17. Juni: Vom Cameralamt Pension für das Quartal ult. Junii 44 = 70 fl. Ein Posten mit 20 fl. kann seine Herkunft nicht erweisen. Tante N. (Neuffer) steuert wieder einmal 2 fl. bei, ebenso viel wird aus dem Verkauf eines Zubers gelöst. Unter den Ausgaben spielt der Almosenkreuzer eine schöne, ausgiebige Rolle. Die notwendigsten Lebensmittel und Haushaltungsgegenstände nur sind verzeichnet und ein Posten von 18 kr. für Spargeln (am 9. Mai) ist so außerordentlich, daß er mit lateinischem Namen Asparagi figuriert. Unter die Rubrik Außerordentliches fallen noch wenige Freundschaftsgeschenke nach Wermutshausen, z. B. am 4. Mai ein grünes Glas für Constanze 54 kr.; 19. Juli Goldarbeiter 2 fl. 45; 1 Imi und 1 Maas Wein 8 fl. 18; mehrere Ausgaben für Confect und Chocolade. Am 17. August ist gebucht: „Haspel f. E. Gedichte 1 fl. 48"; offenbar hat Clara ein Exemplar von Eduards Gedichten, das zum Antiquar Haspel gewandert war, damit losgekauft. Am 12. desselben Monats verzeichnet mein Büchlein an Reisegeld für Eduard 21 fl., mit denen er nach Nürtingen zog, um dort eine sympathetische Kur zu gebrauchen; am 7. September ist er heimgekehrt und er selbst macht den stolzen Eintrag: „Eduard bringt zurück von seinem Reisegeld 3 fl." Vom 9. bis 21. d. M. war dann Clärchen in Wermutshausen — sie erhielt 7 fl. Reisegeld — und Eduard wieder einmal allein zu Hause. Unter den Einträgen „vom 9t Sept. — 21. ejus in Clärchens Ab-

wesenheit verbraucht" fällt folgender auf: Schauspielerin f. e. Bouquet 15 kr. Da hat der Dichter also einer Schauspielerin gehuldigt, die vielleicht auf vierräderigem Hause von Städtchen zu Städtchen zog. Wir dürfen fest glauben, daß er das Bouquet nicht einer Schauspielerin, sondern der Kunst, seiner alten Liebe zum Theater geweiht hat. Ich erinnere an die bekannte Überlieferung, nach welcher Mörike 1827 in Mengen bei Ulm eine Schmierentruppe rettete, indem er für den durchgebrannten Darsteller des Marschall Kalb mit Erfolg einsprang. So wird z. B. auch beim Auszug aus Hall selbst der Theaterzettelträger noch mit 6 kr. bedacht.

So wohl es dem Dichter im Hällischen gefiel, sollte seines Bleibens doch nicht lange sein. Nämlich schon am 22. Mai klagte er Hartlaub, seine Gesundheit sei dermalen nicht so ganz, wie er es sich versprach. „Wir finden beide, daß wir die hiesige Luft schwer gewöhnen. Ihre gewiß auch durch den Fluß bedingte Einwirkung verriet sich mir gleich anfangs durch das Bedürfnis, häufiger zu essen, was bei dem Eigensinn meines Verdauungswesens [daran litt er ja Zeit Lebens] mich manchmal äußerst ungeduldig macht. Schon morgens fühle ich mich minder kräftig, eine gewisse Unsicherheit, als wenn man nicht fest auf den Füßen steht. Zu Cleversulzbach war dies nicht, in Wermutshausen, dessen Klima dem hiesigen verwandter sein mag, eher, doch seltener der Fall. Ich wollte ein paar Wochen zusehen und nicht voreilig lamentieren, nun ich mich aber überzeugt, daß es nichts weiter als die örtliche Veränderung ist, darf es Euch gleichfalls keine Sorge machen." Ein andermal gibt er auch der Nachwirkung des Frühlings die Schuld, gegen den seine Natur immer etwas revoltiere. Die Geschwister gebrauchten eine Badekur von etlichen 30 Solbädern, deren jedes mit 18 kr. gebucht ist. Am 6. Juni erstmals „bestiegen wir in Gottes Namen unsere Zuber. Zum Zeitvertreib im Bad ergänzte ich in Gedanken an Wilhelm das defekte Stück vom Neuenstädter Pfarrkranz", ein lustiges Spottgedicht auf die Mörike unbeliebten Kränze; es findet sich unter anderm bei Rud. Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter, S. 185. Täglich von 2 bis 4 Uhr unternahm der Dichter seine Gänge und war auch sonst für seine Gesundheit sehr besorgt, allzu sehr vielleicht: das Haushaltungsbuch berichtet von mancher Ausgabe für Pflaster und Tropfen, sogar für Creosot. Schlaflosigkeit, die Agrypnia, die „vierte und grausamste aller Furien", scheint ihm auch wieder häufig lästig gefallen zu sein, so daß er den ehrlichen Seufzer ausspricht: „Ach, wenn's nur Gottes Wille wäre, daß mein Herr Stubennachbar sich alle 14 Tage Arm oder Bein im Rausch verrenkte. So lange er den Barbier braucht, habe ich die ruhigsten Nächte." Die sympathetische Kur, der er sich, durch Justinus Kerner beeinflußt, in Nürtingen

unterzog, brachte nur kurz anhaltende Besserung. Am 25. September schreibt Mörike an Hartlaub: „Ich hätte mich auch wohl schon wieder aus meinem nebeligen Zustand losgewickelt, indessen ist mir eine neue Sorge aufgestiegen: ob wir doch wohl am Ende Hall quittieren müssen, dessen Klima mir neuerdings verdächtiger als jemals wird. Wir wollen noch eine Weile zusehen und für den schlimmsten Fall zuweilen auf die Landkarte blicken. Ich dachte schon wahrhaftig ganz im Ernst an unser altes Mergentheim." Er kannte und liebte diese Stadt durch die Badekuren, die er von Cleversulzbach aus an ihren Quellen gebraucht.

Und der Gedanke an Mergentheim, der dem Dichter lieb ist, nimmt rasch Gestalt an. Am 5. Oktober schon verzeichnet das Haushaltungsbuch 8 fl. 6 kr. für die Reise nach Wermutshausen und Mergentheim samt Heimfahrt, sowie „dem Hausvermieter Fuchs in Mergentheim Haftgeld 1 fl." Dann wird der Aufbruch vorbereitet, es werden die Rechnungen bezahlt: „Kaufmann Churs Rechnung 12 fl. 33, Buchbinder Mannhards Rechnung 2 fl. 1, Schneider Omeis 2 fl., Schneider Biermann 2 fl. 59, Schuster Bauers Wwe 4 fl. 22, Harmonie 1 fl. 30, Logisgeld der Frau Hanselmann 44 fl. 33, Trätenr (und Mezger) Krauß 25 fl. 44, Apothekerrechnung 1 fl. 46, Chirurg Hertel 24 kr.," ꝛc., sodann „Schreiner für's Packen 3 fl., Möbelbinden 18 kr.", am 29. October Fahrt nach Langenburg 3 fl. 18 — dort traf Mörike mit Hartlaub zusammen —, Zeche in Langenburg 2 fl., Fahrt nach Wermutshausen 1 fl., Trinkgeld 18 kr. Am 1. November schließen die Blätter Hall mit der Rechnung „Fahrt nach Mergentheim 1 fl. 15" — also von Wermutshausen aus — „unterwegs Weggeld 8 kr."

Der Einzug in Mergentheim, der ehemaligen Hochmeister-Residenz, erfolgte am 1. November; für „Männer beim Einzug" werden am 1. Nov. 48 kr., am 10. Nov. 24 aufgewendet. Die Geschwister wohnten zunächst in der „Handlung" des Herrn Fuchs, dem sie für diese „Fuchshöhle" mit den „trüben Kasernenfenstern" vierteljährlich 12 fl. 45 kr. bezahlten. Außerhalb dieser Höhle fühlte sich Mörike in dem sonnigen Mergentheim recht wohl, er liebte das altertümliche, seine Städtchen mit seinen prächtigen Parkanlagen und dem wohltätigen Bad. Auch war man von Wermutshausen nicht allzu weit entfernt; beliebte Ausflugsorte waren Markelsheim, Weikersheim, Laudenbach, Wachbach, Löffelstelzen, welch letzterer Ort im Haushaltungsbüchlein gelegentlich als Bilderrätsel notiert und sogar auch abgebildet ist. In Wachbach war Pfarrer Schönhuth Mörikes Freund, welcher des Dichters „Steinlust alle mögliche, teils literarische, teils naturelle Nahrung" zuführt. Als „recitator acerbus"

eines eigenen „Rudolfs von Habsburg, Götz, Hugdietrich" und anderer Werke ist er freilich gefürchtet, sonst aber ein „guter Kerl". Die Steinlust Mörikes zieht allmählich alles in ihren Bereich und als er mit Clara die Möglichkeit seiner Heirat bespricht, meint er, der Zeitungsanzeige beizufügen: „Wer mir zur Hochzeit schenken wollte, beliebe den Artikel aus der Lethäa geognostica zu wählen, denn das ist jetzt mein Kapitalwesen! Insonderheit würde bei gegenwärtiger Veranlassung ein versteinertes Kind, wie man sie neuerdings bei Stetten, Ober Amt Gerabronn, zuweilen findet, nicht unschicklich sein." Darauf Claras bündige Antwort: „Gräuliches Zeug!" Neben zahlreichen Ausgaben für Briefe an Lachner bucht meine Quelle mehrere Briefe an Ferdinand Jung in Heilbronn („mein alter Freund", gestorben als Kaufmann in Göppingen am 9. Februar 49) und an Bruder Louis, zu denen folgende Stelle aus dem Brief an Hartlaub „Die candido, das heißt am glücklichen Tage, Christfest [1844], abends 5 Uhr" in Beziehung steht: „daß aber für mich ein Brief, und zwar einer der entscheidendsten, die ich in meinem Leben je erwartete, in diesem gelben Kasten [der Postkutsche] stecken könne, das kam mir nicht von weitem in den Sinn, denn solche Schnelligkeit grenzt fast an Zauberei — und vollends ein Brief des erwünschten Inhalts! Zwar hoffte ich sehr, Jung tät mirs zu lieb, so fern er es im stande ist, doch eben daran war einigermaßen zu zweifeln. Der Ehrenmann soll auf's neue gepriesen sein und soll mirs niemals zu beklagen haben, so wenig als ein anderer [nämlich Hartlaub selbst], der sich im ähnlichen Fall mit mehr als Brudertreue für mich in die Lücke warf. — Verstehst du mich? ... Nunmehr muß ich nur sorgen, daß der ursprüngliche Schuldner, der diese ganze schwere Last mir auf den Hals geladen [Bruder Louis], nicht faul wird, sie mir wieder abzunehmen. Er darf nicht wissen, daß mir Jung diese 500 fl. im Notfall auf ein Jahr vorstreckt. Ich will daher fortmahnen und jede Woche erwarten, daß Louis sein Wort löse." Die zweitletzte Seite des Haushaltungsbuches enthält „Ferdinand Jungs Berechnung der Louis'schen Schuldsache" in Eduards pünktlicher Abschrift, danach lautet die Summe auf genau 540 fl. 43, bezw. nach Abzug von 9 fl. 43 für „Provision und Interesse bis zum 7. April" auf netto 531 fl. Das erste Blatt des Tagebuchkalenders für 1845, den er sich laut Eintrag im Haushaltungsbüchlein um 10 kr. erstanden hatte, zeigt sodann den groß und mit roter Tinte geschriebenen Eintrag: „Feierlich beschlossen: keine Bürgschaft mehr!" Aber sein gutes Herz setzte sich bei Gelegenheit über diesen feierlichen Entschluß wieder hinweg. Es ist dieser Eintrag ein psychologisches Moment und zeigt, wie der entschlußschwache Dichter sich selbst seines Entschlusses schriftlich versichern mußte.

Am 31. Dezember berichtete Eduard an Hartlaub, Klara habe heute eine Näherin für's neue blaue Kleid im Haus, welches so glücklich sein werde, bald die alte Klepperfelder (Cleversulzbacher) Heimat zu sehen. So war Mörike Mitte des Januar 1845 allein zu Hause und schrieb am 14. Januar einen Brief an die Wermutshauser Freunde, in welchem er sich so köstlich wie nirgends zeichnet und der darum hier stehen muß. Die Stelle lautet: „Ich denke, bis sie [Clara] morgen kommt, weder Hungers zu sterben noch zu erfrieren, wiewohl es heute schon nahe daran war. Bei meiner Nachhausekunft hatte ich versäumt, die Lene zu bestellen, vergaß mich anfangs über Albrecht Dürer, dann über Jungs Brief und merkte endlich, daß das Feuer abgegangen und auch der Magen das Seinige wollte. So machte ich mich also an das Werk, brannte die Küchenampel an, nahm Reisig u. s. w.; auch hatte es zweimal den schönsten Anschein zu einem ordentlichen Ofenfeuerchen, sah ich aber nach 10 Minuten nach, wars in der Hölle immer wieder Nacht; jetzt brachte ich einen Wagen voll Papier (die feinsten postpapierenen Briefchen darunter, denen ich längst so was gegönnt hätte), nun gings aber drauf los, daß der Kamin erbrauste. Wohl drei Viertelstunden hatte ich die Milch im Ofenkasten stehen gehabt und den von Zeit zu Zeit als Taschenthermometer hineingesteckten Finger immer mit 2, 3 Grad über Null herausgezogen, jetzt aber dachte sie merkbar ans Sieden; ich suchte eilends nach Kaffee und hatte die Wahl zwischen mehreren Säften, die, alle ungefähr von gleichem Aussehen, in der Nähe des Ofens umherstanden, doch auf der Zunge merklich differierten. Mit Vermeidung des einen (welches ein Eibischtrank zu sein mir däuchte), bracht ich aus einer Untertasse voll Kaffeesatz, mittels Seihers, ein ganz erträgliches Getränk zu wege. Der Farbe nach soff sich's wie Schokolade."

Außer mit Hartlaub unterhält Mörike brieflichen Verkehr mit Lachner, Mährlen und D. Fr. Strauß. An letzteren berichtet er unterm 22. Januar, es gehe ihm, seitdem er hier in Mergentheim sei, wieder ganz erträglich, doch muß er ab und zu mit Aderlässen nachhelfen; für eine solche sind am 25. Januar 18 kr. gebucht und in dem Briefe vom 29. an Hartlaub steht: „Mit meinem Befinden war es etwa 8 Tage lang auch gar nicht just. Auf eine Aderlässe, welcher ich mich am letzten Sonntag unterzog, scheint es sich nach und nach wieder zu machen. Es scheint aber doch, daß ich das Mittel zur gewohnten Zeit nicht versäumen darf." Mörike nennt diese Operation des Chirurgus Metzger — ominöser Name! — „Hebräisch auf den Rücken schreiben." „Clärchen entfernte sich, als das grausam aussehende Schnappen anging, kam aber bald mit einem Schiefertäfelein wieder, das sie mir heimlich auf das Kissen

legte (ich lag nämlich im Bette, gerade unter der Hängelampe), darauf geschrieben stand: Nimm es mir doch nicht übel, lieber Eduard, wenn ich nicht bleibe, ich bekomme ein ganzes Zittern in den Knieen und Leibweh vom Zusehen etc. etc. Ich mußte darüber dergestalt lachen, daß die Schröpfgläser aneinander klirrten und der Herr M. nicht wußte, was er denken soll." (Br. Eduards an Gretchen, Charfreitag 47.) Über eine Novelle der George Sand, welche Strauß dem Dichter geschickt hatte, äußert sich dieser in interessanter Weise: sie habe alle Vorzüge verständiger Gewandtheit, Witz und mehrere ausgezeichnete Situationen, auch liebliche Szenen einfachen Charakters; mitunter sehe man aber doch einen stark glänzenden Lack über unechten Farben. Die Fiamma hatte ihm einen zu prahlerischen Zuschnitt, und sogleich in der Art, wie der Held von vornherein als großer Geist prädiziert werde, verrate sich eine Schwäche dieser und ähnlicher Darstellungen, welche, zumal unter der Feder philosophierender Frauen, leicht etwas Bewußtes bekommen. Gelegentlich läßt sich der Dichter auch von der Lene, seiner Dienstmagd, aus der Bibel z. B. oder Tagesliteratur vorlesen, „was sie mit einiger Vernachlässigung der Distinktionszeichen ganz ordentlich tut. Als ich sie vor mehreren Tagen [Brief an Hartlaub um den 20. März 44] das erste Mal in diesen Karren spannte, kam ihre Gutmütigkeit in einen langen hartnäckigen Kampf mit einer falschen Scham, der mich, dem es nur um die Sache zu tun war, sehr ungeduldig machte und doch zugleich erbarmte, da sie die erste halbe Seite vor Herzklopfen fast nicht überwand." Weiter bilden historische, philosophische und theologische Werke die Lektüre dieser Zeit Mörikes; den Goethe-Schiller-Briefwechsel, der ihm in seiner Art ein Buch der Bücher ist, liest er „wieder mit unsäglicher Befriedigung".

Am 15. April verzeichnet das Haushaltungsbuch: Hauszins für Fuchs. Letztes Quartal Februar — 14. April 10 fl. 38; am 29.: 2 Männer beim Aus- und Einzug 48 + 48 kr. Da vertauschten die Geschwister die Fuchshöhle mit einer schönen, sonnigen Wohnung im ersten Stockwerke des Eckhauses von Burgstraße und Marktplatz; heute ist es durch eine Gedenktafel bezeichnet. Im zweiten Stock wohnte der pensionierte württembergische Oberstleutnant von Speeth mit Frau und Tochter, der Besitzer des Hauses; Mörikes zahlten an die im Parterre wohnende „Madame Katzenberger", Inhaberin einer Conditorei, als deren Aftermieter — erstmals am 4. Januar 46 — einen halbjährigen Mietzins von 27 fl. 30. Margarete von Speeth, die am 10. Juni 1818 geboren war, und Clara Mörike hatten sich schon früher einmal begegnet und fanden sich nunmehr rasch zu herzlicher Freundschaft zusammen. Das empfindsame Mädchen war für Claras Liebe um so empfänglicher, als ihre Jugend vielen Kummer

gesehen hatte und jetzt der Vater schwer krank darnieder lag. Auf den Dichter übte der stille Reiz der zarten Erscheinung und das Rührende ihres Leides eine tiefe Wirkung, er liebte Gretchen. „Ich bin, da Clärchen droben viel zur Hilfe ist, jetzt fast den ganzen Tag allein," schreibt er am 16. Juli an Hartlaub, dem am 7. Juli ein Söhnlein geboren war. Diesem will er gerne seinen Namen leihen, „wiewohl mir manchmal schien, daß er nicht zu den glücklichsten gehöre". Auch Eduard ist häufig um den Kranken, häufiger als es den Wermutshäusern lieb ist, welche die innige Freundschaft des Freundes mit einer anderen Familie eifersüchtig, und da sie vollends einer katholischen Familie galt, fast gehässig aufnahmen. Es hatte nämlich der protestantische Stadtpfarrer Wüst in Mergentheim für seine Pflicht gehalten, Hartlaub auf das drohende Verhältnis Mörikes mit der Katholikin hinzuweisen, so daß Eduard schon am 2. Mai 45 mit einem „Musterkärtchen" sich vor Hartlaub rechtfertigt: .. „Wegen jener Judenmatzen, daran wir uns nicht verschmatzen, wegen jener Wallfahrtswecken, die schon etwas besser schmecken, seid nur gänzlich ohne Sorgen, denn wir bleiben doch geborgen, lassen uns vom wahren Glauben auch gewiß kein Jota rauben." Am 10. August berichtet Eduard nach Wermutshausen: „Der gute, kranke Mann ist endlich aufgelöst. Heut Nacht um 1¼ Uhr starb er ohne eigentlichen Todeskampf mit ruhigem Bewußtsein. Klärchen war in der Nähe bei dem armen Gretchen, ich wachte an den lauten Jammerstimmen über mir bald nachher auf und ging, nachdem mich Klärchen vergewissert und einige Stille eingetreten war, auch hinauf, so schrecklich diese Szenen waren. Vorgestern, wo er schon sein Ende nahe glaubte und mit sichtbarer Zufriedenheit behauptete, sein Puls stehe still, las ich ihm noch ein Sterbegebet." Als Mörike am 5. September ein Zusammentreffen mit Hartlaub verabredete, fügte er die Stelle bei, welche das ganze unglückselige Verhältnis zwischen Wermutshausen und Mergentheim in seinem Keim und Wesen feststellt und damit zugleich selbst beurteilt. Da heißt es: „Klärchen wird nicht dabei sein können, was doppelt schade ist, sofern Ihr Euch sonst Aug in Auge überzeugen würdet, daß unsere Freundschaft ihrerseits nach Wesen und Gestalt und Farbe die alte Fülle hat und ganz im stetigen Bewußtsein ihrer selber blieb. Da Ihr jedoch durch mich, wie durch ein ungeschminktes Glas, auf Klärchen sehen und schließen könnt, so werden wir deshalb nicht weniger befriedigt und vergnügt beisammen sein. Ihr liegt das liebe Gretchen wie ein bis auf den Tod gejagtes und verletztes Reh im Arm; wer kann da zu der einen sagen: geh der gewohnten Freude nach bei deinen älteren Freunden! und zu der anderen: behilf dich so lange allein mit deinem Kummer? Ich einmal nicht und Ihr ebensowenig, wenn Ihr nur erst recht wüßtet, wie

dieses reine Wesen unser aller, d. h. auch Eurer Liebe und Teilnahme wert ist." Dem füge ich nur bei, daß Hartlaubs eben leider nie auch nur den Willen zeigten, Gretchen kennen zu lernen, so daß ihre Ablehnung des Mädchens von Anfang bis zu Ende durchaus keinen geprüften oder gar bewährten Grund hatte. Auf die „Wüstschen Insinuationen" und die weitere unglückliche Gestaltung des Verhältnisses, sowie auf die Stellung Mörikes zur Konfession Gretchens will ich hier nicht weiter eingehen, sondern verweise auf meine Monographie: „Eduard Mörike. Sein Leben und Werk" (Stuttgart, Max Kielmann). Die Persönlichkeit der Margarethe von Speeth verdient eine eingehende, besondere Würdigung, für die ich diese Zeit noch nicht als geeignet erachte; inzwischen gilt die von Eduard Eggert in der Monatschrift „Hochland" I. 1. 2. 3 gegebene Darstellung.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Zu Hoffmann von Hoffmannswaldau.

Zur Neujahrsmesse 1702 erschien bei Joh. Ludwig Gleditsch in Leipzig ein Buch: „Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau Deutsche Rede-Übungen ... Nebst beygefügten Lob-Schrifften vornehmer StandesPersonen entworffen von Christian Gryphio." Es besteht aus drei Teilen. Der erste Teil (S. 1—142) enthält sechsunddreißig kurze Reden (zehn Hochzeitreden, zehn Bewillkommungsreden, zehn Trauerreden und sechs vermischte), alle in Prosa, angeblich alle von Hoffmann von Hoffmannswaldau. Daran schließen sich im zweiten Teile (S. 143 bis 272) als Anhang fünf ebenfalls prosaische längere Lobreden von Christian Gryphius. Den dritten und umfänglichsten Teil des Buches aber bilden „Jo. Georgii Pritii Proben der Beredtsamkeit bestehend in allerhand gebundenen und ungebundenen Reden". Dieser dritte Teil hat ein besonderes Titelblatt, auf dem auch wieder die Verlagsbuchhandlung genannt ist, ist besonders paginiert (S. 1—762), gibt sich aber trotzdem nur als Anhang zu den beiden ersten Teilen, denn auf dem letzten Blatte des zweiten sind unten rechts die Worte Jo. Georg. als „Custos" für den Buchbinder gedruckt. Dieser dritte Teil besteht aber selbst wieder aus zwei Teilen: aus sechzig „ungebundenen" Reden, teils Begräbnisreden, teils „allerhand vermischten" Reden (S. 1—484) und „gebundenen" Reden (S. 485—762), nämlich gereimten Liebesbriefen, Hochzeitgedichten, Begräbnisgedichten, Ehrengedichten, Überschriften, Übersetzungen, Geistlichen Gedichten und „Thränen", darunter vielen auf Leipziger Personen.[1])

Kurz nach dem Erscheinen des Buches, im März 1702, sandten zwei Söhne Hoffmannswaldaus in Breslau an den Leipziger Rat folgendes Schreiben ein:

Hoch Edle, Veste, Groß Achtbare, Hochgelahrte, Hoch- und Wohl Weise,
Hochgeehrteste Herren.

Dieselbten geruhen Hochgeneigt zu vernehmen, welcher Gestalt Johann Ludwig Gleditsch, Bürger und Buchführer in Leipzig, bald zu anfange dieses izt lauffenden

[1] Ein vollständiges Exemplar des Buches in der Leipziger Stadtbibliothek. Po. Rec. 175 *.*.

1702ten Jahres sich nicht geschämet eine mänge von einer gantz andern person abgefasseter Teutscher Reden unter dem Nahmen Christian Hoffmans von Hoffmanswaldau Teutscher Rede Übungen in den Truck außgeben zu lassen, auch damit hin und her, wie zu vernehmen gewesen, und in Breßlau die Buchläden schon zimlich habe angefüllet. Wan dan nun hierunter wol niemand anders als weiland H. Christian von Hoffmanswaldau auf Arnolds Mühle, gewesener Breßlauischer Raths Praeses, sol verstanden werden, selbter aber sich weder diese noch andere derogleichen Übungen in ungebundener Rede wol niemals aus der Feder fliessen lassen, und also uns dessen hinterbliebenen Söhnen über deß unbefugten, dem geitze allein ansehen nach ganz ergebenen und höchst unbesonnenen Buchführers begönnen zum Höchsten zu beschweren grosser anlaß gegeben wird, auch den begangen Frevel aufs euserste zu anthen genungsame uhrsache vorhanden wäre: So wollen jedennoch zu schuldigen ehren gegen Einem Hoch Edlen Hoch- und Wohlweisen Rathe der Weitberühmten Stadt Leipzig wier wieder Ihren Bürger, den obermeldeten Johann Ludwig Gleditsch, vor diesesmal ferner nichts gebethen haben, als das durch Dero mild Richterliche Hülffe uns selbter von seinem unvernünftigen Truck alle annoch bey ihm vorhandene und unseres Hr. Vatern nahmen führende Bogen unweigerlich, sonder verzug und ohne unsere uncosten zum cassiren müsse einschiecken, ihm auch nebst diesem von Einem Hoch Edlen Rathe nachdrücklicher einhalt geschehe, wieder den in Gott ruhenden und uns von ihm also boßhafftigerweise begangener und vielleicht auch aufs künfftige zu begehen außgesonnener falschheiten von nun an sich nimmermehr zu unterfangen. Vor so gerechtester Hülffe wollen wir lebenslang verbunden sein und bleiben.

Euer Hoch Adelichen Herrligkeiten Dienstschuldigste

Hanß Christian von Hoffmanswaldau
des Raths in Breßlau
George Moritz von Hoffmanswaldau
Leutnambt in Breßlauischer
Garnison.

Der Leipziger Rat schickte am 27. März eine Abschrift dieser Beschwerde an Gleditsch. Da dieser aber gerade auf der Frankfurter Messe war, so konnte er erst einige Wochen später (29. April) darauf erwidern. Er schreibt: es könne doch den Beschwerdeführern „als hochverständigen Leuten" nicht unbekannt sein, daß ein Buchhändler „selten und schwerlich so einfältig handeln und sein Geld in ein Buch stecken werde, wo nicht durch andere rechtschaffene Gelehrte Leute ihm daßelbe recommandiret und zum Verlag die Anleitung gegeben werde". Er würde nie an diese Redeübungen gedacht oder etwas davon gewußt haben, wenn sie ihm nicht schon 1694 von dem verstorbenen „vortrefflichen Polyhistore" Herrn Friedrich Benedict Carpzov und von dem noch lebenden Theologen Herrn Dr. Pritius wären empfohlen worden. Pritius habe sie selbst gesammelt und „mit Beyfügung einiger Lob-Schrifften des Herrn Gryphii, auch seiner eigenen Proben der Beredsamkeit" ihm zum Verlag übergeben. Auch sei die erste Ausgabe schon 1695 erschienen. Darin sei zwar Hoffmanswaldaus Name auf dem Titelblatt nur mit den Anfangsbuchstaben C. H. v. H. angezeigt — Gleditsch hatte seinem Schreiben den Titelbogen der Ausgabe von 1695 beigefügt —, in dem Vorwort aber sei ausdrücklich erklärt, daß diese Redeübungen „Blüthen des unvergleichlichen Herrn C. H. v. Hoffmanswalde gewesen, welche hernachmals in so vortreffliche, der gelehrten Welt bekannte Früchte ausgeschlagen". Da nun die erste Ausgabe acht Jahre lang keinen Widerspruch erfahren habe, so habe er kein Bedenken getragen, bei der zweiten Ausgabe den Namen Hoffmanswaldaus „auf dem Titul vollkommen exprimiren zu lassen". Herr Dr. Pritius werde wohl „seiner recom-

mendation Grund und Ursache anzugeben wissen". Wenn die Sache „mit ihm ausgemacht" sein werde, sei ihm an Beibehaltung des Hoffmanswaldauischen Namens wenig gelegen.

Leider brechen die Akten hiermit ab. Weder hat der Rat den beiden Breslauer Herren geantwortet, noch haben sich diese über die Unhöflichkeit des Rates beklagt. Die Frage, wer im Rechte war, Gleditsch oder die Söhne Hoffmanswaldaus, ist also nicht entschieden worden. Vielleicht läßt sie sich aber durch eine Vergleichung der „Redeübungen" mit den Gedichten Hoffmanswaldaus entscheiden. Von den beiden, die dem Leipziger Verleger den Druck empfohlen hatten, wird mit Friedrich Benedikt Carpzov wohl Johann Benedikt Carpzov gemeint sein, der 1699 als Pastor an der Thomaskirche und Professor der Theologie in Leipzig gestorben war. „Nunmehro selig" nennt ihn Gleditsch 1702. Pritius aber war von 1690 bis 1698 Prediger an der Nikolaikirche in Leipzig gewesen, dann als Pastor nach Zerbst gegangen; später ging er als Pastor nach Frankfurt am Main, wo er 1732 gestorben ist.[1]) Woher gerade diese beiden genaue Kenntnis von der schriftstellerischen Tätigkeit Hoffmannswaldaus gehabt haben sollten, ist nicht recht einzusehen. Bei Goedeke sind weder die „Redeübungen" von Hoffmannswaldau noch die Gedichte von Pritius verzeichnet.

Leipzig. G. Wustmann.

Ein Brief von J. M. R. Lenz aus J. G. Hamanns Nachlaß.

P. T. Falck spricht in dem als Vorwort zu seiner Monographie: Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland (Winterthur 1878) dienenden offenen Briefe (S. IX) die Vermutung aus, daß auch in dem Nachlaß Hamanns sich Briefe von Lenz befinden müßten. Diese Vermutung war an sich insofern gerechtfertigt, als wir aus Briefen Hamanns an Hartknoch und Müller wissen, daß Hamann mit Lenz in einem allerdings nicht regen Briefwechsel gestanden hat. (Ich verweise wegen der Zusammenstellung der betreffenden Stellen auf den Abdruck derselben bei F. Waldmann, Lenz in Briefen. Zürich 1894, S. 95, 106.) Daß Lenz während seiner Studienzeit in Königsberg von 1768 bis 1771 zu Hamann in persönliche Beziehungen getreten ist, ist an sich nicht unwahrscheinlich, geht jedoch aus Hamanns Äußerungen über ihn nicht hervor. Denn als Herder ihn auf den Schriftsteller Lenz aufmerksam machte (Waldmann S. 20), antwortete Hamann hierauf nicht, auch nicht bei dem nochmaligen Hinweise Herders (Waldmann S. 24). Selbst in der eingehenden Stelle über Lenz im Brief an Hartknoch vom 19. Oktober 1779 erwähnt Hamann nichts von persönlicher Bekanntschaft (Weber, Neue Hamanniana. München 1905, S. 138). Jegor v. Sivers und Rudolf Köpke hatten sich an den Hamannforscher C. H. Gildemeister mit der Anfrage nach dem Vorhandensein von Briefen von Lenz im Hamannschen Nachlaß gewandt, aber verneinende Auskunft erhalten. Indessen besaß Gildemeister doch einen Brief von Lenz aus Hamanns Nachlaß, ohne ihn freilich als solchen erkannt zu haben. Gildemeister hatte von dem Professor Alfred Nicolovius in Bonn eine große Anzahl von Papieren aus Hamanns Nachlaß, welche Georg Ludwig Heinrich Nicolovius außer den weitaus wichtigeren an Friedrich Roth überlassenen gesammelt hatte, zum Geschenk erhalten. Unter den hierbei befindlichen Briefen war auch ein Brief, dessen Namensunterschrift Gildemeister offenbar nicht hat lesen können, denn er hat diesem Brief in seiner Sammlung die Aufschrift „ein zerstreuter Brief" gegeben, aus Gründen, die sich aus dem Briefe selbst ergeben. Dieser Brief, der zwei volle Quartseiten umfaßt, rührt nun von Lenz her und

---

[1]) Vgl. Albrechts Sächsische Kirchen- und Predigergeschichte (Leipzig, 1799) Band 1, S. 244.

trägt die allerdings nicht leicht zu lesende, zusammengezogene Unterschrift JMR Lenz. Aus der Zugehörigkeit zu Hamanns Nachlaß allein könnte man schließen, daß der Brief an Hamann gerichtet war, denn der Brief enthält nichts, das gerade auf die Person Hamanns als Adressaten hinweist. Hamann hätte den vom September 1787 datirten Brief während seines Aufenthaltes in Münster erhalten haben müssen, aber in keinem seiner gedruckten Briefe aus jener Zeit erwähnt er eines Briefes von Lenz. Nach dem Inhalt zu urteilen scheint der Brief aber an einen Buchhändler, Buchdrucker oder Verleger gerichtet gewesen zu sein, und es wäre nicht unmöglich, daß der Brief an Hartknoch gerichtet und von diesem an Hamann, der sich ja für Lenz sehr interessierte, mitgeteilt war. Da die Briefe Hartknochs an Hamann fehlen und der letzte bekannte Brief Hamanns an Hartknoch vom Sommer 1787 datiert, so hat sich hierüber zunächst nichts ermitteln lassen. Hartknoch schrieb nur an Karoline Herder unter dem 7. November 1788 über Lenz und sein trauriges Schicksal (Düntzer, Von und an Herder. Leipzig 1861, Band 2, S. 106, Waldmann hat diese Briefsammlung nicht benutzt). Der Brief ist von Lenz in der Zeit seines Wahnsinns fünf Jahre vor seinem Tode aus Moskau geschrieben, läßt in seiner Form wenig Spuren des zerrütteten Geistes erkennen und gibt Kunde von den mannigfachen Plänen, mit denen Lenz sich in jenen Jahren beschäftigte. So viel über Lenz geschrieben ist, so ist doch über sein Leben und seine Arbeiten in den letzten Jahren nur recht wenig, vielleicht zu wenig mitgeteilt worden, selbst Karl Weinhold gibt nur recht kurze Andeutungen über die letzte Tätigkeit von Lenz. Der jetzt vorliegende Brief hat folgenden Wortlaut:

In grosser Zerstreuung
d Septbr. 1787.

Wehrtester Freund!

Es haben mich einige Mitglieder der hiesigen freyen Typografischen Gesellschaft bevollmächtigt, mit Ihnen über Theilname an derselben Briefe zu wechseln. Wahr ist es, daß wir hier deutsche Druckereyen haben, allein die Lektüre ist noch nicht so sehr ausgebreitet daß z. B. ein neuer Buchladen zu errichten wäre. Wer weiß, was geschieht, wenn die Sache in die Wege zu richten wäre, daß Kaufleute die nach Derpt zum Jahrmarkt reisen, dem Herrn Reimmann nachahmten und ihre Zeit so nähmen, daß sie von Riga nach Moskau und von hier nach Derpt giengen. Vielleicht wäre möglich zu machen daß der Jahrmarkt im Troitzkischen Kloster (denn in Moskau ist keiner) der am 15ten August anfängt, entweder verlegt, oder mit einem neuen vermehrt wird, der etwa sich an den im nahgelegenen Dorf Pawlow vom 26sten Oktober anschliessen könnte, wovon in der neuherausgekommenen Beschreibung des Moskowschen Gouvernements, die hier zu $1^1/_2$ Rbl. verkauft wird, nachgelesen werden kann. Man ist hier eben bemüht, eine Lesegesellschaft einzurichten, der alsdenn ein Buchhändler der neue Sachen aus Deutschland mitbrächte, willkommen seyn würde. Soweit darf ich in dieser Sache schreiben, da Herr von Kutusoff, dessen Silhouette ich nebst der vom Fürsten Trubetzkoi und seiner Gemahlinn dem R. Allerley beilege, gegenwärtig nicht in Moskau ist, auch Herr Nowikoff sich auf dem Lande befindet. Nicht diese wirklich grosse und ädle Russen allein, sondern mehrere, unter denen sich Se. Excell. der Curator der hiesigen Universität selbst befindet, haben mich aufgemuntert, das Auserlesenste der neueren Russischen Litteratur unter dem Tittel Russisches Allerley auch den Ausländern mitzutheilen. Als der Graf Anhalt hier durchging, mußte demselben versprechen, einige Gesänge der Russiade oder Gedichts von Rußland [1]) in der Uebersetzung mitzutheilen, welches Gedicht ich dereinst besonders abzudrucken und als denn dem Grafen der als Original nicht so leicht weglieset, zuzueignen

[1]) „Die Rossiade" in 12 Gesängen (1779) von M. M. Cheraskov.

gedenke. — Sollten sich in Liefland und vielleicht in Kurland oder auch Preussen Subscribenten nicht Pränumeranten zu dem Allerley finden so würde mich es freuen, wenn Sie für Verlagskosten schadlosgehalten würden; sonst wird auch Rüdiger, der erst ganz kürzlich Bloßschejewefs Beschreibung des Russischen Reichs von mir in der Uebersetzung drucken lassen den Verlag gern übernehmen. Nach bester Empfehlung an die Frau Gemalinn Dero

aufrichtigergebenster
JMR Lenz.

Schippenbeil, Ostpr. Arthur Warda.

Ein traditioneller Fehler in Schillers „Größe der Welt".

Die dritte Strophe dieses Gedichts lautet nach der ältesten Überlieferung, die ich nur durch Einsetzung eines notwendigen Punktes am Ende des zweiten Verses bessere (Anthologie S. 129; Goedeke 1, 275):

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts.
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber
Weltsysteme, Fluten im Bach
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Alle späteren Ausgaben (Körner 1, 28; Boxberger 1, 263; Bellermann 1, 37; Weissenfels S. 31; Nollen S. 22; Säkularausgabe 1, 247; Hempel 1, 18) bringen eine zunächst bedeutungslos erscheinende, kleine Variante: sie setzen ein Komma am Schluß der vierten Zeile und können sich dafür auf den Dichter selbst berufen, der, als er das Gedicht in seine bei Crusius erschienene Sammlung (2, 169) aufnahm, dieses Komma eingefügt hat, offenbar um die schwierige Konstruktion zu verdeutlichen. Das Verbum in der Schlußzeile, so hat er wohl diese seine Interpunktion verstanden wissen wollen, hätte demnach drei einander koordinierte, asyndetisch aneinandergereihte Subjekte vor sich: „Himmel", „Weltsysteme", „Fluten im Bach", von denen das dritte die beiden andern gleichnisweise erläutern soll. Ebenso haben alle Herausgeber und Kommentatoren die Stelle aufgefaßt. Düntzer sagt (Schillers lyrische Gedichte³ 2, 88): „Die Reiche des Himmels, die an ihm vorüberzueilen scheinen .... neue Weltsysteme .... die sich eins nach dem andern wie die Fluten im Bach erheben"; ähnlich Viehoff (Schillers Gedichte⁷ 1, 155): „.... sieht er nunmehr ganze Himmel, zahllose Weltensysteme wie Fluten im Bach vorüberfliegen". Auch die Übersetzer geben samt und sonders diese Auffassung wieder, die bei der seit 1803 üblichen Interpunktion auch die einzig mögliche ist.

Der ursprüngliche Sinn der Stelle ist jedoch ein etwas andrer und das eingesetzte Komma ist keineswegs bedeutungslos, hat vielmehr diesen ursprünglichen Sinn völlig verdunkelt und die Konstruktion zerstört. Ein Blick auf das Metrum lehrt uns, daß die Stelle anders aufzufassen ist. Düntzer und Viehoff messen die vierte Zeile falsch, wenn sie ihr das Schema ⏑ – × ⏑ × × ⏑ × geben. Die erste, zweite und vierte Strophe (die fünfte Strophe hat an der betreffenden Stelle einen emphatisch verlängerten Vers „Adlergedank dein Gefieder", ⏑ × × ⏑ × × ⏑ ×) verlangen deutlich anapästischen Eingang: × × ⏑ × × ⏑ ×, „ihrer Wogen ich lande", „nach den lockenden Zielen", „seiner Welt meine Pfade". Dieses durchgehende Schema auf unsre Stelle angewandt ergibt, mit moderner Rechtschreibung

× × ⏑ × × ⏑ ×

geschrieben, „himmelan mir vorüber", d. h. „Himmel" ist kein mit „Weltsysteme" koordiniert stehendes pluralisches Substantiv, sondern mit dem folgenden „an"

(Schiller sprach ja auch als Schwabe „an"; vgl. Pfleiderer Beiträge 28, 305) zum Adverbium zu verbinden und „vorüber" hat nicht das heute übliche „an", sondern den bloßen Dativ bei sich. So hat Schiller die Stelle verstanden, als er sie dichtete, und ein Komma hinter „vorüber" hat hier naturgemäß keine Stelle, da es die Gruppe der adverbialen Bestimmungen von Subjekt und Prädikat sinnlos abtrennen würde. Als er 1803 das Gedicht in der Anthologie wieder vornahm, ließ er sich durch die falsche oder irreführende Worttrennung zu einem Mißverständnis der Zeile verleiten, sah in dem großen H infolge davon das Substantivcharakteristikum, nicht das des Versanfangs, und schuf durch ein eingefügtes Komma die seitdem landläufige Auffassung. Daß Konstruktion und Gedanke in der ursprünglichen Fassung einfacher, klarer und darum besser sind, liegt auf der Hand und wir haben aus dieser Erkenntnis der Sachlage die Konsequenz zu ziehen, daß hier Schillers Text in der angedeuteten Weise zu korrigieren und „himmelan" in unsre Ausgaben der Gedichte einzusetzen ist.

Einer weiteren Rechtfertigung wird diese Auffassung der Stelle nicht bedürfen: nur auf zweierlei möchte ich die etwaigen Zweifler noch hinweisen. Der hier angenommene Fall einer uns ungewöhnlichen Trennung eines Kompositums begegnet in der Anthologie noch öfter und ist für die Rechtschreibung der damaligen Zeit gar nichts seltenes, nur daß die Sache selten so ungünstig liegt wie hier, daß ein Mißverständnis die fast notwendige Folge der unterlassenen Zusammenschreibung oder willkürlichen Trennung der Kompositionselemente ist.[1]) Ein ganz analoger Fall ist das „Berg auf" (Anthologie S. 98; Goedeke 1, 257 hat hier inkorrekt „Bergauf"). Daß endlich „vorüber" mit dem bloßen Dativ ohne „an" bei vielen Dichtern des 18. Jahrhunderts ganz geläufig ist, bedarf keiner Auseinandersetzung: einen weiteren Beleg in einem sicher Schillerschen Gedicht („Kastraten und Männer") bietet die Anthologie S. 115 (Goedeke 1, 267) Die Arbeiten über Schillers Sprache gedenken dieses Gebrauchs nicht.

Jena. Albert Leitzmann.

Karl Follen.

Ein Irrtum, der sich trotz der Berichtigung C. W. Ernsts (Zusätze und Berichtigungen zur Allgemeinen deutschen Biographie 36, S. 789), nach wie vor durch die bekanntesten deutschen Nachschlagewerke schleppt, ist die Angabe, der deutsch-amerikanische Gelehrte, Dr. Karl Follen, der sich um die Einführung des Studiums des Deutschen in Amerika so verdient gemacht hat, sei erst 1829 nach Amerika gegangen. Diese Angabe findet sich sogar noch im jüngst erschienenen VIII. Bande von Goedekes Grundriß (S. 139). Trotzdem dort auf die oberwähnte Berichtigung Ernsts hingewiesen ist. Richtig sind die Angaben in den amerikanischen Quellen.

Follen ist schon 1824 nach seiner Ausweisung aus der Schweiz nach Amerika ausgewandert und am Weihnachtstage desselben Jahres mit seinem Gefährten Dr. Karl Beck in New-York gelandet. Durch Lafayette, mit dem er schon früher in Berührung gekommen war, wurde er den Harvarder Professoren George Ticknor und Edward Everett warm empfohlen, die schon 1815—1817 in Göttingen studiert hatten und bestrebt waren, den wissenschaftlichen Unterricht im Deutschen an der angesehensten Hochschule Amerikas einzuführen. Durch ihren Einfluß wurde Follen

[1]) Umgekehrt hat Körner ein ihm nicht geläufiges Kompositum getrennt, wenn er in der Leichenphantasie (1, 5; Goedeke 1, 107) den echten Text „himmelum flog er" in „Himmel umflog er" änderte, worin ihm die späteren Herausgeber nicht gefolgt sind.

schon im Herbst 1825 als Harvards erster Lehrer des Deutschen nach Cambridge berufen und im Jahre 1831 erfolgte seine Ernennung daselbst zum Professor der deutschen Sprache und Literatur. — Im übrigen sind die Angaben in den Quellen korrekt.

Madison U. S. A. S. H. Goodnight.

Ein Beitrag zur Ahasver-Literatur.

Aus dem literarischen Nachlaß des produktiven Lyrikers Julius Sturm bin ich in der Lage, das folgende Gedicht mitzuteilen, das namentlich Freunde der Ahasver-Literatur interessieren dürfte:

Ahasver.

Erfüllt ist Gottes dreuend Wort
Und Juda irrt durch Land und Meer
Und sucht nach einem Friedensport,
Ein ruheloser Ahasver.

Doch nimmer winkt ihm süße Rast
In Gottes gnadenreicher Hut,
Bevor er nicht das Kreuz umfaßt
Und in dem Frieden Christi ruht.

Altona. Hermann Krüger-Westend.

Zu Novalis.

Das mir vorliegende, einem Leipziger Autographensammler gehörige Manuskript des Sonetts „An —" („In stiller Treue sieht man gern ihn walten"), abgedruckt bei Minor, Novalis Schriften 1, 237, ist auf die vordere Seite eines im übrigen leeren Foliobogens geschrieben und bietet wohl die erste Niederschrift mit folgenden Korrekturen und Varianten: Vers 2 mag über will, Vers 3 Rechte zu ergreifen, Vers 5 Reichfarbig über In bunter Fülle, Vers 7 reifen, Vers 9 verkünden über dis sagen, Vers 10 zeiget über zeigte, Vers 12 erste Form unleserlich, Vers 13 Daß doch] Und daß.

Außerdem enthält das Blatt noch ein Verzeichniß „Werke von Jacob Böhm. Amsterdammer Edit." von Novalis' Hand. Es ist signiert Ch. VII°. 4. 91.

Leipzig. G. Witkowski.

Rezensionen und Referate.

Benedetto Croce, Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik. — Theorie und Geschichte. Nach der zweiten durchgesehenen Auflage aus dem Italienischen übersetzt von Karl Federn. E. A. Seemann. 7 M.

Dies bedeutende Werk leidet unter der Hast, mit der es entworfen und durchgeführt ist. Dem Verfasser hat es leider gefallen, einen vielleicht genialen Gedanken unter einem Wust eitler Konsequenzmacherei und oberflächlicher Polemik zu begraben. So harte Worte dürfen gerade bei diesem Buche nicht gescheut werden, nicht nur wegen des betrübenden Mißverhältnisses von Anlage und Ausführung, nicht nur wegen des unerfreulichen Hochmuts, mit dem jede frühere Ansicht abgetan wird, sondern besonders auch wegen des doch wohl etwas zu lebhaften Enthusiasmus, mit dem es jenseits und diesseits der Alpen aufgenommen worden ist.

Den Grundgedanken drückt die erste Hälfte des Titels — die mit Recht allein auf den Umschlag gesetzt worden ist — mit vollkommener Deutlichkeit aus. „Jede wahre Anschauung oder Vorstellung ist zugleich Ausdruck" (S. 7). Die Möglichkeit eines adäquaten Ausdrucks also unterscheidet die „wahre" Anschauung von dem unklaren Chaos der Empfindungen; und mit ihr ist ohne weiteres das Kunstwerk gegeben. „Der ästhetische Vorgang ist lediglich Form" (S. 16), Formgebung der Außenwelt gegenüber, durch alle Sinne, nicht etwa bloß die „höheren", vermittelt (S. 19); und er ist genügende Form oder ausreichende Formgebung: eine Stufe weiter — und bereits haben wir statt des künstlerischen Ausdrucks den rein begrifflichen (S. 26, vgl. 31). Die Kunst also ist weiter nichts als „Ausdruck von Eindrücken" (S. 13) und Kunst und Wissenschaft unterscheiden sich dadurch, daß dieser „zweiten Stufe" die Form fehlen kann, schlechterdings nicht der ersten, der Kunst (S. 29), die von der Form abgesehen überhaupt keinen Anhalt hat (S. 25).

Diese neue Theorie der Ästhetik halte ich für höchst wichtig. Es läßt sich gegen ihre spekulative Begründung bei Croce vieles einwenden; vor allem aber stehen eine Reihe schwer anfechtbarer Tatsachen einstweilen noch zu ihr in schwer zu überbrückendem Gegensatz. Vor allem solche der Künstlerpsychologie, die für Croce freilich so gut wie gar nicht existiert. Durch viele Zeugnisse ist uns verbürgt, wie die künstlerische „Vision" sich erst allmählich aus verworrenen Eindrücken zu voller Klarheit durcharbeitet. Nun kann Croce natürlich erwidern: „wahre Anschauung" wird sie eben erst im letzten Moment; damit wird aber die Tatsache nicht weggeschafft, daß für die künstlerische Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit von der ersten Konzeption an bei dem Künstler ein entschiedenes und entscheidendes Vorgefühl besteht: bereits die unklare Anschauung also muß irgend einen spezifischen Keim des Künstlerischen in sich tragen! — Ferner muß Croce (S. 106) die Technik als bloße Mechanik der „Veräußerlichung" auffassen und mit ebenso gewohnter als unberechtigter Schärfe (S. 107) die Anwendung des Terminus: „ein Schriftsteller hat eine neue Technik des Romans erfunden" für „völlig gedankenlos" erklären, weil das eben nichts anderes sei als die Technik dieses neuen Romans, das heißt der von diesem Eindruck geforderte Ausdruck. Nun ist doch aber die Tatsache da, daß ein Künstler wie W. Scott oder H. Heine seine „neue Technik" eben nicht nur an Einem Roman, Gedicht usw. anwendet, sondern generell. Nun gut, kann man antworten: sie entspricht seiner Art, Eindrücke zu empfangen. Aber zunächst gibt Croce irgend eine individuelle Differenzierung der Eindrücke überhaupt nicht zu (wir kommen darauf noch zu sprechen), und zweitens heißt es doch das Wesen der Technik gröblich verkennen, wenn man sie als einen ganz instinktiven Reflex des Eindrucks auffaßt: die ungeheuere Bedeutung des Willens und der Überlegung, der Rücksicht und der — Mode beim Kunstwerk wird eben einfach ignoriert. Im Grunde sind wir wieder bei der romantischen Kunstlehre und das rechte Kunstwerk gebiert sich selbst!

Die Einwände lassen sich in noch schärferer Weise fast gegen jeden Satz von Croces Neubegründung der Ästhetik vorbringen, und manche dürften auch bei einer tieferen Durcharbeitung, als er selbst dem Stoff bisher gegönnt hat, unwiderleglich bleiben. Ich kann aber nicht finden, daß das ein Unglück ist. Seine schwachen Seiten hat ein jedes System, und kann sich deshalb doch glänzend bewähren. Ein berühmter Physiker sagte mir einmal — allerdings lachend: das Telephon sei nach den physikalischen Grundsätzen durchaus unmöglich. Indes: es fungiert. Ein wissenschaftliches System ist nur eine ausgeführte Hypothese; ein wissenschaftliches System ist nur ein Experiment im großen Stil. Und ich meine, daß Croces Ästhetik dies Experiment — bis in alle Konsequenzen hinein, bis zum experimentum crucis — vollauf verdient.

Das eben erwartete ich nun weiter vorgenommen zu sehen. Die Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks! Es wäre also zuvörderst zu untersuchen 1. der Eindruck. Die allgemeine Angabe, jeder Sinn könne ihn vermitteln, kann natürlich nicht genügen. Vielmehr ist zu fragen, a) um welche eindruckgebenden Objekte handelt es sich? Was ergibt die Erfahrung? Von welcher Art, Stärke, Dauer muß irgend ein äußerer oder innerer Vorgang sein, um die Möglichkeit künstlerischer Verarbeitung, bestehe diese selbst nur im Durchdringen bis zu voller Deutlichkeit, zu gestalten? Und wenn wirklich jeder Vorgang genügen sollte — welche Relation besteht tatsächlich zwischen seiner Art und seinem „Ausdruck"? Woran liegt es z. B., daß bestimmte Eindrücke in lyrischer, andere in epischer Form ausgelöst werden, einige sich erfahrungsgemäß zu plastischer, andere zu malerischer Gestalt eignen?

Gerade hier, wo die interessanteste Arbeit zu tun wäre, versagt Croce leider vollständig und hilft sich auf die einfachste Weise von der Welt, indem er die „Gattungen" (S. 35) mit Hohn abfertigt. Meint er einfach, daß alle ineinander übergehen, so ist das die Binsenweisheit des Haufenschlusses: man kann freilich nicht erklären, daß bei diesem oder jenem „Korn" das Epos oder das Stilleben anfängt, aber die Tatsache, daß die „Dramen" oder die „Epen" eine ganze Reihe psychologischer Voraussetzungen und Wirkungen gemein haben, die etwa dem „Lehrgedicht" fehlt, ist jeden Augenblick zu erweisen und damit ist die Berechtigung der Theorie von den Gattungen experimentell festgestellt. Ob es gute Definitionen gibt oder nicht — ein Haupttrumpf des Verfassers, mit dem er z. B. auch (S. 67 f.) das höchst brauchbare Hilfsmittel der „Figuren" zu vernichten sucht; als ob das Fieber nicht auch existierte und heilbar wäre, wo kein Arzt lateinische Termini kennt! — ist Nebensache. Als Romane überschätzt Croce die programmatische Formel (was er doch S. 302 den Deutschen und dort nicht mit Unrecht vorwirft!) und unterschätzt er die empirische, experimentelle Bewährung.

Doch wir kehren zu dem Schema zurück, das Croce — uns schuldig bleibt. Wir würden fragen, b) um welche eindruckempfangende Subjekte handelt es sich? Wieder werden wir (S. 13) mit ein paar Spekulationen allgemeinster Art abgespeist. Und zugegeben selbst, das künstlerische Genie sei von dem gewöhnlichen „Nichtgenie" (S. 15) nur quantitativ unterschieden — was wir im Ernst allerdings keineswegs einräumen! — so wäre eben zu erörtern, bei welcher Intensität der Wahrnehmung das künstlerische Genie beginnt. Vor allem aber wäre hier der Platz, über die längst gut bekannte Differenzierung der Eindrücke zu handeln. Jeder apperzipiert zu seinem Vorrat; so wird denn derselbe Glockenton etwa bei dem einen Sterbegedanken auslösen, bei dem andern andächtige Vorstellungen, und bei Goethe Ärger über das verfluchte Gebimmelbammel

Hier nun aber treffen wir die allerschwächste Seite in Croces Kunstpsychologie. Für ihn ist der „Eindruck" etwas Absolutes, sozusagen auf einen bestimmten Inhalt geeicht. Es gibt also keine individuellen Eindrücke, sondern lediglich deutliche oder undeutliche. Die unangenehme Tatsache, daß nachweisbar doch ein und dasselbe Objekt ganz verschieden „wirkt", muß er denn auch mit einer geradezu komisch wirkenden Erklärung (S. 118) beseitigen: „Die Ölgemälde werden schwarz, die Farben der Fresken verbleichen, die Statuen verlieren Nasen, Hände und Beine . . ." Unleugbar, das kommt vor; aber doch wohl auch, daß ein ganz frisches Kunstwerk die allerverschiedensten Eindrücke hervorruft (man braucht ja nur den Namen R. Wagners zu nennen!), oder daß ein jenseits der Veränderlichkeit in die starre Reihe der Museen Eingegangenes etwa die Geschichte der Urteile durchlebt, die Laban für den Antinous im Vatikan geistreich aufgezeichnet hat!

Aber wenn die Ästhetik vielleicht bei der Beurteilung des Eindrucks noch vieles an den Psychologen abschieben kann (wie es auch Croce S. 84 f. mit den Kategorien des Komischen, Erhabenen usw. tut), wenn er als „einzige ästhetische Betrachtung" (S. 57) die Frage übrig läßt: „Entspricht dies der Wahrheit, das heißt: ist das schön?" — so droht freilich ein ästhetischer Nihilismus nach der Assassinenlosung: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt." Denn wer nicht Herz und Nieren zu prüfen vermag, ist auch über die Eindrücke zu urteilen nicht imstande; ob also der Ausdruck der Wahrheit entspricht, bleibt der Ehrensache Diskretion überlassen. Aber selbst wenn sich die Ästhetik auf diese Weise so herrisch selbst aufhebt, wie nach Mauthner die Linguistik, bleibt ihr eine gewisse Existenzmöglichkeit, wenn sie wenigstens 2. den Ausdruck genau beschreibt. Man wird aber dann eben trotz allem Hohn auf die Klassifikation der Künste (S. 109 f.) um ein Prinzip der Individuation nicht herumkommen und die Art, wie der Eindruck sich „veräußerlicht", eingehend zu studieren haben.

Doch auch hier drängt es den Verfasser nur schleunigst fort. Es gibt keine Gattungen und also haben sie keine Gesetze (S. 36) — was nebenbei für den eifrigen Patrioten die freudige Folge hat, daß man nicht länger sagen kann, es existiere keine italienische Tragödie (S. 37); es ist eben der vollkommene Sieg des „Einzelnen" erfochten: eine Ästhetik, wie Max Stirner sie hätte schreiben sollen. Nur — so folgerecht ist Croce doch wieder nicht; trotzdem es weder Kategorien noch Gattungen gibt — ein System muß es doch geben, und zwar gleich ein „System des Geistes" (S. 59) überhaupt mit Triaden wie Genialität, Religiosität und Metaphysik; mit einer souveränen Abfertigung der ästhetischen Assoziationslehre (S. 99), mit der Prophezeiung einer neuen Logik (S. 45), einstweilen aber mit logischen Schlüssen wie dem, daß es eine Wissenschaft der Sprache nicht geben könnte, wenn die Sprache aus verschiedenartigen Vorgängen

entstanden wäre (S. 137) — etwa als ob es keine Geschichte Preußens geben könnte, weil Brandenburg und Hannover selbständige Staaten gewesen sind! Es bleibt überall der Wortstolz, der eines der schwierigsten Probleme, das der Geschichtsphilosophie, mit der Bemerkung (S. 39) erledigt: das sei contradictio in adiecto; womit dann Herder, Hegel und — trotz allen Rettungsversuchen Croces (S. 223) — sein Gott Vico selbst in der ganzen Torheit von Narren, die einem „unsinnigen Problem" nachjagen, gekennzeichnet sind.

Dies System gipfelt dann (S. 135) in der Gleichsetzung von Ästhetik und — Linguistik. Beide suchen Ausdrücke für Eindrücke, also — Nur übersieht Croce vollkommen, daß Humboldts Lehre von der Sprache als unaufhörlicher Sprachschöpfung (S. 315) doch nicht für die einzelnen Zeichen gilt, sondern eben nur für den Kosmos der Sprache. Er unterscheidet die Entstehung der „Worte" nicht von ihrem Gebrauch (vgl. z. B. S. 247) und kann deshalb die Unterscheidung der „künstlichen" und „natürlichen Zeichen" leicht abtun, weil er verkennt, wie das „natürliche Zeichen" konventionell wird. Es war ein „Kunstwerk", wenn die Indogermanen für den Wolf den deutlich kennzeichnenden Ausdruck „Zerreißer" fanden; aber welcher „deutlichen Anschauung" entspricht ein Wort wie „Tugend"?

Ich vermag also die neue Ästhetik doch nicht so hoch über alle früheren Versuche zu stellen, wie (S. 135) der Verfasser. Doch sucht er in einer durchaus nicht unbedeutenden Geschichte der Ästhetik (S. 145) von neuem diesen Hauptsatz zu erweisen.

Sein eigentlicher Meister ist Vico (S. 212 f.), bei dem der sonst so scharfe Kritiker nur ungern (S. 219) Fehler bemerkt; und wer sähe an diesem wahrhaft großen Mann nicht lieber ein wenig zu viel gerühmt als zu wenig? Auch sonst dankt er am liebsten Italienern, die man bei uns noch nicht so wichtig nahm: de Sanctis (S. 346 f.), Tari (S. 370 f.), ohne daß seine Ausführungen das vollkommen rechtfertigen. Mit entschiedener Abneigung behandelt er die Deutschen. Hegel und Schelling sind ihm (S. 251) in ihrer Unbrauchbarkeit identisch, und der „umfangreichste aller Ästhetiker" (S. 325) Vischer, wird besonders wegen der Lehre von der Naturschönheit (S. 326 f.) verhöhnt. Denn auch dies für seinen Standpunkt scheinbar unlösbare Problem beseitigt Croce (S. 92 f.) mit spielender Eleganz: da das „Schöne" einfach das „Wahre" ist, so kann das Originalschöne nur — Reproduktion sein. Also Maupassant und Oskar Wilde haben Recht: die Natur ahmt eigentlich nur nach. Daß der historische Verlauf aller Kunstentwicklung eine Ahnung des Schönen vor aller „deutlichen Darstellung" zeigt, kann gegen diese Spekulation nicht aufkommen.

Als deutsche Vorgänger sieht Croce — mit sehr geringen Raten zwar — Leibniz (S. 201), Herder (S. 241), Schopenhauer

(S. 296), W. v. Humboldt (S. 315), Steinthal (S. 319) und mit besonderem Nachdruck Schleiermacher (S. 303) an. Es ist ihm überhaupt ein gründliches Studium der Ästhetik nachzurühmen; Männer wie Baumgarten (S. 205 f.) hätte er freilich etwas leichter, Lessing (S. 252), Schiller (S. 273) und Jean Paul (S. 279) etwas eingehender behandeln sollen. Was die neuesten Theoretiker angeht (auch Halbtheoretiker wie Mazzini S. 345 fehlen neben Ruskin S. 369 und Helmholtz S. 477 nicht), so ist hier die Polemik (und die Unübersichtlichkeit der Anordnung!) vielleicht noch größer als bei den älteren Ästhetikern. Wenn Fechner (S. 381) auf induktivem Weg zu Gesetzen kommen will, sieht Croce nur ein Chaos; Ernst Grosse, einer der bedeutendsten Förderer unter den jüngeren Vertretern der Kunstwissenschaft, zeigt nur „abergläubischen Kult der Naturwissenschaften" (S. 384); Guyau wird nicht nur (S. 386) mit einer Handbewegung abgetan, sondern auch durch die Zusammenstellung mit Max Nordau (S. 387) beleidigt. Dann wird ein Abschnitt über den „Rückschritt der Linguistik" (S. 388) eingeschoben, wobei seltsamerweise der Verfasser, der keinen Gegner ernst nimmt, moralisch entrüstet ist, weil Wundt eine linguistische Anschauung verspotte (S. 390). Volkelt und Nietzsche (S. 391) werden im Vorbeigehen erledigt und nur zwei Männer bleiben übrig, deren hervorragende Bedeutung ich allerdings keineswegs anfechte: Groos (S. 395) und Fiedler (S. 401). So wandelt der Tyrann in seinem Blumengarten, köpft mit seinem Stock alle hervorragenden Blumen und stellt fest, daß es vor ihm eine wissenschaftliche Ästhetik eigentlich nicht gegeben hat (S. 407). Überflüssige Exkurse töten dann nochmals einige schon wiederholt von ihm totgeschlagene Erscheinungsformen der bisherigen Anschauung: die Rhetorik (S. 409 f.), wobei Groeber, Elster, Biese (S. 423) aus dem neuen Regelbuch ihr Todesurteil empfangen; die Lehre von den Gattungen (S. 424 f.); die ästhetische Kritik (S. 456). An ein leeres Stücklein über den Begriff der Kunst- und Literaturgeschichte (S. 460) schließt sich eine gelehrte Durchsicht der bisherigen Geschichten der Ästhetik (S. 465 f.), wobei eigentümlicherweise H. Lotzes dem Verfasser sonst wohlbekanntes Werk ausgelassen wird; und die Bibliographie läuft in ein Verzeichnis von Rezensionen über Croces Werk aus.

Kehren wir nun aber von dem unzweifelhaft belehrenden Gang durch Polemik und Geschichtsdarstellung des ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Verfassers, dem nur jedes Verständnis für andere Standpunkte völlig abgeht, zu seinem Ausgangspunkte zurück, so müssen wir ihn gegen den unerfreulichen Eindruck des ausgedehnten negativen Teils schützen und dem Übersetzer danken, daß er ein wichtiges Werk in glatt lesbarer Form den weiten Kreisen zugänglich gemacht hat, die in Deutschland sich für die Grundlegung unserer Kunsturteile und Kunstanschauungen interessieren. Nach dem etwas zu — theologisch geratenen Evangelium der neuen

Ästhetik mit seiner Ketzerrichterei und seinem Hochmut werden, von dem originellen Grundgedanken belebt, Arbeiten folgen, hoffentlich auch von Croce selbst, die die etwas zu eilig hingestellten Dogmen durch Prüfung und Anwendung vertiefen. Zeigt sich doch solche anregende Wirkung schon in einem Buch von Croces bedeutendstem Anhänger, Karl Voßler: „Über Idealismus und Positivismus in der Sprachwissenschaft", das zu der Idee der geistig bedingten Form in der Sprache eine reiche Einzelkenntnis und eine belebende Fülle wirklicher Anschauung bringt, gerade das, was gewiß nicht Croce, wohl aber seinem dürr spekulativen Buch abgeht. Ein neuer Vico ist wohl nicht gekommen, und auch keine scienza nuova; aber vielleicht eine gesunde Ablenkung von herkömmlichen Pfaden und sicher die Anregung zu neuen fruchtbaren Gesichtspunkten für die Beurteilung der höchsten Leistungen menschlichen Geistes.

Berlin. Richard M. Meyer.

Harder Franz, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. Dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. 3.60 M.

Mit Recht bezeichnet der Verfasser die neue Auflage des vorliegenden Buches als wesentlich vermehrt und verbessert. Der Zuwachs von 55 Seiten, den sie erhalten hat, ergibt sich teils aus der Aufnahme neuer Ausdrücke, teils aus der ausführlicheren Erklärung der bisherigen. So sind z. B. unter dem Buchstaben A nicht weniger als 31 fremde und deutsche Wörter hinzugefügt worden, unter anderen Ambrosia, Automat, Altar, Abenteuer, Apanage, amüsieren; Aberacht, Ahne, Allod, Amboß, Ausbund, Aussatz. So sind ferner die Erläuterungen mehrfach durch einen Hinweis auf die Ergebnisse der neuesten Forschung vermehrt worden, z. B. bei Element, wo jetzt außer der Trendelenburgischen Ableitung von alere noch die Dielssche aus elepantum, elfenbeinerner Buchstabe und die Heindorfsche aus den drei Lauten l m n erwähnt wird (aber nicht die von Czerep im Archiv für lateinische Lexikographie 11, 583 gegebene aus hebr. *ἀλλάμ*, *ἔλαμος*, Türschwelle, Eingang), oder bei Estrich S. 58, wo jetzt neben plastrum und astrum auch des griechischen *ὄστρακον* als Grundwortes gedacht wird, oder bei Contretanz S. 72, wo jetzt auch die Entstehung aus dem englischen country dance, ländlicher Tanz als möglich erwogen wird.

Ebenso freudig wie diese Ergänzungen sind die Verbesserungen von falschen Angaben zu begrüßen. So ist Eimer mit Recht nicht mehr auf amphora (= *ἀμφιφορεύς*, zweihenkliger Krug) zurückgeführt worden, sondern als alte Zusammensetzung von ein und bern, tragen gefaßt (vgl. ahd. einbar und Zuber, ahd. zwibar, Gefäß mit zwei Henkeln); ferner wird S. 118 jetzt richtig angegeben, daß nachahmen nicht aus nachohmen hervorgegangen ist, sondern den ursprünglichen Laut â bewahrt hat wie Wahn neben Argwohn; S. 113 wird entern nicht mehr auf franz. entrer, sondern auf spanisch entrar = lat. intrare zurückgeführt, S. 70 wird mit Recht bezweifelt, daß der Ausdruck Mund in dem Sprichwort Morgenstunde hat Gold im Munde = Mund, manus ist (vgl. Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten S. 201).

Infolge davon macht das Buch einen recht günstigen Eindruck und kann den Freunden der Etymologie als bequemes Hilfsmittel zur Bereicherung ihres Wissens empfohlen werden. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß es nicht da und dort noch in verschiedener Hinsicht der Verbesserung bedürfe. Manches Wort

könnte noch aufgenommen werden, z. B. Adepten, Diskant, Kostüm, Kommißbrot, Meile, Paneel; vielfach wäre es erwünscht, daß nicht bloß die älteste Quelle der Lehnwörter angegeben würde, sondern auch die letzte, aus der sie von uns übernommen worden sind, z. B. bei Zuckerkand S. 30, wo für den zweiten Bestandteil bloß auf arabisch qand (= persisch kand und indisch khand) hingewiesen wird, während es doch sehr wesentlich ist zu erfahren, daß wir das Wort aus dem franz. sucre candis entlehnt haben (vgl. auch Kandiszucker). An anderen Stellen sind genauere Angaben über den Entwicklungsgang am Platze, z. B. bei Schürze S. 16, wo es heißt: „Schürze ist das spätlateinische excurtus von curtus, kurz", während es etwa heißen sollte: Schurz und das daraus abgeleitete Schürze gehen zurück auf ahd. scurz, kurz, das aus lat. excurtus entlehnt ist; die Grundbedeutung kurz ist noch deutlich zu erkennen an schürzen, mhd. schürzen, ein Kleid kürzen, durch Aufnehmen kürzer machen. Mitunter kann eine Etymologie durch Analogien gestützt werden, so bei Brunnen S. 55; denn dieses verhält sich zu brennen (wallen) wie mhd. sôt, Brunnen zu sieden.

Außerdem möchte ich noch folgende Einzelheiten herausheben: Pumphose S. 16 hat nichts mit Pomp zu schaffen, sondern kommt von pumpen, stoßen wie Puffe (= Aufblähung) am Kleide von puffen, stoßen (vgl. Pluderhosen von pludern, sich aufblähen, und bayrisch pumpet, untersetzt). Das Wort Hose, dessen Ursprung nach S. 13 noch nicht aufgehellt ist, hängt zusammen mit altpreuß. kuss, kurz, gestutzt, kusel, Stumpf und bezeichnet wie das deutsche Strumpf von Haus aus den Stumpf der Körperbekleidung, Putz (Verbalsubstantiv zu putzen) geht nicht zurück auf lat. putare, vielmehr ist das erst im späten Mhd. in der Form butzen auftretende Wort in Verbindung zu bringen mit butze, Lichtschnuppe, bedeutet also ursprünglich eine Schnuppe beseitigen, abputzen (vgl. köpfen von Kopf, schlemmen von Schlamm u. a.), Schoppen ist nicht aus lat. scyphus entlehnt, sondern stammt aus ndd. schope „Schöpf"kelle. Bei Bukett S. 197 liegt nicht it. boschetto zugrunde, sondern das auf den gleichen Stamm zurückgehende frz. bouquette, ebenso wie Boskett aus frz. bosquet herübergenommen ist; gigen S. 139 ist nicht mit wiegen verwandt, grossus S. 116 nicht eine Nebenform von crassus (vgl. Walde, Lateinisches etymolog. Wörterb. S. 276), calare S. 145 geht nicht auf καλεῖν zurück, ist vielmehr damit und mit ahd. halôn urverwandt; der Baldrian hieß im Altertum nicht bloß Phu, sondern vor allen Dingen νάρδος (vgl. Schrader, Reallexikon der klass. Altertumskunde S. 59). Bei der Pflaume S. 35 konnte auf die Schlehe (: lividus, blau), bei den Hosen S. 13 auf die Bruch (: bracae) hingewiesen, bei Singrün S. 198 außer Sinflut auch Sintau und hessisch sinteuer (vgl. Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch S. 788) = sündenteuer erwähnt werden.

Eisenberg S. A. O. Weise.

Minor J., Goethes Mahomet. Ein Vortrag. Jena 1907, Eugen Diederichs. 2 M.

Die zur Festrede bei der diesjährigen Versammlung der Goethe-Gesellschaft bestimmte Arbeit ist Minor unter den Händen so angewachsen, daß sie nur gekürzt vorgetragen und nicht wie üblich in das Goethe-Jahrbuch aufgenommen werden konnte, sondern hier als ein Seitenstück zu seiner Monographie über die Fragmente des Ewigen Juden vorliegt.

Ein Einleitungskapitel schildert die Wandlungen des Urteils über Mahomet und seine Lehre. Vom Mittelalter bis zum Beginn des

18. Jahrhunderts gilt Mahomet der christlichen Welt als ein abscheulicher Betrüger[1]) und der Koran als ein unsinniges Machwerk. Die Aufklärungszeit bringt dann unter mannigfachen Rückfällen zu einem billigeren Urteil durch und verfällt gelegentlich sogar ins andere Extrem. So sieht z. B. Boulainvilliers in seiner posthumen Vie de Mahomet, 1730, in dem Propheten ein auserlesenes Werkzeug Gottes. Dieser Wandel zeigt sich auch in der Behandlung des Korans. Anfangs wird er verboten, dann in polemischer Tendenz übersetzt, mit einer Refutatio hinter jedem Kapitel, und erst die Koranübersetzung von George Sale (1734) entsteht auf der Grundlage eines unbefangenen Erkenntnistriebes. Deutschland erhält erst 1772 eine unmittelbar aus dem Arabischen besorgte Übersetzung durch Megerlin, der 1773 die von Boysen folgt. Minor hat alle diese Übersetzungen verglichen und dadurch Klarheit über Goethes Koranauszüge geschaffen. Aus dem Lateinischen des Marraccius, Padua 1698, hat Goethe nur den Passus Sura 6, Vers 75 ff. übersetzt, der dem Hymnus Mahomets zugrunde liegt. Diese Quelle hat er selbst in der von Schöll unvollständig gedruckten und jetzt unzugänglichen Handschrift angegeben, die auf zwei Bogen seine Koranauszüge enthält. Für die übrigen Auszüge, von denen Schöll nur die Ziffer von Sura und Vers nebst einigen Stichproben mitteilt, hat man bisher ohne nähere Prüfung ebenfalls Marraccius als Quelle angenommen, aber sie beruhen auf Megerlins deutscher Übersetzung, mit der sie in der Verszählung übereinstimmen, die sonst überall abweicht, und der sie, soweit Schölls Stichproben ein Urteil gestatten, bis auf geringfügige Abweichungen wörtlich folgen. Auch die so Goethisch klingende Prägung eines Koranwortes, das Goethe in einem Brief an Herder zitiert — „Herr mache mir Raum in meiner engen Brust" — stammt wörtlich aus Megerlin. Mit dieser Feststellung Minors gewinnen wir nun für Goethes Koranstudien und für die Entstehung der Mahometfragmente auch eine sichere chronologische Grundlage. Megerlins Widmung an den Kaiser Joseph ist vom 15. August 1772 datiert, und eine Erwähnung des Werkes in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 22. Dezember 1772 nimmt schon auf eine vorher in der Allgemeinen deutschen Bibliothek erschienene Kritik Bezug. Megerlins Übersetzung ist also zur Herbstmesse 1772 herausgekommen, und der wichtige undatierte

[1]) Zu Minors reichhaltiger Bibliographie trage ich nach: Henr. Cnustinus, Von geringem herkomen, Schentlichem leben, Schmelichem Ende des Turckischen schentlichen Abgots Mahomets. Berlin 1542. — Johannes Galensis, De origine et progressu et fine Mahometi et quadruplici reprobatione prophetiae ejus liber. Argentorati 1550. — Jodocus Ehrharth, De illustrium et obscurorum Scriptorum erroribus praecipuis in Historia Mahometi eorumque causis Dissertatio. Ulm et Memmingen 1731. — Mahomet maximus infernorum conquestor. Das ist Mahomet der größte Seelen Verführer und Conquirant des Teuffels. Erfurt 1742. — Für „Prideux" (S. 4, 5, 10, 12, 56, 71, 88) lies „Prideaux".

Brief Goethes an Herder mit dem Koranzitat aus Megerlin kann nicht aus der Mitte Juli 1772 stammen, wie ihn die Weimarer Ausgabe ansetzt, sondern frühestens aus dem Herbst. Das sind höchst dankenswerte Nachweise, mit denen wir für die Geistesgeschichte Goethes neue feste Absteckungen gewinnen. Nun schließt aber Minor weiter: Da Goethe Megerlins Übersetzung eifrig benutzt hat, so wird jene Stelle in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, wo sie eine elende Produktion genannt wird, „kaum von Goethe herrühren und wegen des Ausfalles auf Sale auch nicht von Herder, der Sale in den ‚Ideen' benutzt". Ja muß man denn nicht häufig schlechte Bücher benutzen? Der Passus in den Frankfurter gelehrten Anzeigen lautet: „Megerlins Koran. Diese elende Produktion wird kürzer abgefertigt. Wir wünschten, daß einmal eine andere unter morgenländischem Himmel von einem Deutschen verfertigt würde, der mit allem Dichter- und Prophetengefühl in seinem Zelte den Koran läse, und Ahndungsgeist genug hätte, das Ganze zu umfassen. Denn was ist auch jetzo Sale für uns?" Der mittlere Satz klingt doch sehr nach Goethe oder Herder. Auch Erich Schmidt glaubt hier Goethe zu hören, und ich möchte darauf hinweisen, daß Goethe in seinen Rezensionen die Wendung „wir wünschen" liebt (Weimarer Ausgabe, Band 37, S. 216, $_{23}$; 218, $_{18}$; 261, $_{13}$; 292, $_{14}$, vgl. auch 213, $_{25}$, 217, $_{5}$ und Band 38, S. 350, $_{35}$), während sie sonst in den Frankfurter gelehrten Anzeigen nur selten erscheint, z. B. Weimarer Ausgabe, Band 37, S. 199, $_{4}$, wo es sich aber vielleicht um eine von Goethe zur Anpassung seines Einschubs hineingesetzte Wendung handelt. Zwingende Kraft hat diese Beobachtung natürlich nicht.

Minor führt die wissenschaftsgeschichtliche Einleitung noch über Turpin (Vie de Mahomet, 1773—1779), Gibbon, Herder bis zu Ölsner (Preisschrift 1809), bei denen sich die Auffassung Mahomets als eines ursprünglich edlen Schwärmers nun völlig durchgesetzt hat, und wendet sich dann im zweiten Kapitel zu Goethes Fragmenten. „Das früheste ist zweifellos der ‚Gesang' Alis und Fatemas. . . . Schwerlich aber hat sich Goethe diesen Gesang, der sich an beliebiger Stelle verwenden ließ, schon im Zusammenhang mit dem ganzen Drama gedacht . . . Noch im Laufe des Jahres 1773 dürften dann auch die beiden Auftritte entstanden sein . . . die nicht mehr bloß eine ganz allgemeine Kenntniß von Mahomets Genie und Siegeslauf, sondern schon ein genaueres Studium seiner Biographie und des Korans verraten." Danach hätte also Goethe seine Dichtung auf Grund einer etwas vagen Begeisterung für Mahomet begonnen und erst später ernstliche Studien angestellt. Diese erste Periode müßte dann wohl — Minor zieht diesen Schluß nicht ausdrücklich — vor dem Herbst 1772 liegen. Nun kann der „Gesang" freilich keine historischen Studien verraten, da er eben einzig auf dem Bilde vom Strom beruht, aber deshalb ist er doch nicht entstanden, ehe

Goethe solche Studien angestellt hatte. Es ist ein Zwiegesang zwischen Ali und Fatema, und nach Minors eigener weiterhin zu referierender Feststellung hat Goethe die Namensform Fatema in Gagniers Vie de Mahomet gefunden. Daß Goethe zunächst einen Zwiegesang gedichtet und erst später durch Studium zwei geeignete Personen ermittelt hätte, denen er ihn zuweisen konnte, wird ja doch niemand behaupten. Da nun Mahomet bei Beginn des Stückes als Knabe gedacht ist — wovon noch die Rede sein wird — so war der Zwiegesang zwischen seiner Tochter und seinem Schwiegersohn für eine vorgerückte, der Katastrophe vorangehende Stelle des Dramas bestimmt, wo Mahomet auf der Höhe seiner Laufbahn angelangt ist. Damit rückt also der „Gesang" in die Reihe der übrigen auf Koranlektüre und geschichtlichen Studien beruhenden Fragmente ein, und es bleibt kein Grund, ihn zeitlich abzutrennen und eine erste Periode eines unbestimmt vorschwebenden Mahometplanes zu konstruieren. Überhaupt braucht der „Gesang" nicht vor den anderen Szenen entstanden zu sein; wir können eben nicht wissen, in welcher Reihenfolge die wenigen Fragmente entstanden sind. Will man sich aber darüber doch eine Vermutung bilden, so besteht jedenfalls kein Grund, der einfachen Annahme aus dem Wege zu gehen, daß Goethe mit dem Anfang angefangen hat.

Zu dem Strombilde zitiert Minor treffend aus Götz: „Sickingens Ansehen nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat; die übrigen geben sich von selbst", und bringt dann noch einige Parallelen bei, zu denen ich Horat. carm. IV, 2 hinzufügen möchte, wo Pindar mit einem brausenden Bergstrom verglichen wird.

Auch der eröffnende Hymnus ist nach Minor „als eine rein lyrische Ode noch außerhalb des dramatischen Zusammenhanges gedichtet worden", denn er stelle den Auf- und Niedergang der Gestirne, des Mondes und der Sonne dar, also einen ganzen Tagesverlauf, während doch in der folgenden Szene „die Pflegemutter ihren Sohn erst seit Sonnenuntergang vermißt und ihn mitten in der Nacht wieder auffindet". Aber das ist doch nur ein sorgloses Nebeneinandersetzen von dichterischen Motiven, wie es Poetenrecht ist. Das Motiv vom Auf- und Niedergang der Himmelsbilder findet Goethe in der Überlieferung, und wenn nun Halima in der anschließenden Szene ihren Pflegesohn aufsucht, so schreibt der Poet die für diese Situation angemessene Wendung hin: „Ich suche dich von Sonnenuntergang", unbekümmert um den Widerspruch, den die nachrechnende Wirklichkeitskritik zwischen den beiden Szenen finden kann und der ihm überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt. Vgl. über solche Scheinwidersprüche die trefflichen Ausführungen von Minor, Goethes Faust, 2, 231 ff. Überdies gehört der ideale Zeitablauf im Hymnus einer ganz anderen Sphäre an als Halimas aus der bürgerlichen Zeitrechnung entlehnte Wendung. Die beiden Zeitmaße sind inkommensurabel und

können also auch keinen Widerspruch enthalten, aus dem sich eine Entstehung der beiden Szenen zu verschiedener Zeit und unter verschiedenen Voraussetzungen ableiten ließe.

Als Quelle des Hymnus ist Sura 6, Vers 75 ff. des Koran in Marraccius' lateinischer Version schon lange bekannt. Nur wo Goethe den recht selten vorkommenden arabischen Namen des Planeten Jupiter „Gad" gefunden hat, den er noch nach 40 Jahren bei seinem Bericht in Dichtung und Wahrheit aus dem Gedächtnisse wiederholt, das war noch unklar, und auch Minors Nachweise über das Vorkommen dieses Namens haben keine plausible Quelle erschlossen.

Als der wertvollste Teil der Monographie folgt nun die Quellenuntersuchung zu der Prosaszene, in die Goethe viel mehr durch Studium erworbene Überlieferungselemente eingewoben hat, als man ihr bisher ansah oder zutraute. Daß sie auf Mahomets fabelhafter Jugendgeschichte beruht, war ja augenfällig. Indem nun aber Minor sich den Bestand der Überlieferung vollkommen zu eigen macht, vermag er verschiedene Züge, über die man hinweggelesen hatte, nach ihrer Entstehung aus Goethes Quellen zu begreifen und ihren eigentlichen Sinn darzulegen. Da ist zunächst ein schon von Hering (Spinoza im jungen Goethe. Dissertation. Leipzig 1897) und Warnecke (Goethes Mahomet-Problem. Dissertation. Halle 1907) auf seine Quelle zurückgeführter Zug:

Mahomet. Wie danck ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, daß ich sein Nahen empfinden kann.

Halima. Du träumst! Könnte deine Brust eröffnet worden seyn, und du leben?

Mahomet. Ich will für dich zu meinem Herrn flehen, daß du mich verstehen lernst.

Die arabischen Biographen Mahomets erzählen, wie zwei Engel in Gestalt fremder Männer dem Kinde Mahomet die Brust und den Bauch öffnen, etwas Schwarzes herausnehmen, die Öffnungen wieder schließen und ihn heil wie vorher hinterlassen. Diese Sage vom Öffnen der Brust hat Goethe also hier verwendet, indem er ihre groben Züge beiseite ließ. Goethes geistige Deutung, zu der ja die Sage schon einlud, berührt sich nahe mit der Weihe des Berufenen, wie sie Swedenborg schildert, dessen Geisterphantasien ihn gleichzeitig mit dem Mahometplane beschäftigten. Bei Swedenborg lautet die Formel für die plötzliche Erleuchtung des Berufenen: aperiuntur interiora. Minor ist natürlich im Recht, wenn er die von mir früher angenommene Beziehung der Mahometstelle auf die Swedenborgische Formel jetzt beiseite schiebt, aber die nahe Berührung der beiden Weihebilder ist Goethe gewiß bewußt geworden.

Die Biographen erzählen nun weiter, daß Halima, erstaunt über dieses Wunder, Mahomet für krank oder gar besessen hält und ihn zu seiner Mutter zurückbringt. Daraus fließt bei Goethe ihr Monolog: „Er ist sehr verändert. Seine Natur ist umgekehrt, sein Verstand hat gelitten.

Es ist besser, ich bring' ihn seinen Verwandten jetzo zurück, als daß ich die Verantwortung schlimmer Folgen auf mich lade."

Einen weiteren Niederschlag von Goethes Studien enthält das Gespräch zwischen Mahomet und Halima in der Stelle über den Götzendienst der Araber. Im Koran ist häufig von den durch Mahomet bekämpften Götzendienern die Rede, und zwar heißen sie in Marraccius' Übersetzung „Associantes", bei Megerlin „Die Zugesellenden", das heißt: die neben Gott noch andere Götter setzen. Daher nun bei Goethe Halimas Frage: „Hat denn dein Gott keine Gesellen?" Goethe läßt Mahomet von 300 Götzen sprechen, weil er in seinen Quellen 360 als ihre Zahl angegeben fand. Zwei davon nennt er mit Namen: Hobal und Al Fatas. Von Hobal ist in den Quellenschriften häufig die Rede, von Al Fatas nur außerordentlich selten, so daß der Minor gelungene Nachweis uns unmittelbar auf Goethes Quelle führt. Daß ein Leben Mahomets seine Hauptquelle war, gibt Goethe in Dichtung und Wahrheit selbst an. Dazu sagt Minor: „Es wird schwerlich eine andere Biographie gewesen sein, als die von dem Franzosen Turpin, von der die zwei ersten Bände soeben (1773) erschienen waren." Aber seine eigenen Feststellungen führen vielmehr dazu, diese Biographie in dem zweibändigen Werke von Gagnier zu finden: La vie de Mahomet, Amsterdam 1732. Charakteristische Merkmale, an denen sich Goethes Quelle erkennen läßt, haben wir in den Namen Al Fatas und Fatema, denn die übrigen von Goethe verwendeten Namen und Überlieferungszüge sind vielen Quellenschriften gemein. Nun findet sich nach Minor der Name Al Fatas nur bei Gagnier (außerdem noch „Fatas" ohne Artikel im dritten, erst 1779 erschienenen Bande von Turpin). Und Mahomets Tochter heißt Fatema bei Gagnier und so nur noch in der Doppelform Fatema (Fatima) in David Nerreters „Neu eröffnete Mahometanische Moschea" (1703) — einer Koranübersetzung, die hier nicht in Betracht kommt. Sonst lautet der Name nach Minors Feststellung überall abweichend: Phatema bei Pococke und Marraccius; Phatemah (Phatimah) bei Herbelot, Fatima bei Prideaux und Bayle, Phatimah bei Boulainvilliers, Fatime bei Turpin (ich füge hinzu: Fatome in Zedlers Universallexikon, Phatmie bei dem Verfasser von Mahomet maximus infernorum conquestor). Gagnier ist also Goethes Quelle. Ob Goethe daneben noch Band 1—2 von Turpin kannte, mag dahingestellt bleiben. Sie kämen ja überhaupt nur in Betracht, wenn sie schon zur Ostermesse 1773 erschienen sind, was noch gar nicht festgestellt ist, und jedenfalls fand Goethe nichts darin, was ihm nicht schon Gagnier geboten hätte.

Die Stelle „Stärkere, brennendere [Arme] als diese, die für deine Liebe dir dancken" erläutert Minor treffend durch die „Herz- und Liebes Arme" im Ewigen Juden. „Diese Arme" — nämlich die körperlichen Arme, mit denen Mahomet die Pflegemutter bei diesen Worten umschlingt.

Nur in einem Zuge hat Minor die Gruppe, die Goethe hier vor Augen stand, nicht ganz richtig gesehen. Er meint, daß Goethe sich Mahomet bei Beginn des Stückes als reifen Jüngling gedacht habe, so daß er also länger, als die Überlieferung darstellt, bei der Pflegemutter bliebe. Aber Goethe schließt sich gerade in diesem Zuge an die Überlieferung an. Wozu ließe er sonst Halima sagen: „Setze deine zarte Jugend nicht den Gefahren der Nacht aus.“ Auch die Schlußworte der Szene sollen uns die Gestalt eines Knaben vor die Phantasie bringen: „Es ist besser, ich bring ihn seinen Verwandten ietzo zurück, als daß ich die Verantwortung schlimmer Folgen auf mich lade.“

Die quellenmäßige Analyse des Jugendfragments stellt zusammen mit den Nachweisen über Goethes Koranstudien den Kern von Minors Monographie vor. Drei weitere Kapitel behandeln Goethes Bearbeitung von Voltaires Mahomet, seine rückschauende Darstellung des Jugendfragments in Dichtung und Wahrheit und endlich sein Verhältnis zu Mahomet und zum Koran in der westöstlichen Periode. Als wesentliche Irrtümer des Berichts in Dichtung und Wahrheit stellt Minor fest, daß dort Mahomet erst als Mann auftritt und ferner Goethes Angabe, das Stück habe sich der regelmäßigen Form genähert. Diese letztere Abweichung erklärt er fein — vielleicht zu fein? — dadurch, daß seit der Bearbeitung von Voltaires Drama der Gedanke der geschlossenen Form für Goethe untrennbar mit dem Stoff des Mahomet verbunden war.

Eine große Anzahl am Schlusse angefügter Anmerkungen bringt die Einzelnachweise zu Minors Darstellung, die so von dem gelehrten Kleinkram entlastet sich frisch und lebhaft entwickelt. Durch die Gesamtheit der hier gebotenen neuen Funde und Beobachtungen rückt das Jugendfragment „Mahomet“ mit einem Schlage unter die gut untersuchten und in ihrer quellenmäßigen Entstehung durchsichtigen Dichtungspläne Goethes ein. Den allgemeineren Impuls, aus dem Goethes Mahometplan erwuchs, verkennt Minor nicht, aber diese Betrachtung tritt über seinen positiven Nachweisen vielleicht etwas zurück. Goethes Drama steht — das hebt natürlich auch Minor hervor — in bewußtem Gegensatz zu dem Mahometdrama Voltaires, der aus der Pfaffenfeindschaft des 18. Jahrhunderts heraus schreibt und Intrigen auf den Theaterbrettern bietet, ohne Luft und Licht, ohne Orts- und Zeitfarbe. Was Goethe dagegen in seinem Drama darstellen wollte, waren Anschauungen und Bilder, deren Wert ihm Herder erschlossen hatte: ein einfaches, kraftvolles, noch rohes und dumpfes Volk, unter dem ein großer und begeisterter Mensch aufsteht und den einen, ewigen Gott verkündet. Weite Räume sollten sich vor dem Blick auftun, von Karawanen und nomadischen Hirten durchzogen, natürliche Menschen sollten erscheinen, abends unter dem Sternenhimmel am Brunnen gelagert. Wie da Religion und Poesie quellend zu spüren sind, das dachte Goethe seiner im Engen, in Schulstaub und

Philisterei verkümmerten Zeit darzustellen als Einer, „der mit allem Dichter- und Prophetengefühl in seinem Zelte den Koran läse und Ahndungsgeist genug hätte, das Ganze zu umfassen".

Berlin. Max Morris.

Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna von Sydow. Zweiter Band: Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808. Berlin 1907, Mittler. 8 M.

Schon nach Jahresfrist ist dem ersten Bande dieser für die Kenntnis unsres geistigen Lebens in der klassischen Zeit so überaus bedeutungsvollen Briefpublikation ein zweiter gefolgt, der die Zeit von der Vermählung bis zu Humboldts Abschied aus dem römischen Gesandtenposten umfaßt, dem unmittelbar sein Eintritt in das preußische Ministerium folgte. Nur vorübergehend und auf kurze Zeit, meist nur auf Wochen, einmal allerdings, während Karolinens 1804 unternommener Reise nach Deutschland und Paris, auf beinahe ein Jahr waren beide Gatten in dieser Zeit getrennt, so daß zu einem Briefwechsel Gelegenheit gegeben war. So entstehen naturgemäß gegenüber dem reichen und geschlossenen Gemälde, das sich im ersten Bande so lebenswahr und folgerichtig vor uns aufbaut, hier eine Anzahl miteinander nur lose verbundener Skizzen. Mit den Eindrücken der verschiedenen Lebenskreise und Lokalitäten, mit den Existenzbedingungen der einzelnen kleineren Epochen wechseln auch die Gegenstände, die Farben, das Temperament des Gedankenaustausches: aber alles wird doch durch die Gleichheit des innersten Wesenskerns der beiden so früh fertig gewordenen und nur noch intensiv sich langsam und stetig entwickelnden großen Individualitäten zusammengehalten, die uns hier ihr reifstes Denken und ihr tiefstes Empfinden offenbaren. Und wie wenig hat das Leben und das Schicksal, Glück und Leid, deren mehr oder weniger willenloser Spielball die meisten von uns Menschenkindern sind, an diesem innersten Kerne ändern, wie wenig die seelischen Gebilde erschüttern können, die aus ihm immer reicher und reicher mit ruhiger Konsequenz sich zur Klarheit über sich selbst und das menschliche Dasein entwickelten. Mancherlei Geschicke umschlossen für das Humboldtsche Paar die siebzehn Jahre, durch die uns dieser Band geleitet: auf die unendlich glücklichen, in stiller Zurückgezogenheit nur dem Genuß des innigsten Zusammenlebens gewidmeten ersten Ehejahre in Burgörner, Erfurt und Auleben folgte die aufs höchste anregende, unvergeßliche Zeit der nahen Freundschaft mit Schiller und Goethe in Jena, dann die Fülle reicher Eindrücke von Natur und Menschendasein auf den großen Reisen in Deutschland, Frankreich und Spanien, endlich das beneidenswerte Leben in Rom auf klassischem Boden. Gerade hier mitten im Genuß der seligsten Existenz traf die

Eltern der schwere Schicksalsschlag, daß sie den ältesten, schönsten und begabtesten Sohn in blühender Jugendkraft einem tückischen Fieber erliegen sehen mußten; mannhaft und ohne feige Schonung haben sie ihn ertragen und ausgekostet und seitdem lag eine tiefschmerzliche Wehmut wie ein satter Goldgrund dunkel und feierlich hinter allem, was sie empfanden und dachten. Sie gab ihrem Denken die volle abgeklärte Ruhe, ihrem Fühlen die Wärme und Tiefe, ihrem gesamten geistigen Dasein die Milde derer, die hellen Auges durch die Prüfungen gegangen sind in dem Bewußtsein, daß es nicht darauf ankommt, im gemeinen Sinne glücklich zu leben, sondern darauf, alles Menschliche zu erschöpfen und sein Schicksal zu vollenden. Das volle und ergreifende Bild dieser seelischen Stimmungen und Entwicklungen in ihrem Auf- und Abschwanken, ihrem Überfließen von einer Seele in die andre kann man natürlich nur beim Lesen der Briefe selbst genießen, die vielfach auch stilistische Meisterwerke sind, weit entfernt von aller papierenen Büchersprache. Keine noch so geistvoll nachzeichnende Analyse könnte es wagen, diesen Eindruck vermitteln zu wollen in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Töne und Farben. Ich gehe daher nur auf einige wenige Züge in den psychologischen Bildern Humboldts und Karolinens im folgenden näher ein, die mir die wichtigsten zu sein scheinen. In dieser psychologischen Selbstdarstellung sehe ich den Hauptwert auch dieses zweiten Bandes.

Man erinnert sich aus dem ersten Bande (vgl. oben S. 369), daß Humboldts Bund mit Karoline von Dacheröden für ihn nichts geringeres bedeutete als die Rettung seiner Individualität aus verkümmernden Entwicklungsbedingungen und daß beide sich dieser Tatsache immer klarer und beseligender bewußt wurden. Die Wirklichkeit brachte, wie gleich die erste Briefgruppe während einer kurzen Trennung im Sommer 1792 beweist, diesen Hoffnungen die schönste Erfüllung: mit immer erneutem, warmem Dankgefühl gestehen sich die jungen Gatten, was sie einander sind und durch einander geworden sind (S. 3. 5. 8. 31. 88. 133. 179. 189. 229). Eine Stimmung tiefer Befriedigung, reinen Glückes, ruhiger Heiterkeit durchatmet die Briefe, verwandt, wie Humboldt selbst einmal (S. 133) hervorhebt, mit der Stimmung, wie sie ihm aus den besten Werken der Alten entgegenwehte. Humboldts Grundanschauungen vom Werte des individuellen menschlichen Daseins, von der Bedeutung der Selbstbildung zu jeder Stufe des Genusses und der Kraft als höchsten Ziels des Lebens, die mit so wunderbarer Konsequenz sich durch sein ganzes Leben hindurchziehen und von dem Jüngling wie vom Greise mit derselben Beredsamkeit immer aufs neue ausgesprochen werden, kehren auch in diesem Bande in mannigfachen Ausprägungen wieder (S. 59. 133. 173. 190. 229. 239): „Ich habe mich für das ganze Leben in dem Hange bestärkt, in tiefer Stille, was ich liebe, die Natur und mich selbst zu genießen und daraus eine solche Ruhe zu schöpfen, daß das mancherlei

Fremdartige, was jeder im Leben und immerfort tun muß, mich nie mißmutig oder gar bitter macht; das Leben leicht tragen und tief genießen ist ja doch die Summe aller Weisheit" (S. 179). Diese Lebensansicht erhebt denjenigen, dem sie innerste Natur ist, über alles das, was gemeinhin als Glück oder Unglück, als Schicksal den Menschen trifft, weil sie ihn lehrt, daß es eine Sphäre gibt, wo diese Begriffe ihr schneidend Gegensätzliches verlieren und in einer höheren Einheit, in dem Begriff des Allgemein-Menschlichen sich auflösen und wie schwere Träume zerstreuen; der Einzelne, ein abgesprungener und darum heller erglommener Funke des allgemeinen Lebensprinzips, als solcher zwar ewig wertvoll und unzerstörbar, kann den Kampf mit dem Schicksal nur befriedigend enden, wenn er sein individuelles Dasein unter jenem Gesichtspunkt betrachtet (S. 134. 146. 172. 179. 253. 260. 281; besonders aber S. 191. 210. 246. 262). Humboldt weiß freilich, daß auf diese Höhe der Lebensbetrachtung nicht jeder gelangen kann, ja er hält es auch nicht einmal für wünschenswert: „Es ist kein Verdienst das gefunden zu haben, es ist ein Glück es zu besitzen . . . Es wäre auch nicht gut, wenn viele so wären; denn man genießt mehr dabei, als man Genuß gewährt, und es schlägt die Tätigkeit nieder, durch die wieder doch nur auch das Höchste gedeiht" (S. 261). Aber nur so kann der Einzelne sein eigenes Leben zum Kunstwerk und damit zum Höchsten seiner Gattung gestalten (S. 209). So oft Humboldt auch diesen Gedanken vom eigentlichen Wert und Zweck des Daseins Worte verliehen hat, mir will scheinen, als ob es niemals wärmer und hinreißender geschehen wäre, als in diesen Briefen. Wie alle einzelnen Urteile, Gefühle und Stimmungen auf dem Gebiete des Allgemein-Menschlichen nur notwendige Ausflüsse oder Reflexe dieser Grundanschauungen sind, soll hier nicht weiter dargetan werden: hinweisen will ich nur auf die schönen Betrachtungen über das Verhältnis von Eltern und Kindern (S. 58. 104. 134. 257. 269), über Menschenbeurteilung (S. 62), über Tod und Unsterblichkeit (S. 64. 103. 127. 172. 191. 245. 263. 282), über den Glauben (S. 104), über die Wehmut (S. 130. 173), über das Mitgefühl (S. 233).

Eine kleine Episode in Humboldts Leben, von der man bisher so gut als nichts wußte, erfährt aus diesen Briefen zum erstenmal gründliche Beleuchtung, seine ein Jahr nach der großen Reise durch Spanien, im Frühjahr 1801 in Begleitung des jungen deutschen Kaufmanns Bokelmann (vgl. über ihn Aus Rahels Herzensleben S. 127) unternommene mehrwöchentliche Reise in die baskischen Provinzen Spaniens und das französische Baskenland. Wir kennen jetzt genau die Reiseroute: von Bordeaux über Bayonne und St. Jean de Luz reisend, betrat er jenseits der Bidassoa bei Fuenterrabia zuerst spanischen Boden, folgte dann der Küste von Guipuzcoa über San Sebastian und Guetaria bis zur Grenze von Bizcaya bei Ondarroa und wandte sich von hier landeinwärts über Marquina

und Bergara nach Vitoria, der Hauptstadt von Alava; von dort ging er nach Durango und Bilbao, der Hauptstadt von Vizcaya, dessen Küste er dann von Portugalete bis Guernica folgte; der weitere Rückweg bis zur französischen Grenze ist nicht ganz klar; der letzte Aufenthalt ward in Itsatsou bei Bayonne genommen. Schon während der ersten spanischen Reise hatte das Baskische Humboldts höchstes Interesse erregt und er unternahm diese zweite Fahrt hauptsächlich, um seine noch mangelhafte Kenntnis von Land und Leuten zu bereichern und die Varietäten dieser sonderbaren, auch heute noch verwandtschaftlich isolierten Sprache genauer zu studieren, wobei ihm einige sprachkundige und wissenschaftlich interessierte Geistliche des Landes, besonders Astarloa in Durango (er ist S. 94. 99. 100 gemeint) nützliche Dienste leisteten. Die einfacheren Leute staunten ihn wie ein Wundertier an, da schon das Gerücht vor seiner Ankunft ins Land gedrungen war, „daß bei dem Gesandten in Paris oft ein kurioser Deutscher esse, der nach biskayischen Wörtern frage" (S. 84), und waren im übrigen merkwürdigerweise sehr gern bereit, sich ausfragen zu lassen und ihre Gerätschaften und Einrichtungen zu zeigen und zu erklären (S. 93). Von der Grandezza der sogenannten Adeligen und der Beamten bis zum Haushofmeister und Verwalter herunter, von der geschmacklosen Kleidung der Damen, die man nicht das zarte, sondern das gewaltige Geschlecht nennen müsse, von den ausgelassenen Tänzen und besonders von den unglaublichen kulinarischen Verhältnissen der Wirtshäuser erhalten wir hier die ergötzlichsten Schilderungen (S. 90. 92. 95. 99. 100. 102); sie geben das Milieu, wie es uns am genauesten aus dem Don Quixote bekannt ist und sich offenbar fast unverändert erhalten hatte. Auf den wissenschaftlichen Ertrag seiner Expedition kommt Humboldt nur ganz im allgemeinen zu sprechen: auch hier erwähnt er (S. 89) das von ihm aufgefundene Fragment eines altbaskischen Triumphliedes, angeblich gleich nach dem kantabrischen Feldzuge des Augustus verfaßt, von dem wir heute wissen, daß er es in seinem Alter wesentlich überschätzt hat (vgl. Gesammelte Schriften 3, 280. 375). Besonders hervorzuheben sind noch die glänzenden Naturschilderungen der so eigenartig aus Meer und Gebirge gemischten, reizvollen und mannigfaltigen biskayischen Landschaft und die prächtigen Charakteristiken der Nationaleigentümlichkeit der Franzosen (besonders S. 82) und Basken: sie reihen sich den ähnlich vollendeten Bildern aus Frankreich und Spanien würdig an, die Humboldt in seinen damaligen Briefen an Goethe niedergelegt hat. Auch der landschaftlichen Schilderungen aus den Albaner Bergen in den Briefen aus dem Herbst 1804 sei hier gedacht. Eine längere Betrachtung über die Erhabenheit der Eindrücke von Meer und Gebirge in ihrem gegensätzlichen Charakter (S. 86) ist, nur wenig überarbeitet, in die erste seiner biskayischen Skizzen unter dem Titel „Cantabrica" aufgenommen worden (Gesammelte Schriften 8, 116), die zwar auf die erste spanische Reise inhaltlich sich beziehen

(ebenda S. 371), aber nun doch wohl erst als nach der zweiten verfaßt angesehen werden dürfen, da das Verhältnis der beiden Texte nicht wohl das umgekehrte sein kann.

Von Humboldts eigenen schriftstellerischen Arbeiten werden nur sehr wenige in den Briefen erwähnt. An zwei Stellen (S. 165. 203) gedenkt er der Arbeit an der baskischen Reisebeschreibung, die ja in der damals geplanten Form einer umfassenden Monographie über diesen Volksstamm niemals erschienen ist (vgl. darüber Gesammelte Schriften „3, 375). Während des Jenaer Winters 1796/97 begann Humboldt die Übersetzung von Aeschylus' Agamemnon; bei der Abreise nach Berlin im Frühjahr 1797 hoffte er sie rasch vollenden und im Herbst erscheinen lassen zu können (vgl. Gesammelte Werke 5, 188). Schon war Unger als Verleger gewonnen, der sich verpflichtet hatte, die äußere Druckausstattung besonders schön zu gestalten (S. 50. 51. 60; vgl. auch Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 35), aber die Stimmung fand sich nicht, obwohl der Plan Humboldt lieber war als alle seine andern Arbeiten und auch von Karoline als ihr Schoßkind bezeichnet wird (S. 69. 61), und erst im Sommer 1804 in der Villeggiatur von Marino am Albanersee wurde die letzte Hand an das Werk gelegt, das nach abermals zwölfjähriger Pause endlich 1816 erschien. Zwei Zitate aus dem Agamemnon (S. 283. 296) zeigen mannigfache Abweichungen vom gedruckten Text, der gründlich überarbeitet worden ist (vgl. Gesammelte Werke 3, 79. 53). Neben dem Agamemnon galt Humboldts Übersetzertätigkeit besonders Pindar, von dem er im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Oden übertrug und teilweise auch drucken ließ, ohne es zu einer zeitweise geplanten vollständigen Bearbeitung zu bringen, zu der Karoline ihn stets ermunterte (S. 133. 145. 165). Vier pindarische Oden werden in unsern Briefen erwähnt: die zweite olympische, einen seiner ersten Versuche aus dem Mai 1792 (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt S. 42), hatte Humboldt seiner Frau zu gefallen als Privatdruck drucken lassen, über den diese sehr befriedigt war (S. 17); die neunte pythische, im Winter 1796/97 entstanden (vgl. Gesammelte Werke 5, 179. 185), auf Schillers Wunsch in den Horen gedruckt, erregte das Entzücken Knebels, der sich selber als Übersetzer des Lukrez und Properz versucht hatte (S. 40); im März 1804 entstand die zweite pythische, nach Humboldts Urteil eine der schönsten, aber auch die schwierigste im ganzen Pindar, weil „voller Unebenheiten und Unterbrechungen des Sinns" (S. 132. 145. 164), die von Karoline auch Goethe und Wolf zur Prüfung vorgelegt wurde (S. 224; Goethes sehr kurzes und uninteressiertes Urteil in den Briefen 17, 173 wird Humboldt schwerlich viel Freude bereitet haben); die im Sommer 1804 übersetzte kleine Ode, an der die Arbeit unterbrochen werden mußte, weil der Scholiast in ganz Rom nicht aufzutreiben war und aus Deutschland verschrieben werden

mußte (S. 224; vgl. auch Gesammelte Werke 5, 267), dürfte der erhaltenen Handschrift nach die fünfte olympische sein. Endlich wird auch ein originales, handschriftlich erhaltenes, aber noch ungedrucktes Gedicht Humboldts in den Briefen erwähnt, das er Karoline zusammen mit Pindars zweiter pythischer Ode nach Deutschland nachsendet, ein Sonett an den Grafen Moltke als Antwort auf ein dann in seinen Oden S. 278 gedrucktes, den Pindarübersetzer feierndes Gedicht von diesem an Humboldt (S. 132, wo „vor" statt „von" zu lesen ist; das Sonett steht auf dem Umschlag der pindarischen Ode): Humboldt nennt es eine Spielerei (S. 164), Karoline findet es „sehr lieblich, volltönend und gehaltvoll" (S. 145). — Auch Karoline hat sich, wie ihr handschriftlicher Nachlaß in Tegel zeigt, mehrfach als Übersetzerin aus dem Griechischen versucht: unsre Briefe gedenken einer Plutarchübersetzung als eines Plans, von dem aber ja Wolf noch nichts erfahren soll (S. 17), und einer des Prometheus des Aeschylus, die Goethe zu lesen wünschte (S. 40).

Wichtige und neue Mitteilungen bringt der vorliegende Band über Goethe und Schiller, zu denen ich mich jetzt wende. Durch Schillers im Sommer 1794 begründete nähere Verbindung mit Goethe wurden auch die persönlichen Beziehungen des Humboldtschen Hauses zu Goethe engere und allmählich freundschaftliche. An dem geistigen Verkehr der beiden Dichter nahm Humboldt bei Goethes häufigen wochenlangen Besuchen in Jena anregend und genießend Teil und hat auch seinerseits nicht selten Goethe in Weimar besucht; ebenso erfreute sich Karoline bei Goethe hoher Schätzung. Mit Stolz und Freude schreibt Humboldt der Gattin am 8. April 1797, daß Goethe viel von ihr gesprochen habe, ihr sehr gut sei und besonders ihren reinen und echten Sinn für das Antike bewundere, der ihr angeboren sein müsse, da sie ja doch eine moderne Erziehung erfahren habe, im Gegensatz zu Karoline von Wolzogen, die, durchaus modern, immer vom Romantischen ausgehe (S. 40). Karoline nennt sich einmal „wie immer ganz verliebt in seine schönen Augen" (S. 69). Begeistert schreibt Humboldt von den Abenden, die er bei einem Besuch im April 1797 allein mit Goethe verbrachte (S. 37): „Er ist so vertraulich, spricht so leicht über die Dinge, die ihm die liebsten sind, wird so schön davon erwärmt und erscheint ganz, zugleich in der eigenen Zuversicht und Bescheidenheit, die ihm so ausschließend eigen sind." Ein andermal gedenkt er Goethes Vaterfreude, als ihm nach einer kurzen Abwesenheit August mit seiner heftigen Zärtlichkeit entgegensprang (S. 22); Christiane wird nirgends erwähnt. Karolinen empfing Goethe bei ihrem Besuch am 28. April 1804 „sehr lieb und gar nicht zeremoniös" in seinem Garten (S. 153): „die Helvig, geborene Imhof, kam hin, mich zu sehen; als wir uns umarmten, sagte Goethe, das sei der Gruß der Elisabeth" (vgl. auch S. 168. 184). An demselben Tage fiel auch ein Scherzwort Goethes, das Karoline berichtet (S. 154): „es ist ein Buch herausgekommen von

Schütz in Berlin, was Lacrimas heißt und von dem Goethe gesagt hat, zu Deutsch hieße es Heularsch." Eine schöne Äußerung Goethes über Schiller kann Humboldt am 7. April 1797 melden (S. 37): „Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zusammenleben mit Schiller giebt, kommt er sehr oft zurück. Nie vorher, sagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er sich über ästhetische Grundsätze hätte vereinigen können; die einzigen wären noch Merck in Darmstadt und Moritz gewesen; allein obgleich beide mit ihm in Absicht des Takts [?] übereingekommen wären, so hätte er sich wenig mit ihnen verständigen können. Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hätte er also so ganz über sich allein gelebt [der Ausdruck erinnert stark an den Neuen Amadis „Und so saß ich manches Jahr über mir allein wie in Mutterleib"; vgl. auch Loeper, Goethes Gedichte 1, 269] und daher sei es gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit so wenig gearbeitet habe." Goethes oft umständlichen, steifen Briefstil vergleicht Humboldt nicht unpassend einmal mit dem Stil in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (S. 223; vgl. auch S. 70). An der endgültigen metrischen Redaktion von Hermann und Dorothea hat Humboldt, wie bekannt, hervorragenden Anteil: Goethe unterzog das Epos mit ihm zusammen einem prosodischen Gericht und noch bis in den Druck hinein, der in Berlin unter seinen Augen stattfand, hat Humboldt Bemerkungen und Besserungsvorschläge beigesteuert, ja sogar vom Dichter Vollmacht erhalten, selbständig zu ändern, was er wolle, wovon er natürlich keinen Gebrauch machte (S. 39. 50. 69). Vom Honorar schreibt Humboldt (S. 51): „Es ist ein fürchterliches Geheimniß; sage es bloß Schillern, nicht ihr, nicht Alexandern und niemandem. Stell dir nur vor: tausend Reichstaler; das macht zwölf Groschen für jeden Vers. Vieweg hat es mir heute mit einer Art Beklemmung gestanden", worauf Karoline antwortet, das auch nach Schillers Ansicht enorme Honorar habe Goethe gar nicht als etwas außerordentliches empfunden; er habe erklärt, er könne leidlich zufrieden sein; „und doch giebt es keinen Preis für solch eine Arbeit" (S. 61). Naturgemäß liegt ein Zitat aus dem Epos Humboldt in diesen Wochen nahe (S. 48); an einer andern Stelle wird das Lied des Harfners „Wer nie sein Brod mit Tränen aß" aus Wilhelm Meister wegen seiner eminenten Empfindungswahrheit zitiert (S. 53. 62). Kurz erwähnt wird lobend Goethes Gedicht aus dem Frühjahr 1797 „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" (S. 71), ablehnend die Theaterbearbeitung des Götz von 1804 („Alles, was Schiller und er in dieser Art unternommen, ist mißglückt und muß es" S. 224). Von Alexander von Humboldt heißt es am 1. Mai 1797, er scheine Goethe bewogen zu haben, seine optischen Versuche vorläufig liegen zu lassen und seine anatomischen herauszugeben (S. 47; vgl. darüber Goethes Werke 35, 46; Naturwissenschaftliche Schriften 8, 131).

Eine unschätzbare Bereicherung unsrer Kenntnis von Goethes Werken sind die beiden nun noch zu besprechenden Berichte über sein Epos „Die Jagd“ und über sein Drama „Befreiung des Prometheus“. Im allgemeinen verweise ich für die Jagd auf Gräf, Goethe über seine Dichtungen 1, 1, 212. 223; für Prometheus auf Riemer, Mitteilungen über Goethe 2, 636; Zarncke Goethejahrbuch 9, 77; Minor ebenda 10, 213; Düntzer, Zur Goetheforschung S. 1. Unmittelbar nach der Vollendung von Hermann und Dorothea kristallisierte sich in Goethes Phantasie ein Plan zu einem zweiten großen Epos, das im Briefwechsel mit Schiller im Frühjahr 1797 als die „Jagd“ oder die „Löwen- und Tigergeschichte“ für einige Zeit den Gegenstand der Diskussion bildet, dann aber nicht ausgeführt wurde und erst in hohem Alter 1827 in prosaischer Form unter dem Titel „Novelle“, wesentlich verändert, zu Papier kam. Über den faktischen Inhalt der ursprünglichen Erzählung war bisher gar nichts bekannt, zumal ein ausführlicheres schriftliches Schema, das noch 1827 vorhanden war, sich in Goethes Nachlaß nicht gefunden hat. Glücklicherweise hat der Dichter Humboldt zum Vertrauten seines Planes gemacht, der seiner Frau am 7. April 1797 folgendes berichtet (S. 37): „Den Plan von Hero und Leander [vgl. darüber Goethes Briefe 11, 84. 324] hat er zwar ziemlich aufgegeben; er meint, es sei ein fremdes Sujet, das sich nie recht frei würde behandeln lassen. Aber dafür hat er mir seinen andern Plan erzählt, von dem mir schon Schiller sagte. Dieser Stoff ist aus höheren Ständen genommen und damit er doch alles Förmliche los wird und eine reine und volle Natur bekommt, hat er eine Jagdpartie gewählt. Nur bei der Jagd, meint er, zeige sich noch etwas dem Heldenalter gleichsam Ähnliches, weil doch da jeder selbst tätig sein, selbst Hand anlegen muß. Er läßt einen deutschen Erbprinzen, der mit im Kriege gewesen ist, im Winter zu seiner Familie zurückkommen. Der erste Gesang fängt mit einem Frühstück an, das nach einer geendigten Schweinsjagd genommen wird. In den Gesprächen, die bei dieser Gelegenheit entstehen, findet er Veranlassung, über den Krieg, über das Schicksal der Staaten usw. zu reden und so das Interesse auf einen weiten Schauplatz hinauszuspielen. Plötzlich kommt die Nachricht, daß in einem benachbarten kleinen Städtchen beim Jahrmarkt Feuer ausgekommen sei und bei der Verwirrung, die dadurch entsteht, wilde Tiere losgekommen wären, die man da sehen ließ. Nun macht sich der Prinz und sein Gefolge auf und die heroische Handlung dieses epischen Gedichts ist nun eigentlich die Bekämpfung dieser Tiere. Der Plan gefällt mir sehr. Es scheint mir ein schöner und so natürlicher Kunstgriff, die prächtigen und wunderbaren Gestalten, die Löwen, Tiger usw. auf einheimischen Boden zu versetzen. Auch das Feuer ist ein schöner Gegenstand der poetischen Schilderung. Mehr vom Detail hat er mir noch nicht gesagt. Zum Hermann wird sich dieses Gedicht schön stellen. Der Hermann ist so durchaus rührend; er hat überall den Menschen, das

Schicksal, den Wechsel, dem das Privatglück unterworfen ist, zum Hintergrunde. Dies wird prächtiger und feuriger; es wird weniger idyllenartig auf einzelne Lagen, friedlichen Genuß, noch mehr episch auf große Massen, Staaten und Völker, kühne Unternehmungen usw. hinweisen. Der ganze Ton von Anfang herein soll dies ankündigen und jeder Umstand dazu passen. So erscheint z. B. im Hermann die Feuersbrunst schon, wie sie verglimmt und nur noch der letzte Rauch aufsteigt; in diesem neuen Gedicht schlagen die vollen Flammen noch wild über einander. Was diesen Goetheschen Gedichten ein so schönes Leben und diese bewundernswürdige Individualität gibt, ist, daß er nichts schildert, was er nicht ganz oder doch einigermaßen gesehen hat. Davon geht er überall aus und da er nun auf der andern Seite diesen feinen und hohen Kunstsinn hat, so erkläre ich mir dadurch die unnachahmliche Haltung, in der immer Natur und Kunst bei ihm stehen, wo nie etwas andres als die volle und reine Natur und doch nie die bloße Natur, nie etwas Materielles erscheint. Von dem Plan seines neuen Gedichts sage doch noch nichts." Das verlorene Schema, das Goethe Eckermann gegenüber erwähnt, kann dieser Bericht natürlich nicht ersetzen, aber wir danken dem glücklichen Zufall, der uns diese indirekte Kunde aufbewahrt hat.

Im Anschluß an den Gefesselten Prometheus des Aeschylus einen Befreiten zu dichten war eine Idee Goethes, mit der er sich nach Schillers Zeugnis schon im Frühjahr 1795 beschäftigte; nach einer Notiz Riemers sind davon nur der erste Monolog und ein Chor der Nereiden, die den Prometheus in seiner Einsamkeit besuchen und bedauern, fertig geworden. Im Goethearchiv hat sich dann auch ein Quartblatt mit wenigen flüchtig geschriebenen und schwer lesbaren Versen gefunden, die zu diesem Drama zweifellos gehören. Diesen Chor, auch das war längst bekannt, hatte Goethe Anfang April 1797 in Humboldts Hände gegeben, der ihn zurückbehielt, so daß, da Goethe keine weitere Abschrift davon besaß, Schillers nach Humboldts Abreise nach Berlin geäußerter Wunsch ihn kennen zu lernen nicht erfüllt werden konnte, Schiller vielmehr an den inzwischen nach Dresden gereisten Freund sich verwiesen sah. Endlich steht fest, woran Düntzer ohne jede Veranlassung gezweifelt hat, daß Humboldt den Chor bei Körners in Dresden vorlas, von welcher Vorlesung Novalis später gehört hat. Rätselhaft blieb bei dieser Sachlage immer die merkwürdige Entführung eines Goetheschen Manuskripts durch Humboldt, zumal man aus dem erwähnten Wunsche Schillers glaubte schließen zu müssen, Goethe habe ihm eigentlich das Manuskript bestimmt und sich nur der Vermittlung Humboldts bedient. Unsre Briefe klären hier manches auf. Humboldt schreibt seiner Frau am 3. April 1797 aus Erfurt (S. 29): „Ich schicke Dir hier eine Abschrift eines angefangenen Chores aus Goethes gelöstem Prometheus, ein Gespräch der Okeaniden mit Prometheus. Es ist äußerst unvollendet noch und an einigen Orten

nicht einmal verständlich. Auch sind das Blut, die Wäsche usw. unangenehme Bilder; dennoch dachte ich, würde es Dir Freude machen. Man sieht ungefähr, wie Goethes Brouillons aussehen, und einzelne Bilder, wie das vom Zuschließen der Wunde sind doch merkwürdig, wenn ich sie auch nicht gerade schön nennen möchte. Auch den Schwamm des Meeres gelinde Geburt zu nennen wird Dir sicherlich gefallen. Goethe hat es mir mitgegeben, um ihm ein passendes Silbenmaß dazu aufzufinden." Karoline antwortet am 5. (S. 34): „Der Chor hat mich sehr gefreut. Die erste und zweite Strophe finde ich unendlich schön und antik. Das undeutliche Wort muß notwendig schwingt heißen und dann hat es den schönsten Sinn. Sehr schön finde ich ‚und die Kräfte werden sich eilig ergreifen'; aber das Folgende gefällt mir nicht; das Gleichniß ist nicht im Sinn der Alten." Die hier angeführten Worte und Wendungen finden sich in dem kurzen aus Goethes Nachlaß gedruckten Fragment (Goethejahrbuch 9, 3) nicht, das im übrigen genau so unvollendet und formlos sich darstellt, wie es Humboldt von seiner Handschrift berichtet. Die an Humboldt gegebene Abschrift hat also bedeutend mehr enthalten und dürfte mit der von Riemer gesehenen Niederschrift identisch sein: die Hoffnung, sie möchte vielleicht im Tegeler Archiv noch vorhanden sein, ist bis jetzt vergeblich gewesen und muß wohl leider definitiv aufgegeben werden. Evident ist jetzt aber, daß Humboldt den Chor nicht darum von Goethe erhielt, um ihn Schiller zu übergeben, und daß er ein Recht hatte, ihn bei sich zu behalten, bis er Goethes Wunsch, ihm ein passendes Silbenmaß, offenbar aus den antiken Dramatikern auszusuchen, erfüllen konnte. Allerdings haben sowohl der Dichter wie sein metrischer Beirat die Sache dann unglaublicherweise aus den Augen und dem Gedächtnis verloren und Goethe hat seine Dichtung wahrscheinlich nie wiedergesehen. Wie schon die angeführten Metaphern beweisen, muß das Fragment stilistisch höchst eigenartig gewesen sein.

Auch über Schiller enthalten die Briefe eine ganze Anzahl interessanter Mitteilungen. Die Trennung von ihm war für Humboldt das schmerzlichste Moment bei seinem Scheiden von Jena und später von Deutschland, obwohl er nicht ahnen konnte, daß es eine Trennung für immer sein würde. Als er von Schillers heftiger Erkrankung im Sommer 1804 erfährt, schreibt er (S. 240): „Schillers Übel hat mich sehr erschreckt. Indeß scheint es mir fast ein gutes Zeichen für seine Konstitution überhaupt, daß er kurzdauernde und heftige Übel bekommt, und lieb ist es mir, daß das, an dem er jetzt so fürchterlich gelitten, nicht in der Anstrengung seiner Arbeiten seinen Grund gehabt haben kann. Denn bewunderungswürdig bleibt es in der Tat, daß dieses fortwährende Produzieren ihn nicht sichtbar angreift. Es ist eine der schönsten Seiten an Schiller. Es zeigt, daß es in dieser schaffenden Phantasie wie in seinem Elemente leben kann; auch braucht er wirklich nicht einmal andre leichtere

Schicksal, den Wechsel, dem das Privatglück unterworfen ist, zum Hintergrunde. Dies wird prächtiger und feuriger; es wird weniger idyllenartig auf einzelne Lagen, friedlichen Genuß, noch mehr episch auf große Massen, Staaten und Völker, kühne Unternehmungen usw. hinweisen. Der ganze Ton von Anfang herein soll dies ankündigen und jeder Umstand dazu passen. So erscheint z. B. im Hermann die Feuersbrunst schon, wie sie verglimmt und nur noch der letzte Rauch aufsteigt; in diesem neuen Gedicht schlagen die vollen Flammen noch wild über einander. Was diesen Goetheschen Gedichten ein so schönes Leben und diese bewundernswürdige Individualität gibt, ist, daß er nichts schildert, was er nicht ganz oder doch einigermaßen gesehen hat. Davon geht er überall aus und da er nun auf der andern Seite diesen feinen und hohen Kunstsinn hat, so erkläre ich mir dadurch die unnachahmliche Haltung, in der immer Natur und Kunst bei ihm stehen, wo nie etwas andres als die volle und reine Natur und doch nie die bloße Natur, nie etwas Materielles erscheint. Von dem Plan seines neuen Gedichts sage doch noch nichts." Das verlorene Schema, das Goethe Eckermann gegenüber erwähnt, kann dieser Bericht natürlich nicht ersetzen, aber wir danken dem glücklichen Zufall, der uns diese indirekte Kunde aufbewahrt hat.

Im Anschluß an den Gefesselten Prometheus des Aeschylus einen Befreiten zu dichten war eine Idee Goethes, mit der er sich nach Schillers Zeugnis schon im Frühjahr 1795 beschäftigte; nach einer Notiz Riemers sind davon nur der erste Monolog und ein Chor der Nereiden, die den Prometheus in seiner Einsamkeit besuchen und bedauern, fertig geworden. Im Goethearchiv hat sich dann auch ein Quartblatt mit wenigen flüchtig geschriebenen und schwer lesbaren Versen gefunden, die zu diesem Drama zweifellos gehören. Diesen Chor, auch das war längst bekannt, hatte Goethe Anfang April 1797 in Humboldts Hände gegeben, der ihn zurückbehielt, so daß, da Goethe keine weitere Abschrift davon besaß, Schillers nach Humboldts Abreise nach Berlin geäußerter Wunsch ihn kennen zu lernen nicht erfüllt werden konnte, Schiller vielmehr an den inzwischen nach Dresden gereisten Freund sich verwiesen sah. Endlich steht fest, woran Düntzer ohne jede Veranlassung gezweifelt hat, daß Humboldt den Chor bei Körners in Dresden vorlas, von welcher Vorlesung Novalis später gehört hat. Rätselhaft blieb bei dieser Sachlage immer die merkwürdige Entführung eines Goetheschen Manuskripts durch Humboldt, zumal man aus dem erwähnten Wunsche Schillers glaubte schließen zu müssen, Goethe habe ihm eigentlich das Manuskript bestimmt und sich nur der Vermittlung Humboldts bedient. Unsre Briefe klären hier manches auf. Humboldt schreibt seiner Frau am 3. April 1797 aus Erfurt (S. 29): „Ich schicke Dir hier eine Abschrift eines angefangenen Chores aus Goethes gelöstem Prometheus, ein Gespräch der Okeaniden mit Prometheus. Es ist äußerst unvollendet noch und an einigen Orten

nicht einmal verständlich. Auch sind das Blut, die Wäsche usw. unangenehme Bilder; dennoch dachte ich, würde es Dir Freude machen. Man sieht ungefähr, wie Goethes Brouillons aussehen, und einzelne Bilder, wie das vom Zuschließen der Wunde sind doch merkwürdig, wenn ich sie auch nicht gerade schön nennen möchte. Auch den Schwamm des Meeres gelinde Geburt zu nennen wird Dir sicherlich gefallen. Goethe hat es mir mitgegeben, um ihm ein passendes Silbenmaß dazu aufzufinden." Karoline antwortet am 5. (S. 34): „Der Chor hat mich sehr gefreut. Die erste und zweite Strophe finde ich unendlich schön und antik. Das undeutliche Wort muß notwendig schwingt heißen und dann hat es den schönsten Sinn. Sehr schön finde ich ‚und die Kräfte werden sich eilig ergreifen'; aber das Folgende gefällt mir nicht; das Gleichniß ist nicht im Sinn der Alten." Die hier angeführten Worte und Wendungen finden sich in dem kurzen aus Goethes Nachlaß gedruckten Fragment (Goethejahrbuch 9, 3) nicht, das im übrigen genau so unvollendet und formlos sich darstellt, wie es Humboldt von seiner Handschrift berichtet. Die an Humboldt gegebene Abschrift hat also bedeutend mehr enthalten und dürfte mit der von Riemer gesehenen Niederschrift identisch sein: die Hoffnung, sie möchte vielleicht im Tegeler Archiv noch vorhanden sein, ist bis jetzt vergeblich gewesen und muß wohl leider definitiv aufgegeben werden. Evident ist jetzt aber, daß Humboldt den Chor nicht darum von Goethe erhielt, um ihn Schiller zu übergeben, und daß er ein Recht hatte, ihn bei sich zu behalten, bis er Goethes Wunsch, ihm ein passendes Silbenmaß, offenbar aus den antiken Dramatikern auszusuchen, erfüllen konnte. Allerdings haben sowohl der Dichter wie sein metrischer Beirat die Sache dann unglaublicherweise aus den Augen und dem Gedächtnis verloren und Goethe hat seine Dichtung wahrscheinlich nie wiedergesehen. Wie schon die angeführten Metaphern beweisen, muß das Fragment stilistisch höchst eigenartig gewesen sein.

Auch über Schiller enthalten die Briefe eine ganze Anzahl interessanter Mitteilungen. Die Trennung von ihm war für Humboldt das schmerzlichste Moment bei seinem Scheiden von Jena und später von Deutschland, obwohl er nicht ahnen konnte, daß es eine Trennung für immer sein würde. Als er von Schillers heftiger Erkrankung im Sommer 1804 erfährt, schreibt er (S. 240): „Schillers Übel hat mich sehr erschreckt. Indeß scheint es mir fast ein gutes Zeichen für seine Konstitution überhaupt, daß er kurzdauernde und heftige Übel bekommt, und lieb ist es mir, daß das, an dem er jetzt so fürchterlich gelitten, nicht in der Anstrengung seiner Arbeiten seinen Grund gehabt haben kann. Denn bewunderungswürdig bleibt es in der Tat, daß dieses fortwährende Produzieren ihn nicht sichtbar angreift. Es ist eine der schönsten Seiten an Schiller. Es zeigt, daß es in dieser schaffenden Phantasie wie in seinem Elemente leben kann; auch braucht er wirklich nicht einmal andre leichtere

Beschäftigungen, um besser zu jenen zurückzukehren, wie Goethe so offenbar. Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft bleiben. Er ist immer der Einzige gewesen, mit dem ich recht eigentlich habe reden und leben können, dem ich wirklich Genuß gab und von dem ich Genuß und Stimmung zugleich erhielt;" indem er dann ihr dauerndes Getrenntsein beklagt, aber wie etwas Unabänderliches ansieht, da Weimar für eine Natur wie die Schillers sicherlich die allerbesten Existenzbedingungen darbiete, er selber dagegen, um dort zu leben, alle andern Rücksichten würde opfern müssen, schließt er mit den Worten: „Daß er mir nicht schreibt, begreife ich, ob es mir gleich leid tut. Wenn die Entfernung groß und die Hoffnung wieder beisammen zu sein fast null ist, so erstirbt nach und nach das Interesse an jedem Briefwechsel. Indeß wird man sich darum nicht fremd." Niemand gewiß konnte Goethes liebevolle Verehrung für Schiller, die wir ihn oben aussprechen hörten, wärmer mit- und nachfühlen als Humboldt. Beide Dichter, bei aller Verschiedenheit verwandt, erschienen ihm als Typen großer Menschheit, wie er einmal der Gattin schreibt (S. 261): „Der Mensch muß sich eigentlich ein beschränktes, bestimmtes Objekt machen und an das sich wenigstens auf eine Zeitlang verlieren können. Du wirst das in Goethe und Schiller oft bemerkt haben. Schiller ist nur darin freier, weniger gebunden durch seine Natur, daß er sein Objekt mit mehr Unabhängigkeit wählt und es, wenn die Arbeit vorbei ist und die Ruhe zurückkehrt, mit allgemeinerem Blick überschaut. Aber beide heften sich fest, vergessen eigentlich immer über einem alles, wenn sie gleich das All in dem Einen darstellen wollen." Mancherlei Augenblicksbilder aus Schillers Leben ziehen in den Briefen an uns vorüber. Wir schauen im November 1794 in das Redaktionsbureau der Horen (S. 20): der von den Freunden nicht sehr ernst genommene junge Historiker Woltmann hat ein starkes Manuskript über Kaiser Friedrich Barbarossa (vielleicht identisch mit Nr. 7a in Goedekes Grundriß² 6, 318) eingeschickt, das, wenn es Schiller nicht gelingt, rasch etwas Besseres an seiner Stelle zu verfassen, „geschluckt" werden muß; erfreulicher erschien eine Manuskriptsendung von Goethes Kunstfreund Heinrich Meyer; auch der alte Gleim (nicht Klein, wie im Text steht; vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 36) machte sich anheischig, jährlich zwei Bogen zu liefern, deren Honorar von zehn Louisdor er Schiller zur Ausstattung eines armen Mädchens überlassen wollte. Im Frühjahr 1797 noch vor den Tagen der Eisheiligen zieht Schiller in seinen Garten an der Leutra, wo Karoline ihn täglich besucht, und fühlt von dem Leben im Freien auf seine Gesundheit den wohltätigsten Einfluß (S. 49. 53. 68. 71). Im Herbst 1802 hat Humboldt, im Frühjahr 1804 Karoline Schiller das letzte Mal gesehen. Er plante damals bereits, mit seiner Frau, deren Entbindung im Juli bevorstand, für mehrere Monate nach Jena zu ziehen (S. 144). Ende April, als Karoline einmal von Erfurt

herüberkam, hatte er sich plötzlich mit Lotte und seinen beiden Söhnen nach Berlin aufgemacht, was seine Schwägerin für einen argen Geniestreich erklärte, da er ohne alle vorbereitenden Schritte dahin gereist sei, während man in Weimar glaube, er sei bloß nach Leipzig (S. 152). Auch Humboldt stand dieser Reise und Schillers gesamten Berliner Plänen und Hoffnungen sehr skeptisch gegenüber: „Schillers Abreise," schreibt er (S. 175), „ist ein wahrer Geniestreich. Schon öfter haben wir in ihm gesehen, wie es geht, wenn einer, der immer nur in seinen Dichtungen lebt, auf einmal ins Leben eingreifen will. Fast alle Pläne, die wir von ihm noch bisher kannten, waren barock oder wurden so ausgeführt. Ich zweifle daran, daß er Glück in Berlin macht. Man hat schon Vorurteil gegen ihn, man wird ihn stolz und wenig angenehm finden und er wird unzufrieden mit der Stadt und den Menschen zurückkommen, wenn nicht die Sucht, die man jetzt in Berlin zu haben scheint, auf einmal alles für Wissenschaft und Kunst zu tun, auch ihm nützlich wird." Mit dieser Prophezeiung hat zwar Humboldt erheblich zu schwarz gesehen, aber auch Schiller entschied sich, wie bekannt, trotz aller Reize, die ihm das Dasein in der Großstadt bot, vorläufig dafür, in Weimar zu bleiben, und das frühe Ende seines Lebens verhinderte die Weiterentwicklung seiner angeknüpften preußischen Beziehungen. Auch von den hochherzigen Geldspenden Dalbergs an Schiller hat Karoline damals im geheimen Kunde erhalten (S. 160), hat sich aufs neue an Schillers meisterhaftem Gespräch erbaut, unter dessen begeisterndem Eindruck sie auch ihren Reisebegleiter Kohlrausch sah (S. 184), und berichtet noch von des Dichters heftiger Kolik, die ihn nach einer Erkältung bei einer abendlichen Fahrt nach Dornburg Ende Juli, gerade als seine Tochter Emilie geboren wurde, an den Rand des Grabes brachte („Er selbst soll immer laut geschrieen haben: ich halte es nicht mehr aus! wenn es nur schon aus wäre!" S. 219).

Von Schillers Dichtungen wird zunächst der Wallenstein erwähnt. Goethes hohes Honorar für Hermann und Dorothea veranlaßt Humboldt bei Schiller anfragen zu lassen, ob er nicht sein Drama auch teurer verkaufen wolle; er sei bereit, sich in Berlin nach einem Verleger umzuhören (S. 51). Karoline aber antwortet (S. 61): „Für den Wallenstein ist Schiller ganz dezidiert ihn Cotta zu lassen, aber er denkt auf andern Verdienst, wo er die Kerls, wie er sich ausdrückt, sich will überbieten lassen und aufs äußerste treiben"; wir wissen nicht, was hiermit gemeint ist. Eine eigenartige Nachricht gibt Karoline ihrem Gatten am 26. Mai 1797 (S. 71): „Schiller bittet dich, ihm alle deine übersetzten pindarischen Oden zu schicken und ihm, wenns irgend eine gäbe, eine deutsche oder französische oder lateinische Übersetzung des ganzen Pindars zu empfehlen. Er will sich einige Wochen ausschließend mit dem Pindar beschäftigen, sich recht eigentlich mit ihm vertraut machen, um dann eine pindarische Ode für

den Almanach zu verfertigen, zu der er das Sujet schon mit sich herumträgt. Er wollte nichts bestimmteres darüber sagen, als daß die Hauptidee der Ode sein sollte, daß das Glück über das Verdienst gehe, freilich eine höchst antike und auch eine höchst pindarische Idee." Humboldts Antwort fehlt. Von diesem Plane war bisher nichts bekannt, ja er bezeugt uns eine unerwartete Wendung in Schillers Ansichten. Im Oktober 1794 schrieb ihm Körner, er lese jetzt Pindar, der ihm anfänglich gar nicht habe schmecken wollen, jetzt aber allmählich verständlicher werde; bei allen poetischen Schönheiten im einzelnen scheine ihm doch im Hinblick auf die äußere Veranlassung dieser Gesänge die Muse zur Sklavin des Reichtums erniedrigt und bezahlte Begeisterung habe etwas Empörendes (Briefwechsel 3, 207). Darauf hatte Schiller geantwortet (Briefe 4, 45): „Pindar hat mir nie behagen wollen und mein erstes Gefühl empörte sich auch gegen diese Wegwerfung des Genies." Es kann nicht zweifelhaft sein, daß es Humboldts Einfluß zuzuschreiben ist, der seit der Jugendzeit ein begeisterter Verehrer und Interpret des thebanischen Sängers war und kurz vorher einen eigenen Aufsatz über ihn verfaßt hatte, der Schiller nicht unbekannt geblieben sein wird, wenn dieser jetzt nicht nur ganz anders von Pindar dachte, sondern sogar ein eigenes Studium ihm widmen wollte, um ein modernes Gegenstück dichten zu können. Allerdings nicht in pindarischer Form, sondern in Distichen ist nach längeren metrischen Diskussionen mit Goethe über die Verwendbarkeit dieses Maßes bei einem Gegenstande voll hymnischen Schwungs das Gedicht Ende Juli 1798 geschrieben und im Almanach für 1799 gedruckt worden („Das Glück" Sämtliche Schriften 11, 269; vgl. Düntzer, Schillers lyrische Gedichte 4, 4, 75). Mir scheint, daß wir Schillers metrische Wahl billigen müssen, denn die Strophengebilde der griechischen Lyrik machen uns Deutschen bei weitem nicht den Eindruck festgefügter und in sich vollendeter künstlerischer Formen, den wir bei dem Distichon im höchsten Maße lebendig empfinden; während dieses fast ein deutsches Metrum geworden ist, sträuben sich jene gegen jede Germanisierung bis auf den heutigen Tag. Als Karoline 1804 nach Deutschland kam, war gerade der Tell vollendet und in Weimar aufgeführt worden (S. 145); sie las ihn im Manuskript und schreibt darüber an Humboldt (S. 185): „Es ist ein wirklich großes Werk seines Genies, das ich weit über die Braut hinaussetze. Mit bewunderungswürdigem Geiste hat er die sehr vereinzelten Gestalten, die in dem Stück auftreten und die die Geschichte nennt, und die zerstreuten Fakta in einem Ganzen zu vereinigen gewußt und Tell, den Helden des Stücks, auf eine wunderbare Weise dadurch herausgehoben, daß er ihn zuerst bei der lebensgefährlichen Rettung eines andern auf eine hohe Art zeigt, ihn dann von allen gemeinschaftlichen Beratungen der unterdrückten Schweizer entfernt hält bis zum Augenblick, wo er handelnd wieder erscheint und ohne Beistand, bloß durch den Rat geleitet,

den er aus seiner eigenen, tief durch Vatergefühle verwundeten Brust nimmt, den tyrannischen Vogt stürzt. In dem Stück ist nichts Unnützes, nichts Weitschweifiges, nichts, was wegbleiben könnte, auch nicht ein Wort. Mich verlangt sehr es in deinen Händen zu wissen, denn du wirst eine große Freude und Genuß daran haben"; ähnlich hatte Goethe kurz vorher an Humboldt über das Drama geschrieben (S. 223). Endlich noch ein verstecktes Schillerzitat: die S. 237 von Humboldt zitierten Verse „Hohe Weisheit, tritt zurück, weiche vor der Liebe!", die er und seine Frau sich immer in Auleben (wohl im Winter 1792/93) sagten, entstammen dem „Triumph der Liebe" in der Anthologie von 1782, Schillers ältester lyrischer Sammlung („Weisheit mit dem Sonnenblick, große Göttin, tritt zurück, weiche vor der Liebe!" Sämtliche Schriften 1, 242).

Mit Goethe und Schiller ist der literarische Stoff des Bandes nahezu erschöpft; sonstige literarische Eindrücke und Urteile sind selten. An vielen Stellen werden Homerische Worte und Wendungen, die Karoline wie den Kindern im Urtext geläufig waren, zitiert (S. 9. 10. 59. 74. 151. 228. 242), was uns nicht wundernehmen kann bei dem Manne, der im Alter erklärte, daß nichts in den höchsten Momenten des Lebens wie im Moment des Todes ihm so sehr das Gefühl des Übergehens der Menschheit in die Gottheit zu geben vermöchte als einige Verse des Homer, und wenn sie aus dem Schiffskatalog wären. Auf der Reise durch Südfrankreich las Humboldt zufällig Lessings Miß Sara Sampson, die er noch nicht kannte; sein Urteil lautet (S. 84): „Die ersten Akte kommen mir aber fürchterlich vor, zugleich matt und doch ungeheuer gewaltsam und so geschmacklos prosaisch." In Rom liest er im Frühjahr 1804 einmal wieder den größten romantischen Epiker, Ariost, den er in der Schrift über Hermann und Dorothea (Gesammelte Schriften 2, 162) so glänzend als moderne Kontrastfigur zu Homer charakterisiert hatte, und erklärt (S. 165): „Von der übermäßigen Bewunderung Ariosts bin ich doch etwas zurückgekommen. Es sind erstaunlich leere Gesänge, einige Fabeln, die ganze Verrücktheit Rolands, das Holen seines Verstandes vom Himmel, sind mir [nur?] abgeschmackt und nicht graziös und es ist nirgends ein Ganzes, auch nicht einmal in seiner Phantasie. Bei einem auch durchaus rhapsodistischen Plan mußte er doch eine eigene Welt haben, aber nein, es ist zusammengeflickt und oft geborgt. Nur die unbegreifliche Leichtigkeit, die Stärke und Grazie der Sprache reißen immer hin und daher kann man ihn gewiß ungeheuer oft lesen."

Noch bleibt uns die Aufgabe, die bedeutenderen Persönlichkeiten zu betrachten, von denen die Briefe berichten. Ihre Reihe sei eröffnet mit Alexander von Humboldt, von dem uns hier weitere glänzende, durch Klarheit und Objektivität ausgezeichnete Charakteristiken gegeben werden, inhaltlich zwar fast nirgends neu, weil durchweg mit den ähnlichen Äußerungen des ersten Bandes übereinstimmend, aber wichtig durch ihre

Ausführlichkeit sowie als Resultate einer durch längere Lebenserfahrung und wiederholtes Nachdenken gereiften psychologischen Betrachtung. Im August 1804 betrat der einmal fälschlich Totgesagte (S. 199; er sollte in Acapulco am gelben Fieber gestorben sein) nach fünfjähriger Abwesenheit, reich an Ruhm und wissenschaftlichen Erfolgen, mit einem der gesamten zivilisierten Welt beider Hemisphären längst wohlvertrauten Namen, in Bordeaux wieder den europäischen Boden, nachdem er noch den Vereinigten Staaten und ihrem Präsidenten Jefferson einen kurzen Besuch gemacht hatte (S. 212. 219. 220. 225). In Paris traf er dann, ihm selbst unerwartet, mit der Schwägerin Karoline zusammen und folgte ihr im Frühjahr 1805 nach Rom zu mehrmonatlichem Aufenthalt. In Paris lebte er, wie Karoline vorausgesagt hatte, in süßem Weihrauch und wurde wie ein Wundertier angestaunt (S. 220. 232), voll von Plänen und Ideen echt wissenschaftlicher Genialität, in seiner liebenswürdigen Weise beständig aus seinen reichen Sammlungen und Erinnerungen mitteilend, durch seinen geistreichen Witz, der so gern ins Moquante hinüberspielte, einer der beliebtesten Gäste der Salons, in immerwährender körperlicher und geistiger Beweglichkeit, seinen Ruhm aus voller Seele genießend wie nur je ein siegreicher Feldherr seine Triumphe. In der Erwartung des Wiedersehens tritt Humboldt das Bild des jüngeren Bruders, den er trotz aller tiefen und nie zu verwischenden Gegensätze ihrer Naturen innig liebte und tief achtete, so lebhaft vor die Seele, daß er viermal Gelegenheit nimmt, sich ausführlich über ihn zu verbreiten (S. 233. 247. 252. 260): wie zwei entgegengesetzte Pole sieht er sein und des Bruders Wesen auseinandergehen, er selbst der Typus der durchaus nach innen, Alexander der der durchaus nach außen strebenden Individualität; mit dieser Formel faßt er scharf und treffend alle ihre Gegensätze, Eigenschaften und Neigungen, die nur einzelne Folgen und notwendige Äußerungsformen jenes Grundkontrastes sind. Alexander war in allem, innerlich wie äußerlich, wie Karoline fand, unbeschreiblich unverändert geblieben (S. 231). Im einzelnen fallen naturgemäß mehr Streiflichter auf die weniger angenehmen Seiten seines Wesens als auf die entgegengesetzten, die zwischen den Gatten keiner Erörterung bedurften: so auf seine Eitelkeit und Moquerie (S. 44. 177), auf seine Unfähigkeit, eine tiefe, die Seele erfüllende Empfindung zu haben und auszusprechen (S. 183. 274. 287). Karoline glaubte, daß der berauschende Pariser Empfang Alexanders Deutschheit ernstlich gefährden könne (S. 226. 249), und beide Gatten mußten es sehr diplomatisch anstellen, bis sie ihn von der Abneigung gegen Berlin und von der Absicht, den König und alle seine heimatlichen Beziehungen und Freunde zu brüskieren, abbrachten (S. 182. 225. 232. 247. 249). Ein hübscher Brief Alexanders an Wilhelm aus Paris (S. 265) sei noch besonders erwähnt, da wir nur spärliche Reste der Korrespondenz der Brüder besitzen. — Von Personen

des Berliner Kreises, aus dem Humboldt, wie bekannt, durch seine Verbindung mit Karoline allmählich herauswuchs, wird nur Henriette Herz einmal mit der kühlen Bemerkung „Sie ist wie immer" erwähnt (S. 56). Auch die alten Jugendfreunde Brinkmann und Gentz begegnen nur in der vordersten Partie des Bandes in einigen Berliner Briefen: Brinkmann fiel bei aller natürlichen Güte, Bildung und Anhänglichkeit Humboldt doch durch seine immer noch zunehmende Geschwätzigkeit auf die Nerven (S. 14. 49. 51), wurde aber 1797 ihm durch seine metrischen Einsichten und Überzeugungen wieder interessanter, von denen später auch Goethe auf Humboldts Rat Nutzen ziehen wollte (S. 57; Brinkmanns hier erwähnte Xenien sind nicht bekannt); mit Gentz, den er ganz unverändert fand, hatte er 1792 ein interessantes Gespräch über seine bevorstehende Heirat (S. 14. 49. 57). Bei Rahel Levin verkehrte Humboldt 1797 viel und gern und war von ihr sehr angetan, obwohl er sie wegen ihres schon damals großen Freundes- und Verehrerkreises selten allein fand und in größerer Gesellschaft ein lautes und weniger feines Wesen sie minder angenehm erscheinen ließ, zumal es mit der Zeit stärker hervortrat (S. 48. 51. 53. 55. 67). — Aus dem Weimarischen Kreise sind Goethe und Schiller bereits besprochen worden. Die Herzogin Anna Amalie hat Humboldt nicht sonderlich gefallen, er fand sie uninteressant (S. 22. 41). Karl August heißt einmal scherzhaft der Tyrann (S. 39), ohne daß Näheres von ihm berichtet würde. Über die russische Heirat des Erbprinzen Karl Friedrich teilt Karoline einigen Weimarischen Klatsch mit (S. 154. 168). Lotte Schiller betrifft ein nicht ganz geschmackvoller Witz Humboldts (S. 241). Für Karoline Wolzogen sind die Sympathien wesentlich abgekühlt: „Karolinen finde ich nach und nach wieder," schreibt Frau Humboldt 1804 (S. 167), „wann ich mich mit ihr ausspreche; doch hat ihr, dabei bleibe ich, die Heirat und das Prekäre ihrer Lage und der Aussichten und Pläne ihres Mannes reellen Schaden getan"; ferner schreibt sie ihr „immer tausend Projekte und wenig Festes" zu und wagt sogar den Satz „insoweit Karoline Leidenschaft empfinden kann" (S. 160. 208). Man sieht mit Genugtuung, weil dadurch Licht fällt auf Schillers seinerzeit von Humboldts zunächst nicht gebilligte Wahl unter den Schwestern, daß sie jetzt in bezug auf Karolinens Charakter erkannten, in welcher falschen Illusion sie sich früher befunden hatten; ob wirklich Karoline durch ihre Heirat so heruntergezogen worden ist, wie Frau Humboldt es hier aus leicht erklärlichen Gründen auffassen will, braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Eines Scherzes Humboldts über Wolzogen (S. 29) sei im vorbeigehen gedacht. Knebel fand Humboldt sehr amüsant, da er im Erzählen von kleinem Weimarischen Stadtklatsch sein Wesen so possierlich zu entfalten verstand (S. 40). Auch Dalberg, der große, begeistert verehrte Freund aus Jugendtagen, wird mehrfach recht kühl beurteilt. „Der Koadjutor war wie immer," schreibt Humboldt im April 1797 aus

Erfurt (S. 27); „über die politischen Verhältnisse spricht er mit großer Erbitterung, aber immer in Beispielen aus der römischen Geschichte. Ich habe schlechterdings kein einziges Wort von ihm gehört, das der Mühe wert gewesen wäre“; und weiter in demselben Briefe (S. 28): „Der Koadjutor hat öffentlich etwas erscheinen lassen, was ihm wenig Freude machen wird, eine Deklaration seiner Meinung über den Krieg und die Art den Krieg fortzuführen, die in mehreren Zeitungen gedruckt ist, und wo er wieder mit Beispielen aus der römischen Geschichte und dem dreißigjährigen Kriege dartut, daß nur dann die Sache gut gehen könnte, wenn Österreich Deutschland ganz eigenmächtig behandelte und über Menschen und Geld ganz nach eigenem Belieben schaltete“; Dalbergs Biograph, Beaulieu-Marconnay, erwähnt diesen Zeitungsaufruf nicht, teilt indessen (Karl von Dalberg und seine Zeit 1, 218) einen aus derselben Zeit stammenden Brief Dalbergs an seinen Vetter mit, der ganz ähnliche Gedanken entwickelt und von dem er mit Recht sagt, er zeige eine Unkenntnis der politischen Lage und der maßgebenden Persönlichkeiten am Wiener Hofe, die rührend sei, wenn man sie nicht in Dalbergs Stellung höchst bedauerlich finden müßte. Karoline besuchte Dalberg, der inzwischen Kurfürst geworden war, im Juni 1804 in Aschaffenburg und sah ihn dann im Dezember nochmals in Paris, wohin er zu Napoleons Kaiserkrönung gereist war: er trat ihr mit der alten, unbeschreiblich herzlichen Freundlichkeit entgegen; sein alter Wunsch, die Freunde um seinen Thron zu versammeln, war noch immer in ihm lebendig (S. 184. 284). Diese kühleren Urteile über Menschen wie Karoline Wolzogen und Dalberg, die sie einst mit Begeisterung verehrten, zeigen uns nicht nur die gereiftere Menschenkenntnis des Humboldtschen Paares, sondern auch, wie hohe Maßstäbe die jetzt an die Menschen anlegten, denen die enge Freundschaft mit Schiller und Goethe zuteil geworden war. — Aus dem Pariser Freundeskreise heben sich zwei Gestalten überragend heraus, der wunderliche, aber geistvolle Sonderling Gustaf von Schlabrendorf und Frau von Stael. Zu beiden gewannen Humboldts in Paris enge, das ganze Leben hindurch gepflegte freundschaftliche Beziehungen: Schlabrendorf stand Karoline näher (ihre interessanten Briefe an ihn hat Wentzel Im neuen Reich 1878 2, 497. 543 unvollständig und sehr fehlerhaft herausgegeben), Frau von Stael Humboldt. Schlabrendorf hätte längst eine monographische oder wenigstens essayistische Behandlung verdient: so sind wir immer noch auf Varnhagens ungenügende Skizze (Vermischte Schriften[3] 1, 340) angewiesen. Der hochgebildete, durch langjährige Reisen früh gereifte und weltkundige Mann lebte seit 1789 in Paris und hatte alle Phasen der großen politischen Bewegung als teilnahmsvoller Betrachter miterlebt und mitempfunden; er lebte in großer Dürftigkeit, mit allem Zubehör einer zynischen Gewöhnung, wie ein Diogenes in der Weltstadt, überlaufen von unzähligen Besuchen, ein Virtuose des

geistreichen dialektischen Gesprächs wie Humboldt, der ihm während seines Pariser Aufenthalts nahetrat. Nach dem ersten Wiedersehen im Juni 1804 schreibt Karoline (S. 193): „Sein Äußeres hat sich nicht verändert, sein Auge ist womöglich noch klarer und geistvoller geworden; den großen Schmerz seines Lebens [Beziehung mir nicht bekannt] trägt er wie immer in der tiefbewegten Brust, aber sein Ausdruck hat darüber vielleicht etwas Milderes bekommen." Sie berichtet dann noch einige Einzelheiten von seiner damaligen Lage und hätte wie auch Humboldt den mißgestimmten, vereinsamten, stark quietistischen Mann, der durch ihre Gegenwart und erneuerte Freundschaft wieder neu belebt wurde, gar zu gern überredet, Paris zu verlassen und nach Rom überzusiedeln (S. 205. 208. 213. 274), ein Entschluß, den der Alternde nicht ernstlich ins Auge zu fassen vermochte. Kam doch auch eine damals projektierte Reise in seine schlesische Heimat, bei der es sich um die Rettung seines durch seine dauernde freiwillige Verbannung gefährdeten großen Vermögens und die drohende Konfiskation seiner Güter handelte (vgl. darüber Grünhagen in der Allgemeinen deutschen Biographie 31, 321), trotz aller gemachten Vorbereitungen nicht zur Ausführung (S. 193. 205. 207. 213. 288). Karoline hoffte, er werde Weimar auf dieser Reise berühren und sich mit Schiller anfreunden, auch Karoline Wolzogen wiedersehen die ihn seit ihrer Pariser Reise leidenschaftlich verehrte (S. 208). — Zwischen Frau von Stael und Humboldt hatte sich seit seinem Weggang von Paris ein reger Briefwechsel entwickelt: jetzt sah sie Karoline im April 1804 in Weimar wieder, wie sie auf der Rückreise von Berlin durch die Nachricht vom Tode ihres Vaters Necker, an dem sie mit schwärmerischer Liebe hing, in den tiefsten Schmerz versenkt wurde (S. 152; vgl. auch Euphorion 3, 424); bald darauf trafen sie sich nochmals in Mailand, beide auf der Reise nach Rom begriffen (S. 294. 296). Über sein Verhältnis zu Frau von Stael spricht sich Humboldt am 26. Mai 1804 folgendermaßen aus (S. 176): „Der Stael habe ich wirklich nicht wieder geschrieben. Es wird mir aber auch allemal sehr sauer. Der Briefwechsel mit ihr hat nichts sehr befriedigendes und trotz aller unsrer gegenseitigen Zuneigung ist doch eine unendliche Kluft zwischen uns beiden. Das habe ich oft gefühlt; auch, muß ich gestehen, ist sie meist herzlicher mit mir gewesen als ich mit ihr. Eben das, was du auch anführst, das Treiben nach Ruhm und Lärm ist mir durchaus entgegen; sie hat keine Stille im Gemüt .... Jeder von uns beiden hat den andern recht gern, aber jeder kennt doch, auch der Gattung nach, etwas Besseres und ihm Heimischeres .... Im Grunde ist ein Wesen wie das Deine, das sich immer gleich bleibt, nicht für sie. Es muß einzelne Blitze geben, wo sie wahres Feuer erkennen soll." Humboldts schönen und inhaltreichen Briefen an Frau von Stael merkt man es wahrlich nicht an, daß sie ihm sauer geworden wären, und ihr Aufenthalt in Rom im Frühjahr 1805 ließ ihn auch persönlich

wieder wärmer über sie urteilen; ist sie es doch, der er dann in dem ersten unermeßlichen Schmerz über Schillers Tod jene erhabene Charakteristik des dahingegangenen Freundes entworfen hat, die zweifellos der allerschönste seiner vielen bedeutenden Briefe ist. Ich weise noch auf ein Bonmot der Frau von Stael (S. 153) hin und hebe endlich folgende Stelle aus einem Briefe Humboldts vom 5. Januar 1805 aus (S. 292): „Über Wilhelm Schlegel und der Stael ihre Verliebtheit in ihn habe ich einen göttlichen Brief von Brinkmann, sehr amusant, aber voll bitterer Malice gegen Schlegel, die Stael und mich. Er möchte mich gern eifersüchtig machen. Ich bin aber nie in die Stael verliebt gewesen und es hätte meiner Menschenkenntnis wenig Ehre gemacht, wenn ich es je hätte werden können." Ausgangs 1804 sah Karoline auch Friedrich Schlegel in Paris, der in der Hoffnung auf eine in Köln unter französischer Herrschaft zu errichtende Universität, an der er angestellt werden wollte, sich ohne Erfolg wartend dort aufhielt (vgl. Dorothea von Schlegel 1, 142. 143); auf die Nachricht davon schreibt Humboldt (S. 292): „Schlegels Lage dauert mich. Ich habe eigentlich Liebe zu ihm und habe sie immer gehabt." — Von den politischen Persönlichkeiten des damaligen Preußen werden Haugwitz und Hardenberg genannt. Haugwitz, den Humboldt im Mai 1797 aufsuchte, war von ausgesuchter Freundlichkeit und versprach Empfehlungen durch ganz Italien für die projektierte Reise (S. 56). Als er im Sommer 1804 nach längerem Provisorium definitiv durch Hardenberg ersetzt wurde, schrieb Humboldt (S. 227): „Haugwitzens Abgang weiß ich bis jetzt nur indirekt. Mir ist er sehr unlieb. Ich war ihm gut; er war noch menschlicher, als ich mir Hardenberg denke, und in Geschäften, besonders diplomatischen, die doch meist nur eine Art unnützen Spiels sind, ist nichts so gut als leben und leben lassen. Er half nicht leicht einem, weil er allen gleiche Hoffnungen machte, aber er hatte auch selten Gegenpläne und war folglich null, was mir, da ich andre Unterstützung hatte, genügte. Indeß ist mir auch Hardenberg sehr recht und vielleicht kann ich von ihm noch mehr erwarten, teils weil er an den Geschäften ernstlicheren Anteil nimmt als Haugwitz und ihm also auch eher der Gedanke kommen kann, jemanden weiter zu bringen, teils weil er mir und vorzüglich Alexandern gut ist .... Wer übrigens so wenig Pläne macht als ich, dem kann alles ziemlich gleichgültig sein"; ähnlich etwas später (S. 240): „Sonst liebte ich Haugwitz und verliere ihn ungern. Der Neue hat schon in seiner Namensunterschrift etwas zu Steifes und Pedantisches. Man muß nun sehen, wie alles wird. Mir kann es noch am ersten gleich viel gelten. Ich liebe Rom und Italien und am Ende brauchen wir den Dienst nicht, wenn er einmal unangenehm würde." Ein eigenhändiger Brief Hardenbergs bat ihn dann um die Fortdauer seines Vertrauens in den neuen Verhältnissen (S. 258). Zum ersten Mal erklingt hier ein vereinzelter Ton aus der politischen Welt herüber, in die uns der nächste Band voll hineinführen wird.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken. S. 19. 70. 305 ist überall „Loder" statt „Loden" zu lesen. — S. 21. Nr. 11 ist vom 4. und Nr. 12 (S. 23) vom 5. Juni 1795 zu datieren: „wir" im Eingang von Nr. 11 sind Humboldt und Goethe (vgl. Briefe 10, 413); zu der Hofeinladung vgl. Karl Augusts Billett an Goethe vom 4. Juni (Briefwechsel 1, 195); Karolinens Besuch wurde wohl durch Goethes Backengeschwulst vereitelt (vgl. Briefe 10, 265; Charlotte von Schiller 1, 444). — S. 24. Nr. 13 ist vom 28. Oktober 1796 zu datieren; vgl. Gesammelte Werke 5, 172. — S. 26. Das Datum von Nr. 15 ist sicher; vgl. Goethes Tagebücher 2, 63. — S. 44 ist „Scherer" statt „Schnorr" zu lesen und der junge Chemiker dieses Namens gemeint, der mit einem herzoglichen Reisestipendium zum Studium der Technologie nach England und Schottland ging; vgl. Goethes Briefe 12, 137 und Allgemeine Deutsche Biographie 31, 100. — S. 51. Über den Grafen Karl von Finckenstein vgl. Aus Rahels Herzensleben S. 1. — S. 85 ist „Barbe" statt „Verbo", S. 93 „Prestamero" statt „Prestuano" zu lesen; vgl. Gesammelte Schriften 3, 115. 134. — S. 126. Gemeint ist Graf Adam Gottlob Detlef Moltke, der Jugendfreund Niebuhrs, der niemals eine Staatsstellung bekleidet hat; vgl. über ihn Carstens in der Allgemeinen Deutschen Biographie 22, 156. — S. 154 ist „Schütz" statt „Schötz" zu lesen. — S. 194 ist der unvollständige Name „Redern" zu ergänzen. — S. 238 ist „Villoison" statt „Villochin" zu lesen. — S. 244 ist sicher nicht der Publizist Rehberg, sondern dessen Bruder, der Historienmaler, gemeint; vgl. über ihn Holland in der Allgemeinen Deutschen Biographie 27, 584. — S. 244. Ein großer Teil von Nr. 103 ist nach einer Abschrift Schlabrendorfs gedruckt Im neuen Reich 1878 2, 549. — S. 248. Das Zitat findet sich in der Jenaer Literaturzeitung 1804 1, 608. — S. 249. 305. „Moses" kann natürlich nicht Mendelssohn sein, der bereits 1786 gestorben war. Ich kann die Beziehung nicht deuten. — S. 250. Über Souzas vgl. Humboldts Reisetagebuch von 1796 S. 107. — S. 266 ist statt „Govat" wohl „Garat" zu lesen; vgl. Lettres à Schweighäuser S. 103. — S. 280 ist „Gierlev" statt „Gierler", S. 289 „Riboenet" statt „Rihouert" zu lesen; der letztere war Bankier, nicht Anwalt, wie S. 306 gesagt wird. — S. 293. Den Übergang über den Mont Cenis im Eisschlitten schildert eingehend Karolinens Brief an Schlabrendorf vom 16. Januar 1805 (Im neuen Reich 1878 2, 501).

Jena. Albert Leitzmann.

Glaß Max, Klassische und romantische Satire. Eine vergleichende Studie. Stuttgart 1905, Strecker und Schröder.

„Vergleichende Studie" brauchte sich diese ganz nett gemachte Zusammenstellung der Stichscheiben klassischer und romantischer Satire nicht gleich zu

nennen, zumal sie sich für die eine Seite auf die Xenien beschränkt und die ganze Fülle der Invektiven Goethes außer acht läßt. Auch auf die Form der Satiren geht sie (S. 11. 15) nur in leichtem Antasten ein. Gelungen ist aber der häufige Nachweis unmittelbar übernommener Motive und eigentlicher Reminiszenzen (z. B. S. 59. 61); es zeigt sich wieder, wie stark der angeblich „unerschöpfliche Reichtum" romantischer Phantasie und Ironie aus ererbtem Gut gespeist wurde.

Im einzelnen hat uns die Kontrastierung Tiecks mit den Schlegel (S. 14) gefallen. Der Hexameter, der den Jambus malt (S. 41), hinkt bei Glaß noch mehr, als es seine Aufgabe verlangt. Kühn ist auch (S. 40) der transitive Gebrauch des Verbums „abblitzen"!

Berlin. Richard M. Meyer.

Deibel Franz, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule, Palästra XL. Berlin, Mayer und Müller. 1905. 5.60 M.

Mit seltenem Geschick hat der Verfasser seine Untersuchung unter einen Titel zusammengefaßt, der mit Präzision ihren wissenschaftlichen Gesichtspunkt, ihr Ziel und ihren Inhalt bezeichnet. Dadurch erhält auch der Rezensent von vornherein einen klaren, bestimmten Standpunkt für seine Beurteilung angewiesen. Das Buch hält, was der Titel verspricht; es bleibt nicht kraftlos dahinter zurück. Es macht auch keine Anstrengung darüber hinauszugehen. Als Text zu dem im Titel umschriebenen Thema ist es vorzüglich. Es zeigt „Dorothea Schlegel im Zusammenhang mit der romantischen Schule"; es zeigt sie nicht als scharfumrissene Erscheinung, nicht als Spielart romantischer Individualität, es zeigt auch ihren menschlichen (und folglich auch literarischen) Charakter nicht als ein eigenartiges Resultat der mannigfachen sich kreuzenden Tendenzen am Schlusse des 18. Jahrhunderts. Kurz und gut, nicht auf der Einheit: Dorothea Schlegel, sondern auf der bunten Vielheit von Ideen und Motiven, die sich wie zufällig von allen Enden des 18. fin de siècle unter dem Gesamttitel „Dorothea Schlegel" zusammenfinden, liegt der Ton. Das heißt, das Wichtige und Ausschlaggebende für die vorliegende Betrachtung sind die literarischen Anknüpfungspunkte, hauptsächlich natürlich „der Zusammenhang" Dorotheas „mit der romantischen Schule", dann aber auch die Analogien in Motiven, Ideen, Technik ꝛc., die hie und da und überall in der Literatur, besonders aber in Goethes Meister nachgewiesen werden können.

Der Verfasser arbeitet durchweg streng philologisch; und so sind seine Resultate exakt und klar. Man würde sie auf Grund tieferer Einsicht und Forschung widerlegen müssen. Man kann sie niemals einfach bestreiten. Überhaupt gehört sein Buch eigentlich zu denen, die erschöpfend und befriedigend nur in einem zweiten Buche rezensiert werden können und vielleicht zu werden verdienten. Doch würde dies nur dann notwendig sein, wenn der Verfasser der Ansicht wäre, etwas absolut Abschließendes über Dorothea Schlegel gesagt zu haben; wenn er sein Buch nicht als

Vorarbeit, sondern als eine Gesamtdarstellung, als ein letztes Wort über Dorothea der Literarhistorik bietet.

Eine abschließende Gesamtdarstellung ist Deibels Buch nicht. Es ist eine fleißige Untersuchung der Worte und Werke Dorotheas vom Gesichtspunkte eines strengen Philologen. Außerordentlich klar und übersichtlich ist die Anordnung. Überall merkt man, wie die strenge Selbstzucht des Gelehrten auch dem Stoff seine festen Grenzen leiht.

Deibel bezeichnet Dorotheas Tätigkeit als eine dreifache: „Auf selbstständige Produktion, Kritik und Übersetzungstätigkeit erstreckt sich Dorotheas Schaffen." Von der selbständigen Produktion handelt Kapitel I, II und IV. Kapitel III spricht von der Kritik; Kapitel V, VI und VII behandelt die Übersetzungen. Von 150 Seiten der Arbeit kommen ungefähr 60 auf die Untersuchung des Florentin.

Nach einer kurzen Einleitung, die eine leichte Skizze des Berliner Milieus gibt, der neuen Geistesrichtung und der wichtigsten Tatsachen aus Dorotheas Leben, unter denen besonders ihre Zugehörigkeit zu dem sentimentalen Tugendbund interessant ist, kommt Deibel auf Frd. Schlegels Vorliebe für den Roman zu sprechen und leitet so zum Florentin über. Hier, wie durch das ganze Buch hindurch, geht Deibel von Frd. Schlegels Theorie oder Tätigkeit aus und leitet daraus Dorotheas Leistungen ab; denn: „ihre schriftstellerischen Arbeiten verdienen eine eingehende Betrachtung, weil sie in engem Zusammenhang stehen mit den Tendenzen der Schule ... weil sie zum Teil eine Ergänzung zu Frd. Schlegels Tätigkeit bilden." Die kurze Inhaltsangabe des Florentin, mit der Kapitel I schließt, soll erkennen lassen: „Florentin ist der Versuch eines Bildungsromans nach Wilhelm Meister", eine Tatsache, die nicht zu bestreiten ist und die durch Deibel überdies auf das Mannigfachste belegt wird.

Das II. Kapitel beschäftigt sich dann mit der genauen Analyse des Florentin. Diese zerfällt in 5 Abschnitte, von denen sich jeder wieder in eine größere Menge Unterabschnitte gliedert.

Der I. Abschnitt analysiert den „Gedanken- und Gefühlskreis" des Florentin. Sein Zweck ist zu zeigen, wie sich Florentin in die Gefühls- und Gedankenwelt der romantischen Schule einpaßt und wie von dieser Schule besonders viele Fäden zu Goethe, einige aber auch zu Rousseau, zu Jean Paul, zu Jacobi zurücklaufen. Der II. Abschnitt analysiert den Gestaltenkreis, das heißt, er leitet sämtliche Personen des Romans aus dem ihn umgebenden Literaturkreis ab. Der III. Abschnitt ist eigentlich ein Nachtrag: er wirft einen „Blick auf einzelne Situationen und Motive, die weder besonders bezeichnend für den Gedankenkreis, noch unerläßlich für die Charakteristik der Gestalten schienen. Auch sie führen ins Kapitel literarischer Reminiszenzen und bestätigen von neuem, daß der Florentin einer nachschaffenden Phantasie sein Entstehen dankt".

Betrachten wir diese Analyse im allgemeinen, so ist ihre Tendenz, möglichst viel abzuleiten; und so ist am Schluß der Florentin zwischen seine literarischen Vorbilder und Anregungen aufgeteilt. Das liegt in der Tendenz einer solchen Analyse. Nicht so sehr der Verfasser als seine Methode ist daran schuld, daß wir zuletzt die „Teile in der Hand" haben. Deibels Buch ist, gerade weil es eine so ernsthafte, gründliche Arbeit bietet und den Romantikern ein vorurteilsloses Verständnis entgegenbringt, ein Beweis, wie wenig da, wo die Literarhistorik an die benachbarte Philosophie grenzt, die streng philologische, exakte Methode, die reine Wortwissenschaft sich zur Untersuchung und Darstellung eignet. Um einen „Gedanken- und Gefühlskreis" zu veranschaulichen, scheint ihre Fähigkeit einfach nicht auszureichen. Trotz Deibels knapper, klarer Einteilung, trotz seines klaren Stils bekommen wir weder vom „Gedanken- und Gefühlskreis" des Florentin, noch von dem der romantischen Schule ein deutliches Bild. Selbst die Einteilung bleibt nicht klar. Ob Deibel will oder nicht, er muß bei der Ethik auch von der Bildung und bei der Bildung von der Erziehung und bei der Erziehung von der Liebe und vom Individualismus sprechen; bei dem einen immer auch von all dem andern; und wo er es nicht tut, da hätte er es tun müssen, denn das hängt überall im menschlichen Leben, aber fast noch mehr in der Ästhetik der Romantiker, aufs engste zusammen. Aber abgesehen davon führt gerade diese Methode, nach der man à tout prix einen historischen Konnex oder eine Analogie oder eine Abhängigkeit zwischen den Gedanken, Gestalten, Motiven verschiedener Werke herauszufinden sich bemüht, oft zu den willkürlichsten und beengendsten Konstruktionen. Und was ist am Ende damit gewonnen? Was ist überhaupt dabei zu gewinnen? Wenn z. B. der Verfasser „Liebe und Freundschaft" und den „bildenden Eros" als „Bildungselemente" bezeichnet, die Frd. Schlegel „aus dem Wilhelm Meister abstrahiert" habe (S. 19) und dann später (S. 31) bemerkt: „Ziel dieser Bildung ist seit Wilhelm Meister die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit zur höchsten Lebenskunst", so ist das ein Versehen, das ihm nur infolge seiner Methode passieren konnte. Hätte er nicht beim „Florentin" fortwährend an den „Meister" denken müssen, so hätte er nie darauf kommen können, Liebe und Freundschaft, die Frd. Schlegel schon in seiner Jugend lange vor dem „Meister" leidenschaftlich lebte und lehrte, die das 18. Jahrhundert bis zur Sentimentalität übertrieb, für ihn aus dem Goetheschen Roman zu holen. Auch den „bildenden Eros" kannte Frd. Schlegel sicher schon längst aus Plato, aus Shaftesbury und wer weiß woher noch, wenn er ihn nicht ebensogut aus sich selbst kennen konnte; und die harmonische Ausbildung aller Kräfte zur Lebenskunst als Ziel aller Bildung aufzustellen, brauchte er schließlich auch nicht erst aus dem Meister zu lernen. Gerade, daß er in seiner Rezension die Worte „harmonische Ausbildung" und „Lebenskunst" auf den „Meister" an-

wendet und in ihnen das Agens des Romans erblickt, beweist, wie geläufig ihm die Vorstellung schon war; denn ganz klar wird doch diese harmonische Ausbildung in den „Lehrjahren" noch nicht und der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller war damals noch nicht veröffentlicht.

Betrachten wir einmal die Gedanken über Liebe und Freundschaft und über die harmonische Ausbildung aller Kräfte voraussetzungslos, so müssen wir vielleicht von ihnen sagen, daß sie mit Notwendigkeit gedacht werden mußten und immer wieder gedacht werden müssen; daß wir in ihnen vielleicht nur das Bewußtwerden und das Benennen ewiger Triebkräfte haben, die in jedem Organismus wirksam sind, und daß also, wenn sie nicht von jedem gedacht wurden und werden, sie sicher von jedem gedacht werden können. Liebe und das Streben nach harmonischer Ausbildung aller Kräfte sind Grundfaktoren alles organischen Lebens. Im Bewußtsein des Menschen werden diese dunklen Triebe zu hellen Gedanken idealisiert und erhalten damit ihre normengebende Gewalt auch für das vom Bewußtsein getragene, also das geistige Leben der Menschheit. Nicht neue Ziele stecken wir uns über die Natur hinaus, indem wir sie lehren, wir erkennen nur damit die ewigen, alten Ziele oder Triebkräfte der Natur in unserm Bewußtsein an und benennen sie unserm Sprachgebrauch gemäß Ideale oder Ethik oder sonst wie. Es ist sicher hochinteressant zu verfolgen, wie solche Grundgedanken der Menschheit in den verschiedenen Köpfen und Werken der Literatur verschieden weiterwirkten, wie sie — so oder so gebogen — von der verschiedensten Bedeutung wurden und doch immer nur dem großen Spiele der Ebbe und Flut alles Lebens dienten oder auch vielleicht allesamt zur einer immer höheren Entwicklung des Menschengeschlechtes beizutragen hatten; aber um diese Geistesbewegungen wissenschaftlich zu verfolgen und dabei zu wertvollen Resultaten zu kommen, darf sich die Literarhistorik nicht in den Dienst der Philologie stellen oder sich ausschließlich der Methode der Philologie bedienen; sie muß sich vielmehr dazu die Philosophie dienstbar machen. Denn, sowie sie auch für den „Gedanken- und Gefühlskreis" eines ihrer Werke „Historik" treiben will, geht sie Hand in Hand mit der Philosophie, ist sie wie diese und mehr als diese Geistesgeschichte der Menschheit. Sie hat es ja nicht nur mit dem Geistesleben der Menschheit zu tun, so weit sich dieses streng spekulativ auf Weltbilder und reine Erkenntnis gerichtet hat, sondern sie beschäftigt sich mit dem gesamten Geistesleben in seiner Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit. In der Literatur haben sich Phantasie, Erfahrung, Lebensauffassung und Weltanschauungen gemeinsam zu Kunstwerken kristallisiert. Und diese Kunstwerke spiegeln das Welt-, das National- und das Einzelbewußtsein zugleich. Erfahrungsgemäß hat auch die Literatur auf das geistige Nationalleben, die geistige Bildung der Nation einen weit tieferen Einfluß ausgeübt,

als dies durch die Philosophie allein hätte geschehen können. Die größten philosophischen Entdeckungen brauchten die Literatur, um in der Masse des Volkes wirksam zu werden; die Philosophie hat oft ihre besten Anregungen aus der Literatur geschöpft; und in jeder Nationalliteratur lebt eine Nationalphilosophie. Und deshalb ist es gefährlich, die Philosophie ohne Literarhistorik, noch mehr aber die Literarhistorik ohne Philosophie zu betreiben. Nicht um neben Goethe auch noch ein paar Philosophen nennen zu können, sondern um die Literarhistorik als „Wissenschaft" vor zweckloser Detailansammlung, falscher Fragestellung, falschen Wertmaßstäben und ziellosem Hin- und Herirren zu bewahren, ist es notwendig, daß der Literarhistoriker die paar Ideen — es sind zuauterletzt gar nicht viele —, die als Träger und Regulatoren alles geistige Werden, wie mit Notwendigkeit begleitet haben, kennt und sich dieselben an den hauptsächlichen philosophischen Systemen klar gemacht hat. Denn, um empirisch-induktiv (also philologisch) von dem Gegebenen aus rückwärts zu wirklichen Resultaten zu kommen, müßte man alle Gedanken, die von Anfang an gedacht sind, in ihrer chronologischen Folge einzeln kennen und müßte dann auch noch gescheit genug sein, mit all diesen Gedanken etwas anfangen zu können. Da dies kaum möglich sein dürfte, so kann ich nicht umhin, jede Konstatierung einer gedanklichen Abhängigkeit, die nicht auf philosophischer Basis steht, als ein methodisch falsches, im letzten Grunde zweckloses Beginnen anzusehen, ganz abgesehen davon, ob die Tatsachen richtig sind oder nicht.

Und nicht nur für den „Gedankenkreis" versagt die exakte Methode, sie genügt auch nicht da, wo die Literarhistorik an die Kunstwissenschaft grenzt. Auch den „Gestaltenkreis" kann sie nicht in lebendiger Darstellung veranschaulichen. Wir haben allerdings schon erlebt, daß mit dieser Methode ein Gestaltenkreis oder zwei Kontrastgestalten der Literaturgeschichte greifbar deutlich vor uns auflebten, aber das war nur dann, wenn einer der ganz Großen sich ihrer bediente, einer der Geister, bei denen der Geist trotz der Methode den Geist ergreift, begreift und darstellt und so auch mit Sicherheit den Gestalten ihren historischen Platz anweist. Im allgemeinen werden wir aber alle wie Deibel an dieser wissenschaftlichen Tradition der Mache scheitern, sobald es gilt, „etwas Lebendiges" zu „verstehen und begreifen", einen „Gestaltenkreis" darzustellen.

Deibel analysiert den Gestaltenkreis folgendermaßen: Florentin ist Künstler, wie der Julius der Lucinde und wie Sternbald. Er ist ein passiver Held mit Neigung zum Fatalismus wie Wilhelm Meister; er lebt in Venedig vom Spiel und wird blasiert wie Lovell; er ist behende mit dem Messer wie Benvenuto Cellini. Er unterscheidet sich von Julius und den Helden der späteren Romantik durch größeren Tatendurst. „Wanderungen und Wandlungen gibt Wilhelm Meister." „Manche unwesentliche Züge, die in Goethes und Tiecks Roman anderen Gestalten

zuerteilt waren, scheinen hier auf den Helden Florentin übertragen." Außerdem liefern Frd. Schlegel und d'Alton Züge nach dem Leben. — Das römische Modell wird mit der „zierlich anmutigen Sünderin Philine" aus dem Meister zusammengestellt und verglichen, die vornehme Dame mit den „Fulvien, Fiordimonen in Heinses Ardinghello", der Frau von Blainville aus dem Lovell und mit den Frauen der Lucinde. — Julianne zeigt mignonhafte Züge; zeigt ferner Ähnlichkeit mit Julius' erster Geliebten. — Eduard ist „eine variierende Wiederholung des Helden", „ganz ähnlich wie im Sternbald die Florestan, Ludovico, Roderigo die veränderten Züge des Helden tragen". — Für die Gräfin wird Therese, für den Grafen Lothario aus dem Wilhelm Meister in Anspruch genommen. — Tante Klementine trägt die Züge der schönen Seele und der Natalie desselben Romans. Der Doktor „geht deutlich auf den Arzt der schönen Seele zurück".

Dieser Konstatierung der Tatsachen soll trotz allem Vorhergesagten keineswegs das Verdienst abgesprochen werden. Sie kann bei jeder größeren Arbeit über die Romantik als dankenswerte Vorarbeit begrüßt werden. Nur wenn aus diesen gegebenen Tatsachen allein eine historische Entwicklungsreihe gebaut werden soll, so hat diese ebensowenig etwas zwingende Überzeugungskraft als die Konstruktionen aus dem „Gedankenkreis". Ich zitiere wieder ein Beispiel: „Dem Wilhelm Meister ist in Goethes Roman als Gegenspieler der philiströse Werner gegeben. Diese Gruppierung wirkt weiter, aber schon in Franz Sternbald und Sebastian ist der Gegensatz abgeschwächt. Im Florentin ist zwar zu ähnlicher Gruppierung ein Ansatz gemacht — dem ausgelassenen Helden ist ein besonnenerer Jugendfreund Manfredi an die Seite gestellt — aber es bleibt beim bloßen Ansatz, Manfredi verschwindet bald aus dem Buch. Noch einen Schritt weiter in der Entwicklung dieser Gruppierung führt dann Brentanos ‚Godwi', wo der Gegenspieler Römer ganz unmotiviert zu einem zweiten Godwi wird." Warum soll nun gerade die Freundschaft Florentin-Manfredi auf den Meister zurückgehen, eine Fortentwicklung von Wilhelm Meister-Werner bedeuten? Sie hat z. B. viel mehr Ähnlichkeit mit der Freundschaft Hamlet-Horatio, braucht aber keineswegs darauf zu gehen, denn die Gruppierung ist uralt. Ebensowenig verstehe ich, warum die Entwicklungslinie gerade Wilhelm Meister, Florentin, Godwi heißt, besonders nicht, da Godwi schon das Gegenteil der Gruppierung darstellt und Florentin nur den „Ansatz" hat. Vor, neben und nach diesen drei Romanen gab es sicher noch viele andere Romane und Dramen, die den betreffenden Autoren bekannt waren, in denen der Gegenspieler entweder ganz verschieden oder nur wenig verschieden oder dem Helden seelenverwandt war — denn ich sehe keine anderen Möglichkeiten. Jedes Trio aber hätte mit gleichem Rechte in eine historische Entwicklungsreihe gestellt werden können.

Auch der III. Abschnitt, der „Situationen, Motive, Atmosphäre" behandelt, steht im Zeichen literarischer Ableitungen:

Auf den Meister gehen Florentins Eintritt in den adlichen Kreis, sein Abschied aus ihm und von der dort gefundenen Geliebten; die beiden Sphinxe vor Klementines Haus, der Saal, der unsichtbare Chor. Die geheime Oberaufsicht, unter der Wilhelm Meister steht, ist — vielleicht ironisch — durch eine natürliche, wenig ersprießliche ersetzt. Nur die Szene, wo Florentin mitten im Gespräch bei der Geliebten einschläft, will Deibel nicht auf den Meister, sondern auf Wielands Agathon zurückführen. Er findet es eine „pikante Verschlingung", daß Wieland so ein Gläubiger Dorotheas wird, „derselbe Wieland, über den der Reichsanzeiger des Athenäum mit bissigem Spott den ‚concursus creditorum' eröffnet hatte".

Weniger greifbar als der Einfluß des „Meister" erscheint Deibel der des „Sternbald". Nur eine Szene kann er auf ihn zurückzuführen. Doch meint er, daß die „Atmosphäre" des Sternbald für den Florentin „von etwas größerer Bedeutung wurde".

Für das Künstlerleben möchte er weniger auf Sternbald, als auf Ardinghello, auf Benvenuto Cellini und auf Lovell weisen. Ardinghellos Einfluß sieht er, wo Florentin zur Gitarre improvisiert; Sternbald-Atmosphäre fühlt er, wo Florentin „bald wie eine Flöte, bald wie ein Waldhorn" singt. In Dorotheas Mühle möchte er „vielleicht" die Stammmühle der vielen Eichendorffschen Mühlen sehen. Die Bilder an den Wänden im Schloß aber gehen wieder auf die Bilder im Sternbald. Die „Frauen in Männertracht" sollen wieder aus dem Meister stammen, sie können natürlich ebensogut — wohl besser — aus Shakespeares Dramen abgeleitet werden. „Wie im Meister und ausgebreiteter im Sternbald sind auch im Florentin Träume und Ahnungen von Bedeutung", nur wird bei Dorothea das Wunderbare spärlicher und vernünftiger angewandt, als bei den meisten Romantikern. Die Darstellung des Wunderbaren und seine Berechtigung in der Literatur hatte schon während des ganzen 18ten Jahrhunderts in Anschluß an Shakespeare die Gemüter bewegt. Auch darin folgen die Romantiker Shakespeare mehr als Goethe (siehe Tiecks Abhandlung über das Wunderbare). Das Resultat dieses Abschnittes ist der Grundgedanke, von dem Deibel ausgegangen ist, und mit dem auch fast jeder andere Abschnitt schließt: Dorothea ist „in keinem Betracht eine produktive Natur". — Damit verlassen wir das geistige Gebiet des Florentin.

Wir wollen sicherlich dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, wenn er bei seiner ernsten Untersuchung nichts Eigenes an Dorothea hat finden können. Aber eins kann man behaupten, daß, selbst wenn sie viel Eigenes besessen haben sollte — auf einige kleine Eigentümlichkeiten macht der Verfasser ja selbst aufmerksam — er es auf diese Weise nicht hätte finden können. Gerade das Eigene, Individuelle, die lebendige Form, in

der sich die geistige Persönlichkeit offenbart, ich meine, das Ungewollte, das in jedem Kunstwerk, ja in jedem Werk seinen Ausdruck bekommt und neben, unter und oft über den künstlerischen Absichten des Verfassers und trotz aller fremden Anregung, von seiner inneren Kraft oder Ohnmacht, von seinen Tugenden und Schwächen, kurz von der spezifischen Eigentümlichkeit seines inneren Menschen ein feines, leichtes Bild gibt, „das geistige Band", wie es Goethe nannte — es entschlüpft heute, wie immer noch dem scharfschneidenden Messer streng wissenschaftlicher Analyse. Ich führe hierbei an, was Walzel immer betont und was er vor nicht langer Zeit auch an dieser Stelle (Euphorion 12, 1, S. 194 bis 201) aussprach: „Seitdem die Literaturgeschichte zu einer Wissenschaft sich auszubilden begonnen hat, ist sie das Zielblatt vielfacher Angriffe gewesen." Warum? „Nicht eine erschöpfende Antwort will ich hier geben, nur auf einen Gesichtspunkt hindeuten. Ich meine, man vermißt in den Arbeiten gerade unserer jüngeren Fachgenossen eine lebendige Erfassung des Menschen ... Ist nicht auch dem Nichtkünstler möglich, sich in Persönlichkeiten einzufühlen, die mit Selbstbekenntnissen nicht gekargt haben? Ja, gibt es überhaupt ein schöneres Ziel für den Betrachter künstlerischen Wirkens, als in die Menschenseele sich einzuleben, von der solches künstlerische Wirken ausgeht, in ihr Gefühlsleben sich einzugewöhnen, bis alle Äußerungen dieses Gefühlslebens als selbstverständlich, als notwendig, als in dem Mittelpunkt der Persönlichkeit wurzelnd, sich offenbaren? Die Männer, die in den letzten 30 Jahren unsere Disziplin zu einer Wissenschaft ausgestaltet haben, sind sich dieser höchsten Aufgabe stets bewußt geblieben. Sie haben durch eine strengere philologische Methode, durch eine exaktere Deutung des Wortes, durch einen gesteigerten Weitblick in der Erfassung historischer Probleme, durch verfeinerte Beobachtung künstlerischer Technik die Literaturgeschichte mächtig emporgehoben, nie aber vergessen, daß alle diese methodischen Fortschritte nur Mittel zum Zweck sind ... Eine große Anzahl von uns jüngeren aber scheint über jene Mittel den Zweck zu vergessen und der lebendigen Erfassung des Menschen im Dichter dadurch verlustig zu gehen."

Ist die Methode im I. Teil der Analyse ein Hindernis für das Wollen des Verfassers, so wird sie im II. Teil, wo es sich um das Äußerliche handelt, zum vorzüglichen Werkzeug. Der Verfasser hat Dorotheas Stil sorgfältig nach Petrichs: „Drei Kapitel vom romantischen Stil" geprüft und ist zu der Überzeugung gekommen, daß ihre Sprache „wenig spezifisch romantische Elemente enthält". Goethes Schule und Wilhelm Schlegels Einfluß haben geholfen, Dorotheas im besten Sinne „unweiblichen" Stil zu bilden. Interessant ist die Zusammenstellung der ersten Kritiken des Florentin. Es hat immer etwas Pikantes, solch eine Anzahl Urteile über ein uns bekanntes Werk vorgelegt zu bekommen und in jedem dieser Urteile neben dem Streben nach kühler Objektivität das

persönliche Moment, das schließlich alles färbt, herauszufühlen. — Die Nachwirkungen des Florentin und die Pläne der Fortsetzung werden eingehend berücksichtigt. Über die Lyrik Dorotheas fand Deibel nicht viel zu sagen. Er sammelt, was mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit ihr zuzuschreiben ist, konstatiert den übermächtigen Einfluß der Schule, die allerdings auch ihrerseits von Dorotheas Stanzengedichten zu einer förmlichen „Stanzen-Wut und -Glut" angeregt wurde. Am besten liegt ihr „das Einfache, Schlichte"; „durchgefühlte, schmucklose Verse auf den verstorbenen Novalis gelingen ihr".

Die Kritikerin Dorothea hat „Sinn für das Genre- und Anekdotenhafte, sei es eines Menschen, einer Situation, eines Ortes". In Anschluß an den Gebrauch ihres Kreises kultiviert auch sie „eine Zeitlang das Wortspiel, den Witz, der sich an den Klang eines Wortes knüpft". „Diese Witzsucht legte sich;" aber „die Lust am feineren Spiel mit Betonung, Gehalt und Sinn der Worte" bleibt. Wo sie auf „literarische und künstlerische Fragen" eingeht, ist sie im „Fahrwasser der romantischen Freunde". „Fragmente des Athenäums müssen ihr den Anstoß zur Entwicklung eigener Ideen geben." Am meisten schließt sie sich als Rezensentin an A. W. Schlegel an. Sie „weiß so geschickt aus seinen Gesichtspunkten heraus und in seinem Tonfall zu rezensieren, daß Böcking ihren ersten Beitrag zum Athenäum in Wilhelm Schlegels Werke aufgenommen hat" (Sämtliche Werke 12, 54). „Sie kritisiert nach Wilhelms Methode ohne direkt zu werten." Auch „jene leise witzige Ironie" hat sie ihm abgelauscht. Ihr bestes hat sie nach Deibel im Athenäum gegeben. Was „Europa" und das „Museum" bringen und alles was aus der Feder der Konvertitin kommt, ist zahmer und unbedeutender. Dennoch merkt man stets: „diese Form der feinen, kritischen Kauserie entsprach der Begabung Dorotheas".

Die Übersetzungen Dorotheas hat Deibel chronologisch zusammengestellt; er hat sie eingehend an den benutzten Manuskripten, soweit diese ihm erreichbar waren, geprüft; und kommt so zu berechtigten Werturteilen und praktischen Erkenntnissen, was Dorotheas Übersetzungstechnik anbetrifft. Man merkt daraus deutlich, daß sie eine würdige Genossin der anderen romantischen Meister der Übersetzungskunst war (S. 146). Der Verfasser versteht es, uns Dorothea an der Arbeit zu zeigen; und sie ist uns hier so interessant wie nie vorher. Wir sehen, wie sie mit sicherer Hand feilt, streicht, zusammenzieht, trennt — immer ein festes Ziel im Auge und von gutem Geschmack geleitet. Es wird uns klar, wie sie bei der Übersetzung der „Jungfrau" und der „Margarete von Valois", wo es sich nur um einen historisch interessanten Stoff handelt, hauptsächlich dem Sinn, dem Stil und Ton zu entsprechen wünscht; wie sie aber dann, als der „Merlin" die Romantikerin in ihr begeistert, zur Neuschöpferin wird und mit „feinsinniger Behutsamkeit" dem alten Werke neues Leben einhaucht, ohne ihm von seiner poetischen Eigentümlichkeit

und seinem mittelalterlichen Reiz etwas zu rauben. Der Verfasser zeigt, auch wie die „Übersetzerin gelegentlich der Versuchung nicht widerstanden, den Stil ihrer Vorlage zu romantisieren"; oder wie später dieselbe Dorothea, die sich zur Heldin der Lucinde hergab, eine „köstlich derbe" Szene „zimperlich" verwischte. „In poetisierender Tendenz beseitigt Dorothea einfache, im Laufe der Jahrhunderte formelhaft gewordene Zusammenstellungen durch Änderung oder Häufung der Epitheta: das ‚l'herbe verte' der Vorlage wird bei ihr zum ‚hohen, kühlen Gras', das einfache ‚une belle rivière', ein ‚schöner, heller Fluß'". So sicher und geschmackvoll versteht es der Verfasser bisweilen an Beispielen zu demonstrieren! — In der Tatsache, daß Dorothea so gut übersetzt, sieht Deibel einen neuen Beweis für den gänzlichen Mangel innerer Selbständigkeit und Eigenart. Ich glaube mit Unrecht. Zu einer guten Übersetzung gehört sehr viel Verständnis, viel Selbstbeherrschung und viel Selbstverleugnung. Meiner Meinung nach ist es ein großes Versehen in dieser Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung und Verständnisinnigkeit für andere Naturen sofort einen Mangel an eigener Kraft und Persönlichkeit zu sehen. Schwache, unselbständige Naturen, Menschen ohne Eigenart werden sich nie in den Gedanken und Gefühlskreis eines anderen hineinversetzen. Dabei ist dieses tiefe, selbstlose Verständnis für die Eigenart anderer eine so seltene und so wertvolle Gabe, daß wir sie da, wo sie vorhanden ist, doch ja nicht mit dem Stempel der Ohnmacht brandmarken sollten. Und gute Übersetzungen sind immer auch selbständige Leistungen! — Ebenso scheint mir auch die „übertriebene Ehe" Dorotheas mehr ein Zeichen ihrer inneren Konsequenz und Energie, als ihrer weiblichen Schwäche. Wenn eine Frau sich und ihr alles so gänzlich in den Dienst eines Mannes gestellt hat, wie es Dorothea tat, als sie ihre Familie verließ und zu Frd. Schlegel ging, da bleibt eigentlich nur zweierlei: entweder mit aller Kraft daran festhalten, daß dieser Mann das Opfer wert war, und so das Opfer zu einem geheiligten Lebenswerk machen, „dem Leben halten, was es zu versprechen schien"; oder aber mit der Einsicht in den männlichen Egoismus, die schwachen Seiten des Helden mutlos der Erkenntnis Raum geben: es war ein Versehen, das Opfer nicht der Mühe wert, — und dann ein verfehltes Leben weiter schleppen. Daß Dorothea ohne Wanken an dem ersten Wege festhält, nicht von einer Seite zur anderen schwankte, sondern mit unerschütterlicher Konsequenz die Folgen ihrer Handlungen lebte, ist ein Zeichen ihrer Kraft, allerdings einer echt weiblichen Kraft — aber sicher keiner geringen. Wer weiß, was schwerer ist: sich mit männlicher Entschlossenheit mit der Trivialität des Lebens abfinden oder mit weiblichem Mute über dieser Trivialität eine eigene Idealität aufbauen!

Unseren Dank verdient der Verfasser für die Veröffentlichung einer Reihe wertvoller und interessanter Briefe Dorotheas, darunter eines von

besonderem Interesse (aus Erich Schmidts Sammlung) von Friedrich und Dorothea Schlegel an Boisserée.

Es ist hier sicherlich nicht der Platz, einige Meinungsverschiedenheiten, die sich bei der Darstellung der romantischen Theorie zwischen der Auffassung des Verfassers und meiner eigenen ergeben haben, ausführlich zu diskutieren.

Nur zwei Punkte scheinen mir wichtig genug, um vielleicht eine unvermeidliche Verlängerung dieser Besprechung zu entschuldigen. Der erste betrifft die Auffassung des Künstlers bei den Romantikern. Mit der gewissen bekannten Herablassung wirft der Verfasser den Romantikern ihren Dilettantismus in der Auffassung der Kunst und des Künstlers vor. Soweit wir die Romane und Dramen der Romantiker als Kunstwerke in Betracht ziehen, können wir ihnen sicher oft den Vorwurf des Dilettantierens nicht ersparen; aber da, wo sie über Kunst und Künstler als solche sprechen und das Wesen derselben dem Publikum klar zu machen suchen, haben sie tiefbedeutende Worte gesprochen, die ein wichtiges Moment für die geistige Kultur des Volkes geworden sind. Gerade hier haben sie Schulter an Schulter mit den Klassikern, Hand in Hand mit den Philosophen ihrer Zeit für die Befreiung des deutschen Geistes aus seiner platten Spießbürgerlichkeit und engen Tugendstreberei gekämpft und haben wie Schiller und wie Goethe durch die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes eine neue Zeit mitheraufführen helfen. Deibel scheint auch im Grunde die Bedeutung ihrer Worte gefühlt zu haben und ist vielleicht mehr den großen Vorgängern auf dem Gebiete der Romantikforschung als seinen eigenen Anschauungen gefolgt. Er sagt: „Der Künstler ist für die Romantik der wahre, der höhere Mensch. Immer wieder beschäftigen sich die Fragmente des Athenäums, besonders die ‚Ideen‘ im dritten Stück mit der künstlerischen Persönlichkeit. Künstler sind dem Fragmentisten Friedrich ‚das höhere Seelenorgan‘ der Menschheit, ‚eine höhere Kaste‘.“ Nun wird aber plötzlich ein anderer Ton angeschlagen: „Wie weit der Begriff gefaßt wurde, wie wenig er mit dem des Produktiven zusammenhing, darüber unterrichtet ein Fragment mit der bündigen Erklärung: ‚Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden‘. In diesem Sinne ist Wilhelm Meister, der geborene Dilettant, den Romantikern ein Künstler, in diesem Sinne machen sie Künstler zu ihren Helden.“ Der Verfasser möge mir verzeihen, aber diese Sätze sind geradezu typisch für die allgemein übliche Art und Weise, den Romantikern aus ihren Worten Stricke zu drehen. Wo Frd. Schlegel von den Künstlern als „höhere Kaste“ spricht, da ist er Fragmentist; wo es heißt: „Künstler ist ein jeder ꝛc.“, da gibt er eine „bündige Erklärung“. Warum soll nun gerade das zweite Fragment „eine bündige Erklärung“ abgeben, und nicht das erste? Warum sollte nicht beim zweiten Fragment, das doch sicher mehr den Charakter eines gelegent-

lichen aperçus trägt und ganz vereinsamt vorkommt, „der Fragmentist Friedrich“ herbeigezogen werden, sondern beim ersten, das so und so viele Parallelstellen bei Frd. Schlegel und den anderen Romantikern hat? Daß die Künstler ein „höheres Seelenorgan“, einen „Mittelpunkt“ der Menschheit, einen „Spiegel“ des All-Lebens ꝛc. darstellen, das kann man überall in den Werken der Romantiker finden. Daß „jeder“ ein Künstler sei, haben sie natürlich nie so absolut behaupten wollen. Trotzdem hat auch dies zweite Fragment: „Jeder ist ein Künstler“ ꝛc. als aperçu vom romantischen Standpunkt aus seine volle Berechtigung. Nach der romantischen Auffassung hat der Künstler die eine Aufgabe: der Künstler „kann nur bilden und nichts als bilden“. Und so ist also in gewissem Sinne jeder ein Künstler, „dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden“. Warum sollen aber gerade „in diesem Sinne“ die Romantiker „Künstler zu ihren Helden“ machen; warum sollte ihnen gerade der „Wilhelm Meister, der geborene Dilettant“ ein wahrer Künstler sein? Sicher, wenn die Romantiker Künstler zu ihren Helden machen, so tun sie es in dem Sinne, daß die Künstler „die höheren Menschen“ sind, und nicht vom Standpunkt: „jeder ist ein Künstler —“; daß sie aber in Wilhelm Meister einen Künstler gesehen hätten, habe ich nirgends ausgesprochen gefunden. Auch Deibel hat keinen Beleg dafür gebracht, wohl aber einen dagegen. Schon auf der zweitnächsten Seite zitiert er aus Dorotheas Briefen: „Man darf ja auch nur den ‚Meister‘ recht aufmerksam lesen ... so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er [Goethe] eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen als von einem hervorstechenden Talente hält.“ Zu diesem allerdings recht subjektiven Urteil der Dorothea gibt es bekanntlich verwandte bei Novalis und den Schlegels. Auch daß sich „Sternbald“ mehr mit inneren als mit äußeren Gemälden beschäftigt, „Julius in der Lucinde ...“ gleichfalls Künstler ist; Frd. Schlegel die „Lucinde selbst Malerei“ treiben läßt, aber „nur aus Lust und Liebe“, nicht „als Kunst“, daß dem Florentin „als echtem Dilettanten“ „erst in Rom“ „durch das Studium der alten Meister“ der „Trieb zur Kunst erwacht, um dann eines Tages inne zu werden“, daß er „eigentlich gar kein Talent zur Malerei hatte“, beweist nicht ohne weiteres, was es bei Deibel beweisen soll, nämlich daß die Romantiker nicht zwischen Kunst und Dilettantismus unterscheiden konnten. Es beweist zunächst nur, daß sie ein starkes, auf Seelenverwandtschaft beruhendes Interesse hatten für künstlerisch gestimmte Seelen, für Menschen mit starkem ästhetischen Bedürfnis, die mit inneren und äußeren Schwierigkeiten ringen, weil sie mehr sind als der Durchschnitt ihrer Umgebung und weniger als sie sein möchten, weil ihre Intuition mächtiger als ihre Schaffenskraft ist.

Aus den Charakteren in den Romanen allein dürfen aber die Kunstansichten der Romantiker doch nicht abstrahiert werden, sondern

zunächst aus ihren unmittelbaren Aussprüchen über die Kunst und die Künstler, besonders also aus den Vorlesungen und den Abhandlungen. Da zeigt es sich, wie innig, ja ausschließlich der Begriff vom Künstler „mit dem des Produktiven" zusammenhing. So Frd. Schlegel (Minor 2, 355): „Die innere Vorstellung kann nur durch die Darstellung nach außen sich selbst klarer und ganz lebendig werden. Und Darstellung ist Sache der Kunst, man stelle sich, wie man auch wolle." Oder Novalis (Minor 4, 168): „Die Poesie will vorzüglich als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu sein. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg" (vgl. A. Böcking, W. Schlegel 7, 76; Dramatische Vorlesungen 3, 7 f. Ausführlich bin ich auf das Thema in den letzten drei Kapiteln meines Buches: Die Weltanschauung der deutschen Romantik, eingegangen).

Der zweite Punkt betrifft den Begriff des Romans bei den Romantikern. Deibel behauptet in Anschluß an Haym: „Im Roman erkannte das ästhetische Programm der Schule die wahre, moderne Kunstgattung, ihn stellte es als höchste Kategorie über alle Dichtungsarten; einen Roman zu schreiben galt seit dem Wilhelm Meister als das erstrebenswerte Ziel." Dazu wäre zu sagen, daß nicht „seit dem Wilhelm Meister", sondern erst seit 1800 der Roman ausdrücklich auf das romantische Programm gesetzt wird, aber nicht als „höchste Kategorie", sondern als Form aller Formen; daß dies nicht von der romantischen Schule, sondern zunächst von Frd. Schlegel geschieht; daß diese Form des Romans oder der „Arabeske", nicht aus dem Meister abstrahiert ist, sondern ein philosophisches Postulat a priori bedeutet, welches die Folge der Ausweitung von Frd. Schlegels Philosophie zu einer mystischen Lehre vom „Mittelpunkt", der All-Einheit, ist; und daß, wo sie an praktische Beispiele anknüpft, dies nicht beim „Meister", sondern bei der griechischen Mythologie, bei Dante, Cervantes, hauptsächlich aber bei den Shakespearischen Dramen geschieht, wie ich in meinem Buche (S. 221—233) ausführlich nachzuweisen mich bemühte. — Wilhelm Meister erscheint bekanntlich 17, 96; 17, 97 aber ist für Frd. Schlegel noch das Drama die höchste Kunstform. Im Athenäum-Fragment 123 sagt er: „Sollte die Poesie nicht unter anderen auch deswegen die höchste und würdigste aller Künste sein, weil nur in ihr Dramen möglich sind?" Im Jahre 1798 heißt es noch vom Epos (Minor 1, 308, 40; 309, 6): „Wesentlicher ist es, daran zu erinnern, daß das Höchste der Kunst ... im reinen Epos durchaus nicht stattfinde; daß also diese Dichtart an und für sich schlechthin verwerflich ist ... Doch wird jeder Verständige ... auch das Epos in seinem geschichtlichen Zusammenhange ehren, und ihm gerne seine bestimmte Stelle auf dem Wege der menschlichen Bildung gönnen." Deibels Belege für Hayms Anschauung sind nicht stichhaltig:

„Minor 2, 367 ff.“ nicht, weil der „Brief über den Roman“ von 1800 (also vier Jahre nach dem Wilhelm Meister) stammt, auf den zitierten Seiten weder vom Begriff des Romans, noch vom Wilhelm Meister die Rede ist. Die übrigen Belege zitiere ich: „Lyzeum Fragment 26. Die Romane sind die sokratischen Dialoge unserer Zeit. In diese liberale Form hat sich die Lebensweisheit vor der Schulweisheit geflüchtet.“ Athenäum-Fragment 146: „Wie der Roman die ganze moderne Poesie, so tingiert auch die Satire ... die ganze römische Poesie:“ Ib. 170: „Warum schreiben die deutschen Frauen nicht häufiger Romane? Was soll man daraus auf ihre Geschicklichkeit Romane zu spielen für einen Schluß ziehen?“ Diese Belege beweisen nichts für das ästhetische Programm der Romantik, sondern sind nur gelegentliche Bemerkungen über den Roman. Sie stellen keineswegs den Roman als höchste Kategorie über alle Dichtungsarten, nirgends ist von Wilhelm Meister die Rede. Auch für die „ꝛc. ꝛc.“ sind mir keine Stellen untergekommen, so ernsthaft ich mich seinerzeit bemühte, gerade für diese These Hayms Belege zu finden. Das schwere Athenäum-Fragment 252 aber, das Deibel als letzten Beleg anführt, spricht nach meiner Meinung von etwas ganz anderem als einer aus dem Wilhelm Meister abgeleiteten Romanform: „Eine eigentliche Kunstlehre der Poesie würde mit der absoluten Verschiedenheit der ewig unauflöslichen Trennung der Kunst und der rohen Schönheit anfangen. Sie selbst würde den Kampf beider darstellen und mit der vollkommenen Harmonie der Kunstpoesie und Naturpoesie endigen. Diese findet sich nur in den Alten, und sie selbst würde nichts anderes sein, als eine höhere Geschichte vom Geist der klassischen Poesie. Eine Philosophie der Poesie überhaupt aber würde mit der Selbständigkeit des Schönen beginnen ... Sie selbst würde zwischen Vereinigung und Trennung der Philosophie und der Poesie; der Praxis und der Poesie; der Poesie überhaupt und [der] der Gattungen und Arten schweben und mit der völligen Vereinigung enden. Ihr Anfang gäbe die Prinzipien der reinen Poetik, ihre Mitte die Theorie der besondern eigentümlich modernen Dichtarten, der didaktischen, der musikalischen, der rhetorischen im höheren Sinn usw. Eine Philosophie des Romans, deren erste Grundlinien Platos politische Kunstlehre enthält, wäre der Schlußstein.“ Dies Fragment enthält, meine ich, die erste Andeutung der späteren Arabesken-Romantheorie. Ich glaube, daß sich Frd. Schlegel darin gewissermaßen das Gebiet absteckt, dem er seine ästhetische Spekulation widmen wollte. Er war ja, wie Humboldt an Schiller schrieb (29. Dezember 1795) weder mit Schillers „noch mit der Kantschen Theorie über das Schöne einig“ und gedachte „eine eigene aufzustellen“. Ich sehe nun in dem Fragment ein flüchtiges Programm dieser „eigenen“ „Theorie über das Schöne“. Es sei mir erlaubt, das Fragment, soweit es in Betracht kommt, mit meiner Interpretation zu geben: Der erste Satz richtet sich gegen die alte Ästhetik, in der man „Kunstlehre“ (id est

Poetik) und „Philosophie der Poesie“ fortwährend verwechselte, das heißt das Wesen des Schönen (Philosophie der Kunst) und die Darstellung des Schönen (Kunstlehre) nicht auseinanderhielt; also nicht — wie Frd. Schlegel — den ewigen Geist der Poesie, der überall in der Welt, Natur und Menschheit als Schönheit lebt, von „dem Buchstaben“ oder der „Kunst der Poesie“, die nur durch die Menschen geübt wird, gehörig unterschied: „Eine eigentliche Kunstlehre der Poesie,“ sagt Schlegel, „würde mit der absoluten Verschiedenheit, der ewig unauflöslichen Trennung der Kunst und der rohen Schönheit anfangen.“ Sie würde zeigen, wie schwer es dem menschlichen Geiste wird, und wie es ihm nur allmählich gelingt, diese reine oder „rohe“ Schönheit des All — Lebens vermittels der „Kunst“ in Worte zu bannen; oder in Frd. Schlegels Sprache: „Sie selbst würde den Kampf beider (der Kunst und der rohen Schönheit) darstellen und mit der vollkommenen Harmonie der Kunstpoesie und der Naturpoesie endigen.“ Wie die Klassiker sieht also auch Frd. Schlegel das Ziel aller Darstellung in der absoluten Verschmelzung von Stoff und Form (Natur und Kunst) in dem, was wir uns nach Goethes Vorbild als innere Form zu bezeichnen, gewöhnt haben. Nun ist der Unterschied der: Die Romantiker erblicken in der Natur als ihrem Stoffe die höchste Poesie, und sie glauben, daß diese natürliche Poesie „der Geist ist, der alle Dinge belebt“ (Novalis 4, 238). Daß also die Kunst nur danach strebt, diesen lebendigen, ewig webenden Geist der natürlichen Schönheit zu symbolisieren; daß sie ihn immer vollendeter symbolisieren, das ist darstellen, will und wird; aber daß sie ihn nie — und also auch nie die Wirklichkeit — übertreffen wird (Minor 2, 327; 364, 32; Novalis 4, 31; Athenäum-Fragment 173). „Aus der Hand der Wahrheit“ empfangen auch die Klassiker „der Dichtung Schleier“, aber dieser Schleier ist ihnen etwas, was sie mit Bewußtsein der Wirklichkeit zum Schmuck überwerfen, durch das sie die Wirklichkeit verklären wollen. Nicht ein Symbolisieren, sondern ein Idealisieren der Wirklichkeit ist ihnen die Kunst. — Wie Schiller und Goethe, so erblickt auch Frd. Schlegel das Muster für die Kunst der Darstellung in der griechischen Poesie; wie Schiller will er, daß das, was die Griechen auf „naivem“ Wege erreichten, auf höherer Grundlage von uns wieder erreicht werde. Seine Kunstlehre „würde nichts anderes sein, als eine höhere Geschichte vom Geist der klassischen Poesie. Dies der Standpunkt einer Kunstlehre oder Poetik! — Anders der einer Philosophie der Poesie! Diese würde nicht auf den Kampf, auf die Anstrengung, die es die menschliche Kunstkraft kostet, der rohen Schönheit in der Darstellung Herr zu werden, den Ton legen, sondern auf die prinzipielle Wesenseinheit und innere Verwandtschaft alles Schönen, äußere es sich nun „roh“ in der Natur oder als „Kunst“ in der Menschheit. Im Gegensatz zu Kant ist für Frd. Schlegel die Natur alles Schönen durchaus „selbständig“ (absolut,

göttlich) und keineswegs von dem Betrachtenden abhängig: „Eine Philosophie der Poesie überhaupt aber würde mit der Selbständigkeit des Schönen beginnen.“ Sie hätte zu zeigen (I.) wie sich dieses selbständige Schöne auch im Geistesleben der Menschheit offenbart; in der Philosophie, die es erkennen will, in der Kunst und Poesie, die es darzustellen suchen. Sie würde (II.) zeigen, wie es sich als menschliche Wort-Poesie in Gattungen und Arten spaltet, in Lyrik, Epik ꝛc. Sie würde (III.) aber trotz aller dieser Trennungen in Gattungen an der ursprünglichen Einheit aller Schönheit festhalten und als höchstes Ziel aller menschlichen Poesie, die praktisch herbeizuführende Vereinigung aller Gattungen und Arten zu einem großen Werke höchster Zukunftspoesie aufstellen. Oder wie Schlegel dies sagt (ich setze der Übersichtlichkeit wegen die mit meiner Interpretation korrespondierenden Nummern ein): „Sie selbst würde (I.) zwischen Vereinigung und Trennung der Philosophie und der Poesie; der Praxis der Poesie und der [reinen] Poesie; (II.) der Poesie überhaupt und der [der] Gattungen und Arten schweben, und (III.) mit der völligen Vereinigung enden.“ Sie zerfiele also I. in Prinzipienlehre nach der Frage: Was ist Poesie überhaupt?: „Ihr Anfang gäbe die Prinzipien der reinen Poetik.“ II. In die Theorie der Unterarten: „Ihre Mitte die Theorie der besonderen eigentümlich modernen Dichtarten, der didaktischen, der musikalischen, der rhetorischen im höheren Sinne usw.“ III. In die Lehre von dem Ziel aller Poesie, in die Lehre von der Vereinigung aller dieser Arten zu einem sie alle umfassenden Werk. Und jetzt kommt der Satz, auf den es Deibel ankommt: „Eine Philosophie des Romans, deren erste Grundlinien Platos politische Kunstlehre enthält, wäre der Schlußstein.“ Daß für diese „Philosophie des Romans“ Frd. Schlegel nicht den Wilhelm Meister im Auge hat, sondern hier die zukünftige Vereinigung aller getrennten Gattungen der Poesie auf höherer Grundlage in einer alle umfassenden Form scheint mir schon aus dem Vorhergegangenen klar („mit der völligen Vereinigung enden“). Dafür spricht besonders auch der Hinweis auf Plato, der in seiner „politischen Kunstlehre“ (also doch in der Republik, Buch III) die Zersplitterung der Poesie in die Unterarten als Trivialisierung auffaßt und die Poesie auf die Einheitlichkeit der ursprünglichen Hymnenform zurückführen möchte. Daß Frd. Schlegel aber nicht durch einen Rückschritt wie Plato, sondern durch die „progressive Universalität“ diese höchste Vereinheitlichung aller Kunst erreichen möchte, hat er im „Brief über den Roman“, besonders in der „Rede über die Mythologie“ entwickelt. — Indessen kann man für all dies wohl klarere Beweise verlangen als eine notwendig kurze Interpretation; nur einen Stützpunkt für die Haymsche Theorie, nach der der „Roman“ „Wilhelm Meister“ die Grundlage für den Begriff „Romantik“ wird, darf man in dem Fragment keinesfalls erblicken. Und weitere Belege fehlen.

Nordhausen. Marie Joachimi.

Hock Stefan, Der Traum, ein Leben. Eine literar-historische Untersuchung. Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Stefan Hock, der sich durch seine Arbeit über die Vampyrsagen als kenntnisreicher Forscher auf dem Gebiete der Stoff-, beziehungsweise Motivgeschichte eingeführt, auch seine auf volkskundlichem Gebiete erlangte Schulung in der Analyse märchenhafter Dichtungsgewebe dem Traume Rustans in Grillparzers Drama schon hat zugute kommen lassen,[1]) liefert im vorliegenden Werke eine vorzugsweise historische Studie. Ihm kommt es nicht in erster Linie auf die Darlegung des behandelten, ethischen Problems, auf das Herauswachsen des Dramas aus der Weltanschauung seines Dichters, auf die „Dekomposition" des Kunstwerkes an; er will vor allem „Grillparzers dramatischem Märchen seinen Platz innerhalb einer literarischen Evolution anweisen", das Drama nach seinen stofflichen Elementen und formellen Mitteln in große Zusammenhänge eingliedern, dann aber auch zeigen, wie die Dichtung allmählich ihre heutige Gestalt erlangt hat.

Hock nimmt zu seinem Ausgangspunkt, auf den er in der Darstellung mehrfach zurückgreift, jene sonderbare Diskrepanz zwischen dem rationalistisch-lehrhaften Gehalt und der romantisch-phantastischen Form, die gerade unserem Drama sein ganz eigenes Gepräge gibt. Er zeigt, wie die stofflichen Elemente der Dichtung in verschiedenartigem Erdreich wurzeln, wie sich auch hier Aufklärung und Romantik verschlingen. Es wäre gut gewesen, von Anfang an darauf hinzuweisen, wie weit sich Grillparzer eben durch die enge psychologische Verbindung zwischen dem wachen und dem Traumzustande seines Helden von Voltaires „le blanc et le noir" entfernt, wo die Ideen nicht von dem Willen des Denkenden abhängen; ferner von Falks „Gräbern von Rom" mit ihrem Fatalismus und von Klingers „Giafar", dem seine Träume zur Warnung durch eine andere Figur der Dichtung vorgezeichnet werden. Gerade hier konnte auch Calderons „Leben ein Traum" stärker herangezogen werden, als es bei Hock geschieht: Sigismund fühlt die volle Verantwortung für seine, wenn auch nur in einem angeblichen Traume vollführten Taten. Dem gegenüber wollen die von Hock S. 23 f. etwas gewaltsam gezogenen Parallelen wenig beweisen; eine eigentlich quietistische Tendenz hat Calderons Stück doch nicht und gerade Voltaires „Il faut cultiver nos jardins" würde ihm ferne liegen. Er prägt nur dem mitten im Strom des Lebens stehenden Menschen die Relativität aller irdischen Güter und Erfolge ein. Es erübrigt zu sagen, daß Hock allen Motiventlehnungen und Reminiszenzen seines Dichters auf das sorgfältigste nachgegangen ist.

Ebenso genau verfolgt er die allmähliche Entstehung und Wandlung der dramatischen Handlung; auf Grund der Handschriften, Skizzen und Entwürfe charakterisiert er die einzelnen Phasen der Entstehung des Gedichtes; eine Nachprüfung ist hier nicht möglich, da der Anhang des Buches doch nur Proben, wenn auch reichliche, aus dem vorliegenden Materiale gibt und die Schätze der Wiener Stadtbibliothek, wie mir auf Anfrage bei der Direktion mitgeteilt wurde, zurzeit der Benutzung außerhalb Wiens entzogen sind. Um so stärker empfinden wir das Bedürfnis nach einer kritischen Ausgabe, für die wohl Hock der rechte Mann wäre. Wertvoll ist die Verwertung einzelner Erfahrungselemente aus dem äußeren und inneren Leben des Dichters für die Erklärung der Ausgestaltung des Werkes in seinen einzelnen Teilen.

Hocks Darlegungen über die Handlung des Dramas kann ich nicht durchwegs zustimmen. Gerade hier sind seine Versuche, typische Motivassoziationen bei Grillparzer nachzuweisen, zum Teile etwas gezwungen, so die Parallele zwischen Rustan und Jaromir S. 67; trefflich dagegen ist etwa die Bedeutung des Mantelmotivs für seine gesamte Dichtung entwickelt (S. 68 f.). Im ganzen

[1]) Siehe Grillparzer-Jahrbuch 13, 175 ff.

scheint mir Hock die äußere und die Traumhandlung allzuscharf zu scheiden, was freilich durch seine spätere Kompositionsanalyse wieder gut gemacht wird. Doch möchte ich nicht sagen, die Rahmenhandlung habe „klare", die Traumhandlung „nur zur Hälfte enthüllte" Charaktere; jene sind empirisch abgeglichen, in diesen ist die für Rustans Empfinden vorherrschende Willensrichtung, beziehungsweise Temperamentfarbe mit der Konsequenz des Märchenstils gesteigert; das im einzelnen durchzuführen, hätte doch für einen Märchenkenner, wie Hock, eine verlockende Aufgabe sein müssen.

Wenig gelungen ist auch die Charakteristik Rustans, besonders in den Ausführungen S. 81 ff. herrscht wenig Klarheit. „Rustan ist uns trotz seiner unmäßigen Wildheit und Rauheit, ja selbst trotz seinem unfreundlichen Benehmen gegen Mirza stets sympathisch"; ist uns das Otto nicht auch, den Hock kontrastierend heranzieht? Diesen inneren Kontakt zwischen Zuschauer und Held können doch moralisierende oder gar sentimentale Nebenregungen nicht aufheben, falls der Dichter seine Pflicht und Schuldigkeit getan hat; „und fehlt dem Jüngling wahrer Heldensinn — der Dithyrambus auf das neidenswerte Glück der Größe reißt uns mit feurigem Schwung zu rückhaltsloser Billigung fort." Wollte nur Hock nicht übersehen, daß für diese, echt Grillparzerische, in ihren Wünschen heroische, in ihrem Können bescheidene Gestalt das Glück der Größe nicht existiert. Gerade die Traumhandlung zeigt seine Passivität, seine moralische Rückgratlosigkeit in grellstem Lichte. Wenn dann Hock die „Meisterschaft" rühmt, womit der Dichter „die langsame Veränderung im Charakter des Helden zeichnet", so hätte er gerade hier dem Meister bis in die verborgensten Pfade nachgehen und auch uns seine Kunst nahe bringen sollen; da war der Ort für eine fruchtbringende Parallelenarbeit über Grillparzers ethopöetische Kunst; denn auch in seinem Märchendrama geht der Dichter nicht von seinem gewohnten psychologischen Schema ab, nur daß er es entsprechend modifiziert; so muß, um nur eins hervorzuheben, der anfangs bald verlockte, bald durch selbstgeschaffene Verhältnisse bedrängte Held doch schließlich die verhängnisvolle Entscheidung selbst treffen: von dem Könige allein gelassen, nimmt er nicht die Gelegenheit zur Flucht wahr, sondern verharrt auf seinem Platze und läßt jenen den Giftbecher austrinken; so tritt er aus dem Zustande der äußeren in den der inneren Abhängigkeit von seiner Leidenschaft allein; vgl. Jaromir, der die als seine Schwester erkannte Bertha dennoch zu entführen gewillt ist.

Alles Lob verdienen die Auseinandersetzungen über die Behandlung des Traumes bei Grillparzer, vor allem über die Verwendung entsprechender Motive in der Romantik; auch Rich. Wagners Nachtpoesie im „Tristan" und die Stelle über die „Wahrtraumdeuterei" in den „Meistersingern" konnte zur Vergleichung herangezogen werden.

Die Ausführungen über die Darstellungsmittel, über Sprache und Vers seien hier nur erwähnt, damit die Besprechung nicht über Gebühr anschwelle. Die innige Zusammengehörigkeit des Märchendramas mit der „Ahnfrau", aber auch die Fortschritte des Dichters in seiner neuen Leistung treten gebührend hervor. Mit großer Kenntnis wird endlich im Schlußkapitel die Nachwirkung des Dramas, sowie seine ironisch-quietistische Tendenz herausgearbeitet, wobei aber doch wieder die Züge schärfer hervortreten, die den Dichter mit seinem Helden verbinden, als jene, die beide endgiltig scheiden.

Heidelberg. Robert Petsch.

Deetjen Werner, Immermanns Jugenddramen. Leipzig 1904. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). Preis 5 M., geb. 6 M.

In seltener Breite und Vollständigkeit liegt Immermanns handschriftlicher Nachlaß unverzettelt in 15 Kästen des Goethe- und Schiller-Archivs wissenschaftlicher Benutzung bequem zugänglich. Deetjen hatte ihn schon für seine erste Immermann-Monographie benutzt, die Untersuchung über des Dichters Hohenstaufendrama „Kaiser Friedrich II." (Berlin 1901). Inzwischen hat er ihn weiter ausgeschöpft für eine zusammenfassende Behandlung der Immermannschen Jugenddramen von den ersten puerilen Anfängen bis zu „Cardenio und Celinde". Deetjen fand in Weimar auch eine ganze Anzahl noch ungedruckter dramatischer Arbeiten, meist Gelegenheitsdichtungen darstellend; wer sie, wie der Referent, in der Handschrift gelesen hat, dankt es dem Verfasser, daß er sie in seinem neuen Buche kurz abtut, und kann nur wünschen, daß man diesen höchst unselbständigen und schwachen Versuchen dauernd die Ruhe in wohlverdienter Verborgenheit gönnen möge. Die Masse der vom Dichter selbst herausgegebenen dramatischen Werke ist schon mehr als groß genug; es war derselbe Irrtum, den wir bei Mörike, Geibel, Gottfried Keller oder Paul Heyse beobachten, wenn Immermann sich vor allem zum Dramatiker berufen glaubte. Daß Deetjen sich durch entsprechende Äußerungen des Dichters und durch die Quantität seiner dramatischen Produktion nicht beirren und zur Überschätzung verführen läßt, ist ein wesentlicher Vorzug seines Buches.

Die Arbeit, literar-wissenschaftlich mit diesen Dingen abzurechnen, mußte einmal geleistet werden, und wir freuen uns, daß sie Deetjen gut und im ganzen wohl abschließend geleistet hat. Wir danken sie ihm um so mehr, als sie entsagungsvoll und wenig erfreulich war; denn sie mußte sich fast durchweg in ästhetischen Niederungen halten und auf rein schriftstellerische Ziele verzichten. Demnach wendet sich Deetjens Buch lediglich an den Forscher und kann infolge der relativen Wertlosigkeit seines Stoffes weitere Kreise schwerlich anziehen. Nicht sowohl der Literarhistoriker als der Literaturphilolog kommt hier zum Worte. Abgesehen vom „Petrarca" und vom „Cardenio" sind die besprochenen Dramen nicht aus innerlichem Zwang, sondern aus literarischen Anregungen entstanden; so konnte der Verfasser bei ihnen nur hie und da der Entwicklung von Immermanns menschlicher und dichterischer Psyche nachgehen, demjenigen also, was an Immermann das eigentliche Hauptinteresse gewährt. Ich persönlich, der ich an einer Immermann-Biographie arbeite, freue mich, im Hinblick auf Deetjens eingehende Vorarbeiten nunmehr manches kürzer fassen zu dürfen, als es vorher angängig erschien.

Was Deetjen aus seinem Stoffe machen konnte und wollte, das hat er in anerkennenswerter Weise getan und unsere Wissenschaft um eine gediegene Monographie bereichert.

Deetjen nimmt sich Immermanns Jugenddramen Stück für Stück einzeln vor und entwickelt ihre innere und äußere Entstehungsgeschichte

mit sicherer Methodik und in klaren, sauberen Analysen, die vielleicht nur etwas allzu schablonenhaft und sachlich trocken über Stoffgeschichte, Anregungen und fremde Einflüsse, über Gang der Handlung, Charakteristik und Kolorit, über Aufführung und Aufnahme bei der Kritik unterrichten, alles erreichbare Material, gedrucktes wie handschriftliches, kundig und umsichtig heranziehend. In gutgeschriebenen, oft sorgfältig gebundenen Manuskriptheften liegen die verschiedenen Fassungen in Weimar übersichtlich nebeneinander, zusammen mit gedruckten Handexemplaren, die der Dichter mit der Feder durchgearbeitet hat, so daß wir mit aller Bequemlichkeit tiefe Blicke in eine Dichterwerkstatt tun und mit wünschenswerter Deutlichkeit verfolgen können, wie eine Fassung aus der anderen erwächst. Allen diesen Wandlungen folgt Deetjen mit kritischem Bedacht. So geht es in zehn gleichartig disponierten Kapiteln Schritt vor Schritt vorwärts — ein ziemlich einförmiger Weg, keine gerad nach oben führende Linie. Vieles hätte ruhig kürzer abgehandelt werden können, und hinter der Analyse bleibt die Synthese doch ein wenig zurück. „Das Tal von Ronceval", „Edwin", „Petrarca", „König Periander und sein Haus" und namentlich „Cardenio und Celinde" sind gebührendermaßen besonders eingehend beleuchtet.

Überall erweist Deetjen dabei durch gute Belesenheit das erforderliche allgemeine Wissen, das über die Kenntnis des speziellen Gegenstandes hinausreicht, überall zeigt er, daß er das gesamte Material über Immermann an der Hand hat: wer selbst den ganzen Nachlaß des Dichters durchgearbeitet hat, kann konstatieren, daß Deetjen nicht nur die auf die Jugenddramen bezüglichen Faszikel, sondern die ganze Masse fleißig durchforscht und verwertet hat. Auch nicht in Weimar befindliche ungedruckte Archivalien sind ihm nicht entgangen; so druckt er zum „Auge der Liebe" einen bisher unbekannten Brief des Dichters ab, der sich im Historischen Museum am Napoleonstein bei Leipzig befindet und zieht einen anderen heran, den die Kgl. Bibliothek in Berlin bewahrt (S. 158 f.).

Als guten Kenner der Zeitgeschichte bewährt sich Deetjen in seinen weitreichenden Ausblicken in die literarische Umwelt und mit genauer Kenntnis registriert er vor allem auch die Einflüsse, die Immermanns Jugenddramen von seiten Shakespeares und der deutschen Klassiker erfahren haben. Eine solche Musterung eröffnet ja bekanntlich bei Immermann ein besonders weites Feld, der kaum ein Motiv braucht, ohne sich an einen literarischen Vorgänger anzulehnen. Übrigens fällt bei Deetjen nebenher noch gelegentlich auf andere Werke des Dichters erwünschtes Licht, so namentlich auf die „Epigonen" und ihre Abhängigkeit von den „Prinzen von Syrakus". Stil und Metrik (S 153 f.) wird nicht übersehen. Von neuen Einzelnachweisen sei nur die Feststellung hervorgehoben, daß als Quelle zum „Edwin" die Ballade „Adam Bell, Clym of the Clough and William of Cloudesley" gedient hat, die dem

Dichter in den „Pieces of Ancient Popular Poetry" (London 1791) bekannt geworden ist (S. 57). Aber Deetjen gibt uns auch neue fruchtbare Gesichtspunkte von tiefergehender Bedeutung. Kurt Jahn hat in seiner gelehrten Untersuchung über den „Merlin" (S. 57) behauptet, Immermann habe seinen Werken niemals bewußterweise einen Gedanken untergelegt, Rich. M. Meyer, der Dichter sei lange in romantischer Auffassung der Ehe befangen gewesen: beides wird mit Fug und Nachdruck zurückgewiesen.

Wichtigere Ausstellungen und Ergänzungen wüßte ich kaum zu machen. Daß die Handlung des „Edwin" um 600 vor Chr. Geb. spielen soll (S. 51), ist natürlich nur ein Druckfehler. Wenn für dieses Drama und seine Personen Shakespeare so vielfach herangezogen wird, so hätte wohl auch der Name Rosalindens aus „Romeo und Julia" abgeleitet werden dürfen, und ebenso hätte bei den beiden Kammerherren im „Auge der Liebe" auf Rosenkranz und Güldenstern im „Hamlet" hingewiesen werden können. Über die Münsterische Bekanntschaft eines kleinen geckenhaften Grafen, den Deetjen als Modell für den Junker Dunst im „Edwin" heranziehen will, habe ich inzwischen in Band 5, S. 437 meiner kritischen Immermann-Ausgabe einiges Neue beigebracht.

Bern. Harry Maync.

Novák Arne, Menzel, Boerne, Heine a počátkové kritiky mladonšmecká. Studie literárně-historická. (= Menzel, Börne, Heine und die Anfänge jungdeutscher Kritik. Eine literarhistorische Untersuchung.) Prag 1906, Ed. Leschinger.[1])

Die Entstehungsgeschichte vorliegender Habilitationsschrift ist sowohl für die Kennzeichnung des Gegenstandes als für die Beurteilung des Verfassers aufschlußreich. Ursprünglich hatte Arne Novák im Sinn, in Form einer Monographie die eigentliche jungdeutsche Kritik darzustellen, als Folge seiner Arbeitsmethode ergab sich ihm jedoch das Erfordernis, eine festgegründete Grundlage für die Untersuchung zu schaffen, daher die Voraussetzungen und Anfänge der zu behandelnden Bewegung aufzuzeigen und der geplanten Arbeit erst eine orientierende Einleitung vorauszuschicken: Diese Einleitung ist nun in den „Menzel", „Börne", „Heine" betitelten Hauptkapiteln enthalten, während die wichtigsten Momente der ursprünglich geplanten Arbeit in einem Schlußabschnitt („Charakter der jungdeutschen Kritik") in allzu knapper Weise und mit einer überreichen Fülle von Daten, Namen und fein beobachteten Einzelzügen behandelt werden. Die nachfolgende Besprechung versucht, dem deutschen Leser den Ideengehalt vorzüglich der beiden Monographien über Börne und Heine und des einleitenden Kapitels („Signatur der Zeit. Antiromantische Reaktion") mitzuteilen.

Das Problem der Arbeit liegt an der Scheide zwischen Literaturgeschichte und Literaturphilosophie und gehört seinem Wesen nach jenem Gebiet an, das sich am zutreffendsten als Biologie der Ideen bezeichnen ließe; denn in der Tat handelt es sich um den Nachweis, daß ein Gedankenorganismus, die Romantik, im Absterben begriffen war, während sich teils aus dem zerfallenden Körper, teils

[1]) Vgl. J. Krejči, Deutsche Literaturzeitung 1907, S. 159—161.

aus neuhinzutretenden Bestandteilen ein neues Leben bildete, während, literarisch gesprochen, eine neue Bewegung entstand, eine neue Schule, eine neue Richtung einsetzte — das Junge Deutschland. So scheidet sich die Aufgabe des Forschers in eine Charakteristik des anfänglichen Zustandes und in eine Darstellung der gedanklichen Neuerungen, am verlockendsten jedoch ist es, den Vorgang der Auflösung selbst zu verfolgen und die enge Zusammengehörigkeit von Sterben und Wiedergeburt nachzuweisen. Denn zwischen Stoß und Gegenstoß, zwischen abstraktem Idealismus und tatkräftiger Politik besteht ein innerlich bedingter Zusammenhang, daher auch die religiös gefärbte Romantik in ihr liberalistisches Widerspiel umschlagen konnte. Die Wurzeln eines derartigen Vorganges reichen weit zurück: bereits in der von der Frühromantik entfachten Begeisterung für die deutsche Vorzeit lagen die Keime jener Vaterlandsliebe, die zur Abschüttlung des Tyrannenjoches führte, und im Kampfe mit dem politischen Bedrücker erstarkte die Sehnsucht nach Gewissensfreiheit; zugleich hatte die romantische Ironie zu einer Überwindung des Spiels durchs Spiel, daher mittelbar zu ihrer eigenen Negation und Auflösung hingeleitet und viele Bekenner festen Autoritäten, an denen nicht gut zu rütteln war, entgegengeführt. Und so geschah es, daß Denker, die von einem gemeinsamen Ausgangspunkt aus und durch gemeinsame Doktrinen hindurch ihren Weg genommen hatten, in entgegengesetzten Lagern anlangen konnten. Eine in diesem Sinn aufzufassende Entwicklung, die von der Romantik in weit abgelegene Gebiete wegführte, verfolgt der Verfasser in den beiden Abschnitten über Menzel und Heine: dagegen läßt sich die Börne behandelnde Mittelpartie diesem Gesichtspunkte nur schwerlich und gezwungen unterordnen; denn der Romantik fremd gegenüberstehend, war Börne, ganz besonders nach Nováks Interpretation, ein Kind des Jahrhunderts der Aufklärung geblieben, und so scheint schon in der Aneinanderfügung der drei Namen Menzel Börne Heine ein Widerspruch gegen das eigentliche Programm zu liegen, vorausgesetzt, daß dies Programm im Sinne des Verfassers entwickelt worden ist. Allerdings liegt in Menzels und in Heines Verhältnis zur Romantik sehr viel Eignes, persönlich Bedingtes, daher völlig Verschiedenes, doch steht es fest, daß die Beiden aus der Romantik hervorgingen, um erst später eigene Bahnen zu wandeln. Der eingehende Nachweis des wechselnden Verhältnisses zur Lehre der Romantiker und zu Goethe bildet den wesentlichen Bestandteil der Studien über Menzel und Heine. Ihre Profile sind scharf herausgearbeitet, nur verwendet der Verfasser gar zu oft das Mittel der Antithese, so daß die starren Linien auf Kosten mancher bunten Einzelheit hervortreten.

Am prägnantesten ist die liebevolle Charakteristik Heines geraten. Mit feinem Verständnis findet der Verfasser vor allem jene Züge heraus, die nicht nur den Kritiker, sondern auch den Dichter Heine zu einem in hohem Maße reflektierenden, ätzenden und höhnenden Geiste machen, daneben wird der Lichtenbergersche Termin des Impressionismus auf die Betrachtung von Heines Journalisten- und Rezensententätigkeit angewandt, und so als Grundzug von Heines Kritizismus erstens ein logisches, scheidendes Prinzip, zweitens eine bis zum Krankhaften gesteigerte Aufnahmsfähigkeit und Reizbarkeit nachgewiesen. Die beiden Bestandteile machen zusammen Heines polemisches Talent aus. Auf dem Gebiete der Begriffs- und Urteilsbildung verfolgt der Verfasser besonders den Einfluß von Hegels Philosophie, die Entwicklung der Sensibilität erklärt er an der Hand von Heines Lebensschicksalen, wobei er sowohl dem jüdischen Ursprung als der heimatlichen Enge und dem Pariser Aufenthalte gebührende Aufmerksamkeit schenkt; in dem kritischen Wirken des Dichters will er drei Phasen unterscheiden, die sich jedoch chronologisch nicht begrenzen lassen: die erste Periode bringt eine Abrechnung mit den bestehenden literarischen Verhältnissen, in der zweiten widmet sich Heine dem Studium französischer Zustände, die dritte endlich geht auf eine tiefdringende Analyse des gleichzeitigen Lebens und des deutschen Geistes aus, hier werden

Kunst, Literatur und Philosophie mit logischer Schärfe zu fassen gesucht. Von den besonderen Gattungen, die Heines kritischer Geist gepflegt, bespricht der Verfasser den Reisebericht, die Referate über Literatur, Musik und bildende Kunst und Heines eigenstes Gebiet, die Polemik; und zwar weiß er überall über die Grenzen des gesteckten Themas hinausschweifend, aus verwandten literarischen Erscheinungen ergiebige Analogien heranzuziehen. So gliedert er in einem vortrefflich gelungenen Exkurs Heines Polemik der Geschichte der deutschen Satire ein, die er von ihren Anfängen bei Liscow zu Lessing, von da zum Xenienstreit und zu den romantischen Ironikern hinbegleitet: „Die Erhebung eines Einzelfalls zum Typus, dessen satirische Ausmünzung, die vernunftgemäße Präzisierung in der Analyse des polemischen Stoffes, die rationalistische Schärfe des Urteils, die romantische Auffassung des Gegners sub specie philisterii: dies alles hat Heine von seinen Vorgängern übernommen; die künstlerische Form der Polemik ist jedoch sein Eigentum" (S. 77). Doch steht der Verfasser dem Kritiker nicht kritiklos gegenüber und weist auf die Grenzen von Heines Kompetenz in Sachen der bildenden Kunst hin, wobei sich Heine — ähnlich wie Börne auch in literarischen Fragen — mit einer „Inhaltsangabe" zu begnügen pflegt, ohne die eigentlich malerischen Vorzüge eines Werkes würdigen zu können. Auch die Reisebeschreibungen Heines erfahren nur bedingtes Lob; ich zitiere, zur Charakteristik von Nováks Methode und Scheibweise, folgende Stelle (S. 69 f.):

„Von der romantischen Periode an rühren in den europäischen Literaturen, besonders im französischen Schrifttum, die tiefsten und lebendigsten Reiseberichte aus der Feder von Kunstrichtern her. (Folgt eine gedrängte Charakteristik der Reisebeschreibungskunst Fromentins, Taines, Bourgets.) Die vier umfangreichen Bände von Heines „Reisebildern" aus den Jahren 1826—1831 sind bei weitem nicht auf gleicher Höhe und stehen überhaupt dieser Kategorie fern; es sind eher lyrische Reisenotizen eines höchst aufnahmsfähigen, äußerst witzigen und äußerst systemlosen Beobachters mit viel Selbstbewußtsein und geringer Selbstkritik, als breite Landschaftsgemälde, die sich von dem komplizierten Hintergrunde psychologisch erfaßter Gegenden, Ereignisse und Kulturzustände abhöben. Von Gegenstand zu Gegenstand, von Natureinsamkeit zu öffentlichem Leben, von bloßem Eindruck zu wortreicher Betrachtung, von farbenfroher Schilderung zu religiöser und politischer Polemik hinüberschweifend, füllt Heine einen großen Teil seiner bruchstückartig konzipierten und geordneten Skizzen mit persönlichen Ausfällen und literarischen Angriffen aus; Eindruck und Stimmung geben seiner jugendlich überschäumenden Freiheitsliebe publizistische Hilfsmittel her; die gesamte Wirklichkeit ist dem Spiele persönlicher Laune durchaus untergeordnet, und diese Laune sprudelt reich und frisch und unberechenbar. So gelangt Heine, nicht unbeeinflußt von Sterne und den deutschen Romantikern, zur Ausgestaltung jener Reisebeschreibungen, die in den dreißiger Jahren zeitgemäß waren; darin wurde, mit völliger Gleichgiltigkeit gegen den Bau des Gesamtwerkes, alles aufgenommen, was sich nicht leicht den festen Formen der üblichen literarischen Gattungen anpassen ließ."

Überaus fördernd sind jene Partien des Buches, die, wiederum mit Hilfe von Parallelen und Analogien, einzelne Phasen der jungdeutschen Kritik mit Vergangenheit und Zukunft in Verbindung setzen. So gibt der gegen die übertriebene Verehrung der Geschichte gerichtete Gegenwartssinn Wienbargs und seiner Genossen Anlaß zu einer kurzen Übersicht der „antihistorischen" Theorien, zugleich also zu einer Vorgeschichte von Nietzsches unzeitgemäßer Betrachtung (S. 115 f.); so wird bei der Besprechung von Heines Nazarener- und Hellenenlehre (S. 72) sowohl auf deren Saint-Simonistische und Hegelianische Grundlage verwiesen als auf die moderne Theorie vom „dritten Reiche", die mit der Heineschen Analyse und Synthese in manchem Punkt übereinstimme. Aber eben die Fähigkeit des Verfassers, literarische Ähnlichkeiten zu erkennen und alle Erscheinungen auf ein philosophisches System zurückzuführen, bedingt auch die Nachteile seiner Darstellungsart. Mit

folgerichtiger Einseitigkeit hält er an der ihm eigenen entwicklungsgeschichtlichen Methode fest, strebt die Konzeption eines einheitlichen Bildes an und verwendet mit Erfolg das Mittel der Deduktion; infolgedessen verschwimmen die Details. Um bei dem eben berührten Problem der Nazarener und Hellenen stehen zu bleiben: Nováks Bestreben geht dahin, Heine und Börne als unversöhnliche und unvereinbare Gegensätze zu kennzeichnen, doch läßt er sich teils von seiner eigenen kontrastierenden Anschauungsweise, teils von Heines allzuschroff scheidender Polemik irreführen. „Alle Menschen sind entweder Nazarener oder Hellenen," dekretiert Heine; aber abgesehen davon, daß dieser Behauptung echt Heinesche Koketterie innewohnt — er selbst will ja der Heide sein, zum Unterschied von dem Juden oder Christen oder Nazarener Börne —: die treffendste Widerlegung bietet die Entwicklung[1]) jenes imaginären Hellenen, bei dem sich die Wellen heidnischen und jüdischen Empfindens regelmäßig ablösten und dessen letzte Periode, wie ja Novák selbst zugibt, vom Kultus hellenischer Kraft und Schönheit himmelweit entfernt war. Und selbst jener typische Nazarener, als den man Börne hinzustellen pflegt, läßt sich nicht so leicht einreihen, und es ist angebracht, im Gegensatze zu Nováks Auffassung daran zu erinnern, daß eben Börne zu Beginn seines öffentlichen Wirkens (in der Ankündigung der „Wage" von 1818) mit deutlicher Anspielung die Frage aufwarf, „woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Altertums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Dasein zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüte, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sei, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, daß Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieses bis in die Ewigkeit hinüberrechnend". Macht doch selbst Heine in seiner polemischen Schrift auf die psychologische Merkwürdigkeit aufmerksam, „wie in Börnes Seele allmählich das eingeborene Christentum emporstieg, nachdem es lange niedergehalten worden von seinem scharfen Verstand und seiner Lustigkeit". In Nováks Arbeit ist von diesem „allmählich" nicht die Rede, ihm steht Börne gleich von vornherein als Verkörperung des Nazarenertums fest, während er Heine (dessen „Kirche von dem dritten neuen Testament" und Vernichtung des „Zweierlei" — siehe Seraphine 8 — hier Erwähnung verdient hätte) als Vorboten des Ibsenschen „dritten Reichs" auffaßt. Doch hatte sich auch Börne nach einer Vereinigung und Überwindung der historischen Gegensätze gesehnt und schon 1823 (in dem Aufsatz „Altes Wissen, neues Leben") also vernehmen lassen: „Die Heiden waren kurzsichtig ... Die Christen sind weitsichtig ... Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiste versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüten und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide sein — und dann wird der Himmel sein überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen." —

Auch abgesehen von dem reichen Inhalte, der an dieser Stelle lange nicht ausgeschöpft werden konnte, ist das Buch aufs lebhafteste zu begrüßen. Im Interesse einer ersprießlichen wissenschaftlichen Erörterung wäre freilich gewesen, wenn es in deutscher Sprache veröffentlicht worden wäre; aber so wie es vorliegt, liefert es einen mittelbaren und doch untrügerischen Beweis für die hohe Bedeutung, die bei den Tschechen auch heute noch den Bestrebungen Jungdeutschlands als Vorboten des Jahres 1848 und als mächtigen Kulturfaktoren überhaupt zu kommt. Die Kontinuität erscheint nicht bloß im politischen Liberalismus und im

[1]) Die übersichtliche Zusammenstellung Hermann Friedemanns (Die Götter Griechenlands. Von Schiller bis zu Heine) konnte vom Verfasser nicht mehr benutzt werden.

Kunst, Literatur und Philosophie mit logischer Schärfe zu fassen gesucht. Von den besonderen Gattungen, die Heines kritischer Geist gepflegt, bespricht der Verfasser den Reisebericht, die Referate über Literatur, Musik und bildende Kunst und Heines eigenstes Gebiet, die Polemik; und zwar weiß er überall über die Grenzen des gesteckten Themas hinausschweifend, aus verwandten literarischen Erscheinungen ergiebige Analogien heranzuziehen. So gliedert er in einem vortrefflich gelungenen Exkurs Heines Polemik der Geschichte der deutschen Satire ein, die er von ihren Anfängen bei Liscow zu Lessing, von da zum Xenienstreit und zu den romantischen Ironikern hinbegleitet: „Die Erhebung eines Einzelfalls zum Typus, dessen satirische Ausmünzung, die vernunftgemäße Präzisierung in der Analyse des polemischen Stoffes, die rationalistische Schärfe des Urteils, die romantische Auffassung des Gegners sub specie philisterii: dies alles hat Heine von seinen Vorgängern übernommen; die künstlerische Form der Polemik ist jedoch sein Eigentum" (S. 77). Doch steht der Verfasser dem Kritiker nicht kritiklos gegenüber und weist auf die Grenzen von Heines Kompetenz in Sachen der bildenden Kunst hin, wobei sich Heine — ähnlich wie Börne auch in literarischen Fragen — mit einer „Inhaltsangabe" zu begnügen pflegt, ohne die eigentlich malerischen Vorzüge eines Werkes würdigen zu können. Auch die Reisebeschreibungen Heines erfahren nur bedingtes Lob; ich zitiere, zur Charakteristik von Nováks Methode und Scheibweise, folgende Stelle (S. 69 f.):

„Von der romantischen Periode an rühren in den europäischen Literaturen, besonders im französischen Schrifttum, die tiefsten und lebendigsten Reiseberichte aus der Feder von Kunstrichtern her. (Folgt eine gedrängte Charakteristik der Reisebeschreibungskunst Fromentins, Taines, Bourgets.) Die vier umfangreichen Bände von Heines „Reisebildern" aus den Jahren 1826—1831 sind bei weitem nicht auf gleicher Höhe und stehen überhaupt dieser Kategorie fern; es sind eher lyrische Reisenotizen eines höchst aufnahmsfähigen, äußerst witzigen und äußerst systemlosen Beobachters mit viel Selbstbewußtsein und geringer Selbstkritik, als breite Landschaftsgemälde, die sich von dem komplizierten Hintergrunde psychologisch erfaßter Gegenden, Ereignisse und Kulturzustände abhöben. Von Gegenstand zu Gegenstand, von Natureinsamkeit zu öffentlichem Leben, von bloßem Eindruck zu wortreicher Betrachtung, von farbenfroher Schilderung zu religiöser und politischer Polemik hinüberschweifend, füllt Heine einen großen Teil seiner bruchstückartig konzipierten und geordneten Skizzen mit persönlichen Ausfällen und literarischen Angriffen aus; Eindruck und Stimmung geben seiner jugendlich überschäumenden Freiheitsliebe publizistische Hilfsmittel her; die gesamte Wirklichkeit ist dem Spiele persönlicher Laune durchaus untergeordnet, und diese Laune sprudelt reich und frisch und unberechenbar. So gelangt Heine, nicht unbeeinflußt von Sterne und den deutschen Romantikern, zur Ausgestaltung jener Reisebeschreibungen, die in den dreißiger Jahren zeitgemäß waren; darin wurde, mit völliger Gleichgiltigkeit gegen den Bau des Gesamtwerkes, alles aufgenommen, was sich nicht leicht den festen Formen der üblichen literarischen Gattungen anpassen ließ."

Überaus fördernd sind jene Partien des Buches, die, wiederum mit Hilfe von Parallelen und Analogien, einzelne Phasen der jungdeutschen Kritik mit Vergangenheit und Zukunft in Verbindung setzen. So gibt der gegen die übertriebene Verehrung der Geschichte gerichtete Gegenwartssinn Wienbargs und seiner Genossen Anlaß zu einer kurzen Übersicht der „antihistorischen" Theorien, zugleich also zu einer Vorgeschichte von Nietzsches unzeitgemäßer Betrachtung (S. 115 f.); so wird bei der Besprechung von Heines Nazarener- und Hellenenlehre (S. 72) sowohl auf deren Saint-Simonistische und Hegelianische Grundlage verwiesen als auf die moderne Theorie vom „dritten Reiche", die mit der Heineschen Analyse und Synthese in manchem Punkt übereinstimme. Aber eben die Fähigkeit des Verfassers, literarische Ähnlichkeiten zu erkennen und alle Erscheinungen auf ein philosophisches System zurückzuführen, bedingt auch die Nachteile seiner Darstellungsart. Mit

folgerichtiger Einseitigkeit hält er an der ihm eigenen entwicklungsgeschichtlichen Methode fest, strebt die Konzeption eines einheitlichen Bildes an und verwendet mit Erfolg das Mittel der Deduktion; infolgedessen verschwimmen die Details. Um bei dem eben berührten Problem der Nazarener und Hellenen stehen zu bleiben: Nováks Bestreben geht dahin, Heine und Börne als unversöhnliche und unvereinbare Gegensätze zu kennzeichnen, doch läßt er sich teils von seiner eigenen kontrastierenden Anschauungsweise, teils von Heines allzuschroff scheidender Polemik irreführen. „Alle Menschen sind entweder Nazarener oder Hellenen," dekretiert Heine; aber abgesehen davon, daß dieser Behauptung echt Heinesche Koketterie innewohnt — er selbst will ja der Heide sein, zum Unterschied von dem Juden oder Christen oder Nazarener Börne —: die treffendste Widerlegung bietet die Entwicklung[1]) jenes imaginären Hellenen, bei dem sich die Wellen heidnischen und jüdischen Empfindens regelmäßig ablösten und dessen letzte Periode, wie ja Novák selbst zugibt, vom Kultus hellenischer Kraft und Schönheit himmelweit entfernt war. Und selbst jener typische Nazarener, als den man Börne hinzustellen pflegt, läßt sich nicht so leicht einreihen, und es ist angebracht, im Gegensatze zu Nováks Auffassung daran zu erinnern, daß eben Börne zu Beginn seines öffentlichen Wirkens (in der Ankündigung der „Wage" von 1818) mit deutlicher Anspielung die Frage aufwarf, „woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Altertums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Dasein zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüte, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sei, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieses bis in die Ewigkeit hinüberrechnend". Macht doch selbst Heine in seiner polemischen Schrift auf die psychologische Merkwürdigkeit aufmerksam, „wie in Börnes Seele allmählich das eingeborene Christentum emporstieg, nachdem es lange niedergehalten worden von seinem scharfen Verstand und seiner Lustigkeit". In Nováks Arbeit ist von diesem „allmählich" nicht die Rede, ihm steht Börne gleich von vornherein als Verkörperung des Nazarenertums fest, während er Heine (dessen „Kirche von dem dritten neuen Testament" und Vernichtung des „Zweierlei" — siehe Seraphine 8 — hier Erwähnung verdient hätte) als Vorboten des Ibsenschen „dritten Reichs" auffaßt. Doch hatte sich auch Börne nach einer Vereinigung und Überwindung der historischen Gegensätze gesehnt und schon 1823 (in dem Aufsatz „Altes Wissen, neues Leben") also vernehmen lassen: „Die Heiden waren kurzsichtig ... Die Christen sind weitsichtig ... Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiste versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüten und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide sein — und dann wird der Himmel sein überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen." —

Auch abgesehen von dem reichen Inhalte, der an dieser Stelle lange nicht ausgeschöpft werden konnte, ist das Buch aufs lebhafteste zu begrüßen. Im Interesse einer ersprießlichen wissenschaftlichen Erörterung wäre freilich gewesen, wenn es in deutscher Sprache veröffentlicht worden wäre; aber so wie es vorliegt, liefert es einen mittelbaren und doch untrügerischen Beweis für die hohe Bedeutung, die bei den Tschechen auch heute noch den Bestrebungen Jungdeutschlands als Vorboten des Jahres 1848 und als mächtigen Kulturfaktoren überhaupt zukommt. Die Kontinuität erscheint nicht bloß im politischen Liberalismus und im

[1]) Die übersichtliche Zusammenstellung Hermann Friedemanns (Die Götter Griechenlands. Von Schiller bis zu Heine) konnte vom Verfasser nicht mehr benutzt werden.

öffentlichen Leben gewahrt, sondern auch in literarischen Fragen. Unter teilweisem Einflusse des Jungen Deutschlands stand der große Publizist Havlíček, Börnes Traditionen leben auch in der čechischen Tagespresse fort, und Heine wird in Böhmen geliebt und gehaßt und zitiert, als wär er gar kein Fremder; sollten die deutschen Schriftsteller gezählt werden, die bei uns ein Bürgerrecht erlangt, so müßte ihm der erste Platz gebühren; von Neruda bis auf Machar und so gut wie alle jüngeren Satiriker sind die Poeten seines Geistes und Witzes voll, und mag auch das vorjährige Jubiläum ohne eigentlichen Widerhall verklungen sein, so wird Heine trotzdem von manchen unserer besten Köpfe als Verfechter ihrer ureigensten Interessen dankbar anerkannt. Auch die besprochene Schrift, die einen führenden Kritiker unserer jungen Generation zum Verfasser hat, ist aus einem warmen und persönlichen Verhältnisse zu der befreienden Denkart Heines hervorgegangen.

Prag. Ottokar Fischer.

Busse Carl, Annette von Droste-Hülshoff. (Frauenleben. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hanns v. Zobeltitz. Band IV.) Bielefeld und Leipzig 1903, Verlag von Velhagen & Klasing.

In der Vorrede sagt der Verfasser, daß die Werke seiner beiden Vorgänger H. Hüffer und W. Kreiten „natürlich schon des Materials wegen für die vorliegende Studie benutzt wurden". Das ist recht euphemistisch gesprochen! In Wirklichkeit steht die Sache so, daß Busse von diesen beiden Gelehrten so völlig abhängig ist, daß er sofort strauchelt oder zu Falle kommt, wenn er sich von ihrem Gängelbande frei macht und selbständig zu gehen versucht; ja von vielen seiner Irrtümer lassen sich die Wurzeln schon bei Kreiten nachweisen. In keinem einzigen Punkte aber hat er die Forschung weiter zu führen vermocht, und deshalb muß sein Wunsch, nicht bloß dem gebildeten Laien, sondern auch dem Literarhistoriker etwas zu geben, ein frommer bleiben, oder es müßte denn Literarhistoriker geben, die ihre Urteile fertig zu beziehen lieben! Solche kämen freilich bei Busse an die richtige Adresse: Zweifel und Bedenken kennt er nicht, die schwierigsten Hindernisse werden spielend genommen, und die subjektivsten Meinungen trägt er wie der Theologe seine Dogmen und der Mathematiker die Axiome mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit vor. Hüffer und Kreiten haben sich bei der Beurteilung der engeren Umgebung der Dichterin durch Dankbarkeit für die Unterstützung ihrer Arbeiten beeinflussen lassen — so meint er und speit in den Quell, der ihm den Durst gelöscht. Er selbst wünscht, daß seine Arbeit „den Eindruck der Freiheit" machte, und er sucht diesen dadurch hervorzurufen, daß er hier alle und jede Rücksicht über Bord wirft, selbst die auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Den „Bildern", welche Busse z. B. von der Mutter der Dichterin und ihrem Freunde Schlüter entwirft, fehlt jegliche Treue: es sind mit auserlesener Gehässigkeit kühn hingeworfene Fratzen, bei deren Anblicke mir übrigens zum ersten Male einiges Verständnis dafür aufgedämmert ist, daß die Familie der Öffentlichkeit immer noch

so manches vorenthält und Junkmann[1]) seinen Briefwechsel mit der Dichterin einfach vernichtete, um sich unserem modernen literarhistorischen Nachrichtertum zu entziehen. Am besten kommt in dem ganzen Buche Schücking weg, und zwar so gut, daß der Leser sich an manchen Stellen fragen möchte, ob es Busse nicht mehr auf eine Apologie dieses als auf eine Würdigung Annettens v. Droste abgesehen habe!

Dieses Urteil mag hart erscheinen, aber es ist gerecht, und ich glaube hier um so eher ein deutliches Wörtlein reden zu dürfen, als ich im 8. Bande dieser Zeitschrift bei der Besprechung — die freilich für die Spatzen geschrieben zu sein scheint — der Biographie Annettens von Kreiten ähnlichen Erscheinungen auf der anderen Seite ebenso entschieden gegenüber getreten bin. Busse ist nämlich nichts unbefangener als Kreiten; der Unterschied zwischen beiden besteht nur in der Färbung. Allein Kreiten beherrschte nicht nur das Material unvergleichlich besser als Busse, sondern bei der überaus reichlichen Mitteilung desselben hatte es der weniger unterrichtete Leser auch leicht, sich eine eigene Meinung zu bilden, was bei Busse nicht möglich ist. Das alles ist sehr zu bedauern, denn das geschickt angelegte und schön geschriebene Büchlein kommt wohl einem Bedürfnisse (wenn auch nicht, wie Busse meint, der Literarhistoriker) entgegen, und ich wünsche ihm von Herzen eine zweite Auflage, wenn der Verfasser es gründlich umarbeiten, sich dabei aber lediglich durch das Material leiten lassen und weder um Kreiten noch um die „interessierte Seite" (der Plural wäre hier übrigens besser angebracht!) kümmern wollte! Gleich auf den ersten Seiten bemerkt der Leser, daß Busse an den Folgen allzu tiefen Studiums nicht krankt: mit Staunen hört er, daß „die groteske Gestalt Thomas Münzers" nach Münster gehört (S. 6), und damit er's ja nicht vergißt, wird's ihm zweimal ins Gedächtnis zurückgerufen (S. 8 und S. 80). Weiterhin weiß Busse, „daß vor allem Westfalen dem Tazitus die Farben für seine Germania gab" (S. 5), „daß eine nicht ebenbürtige Heirat, etwa auch die mit einer Protestantin, den Verlust vieler Rechte nach sich zog" (S. 6), wie nach ihm denn auch Annette den protestantischen Vetter „erfinden" mußte usw. usw. Wir Westfalen, in deren Charakter „mit fünf Sechsteln Philister ein Sechstel Geisterseherei sich eint" (S. 8), wundern uns über derartige Ansichten bei Außenstehenden schon längst nicht mehr und finden sie nur noch als Zeugnisse dafür interessant, daß auch jenseits der Elbe Prachtexemplare von „Spökenkiekern" gedeihen!

Was den Entwicklungsgang der Dichterin anlangt, so ist Busse mit ihm ganz und gar nicht zufrieden, aber schließlich wird er doch resigniert: „Davon zu träumen, wie es anders hätte sein können, ist müßig. Dar-

[1]) Dieses feinsinnigen Gelehrten und Freundes der Annette (geb. 1811), dessen Dichtungen diese sehr günstig beurteilt hat, gedenkt Busse nicht mit einem Worte.

über zu klagen, daß es so gewesen ist, ziemt sich nicht. Jeder lebt sein Leben allein und ist nur sich selbst darüber verantwortlich." Schade, daß ihm diese Wahrheit erst auf der letzten Seite seines Buches dämmert! Wäre es eher geschehen, er hätte wohl manchen Traum den Mondsüchtigen überlassen! Denn Traum und nicht Wirklichkeit ist sehr vieles, was Busse über die Lebensverhältnisse der Dichterin und ihre Stellung zu ihrer Umgebung vorträgt: Annette wäre sicher totunglücklich geworden, hätte sie hinsichtlich der Freiheit mit der Tochter eines Berliner Bankiers, eines Posener Geheimrats, eines pommerschen Pastors oder eines Ziegeleibesitzers aus Neubrandenburg ihre Stellung tauschen müssen; und ob sich ihre dichterische Individualität von ihren wirklichen Lebensverhältnissen losgelöst auch nur denken läßt? Annette hat sich nie wie ein Adler im Käfig gefühlt — das falsche Bild hetzt Busse auch noch zu Tode — und auch gar nicht fühlen können. Gewiß hat es Augenblicke in ihrem Leben gegeben, wo sie sich freier gewünscht hat — aber im wessen Leben kommt das nicht vor? Das Geschick hat ihr im Gegenteil weit mehr Freiheit beschieden als den meisten übrigen Sterblichen: sorgenlos stand sie da, konnte gehen und fahren, wann und wohin sie wollte. Schücking sitzt allein bei ihr bis tief in die Nacht, Junkmann und Schlüter besuchen sie, während sie im Bette oder auf dem Sopha liegt. Ist es angesichts eines so ungenierten Verkehrs zu verwundern, wenn die Mutter sich die Persönlichkeiten genau ansieht, welche in die Hausfreundschaft eintreten? Ich glaube, wer nicht gerade Junggeselle ist, braucht nicht einmal aus dem Hause zu gehen, um sich davon zu überzeugen, daß hier jede deutsche Frau mit der Freiin v. Droste ganz eines Sinnes ist. Freilich, einen Tyrannen, und zwar einen sehr bösen, hat die Dichterin gehabt, und sie ist ihn ihr ganzes Leben hindurch nicht losgeworden: ihren „jämmerlich-miserablen Körper". Die Zeiten völliger Gesundheit zählten bei ihr nur nach Tagen und Wochen, höchstens nach Monaten, und das hat ihre Schaffenskraft weit mehr gehemmt als irgend etwas anderes. Diesen wirklichen Tyrannen aber berücksichtigt Busse viel zu wenig!

Zu dem ersten bedeutenderen Werke der Dichterin, dem „Geistlichen Jahr", hat Busse kein rechtes Verhältnis; ich verstehe sein Urteil, wenn ich es auch nicht für richtig halte. Es scheint mir indes mehr aus dem Herzen einer Konfirmandin als eines Literarhistorikers geurteilt zu sein, wenn er bemerkt: „Kein's dieser Lieder hat sich entfalten können zu einem Lied der Gemeinde" (S. 41). Da war denn wohl der alte biedere Gellert ein größerer Lyriker, da er sich bis auf den heutigen Tag nicht bloß in den evangelischen, sondern auch in katholischen Gesangbüchern zu halten und die Gemeinden zu erbauen vermocht hat!! — Busse steht auch insofern ganz auf dem Boden der Moderne, als er mit Heine — dem das Urteil auf den Leib geschnitten ist — in dem Liede „das Kriterium der Ursprünglichkeit" sieht: „Das Höchste der

Lyrik ist das Lied" (S. 190). Abgesehen davon, daß es größere denn Heine gegeben hat, die anders geurteilt haben, was wird bei solcher Einseitigkeit aus der Weltlyrik, wenn man sie ausschließlich nach der Sangbarkeit beurteilen will?! Im übrigen ist es Annette gar nicht eingefallen, „Lieder für die Gemeinde" dichten zu wollen, und schon deshalb ist es falsch, im „Geistlichen Jahr" solche zu suchen. Allein über den Geschmack ist nicht zu streiten, und deshalb will ich lieber zu einem anderen Punkte übergehen, bei dem eine Diskussion weniger nutzlos sein dürfte. Busse hält den Übergang von der „Ledwina" zum „Geistlichen Jahr" für auffällig, und den Einfluß der Großmutter auf die Entstehung desselben für überschätzt. Damit hat er Recht: aber ich glaube doch nicht, daß die Brücke zwischen beiden Dichtungen da liegt, wo er sie sucht: im Innern der Dichterin; denn so subjektiv die Gedichte auch sind, unbeeinflußt von dem Zeitgeiste sind sie doch keineswegs, und wenn die Dichterin lediglich ihrem eigenen Innern hätte Luft machen wollen, so hätte sie sich gewiß nicht an die Perikopen des Kirchenjahres gebunden und sich so in der freien Bewegung selbst gehemmt. Nein, ein Andachtsbuch hat sie schon schaffen wollen, und es kann meines Erachtens auch nicht fraglich sein, wo der eigentliche Anstoß zu suchen ist. Es wurde damals nämlich Mode, sich poetisch mit Gott zu unterhalten. „Für die festlicheren Stunden der Andacht, wo der Mensch durch hellere Ansicht des Göttlichen in der Religion sich zu einer ungewöhnlicheren Hoheit der Anbetung erhoben fühlt, mag auch die kühnere Bildersprache der lyrischen Poesie der Ausdruck seiner andächtigen Empfindung sein." So schreibt der damalige Direktor des münsterschen Gymnasiums Dr. Nadermann in dem Vorworte zu seinem „Opfer vor Gott", das er 1816 herausgab, und mit dem er dem herrschenden Bedürfnisse abhelfen wollte. Das Werk des ebenso frommen wie feinsinnigen Mannes fand großen Beifall, wie die vielen Auflagen beweisen. Allein der Verfasser stand noch ganz im Banne Klopstocks, und es ist leicht begreiflich, daß es den einfältig-frommen Seelen bei all den „Unendlichkeiten", „Äonen" und „Myriaden", mit denen sie zu rechnen bekamen, unheimlich wurde, und sie samt denen, die, wie Annette, über die Klopstock-Periode bereits hinaus waren, sich nach einer niedrigeren Tonlage für den Ausdruck ihrer Empfindungen sehnten. So erklärt es sich auch, daß Annette von verschiedenen Seiten um religiöse Gedichte angegangen wurde: Die Großmutter stand mit ihrem Bedürfnisse keineswegs allein da, und Annette selbst betete bekanntlich auch in allen Perioden ihres Lebens viel. Daß aber Nadermanns Buch in der Drosteschen Familie vorhanden und Annette selbst auch wohlbekannt war, kann keinem Zweifel unterliegen, ja mir scheint der Schluß der „Widmung" an die Großmutter deutlich an Nadermanns Vorwort anzuklingen, in dem es unter anderem heißt: „Ob viele in diesem Buche Nahrung finden werden, weiß ich nicht.

Ich scheine mir selbst nur für eine gewisse, vielleicht nicht sehr zahlreiche Klasse von Lesern geschrieben zu haben. Doch ist es wahr, was ein sehr geachteter Mann gesagt hat: wer für wenige schreiben will, schreibt für viele." Also Nadermann wie Annette schreiben beide für gewisse Klassen von Christen, für verschiedene freilich, denen aber das Bedürfnis des poetischen Ausdrucks ihrer Empfindungen gemeinsam war.

Noch in anderer Hinsicht wirft Nadermanns Buch Licht auf das „Geistliche Jahr": nämlich auf die Selbstanklagen der Dichterin. So gewiß es ist, daß ihre „Beisichtigkeit" an dem, was uns an ihnen jetzt stark übertrieben erscheint, erheblichen Anteil hat, rein individuell sind die Übertreibungen nun doch nicht: die ganze Zeit war hier auf einen anderen Ton gestimmt als die unsere. Man höre nur einmal „Die büßende Seele" des frommen Nadermann:

Sie ist dahin, dahin,
Die schöne Blütenzeit der Unschuld,
Wo ich ein Kind vor Dir
In Deinen stillen Hütten weilte,
Und froh der hellen Zukunft war!
Nun fühl ich keinen Frieden mehr!
Mich schreckt der Anblick der verfloßnen Tage,
Und düster hängt der Zukunft Hülle,
Schaurig düster nun vor meinen Augen ...
Ich liebte Dich nicht mehr, Unendlicher,
Mit jener Liebe, die ganz rein
Und unentweiht vor Deinem Antlitz ist.
Und nun umduftete mit gift'gem Wohlgeruch
Die Welt mein unbewachtes und schon lüstere Herz,
Und hauchte bald mir andern Geist
Und, ach, ganz andere Empfindung ein;
Und willig schloß mein Auge sich
Der ernsten Pflicht, dem ewigen Gesetze.
Ich sank in süßen Taumel hin,
Und bot dem Laster — offnen Arm.
So lag ich in dem weichen Schooß,
Umschlungen von dem seidnen Garn,
Entkräftet und geblendet,
Und achtete der Zukunft nicht,
Nicht der Unsterblichkeit
Und meiner Schande nicht! ...

Auch darauf möchte ich noch hinweisen, daß in dem „Opfer vor Gott" des streng kirchlichen Theologen (wie auch in anderen katholischen Gebetbüchern jener Zeit) abgesehen von einer Litanei „Die Marien- und Heiligenverehrung ganz ausgeschaltet ist", obwohl sie hierhin viel eher gehört hätte als ins „Geistliche Jahr". Busse kennt eben, was für einen Annette-Biographen verhängnisvoll ist, den vorromantischen Katholizismus nicht und sieht daher vieles für individuell an, was es durchaus nicht ist. Das zeigt sich z. B.

auch bei seiner Beurteilung der „Schlacht im Loener Bruch", die sogar in der Familie der Dichterin wegen der aus ihr sprechenden katholischen Gesinnung Bedenken erregte, während sie Schlüter zu beseitigen suchte, indem er schrieb: „Ich glaube für Sie zu fühlen, wie für mich; allein wenn man gleich eine katholische Hand in der Feder dieses Gedichtes erkennen wird, eine Kontroverse-Predigerin und Revolutionärin usw. wird man darin schwerlich herauswittern, weil sie nicht dahinter steckt."

Das „Geistliche Jahr" leitet über zu der Freundschaft der Dichterin mit Schlüter. Da ich a. a. O. Kreiten gegenüber entschieden für Schücking eingetreten bin, so erfordert es die Gerechtigkeit, hier ebenso entschieden für Schlüter und gegen Busse einzutreten, der Kreiten in der Befangenheit noch erheblich voraus ist.

Es verlohnt sich nicht der Mühe, mit einem Manne, der von Schlüter so gut wie nichts weiß, eine Diskussion zu eröffnen;[1]) ich beschränke mich darauf, ein Urteil von W. Storck, der Jahrzehnte hindurch mit dem Blinden gelesen und übersetzt hat, hier mitzuteilen: „Nie in meinem Leben habe ich einen Menschen gefunden, der durch eine oft nur mangelhaft verstandene Sprache hindurch so die charakteristischen Schönheiten einer Dichtung herauszufühlen verstand, wie Schlüter."[2])

Busse hingegen meint:

„Unwillkürlich spricht man von diesem Manne mit einer leichten Überlegenheit" S. 66. „Dabei ist fraglos, daß er weder ein sicheres poetisches Urteil noch ein tieferes Verständnis für Annette besaß .... Er hat später auch selbst bekannt, daß er die Dichterin im Leben nicht ganz nach ihrem Wert zu schätzen gewußt hätte. Nie ist ihm vor ihren Dichtungen der Gedanke gekommen, daß das Schöpfungen eines Genies oder großen Talentes seien. Er hat immer vorbei geurteilt" ... S. 67. „Nein, poetisches Verständnis fand das Fräulein bei dem neuen Freunde nicht ..." S. 68.

„Er war in sozialer und geistiger Beziehung ganz besserer Mittelstand, Philister in Gedanken, Worten und Werken, und er hätte eigentlich zu allen anderen Drostes besser gepaßt als zu der Dichterin" ....

---

[1]) Daß es ein Zerrbild ist, welches Busse von Schlüter gibt, ließe sich nicht wirkungsvoller zeigen, als mit Hilfe der zahlreichen Briefe Schückings an Schlüter, die in meinem Besitze sind. Nur ein Beispiel! Die gedruckte Geburtsanzeige seines ersten Sohnes (1844) versieht Schücking mit geschriebenen Nachträgen und beschließt sie mit den Worten: „Vergessen Sie nicht, lieber Herr Professor, daß Sie den aufrichtigsten und anhänglichsten Freund und Verehrer haben in Ihrem ergebensten Schücking."

[2]) Ich persönlich habe mit Schlüter nur einmal — wenige Monate vor seinem 1884 erfolgten Tode — gesprochen. Wenn ich ihn trotzdem näher zu kennen glaube, so liegt das daran, daß ich später (1899) seinen handschriftlichen Nachlaß erworben habe.

S. 70. — „Dem dichterischen Fluge Annettens konnte das Professorchen weder folgen noch ihn bestimmen" S. 70.

Annette erkannte „alles Kleinliche dieses im engen Kreise trabenden Geistes". S. 72 — „sein Urteil entspricht immer dem Drosteschen Familienurteil". S. 145 — „Sie hatte von ihm keinerlei Enttäuschungen zu fürchten, allerdings auch nichts zu hoffen. Es war keine Gefahr, daß sie aus großen Höhen stürzte, weil sie mit ihm sowieso nicht dahin gelangte" S. 150 usw. usw.

Sympathien und Antipathien lassen sich bekanntlich weder geben noch nehmen, aber von einem, der Anspruch darauf erhebt, auch Literarhistorikern etwas bieten zu können, muß man nun doch verlangen, daß er sich mit beiden in den Grenzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit hält. Das hat Busse indes durchaus nicht getan. Wie jeder Leser zugeben wird, ist es auch nicht „leichte Überlegenheit", die aus seinen Urteilen hervorscheint, sondern etwas ganz anders, für das die richtige Bezeichnung mir nicht aus der Feder will.

Uns interessiert hier lediglich Schlüters Verhältnis zu Annette, oder vielmehr zu ihren Dichtungen. Ich stelle daher aus seinen Briefen an die Dichterin einige Äußerungen zusammen, und zwar aus einer Zeit, in der Schücking überhaupt noch nicht zu Worte kommen konnte.

Sie werden jeden Leser in die Lage setzen, sich ein eigenes Urteil über den Charakter der Forschung Busses zu bilden.

„Endlich muß ich Ihnen noch erzählen, obwol nur kurz und andeutend, daß Ihr köstliches Depositum unterdes vielfältigen Zins der höheren Ergötzung und eines seltenen ungewöhnlichen Interesses, wie es nur der Schauer des wahrhaft Erhabenen und Großartigen in einer männlichen Brust zu erregen pflegt, und vielleicht noch andern höhern Wucher eingetragen und mir mit mehreren anderen, denen ich, was mich so sehr anzog, mitteilte, schon manche tief genußreiche Stunde bereitet hat. Ich würde hier gern und breit- und weitläufig, aber besser davon ein Näheres mündlich ... Leben Sie wohl und benutzen Sie Ihre Muße, die der Himmel segnen wolle, auf eine Ihres Genius würdige Weise!"[1]) (13. November 1834).

„Diese Ruhe, dieses gelassene, besonnene künstlerische Bilden im, ich möchte sagen, andächtigen Hingeben an den eben vorliegenden Gegenstand, gleichgültig, ob er klein oder groß, hoch oder niedrig, wo es gilt ihn durch den Gedanken oder durch die Form zu adeln, in die man ihn faßt, oder durch den Zusammenhang, in dem man ihm Würde und Bedeutung gibt, ist es, was ich an Goethe'n bewundern und ehren muß und an denen, die ihm darin gleichen, zumal wenn Empfindungen und Ideen im Hintergrunde sind, die, wie Junkmann einmal von Shakespeare behauptete, übrigens in der Poesie nicht selbst vortreten, sondern heimlich bleiben und statt ihrer stets nur denen leb- und leibhaft individuellen eigentümlichen Repräsentanten auf die Bühne schicken müssen." (24. März 1835.)

---

[1]) Es ist leider nicht überflüssig, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß, als dieses Urteil gefällt wurde, der erste, welcher nach Busse Annettes Bedeutung erkannt haben soll, Schücking, nämlich ein zwanzigjähriger Akademiker, war!

„Ihre geistlichen Poesien, liebes Fräulein, wurden in seltsamer Situation von Kreuzhage[1]) und mir genossen: nachdem wir bis zwölf gelesen und gearbeitet, gingen wir wiederholt zu Pinner, wo bei einem Glase echten englischen Porters, den wir beide sehr zu schätzen wissen, im eleganten einsamen Keller-Zimmer des Juden Ihre christlichen Dithyramben erschollen und demnächst Ihr Ruhm. Noch in seinem letzten Briefe bemerkt K., wie ganz besonders dieser Saal unter der Weihe, die wir ihm gegeben, in seinen Erinnerungen an Münster bedeutsam hervortrete und seine Sehnsucht rege mache." ib. Sonntag vor Fastnacht 36. 6. Febr.

„Neujahr zwischen 12 und 1 tranken wir gemeinsam aus einem krystallenen Glase Ihr Wohlsein: „Es lebe die Dichterin!"

„Wir sprechen oft von Ihnen; wir loben Sie sehr, nebenher aber werden Sie analysiert, anatomisiert und entziffert, als wären Sie ein Rechenexempel usw." ib.

„Insbesondere auch bin ich gespannt auf die Lösung Ihrer schwierigen Aufgabe in dem 3. neu hinzugekommenen Gedichte. Das kleinere, welches Sie uns mitteilten, ist schön, zumal bei öfterem Lesen. Sie haben die Gabe, geringen Stoff und unbedeutenden Inhalt durch Form und Behandlung bedeutend zu machen und gleichsam in Musik zu übersetzen, die eigentümlich und bestimmt anspricht. Nur daß das köstliche Savoyen, welches mich hinreißt und außer mir bringt, so oft ich daran denke, dessen Frühlingssturm mit den schäumenden Berggewässern auf meine Seele hinfährt, nicht miterscheinen soll, das kann ich nicht verschmerzen. Überlegen Sie es doch noch jetzt."

„Fräulein, Ihr Morgengebet ist schön, und, wie bei all Ihren Sachen oder vielmehr Geisteserzeugnissen usw. schöner, wenn man es wiederliest und näher und im Einzelnen kennen lernt und betrachtet ...." 9. Sept. 37.

„Vielleicht bringen Felix und wir sie (Schlüters Schwester) auf eine Nacht und einen Tag, und ich höre bei der Gelegenheit mit entzücktem Staunen den 2. Gesang des Christian, und freue mich währenddeß noch mehr über die Nähe der Vorleserin als über ihren Helden." ib.

30. Aug. 39.

„Sie werfen mir offen vor, ich halte mehr auf die Natur als auf die Menschen und ihre Geschichte, d. h. ich ziehe die poetische Schilderung der ersteren einer noch so vollendeten Darstellung der letzteren einseitig vor; ich berufe mich gegenwärtig wenigstens auf eine Ausnahme, indem Sie in Ihrem Stilleben, wie sie es schildern, mir eine fast noch liebere und interessantere Erscheinung sind als in der großartigen Naturumgebung der Schweiz, in deren Anschauung Sie, wie überhaupt der Mensch, schier zu verschwimmen und zu verschwinden schienen. Die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit läßt den Menschen klein erscheinen" ....

„Ihr Geschmack, den Sie in Betreff der geistlichen Poesien aussprechen, hat meinen völligen Beifall, wie alles Übrige, was Sie bei diesem Anlaß bemerken" .... ebenda.

Mir scheint nicht, daß diese Stellen[2]) für Busse zeugen, zumal nicht dafür, daß Schlüter für die Eigenart ihrer Dichtung kein Verständnis besessen habe. Im Gegenteil er hat nie versucht, diese irgendwie zu beeinflussen, und sich völlig darauf beschränkt, die Dichterin von ihrer Unruhe und Unbeständigkeit zu heilen

---

[1]) Schlüters Vetter, damals Universitätsrat in Göttingen, gest. 1848 als Kultusreferent im hannoverschen Ministerium.

[2]) Daß Busse den Mann auch sonst ganz falsch beurteilt, geht uns hier nichts an.

und zur Ausdauer und Konzentration zu ermahnen; und damit hatte er Recht! Wie steht es nun aber in dieser Hinsicht mit Schücking, den Busse über den Schellenkönig hinauf hebt, und von dem er behauptet, daß er der Dichterin mehr gegeben habe als sie ihm?

An Annette schreibt er zwar in einem Briefe aus dem Jahre 1841 (?):

„Ich habe Sie zwar so lieb, daß ich leichter als andere Menschen geneigt bin, Ihre Gedichte schlecht zu finden — grade weil ich meine, was Sie machten, müßte immer gleich ein Wunder von Fürtrefflichkeit sein. Aber trotzdem glaube ich, daß unter unsern Zeitgenossen Niemand mehr ist, der eigentlich klassisch schreiben kann, Sie allein ausgenommen."

Etwas anders klingt es aber, was er ungefähr gleichzeitig seiner Braut schreibt:

„Sie hat eine ganz frappante Ähnlichkeit mit mir, die wirklich bei einer Mutter und ihrem Sohn nicht größer sein könnte, äußerlich wie innerlich, nur hat sie unendlich mehr originelle Poesie als ich. Sie ist eine ganz eigentümliche, in jeder Beziehung originelle und tiefgediegene Erscheinung. Nur hat eine ganz verkehrte, ganz aristokratische Erziehung alle ihre Talente an der Entwickelung gehindert."

Und in einem 15 Monate jüngeren Briefe an dieselbe heißt es:

„Sie ist natürlich im höchsten Grade, eine Beobachtungsgabe, die wirklich merkwürdig ist, originell in jeder Beziehung, in der Musik vielleicht noch größer denn als Dichterin .... Ihr Talent steht weit über dem aller unserer lebenden Dichter — aber bei ihrer grenzenlosen Gleichgültigkeit gegen das Urteil der Welt, wie sie heutzutage ist, hat sie nie sich die Mühe gegeben, um Ruhm zu ringen .... Ob sie einen großen Ruhm bekommt, weiß ich aber doch nicht; sie schreibt alle ihre Sachen so leicht hin, als ob es lauter Impromptus wären, und gibt sich nicht die Mühe, das zu schaffen, was sie schaffen könnte."

Mir scheint, wer Annettes Dichtungen so genau kannte wie Schücking und dann in den 40ger Jahren noch nicht sicher war, daß sie „einen großen Ruhm bekommen" würde, der glauben konnte, daß sie „in der Musik vielleicht noch größer denn als Dichterin sei" und alle ihre Talente „an der Entwickelung gehindert seien", von dessen „treffsicherem" Urteile braucht man wirklich nicht so viel Aufhebens zu machen!

Zu begreifen ist es ja wohl, denn Schücking wurde von jedem neuen literarischen Wellenschlage mit fortgerissen und befand sich damals — später hat er ja richtiger geurteilt — ganz im Gefolge des „Jungen Deutschland", in dessen Richtung er das Ideal sah; aber es war doch ein Glück, daß Annette ihm gegenüber standhaft blieb! Daß sie in dieser Beziehung mit ihm zu kämpfen hatte, von seinem Urteile aber nicht viel hielt (sein dichterisches Talent hat sie ebenfalls nicht sehr hoch gewertet), das beweist ihr Brief vom 8. Januar 1844, aus dem ich folgende überaus charakteristische Stelle heraushebe:

„Sie sehn, Levin, ich möchte gern alles für Sie thun, was ich kann; nun geben Sie mir dagegen auch ein Versprechen, **und zwar ein ernstes, unverbrüchliches, Ihr Ehrenwort, wie Sie es einem Manne geben und halten würden, daß sie an meinen Gedichten auch nicht eine Silbe willkürlich ändern wollen.** Ich bin in diesem Punkte unendlich empfindlicher, als Sie es noch wissen, und würde grade jetzt, nachdem ich Sie so dringend gewarnt, höchstens mich äußerlich zu fassen suchen, es Ihnen aber nie vergeben und einer inneren Erkältung nicht vorbeugen können. **Habe ich bei Ihrem romantischen und malerischen Westfalen über Manches weggesehn, so traten dort Umstände** ein, die besondere Berücksichtigung verlangten: wir waren uns noch um Vieles fremder, Sie ein angehender Schriftsteller in unbequemen Verhältnissen, der seine ganze Hoffnung auf diese Arbeit setzte, hatten mich um Balladen gebeten — von den provisorischen Notizen spreche ich nicht, das waren eben nur Notizen zu beliebigem Gebrauch — und waren nun, **sobald sie Ihnen missielen, in der verzweifelten Lage, aus Höflichkeit mit blutendem Herzen Ihr eigenes Werk, nach Ihrer Ansicht, verderben zu müssen.** Fühlen Sie nicht, daß, sobald ich dies einsah, meine Lage noch viel epinöser war als die Ihrige, und ich meinen Schultern um keinen Preis eine solche Verantwortung aufladen durfte?"

Aus diesen fast rührenden Worten geht doch deutlich hervor, welche Furcht sie nach den Erfahrungen beim „Malerischen und romantischen Westfalen" hatte, ihre Gedichte möchten ver-Schückingt werden, wie ehedem die Lichtwers ver-Ramlert und die Höltys ver-Voßt worden waren!

Während sie hier bittet, lehnt sie in dem Gedichte „Das Eselein" die Versuche, ihre „schlechte Natur zu veredeln", mit etwas höhnischem Scherz ab:

So hat er mit saurem Schweiß und Müh'
Das ganz Gemeine verbessert,
Und klareres Wasser fand man nie
Als wo er schaufelt' und wässert';
Und wie's nun aller Edlen Manier,
Sich mild und nobel zu zeigen,
So, seis Gestein, Mensch oder Thier
Er gab ihm von seinem Eigen.

Dieses Gedicht scheint die Ursache der Verstimmung Schückings gewesen zu sein, welche Annette durch ein anderes Gedicht (3, 194) wieder zu beseitigen sucht, denn trotz der besänftigenden Tendenz schließt sie es doch mit den deutlichen Versen:

Nimm mich, wie Gott mich hat gemacht
Und leih mir keine fremden Züge!

Wenn Busse behauptet, daß Schücking ihr mehr gegeben als sie ihm, so ist das eine geradezu unbegreifliche Behauptung! Das Umgekehrte ist wahr: sie hat ihm viel gegeben; was er ihr geben wollte, das hat sie abgelehnt; sie war fertig, als er ihr Freund wurde, und das war wahrlich gut!

Wahr ist, daß er ihrem dichterischen Schaffen eine Zeitlang einen frischen Impuls gab, und das wird ihm auch unvergessen bleiben, ebenso

wie seine Bemühungen, ihr die Freundschaft der Journale und damit die des Publikums zu verschaffen. Letzteres blieb indes ihren Dichtungen gegenüber nach wie vor sehr kühl:[1]) — die Cottasche Ausgabe ihrer Gedichte hatte doch nur einen recht bescheidenen Erfolg! — und bei der Gleichgültigkeit der Dichterin gegen die Anerkennung der Zeitgenossen wäre es vielleicht nicht einmal ein Unglück gewesen, wenn ihre Dichtungen erst 50 Jahre nach ihrem Tode herausgekommen wären: der Erfolg wäre dann gewiß ein gewaltiger gewesen! Sie war eben „zu früh geboren".

Es ist mir unerquicklich gewesen, diesen Punkt nochmals so breit erörtern zu müssen; solange aber die Droste-Biographen nicht aufhören, Schlüter gegen Schücking und Schücking gegen Schlüter auszuspielen, muß der Referent auch darauf hinweisen, daß es bestenfalls nur Spielwerk ist, was sie treiben. Annette war eine so selbständige Persönlichkeit, daß sie weder diesem noch jenem irgendwelchen Einfluß auf die Entwicklung ihrer dichterischen Eigenart gestattete, und damit schrumpft das Interesse, welches die Literaturgeschichte an ihren Freundschaften hat, ganz erheblich zusammen: viel dankbarer würde sie sein für ernste Versuche, dem Geiste ihrer Dichtungen noch näher zu kommen: überflüssig wären sie wahrlich nicht! — Noch ein paar Kleinigkeiten: Das „weltferne Rüschhaus" (S. 45) muß mit dem von Münster eine Stunde entfernten Rüschhaus (S. 48) in Einklang gebracht werden. — Die „Nonne mit fliegendem Haar" (S. 51) verdient das Fragezeichen, welches ihr Busse hinzufügt: es muß natürlich Norne heißen. An Lesefehlern ist überhaupt noch in manchen Texten Überfluß. — Was über „Des Arztes Vermächtnis" gesagt wird (S. 62), erklärt sich vielleicht daraus, daß eine ältere Redaktion vorhanden ist, deren Veröffentlichung angeblich bevorsteht. — Das Gedicht auf den ersten Sonntag im Advent bezieht sich doch wohl auf die Hermesianischen Streitigkeiten. Annette selbst hat wenigstens 1837 für den Erzbischof von Köln Partei genommen. — Über die „herrlichen Ringellocken" Annettens (S. 149), die „virtuosen Menagerieposien" Freiligraths (S. 103) und noch manches andere urteile ich etwas anders als Busse, lasse aber jedem gerne seinen Geschmack.

Münster i. W. Franz Jostes.

Annette Freiin von Droste-Hülshoffs sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Arens. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Der Herausgeber ist ein guter Kenner der Dichterin, und wenn er auch bei dieser Ausgabe die Kreitensche Rezension zugrunde gelegt hat, so ist er doch

[1]) Eine Arbeit über die Beurteilung, welche die Dichterin bei den Zeitgenossen und später gefunden hat, wird demnächst erscheinen und dem, der noch darüber im Unklaren sein sollte, deutlich zeigen, was von der „öffentlichen Meinung" über zeitgenössische Dichter zu halten ist.

keineswegs durchaus abhängig von ihr, vielmehr hat er nicht unerheblich an der Besserung der Texte gearbeitet, so daß seine Ausgabe den vorhandenen gegenüber einen Fortschritt bezeichnet. Für „völlig befriedigend" hält Arens den Text selbst nicht, und ein solcher ist auch nur durch eine gründliche Nachvergleichung der Handschriften zu erzielen, die bei der Lage der Dinge ihm unmöglich war. Ich möchte indes wünschen, daß er diese seine Ausgabe als Ausgangspunkt für die Herstellung eines den philologischen Anforderungen genügenden Textes nähme. Er befindet sich ja bereits mitten in der Arbeit und besitzt anscheinend auch die für die Entzifferung der Handschriften oft sehr notwendige Schärfe der Augen.

Münster i. W. Franz Jostes.

Lucas Franz, Zur Balladentechnik der Annette von Droste-Hülshoff. Münster 1906, Regensbergsche Buchhandlung.

Diese fleißige, wenn auch kaum etwas Neues zutage fördernde Abhandlung hat ihren Wert darin, daß sie uns in Kürze über Aufbau und Sprache der Drosteschen Balladen orientiert. Seine eigene Ansicht bei Besprechung der bisherigen Werturteile vermag der Verfasser jedoch keineswegs auszusprechen. Er begnügt sich vielmehr mit einer allerdings glücklichen Gruppierung des zumeist von anderen festgestellten Materials. Danach werden die Jugendversuche und Nachahmungen besonders orientalischen Gepräges von den auf heimatlichem Boden erwachsenen epischen Gedichten unterschieden. Das Jahr 1840 bildet den Einschnitt. Der Verfasser hebt richtig hervor, daß Droste-Hülshoff für historische Stoffe häufig ein Naturbild als Rahmen wählt. Dabei wäre festzustellen gewesen, inwiefern verwandte literarische Zeitgenossen, wie Stifter in der Novelle, dasselbe technische Kunstmittel in Anwendung bringen. Überhaupt vermisse ich gewisse literarhistorische Zusammenhänge, was auf keine große Belesenheit des Verfassers schließen läßt. Von einer technischen Untersuchung kann man nicht ein stilistisches Meisterwerk verlangen, allein Kapitelüberschriften und Sachregister würden uns über das gesammelte Material wenigstens einen leichteren Überblick verschaffen als dies jetzt möglich ist. Ein komischer Druckfehler auf S. 40 soll richtig heißen: Rührszene. Der demnächst erscheinende Drostesche Nachlaß wird hoffentlich eine Ergänzung und Verbesserung der lesenswerten Studie zur Folge haben.

Freiburg i. Ü. Wilhelm Kosch.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Euphorion XIV, S. 123 Z. 2 und 1 von unten lies: sonstige Übelstand.
Euphorion XIV, S. 214 Z. 16 von unten lies: B. G. Niebuhrs.
Euphorion XIV, S. 215 Z. 10 von unten lies: Löhner.
Euphorion XIV, S. 354. Nach Otto Pniowers Hinweis ist dieser Zusammenhang bereits von G. v. Loeper in seiner zweiten Ausgabe von Goethes Gedichten (Berlin, Hempel 1882) Band 1, S. 297 bemerkt worden.

Nachrichten.

Das Goethe-Museum in Frankfurt a. M. hat durch die Opferwilligkeit mehrerer Gönner und Freunde eine wertvolle Bereicherung erfahren: Das „Gemäldezimmer des Königsleutnants", des Grafen Thoranc, wurde ihm als Geschenk überwiesen: 86 Bilder, die die Frankfurter Künstler von 1759—1762 im Goethehause für Thoranc anfertigten.

Eine wissenschaftliche Arbeit macht es mir wünschenswert, in Aufzeichnungen (Briefe, Tagebuchblätter, Ausweise 2c.) der Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, sowie Ludwig Tiecks und seines Kreises (Wolf Graf Baudissin, Dorothea Tieck, August Bernhardi, Sophie Bernhardi-Tieck) Einblick zu tun. Es ergeht daher an sämtliche Vorstände öffentlicher und privater Bibliotheken, an Buchhändler und Privatpersonen, die ungedruckte Aufzeichnungen der Brüder Schlegel, Tiecks und seines Kreises, sowie Zuschriften an die betreffenden Personen besitzen, die Bitte, derartige Schriftstücke im Original oder in getreuer Abschrift auf Kosten des Unterzeichneten an die nachstehende Adresse einsenden zu wollen. Weiters wäre mir der Einblick in Manuskripte wünschenswert, die der genannten Personen in irgend einem Zusammenhange Erwähnung tun, wobei natürlich zunächst die Aufzeichnungen (Briefe, Tagebuchblätter, Ausweise, Denkwürdigkeiten) des Romantikerkreises in Frage kämen.

Dr. phil. Ernst Dessauer,
Wien, XVIII. Colloredogasse 35.

Die Originalhandschrift von Chamissos „Peter Schlemihl" ist aus dem Nachlaß des jüngst verstorbenen Professors der Psychiatrie Dr. Ed. Hitzig von dessen Witwe dem Märkischen Museum in Berlin überwiesen worden.

Der Wiener Stadtrat hat beschlossen, eine kritische Ausgabe von Grillparzers Werken zu veranstalten und die Durchführung dem Herausgeber dieser Zeitschrift anzuvertrauen. Die Ausgabe soll bis Anfang 1917 vollständig vorliegen.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Juli, im Satz am 15. Oktober 1907.

Förderer.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien

Das Volksbuch von Phyloconio und Eugenia.

Von Hermann Ullmann in Linz.

Noch bevor der Magelonenstoff durch die Übersetzung des französischen Romanes von Peter mit den silbernen Schlüsseln, die Veit Warbeck 1527 lieferte, sich das Interesse des deutschen Publikums eroberte, wurde mit unzureichenden Mitteln und daher nicht sehr erfolgreich ein Versuch unternommen, die internationale Erzählung von der Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebenden in einer Fassung, die aus Italien stammte, in die deutsche Volksbücherliteratur einzuführen. 1515 erschien bei Jobst Gutknecht in Nürnberg eine Novelle des Sabaddino degli Arienti aus seinem Buche „Le porretane", ins Deutsche von einem Peter Wernher übertragen.[1])

Die Novellensammlung des Sabaddino degli Arienti ist 1483 in Bologna erschienen. Sabaddino gehört zu jenen Boccaccionachahmern, die epigonenhaft seine Art pflegten für den Luxus einer höfischen, sich selbst idealisierenden Gesellschaft. Zarte Empfindungen, höfische Formen des Umgangs, Monologe in den entscheidenden Situationen, Schilderung des gesellschaftlichen Verkehrs sind die Hauptsache in unserer Novelle; dabei ist der Typus der verfeinerten Menschen nicht in der reifen Fülle der Hochrenaissance gegeben, sondern in etwas schülerhafter Musterhaftigkeit. Aber immerhin zeigt der Austausch der Höflichkeiten, der einen verhältnismäßig großen Raum in der sonst ziemlich anekdotenhaften Erzählung einnimmt, doch schon die Formen der neuen persönlichen Geselligkeit und Galanterie, die aus der Situation ihre Mittel nimmt und den speziellen Fall allein schmückt. So wenn Phyloconio seiner Geliebten

[1]) Eyn fast senliche und erpermliche mitleydente hystoria von Phyloconio und der schönen Eugenia. Getewtscht auß welscher Zungen in Tewtsche durch Peter Wernher.

bei der Übersendung des wunderbaren Ringes, der die Gabe hat, den Besitzer allen Menschen angenehm zu machen, durch seinen Boten sagen läßt: sie bedürfe freilich eines solchen Ringes eigentlich nicht, denn ihre Schönheit und Tugend reichten hin, sie allen, die sie kennen, angenehm zu machen. Die Darstellung dieser Art von Höflichkeit ist die Haupttendenz der Erzählung.

Eine kurze Inhaltsangabe hat bereits Joh. Bolte in seiner Ausgabe von Schumanns Nachtbüchlein[1]) gegeben. Die wichtigsten Abweichungen von der Fassung, wie sie in der Übersetzung Veit Warbecks vorliegt, sind folgende: Phyloconio, der Held, Sohn des Königs von Portugal, wartet den Tod seines Vaters ab, ehe er nach England reist, um die Prinzessin Eugenia zu erwerben. Beim Abschied bekommt er von seiner Mutter jenen kostbaren Ring. Ein Freund Lesbio begleitet ihn. Für den Ring erhält er als Gegengeschenk von Eugenia ein Büchslein, das Gesicht und Vernunft zu stärken imstande ist. Der Raub des Ringes durch einen Falken, der in allen Fassungen wiederkehrt, bringt auch hier die Katastrophe. Phyloconio wird auf dem Meere, Eugenia und Lesbio auf dem Lande von Räubern gefangen genommen. Phyloconio wird nach sieben Jahren von Genuesern befreit, kehrt zurück und wird erst durch ein Mal von seiner Mutter erkannt. Eugenia ist Dienerin bei der Königin. Sie gibt sich zu erkennen, Hochzeit und Versöhnung mit den Eltern der Entführten bilden den Schluß.

Die Übersetzung liegt in zwei Ausgaben vor.[2]) Die in Schaffhausen vorhandene (S), die mit der Jahreszahl 1515, dem Druckort und Namen des Druckers versehen ist, zeigt im allgemeinen die Formen der älteren Nürnberger Druckersprache, die sich an die Sprache der kaiserlichen Kanzleien anlehnt, die Berliner (B), ohne Jahreszahl, Druckort und Namen des Druckers hat die spätere nürnbergische Druckersprache, die spezifisch nürnbergische Elemente aufnimmt, hauptsächlich aber mitteldeutsche Beeinflussungen zeigt.

Eine Lesart könnte glauben machen, daß B mehr als ein Nachdruck von S sei. Es hat einmal „laichen", wo in S „lachen", im Original „beffare" steht. Da aber die übrigen Abweichungen alle nur zu erklären sind, wenn S als Vorlage und B als Nachdruck angenommen wird, so muß laichen in B wohl als eine zufällige Verbesserung gelten.

B charakterisiert sich in seinen Abweichungen gegenüber S folgendermaßen:

I. Spezifisch nürnbergisch ist kumen, genummen in B gegenüber kanzleiischem komen, genomen in S. Ebenso ist weste gegen-

[1]) Bibliothek des literarischen Vereines. Stuttgart 1897, Tübingen 1893.
[2]) Wellers Annalen 2, 311.

über dem wiste in S dialektisch. Das Überwiegen des nit gegenüber nicht in S weist ebenso auf Emanzipation von der Kanzleisprache hin, ebenso scharpff gegenüber scharff.

Weitaus überwiegend aber sind die Neuerungen, wie sie durch den Einfluß des Mitteldeutschen überall hervortreten, in B: da in B gegenüber do in S; der Umlaut sehr oft dort bezeichnet, wo S ihn nicht hat; apokopierte Formen, die in S stehen, werden in B fallen gelassen; wir finden mehr mitteldeutsche Formen des starken Präteritums mit unorganischem e als in S; wo in S Synkope steht, ist sie in B aufgelöst; die Monophthongierung ist strenger durchgeführt: hub gegenüber hûb, schir gegen schier. Der Anlaut p wird überall in md. b geändert; d in hinder, under, überhaupt nach n wird in B eingeführt gegenüber t in S.

An Wortformen findet sich zwo gegenüber zwû in S, sonder in B gegenüber sunder in S. Die zweisilbigen Pronominalformen ime, ine, inen, die in S ziemlich häufig auftreten, sind in B regelmäßig in im, in gekürzt.

II. Wortformen von spezifisch nürnbergischem Gepräge sind geblieben: so erdtrich; ebenso auch andere oberdeutsche Elemente: ch für k in Capocascha, schlava, sunst, sun, kumbt, warumb, umb, steen, geen, wurdt, — nus.

Die ziemlich radikalen Änderungen in der Orthographie weisen ebenso auf die spätere Entwicklung der Nürnberger Druckersprache, vor allem auf die Emanzipation von der Kanzleisprache hin. Die Verdopplung des n, die in S fast regelmäßig ist, ist meist aufgegeben; ebenso steht l und t meist in B; das auslautende dt wird in B meist mit d oder t wiedergegeben. Da also die Änderungen in B einerseits sich zwanglos in die Entwicklung der Nürnberger Druckersprache einreihen, anderseits spezifisch Nürnbergisches und Oberdeutsches nicht berühren, so kann angenommen werden, daß auch B aus Nürnberg stammt und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedruckt worden ist.

Die Übersetzung Peter Wernhers schließt sich genau an das Original an, das von dem bei d'Ancona (Poemetti popolari Italiani, Bologna 1889, S. 456 ff.) abgedruckten Text nicht verschieden gewesen sein kann.

Weglassungen diesem Texte gegenüber finden sich nur sehr wenige. Zunächst ließ Wernher die Anrede am Beginne der Erzählung unübersetzt, die man sich an einen höfischen Kreis gerichtet denken muß. Sodann hat er einige zu gelehrte Anspielungen weggelassen, zu blumenreiche Wendungen, Erläuterungen, die für den italienischen Leser bestimmt sind (Übersetzung eines fremden Namens ins Italienische) usw. Die Hinzufügungen sind noch spärlicher, meist erklärenden In-

haltes. Statt der italienischen höfischen Wendung am Schluß, die den Rahmen der Erzählung schließt, finden wir die übliche fromme: „Und das wir auch seligklich leben ..."

Die Übersetzung ist äußerst unvollkommen. Wernher übersetzt Wort für Wort, ohne die einfachsten Beziehungen zu erkennen, mit offenbar mangelhafter Kenntnis des Italienischen. Overo — overo übersetzt er mit oder — oder, e — e mit und — und, d'amore di costei (gen. obj.) der liebe der dasigen usw.

Daß ihm noch viel mehr der Überblick über größere grammatikalische Zusammenhänge fehlt, wäre durch eine große Anzahl von Beispielen zu belegen: Speranza, seguire de' suoi amorosi pensieri il dolce effetto ... hoffnung zu volgen seyner liebhabenden gedencken und (!) der suessen werk. Oft ergibt sich das gerade Gegenteil; manches wird ganz unverständlich: E onore mi a fatto lei, quando nel cospetto delle sue belleze mi presentai ... — unnd der grossen eren, die mir gethan sein worden von der klarhait des kunigs ires vaters und die suessen annemung, die sy mir gethan hat dann in der anschawung irer schöne, die mir entgegen was ...

In seiner Unsicherheit führt der Übersetzer oft ganz schülerhaft zwei Ausdrücke nebeneinander ein und überläßt dem Leser gewissermaßen die Wahl: il suo Filoconio a Dio domandava ... und iren liebsten Philoconio, den befalhe sy got und von jme begerte sy den ...

Eine unglaubliche Unbeholfenheit in der Wiedergabe italienischer Phrasen zeigt sich an vielen Stellen: Quasi venne meno ... gleichsam minder wardt (eine Ohnmacht ist gemeint); solvere parola ... auflösen ein wort; abbi di me mercede ... habe mit mir belonung, usw.

Was an charakteristischen Eigentümlichkeiten nach Wegräumung des Schuttes von Fehlern, Mißverständnissen und Unbeholfenheiten zurückbleibt, scheint vielfach auf volkstümlichen Sprachgebrauch zu weisen.

Recht häufig findet sich der zweigliederige Ausdruck, oft auch in der Form, daß das fremde und das deutsche synonyme Wort nebeneinander gestellt werden:[1]) wolzufrieden und content, dein grosswirckliche aspect oder angesicht.

Beliebt sind die substantivischen Fügungen anstatt des einfachen Verbums, wie: conseguito — volg getan.

Auf volkstümlichen Sprachgebrauch weist die häufige Wiederaufnahme des Gedankens mit so, die ein gleichsam mühsames Halten

[1]) Vgl. Drescher, Arigo (Quellen und Forschungen 86) 19, S. 87.

des syntaktischen Fadens erkennen läßt: und nit on seufftzen ... so gedacht sy.

Il quale, la quale wird durchgehends übersetzt mit welcher er, welche die.

Am meisten charakteristisch ist der Gebrauch eines warumb: Warumb, in der Nacht darvon hett sy on schlaffen geritten; wann warumb, er was pleych; warumb, er wollte sehen usw. Damit ist eine andere Wendung zu vergleichen, die statt der lebhaften Frage die Aussage an dieser Stelle hat: und das die ursach, wer wölte in denen nit anzünden ...

Zeigen die angeführten Besonderheiten mehrfach eine ganz unausgebildete Syntax und ein fortwährendes Zurücksinken in den Gebrauch des einfachen Satzes, so schließt sich überhaupt die Syntax im ganzen ziemlich nahe an die unvollkommene der älteren deutschen Übersetzungen an.

Die Vertauschung von Nomina und Pronomina, Pronominalellipsen (sprache Phyloconio), anderseits die Verschwendung mit dem Pronomen (welchen nit einen falken, sondern einen höllischen geist er den schetzet) findet sich wie bei Steinhöwel und Arigo,[1]) so auch in unserer Übersetzung.

Der zusammengezogene Satz ist höchst mangelhaft ausgebildet: und befalhe sich der lieb, und darnach in jr gnadenreyches angesicht befestiget er sich ...

Die Verdrängung des Personalpronomens durch das Demonstrativpronomen, demonstrative Wiedergabe des Relativssatzes ist die Regel. Die Parataxis überwiegt in der Aussage.

Asyndese ist die häufigste Form; italienische Partizipia werden gern mit eingeschobenem Hauptsatz übersetzt: avendo dubioso il cuore li parea ... hette alweg zweiffel im hertzen, gedauchte jne ...

Häufig ist der Gebrauch von appositionellen Infinitiven: und von liebe belude er das peynig gemüt: also jme einzubilden ... (imaginando).

Was die Wortstellung anbetrifft, so zeigt sie wohl Anlehnung an das Italienische, aber nicht an das Lateinische. Die Stellung des Nebensatzes im Hauptsatze, die bei Niklas von Wyle und im Dekamerone herrscht, fehlt vollkommen. Ebenso auch der Accusativus cum infinitivo.

Im ganzen ist wie bei Steinhöwel das Bestreben ausgeprägt, Sätze mit reicher Gliederung möglichst schnell aus der Unterordnung herauszuführen. Dabei verstrickt sich P. Wernher in größeren Satz-

---

[1]) Vgl. Wunderlich, Steinhöwel und das Decamerone, Herrigs Archiv 83, 167 ff., 84, 241 ff.

gefügen in den kunstvollen Verschlingungen der italienischen Patizipialkonstruktionen und findet oft nur einen höchst gewundenen und mühsamen Ausweg; oft zerreißt er einfach das syntaktische Gewebe, so daß es von Anakoluthen wimmelt bei ihm.

Aus dem Wortschatze ist anzumerken gewesen: bequem ding (conveniente cosa), unbequemlich (vgl. v. Bahder, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, Straßburg 1890, S. 6); content (vgl. Drescher, Arigo S. 87); dasig (Drescher, Arigo S. 132, sehr häufig bei Arigo); formieren (Drescher S. 99); Pilegrin (Drescher S. 126, Schmeller, bayr. W. 1, 385); durch sach ... (per, Drescher S. 102); schlava (Drescher S. 113); überflüssig (superchio, Drescher S. 109).

Die Übersetzung ergibt also mehrfache Parallelen zu den älteren Übersetzungen, besonders zum Dekamerone Arigos. Von der Kunstsprache Niklas von Wyles, die sich hauptsächlich an das Latein anlehnt, hat sich der Übersetzer nichts angeeignet. Im ganzen herrscht jedenfalls ein gewaltiger Dilettantismus. Der Verfasser ist wenig gebildet und gänzlich ungeübt.

Seine Person ist in der Literatur völlig unbekannt. In den Pfarrbüchern von St. Sebald fanden sich von einem Peter Werner folgende Daten: 1535 wird ihm eine Tochter, 1537 ein Sohn, 1541 wieder eine Tochter geboren. Es ist aber weder Stand noch Wohnort angegeben. Der Name Peter Werner findet sich ferner noch in einer Urkunde: in der Ausgleichung des Gewinnes an der nach Vertrag vom 29. Dezember 1491[1]) gemeinsam unternommenen Ausgabe von Hartmann Schedels chronica mundi (Nürnberger Stadtarchiv, Litterae 11, fo 306 ff.) heißt es: Peter Werner gen Bononien geschickt vierzig roch ungebunden pücher, daran er zalt hat zwainzig guldin reinisch.

Unter dem in dieser Urkunde genannten Peter Werner ist jedenfalls ein Sortimentsbuchhändler der Koberger gemeint und es ist recht wohl denkbar, daß er als solcher die Novellensammlung des Sabaddino degli Arienti kennen lernte, die Geschichte von Phyloconio daraus übersetzte und nach Nürnberg zurückgekehrt, das Büchlein bei Jobst Gutknecht, der seit 1515 viele Volksbücher und Volkslieder verlegte, in Druck gab. Die Daten für den Peter Werner der Urkunde und den des Pfarrbuches stimmen ziemlich schlecht zusammen und es ist bei der ziemlich großen Häufigkeit des Namens sehr fraglich, ob die beiden identisch sind. Jedenfalls aber ist es recht wohl möglich, daß der

---

[1]) Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 5, 124 ff. Die Daten aus den Pfarrbüchern, wie auch den Hinweis auf die Urkunde verdanke ich den freundlichen Bemühungen von Herrn Kachelrieß in Nürnberg.

Peter Werner der Urkunde ein Nürnberger war und später wiederum in die Vaterstadt zurückkehrte.

Jedenfalls können wir mit gutem Rechte annehmen, daß der Verfasser weder besonders gebildeten Kreisen entstammte noch für solche schrieb. Während Arigo die Anrede an einen Zuhörerkreis aus Boccaccio beibehält, so daß die Vorstellung eines patrizisch-humanistischen („erbere manne") oder sogar höfischen Publikums naheliegt,[1]) fügt unser Übersetzer vielmehr den typischen geistlichen Schluß hinzu, den namentlich die volkstümliche Literatur liebt.

Jobst Gutknecht druckte in den Jahren 1515 bis 1530 hauptsächlich Volkslieder. In diesen lebhaften, für die unteren Stände berechneten Vertrieb besserer volkstümlicher Literatur paßt unser Büchlein hinein; die Absichten des Originals, die Prägung seiner Wendungen und der Austausch der Höflichkeiten, die an und für sich ein ganz anderes Publikum voraussetzten, gingen ohnehin durch die Übertragung so gut wie verloren und für die rührende Historie mag immerhin noch soviel Interesse bestanden haben, daß nach 1540 etwa das Büchlein in irgend einem ähnlichen Verlage, etwa von Christof und Friedrich Gutknecht (1544—1580),[2]) die den Volksbücher- und Volksliedervertrieb Jobst Gutknechts fortsetzten, neu gedruckt werden konnte.

Als eines der ersten Volksbücher, das wir bürgerlichen Kreisen zuschreiben können, und als vereinzelter Versuch, einer an und für sich durchaus höfischen Fassung eines fremden Stoffes unmittelbaren Eingang in das Interesse des Bürgertums zu verschaffen, bleibt die Historia von Phyloconio immerhin bemerkenswert, wenn sie auch von der 1535 erschienenen, ausgezeichneten Übersetzung des französischen Magelonenromans von Veit Warbeck, die dem deutschen Lesepublikum den Stoff in einer von Anfang an geeigneteren Fassung übermittelte, verdrängt wurde.

Es ist in keiner der zahlreichen späteren Bearbeitungen des Magelonenstoffes eine deutliche Einwirkung der italienischen Fassung zu erkennen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß Valentin Schumann, wenn er zweimal die Magelonengeschichte mit dem Schauplatz in England statt in der Provence zitiert[3]) und den Schauplatz seiner Geschichte von Christoffel auch nach England verlegt, die Phyloconionovelle in der Übersetzung Peter Wernhers in Erinnerung gehabt habe. Sonst fehlt allerdings bei Schumann jede Berührung mit der italienischen Fassung.

---

[1]) Vgl. Ehrismann, Zeitschrift für deutsche Philologie 35, 106.
[2]) Vgl. Gräße, Literaturgeschichte 3/1, 161.
[3]) Nachtbüchlein, herausgegeben von Bolte, S. 8_{14}, S. 137_{3}.

Goethes Anteil am „Hausball".

Von Ludwig Gorm in Wien.[1])

Das 6. und 9. Stück des Tiefurter Journals vom Jahre 1781 enthält die kurze Erzählung: Der Hausball. Eine deutsche Nationalgeschichte. Das Manuskript stammt von Philipp Seidels Hand und trägt Bemerkungen und Korrekturen von Goethe eingestreut. C. A. Burkhardt hat die kleine Geschichte auf Grund der Beschaffenheit der Handschrift unbedenklich Goethe selbst zugewiesen. (Die Grenzboten 1871. Drittes Vierteljahr, S. 288.) Seitdem ist jedoch für jenen Teil der Geschichte der nach Sauers Ausführungen (Wiener Neudrucke, Band 3, Wien 1883) ein Auszug aus den ersten 28 Seiten der von ihm mitgeteilten Schrift: Der Hausball. Eine Erzählung von B. ***. Wien, bey Trattnern 1781 — ist (nachdem schon Loeper, Goethes Werke, Hempel Band 5, S. 270, eine Wiener Vorlage vermutet hatte) Seidel als Verfasser in Betracht gezogen worden. Unbezweifelt blieb von Sauer (Weimarer Ausgabe 18, S. 491)[2]) wie von v. d. Hellen (Schriften der Goethe-Gesellschaft 7, S. 360 und 367) Goethes Autorschaft für die Einleitung und den Schluß, weil diese frei, resp. mit Anlehnung an Wiener Pantomimen erfunden sind. Zur Einleitung vgl. „Zueignung" und auch Wahlverwandtschaften WA XX. 142, 10 f. (Analog: „Zauberlehrling" und „Wilhelm Meisters Lehrjahre" III. 9. WA XXI. 298, 26). Zum Schlusse vgl. noch: Wilhelmine von M. A. v. Thümmel (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts von B. Seuffert, Nr. 48) S. 40, 13 ff. und 42, 1 ff. (Goethe hat Thümmel persönlich gekannt. WA, 4. Abteilung, Band 5, 338 ff.). Im folgenden wird der Versuch unternommen, den Autor möglichst exakt zu bestimmen, und zwar auf Grund einer eingehenden Vergleichung von H (Erzählung im Tiefurter Journal) und O (Wiener Original), welche die Eigentümlichkeiten von H festgestellt hat. Zusammenfassend ist zu sagen, daß fast gar keine stofflichen Änderungen eingetreten sind, sondern ausschließlich formale (H erzählt nicht als Gast des Balles, sondern objektiv, präzisiert, kürzt, mildert, variiert).

Der Auszug ist von Seidels Hand geschrieben; Seidel war selbst literarisch tätig (Im neuen Reich 1871, I, S. 283: C. A. H. Burk-

---

[1]) Für die Anregung zur vorliegenden Arbeit, sowie für hilfreiche Förderung bin ich Herrn Professor Minor zu Danke verpflichtet.

[2]) Wo nicht ausdrücklich etwas anderes angegeben, ist die erste Abteilung der Weimarer Ausgabe gemeint.

hardt, Goethes Verhältnis zu Philipp Seidel. Auch als Sonderdruck: Goethes Briefe an Joh. Seidel. Wien 1893) und seine Schreibart beim Diktat gab Goethes gesprochene Sätze sehr gut wieder (WA IV. 4. Lesarten S. 337). Es wäre also möglich, daß er den Auszug machte — wahrscheinlich ist es nicht. Dagegen spricht, daß der ganze Kreis, aus dem das Tiefurter Journal hervorging und für den es bestimmt war, wohl die Teilnahme eines Schreibers ausschließt (v. d. Hellen a. a. O.); daß das ganze Manuskript gleichmäßig von Goethe durchkorrigiert ist; daß der Übergang zwischen der Einleitung und dem Auszug durch die Worte: „Ohne Einfluß auf die Großen, und ohne von ihnen bemerkt zu sein," zu fein hergestellt wird, daß der Auszug und der — unzweifelhaft Goethesche — Schluß unmittelbar und durch die Situation miteinander verknüpft sind und durchaus die nämlichen Stileigentümlichkeiten zeigen (mehrere asyndetische, koordinierte Hauptsätze, der letzte aber mit „und" angefügt:[1]) 352, 11 ff. 354, 22 ff. 357, 4 ff. 357, 11 ff. — 357, 26 ff. 358, 2 ff. Steigerung: 353, 3 ff.; 12 ff. 356, 19 ff. — 357, 23 ff., 26 ff. 358, 2 ff. Schilderung oder Aufzählung mit Appell an den Leser abgebrochen: 352, 18. 353, 22. — 358, 20. Adverb + Adjektiv: 352, 11. 355, 16. — 357, 27. 358, 6); daß endlich der Charakter des Ballgebers im Schluß ebenso gehalten ist wie im früheren Teil.

Seidel war nun nicht nur wahrscheinlich nicht, sondern wirklich nicht der Autor des Auszuges. Meine Beweisführung wird allerdings lückenhaft sein, weil uns die erste Gestalt der Lehrjahre[2]) einerseits, die Schriften Seidels[3]) anderseits verloren sind.

So werde ich mich darauf beschränken, durch Parallelstellen (von den sehr zahlreichen vorhandenen teile ich nur eine Auswahl mit) zu zeigen: I. Daß der Stil von H Goethisch ist. II. Daß H in die Entwicklung des Goethischen Stils einzufügen ist. III. Daß Seidel — nach dem vorliegenden Material — im Jahre 1781 nicht Goethisch schreiben konnte.

---

[1]) So — mit Auslassung von WA. XVIII — zitiere ich H.

[2]) Für Seidels Kenntnis der Lehrjahre kämen 1781 nur das damalige erste und das damalige zweite teilweise in Betracht.

[3]) Anfrage im Archiv zu Weimar und beim Chef der Buchhandlung Seidel in Wien mit negativem Resultat. Also bleiben nur die beiden Briefe Seidels (Grenzboten 1874, I, S. 375 ff.) — durchaus im Stil des Werther und der Geniezeit (vgl. H. Grimm, Goethevorlesungen, Stuttgart und Berlin 1903, 2, S. 26 ff.) — und das WA IV, 4, S. 80 ff. mitgeteilte Stück seines Schweizer Tagebuches. Dieses ergibt jedoch nichts, da es in ganz kurzen Sätzen abgefaßt ist, ein wenig unbeholfen, wenn auch mit Gefühl für die Landschaft. Nur 81, 7 — erstaunend weit — ist Goethisch, aber schon lange vor Weimar. Die Stellen in Goethes Briefen, die Seidel erwähnen, ergeben nichts, ebensowenig die Briefe der Frau Rath (herausgegeben von A. Köster, Leipzig 1904).

I. Der Stil von H ist Goethisch.

Formale Parallelen.

1. Parallelen zu Eigentümlichkeiten der höheren Form.

a) Die Mimik erscheint in H gegen O sehr herabgesetzt, Physiognomik gar nicht verwendet. Damit stellt sich H in unmittelbare Nähe der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (Riemann,[1]) II, § 12, S. 255), was auf den hier künstlich geschaffenen, dort durch die Bestimmung des Journals für die Hofgesellschaft natürlich gegebenen Rahmen, auf die Intimität des Kreises und die adelige Lebenssphäre in beiden Fällen, endlich darauf zurückzuführen ist, daß beidemale Bearbeitungen vorliegen.

b) Dramatische Personeneinführung, und zwar durch Eingreifen in die Handlung. 356, 2. Riemann S. 62. Außerdem: Werther WA XIX. 48, 27. Die guten Weiber WA XVIII. 291, 11.

c) Einführung durch die Gruppe 352, 1. Riemann S. 66.

d) Einsätze.

α. Situationseinsatz; am nächsten verwandt Riemanns topographischem und Stimmungseinsatz (S. 36), 352, 1. Unterhaltungen WA XVIII. 144, 27: Bei einem wackeren Edelmanne, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte . . .

β. Fortschreitender Einsatz. 354, 22. | 358, 9, 15. Riemann S. 32. Außerdem: Unterhaltungen WA XVIII. 109, 25. Wahlverwandtschaften WA XX. 164.

γ. Rekapitulierender Einsatz. 354, 28. Riemann S. 37. Außerdem: Unterhaltungen WA XVIII. 135, 6. 174, 6 und öfter. Lehrjahre WA XXI. 82, 6. 124, 1. 135, 2. XXIII. 5, 24. 99, 26. Wanderjahre WA XXIV. 63, 2.

δ. Personeller Einsatz. Riemann S. 39. Absatz beginnend 352, 10. 354, 3. Unterhaltungen WA XVIII. 95, 13. 97, 1; 17. 98, 25. 99, 17 u. a. v. a. St. An vielen Stellen der Lehrjahre, der guten Weiber, der Novelle, der Wahlverwandschaften, der Wanderjahre.

e) Die Parabase.

Parabase im epischen Stil bedeutet Intimität zwischen Autor und Leser, zugleich auch Überlegenheit des Ersteren als des Wissenden, Belehrenden. Philipp Seidel in dieser Stellung gegenüber Anna Amalia, Fräulein von Göchhausen, Einsiedel usw. — das ist unmöglich. Lesart zu 352, 8. 353, 22. Riemann S. 29 und 30. Außerdem: Werther WA XIX. 16, Anm., 29, Anm., 30, Anm., 99, Anm. Briefe aus der Schweiz WA XIX. 195. Unterhaltungen WA XVIII. 273, 17. Lehrjahre WA XXI. 117, 11. 207, 15 ff. XXII. 189, 22: Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein, sondern legen vielleicht

[1]) Riemann = Dr. Robert Riemann. Goethes Romantechnik. Leipzig 1902.

künftig die neue Bearbeitung Hamlets selbst demjenigen Theile unserer Leser vor .... und öfter. Die guten Weiber WA XVIII. 281, 4. In den Wanderjahren häufig, über die Redaktion und ihre Schwierigkeiten berichtend.

f) Formeln, welche Detailausmalung übergehen und den Leser zur Mitarbeit heranziehen. Lesart zu 352, 8. 352, 18. 353, 22. | 358, 20. Lehrjahre WA XXI. 285, 8: Doch wir schweigen davon und bemerken nur, ... 119, 25. Wahlverwandtschaften WA XX. 17, 7. 210, 14. 212, 25. 251, 18. 257, 24 f. Wanderjahre WA XXIV. 20, 27 ff. 65, 8. XXV. 154, 24. Italiänische Reise I. WA XXX. 45, 3 und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisieren mag. II. WA XXXI. 273, 9.

2. Parallelen zu Erscheinungen, welche den Übergang von der höheren Form zur Stilistik bilden.

a) Auslassung konventioneller Formeln. 353, 20. 354, 4; 22. 356, 3. 357, 2. Riemann S. 289 ff. Außerdem: Unterhaltungen WA XVIII. 118. 176/7. Lehrjahre WA XXI. 7. 103. 167. XXII. 240. 242. XXIII. 3. 28. Wahlverwandtschaften WA XX. 3. 82. 109. 133. 185/6. 202. 276. 298. 315. 384. Wanderjahre WA XXIV. 7. 70. 286. XXV. 178.

b) Steigerung. Besonders beweisend die Parallelen zu 355, 28: aus den Wahlverwandtschaften 73, 5. aus der Fischerin 90, 24. aus der Italiänischen Reise 145, 10. — 353, 3; 12. 355, 28. 356, 28. | 357, 23 ff. 358, 2. — Unterhaltungen WA XVIII. 95, 1 ff. 97, 5 ff. 101, 11. und öfter. Lehrjahre WA XXII. 50, 19 ff. XXIII. 4, 21 f. 38, 27. 193, 5. Die guten Weiber WA XVIII. 305, 12 ff. Wahlverwandtschaften WA XX. 5, 18 ff. 8, 24. 73, 5: als aber der Kerl sich murrend, ja entgegenscheltend, mit kleinen Schritten entfernte ... Wanderjahre WA XXIV. 78, 19 f. Fischerin WA XII. 90, 24: Ich habe gedroht, gemurrt, Gesichter geschnitten ... Italiänische Reise I. WA XXX. 145, 10 ff.

c) Indirekte Rede abschwächend an Stelle der direkten. Vgl. Riemann S. 295 und 358. — 352, 24 ff. 355, 2 ff. 356, 13 ff. Riemann S. 358. Außerdem: Unterhaltungen WA XVIII. 97, 4 ff. 152, 13: Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können, sie wollte kommen ... 153, 14. 209, 24 ff. 213, 20 ff. 215, 10 ff. Lehrjahre WA XXI. 223, 12 ff.

d) Bloße Inhaltsangabe an Stelle des Dialoges. (Vgl. Riemann S. 293.) — 353, 20. 354, 5; 22. 356, 5; 11. — Unterhaltungen WA XVIII. 107, 13 ff.: Der Geheimrath scherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute, die einen Gegenstand zu idealisieren geneigt seien .... 107, 19 ff. 109. 127, 26 f. 153, 3 ff. Wahlverwandtschaften WA XX. 168, 18—169, 1 f.

e) Übergang aus dem Bericht unmittelbar und ohne Ankündigung in direkte Rede, mit nachfolgendem „sagen“, und darauf wieder Übergang in den Bericht. — 355, 12. — Unterhaltungen WA XVIII. 132, 18 f. Nicht ohne Widerstand .... gab sie seinen Wünschen Gehör; ich fürchte, sagte sie, daß ich .... verliere. Sie hatte richtig geweissagt. Wahlverwandtschaften WA XX. 4, 28 ff. 69, 16 ff. 251, 25 ff.

3. Parallelen zu stilistischen Eigentümlichkeiten.

a) Periodenbau. (Vgl. W. Wackernagel. Poetik, Rhetorik, Stilistik. Halle 1873, S. 366.) Hier erschließt sich eine Frage von allgemeinem Interesse, die nämlich nach dem Rhythmus der Prosaperiode, der über den Rhythmus der Einzelsätze übergreift (— zwischen Rhythmus und Melodie unterscheide ich hier nicht, da mein Ohr beide voneinander zu sondern nicht imstande ist —). Das allgemeinste und wichtigste Charakteristikum für diesen Rhythmus scheint zu sein, daß sich bis zu einem bestimmten Punkte eine aufsteigende Bewegung geltend macht, von da ab eine absteigende. Der Unterschied vom Rhythmus der poetischen Rede scheint durchaus scharf: im prosaischen gibt es keine geregelte Wiederkehr bestimmter Akzentordnungen in bestimmten Zeiteinheiten. Dennoch scheint der Übergang zwischen beiden in den freien Versen (vers irreguliers Wielandscher Art und freie Rhythmen, vgl. Minor, Metrik S. 323 ff.) und der sogenannten „rhythmischen Prosa“ (z. B. die Chöre bei Mignons Leichenfeier) gegeben. Der Rhythmus der Prosaperiode kann nur durch die Sinnesikten geschaffen werden und durch deren Verteilung (— der Widerstreit zwischen Sinn- und Versikten, charakteristisch für die gebundene Rede, fällt also fort —), und der Unterschied zwischen rhythmisch oder eurhythmisch gebauter und gewöhnlicher Prosa besteht darin, daß die erstere die Syntax zur Erreichung einer Redegliederung verwendet, welche überschaulich und angenehm ins Ohr fällt, während die zweite sie nur als gedankenordnendes Prinzip kennt. Man kann also einerseits eurhythmische Typen aufstellen, anderseits aber können unmöglich zwei ganz gleich gebaute eurhythmische Perioden existieren, falls sie nicht auch dem Sinne nach identisch sind, das heißt nur ein und dieselbe Periode könnte auch immer gleich eurhythmisch gebaut werden.

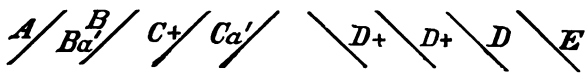
Es können nun sehr verschiedene eurhythmische Typen vorkommen, auch bei ein und demselben Schriftsteller. Bei Goethe sind mir hauptsächlich zwei ganz verschiedene aufgefallen, die ich mit den Namen unsymmetrischer und symmetrischer Periodenbau bezeichnen möchte. Der unsymmetrische Periodenbau kommt für uns hier nicht in Betracht, da er in H nicht angewendet wird. Der symmetrische Periodenbau besteht darin, daß die Masse der Sinnesikten auf den auf- und auf den absteigenden Ast der Periode gleich verteilt wird und ebenso auch das Verhältnis der syntaktischen Einheiten ungefähr

dasselbe ist. Diese Art der Eurhythmie erhält, so viel ich sehe, ihre Ausbildung in den Weimarer zehn Jahren, ja wird erst in diesen eigentlich Stil, während sie früher nur ganz vereinzelt auftritt (vgl. unten die Parallelen und die Zusammenstellungen unter II und III). — Ich finde sie in H in zwei Unterarten vertreten, die ich in zwei Gruppen ordne und mit A und B bezeichne. Die schematischen Darstellungen sollen das Auf- und Absteigen in verschiedenen Ästen und die Durchkreuzung dieser Akzentbewegung mit den syntaktischen Einheiten, sowie die Verteilung der hauptsächlichen Satzpausen wiedergeben.

[1]) Gruppe A. Der Periodengipfel fällt zwischen die Sätze; das heißt die Welle steigt bis zum Ende eines der Sätze, welche die Periode bilden, und fällt vom Anfang des nächsten ab, in derselben Lage beginnend, in welcher der erste Ast aufhörte.

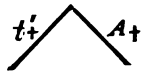
Periode 352, 11—22. Erster, ansteigender Teil „in — hatte". Besteht aus vier Hauptsätzen, deren zweiter und vierter einen abhängigen Relativsatz bei sich haben. Drei sind asyndetisch verknüpft, der vierte mit „und" angefügt. Zweiter, absteigender Teil „ließ — zu rechte". Besteht aus vier Hauptsätzen, drei davon sind durch Abhängigkeit von „ließ" zusammengezogen, der vierte ist mit „und" angefügt. Der letzte Satz des ersten wie der des zweiten Teiles sind länger als die übrigen.

Schema:



Periode 355, 17—19. Zweigliedriger Nebensatz als aufsteigender, zweigliedriger Hauptsatz als absteigender Ast.

Schema:



Parallelen zu Gruppe A. Unterhaltungen WA XVIII. 95, 1—12. 96, 20 ff. 99, 17—100, 3. 104, 3—11: Sowohl der erste als der zweite Teil der Periode steigt in drei Stufen; die erste Stufe des aufsteigenden und die letzte Stufe des absteigenden Teiles sind länger als die übrigen.

---

[1]) Zeichenerklärung: A, B, C ... Hauptsatz. a Attributsatz, o Objektsatz, s Subjektsatz, c Kausalsatz im weiteren Sinne, m Modalsatz, t Temporalsatz, l Lokalsatz, p Prädikalsatz; ' erster, " zweiter .... Abhängigkeitsgrad, ( ) Satzbestimmung mit Satzwert. + Mehrgliedrig.

Schema:

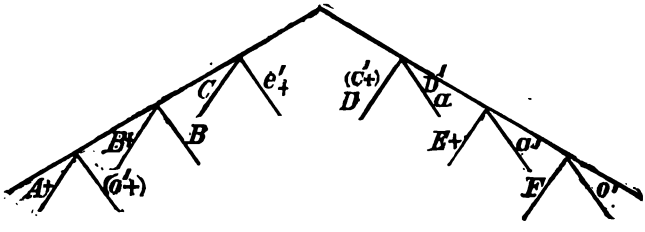
110, 19—111, 2. 178, 21—28.

214, 25 ff. Die Periode steigt in drei Stufen (I. bis „brachten", II. bis „mußten", III. bis „habe") und fällt ebenso (I. bis „genährt", II. bis „erfuhr", III. bis „ist").

Schema:

Wahlverwandtschaften WA XX. 16, 5. 155, 14—20. Clavigo, D. j. G. III. S. 388. Z. 9 ff. Lila, WA XII. 42, 9 ff. Unterhaltungen WA XVIII. 95, 17 ff.

106, 15—107, 3. Die Periode steigt in drei Stufen bis „mußten", sie fällt in drei Stufen bis „möchten". Jede dieser Stufen hat wieder in sich einen aufsteigenden und einen absteigenden Ast. (Die steigenden Stufen: I. a. bis „zugebracht", b. bis „nützen". II. a. bis „besessen", b. bis „gepflegt". III. a. bis „empfunden", b. bis „mußten". Die fallenden Stufen: I. a. „bestochen", b. bis „waren", II. a. bis „können", b. bis „glauben". III. a. bis „können", b. bis „möchten".)



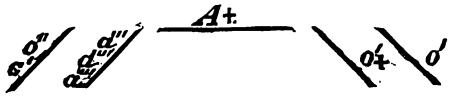
164, 28 ff. Reise der Söhne M. WA XVIII. 370, 10—14. Wahlverwandtschaften WA XX. 1, 7 ff.

Gruppe B. Der Gipfel der Periode fällt in einen der Sätze, welche die Periode bilden, der zugleich den Kern der Periode darstellt. Das heißt die Welle steigt bis zum Ende eines Satzes, verharrt dann auf der erreichten Höhe in dem kernbildenden Satze, und fällt mit dem Beginne des nächsten.

Periode 353, 22—354, 2. Der schwere vorangestellte Nebensatz erfordert ein Gegengewicht, welches durch den zweigliedrigen Hauptsatz und den nachfolgenden ebenfalls zweigliedrigen Nebensatz gebildet wird. Die Periode steigt in zwei Stufen (I. bis „können", II. bis

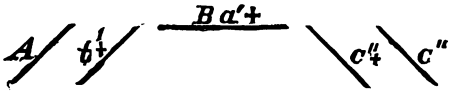
„kann“) und fällt ebenso (I. bis „erlangte“, II. bis „bezahlte“); der Kern ist der zweigliedrige Hauptsatz („so — nur“).

Schema:



Periode 355, 25—356, 4. Sowohl der Nebensatz, der dem Periodenkern vorausgeht, als der, welcher nachfolgt, sind zweigliedrig. Im ersten Nebensatz sind beide Prädikate durch Zusätze gleichmäßig erweitert. Die Periode steigt in zwei Stufen (I. bis „an“, II. bis „behandelte“) und fällt ebenso (I. bis „gemischt“, II. bis „hätte“). Den Kern bilden Haupt- und Relativsatz („so — drohte“).

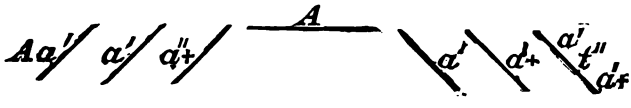
Schema:



Parallelen zu Gruppe B. Unterhaltungen WA XVIII. 103, 4. 116, 5 ff.

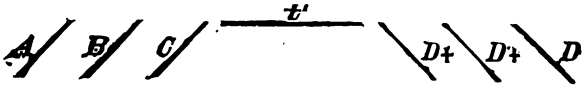
123, 1—9. Die schweren nachfolgenden Relativsätze werden dadurch aufgewogen, daß in den kurzen Hauptsatz zwei Relativsätze eingeschoben werden, von deren einem wiederum ein Relativsatz abhängig ist. Die Periode steigt in drei Stufen (I. bis „beschäftigen“, II. bis „Menschen“, III. bis „erzählen“) und fällt ebenso (I. bis „schienen“, II. bis „beschäftigten“, III. bis „gewährten“). Den Kern bildet der Hauptsatz („habe — gesammelt“).

Schema:



131, 20—27. 159, 8—20. Lehrjahre WA XXIII. 10, 24 ff. Die guten Weiber WA XVIII. 306, 11—16. Wanderjahre WA XXV. III, 6 (Die neue Melusine). 147, 19 ff.

Schema:



b) Syntaktisches.

α. Drei oder mehr koordinierte Sätze werden asyndetisch aneinander gereiht, ein letzter dann mit „und“ angefügt. — 352, 1 ff.

354, 22. 357, 4 ff.; 11. | 357, 26. 358, 3. — Werther WA XIX. 19, 15 ff. 20, 20 ff. und öfter. Briefe aus der Schweiz WA XIX. (I.) 203, 10 ff. (II.) 236, 10 ff. Reise der Söhne M. WA XVIII. 362, 5 ff. 366, 11 ff. 373, 18. Unterhaltungen WA XVIII. 134, 1 f. und öfter. Lehrjahre WA XXI. 4, 12 ff. 9, 28 ff. 10, 19 ff. 17, 6 ff. 172, 18 ff.: Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hause, machte sich vielerlei Gedanken über diese Gestalt, und konnte sich bei ihr nichts Bestimmtes denken, und öfter. Die guten Weiber WA XVIII. 279, 8 ff. 287, 24 ff. 289, 8 ff. Wahlverwandtschaften WA XX. 71, 26 ff. 83, 20 ff. und öfter. Novelle WA XVIII. 330, 12 ff. 391, 5 ff. Wanderjahre WA XXIV. 32, 17 ff. Zwo biblische Fragen. D. j. G. II. 239, 22 ff. Götz ebenda II. 295, 7 ff. Triumph der Empfindsamkeit WA XVII. 53, 18 ff. 62, 24 ff. Jery und Bätely WA XII. 3, 13 ff. Die Fischerin WA XII. 90, 18 ff.

β. Zwei koordinierte Sätze werden asyndetisch verknüpft, ein dritter Satz, meist länger als jeder der beiden anderen, entweder an sich oder durch einen abhängigen Nebensatz, wird mit einer bei- oder unterordnenden Konjunktion angereiht. — 353, 3 ff.; 12 ff. 354, 6 ff. | 357, 23 ff. 358, 9 ff. — Werther WA XIX. 33, 15 ff. 36, 6 ff. und öfter. Briefe aus der Schweiz WA XIX. 203, 8 ff. 217, 19 ff. Reise der Söhne M. WA XVIII. 361, 1 ff. 364, 4 ff. 375, 3 ff. Unterhaltungen WA XVIII. 97, 4 ff.; 17 ff. 99, 24 ff.: Der Hofmeister gab ihm im Stillen Recht, der Geistliche im Stillen Unrecht, und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freigebigkeit respectabel war, hörten ihn gerne reden, weil ... 102, 6 ff. 140, 13 ff. und öfter. Lehrjahre WA XXI. 9, 8 ff. 39, 25 ff. 41, 15 ff. und öfter. Die guten Weiber WA XVIII. 305, 12 ff. Wahlverwandtschaften WA XX. 4, 19 ff. 24, 13 f. 47, 5 ff. und öfter. Novelle WA XVIII. 325, 10 ff. 332, 23 ff. Wanderjahre WA XXIV. 24, 3 ff. 62, 9 ff. und öfter. Zwo biblische Fragen. D. j. G. II. 239, 10 ff. Götz ebenda II. 299, 6 ff.; 23 ff. Clavigo ebenda III. 378, 7 ff. Lila WA XII. 72, 9 f. (Bühnenanweisung). Triumph der Empfindsamkeit WA XVII. Lesarten S. 328, 22 ff. Jery und Bätely WA XII. Lesarten S. 323 zu 3, 14—19.

γ. Ein elliptischer Hauptsatz wird einem anderen Satze asyndetisch koordiniert, an ihn selbst tritt ein weiterer Hauptsatz mit „und" an. Das fehlende Verb ist stets ein Verb der Bewegung. — Ganz genau entspricht nur die Parallele aus dem Triumph der Empfindsamkeit. — 355, 13. — Briefe aus der Schweiz WA XIX. (II.) 228, 24. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Wahlverwandtschaften WA XX. 392, 5 ff. Gottfried v. Berlichingen. D. j. G. II. 120. Von deutscher Baukunst, ebenda II. 211. Clavigo, ebenda III. 430 (Bühnenanweisung). Claudine, ebenda III. 600 (Bühnen-

anweisung). Triumph der Empfindsamkeit WA XVII. 71, 25. Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf sie los und fällt vor ihr nieder. Scherz, List und Rache WA XII. 145 (Bühnenanweisung).

c) Eigentümliche Verwendung einzelner Formen.

α. Präsens zur lebhaften Schilderung. — 353, 16 ff. 355, 12 ff. Werther WA XIX. 190, 4 ff. Unterhaltungen WA XVIII. 138, 16 f.: Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beiden, ... 139, 2 f. 140, 19 ff. Lehrjahre WA XXII. 243, 15. 343, 23 f. Die guten Weiber WA XVIII. 289, 8 ff. Wahlverwandtschaften WA XX. 140, 27. 141, 2 ff. 142, 19 ff. 143, 9 ff.; 22 ff. 144, 6 ff.; 17 ff. und sehr oft. Wanderjahre WA XXIV. 67, 24 f. 301, 23 und öfter.

β. Begründende Partizipialkonstruktion. (Lehmann[1]) §§ 8—12 für unsere Zwecke zu allgemein.) — 356, 7. — Briefe aus der Schweiz (I.) WA XIX. 217, 27 f. Unterhaltungen WA XVIII. 106, 23 ff. 146, 10 und öfter. Lehrjahre WA XXI. 86, 24: In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete ... und öfter. Wahlverwandtschaften WA XX. 70, 13. 210, 27 und öfter.

γ. Die Tätigkeit einer Person wird durch das Passivum statt durch das Aktivum ausgedrückt, ohne daß diese handelnde Person angegeben wird. — 355, 12. 356, 11. — Werther WA XIX. 51, 4. Briefe aus der Schweiz WA XIX. (I.) 234, 24. 240, 20. 270, 2 f. Reise der Söhne M. WA XVIII. 373, 11. Unterhaltungen WA XVIII. 103, 25 ff. 104, 1 ff. 109, 20 ff. 201, 7 f. Lehrjahre WA XXI. 43, 7 f. XXII. 135, 20: Eine solche Unschicklichkeit wurde nicht übersehen (scil.: von Aurelie) und öfter. Die guten Weiber WA XVIII. 305, 13 f. Wahlverwandschaften WA XX. 385, 19: Der Kammerdiener wurde ins Vertrauen gezogen (scil.: von Eduard) und öfter. Wanderjahre WA XXIV. 4, 21. 26, 23 f. und öfter. Lila WA XII. 51, 15.

δ. Das Wahrgenommene wird nicht in dem Substantiv ausgedrückt, welches von dem Verb des Wahrnehmens abhängt, sondern in dem zu diesem Substantiv gehörigen Adjektiv. — 354, 7 (eigenhändige Änderung Goethes). 355, 16. Unterhaltungen WA XVIII. 209, 7 f.: Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt. (Relativsatz statt Adjektiv.) Wanderjahre WA XXV. 48, 2.

ε. Verbindung von adjektivischem Adverb + Adjektiv. Allgemein als Goethisch bekannt (vgl. auch Lehmann S. 312 ff.), doch schon in der Anakreontik häufig.

[1]) Lehmann = Dr. J. A. B. L. Lehmann. Goethes Sprache und ihr Geist. Berlin 1852.

d) Erscheinungen, die von der Verwendung einzelner Formen zu der einzelner Phrasen und Wörter überleiten.

α. Eine Tätigkeit, welche sich allgemein durch ein einziges Verb geben ließe, wird anschaulich in Einzelhandlungen zerlegt und durch mehrere Verba ausgedrückt. — 352, 25. 357, 13. | 357, 23; 26. — Werther WA XIX. 39, 23 ff. Reise der Söhne M. WA XVIII. 363, 28 ff. Unterhaltungen WA XVIII. 125, 10 ff. 132, 24: als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verständiger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. 135, 8 ff. 161, 5 ff.; 26 ff. 251, 23 ff. Lehrjahre WA XXI. 13, 14 ff. 104, 9 ff. XXII. 183, 20 ff. 249, 23. Wanderjahre WA XXIV. 277, 1 ff. XXV. 89, 17. Lesarten S. 11 zu IV. 49, 28 ff.

β. Zweigliedrigkeit des Ausdruckes. Zwei Worte, wo eines genügt. Formelhaft auch dort, wo eines der beiden Worte das andere ganz ein- oder ausschließt. — 353, 2 f. 355, 1; 19. 356, 5; 24 f. | 358, 15 f. — Werther WA XIX. 153, 10 f. 154, 6; 7. Briefe aus der Schweiz WA XIX. (I.) 197, 20: Klippen und Felsen. 198, 11. 218, 25. (II.) 224, 23. Unterhaltungen WA XXIII. 95, 9 f. mit Freuden und Ehren. 95, 11. seinen Kindern und Nachkommen. 103, 2. Gesinnungen und Meinungen. 174, 24. Geschäfte zu besorgen und betreiben. u. a. v. a. St. Lehrjahre WA XXI. 57, 15. dunkel und finster. sehr häufig. Die guten Weiber WA XVIII. 293, 12. Wahlverwandtschaften WA XX. 7, 16. 70, 2. und oft. Novelle WA XVIII. 325, 13. 326, 9. Wanderjahre sehr oft. Iphigenie (erste Fassung) WA XXXIX. 333, 12. 334, 6. 353, 15. 391, 23. Triumph WA XVII. 4, 1.

γ. Das indefinite Pronomen „man" steht für bestimmte und bekannte Personen; abschwächend. Im Werther nicht Stilprinzip, sondern zur Charakteristik der Situation. — 357, 12 ff. — Werther WA XIX. 158, 70. 185, 18 f. Reise der Söhne M. WA XVIII. 366, 19. Man entdeckt zwei Inseln. 366, 9; 11 ff. und öfter. [Immer von der Gesamtheit der Brüder.] Unterhaltungen WA XVIII. 141, 18. 185, 10. ließ man keineswegs nach [Frau des Kaufmannes] und öfter. Lehrjahre WA XXI. 15, 24. 59, 17. XXIII. 287, 2 ff. 288, 4 ff. [für eine ganze ihrer Zusammensetzung bekannte Gesellschaft] sehr häufig. Die guten Weiber WA XVIII. 312, 8. Wahlverwandtschaften WA XX. 30, 23. 31, 25. 42, 20. und sehr oft. Novelle WA XVIII. 326, 20 f. 328, 9. und öfter. Wanderjahre sehr häufig. Clavigo, D. j. G. III. 390. — 383. 408. 430. (Bühnenanweisungen). Triumph WA XVII. 33, 19.

e) Eigentümliche Verwendung einzelner Konstruktionen, Phrasen und Worte.

α. Konstruktionen. — Ein Satz, in welchem sich die Situation plötzlich wendet, wird mit „als auf einmal" eingeleitet. — 353, 5. — Briefe aus der Schweiz WA XIX. (II.) 253, 16. 267, 7. Unterhaltungen WA XVIII. 136, 17. 147, 23. Lehrjahre WA XXI. 68, 24: Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl bewaffneter Leute durch's Feld kommen sah ... und öfter. Wahlverwandschaften WA XX. 158, 1 ff. 227, 25. Wanderjahre WA XXIV. 64, 8. 144, 2. — 354, 23: von dem Balle sein. — Werther WA XIX. 37, 15 f. von der Partie sein. Lehrjahre WA XXI. 143, 9. war von der Gesellschaft. XXIII. 119, 3. von der Gesellschaft sein. Italiänische Reise. II. WA XXXI. 19, 17. von der Partie sein.

β. Phrasen. — 352, 21. „nach seiner Art." Lehrjahre WA XXIII. 213, 9. 277, 20. 293, 14 f. 302, 24. Wanderjahre WA XXIV. 203, 3. 345, 24. XXV. 169, 18. und öfter. Jahrmarktsfest. D. j. G. III. 214, 9. Brieftasche, ebenda 693 Anmerkung. Vögel WA XVII. 95, 26. — 355, 13. „Eilt, was Ihr könnt." Mährchen WA XVIII. 250, 12. 255, 27. — 356, 12. „umständlich erzählen." — Parallelen erst aus der Zeit, wo Goethe selbst umständlicher erzählt. Lehrjahre WA XXI. 117, 11 ff. 315, 26. XXII. 51, 28. 56, 7. 83, 18. 244, 27. XXIII. 58, 17. 66, 23 ff. 143, 4. Die guten Weiber WA XVIII. 305, 4 f. Wanderjahre WA XXIV. 32, 22. 146, 24. 196, 3 f. und öfter. Italiänische Reise WA XXXI. 126, 12. 215, 20. und öfter.

γ. Einzelne Worte.

γ. 1. Wortbildung. — 352. 8. „er bat die Erlaubniß." — Simplex statt Kompositum vgl. Lehmann S. 207 f. — 355, 10. „diensthülflich". Ungewöhnliches Kompositum vgl. Lehmann S. 304 ff. und 237 ff.

γ. 2. Wortgebrauch. — Lieblingsworte. — 355, 27. 356, 5. „Heftigkeit" zur Bezeichnung des Affektes, und zwar einer schmerzlichen und zornigen Erregung. — In gleicher Verwendung: Heftigkeit: Werther WA XIX. 145, 11. Unterhaltungen WA XVIII. 106, 12. 209, 18. Lehrjahre WA XXIII. 139, 4. XXI. 210, 6. Mitschuldigen. D. j. G. I. 212. heftig. Reise der Söhne M. WA XVIII. 373, 12. Unterhaltungen WA XVIII. 113, 2. Lehrjahre WA XXI. 181, 9. XXII. 325, 22. XXIII. 47, 7. Wanderjahre WA XXV. 140, 9; 14. — 356, 5. „mit großer Heftigkeit und gewaltsamer Betrübniß." Lehrjahre WA XXIII. 295, 24. heftig und gewaltsam sprechen. — 356, 5 (351, 10). „gewaltsam". Bedeutet sonst „gewaltgemäß", „mit Gewalt", „an gewalttätig streifend" (M. Heyne, Deutsches Wörterbuch; Leipzig 1890. 1, 1164), hier dagegen, daß sich eine innere Bewegung mit Gewalt gegen eine hemmende, unterdrückende, gleich-

falls aber innere Macht durchsetzt. Diese Bedeutung ist mir nur aus Goetheschen Schriften bekannt, und zwar erst nach 1781. Goethe bezieht das Wort in dieser Bedeutung auf die vulkanischen Erscheinungen, für die ja gerade das Durchbrechen eines Hemmnisses maßgebend erscheint. (Italiänische Reise. I. WA XXX. 270, 10. II. XXXI. 14, 24. 29, 24. 66, 12. 274, 24. Reise der Söhne M. WA XVIII. 379, 23.) Von hieraus versteht sich dann die Anwendung des Wortes auf die Erscheinungen des Liebeslebens (Unterhaltungen WA XVIII. 169, 21. 175, 27 ff. 176, 12 f. Lehrjahre WA XXI. 214, 26. XXIII. 172, 5; 24. 239, 4. 302, 8. Wahlverwandtschaften WA XX. 333, 17. 359, 27.), und weiter auch auf andere psychische Ereignisse, bei welchen jenes Spiel von Satz und Gegensatz sich zeigt (Lehrjahre WA XXI. 193, 19. XXIII. 206, 13. 295, 24. Wahlverwandtschaften WA XX. 327, 7. Ilmenau WA II. 146, Vers 145. Egmont WA VIII. 302, 2.) — 352, 3. „behaglich", „unbehaglich". Vgl. Lehmann S. 302 ff. Die Vorliebe für das Wort durchzieht alle Perioden Goethes. —

Durch das Bisherige halte ich den Beweis für erbracht, daß H im Goetheschen Stil geschrieben ist. Für besonders beweisend halte ich dabei die Punkte: 1.) 2. b). 3. a.) 3. b. α. β.) 3. c. γ.) 3. d. β.) und 3. e. γ. Lieblingsworte, gewaltsam). Allerdings finden eine Reihe von Eigentümlichkeiten in H keine Entsprechung in Goetheschen Werken. Keine von ihnen ist indessen so bedeutsam, daß das Fehlen von Parallelen (oft sicher nur zufällig, wie z. B. „Maskenkleider") als negative Instanz ins Gewicht fiele. Es bleibt noch zu entscheiden, ob nicht Seidel Goethisch geschrieben hat. Die nächsten beiden Punkte meiner Erörterung sind der Erledigung dieser Frage auf Grund des bisher Dargelegten gewidmet.

II. Eine größere Wahrscheinlichkeit für Goethes Autorschaft ergibt sich, wenn H als ein Glied in der Entwicklung seines Stiles nachgewiesen werden kann. Daß dies der Fall ist, sehen wir in folgendem: 1.) Der eigentümliche Periodenbau (I. 3. a.) findet sich vor H nur je einmal in Clavigo und Lila, wird also erst nach H Stilprinzip. 2.) Die stilistische Eigentümlichkeit 3. b. α. findet sich vor H in „Zwo biblische Fragen" 1mal, Götz 1mal, Werther 8mal, Triumph 2mal, Jery und Bätely 1mal; alle übrigen Stellen nach H. Stilprinzip also höchstens im Werther, aber auch hier Verwendung gegenüber den Lehrjahren z. B. verschwindend. Bezeichnend: bei der Redaktion des Werther für die Ausgabe von 1787[1]) kommen zwei Stellen neu hinzu: WA XIX. 22, 7 ff. 143, 17 ff. 3.) I. 3. b. β. vor H in Zwo biblische Fragen 1mal, Götz 1mal, Clavigo 1mal,

[1]) Begonnen schon 1782. WA. IV. 4. S. 96.

Werther 7mal, Lila 1mal, Triumph 1mal. Nach H Stilprinzip. Wertherredaktion von 1787 fünf neue Stellen: WA XIX. 120, 8 f. 142, 25 ff. 143, 9 ff. 145, 13 f.; 24 ff. In Jery neu: WA XII. Lesarten S. 323 zu 3, 14—19. 4.) I. 3. d. β. vor H nur in der Iphigenie, erste Fassung, 4mal. Nach H Stilprinzip. Wertherredaktion von 1787 drei neue Stellen: WA XIX. 153, 10. 154, 6; 7. Triumph neu: WA XVII. 4, 1. 5.) I. 3. d. γ. vor H in Clavigo 4mal, Bühnenanweisungen, Triumph 1mal. Nach H Stilprinzip. 6.) 3. e. α. 357, 14. vor H in Brieftasche 1mal, Werther 3mal. Nach H bedeutend häufiger. Wertherredaktion von 1787 an drei Stellen neu: WA XIX. 22, 5 f. 145, 2 ff. 184, 8 f. 7.) „gewaltsam" in H in dieser Bedeutung wahrscheinlich zum erstenmal. — Diese Tatsachen beweisen, daß H in die Entwicklung des Goetheschen Stiles einzugliedern ist.

III. H ist Goethisch geschrieben. H steht in der Entwicklung des Goetheschen Stiles. Und Seidel kann im Jahre 1781 nicht Goethisch geschrieben haben, denn die Parallelen bis 1781 sind nicht zahlreich genug, um ihm die Aneignung des neuen Goethischen Stiles zu ermöglichen. Zudem sind alle diese Parallelen nur einzelne Entsprechungen zu Eigentümlichkeiten von H in früheren Goetheschen Werken. Aber eine Goethesche Prosaerzählung, welche — vor 1781 — denselben stilistischen Gesamtcharakter trägt wie H, gibt es nicht. — Zwei empfindliche Lücken meines Beweises wurden schon oben hervorgehoben. — Von I. 1. ist nur e. vor 1781 ausreichend belegt. Von I. 2. gar nichts. Von I. 3. hat a. vor 1781 nur zwei Parallelen, sicherlich nicht genug, um Seidel so schöne Perioden bauen zu lehren; b. α. 13 Parallelen. β : 12. c; α : 1, c; β : 3, d; α : 1 d; β : 4, d; γ : 5 e; α, 353, 5: gar keine, 357, 14 : 4, e; β, 356, 12: gar keine, e; γ. gewaltsam: gar keine. — Alle also nur ungenügende Entsprechungen, falls jemand aus ihnen Stileigentümlichkeiten in der gleichen Weise verwenden lernen soll und ebenso frei, wie der, dem sie als Ausdrucksmittel seiner inneren Zustände entstehen. Vor allem die Punkte I. 1. und I. 3. a. sind hier durchaus entscheidend. Man kann ruhig sagen, soweit das vorliegende Material reicht, hat Seidel keine Gelegenheit gehabt, sich den Goetheschen Stil von 1781 äußerlich anzueignen.

Die Erledigung der drei Punkte der Verfasserfrage ergibt somit als Resultat, daß Goethe ebenso der Autor des Auszuges (H) wie der Einleitung und des Schlusses ist. Eine letzte Stütze dieser Ansicht liefert die Besprechung der Lesarten.

Streng beweisend scheint mir die Lesart zu 352, 8 ff. Nach der Beschaffenheit des Manuskriptes, wie sie sich aus den Lesarten ergibt, ist die einzig mögliche Vorstellung folgende: Goethe diktiert

bis „Vergnügen". Dann einen neuen Absatz und bis „nebe"; unterbricht hier und Seidel streicht nun statt der beiden Sätze in der Eile nur den unterbrochenen, Goethe beim Überlesen auch den ersten. Hätte Seidel den Auszug selbst gemacht, so hätte ihm unbedingt einfallen müssen, daß der Satz „er batt" ff. über die beiden früheren zurückgreife und sich unmittelbar an „Vergnügen" anschließe. Oder er hätte sein Elaborat doch sicherlich noch einmal überlesen, bevor er es Goethe gab, und es dann gemerkt. Da er aber nach Diktat schrieb, und also keine Übersicht und da er Eile hatte, strich er nur das, was sich durch die Unterbrechung rasch als unnötig erkennen ließ. Daß er dabei mitten im Worte „nebe" aufhörte, ist kein Gegenbeweis, denn Goethe konnte den Satz oder das Wort schon fertig gesprochen haben, Seidel aber im Nachschreiben erst hier angelangt sein, als der Wechsel in der Fortsetzung der Geschichte eintrat. — Wir schließen also zunächst für den Satz „Man — können" auf Goethe als Autor; ein Schluß, der durch die Parallelen I. 1. e. und f. sehr stark gestützt wird. Ist aber Goethe für diese Stelle als Autor anzunehmen, so auch für die Analoga im weiteren Verlaufe der Erzählung (352, 17. 353, 22. 358, 20). Und da es absurd wäre zu glauben, Seidel habe die ganze Geschichte verfaßt, Goethe nur diese paar Stellen diktiert, so halten wir Goethe für den Autor des Ganzen.

Die folgenden Stellen lassen sich am besten verstehen, wenn man ein Diktat annimmt, da sie entweder Flüchtigkeit — die Seidel als Verfasser beim Überlesen wettgemacht hätte — oder Mangel an Übersicht über das Kommende voraussetzen. 353, 3. 352, 16. 353, 20; 22. 354, 22. 353, 23. 355, 21. 357, 8; 23. 352, 17. 354, 10. 354, 8. 355, 26. — Die Stelle 354, 22. scheint mir nichts zu beweisen. Daß Goethe das Wort „lüftige" kannte, zeigen Werther WA XIX. 51, 4 f. Wanderjahre XXV. 230, 1. Auf Christiane R. D. j. G. III. 163. Strophe 3, Z. 2.

Somit haben wir als Ergebnis der Besprechung der Beschaffenheit unserer Handschrift das bisher gefundene Resultat dahin zu ergänzen: H ist von Goethe verfaßt, von Seidel nach Goethes Diktat, ebenso wie Einleitung und Schluß, niedergeschrieben.

Als Gründe für die Mitteilung dieses Auszuges im Tiefurter Journal kommen in Betracht: Materialmangel des Journals (Hellen a. a. O.), Goethes Urteil in der Einleitung, seine geringschätzige Auffassung seiner Produktion für Hofzwecke (an Lavater 19. Februar 1781); endlich und vor allem aber das Interesse, das man in ganz Deutschland dem Josefinismus, der erweiterten Preßfreiheit (Juni 1781) und der ihr auf dem Fuße folgenden „Wiener Büchel"-Literatur entgegenbrachte. Dieses Interesse veranlaßte auch die Anzeige des Wiener Originales, welche Musäus für die Allgemeine deutsche

Bibliothek schrieb (1782, Band 51, S. 234). Ein Zusammenhang zwischen Goethes Auszug und Musäus' Rezension ist nicht nachzuweisen; ebensowenig der Weg, auf welchem das Original in Goethes Hände gelangte.

Müller von Itzehoe über Beireis.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Seitz in Itzehoe.

Über den gelehrten Sonderling Gottfried Christoph Beireis in Helmstedt, welchen Goethe und Fr. A. Wolf im Jahre 1805 besuchten, hat uns bekanntlich der Dichterfürst in den Tag- und Jahresheften aus jenem Jahre ausführlich berichtet.

Eine interessante Ergänzung dieses Berichtes bildet das Urteil Johann Gottwerth Müllers über den „Goldkoch" Beireis, den er in den Jahren 1762 bis 1769 als Student in Helmstedt kennen lernte. Zwar wird man nach den „sehr lehrreichen Aufzeichnungen", welche Müller über ihn hinterlassen haben soll (H. Pröhle, Einleitung zum Siegfried von Lindenberg in Kürschners deutscher Nationalliteratur, 107. Band, S. 285), in dessen Schriften vergebens suchen (Albert Brand: Müller von Itzehoe in Schick und von Waldbergs Literarhistorischen Forschungen 17, S. 88), allein der auf der Bücherei des hiesigen Realgymnasiums befindliche bisher ungedruckte Briefwechsel J. G. Müllers mit dem Buchhändler Schwormstädt in Hamburg enthält mehrere Briefe, in denen sich der Verfasser des Siegfried von Lindenberg des weiteren über Beireis ausläßt. Anlaß dazu gab ihm der ihm zugesandte „Catalog des Beireisschen Musei":

Itzehoe den 18. Jan. 1816.

— Für den Catalog des Windmichels Beireis bin ich Ihnen sehr verbunden, obgleich es nicht der ist, den ich mir wünschte. Dieser hier enthält blos ein Verzeichniß seines Kunst- und Naturalienkabinets (insofern es sich vorgefunden haben mag, denn ich vermisse sehr, sehr vieles in demselben, was ich hundert und aber hundertmal bey Beireis gesehen, und sogar zwey sehr kostbare Stücke, die ich selbst ihm geschenkt habe, und über die er sich wie ein Kind über den heil. Christ freuete;) was ich mir wünschte, war der Catalog seiner Bibliothek, der viel merkwürdiges enthalten muß, und im bevorstehenden April verkauft werden soll. Können Ew. Wohlgeb. mir den verschaffen, so verbinden Sie mich sehr. Dem Raritätenverzeichniß ist freylich auch ein Büchercatalog angehängt, der aber vermuthlich der Nachlaß eines mit der Universität verunglückten Professors der Theologie ist, und in welchem zuverlässig kein einziges Buch aus der Bibliothek des Hofraths Beireis ist, dem die Theologie ein sehr unbedeutendes Ding war — — — —

Am 5. Februar 1816 schrieb er ferner:

— — — In dem 59 und 60ten Stücke der Hamb. Adreßcomtoir-Nachrichten stehen eine Menge Unrichtigkeiten. Ich habe diesen Beireis durch fast täglichen Umgang in einer hübschen Reihe von Jahren sehr genau kennen gelernt. Ein Hexenmeister war er weiß Gott nicht, wohl aber der unverschämteste Windbeutel, den je die Erde trug. Er wußte in der That sehr viel: aber alles dieses Wissen war so völlig Stückwerk, daß es schwer zu begreifen ist, wie er für einen Gelehrten gelten konnte. Das Klügste was er in seinem Leben that, war unstreitig, nichts zu schreiben — wenigstens nichts unter seinem Namen; denn freylich existiren ein paar Dissertationen, die er für ungeschickte Doctoranden geschrieben hat, (wofern er sie nicht wiederum von einem andern schreiben ließ;) — die sind aber in Hinsicht auf Materie, Styl und Sprache so erbarmungswürdig elend, als man sichs nur immer denken kann. Ich unglücklicher Mensch bin leider die unschuldige Ursache, daß Kunkels Glasmacherkunst so rar geworden ist; denn als einmal von seinem Carmin die Rede war, äußerte ich in Gegenwart des gelehrten Dr. Lange und eines Professors die Vermuthung, daß dieses Buch ihn wahrscheinlich auf sein Geheimniß geführt habe, für dessen Basis ich eine Eisen-Ocher hielte. — Nicht die Verlegenheit in die Se. Magnificenz bey dieser Gelegenheit gerieth, (denn diese konnte bey einem solchen Schlaukopfe Affectation seyn, wodurch er mich und die andern beyden Herren, wofern ich richtig muthmaßte, vielleicht hätte irre führen wollen;) sondern vielmehr der Eifer, womit er von dem Tage an alle Exemplare von Kunkels Arte vitriarie für jeden Preis kaufte und kaufen ließ, die nur aufduckten, überzeugte mich, daß ich ganz recht geurtheilt hatte. — Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß er seiner Carminfabrication sein ganzes damaliges Vermögen zu danken hatte? Er zog sehr beträchtliche Summen dafür aus Holland, und damals (in den ersten sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) war dies sein Ding recht im Gange. Nach Verlauf einiger Jahre aber wollten die Holländer seinen Carmin nicht mehr kaufen, weil sichs fand, daß der Bettel auf die Dauer nicht Farbe hielt. So viel weiß ich, der Kunkel ist ihm eine sehr theuere Ofenheizung geworden; ich selbst beging einmal die Malice, ihm in einer Braunschweigischen Auction ein Exemplar über 10r hinauftreiben zu lassen. — Ein andermal, als er uns unerhörte Wunderdinge erzählte, die ihm, von dem ich gewiß wußte, daß er nie mit einem Fuße aus einem sehr mäßigen Bezirke Deutschlands hinausgekommen war, in Venedig, Neapel u. s. w. begegnet waren, hatte ich die Bosheit ihn zu fragen, in welchem Jahre Se. Magnificenz Italien bereiset hätten? Ich trieb aber die Malice nicht weiter, sondern ließ es bey dem angegebenen Jahre bewenden, von dem ich leicht hätte beweisen können, daß er es ganz in obscuro in Mühlhausen verlebt habe. Meine Absicht war nie, ihn lächerlich zu machen, ich wollte bloß ihn fühlen lassen, daß ich gerade der Mann sey, bey dem er seine Windmicheleyen durchaus nicht anbringen könne. — Beireis wußte damals noch nicht, was ich ihm ein paar Jahre später sagte, daß mein Vater[1]) ihn von der Wiege an gekannt habe. — Sein schönes Kunst-, Naturalien- und Münzcabinet habe ich hundert und aber hundertmal gesehen, und weiß es so auswendig, daß ich versichern kann, das mir übersandte Verzeichniß enthalte kaum 2/3 von dem was ich bey ihm sah. Mir kommt eben eine Verhinderung, die mich zwingt, mit diesem Briefe zum Schlusse zu eilen, sonst wollte ich Ihnen doch eine seiner Hexereyen in Venedig erzählen. — Ein andermal.

Der nächste Brief vom 11. Februar desselben Jahres lautet:

— — — — — und weil ich noch ein Viertelstündchen übrig habe, so erlauben Sie mir, mich zugleich einer andern Schuld zu entledigen, indem ich

[1]) Er war Arzt und entstammte einer angesehenen Familie Erfurts.

Ihnen eine von den unerhörten Wunderthaten des großen Hexenmeisters so, wie ich sie in Gegenwart des Professors Kipping und des Dr. Lange aus seinem eignen Munde gehört habe, buchstäblich mittheile. Diese beyden gelehrten Männer waren meine genauen Freunde; ich war Haus- und Tischgenoß des Letzteren, und in der Regel der vierte Mann, wenn Abends die drey Herren zusammen kamen, welches wöchentlich wenigstens zweymal zu geschehen pflegte, bis Kippings zu früher Tod diese wo nicht allemal interessante, doch für mich gewiß immer amüsante Gesellschaft zerstörte. Es übertrifft allen Glauben, was für unerhörte Aufschneidereyen uns der Wundermann zum Besten gab. Hier haben Sie eine der unverschämtesten:

Er war in Venedig in einer glänzenden Conversatione, wo die vornehmsten Personen versammelt waren, und wo sich alles um ihn her drängte. Man brachte ihn unter andern auf das Capitel von der Verwandlung der Metalle, deren Möglichkeit nicht nur, sondern auch ihre Würklichkeit er verfocht. Eine junge wunderschöne Dame, die Gemalinn eines der ersten Nobili, bewies sich vor allen andern Zweiflern ungläubig und er beschloß sie zu strafen. Es entsteht eine große Stille in der Versammlung, in jeglichem Gesichte sieht man den Ausdruck des Erstaunens in seiner größten Stärke. Die gedachte Dame nimmt wahr, daß alle Augen auf sie gerichtet sind, und daß in manchem Gesichte sich Ekel und Abscheu malt; sie wird unruhig, wird empfindlich, fragt endlich was das bedeute? ob man etwas Ungewöhnliches an ihr bemerke, u. s. w. — Wie niemand wagt ihr zu antworten, so springt sie heftig auf und fliegt vor den Spiegel, und man kann denken, wie sie aufschreyet, als sie ihr schönes Gesicht in den scheußlichsten Froschkopf verwandelt sieht. „Ach! ruft sie: das hat niemand gethan, als der göttliche Beireis! und er allein kann nur dies Unglück wieder von mir nehmen." „Dies edle Vertrauen, erwiedert der Wunderthäter, verdient allerdings meine Hülfe!" — Nun? was geschieht? Er, der ihr unvermerkt eine Dosis von einem Pulver in ihre Tasse Chocolat practisirt hatte, reicht ihr jetzt öffentlich in einer andern Tasse eine veränderte Dosis des nehmlichen Pulvers, und siehe da! zu jedermanns Erstaunen verliert sich nicht nur der Froschkopf, sondern die Dame steht tausendmal schöner da, als zuvor.

Ich bitte Sie um des Himmels willen, mein schätzbarer Freund, welch schamlose Stirn gehört zu einem solchen Schnitte! Ach, und Sie hätten sehen sollen, mit welcher Seligkeit er sich selbst den Göttlichen nannte. Dergleichen Erzählungen habe ich eine ungeheure Menge aus seinem Munde gehört, eine immer ärger als die andre. Lange, der seinen Spaß an dem Manne im Stillen hatte, und sich die Freude fürs künftige nicht verderben wollte, hörte gemeiniglich stillschweigend zu. Ich, den die Windbeuteleyen königlich amüsirten, erlaubte mir zuweilen höchstens eine kleine Frage die den Mann in Verlegenheit setzte; aber Kipping gieng zuweilen unbarmherzig mit ihm um; das nahm er für Spaß, denn er und Kipping waren mit einander sehr familiär. Bey dieser Froschkopfgeschichte konnte ich denn doch nicht unterlassen die Bemerkung zu machen: „es sey ein Glück, daß sich dieses in Venedig zugetragen habe, in Rom und jedem andern italienischen Staate würde ich, um der Dominicaner willen, für das Leben des Herrn Professors gezittert haben." — Das nahm er für ein Compliment. Sie wissen, in Venedig giebt es kein Inquisitionsgericht.

Mit herzlichem Danke für — — — — — —

Ihr treuer Diener

Müller.

E. T. A. Hoffmanns Erzählung 'Aus dem Leben eines bekannten Mannes'.

Von Otto Pniower in Berlin.

Im Eingange des dritten Bandes der 'Serapionsbrüder' geht der prächtigen Berlinischen Novelle 'Die Brautwahl' eine kleine voran, die Grisebach in seiner Ausgabe "Der Teufel in Berlin" betitelt. Diese Überschrift ist falsch. Man kann die Erzählung, wenn man von ihr spricht, der Kürze halber allenfalls so nennen, wie das z. B. Ellinger in der Biographie des Dichters mit einiger Berechtigung tut, nachdem sie Hoffmann in der Sammlung selbst unbetitelt gelassen hat; in der Ausgabe der Werke aber bedeutet diese Benennung einen Kunstfehler.

Hoffmann schildert in der Erzählung, die ein kleines Kabinettsstück ist, wie der Teufel in Berlin eine Zeitlang ein bürgerliches, frommes und freundliches Leben geführt hat. Er handhabt die Darstellung dabei so, daß er bis zum Schluß den Höllenfürsten zu bezeichnen vermeidet und vom Mann oder Fremden spricht. Wohl aber flicht er mit feiner Berechnung allerlei Symptome ein, aus denen nach und nach die Ahnung, zuletzt die Gewißheit erwächst, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen ist als der Satan selbst, was dann am Ende ausdrücklich ausgesprochen wird. Jeder sieht darnach, daß, wenn man schon im Titel den Teufel nennt, der Erzählung eine künstlerische Intention genommen, ja sie der Pointe beraubt wird. Leider hat Hoffmann selbst, von dem aber, wie ich noch einmal betone, der Titel 'Der Teufel in Berlin' nicht stammt, dieser Zerstörung einer künstlerischen Absicht Vorschub geleistet. In dem Gespräch der Serapionsbrüder, die der Erzählung vorangeht, gibt er als Quelle, aus der das Hauptmotiv geschöpft ist, das Microchronicon Marchicum des Berliner Rektors Peter Hafftiz an. Und hier sagt er: „In diesem Jahre wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den Straßen von Berlin" usw. (Grisebach, Band 8, S. 11). Damit ist der von Grisebach eingeführte Titel allenfalls erklärt, aber keineswegs entschuldigt. Der richtige bleibt nicht verborgen, insofern auf ihn in der angeführten Unterhaltung angespielt wird. Er wurde auch wirklich verwendet. Denn wie mir Hans von Müller, der bewährte Hoffmannforscher mitteilt, gibt der erste Grisebach, Goedeke und andern unbekannt gebliebene Druck der Erzählung vom Mai 1819, den er in anderem Zusammenhange namhaft machen wird, ihr den an jener Stelle zitierten Titel 'Aus dem Leben eines bekannten Mannes (Aus einer alten märkischen Chronik)'.

In dem der Erzählung vorangeschickten Gespräch der Serapionsbrüder werden als weitere Motive neben jener seltsamen Laune des Teufels, ein bürgerliches Leben zu führen angegeben: eine greuliche Mißgeburt und ein noch greulicherer Hexenprozeß. Diese Motive, heißt es, seien miteinander in die angenehmste, artigste Verbindung gesetzt. Damit ist, wenn gleich in derber Kürzung, der Inhalt der Geschichte aus dem Leben eines bekannten Mannes umrissen. Auch diese weiteren Motive sind dem Annalenwerk des Hafftiz entnommen, das überhaupt in einer Weise als Vorlage gedient hat, daß es nicht unnütz erscheint, es im einzelnen aufzuzeigen. Man erhält dadurch einen interessanten, vielleicht vorbildlichen Einblick in die Entstehung der Erzählung.

Ich bemerke, daß zu Hoffmanns Zeiten von der Chronik noch nichts gedruckt war. Ihm lag eine der zahlreichen Abschriften vor, die von der Kompilation seit ihrem Erscheinen am Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1724 angefertigt wurden (Kletke, Quellenkunde der Geschichte des Preußischen Staats, Berlin 1858, 1, 32 ff. und Heidemann, Forschungen zur deutschen Geschichte, Göttingen 1878, Band 18, S. 393). Ich zitiere nach dem Abdruck in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis, IV. Hauptteil, Band 1, S. 46 ff. Da lesen wir S. 112: „In diesem Jahre ist der Teufel an vielen örtern bey der nacht sichtlich auf der gassen gangen, hat an Thüren geklopft, offte weiße Todtenkleider angehabt, Ist mit zum begrebnis gangen und sich trawrig gestalt, hat auch offte andere geberde gehabt und die Leute erschreckt." Alle diese Züge kommen bei Hoffmann vor: das Klopfen an die Türen, die weißen Totenkleider, die Teilnahme an Begräbnissen, die traurigen Gebärden (Grisebach, a. a. O. S. 13). Aber es sind nur einige Steinchen in der Mosaik, die seine kunstfertige Hand bildet. Die boshafte Ironie, mit der des Höllenfürsten Erdenwallen geschildert wird, ist sein Werk. Eine Fülle köstlicher Einfälle hat er auf diesem Wege nach sarkastischer Wirkung gefunden. So den Zug, daß die sittsame Lebensführung des Teufels dem Kurfürsten zu Ohren kommt, der ihn für seinen Hof gewinnen will. „Der Fremde schrieb aber, heißt es in der Erzählung, mit zinnoberroten Buchstaben auf einem Pergamentlein von anderthalb Ellen in der Breite und ebenso viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigsten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches seinem Gemüt ganz und gar zusage, in Frieden genießen zu lassen." Gerade die Benutzung der zitierten Worte des Hafftiz zeigt aber auch, wie Hoffmann eine wenig besagende Äußerung der Überlieferung zu einem Symptom schalkhafter Ironie emporgebildet hat. Aus der Angabe, daß der Teufel „zum begrebnis gangen und sich traurig gestalt",

wird bei ihm folgendes: „Bei jedem Begräbnis fand sich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebärdete sich gar traurig, so daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geistlichen Lieder einzustimmen." Dieser letzte Zug gehört zugleich zu den Momenten, aus denen dem Leser nach und nach die Erkenntnis erwächst, daß der Fremde der Teufel ist.

Es wird nun weiter erzählt, wie die hübsche gesunde Frau des Ratsherrn Walther Lütkens, die eines holden Knäbleins zu genesen erwartet, einen abscheulichen Wechselbalg zur Welt bringt. Auch diesen Gedanken hat dem Dichter die Lektüre der Hafftizschen Chronik eingegeben. Denn kurz vor der Mitteilung über den Aufenthalt des Teufels an vielen Orten — dies berichtet Hoffmanns Quelle und nicht, wie es in der Unterhaltung der Serapionsbrüder heißt, daß er gerade in Berlin umhergewandelt sei. Das ist eine der Konzeption zuliebe gemachte Änderung des Dichters oder ein Irrtum in dem längere Zeit nach der Abfassung der Erzählung geschriebenen Gespräch der Freunde, wie denn auch an dieser Stelle des Chronicon fälschlich Berolinense statt Marchicum genannt wird — also vor dieser Mitteilung heißt es: „Dis Jahr ist bey Wittstock zu Tannenwalde ein Kind Jung worden, das gantz und gar Kastanien braun gewessen, hat zwei hörner, dicke große augen, eine krumme Nase, weites Maul, weiße verkerte Zunge und keinen Halß gehabt. Der Kopf ist Ihme an Schultern gestanden, der Leib gar reudig, runtzlich und geschwollen gewesen. Die Arme haben an Lenden gehangen, hat dünne Schenckel gehabt" (Riedel S. 112). Die Beschreibung wurde von Hoffmann bis auf die krumme Nase, statt deren er von dem völligen Mangel dieses Gesichtsteils spricht, wörtlich übernommen (Grisebach S. 15). Die Mißgeburt wird der Wehmutter Barbara Roloffin schuld gegeben, die in den Verdacht gerät, die Frau Lütkens verhext zu haben.

Unter den Momenten, die diesen Verdacht nähren, wird ein grausames Wetter und ein ungestümer Wind genannt, der sich um die Mittagsstunde erhoben. Auch dazu hat die Hafftizsche Chronik die Anregung gegeben. Hier heißt es (Riedel S. 115): „In diesem Jahre, kurtz nach Laurentii, ist ein solcher unerhörter Wind zu Berlin gewesen" usw. Weiter erzählt Hoffmann, daß die Roloffin in der Tortur eingestand, 'mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teuflische Galan den Hals umgedreht, viele Christenkinder geschlachtet und gekocht zu haben, um Teurung im Lande zu erregen.' Dies ist aus zwei Notizen bei dem Chronisten kombiniert. In der ersten, die der Nachricht von dem unerhörten Wind in Berlin unmittelbar folgt, heißt es, daß

eine alte Wettermacherin (siehe vorher) von Blumberg für Berlin 'gebrandt' worden sei (Riedel, S. 115). Die zweite, auf der folgenden Seite stehende lautet: „In diesem Jahre sind zwei Zauberinnen zu Berlin verbrandt, welche in der Tortur bekant, daß Sie ein Christen Kind gestolen, zerstückt und gekocht hetten, Teurunge im lande damit anzurichten."

Jene erste Notiz hat dann noch auf den Schluß der Erzählung eingewirkt. Wie es hier heißt, daß bei dem Scheiterhaufen 'eine große schwarze Fledermaus aufrauschte, in die Flammen hineinfuhr und sich kreischend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte erhob,' so steht dort: 'Eben umb diese Zeit ... do das fewr angangen, ist eine Weihe, so zuvor ums fewr geflogen, hinnein gefallen ... und nachmals ein Stück von Ihrem Peltze, einer Ellen lang, mit sich hinweg gefürt.' Ja, man darf weiter gehen und vermuten, daß in diesem Passus der Keim zu der Idee Hoffmanns liegt, die Geschichte in die erwähnte Pointe auslaufen zu lassen, wonach zuletzt 'jeder inne wurde, der stattliche Fremde sei kein andrer gewesen als der Teufel selbst'. Denn die Stelle endet mit der Mitteilung, daß die Erscheinung des Weihen — statt dessen der Dichter die Fledermaus wählt — alle, 'so dabey und über gewesen' zu der Meinung bringt, daß der Teufel die Wettermacherin hinweggeführt habe.

In einem höchst aufschlußreichen, viel zu wenig gewürdigten Brief an Eichstädt (vom 15. September 1804) spricht Goethe in herrlichen Worten davon, wie der Dichter, ja der Künstler überhaupt sein Werk aus Elementen zusammenbaut. Leise warnt er dabei, sich in der Beurteilung der Schöpfungen zu sehr der 'disjunctiven Methode' zu überlassen und mehr oder weniger die Einheit zu zerstören, die Poeten und Künstler zu erringen erstrebt haben. In unserm Falle handelt es sich nicht um die Beurteilung eines Werkes, sondern um die Ergründung seiner Entstehung. Aber es lag mir bei diesen Ausführungen auch fern, ein zartes Gewebe durch Auflösen in Einzelheiten zu zerreißen. Vielmehr schien es mir angebracht, auf ein drastisches Beispiel hinzuweisen, das uns lehrt, wie ein Virtuose der Technik nicht gerade zimperlich eine Reihe von Bestandteilen aus seiner Vorlage aufgelesen, dabei aber doch ein zwar winziges, aber durchaus organisches und geschlossenes Werk geschaffen hat.

Charles Sealsfield und der „Courrier des États-Unis".

Von Otto Heller in St. Louis.

In den Darstellungen von Sealsfield-Postls Lebenslauf bildet ein ständiges Kapitel die Amtswaltung des Dichters als Redakteur einer sehr verbreiteten politischen Zeitung. Kein Wunder auch, daß in dem unsicheren Fahrwasser, auf welchem die Geschichte dieses seltsamen Lebens dahintreibt, die Biographen sich herzhaft an eine der wenigen greifbar scheinenden Tatsachen anklammern. In der New-Yorker Redaktionsstube fußt „der große Unbekannte" — wohl das einzige Mal in der ganzen Dauer seines Daseins — auf dem konkreten Boden einer einflußreichen bürgerlichen Stellung; nur hier müßte auch die Erklärung zu finden sein für seine angeblichen geheimen Beziehungen zu gewissen bewegenden Kräften der englischen und französischen Diplomatie.

Bei Faust[1]) lesen wir: „Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten (aus Mexiko) 1829 wurde er durch einflußreiche Freunde zum Redakteur des „Courrier des États-Unis" in New-York, des Organs der französisch sprechenden Bevölkerung von Amerika, ernannt. Besitzer der Zeitung wurde bald Joseph Bonaparte, Exkönig von Spanien und Bruder Napoleons I., welcher ein nützliches Werkzeug in den Händen der Bonapartisten daraus machen wollte. Der Graf von Survilliers, wie sich Joseph Bonaparte im Exil nannte," etc. . . . Der obigen Mitteilung liegen offenbar K. M. Kertbenys halb apokryphische „Erinnerungen an Charles Sealsfield"[2]) und des Dichters Briefe an den Verleger Cotta[3]) zugrunde. Die Nachricht an den letzteren, „. . . daß ich mich seit 3 Monaten als Redakteur mit dem „Courrier des États-Unis" verbunden habe, ein Journal das zweymal die Woche erscheint und dessen Circulation sich über ganz Amerika erstreckt," ist leider undatiert, folglich unverwendbar zur Ermittelung des terminus a quo der fraglichen Verbindung. Ihr tritt sachlich ergänzend die von Kertbeny[4]) berichtete eigene Erzählung Sealsfields über sein Verhältnis zu Joseph Bonaparte und die freundschaftliche Auflösung dieses Verhältnisses zur Seite.

[1]) Charles Sealsfield, der Dichter beider Hemisphären. Weimar 1897. S. 74.
[2]) Brüssel und Leipzig 1864.
[3]) Zuerst abgedruckt bei V. Hamburger, Sealsfield-Postl, 1879. S. 57—98; der hier zitierte Brief steht S. 96. — Faust, a. a. O. S. 214.
[4]) S. 31. Faust S. 75 f.

Nach Abbruch seiner Arbeit am „Courrier" begab sich Sealsfield auf dringenden ärztlichen Rat und mit Empfehlungen und Aufträgen Joseph Bonapartes nach Europa, und zwar zunächst nach London. So berichtet wenigstens Kertbeny in Übereinstimmung mit Alfred Hartmann, der kurz vor dem Erscheinen der „Erinnerungen," aber noch bei Lebzeiten des Dichters, in der „Gartenlaube" mit einem biographischen Aufsatz[1]) über ihn vorangegangen war. Ich kann nach Sichtung des mir zugänglichen reichen Materials zu keinem anderen Schlusse kommen als dem: auf den erwähnten Artikel Hartmanns (von dem Kertbeny selbst bekennt,[2]) daß er dem großen Unbekannten noch viel näher stand als Kertbeny selbst) gehen die frühesten Nachrichten über Sealsfields Schicksale — auch die irrtümlichen — insgesamt zurück. Wiewohl sich Hartmann nicht ausdrücklich auf den Dichter beruft, so war dieser dennoch zweifelsohne sein Gewährsmann.

Um so unerklärlicher ist es, daß Faust bei der Schilderung der in Frage stehenden Epoche ohne Angabe irgendwelcher Gründe von seinen Vorgängern bis zu dem Grade abweicht, daß die beiden Hauptetappen jenes bewegten Lebensabschnittes geradezu umgestellt werden. Er läßt nämlich seinen Helden von New-York, statt direkt nach England, erst nach Louisiana reisen, „all sein Geld" in New-Orleans deponieren, eine Pflanzung am Red-River kaufen, in einem Bankkrach sein Vermögen verlieren, doch mit dem geretteten Reste ein (offenbar kurzlebiges) Baumwollengeschäft zu Alexandria eröffnen und schließlich seiner geschädigten Gesundheit wegen den Ozean kreuzen[3]) und — wohl aus Verzweiflung — zur Feder greifen. Nun fällt aber die buntscheckige Reihe der aufgezählten Erlebnisse nach Hartmann, auf den sich Faust in einer älteren Abhandlung[4]) beruft, laut des von mir zitierten Artikels in die Zeit vor Sealsfields Eintritt in den „Courrier" und nicht in die unmittelbar auf seinen Austritt folgende. Dafür sprechen übrigens auch alle inneren Gründe.

Hartmanns Angaben ermöglichen auch eine nähere Feststellung von Sealsfields Redaktionstermin, freilich nur für diejenigen, die der persönlichen Glaubwürdigkeit des Dichters nicht so skeptisch gegenüberstehen wie ich. Denn dort heißt es: „Sealsfields begann seine Lauf-

---

[1]) 1864, Nr. 4. S. 53—55: „Der deutsch-amerikanische Romantiker."

[2]) S. 5, 7, 10; aber auch schon in dem 1863 veröffentlichten 2. Band seiner „Silhouetten und Reliquien".

[3]) Und zwar im Jahre 1831. Die Ungenauigkeit dieser Behauptung geht hervor aus Sealsfields Schreiben an Cotta (Faust S. 215) mit dem Zusatz von der Hand des Empfängers: den 11. Januar 1831 angekommen.

[4]) Charles Sealsfield, Material for a Biography etc. (Dissertation.) Baltimore 1892. S. 16. Faust zitiert allerdings nicht den obigen, sondern einen späteren Aufsatz Hartmanns, Gartenlaube 1865. (Also wohl: „Ein aufgeklärtes Literaturgeheimnis," S. 94.)

Charles Sealsfield und der „Courrier des États-Unis".

Von Otto Heller in St. Louis.

In den Darstellungen von Sealsfield-Postls Lebenslauf bildet ein ständiges Kapitel die Amtswaltung des Dichters als Redakteur einer sehr verbreiteten politischen Zeitung. Kein Wunder auch, daß in dem unsicheren Fahrwasser, auf welchem die Geschichte dieses seltsamen Lebens dahintreibt, die Biographen sich herzhaft an eine der wenigen greifbar scheinenden Tatsachen anklammern. In der New-Yorker Redaktionsstube fußt „der große Unbekannte" — wohl das einzige Mal in der ganzen Dauer seines Daseins — auf dem konkreten Boden einer einflußreichen bürgerlichen Stellung; nur hier müßte auch die Erklärung zu finden sein für seine angeblichen geheimen Beziehungen zu gewissen bewegenden Kräften der englischen und französischen Diplomatie.

Bei Faust[1]) lesen wir: „Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten (aus Mexiko) 1829 wurde er durch einflußreiche Freunde zum Redakteur des „Courrier des États-Unis" in New-York, des Organs der französisch sprechenden Bevölkerung von Amerika, ernannt. Besitzer der Zeitung wurde bald Joseph Bonaparte, Exkönig von Spanien und Bruder Napoleons I., welcher ein nützliches Werkzeug in den Händen der Bonapartisten daraus machen wollte. Der Graf von Survilliers, wie sich Joseph Bonaparte im Exil nannte," etc. . . . Der obigen Mitteilung liegen offenbar K. M. Kertbenys halb apokryphische „Erinnerungen an Charles Sealsfield"[2]) und des Dichters Briefe an den Verleger Cotta[3]) zugrunde. Die Nachricht an den letzteren, „. . . daß ich mich seit 3 Monaten als Redakteur mit dem „Courrier des États-Unis" verbunden habe, ein Journal das zweymal die Woche erscheint und dessen Circulation sich über ganz Amerika erstreckt," ist leider undatiert, folglich unverwendbar zur Ermittelung des terminus a quo der fraglichen Verbindung. Ihr tritt sachlich ergänzend die von Kertbeny[4]) berichtete eigene Erzählung Sealsfields über sein Verhältnis zu Joseph Bonaparte und die freundschaftliche Auflösung dieses Verhältnisses zur Seite.

---

[1]) Charles Sealsfield, der Dichter beider Hemisphären. Weimar 1897. S. 74.

[2]) Brüssel und Leipzig 1864.

[3]) Zuerst abgedruckt bei V. Hamburger, Sealsfield-Postl, 1879. S. 57—98; der hier zitierte Brief steht S. 96. — Faust, a. a. O. S. 214.

[4]) S. 31. Faust S. 75 f.

Nach Abbruch seiner Arbeit am „Courrier" begab sich Sealsfield auf dringenden ärztlichen Rat und mit Empfehlungen und Aufträgen Joseph Bonapartes nach Europa, und zwar zunächst nach London. So berichtet wenigstens Kertbeny in Übereinstimmung mit Alfred Hartmann, der kurz vor dem Erscheinen der „Erinnerungen," aber noch bei Lebzeiten des Dichters, in der „Gartenlaube" mit einem biographischen Aufsatz[1]) über ihn vorangegangen war. Ich kann nach Sichtung des mir zugänglichen reichen Materials zu keinem anderen Schlusse kommen als dem: auf den erwähnten Artikel Hartmanns (von dem Kertbeny selbst bekennt,[2]) daß er dem großen Unbekannten noch viel näher stand als Kertbeny selbst) gehen die frühesten Nachrichten über Sealsfields Schicksale — auch die irrtümlichen — insgesamt zurück. Wiewohl sich Hartmann nicht ausdrücklich auf den Dichter beruft, so war dieser dennoch zweifelsohne sein Gewährsmann.

Um so unerklärlicher ist es, daß Faust bei der Schilderung der in Frage stehenden Epoche ohne Angabe irgendwelcher Gründe von seinen Vorgängern bis zu dem Grade abweicht, daß die beiden Hauptetappen jenes bewegten Lebensabschnittes geradezu umgestellt werden. Er läßt nämlich seinen Helden von New-York, statt direkt nach England, erst nach Louisiana reisen, „all sein Geld" in New-Orleans deponieren, eine Pflanzung am Red-River kaufen, in einem Bankkrach sein Vermögen verlieren, doch mit dem geretteten Reste ein (offenbar kurzlebiges) Baumwollengeschäft zu Alexandria eröffnen und schließlich seiner geschädigten Gesundheit wegen den Ozean kreuzen[3]) und — wohl aus Verzweiflung — zur Feder greifen. Nun fällt aber die buntscheckige Reihe der aufgezählten Erlebnisse nach Hartmann, auf den sich Faust in einer älteren Abhandlung[4]) beruft, laut des von mir zitierten Artikels in die Zeit vor Sealsfields Eintritt in den „Courrier" und nicht in die unmittelbar auf seinen Austritt folgende. Dafür sprechen übrigens auch alle inneren Gründe.

Hartmanns Angaben ermöglichen auch eine nähere Feststellung von Sealsfields Redaktionstermin, freilich nur für diejenigen, die der persönlichen Glaubwürdigkeit des Dichters nicht so skeptisch gegenüberstehen wie ich. Denn dort heißt es: „Sealsfields begann seine Lauf-

---

[1]) 1864, Nr. 4. S. 53—55: „Der deutsch-amerikanische Romantiker."

[2]) S. 5, 7, 10; aber auch schon in dem 1863 veröffentlichten 2. Band seiner „Silhouetten und Reliquien".

[3]) Und zwar im Jahre 1831. Die Ungenauigkeit dieser Behauptung geht hervor aus Sealsfields Schreiben an Cotta (Faust S. 215) mit dem Zusatz von der Hand des Empfängers: den 11. Januar 1831 angekommen.

[4]) Charles Sealsfield, Material for a Biography etc. (Dissertation.) Baltimore 1892. S. 16. Faust zitiert allerdings nicht den obigen, sondern einen späteren Aufsatz Hartmanns, Gartenlaube 1865. (Also wohl: „Ein aufgeklärtes Literaturgeheimnis," S. 94.)

bahn am „Courrier des Etats-Unis" gerade während der Presidential Campaign — eine stürmische Epoche. Nach Monaten der Aufregung, angestrengter, aufregender Arbeit und unablässigen Federkampfes[1]) unternahm er zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit eine Erholungsreise nach Europa." Diese Darstellung darf, man mag von der Vertrauenswürdigkeit der Urquelle denken wie man wolle, schlechterdings nicht unberücksichtigt bleiben, weil sie besser beglaubigt ist als alle übrigen um dieselbe Zeit gedruckten Nachrichten. Nun fällt die Wahlkampagne für das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten nur auf Jahre von gerader Zahl: somit stünde 1829 für uns außer Frage. Da ferner die Kampagne erst im Sommer ihren eigentlichen Anlauf nimmt (die Wahl findet Anfang November statt), und Sealsfield, wie sich aus dem Cottaschen Zusatz zu dem früher angeführten Briefe ergibt, spätestens Mitte Dezember 1830 seine Stelle am „Courrier" niedergelegt haben muß, so hätte es sich bei der Ausübung seiner Tätigkeit als Schriftleiter in der Tat nur um wenige Monate handeln können. Auf sonstige Widersprüche in den biographischen Notizen des als Sealsfieldforscher in anderer Richtung sehr verdienten Faust gehe ich an dieser Stelle nicht ein.

Auf die Früchte von Sealsfields publizistischer Betätigung war meines Wissens bisher noch nicht gefahndet worden. Und doch knüpfte sich voraussichtlich an diese verlockende Aufgabe einerseits die Hoffnung auf eine Fülle von erstgestaltigem novellistischen Material, anderseits ein psychologisches Interesse. Galt es doch, den freiheitsbegeisterten Republikaner und „Bürger der Vereinigten Staaten" in der Rolle eines offiziösen Parteigängers der Bonapartes zu beobachten, in einer Rolle also, die der Tendenz aller bis dahin bekannten Schriften Sealsfields fast diametral zuwiderlief.

Mein Wunsch, von Sealsfield als französischem Publizisten ein klares Bild zu erlangen, wurde durch das freundliche Entgegenkommen des gegenwärtigen „Managers" des „Courrier des Etats-Unis", Herrn A. F. Bouvet, im vergangenen Sommer erfüllt, indem mir während eines längeren Aufenthalts in New-York die Gelegenheit geboten wurde, mich unmittelbar aus den Bänden der noch heute als Tageblatt florierenden Zeitung zu orientieren. Eine vollständige Reihe der alten Jahrgänge ist zwar, soweit ich habe ermitteln können, nirgends vorhanden, jedoch finden sich glücklicherweise die in Betracht kommenden Bände im Hausbesitz des „Courrier", sowie in mehreren öffentlichen Bibliotheken Nord-Amerikas. Bei dem unzuverlässigen Stande der Biographie sah ich mich, trotzdem ich von der Unrichtigkeit der Faustschen Chronologie überzeugt bin, dennoch bemüßigt, auch

[1]) Von alledem ist in den Spalten des „Courrier" sehr wenig zu bemerken.

die dem Jahre 1829 angehörigen Nummern des „Courrier" in das Gebiet der Untersuchung einzuschließen. Für die genaue Bestimmung der beiden Zeitpunkte von Eintritt und Austritt kommen uns keine äußerlichen Indizien zu Hilfe, etwa eine Anmeldung (beziehungsweise Abmeldung) beim Publikum oder eine Programmserklärung im Blatte selbst. Auch sind die Namen Sealsfield und Postl der Haustradition des „Courrier" vollkommen fremd; noch dazu wurden die etwaigen archivalischen Belege vor mehreren Jahren bei einer Feuersbrunst zerstört. Zur Eruierung von Sealsfields Anteil am „Courrier" bleiben uns somit nur problematische Mittel. Da die möglicherweise auf Charles Sealsfield[1]) zu deutende Signatur C. S. ein einziges Mal begegnet,[2]) so bleibt nichts übrig als unter vornehmlicher Berücksichtigung von Stoff und Stil ein eliminierendes Verfahren einzuschlagen.

Selbstverständlich richten wir bei dieser Prüfung unsere Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Leitartikel. Der als großes politisches Blatt gerühmte „Courrier" war in jenem Stadium seiner Laufbahn eine unbedeutende Halbwochenschrift, deren Inhalt sich wesentlich aus Feuilletons und belletristischen Beiträgen — zum großen Teil anderen Journalen entnommen — und den unerläßlichsten politischen Nachrichten zusammensetzte. Leitartikel beginnen erst um die Mitte des Jahres 1829 gelegentlich zu erscheinen; gegen Ende des Jahres treten sie in größerer Zahl und schärferer Tonart auf; im Frühjahr 1830 werden sie zu einer ständigen Rubrik. Meines Erachtens können diese Artikel auf keinen Fall für Sealsfield in Anspruch genommen werden. Denn erstens sind sie in einem nicht bloß grammatikalisch, sondern auch idiomatisch einwandfreien Französisch abgefaßt. Hätte Sealsfield über solche für einen Ausländer selbst in vieljähriger Übung schwer zu erlangenden französischen Sprachkenntnisse drei Jahre zuvor verfügt, so hätte er gewiß in dieser Sprache an Metternich geschrieben und mit Baron Neumann verhandelt, statt sich durch sein mangelhaftes Englisch zu verraten.[3]) Sein jüngerer Bruder Joseph zwar stellte unserem Dichter ein glänzendes Zeugnis ob seiner früh erworbenen Sprachenkenntnisse aus,[4]) doch steht seiner mehr wohlwollenden als

[1]) Dieses Namens hatte sich Postl zum ersten Male in der Unterredung mit dem Freiherrn von Neumann am 29. August 1826 bedient. Siehe Gustav Winter, „Einiges Neue über Charles Sealsfield" in den „Beiträgen zur Neueren Geschichte Österreichs", Mai 1907, S. 10, Anmerkung.

[2]) Am 18. April 1829 unter einer belanglosen Buchanzeige (D'Hereau's „Napoléon à Sainte-Helène"). Unter einer gleich unwichtigen Opernkritik steht am 16. Januar 1830 ein bloßes S.

[3]) G. Winter, a. a. O.

[4]) Karl Werner, „Zur Erinnerung an Charles Sealsfield." Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895, Beilage-Nr. 17.

maßgeblichen Meinung die außerordentlich umfangreiche Liste von englischen, spanischen, französischen, selbst deutschen Sprachfehlern überwältigend gegenüber. Wo hätte Sealsfield seit 1826 sich im Gebrauche des Französischen so überraschend vervollkommnen sollen? Schwerlich bei den Kreolen in Louisiana während seines dortigen vorübergehenden Aufenthaltes! Liegt nicht die Annahme viel näher, daß der auch von Faust (S. 75) als Mitredakteur genannte Felix Lacoste, der zugleich Privatsekretär des Grafen Survilliers war, die von seinem exkönglichen Herrn empfangenen Inspirationen selber den Lesern des „Courrier" verdolmetschte, statt sie seinerseits erst noch einem zweiten Sprachrohr einzublasen? Seinem politischen Tatendrang boten ja die sonstigen Ressorts der Zeitung keinen Spielraum. Schließlich noch eins. Eine stilistische Diskrepanz, wie sie zwischen den Leitartikeln von 1830 und denen von 1831 bestehen müßte, wäre Sealsfield der Verfasser der ersteren gewesen, ist beim besten Willen nicht zu entdecken.

Viel weniger unwahrscheinlich wäre es schon, in Sealsfield den literarischen Referenten des „Courrier" zu suchen. Es muß in der Tat auffallen, einen wie großen Beitrag gerade die deutsche Literatur zu den Bücher- und Autorenbesprechungen des Blattes liefert. Diese sind zum Teil sehr ausführlich, beispielsweise die Abhandlung über Beers „Struensee"[1]) mit Übertragung von sechs ganzen Auftritten (aus Akt I und III) und verbindender Inhaltsangabe; oder die Übersetzung von Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre".[2]) Am häufigsten ist von E. T. A. Hoffmann[3]) die Rede. Unter dem Datum des 6. Februar 1830 lesen wir eine beachtenswerte Rezension der „Contes Fantastiques, traduits par M. Loève-Veimars" mit einer Reihe höchst zutreffender Bemerkungen über die Behandlung des Übernatürlichen bei Hoffmann. Zwei musikalische Aufsätze von Hoffmann enthalten die Nummern vom 27. Januar und 6. Februar 1830. Doch der Stempel der Sealsfieldschen Eigenart fehlt meines Erachtens all den genannten Stücken. Ebensowenig vermag ich in dem Aufsatz über Theodor Körner[4]) eine Spur von Sealsfields charakteristischer Schreibweise zu entdecken. Die einzigen Beiträge des Jahres 1830, welche kraft ihres Stils und ihrer Tendenz einigermaßen an Sealsfield erinnern,[5]) sind die beiden Abschnitte der Abhandlung „De L'État de la Littérature

---

[1]) Nr. vom 18. April 1829.

[2]) Nrn. vom 17., 24. und 31. Oktober 1829.

[3]) Der Name ist mehrfach verdruckt.

[4]) 20. März 1830. „Galerie des Poètes Allemands de Nos Jours." No. I. (Ier Article. Die Chiffre: Mo. (?) Le Globe deutet auf Nachdruck. Eine Fortsetzung erschien nicht.)

[5]) Hinsichtlich der letzteren namentlich an die eingestreuten Bemerkungen in den Romanen und Vorreden.

Allemande".[1]) In der Einleitung wird auf den enormen Abstand zwischen den Gebildeten und der Masse des deutschen Volkes hingewiesen. Hieraus erkläre sich zwar die Reihe glänzender Gestalten, die in der letzten Zeit in Deutschland aufgetaucht. „Mais aussi le nombre des écrivains ou médiocres ou mauvais a augmenté d'une manière sans comparaison plus rapide encore." Dafür sei an erster Stelle die unterdrückte Redefreiheit schuld. „En Allemagne il nous (der Referent geriert sich als ein Deutscher) est à peu près permis d'écrire de tout excepté de ce qui nous touche de plus près. Toutes les questions d'intérêt public, d'intérêt local et du moment, sont fermées à la discussion," etc. Am beklagenswertesten erscheint dem Verfasser die aus solchen Zuständen entspringende Effeminierung der Literatur. „Le plus funestes sont ceux qui traitent tout avec une insipidité sentimentale et niaise, ou tout au plus avec une imagination dépourvue de toute vérité et de toute tendance morale et qui développent les mêmes qualités ou le même manque de qualités, la même nullité, la même lâcheté chez le public." Dafür gedeihe der Buchhandel über alle Maßen. Der Verleger trage Sorge für die Aufrechterhaltung eines Zustandes, bei welchem er seinen Vorteil finde. Der allerschlimmste unter all den „accapareurs de talents" sei Cotta.[2]) Menzel wird gelobt; nur sei er für seinen verantwortlichen Posten (als Redakteur des Literaturblattes) noch zu jung. Hauff und Heine werden gewürdigt. Aber trotz „Liechtenstein" stehe es am traurigsten um den historischen Roman. Kein deutscher Schriftsteller sei auch entfernt mit Scott zu vergleichen. Die deutschen Romanschreiber haben gar keine Idee von ihrem wirklichen Berufe. „Ils croient qu'il suffit de connaître superficiellement l'histoire de l'époque et des personnages que l'on veut introduire, d'avoir tout au plus lu quelques mémoires du tems, feuilleté quelque chronique." Am vielversprechendsten unter den mitlebenden deutschen Romanciers dünkt den Anonymus Tieck — nach diesem seien noch Spindler und Willibald Alexis zu nennen.

Allein selbst gegen den Sealsfieldschen Ursprung dieses einen Artikels erheben sich Bedenken; zumal das Urteil über Grillparzer, der hier nichts weiter ist als der Mitbegründer der Schicksalstragödie,[3]) und die verballhornten deutschen Namen und Titel bereiten dem Glauben an seine Autorschaft Schwierigkeiten.

---

[1]) 10. April und 1. Mai.

[2]) Mit ihm glaubte auch Sealsfield bittere Erfahrungen gemacht zu haben. (Siehe die Briefe.)

[3]) Während seiner in „Austria as It is", S. 208 in seichten, doch gerechteren Worten gedacht wird.

Noch sei erwähnt, daß vom September an, also kurz nach dem Sturze der Bourbonenherrschaft, die literarischen Interessen vor den politischen fast ganz verschwinden. Der „Courrier" lebte in jenen Tagen der phantastischen Hoffnung, der Herzog von Reichstadt werde mit Beihilfe Lafayettes (!) den Sieg sowohl über die Republikaner als auch über die Orléanisten davontragen. Der „Courrier" hatte also während seiner bonapartistischen Lehrzeit wenig gelernt und viel vergessen.

Das Ergebnis meiner Nachforschung dürfte in einem wesentlichen Punkte berichtigend auf die Lebensdarstellung eines bedeutenden Schriftstellers einwirken, freilich nicht ohne an Stelle einer falschen Überlieferung in dem rätselvollen Schicksalsgang des merkwürdigen Mannes ein neues Fragezeichen aufzustellen.

Die Balladentechnik Annettens von Droste-Hülshoff.

Von Lothar Boehme in Leipzig.[1])

Die Balladen Annettens von Droste-Hülshoff entstanden in der langen Blütezeit der Balladendichtung, die in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts von Herder theoretisch angeregt und von Bürger 1773 mit der Lenore durch eine dichterische Tat eingeleitet worden war. Was Herder an jenen alten Liedern begeisterte, für die er Verständnis zu wecken suchte, war einmal ihr ausgesprochen nationales und volkstümliches Wesen, dann aber vor allem das Dramatisch-Lebendige und Kräftige, das Sprunghafte im Gedankengang, wohl auch die düstere Stimmung, die über dem Ganzen lag, und die Erhaltung alten Volksglaubens. „Alle Gesänge solcher wilden Völker," sagt er unter anderm in dem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker, „weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Teilvorfälle!

[1]) Diese Abhandlung wurde bereits vor zwei Jahren vom Euphorion in derselben Form angenommen, konnte aber aus verschiedenen Gründen noch nicht zum Abdruck gelangen. Unterdessen ist eine gute Untersuchung ähnlichen Inhalts erschienen: Lucas, Zur Balladentechnik der Annette von Droste-Hülshoff. Münster 1906. Lucas ist im wesentlichen zu denselben Ergebnissen gelangt; allerdings habe ich den Grundcharakter der Balladen entschiedener betonen zu müssen geglaubt.

Und alle hat das Auge gesehen! Die Seele stellt sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! —"

Die langdauernde und reiche Balladenproduktion aber, die diesen Anregungen folgte, hatte wohl noch mehr in einer anderen Eigentümlichkeit der Ballade ihren Grund: das war in der Menge der poetischen Elemente, die in ihr lagen. Sie hatte eigentlich von jeder Dichtgattung etwas herübergenommen. Dramatisches, Episches, Lyrisches war in ihr vereinigt, wenn auch das lyrische Element sehr zurücktrat. Alle jene vorhin genannten Eigenschaften ferner konnten in vielfältiger Abstufung von Stärke und Zahl angebracht werden.

Eine weitere Folge dieses reichen Inhalts war, daß eine eigentliche Entwicklung der Ballade im gewöhnlichen Sinne nicht stattfand; sondern je nach der Anschauungsform — nach der sich dann die Technik richtete — in der dem Dichter ein Stoff sich darstellte, wurde bald die eine, bald die andere Seite mehr herausgearbeitet, oder auch alle Elemente gleichmäßig verwendet.

Bürger[1]) vereinigte dramatische Lebendigkeit und Gliederung mit epischen und selbst lyrischen Elementen, seine Stoffe sind voll von düster-geheimnisvollem Stimmungsgehalt und Volkstümlichkeit. Schiller holt fast ausschließlich den dramatischen Gehalt heraus. Seine Balladen sind förmlich kleine Dramen mit regelrechtem Aufbau, mit dramatischer Steigerung, mit effektvollen Massenszenen,[2]) mit dem Schillerschen Zug des starken Hervortretens einer Grundidee. Er verleugnet sogar den Theaterdichter nicht, wenn er z. B. im Kampf mit dem Drachen die Erzählung des Kampfes an Stelle der direkten Darstellung treten läßt, die auf der Bühne natürlich nicht möglich gewesen wäre. Goethe dagegen dichtet anfangs mehr kleinere stimmungsvolle Szenen. Der Mensch ist bei ihm nicht so sehr energisch Handelnder, als der den Stimmungen der Natur sich Hingebende. Das Geheimnisvolle, Gespenstische oder Symbolische klingt in seinen Balladen fast durchweg als Grundton; das ist das eigentlich Wirkende. In den späteren Balladen[3]) zeigt sich allerdings auch der Einfluß Schillers. Uhland bevorzugt wie Schiller historische Stoffe; aber bei ihm fehlt, abgesehen von Des Sängers Fluch, die dramatische Zuspitzung. Das Episch-Erzählende ist bei ihm stärker vertreten, ein ruhigerer Ton liegt über seinen Balladen. Die Romantiker endlich bevorzugten bei weitem die gespensterhaften Stoffe. In ihrer Technik erstrebten sie das Volksliedmäßige; das Dunkel-Abgerissene in Gedanken und Stil; dramatischer Aufbau wie bei Schiller fehlt bei ihnen im wesentlichen.

---

[1]) Vgl. Lenore; Der wilde Jäger; Das Lied vom braven Mann.
[2]) Der Kampf mit dem Drachen; Bürgschaft.
[3]) Vgl. Der Gott und die Bajadere.

Was uns zu diesen Ausführungen bewog, bevor wir an das eigentliche Thema gehen, war einmal, das Wesen der Ballade kurz zu charakterisieren, ferner, einen kurzen Überblick über die Balladendichtung zu geben, die Annette vorfand; dann aber auch, um an Dichtern, deren Wesen als bekannt vorausgesetzt werden durfte, zu zeigen, daß die Behandlung eines Stoffes, die sogenannte Technik aufs deutlichste aus der dem Dichter eigentümlichen Anschauungsweise hervorwächst und nicht erdacht, von außen an den Stoff herangebracht ist. Es ist das nicht die Technik, die ein Dramatiker anwendet, um sein Drama bühnengerecht zu machen, die er z. B. anwendet, um das Leerbleiben der Bühne für längere Zeit zu verhindern. Sie ist vielmehr zum Teil identisch mit der sogenannten inneren Form eines Gedichtes; auf keinen Fall braucht sie bewußtverstandesmäßig angewendet zu sein. Daneben wird allerdings jene bewußte Technik, die durch äußere Umstände erzwungen wird, ebenfalls berücksichtigt werden müssen, wenn z. B. ein Gedicht für einen besonderen Zweck geschrieben worden ist.

Annette von Droste fand also ein reich angebautes Feld in der Balladendichtung vor; nach Stoff und Technik fast jede Eigentümlichkeit ausgebaut; aber doch meist so, daß jeder Dichter diesen oder jenen Stoff bevorzugte, die eine oder die andere technische Behandlung angewendet hatte. In Annettens Balladen nun finden wir, was den Stoff angeht, jene zwei Hauptarten, die historischen und gespensterhaften vereinigt, aber doch auch in dem Sinne, daß wir zwei getrennte Gruppen unterscheiden müssen: eben die geschichtlichen und die Gespensterballaden.

Zu den geschichtlichen Balladen gehören: Der Graf von Thal, Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln, Die Stiftung Cappenbergs, Die Vendetta, Der Geierpfiff, Die Vergeltung, Kurt von Spiegel, Die Schwestern, Der Barmekiden Untergang, Bajazet. In Verbindung mit ihnen wird auch „Der Venuswagen" (Annette selbst nannte das Gedicht auch „Die Gräfin") zu betrachten sein. Das Gedicht sollte nicht veröffentlicht werden und ist erst nach ihrem Tode von Kreiten unter die „Fragmente" aufgenommen worden.

Die Gespensterballaden sind: Das Fegefeuer des westphälischen Adels, Der Fundator, Vorgeschichte, Der Graue, Das Fräulein von Rodenschild, Meister Gerhard von Köln, Der Mutter Wiederkehr, der Schloßelf. Ein Jugendwerk gehört noch hierher, das Annette ebenfalls nicht in die Sammlung ihrer Gedichte mit aufnahm: das Fragment „Edgar und Edda", aus dem Jahre 1810.

Warum wir die größeren epischen Gedichte, wie Des Arztes Vermächtniß; den Spiritus familiaris des Roßtäuschers oder ein Gedicht, wie Die beschränkte Frau gar nicht oder nur gelegentlich

heranziehen, wird sich von selbst aus der folgenden Darstellung ergeben. Diese Gedichte haben zwar gewisse Eigentümlichkeiten mit den Balladen gemein; im ganzen aber heben sich diese zu einer so festgeschlossenen Gruppe heraus, daß wir nur die Gedichte, die von Annette selbst „Balladen" genannt worden sind, behandeln werden. — Annettens ganze Produktion zeigt uns ein entschiedenes Hervortreten des epischen Elements; episch insofern, als sie mehr die äußere, die objektive Welt dichterisch zu bewältigen sucht, als ihr subjektives Innenleben unverhüllt darzustellen. Sie ist sowohl nach der Bedeutung und Zahl ihrer epischen Gedichte, als nach dem Urteil eines ihrer vertrautesten Freunde Levin Schückings[1]) keine lyrische Natur. „In lyrischen Gedichten sich zu ergehen drängte es sie nicht," sagt Schücking, „ihre Natur war nicht subjektiv, nicht ichlebig genug, um sich lyrisch aussprechen zu müssen." Im Epischen, in diesem weiteren Sinne genommen, finden wir bei ihr wieder eine starke Neigung, kurze, energisch konzentrierte, gegenwärtige Situationen darzustellen. Die Judenbuche, die vorhin genannten größeren epischen Gedichte, die Heidebilder, alle zeigen diesen Zug. Ja selbst ihre mehr lyrischen Gedichte[2]) neigen dazu. Derselbe Zug geht nun auch durch die Balladen. Ja, wir können das gleich hier als Hauptcharakteristikum ihrer Balladenbehandlung feststellen: Das Streben, den Stoff in zeitlich kurzen, gegenwärtigen Situationen darzustellen, den Eindruck hervorzurufen, als sähen wir die Handlung wie auf einer Bühne gegenwärtig dargestellt, ja zum Teil, als erlebten wir sie selbst. Dieses Bestreben finden wir bei beiden Gruppen wieder; es ist nach unserer Ansicht der Kernpunkt, aus dem alle wesentlichen Züge ihrer Technik hervorgehen, die wir im folgenden aufzuweisen suchen. Um ein einheitlicheres Bild zu erhalten, behandeln wir die beiden Gruppen getrennt und stellen die geschichtlichen Balladen voran.

Die Fabel in der Ballade „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln" ist folgende: Der Graf von Isenburg ist vom Erzbischof Engelbert in seiner Familienehre gekränkt worden; der Erzbischof hat des Isenburgers Schwager, dem Bruder der Gräfin, einen Teil seines Eigentums vorenthalten; außerdem hat er die Freiheit des Isenburgers selbst eingeschränkt und ihn wegen irgend einer Ursache zu einer Kirchenbuße verurteilt. Alles das, besonders aber die seinem Weibe durch die Kränkung ihrer Verwandten indirekt angetane Schmach reizt ihn dazu, sich zu rächen. Er beschließt, den Erzbischof zu überfallen und vielleicht zu töten. Auf dem Wege zur Tat kommt es doch wie Unentschlossenheit und Bangen über ihn; aber einer seiner Ritter, Rinkerad,

---

[1]) Vgl. die gegenteilige Meinung Rich. M. Meyers. (Deutsche Charaktere.)
[2]) Vgl. z. B. Gruß an Wilhelm Junkmann. (Gedichte vermischten Inhalts.)

überredet ihn wieder. Der ahnungslose Erzbischof kommt geritten, wird überfallen und nach heftigem Kampfe getötet. Der größere Teil seiner Begleitung kommt erst, nachdem der Kampf beendet und der Isenburger längst entflohen ist. Aber es gelingt der Partei des Erzbischofs später, seiner habhaft zu werden; der Prozeß wird ihm gemacht und er zum Tode durchs Rad verurteilt; seine Burg wird gebrochen.

Aus dem ganzen langen Verlaufe dieses Konfliktes hebt Annette nur drei zeitlich kurze Situationen heraus, die gleichsam von selbst zu einer gegenwärtigen Darstellung drängen: Der Zug des Isenburgers taucht aus dem Nebel auf; sie springen von den Rossen, und eine kurze Unterredung folgt zwischen dem offenbar noch unschlüssigen Grafen und einem seiner Ritter, aus der wir Grund und Zweck des Rittes erfahren.

Dann kommt eine neue, sachlich und zeitlich von der vorhergehenden getrennte Situation: Der Erzbischof kommt geritten. Er wird überfallen und nach kurzem Kampfe getötet.

Zuletzt stehen wir an der Richtstätte, wo der Isenburger auf dem Rade schmachtet; daneben kniet sein Weib und scheucht die Raben von dem Leichnam.

Die Situationen sind beidemal sachlich und zeitlich getrennt; das Zwischenliegende ist durch unsere Phantasie auszufüllen. Besonders groß ist hier sowohl der Zeitraum, als der Umfang der Geschehnisse, die zwischen den zwei letzten Situationen liegen: Der Eindruck, den der Tod des mächtigen Bischofs machen mußte; die Gefangennahme des Isenburgers; das Gericht, das über ihn gehalten worden ist und seine Hinrichtung durchs Rad: alles hat unsere Phantasie nachträglich zu ergänzen, denn nur kurz andeutend wird im Schluß (Strophe 21) auf seine Hinrichtung angespielt. Im wesentlichen gibt er nur die Situation des Toten auf dem Rade, neben ihm sein kniendes Weib, wieder.

Als zweites Beispiel wählen wir die „Schwestern". Es handelt sich hier um das Schicksal von zwei verwaisten Mädchen. Von der sterbenden Mutter ist die jüngere Schwester Helene der älteren, Gertrud, anvertraut worden. Einst wird Helene in die nahe Großstadt geschickt; sie kommt nicht wieder. Vergeblich wartet Gertrud und sucht nach ihr. Helene ist verführt worden und der Prostitution verfallen; nach langen Jahren der Schande ertränkt sie sich im Meer. Der ans Land gespülte Leichnam wird von Gertrud gefunden. Das macht sie irrsinnig. Nach langer Zeit der Umnachtung springt auch sie ins Meer und ertrinkt. Ihre Leiche wird im Walde verscharrt.

Durch viele Jahre hindurch zieht sich hier die Handlung; jahrelang sucht die Ältere nach der Verlorenen, ohne sie zu finden. Das

Schicksal der Beiden vollzieht sich langsam. So lag hier eine besondere Schwierigkeit vor, in einer Darstellung in kurzen dramatischen Situationen doch zugleich das ganze langsam sich entwickelnde Schicksal gleichsam zu konzentrieren, so daß die Linien, die zu den Höhepunkten hinführen, klar erkannt werden können. Aber auch hier wählt sie jene situationsmäßige Darstellung.

Wie Gertrud angstvoll auf dem Waldweg hin- und herläuft, auf dem die Schwester zurückkommen muß, ist die erste Situation. Eine neue zeitlich und sachlich mit der vorigen nicht zusammenhängende folgt. Gertrud steht im Gewühl der Großstadt. Eine elegante Equipage streift sie, sie glaubt, durchs Fenster im Innern ein wohlbekanntes Gesicht zu erblicken und eilt ihr nach. Aber sie sieht nur noch eine Gestalt in reicher Kleidung durchs Portal eines eleganten Hauses verschwinden.

Die Darstellung nähert sich hier fast der zeitlichen Ausdehnung des Vorganges selbst. Es sind eigentlich nur Momente, die hier blitzartig auftauchen; aber sie beleuchten den ganzen dunklen Abgrund, der dahinter liegt. Die Dichterin zwingt unsere Phantasie, zwischen dem gegenwärtigen Moment und der Vergangenheit zu ergänzen.

Zwischen der zweiten und dritten Situation liegt ein Zeitraum von zehn Jahren. Die Dichterin deutet das kurz in der ersten Strophe von III. an, ohne doch über die Geschehnisse dieser langen Zeit etwa erzählend etwas mitzuteilen. Gertrud kommt ans Meeresgestade, um Honig an den Kapitän eines Schiffes zu verkaufen. Eine Leiche ist ans Land gespült worden. Sie kommt hinzu und erkennt in der Toten die Schwester. Da stößt sie einen wahnsinnigen Schrei aus und bricht zusammen.

In der vierten Szene endlich tritt der Erzähler selbst auf. Er hat im Walde im Anschlag auf ein Reh an der Grabstätte Gertruds gestanden und sein Bursche hat ihm vom Ende der Unglücklichen erzählt. In diesem vierten Teil ist zwar die Handlung selbst nicht gegenwärtig dargestellt; aber auch hier vermeidet die Dichterin doch die einfache epische Erzählung. Es ist auch hier eine kurze lebendige Situation, die uns vor Augen gebracht wird.

In allen Balladen finden wir diesen Grundzug wieder: Zeitlich kurze, konzentrierte Situationen, die sie aber dann auch ganz erschöpft und so dem wirklichen zeitlichen Verlauf nähert. Er steigert sich im Bajazet sogar zur rein monologischen Form der Darstellung, wo wir nach kurzer, unumgänglich notwendiger Exposition, die aber auch gleichsam aus der Seele eines Miterlebenden gesprochen und insofern auch gegenwärtig dargestellt ist, die verzweifelten Klagerufe und den Fluch des reichen Bajazet vernehmen und aus diesen kurzen verzweifelten Worten ohne jede epische Einfügung das Schicksal des

Unglücklichen erfahren, der von seinem Diener Hassan, dem er vertraute und den er reichlich beschenkt hat, in der Nacht seines Geldes und der Kamele beraubt worden ist und nun hilflos und verschmachtend in der endlosen Wüste irrt.

Eine ähnliche Technik hat Annette auch schon im Venuswagen angewandt; nur daß sie hier nicht so wirksam ist, weil die Handlung in einer fortlaufenden Situation, aber auch zeitlich kurz und gedrängt dargestellt ist.

Nur im Grafen von Thal, neben oder nach dem Venuswagen die älteste Ballade,[1]) wählt sie einmal die rein epische Erzählung.

Die Gräfin hat zufällig, ihren Gatten erwartend, ihn belauscht, wie er mit seinen Gesellen einen Racheplan gegen ihren Oheim berät. Sie verrät sich durch einen Schrei. Ihr Gatte zwingt sie zu dem Schwur, nichts zu verraten, weder durch Tat noch Wort, noch auch durch Zeichen von Erregung oder Kummer. Die Gräfin sucht später doch den Gatten durch Anspielungen, durch ein Lied, zum Verzicht auf seine Rache zu bewegen. Es ist vergebens. Da warnt sie den Ohm; der Anschlag ihres Gatten mißglückt. Aber die Angst vor dem heimkehrenden Gatten überwältigt die Gräfin, sie sinkt zusammen, stürzt vom Söller, wo sie nach dem Gatten ausgeschaut hatte, und verletzt sich tödlich.

Die Lauscherszene und die kurze Situation, als die Gräfin den Heimkehrenden erwartet, sind ebenfalls dramatisch gegenwärtig, in konzentrierter Kürze, fast in Momenten dargestellt. Wir sehen die Vorgänge, wie auf einer Bühne in raschem Verlauf sich abspielen. Aber der seelische Zustand der Gräfin nach dem Schwur ist rein episch, verhältnismäßig breit dargestellt; rein berichtend leitet die Dichterin zur zweiten Szene, dem Versuch der Gräfin, den Gatten umzustimmen, über. Gerade hierin aber weicht sie in den späteren Balladen ab. Denn ihre Darstellung seelischer Vorgänge besonders gehört zu einer Reihe technischer Mittel, die den Eindruck der Gegenwärtigkeit, der unmittelbaren Anschauung erwecken sollen.

Wir sahen schon bisher, daß Annette in der Darstellung zeitlich kurzer Situationen sich im ganzen dem wirklichen zeitlichen Verlauf zu nähern sucht. Sie wendet dieses Mittel auch im einzelnen an, und zwar durch eine Darstellung an sich geringfügiger und kurzer Vorgänge oder Erscheinungen, die dem Vorgang gleichsam Schritt auf Schritt folgt, jede Phase seines Verlaufes erfaßt und auch innerhalb einer mehr großzügig verlaufenden Handlung kleine Züge genau darstellt, die in Wirklichkeit nur aus unmittelbarer Nähe wahrgenommen werden könnten, die auch wahrscheinlich in der Erin-

[1]) Sie wurde bereits in die erste Gedichtsammlung von 1838 aufgenommen.

nerung eines Erzählers, der das Geschehene etwa als etwas Vergangenes darstellt, verschwunden sein würden, und erreicht damit den Eindruck unmittelbarer Gegenwart und Anschauung.

Wir sehen im Tode des Erzbischofs das langsame Auftauchen des Reiterzuges aus dem Nebel.

1. Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß
Und stemmend gen der Wellen Guß.
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

2. Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß schwingt sein nassen Flanken,
Und wieder eins und wieder zwei,
Bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken.

Wir sehen in derselben Ballade im Kampfe des Erzbischofs mit den Knechten des Isenburgers die „blutroten Rinnen tröpfeln, schleichen", die Blätter von den Eichen stäuben; nach dem Kampfe die Bluttropfen am Laube glänzen. Wir sehen im Kerker des Mönches Norbert, in der Stiftung Cappenbergs „das wimmelnde Tausendbein rennen", „die Salpeterflocken" am feuchten Stein; in der Vendetta den Korsen Geronimo das Messer aus der Scheide ziehen und an der Sohle wetzen:

Steht im Walde Geronimo
Und klirrend zieht aus der Scheide,
Er das Messer, so und so,
An der Sohle wetzt er die Schneide;

und sehen sein langsames Schleichen durchs Gebüsch:

Schau! wie Zweige an Zweige er streift
Kaum flüsternd die Blätter schwanken
Gleich der gleißenden Boa leicht
Hinquillt durch Gelaub und Ranken.

Das bläuliche Wölkchen der Zigarre schwelt an den Grund, wo die Schergen im knisternden Sande liegen. Man vergleiche damit z. B. die ähnliche Situation in Lenaus Drei Zigeunern:

Hielt der eine die Pfeif im Mund
Blickte nach seinem Rauche,

um die feine Detailmalerei Annettens im Gegensatz zu dieser dagegen allgemein und undeutlich anmutenden Darstellung Lenaus zu erkennen.

Ein anderes dieser technischen Mittel ist die überwiegende Anwendung des praesens historicum, bei der wir uns aber mit der Feststellung der Tatsache begnügen dürfen.

Viel wichtiger, weil innerlich eng mit dem Grundzug zusammenhängend, ist die Anwendung der indirekten Schilderung, wie wir sie nennen möchten. Schon wenn der Verlauf von Handlungen, von Vorgängen nur an einzelnen Höhepunkten dargestellt wird, so daß unsere Phantasie den Verlauf der Handlung bis dahin ergänzen muß, so ist das eigentlich schon keine direkte Darstellung der Vorgänge selbst mehr. Es sind einzelne, dramatisch wirksame, äußere Situationen, die von den darunter und dazwischen flutenden Motiven und Geschehnissen hie und da hervorgetrieben werden. Über das eigentlich Treibende erfahren wir nur nachträglich, andeutend, verhüllt. Annette schildert in dieser Form aber auch im einzelnen, das heißt, sie läßt Tatsachen, die wir kennen müssen, nicht direkt vor uns geschehen, auch erzählt sie nicht selbst von Vorgängen oder Motiven, sondern läßt nur aus lebendigen Situationen erschließen, ein Verfahren, wie es auch der Dramatiker anzuwenden hat. Es tritt das hervor besonders in der Exposition des Gedichtes, wo also Tatsachen und Motive mitzuteilen waren, die für das Verständnis der eigentlichen Handlung unentbehrlich sind. Sie wendet dazu einmal den Dialog an, z. B. Im Grafen von Thal, im Tod des Erzbischofs, in Der Barmekiden Untergang. Der Graf von Thal hält eine Beratung mit seinen Rittern ab und teilt ihnen dabei seinen Racheplan mit. In der Erregung, in die ihn die Erinnerung an jahrelang ertragene Schmach versetzt, kommt er dann unwillkürlich auf diese zu sprechen. Er wägt die Gründe dafür und dagegen ab usw. So können wir aus seinen kurz und zornig hervorgestoßenen Worten das Notwendigste zum tatsächlichen Verständnisse entnehmen.

Im Tod des Erzbischofs wird der Isenburger vor der Rachetat doch wieder unschlüssig. Aber da tritt sein Gefolgsmann Rinkerad zu ihm und hält ihm noch einmal die Gründe vor, die ihn zur Rache treiben müssen, bis er ihn überredet hat.

Die Liebe der schönen Maimuna zu dem Barmekiden Dschafer, dem Liebling ihres Bruders, des Kalifen; die Unmöglichkeit nach den Anschauungen ihres Volkes und ihres Bruders, jenem vermählt zu werden und die Gefahr, die dieser Liebe von dem Kalifen droht, ist in einer Szene zwischen Maimuna und einer alten Dienerin angedeutet. Die Alte rät ihr ab, beschwört sie, von der Liebe zu lassen und berührt dabei unwillkürlich die Verhältnisse und Tatsachen, die wir wissen müssen.

[Reiche mir die Blutorange
Mit dem süßen Zauberdufte
Sie, die von den schönsten Lippen
Ihre Nahrung hat geraubt.]

„Sagt' ich es nicht, o Maimuna,
Flehend, händeringend, knieend
Sagt' ich es nicht zu sieben Malen,
Nicht zu tausend Malen dir?
Laß, o Fürstin, diese Liebe!
Laß, von dieser dunklen Liebe,
Dir die ganze Brust versengend
Unheil bringend und Gefahr!
Daß nicht merk' es der Kalife,
Er, der zornbereite Bruder,
Nicht den Dschafer dir verderbe,
Deinen hohen Barmekiden
Nicht den Dschafer dir verderbe
Und dich selber, Fürstin, auch!"

Im Bajazet legt sie die Worte, aus denen die Exposition sich ergibt, in den Mund eines, der den unglücklichen Bajazet durch den Wüstensand heranschleichen sieht. Er erkennt ihn nicht gleich. Erst allmählich wird das Gesichtsbild deutlicher, nun erkennt er ihn und nun sagt er zu sich selbst:

Es ist der mächt'ge Bajazet
Der Reichste in Kairo,
Er, der die dreizehn Segel hat,
Die reichbeladnen Schiffe.

Wählt die Dichterin nicht die Form der direkten Rede, so redet sie doch aus den Gedanken der Handelnden heraus, so wie diese innerlich zu sich selbst sprechen werden; so in der Stiftung Cappenbergs, wo das Vergangene in der Seele des Grafen von Arnsberg gleichsam noch einmal vorbeizieht.

In der Vendetta und Curt von Spiegel gibt sie die Exposition in Form starker persönlicher Beteiligung an den Vorgängen. Sie redet z. B. den Prälaten in Curt von Spiegel an: O, frommer Prälat, was ließest so hoch des Marschalks frevlen Mut du steigen? Oder sie beginnt halb aus starkem inneren Miterleben, halb aus der Seele Geronimos heraus in der Vendetta:

Ja, einen Feind hat der Korsi', den Hund,
Luigi, den hagern Podesta.

Wie eine Art Prolog stellt sie hier vor die eigentliche Handlung die Exposition, die zeitlich und logisch nicht direkt mit dem Folgenden zusammenhängt. In beiden Fällen liegt ein besonderer Grund für diese Form der Exposition vor. In der Vendetta sollte doch schließlich nur ein allgemeiner Zustand, ein Brauch an einem dramatisch zugespitzten Einzelfall dargestellt werden. Die Voraussetzungen dazu, der Prozeß gegen Geronimos Oheim, die Flucht Jocliffes aufs Schmugglerschiff bot weder einzelne, besonders charakteristisch konzen-

trierte Situationen, noch boten sie genug Interesse für eine Darstellung. Auch die Form des Dialogs war hier schwer anzuwenden. Denn widerstreitende Gefühle, wie z. B. im Tod des Erzbischofs, gab es für Geronimo nicht; die Pflicht der Vendetta stand für ihn fest.

In Curt von Spiegel ließ sich das Verhältnis des Günstlings zum Prälaten, sein Witz, sein Übermut schwer in einer besonderen Situation darstellen, die mit der Handlung des Gedichtes selbst in direktem Zusammenhang gestanden hätte, weil die Tat Spiegels, der in einer Anwandlung schlechter Laune über die verfehlte Jagd einen armen Tüncher erschießt, an sich ganz unvorbereitet, nur in seinem Charakter, nicht in irgend welcher äußeren Verknüpfung der Umstände begründet ist. Eine Einflechtung in den Verlauf der Handlung aber würde seiner Tat entweder gerade das Überraschende genommen oder den schnellen energischen Verlauf gehemmt haben.

Wir werden daher diese Art Exposition, in der die Dichterin gleichsam persönlich in die Handlung eintritt oder sie doch mitempfindet, als eine Art Kompromiß zwischen situationsmäßiger Darstellung und der Notwendigkeit, in kurzen Worten viel Tatsächliches mitzuteilen, ansehen können.

Nur im Geierpfiff, nach einer lebendig-anschaulichen Szene unter der Räuberbande, die eigentlich alles Notwendige für das Verständnis der Handlung gibt, findet sich noch ein rein epischer Zusatz, der die Räuberbande noch näher bezeichnet; unseres Erachtens gerade hier unnötigerweise.

Wohl aber kann nicht geleugnet werden, daß in manchen anderen Balladen durch die situationsmäßige Mitteilung der Exposition die Wirkung des Gedichtes beeinträchtigt wird. Es ist öfters nicht die nötige Klarheit über die tatsächlichen Verhältnisse und äußeren Zusammenhänge gebreitet, zum Teil sind sie auch nach mehrmaligem Lesen nicht klar zu erkennen; gewisse trockene und umständliche Verhältnisse ließen sich eben ungezwungen nicht in dieser indirekten, mehr beiläufig und zufällig erwähnenden Art klar darstellen. So z. B. ist Strophe 5 im Tod des Erzbischofs ohne die von der Dichterin beigefügte Anmerkung nicht zu verstehen. Auch die Worte in der letzten Strophe: „Um sie mied er die Schlinge nicht“ sind vieldeutig.

Unklar bleibt in Curt von Spiegel z. B. das Verhältnis des neugewählten Bischofs zu Curt. Im Grafen von Thal erfährt man nur allgemein, daß der Ohm seiner Gattin ihm dreizehn Jahre lang Schmach zugefügt hat, in welcher Weise, das bleibt unberührt. In der Barmekiden Untergang hielt es Annette selbst für nötig, eine größere Anmerkung hinzuzufügen, weil mindestens bei der ersten Lektüre bei der auf die Spitze getriebenen Kürze des Ausdruckes kein

rechter Genuß wegen der Unklarheit der äußeren Zusammenhänge möglich wäre.

Für die beiden erstgenannten Balladen wird sich allerdings zum Teil eine Erklärung dieses Mangels aus dem besonderen Zweck ergeben, für den die Balladen geschrieben waren. Annette war von Levin Schücking aufgefordert worden, einige Beiträge für das malerische und romantische Westfalen zu liefern. Sie schrieb einige Balladen, in denen westfälische Sagen und geschichtliche Ereignisse behandelt wurden. Hier geht allerdings diesen beiden Balladen eine ausführliche historische Darstellung in Prosa voraus, durch die der Inhalt wenigstens für Curt von Spiegel klar wird. Im Tod des Erzbischofs aber unterscheiden sich doch historische und poetische Darstellung bedeutend. Hier wird der Schluß des Gedichtes wenigstens nicht deutlich. Außerdem nahm Annette selbst diese Balladen ohne den vorhergehenden Text in ihre Gedichtsammlung auf. Wir können daher die Unklarheit der Exposition bei ihnen nicht mit ihrer besonderen Bestimmung entschuldigen.

Die indirekte Darstellung ist aber noch beachtenswerter als bei der Wiedergabe äußerer Zusammenhänge, bei der Darstellung seelischer Erregungen. Sie besteht hier darin, daß nicht der seelische Zustand oder Vorgang selbst festgestellt wird, sondern die Handlungen, Worte, Zustände, die er hervorruft.

Die Gräfin von Thal hört die Entwicklung des Planes mit an, den ihr eigener Gatte gegen das Leben des alten Oheims berät. Sie liebt beide. Sie ist eine weiche, weibliche Natur. Ihre Erregung steigert sich bis zum Höchsten, aber die Dichterin zeigt uns von dieser Erregung nichts als ein Seufzen, ein Stöhnen, einen Schrei. Es wird uns also nicht gesagt, daß diese Erregung bestehe, wir haben vielmehr aus äußeren Merkmalen auf sie zurückzuschließen.

Die wachsende Aufregung des Isenburgers, als ihm Ritter Rinkerad noch einmal alle die Kränkungen vorhält, die ihm der Erzbischof Engelbert angetan, erfahren wir nur aus den Versen: „Der Isenburg biegt an dem Aste“ „Und krachend bricht der Ast entzwei.“ Nur diese äußeren Tatsachen werden festgestellt; wir stehen wie Zuschauer im Theater den Gestalten auf der Bühne, den Handelnden gegenüber. Wir sehen einen Vorgang, eine Bewegung. Die Gefühle, die sie erzeugten, müssen wir erschließen.

Der Korse Geronimo lauert im Dickicht dem Podesta, dem Todfeind auf. Lange liegt er angespannt lauschend. Endlich kommt der Verhaßte, ganz nah; der heißblütige Korse gerät in die höchste Erregung; aber wir sehen nur, „wie er keuchet und glühet;“ wir sehen nur, daß „jede Muskel im Arm ihm zuckt“. Nach korsischem Brauch muß der Vendetta das Kartell, die Ankündigung des beabsichtigten

Planes vorangehen. In Geronimos Seele tauchen heimliche Wünsche auf, den Verhaßten gleich zu töten, denn so günstig wird die Gelegenheit kaum wiederkommen. Nur weil Geronimo ein frommer Korse ist, begnügt er sich mit dem Kartell, aber wir hören die Worte: „Sonst, alleine — allein der Hund! Bewaffnet und ohne Schergen", und hören daraus seine kaum gebändigte Leidenschaft; aber mit keinem Wort ist sie etwa direkt bezeichnet; wir müssen sie durch diese Hülle hindurchglühen sehen.

Noch ein Beispiel von der großen Zahl von Belegen aus der Barmekiden Untergang. Maimuna, die Kalifenschwester, kommt als Tänzerin verkleidet in den Palast des geliebten Barmekiden, um sich ihm auf diese Weise zu nähern. Sie tanzt.

O, wie windet sie die Arme,
Hoch das Tamburin erschwingend!
O, wie wogen ihre Schritte,
Ihre reizerblühten Glieder,
Daß der Barmekide glühend
Seine dunklen Augen birgt!

„Daß der Barmekide glühend seine dunklen Augen birgt": Hinter diesem einzigen, wenig hervortretenden Ausdruck liegt die ganze verheerende Leidenschaft, die Maimuna in Dschafer entzündet hat, die das Geschlecht der Barmekiden schließlich vernichtet und Dschafers Haupt unter das Beil des Henkers bringt.

Eine andere Konsequenz dieses Strebens indirekt darzustellen, haben wir damit schon zum Teil berührt: die Technik der Personenzeichnung; denn die Art, seelische Vorgänge wiederzugeben, ist ja zum Teil damit identisch. Wir erhalten also keine Charakterisierung, wie etwa in Schillers Gang nach dem Eisenhammer:

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern usw.

Hier wird uns direkt vom Dichter selbst gesagt: So und so war er beschaffen, das und jenes waren seine Eigenschaften. Bei Annette tritt diese Charakterisierung fast ganz zurück. Die Menschen treten auf und handeln. Und daraus ergibt sich ihr Wesen, ihre Entwicklung. Den Eindruck z. B., daß der Graf von Thal ein Mann von harter Entschlossenheit und Rauheit sei, gewinnen wir aus der Art und Weise, wie er seiner Gattin in der Lauscherszene entgegentritt. Die Gräfin stößt in ihrer Erregung einen Schrei aus; dann heißt es:

Wie Wetterfahnen schnell
Die dreie wendeten sich.

Wir haben uns darauf einen Augenblick voll Totenstille zu denken, nur erfüllt von tiefstem Gefühlsinhalt. Nach diesem Moment sind die Worte des Grafen:

Zurück, zurück, mein Gesell!
Dieses Weibes Richter bin ich.

In diesen knappen Worten, die sich unvermittelt anschließen, konzentriert sich das Rücksichtslos-Entschlossene, das Unversöhnliche und keine Konsequenzen Verweigernde seines Charakters auch nicht gegen das, was ihm lieb ist. Die weibliche Weichheit und Schwäche der Gräfin gegenüber harter Entschlossenheit offenbart der halb bewußtlose Zustand, in dem sie ihren Schwur tut; aber dann ihre Worte am Schluß: „Es mußt' eine Sünde geschehn, Ich hab sie für dich gethan," auch die alles besiegende, nichts fürchtende Liebe des Weibes.

Das alles sind nur Handlungen, Worte der Personen selbst. Die Dichterin läßt das Innere aus ihnen erkennen. Nur die Blüte läßt sie sich entfalten vor unseren Augen, die Wurzeln bleiben verborgen.

Wir wollen noch auf die Worte des Räuberhauptmanns im Geierpfiff hinweisen, in deren kurz bestimmter Form sich der Charakter eines energischen, entschlossenen Mannes ausprägt. Sehr charakteristisch ist auch der ärgerliche Ausruf Curt von Spiegels: „Verfluchte Kanaille, du hast mich bestohlen!" für den launenhaften, rücksichtslosen Charakter eines jungen verwöhnten Kavaliers.

Diese Beispiele mögen anstatt vieler genügen. Daß ab und zu auch direkte Darstellung vorkommt, z. B. im Tod des Erzbischofs: „Ja, männlich focht der Priester heute" ist richtig. Den Gesamteindruck vermögen diese Einzelheiten aber nicht zu verwischen.

Sehr zurücktreten mußte die Zeichnung des Äußeren der Personen. Auch das ist eine Konsequenz davon, den Stoff in Handlung und dramatische Situationen umzusetzen. Es wird ab und zu ein charakteristisches Beiwort hinzugefügt, z. B. „Rinkerad der Ritter bleich" oder „Der schwarzgelockte Passagier", aber nur ganz selten und dann doch auch meist wieder, um durch Angabe dieses äußeren Merkmals auf einen inneren Zustand hinzudeuten. Im Geierpfiff weicht sie zweimal davon ab; so werden einzelne Räuber etwas deutlicher gezeichnet. Auch das Bild des Mädchens wird etwas genauer beschrieben; aber in beiden Fällen sind die Angaben doch nur allgemein und zum Teil in einen Vorgang verwoben.

Das Gleiche mußte sich aus dem Grundprinzip der dramatisch-gegenwärtigen Anschauungsform für die Darstellung der Landschaft ergeben. Die Darstellung der Landschaft ist hier nie Selbstzweck. Sie ist nicht um ihrer selbstwillen da und tritt auch nicht wie

etwa in Goethes Mondlied wie ein lebendiges Wesen in Beziehung zum Menschen. Sie dient immer entweder zur Stimmungserzeugung und damit Vorbereitung eines Vorganges oder als Basis eines Vorganges.

Die Landschaft im Grafen von Thal ist etwa die: Ein Weg. zum Teil ein Hohlweg, führt an einer Felsenwand entlang; an der anderen Seite senkt sich die Landschaft sanft hinunter. Unten ist ein Weiher mit einem Wehr, hinter das jener Weg führt. Dazwischen und an den Seiten des Weges Gebüsch und Wald. Vom Weiher aus muß sich mindestens auf der einen Seite Flachland ausbreiten. Diese Landschaft zeichnet sie nicht als ein selbständiges Bild, so daß wir während der Landschaftszeichnung unsere Aufmerksamkeit eben nur auf dieses Bild zu richten hätten, sie läßt es vielmehr neben oder mit dem Vorgang entstehen, sie läßt uns gleichsam mit den Augen der Gräfin darüber hinweggleiten.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl
Die hinter dem Steine stand.
Sie schaut im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang.

Öd war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

Wenn es in den Schwestern heißt:

Und wieder rennt Gertrude den Weg
Hinauf bis über die Steige.
Hier ist ein Tobel — sie lauscht am Steg,
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.
Da drunten summet es elf im Turm,
Gertrude kniet an der Halde, —

so entwickelt sich das Landschaftsbild doch nur gleichsam nebenbei mit. Die Worte: „Hier ist ein Tobel" — „Ein Strauch" sind auch eine Wiedergabe der Eindrücke, die Gertrude hat; sie spricht sie vielleicht halblaut oder sagt sie wenigstens in Gedanken.

Abzuweichen scheint davon z. B. die erste Strophe des II. Teiles in der Vendetta:

Mittagsstunde — der Sonnenpfeil
Prallt an des Weihen Gefieder,
Der vom Gesteine grau und steil
Blinzt in die Pinien nieder.
Schwarz der Wald, eine Wetternacht,
Die aus dem Äther gesunken,
Drüber der Strahl in Siegespracht
Tanzt auf dem Feinde wie trunken.

[illegible]

[illegible]

Der Weg [illegible] [illegible] [illegible]

nahmen erleiden, daß insbesonders der Schluß der Balladen nicht in so ausgesprochener Weise den Charakter der Gegenwärtigkeit trägt als die anderen Teile. Der Gesamteindruck bleibt aber trotzdem überall bestehen.

Aus dem am Beginne der Betrachtung festgestellten Grundcharakter der Art der Darstellung, den wir im ganzen und einzelnen nachzuweisen versucht haben, ergibt sich nun auch ein weiteres Charakteristikum dieser historischen Ballade: das ist der einem Drama ähnelnde Aufbau.

Der Kernpunkt dieses Aufbaues ist es, daß in allen Balladen der Kampf oder besser vielleicht Zusammenstoß zweier Gegner im Mittelpunkt, über ihnen aber eine dritte ihr Schicksal entscheidende Gewalt steht, sie sei äußere Gewalt oder ein sittliches Prinzip.

Nicht immer sind die gegeneinander wirkenden Parteien von vornherein Gegner. Sie sind auch nicht immer Gegner im Sinne von Feinden, aber immer findet doch eine Art Kampf statt, aus dem ihr Schicksal sich entwickelt. Im Graf von Thal sind der Graf auf der einen, die Gräfin auf der anderen Seite die Gegner. Im Verlauf des ersten Teiles entwickeln sie sich dazu. In der zweiten Szene findet der Kampf statt. Die Gräfin geht schließlich zugrunde. Der Gedanke einer darüber schwebenden oder treibenden höheren Macht ist hier allerdings noch nicht so deutlich herausgearbeitet wie in den späteren Balladen. Uns scheint es, als sei es die Gewalt der alles besiegenden, alles ertragenden, auch Schuld und Tod auf sich nehmenden Liebe des Weibes,[1]) die das Ganze durchdringe und das Schicksal gestalte.

Im Tod des Erzbischofs stehen sich der Isenburger und der Erzbischof gegenüber. Beide gehen unter, wenigstens äußerlich. Der im tieferen Sinne Überwundene ist der Isenburger. Die weltliche Gerechtigkeit, die Justiz ist die entscheidende Macht.

In der Stiftung Cappenbergs wirken der Graf von Arnsberg und Norbert der Mönch gegeneinander. Ihr Kampf ist ihnen selbst während seines Verlaufes nicht bewußt. Aber während im tiefen Kerker der bleiche Norbert zu Gott betet und ihn um Sieg anruft, braust oben das Zechgelage, und der alte Arnsberg sucht den Schwiegersohn zu überreden, von seiner Idee, Mönch zu werden und Cappenberg zum Kloster zu machen, abzustehen. Norbert siegt. Die Kirche triumphiert. Gott ist hier deutlich fühlbar der Entscheidende.

---

[1]) Daß die Gattenliebe das innerste Motiv der Gräfin sei, ist hier nicht nur gemeint, sondern vor allem, daß dieses Motiv hier über das rein Individuelle hinausgehoben sei. (Vgl. das Gedicht „Die beschränkte Frau".)

In der Vendetta: Geronimo und der Podesta. Beide Gegner gehen unter. Die Justiz tritt als Rächerin auf.

Im Geierpfiff auf der einen Seite die Räuber, besonders Rieder, auf der anderen Seite die Reisenden und das Mädchen. Zwischen Rieder und dem Mädchen kommt es zum Zusammentreffen. Keiner von ihnen geht unter, aber der Himmel entscheidet zuungunsten der Räuber.

In den Schwestern stehen Gertrud und Helene einander gegenüber. Beide gehen zugrunde. Die Verführung der Großstadt ist die Gewalt, die das Schicksal der jüngeren und dadurch indirekt auch der älteren Schwester herbeiführt.

In der Vergeltung: Der Passagier und der Kranke. Beide gehen, äußerlich betrachtet, zugrunde. Der im eigentlichen Sinne Besiegte ist der Passagier. Die Gerechtigkeit des Himmels übt hier die Vergeltung.

In Bajazet: Hassan der Diener und Bajazet. Dieser geht unter. Hier scheint uns die unendliche Wüste mit ihrer Glut und Einsamkeit wie eine gewaltige Naturmacht zu walten. Sie entscheidet ja auch Bajazets Schicksal.

In Curt von Spiegel: Curt von Spiegel und der neue Bischof. Dieser wird zum Gegner als Inhaber einer geistlichen Würde, denn als Bischof kann er die Bluttat Spiegels nicht ungerächt lassen. Kurt von Spiegel geht unter. Es ist hier die Kirche oder die geistliche Würde, die hinter dem Ganzen steht. Denn es ist nicht eigentlich ein persönliches Motiv, das ihn dazu treibt, den Verwandten zu richten, sondern eine außerhalb stehende Gewalt, der er sich beugen muß.

Endlich in den Barmekiden: Maimuna und Dschafer. Freilich sind sie nicht Gegner im gewöhnlichen Sinne, wohl aber ist es eine Art sittlichen Kampfes, in dem beide in der Tanzszene miteinander kämpfen. Maimunas Leidenschaft und Schönheit bezwingt Dschafer und sein Pflichtbewußtsein gegen den Kalifen. Beide gehen im gewissen Sinne unter. Maimuna mindestens verliert den Geliebten. Dschafer wird hingerichtet, sein Geschlecht vertrieben. Der Kalif ist der Richter über ihr Schicksal.

Freilich muß bemerkt werden, daß das, was hier knapp berichtet worden ist, von der dritten richtenden oder treibenden höheren Gewalt nicht in so grauer Abstraktion erscheint wie hier. Annette verwebt in die Handlung, sie läßt mehr fühlen, als daß sie ausspricht. Aber mehr oder minder schimmert dieses Moment überall deutlich hindurch. Auch in der Ballade Der Venuswagen schon macht es sich fühlbar, als eine geheime Kraft der Seele oder Stimme des Gewissens. Auch hier finden wir schon die Gegenüberstellung zweier Parteien: Der Gräfin und des alten Dieners.

In allen Balladen, außer dem Bajazet, vollzieht sich dann die Handlung in drei deutlich unterschiedenen, sachlich und zeitlich unterbrochenen Abschnitten, die den Akten eines Dramas ähnlich sind. Auch im Venuswagen ist diese Dreiteilung schon gewählt, nur fehlt hier noch die scharf markierte Scheidung.

Der erste Teil bringt die Exposition und die Vorbereitung zum Kampf.

In der Mitte steht der Zusammenstoß der Gegner und der unmittelbare Ausgang dieses Kampfes.

Der dritte Abschnitt bringt dann das Resultat.

Der zweite Teil besonders wird gern mit einem Stimmungsbild eingeleitet, der auf das Kommende vorbereitet. In allen, außer dem Bajazet finden wir den Eintritt einer Peripetie. Aber nicht immer ist sie, wie auch die etwa eintretende Katastrophe, selbst dargestellt. Sie liegt zum Teil zwischen Kampf und entgültigem Resultat und muß dann von der rückschauenden Phantasie des Lesers ergänzt werden. Prüfen wir es am Tod des Erzbischofs.

Der Zug des Isenburgers sprengt aus der Nebellandschaft hervor. Die Reiter sitzen ab. Isenburg steht unschlüssig sinnend an einen Baum gelehnt. Da tritt zu ihm Rinkerad und sucht diese Unschlüssigkeit zu vertreiben. Wir hören, es sei ein Racheplan beabsichtigt, vor dessen Ausführung dem Grafen aber offenbar bangt.

Aus Rinkerads Worten entnehmen wir, der Isenburger sei in seiner Freiheit beschränkt worden. Noch scheint dieser kein Ohr für ihn zu haben. Er sei in seiner Familienehre gekränkt. Die Erregung Isenburgs steigert sich, in verhaltenem Zorn biegt er an dem Aste, an den er den Arm gelehnt hat. Ihm ist die entehrende Kirchenbuße zuerkannt worden. — Da eine zornige Bewegung des Grafen, der Ast bricht herunter. Die Erregung hat ihren Höhepunkt erreicht und sein Entschluß ist nun fest bestimmt. Schon hören sie Rosseshufe und sehen einen Helmbusch flattern. Damit ist die Exposition gegeben, wir kennen die äußeren Zusammenhänge, die treibenden Motive, und die Vorbereitung zur entscheidenden Tat, eben jenes Reifen des Entschlusses, ist getroffen. Wir werden mit dem Gefühl der Erwartung entlassen, das zur nächsten Situation überleitet.

Ein dämmerndes, melancholisches Landschaftsbild leitet diese ein. Der Erzbischof von Köln (jetzt erst also erfahren wir genau, wer eigentlich der Gegenstand des Überfalles ist) kommt mit einem kleinen Gefolge geritten. Plötzlich bricht aus dem Gebüsch eine Schar Reisige, ein harter Kampf entspinnt sich, zuletzt nur noch um den Erzbischof. Ein Dolchstoß tötet ihn. Mit diesem Augenblick ist der Höhepunkt für die bis jetzt siegreiche Partei, also den Isenburger erreicht. Dann tritt aber sofort die Peripetie ein. Denn in den Worten

Isenburgs: „Es ist genug, es ist zuviel" liegt schon ein geheimes Grauen vor den Folgen der Tat. Sie reiten weg, während bald die Reiter des Erzbischofs mit dem lauten Rufe „Holla hoho" auf dem Kampfplatze ankommen. Deutlich fühlt man, wie mit diesem Auftauchen der Reiter mit ihrem freudigen Ruf, während der Isenburger mit jenen halb von Angst ergriffenen Worten geflüchtet ist, die Gegenpartei die Oberhand gewinnt. Man hat das Gefühl, daß jetzt ein zweiter Entscheidungskampf, wohl mit unglücklichem Ausgange, für den Isenburger folgen werde.

Der letzte Teil stellt das Resultat dar: Längst ist die Katastrophe eingetreten; der Isenburger liegt tot aufs Rad geflochten, sein Weib betet neben ihm.

Ganz zuletzt aber gewinnt der ganze Konflikt noch eine tiefere Bedeutung; wie ein Lichtstrahl beleuchten die letzten Verse, die wir uns als Gedanken der Gräfin, halb und halb vielleicht von ihr gesprochen, zu denken haben, das ganze Vorhergegangene und verknüpfen das Ende mit dem Anfang.

Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Held, er war ihr Licht —
Und ach! der Vater ihrer Knaben!

Ein Lichtstrahl fällt in die Seele des Grafen; wir sehen die geheimen Triebfedern, die ihn regierten. „Um sie mied er die Schlinge nicht." Die Liebe zu seinem Weibe war der Kern, aus dem sein Handeln hervorging. In diesen letzten Worten erst erkennen wir, daß sein Geschick tragisch ist. Wir haben damit auf zwei besondere Eigentümlichkeiten im Aufbau der historischen Balladen hingewiesen. Was das Resultat betrifft, so liebt sie es im allgemeinen nicht, den vollen Verlauf der Katastrophe darzustellen, sondern nur ihren Beginn oder ihr Ende, oder noch öfter läßt sie uns auf die eingetretene Katastrophe zurückblicken.

Im Grafen von Thal sehen wir ihr Ende sich vollziehen, in der Stiftung Cappenbergs, der Vergeltung, Bajazet, der Vendetta den Beginn. Im Venuswagen, Tod des Erzbischofs, Geierpfiff,[1]) Kurt von Spiegel, den Schwestern, Der Barmekiden Untergang sehen wir auf die Katastrophe zurück.

Ein Kennzeichen in der Darstellung des Resultates ist in den meisten Balladen die außerordentliche Kürze, mit der die Tatsachen mitgeteilt werden. So heißt es in der Vendetta:

---

[1]) Im Geierpfiff ist es allerdings keine Katastrophe, aber doch die Entscheidung, in diesem Falle die Rettung.

O, Geronimo hätten dich fort,
Fort, fort deine Sprünge getragen,
Als die einen am Riffe dort,
Die andern klommen am Hagen!
Schwerlich heute, so mein ich klar,
Sie würden die Stadt erschrecken
Mit der Leiche auf grüner Bahr'
Und mit dir gebunden am Schecken!

Wir haben Geronimo verlassen, als er den Podesta erdolcht hatte. Diese letzte Strophe läßt uns ganz unvermittelt allein von der Gefangennahme durch die Schergen und seinem Schicksal wissen.

Nur in den Schwestern hat sie den Schluß breiter ausklingen lassen. Hier war der Grund wohl einmal die große dramatische Wirkung, die das plötzliche Auffinden der Leiche der Verlorenen macht, dann aber auch das nur schwer in Kürze anzudeutende Schicksal der älteren Schwester, was diese breite Darstellung nötig machte.

Ein noch mehr das Innere der Gedichte berührendes technisches Mittel wendet sie mit jener psychologischen Vertiefung an, die sie am Schluß dem Ganzen zu geben weiß. Wir haben den einen Fall im Tod des Erzbischofs schon erwähnt. Aber auch die anderen Balladen weisen diesen Zug auf. Am tiefsten und reinsten hat sie ihn wohl getroffen im Grafen von Thal:

Wie Abendlüfte verwehn
Noch einmal haucht sie ihn an;
„Es mußt' eine Sünde geschehen,
Ich hab' sie für dich gethan."

Es sind die letzten hingehauchten Worte der Sterbenden: Ein Blick in die Tiefe dieses Frauenherzens mit dem unerschöpflichen Reichtum an Liebe. Jetzt erst wird uns das Motiv ihres Eidbruches klar und die tiefsten Wurzeln ihres Wesens; zugleich auch die Tragik ihres Geschicks.

Der neue Bischof in Curt von Spiegel seufzt noch zuletzt leise vor sich hin: „Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen."

Wir haben bis dahin noch nicht klar erkannt, wie er an der Verhaftung des Verwandten innerlich beteiligt ist. Diese letzten Worte erst machen es sicher, daß auch er nur mit schwerem Herzen den Verwandten richten ließ; kein persönliches Motiv, keine feste Überzeugung hat ihn dazu getrieben, es war die geistliche Würde, die ihn dazu zwang. Die Vendetta trägt diesen Zug nicht so deutlich. Aber es liegt doch in dem bedauernden Ton der letzten Strophe, daß das Geschick Geronimos, der dem Tode entgegengeht, nicht als gerechte Vergeltung aufgefaßt wird. Geronimo trieb nicht niedrige persönliche Leidenschaft zu dem Mord. Es war die Pflicht der Vendetta,

geheiligt durch uralten Brauch. Insofern liegt eben in dem Ton des Bedauerns indirekt ein Hinweis auf dieses Moment.

An Stelle des seelischen Grundmotivs eines Individuums verwendet sie in anderen Balladen aber auch andere technische Mittel, um eine ähnliche Wirkung zu erzielen.

In der Stiftung Cappenbergs wirkt ähnlich der mächtige Gegensatz des Endes, wo die Kirche triumphiert und das ganze Volk sich beugt vor dem Priester, zum Anfang, wo der Mönch Norbert im Kerker schmachtet, während der Graf von Arnsberg ein Fest gibt. Unwillkürlich steigt in der Erinnerung das Bild des bleichen betenden Mönches auf, man fühlt die Macht Gottes, die durch alle die irdische Macht und Herrlichkeit hindurch gew altet hat. In gleicher Weise lenkt der Gegensatz in Der Barmediken Untergang unsere Gedanken zurück. Zuerst das üppige Bild der schönen Maimuna und die dunklen Augen des Barmekiden: Am Ende alles zugrunde gegangen. In den Augenhöhlen von Dschafers Haupt nisten noch zwei kleine Spinnen.

In den Schwestern steht der Erzähler am Grabe Gertrudens Es ist der gleiche Platz, wo diese einst die Schwester erwartet hat Wieder ist es Nacht.

Sacht pochet der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond steht über den Fichten —

begann das Gedicht. Dieselben Worte schließen es. Das Schicksal der Unglücklichen taucht mit jener ersten Nacht der Erwartung wieder vor uns auf. — Der Kranke in der Vergeltung liest am Balken, auf dem er liegt, die Worte eingegraben: Batavia 510. Beim Schiffbruch rettet er sich auf diesem Balken, wird aber von einem anderen Passagier ins Meer gestoßen. Dieser rettet sich auf ein Seeräuberschiff, wird aber mit den Seeräubern gefangen und zum Galgen verurteilt. Als auch er seine Blicke am Balken des Galgens hinschweifen läßt, liest auch er die Worte: Batavia 510. Die Hand der Vergeltung wird gleichsam sichtbar. Wir erkennen die Macht, die hier gewaltet hat. Die Szene auf dem Schiffe wird wieder lebendig. — Am wenigsten glücklich scheint uns die Dichterin, dies Mittel der Vertiefung und der inneren Verknüpfung des Endes mit dem Anfang im Geierpfiff angewandt zu haben. Hier wirkt es trivial.

Wir glauben damit im großen ein Bild vom Aufbau der historischen Balladen gegeben zu haben. Nur der Bajazet verdient noch eine kurze Betrachtung. Hier ist aus dem ganzen Verlauf der Handlung nur eine Situation herausgegriffen worden: Die sich vollziehende Katastrophe. Was vorhergegangen ist, Bajazets Beraubung während der Nacht durch seinen Diener Hassan, dem er vertraut hat, den er mit

reichem Gut beschenkt hat, erfahren wir aus dem Monolog Bajazets selbst. Es sind auch hier zwei Gegner vorhanden und damit ein wesentliches Moment, das wir in den anderen Balladen gefunden haben. Aber der Hauptsituation der Beraubung, die also nicht dargestellt ist, fehlt das Moment des Kampfes, die Gegner wirken nicht gegeneinander. Bajazet liegt im tiefen Schlaf; er wehrt sich nicht, denn das geht klar aus seinen Worten hervor. Auch im Geierpfiff kommt es ja nicht zu eigentlichem Kampfe; aber Rieder beabsichtigt den Angriff, der nur durch Zufall gehindert wird, und Mädchen und Räuber wirken doch schließlich, wenn auch sich selbst nicht ganz bewußt, gegeneinander. Schwierig war es aber dann auch, das furchtbare Schicksal Bajazets, das langsame Verdursten im Wüstensande in dramatisch zugespitzten Situationen, Vorgängen darzustellen. Denn sein Schicksal vollzieht sich langsam und allmählich absinkend. So wählt sie den Moment vor dem Verschmachten, wo ihn noch einmal die Verzweiflung packt und die Erinnerung an den Verrat; und in dem langen verzweifelten Fluch zieht das ganze Schicksal an uns vorüber.

Noch muß auf einen Unterschied, der bei gleichem Aufbau doch für die Situation des Lesers gegenüber den Handelnden besteht, hingewiesen werden. Der Dichter kann für uns in einem Drama das Kommende vorbereiten. Wir, nicht die Handelnden, wissen, was kommen wird. Wir stehen hier über dem Ganzen und sehen in die Verwicklungen hinein, von denen die Personen selbst noch nicht unterrichtet sind. Dann wird das Gefühl, das uns beherrscht, Spannung sein. Oder der Dichter kann durch Überraschung wirken; wir wissen so wenig, wie der Handelnde, was eintreten werde.[1]) Durch diesen Unterschied sind nun die geschichtlichen Balladen in zwei Gruppen geteilt. Zur ersten Art gehören: Der Graf von Thal, Tod des Erzbischofs, Stiftung Cappenbergs, Vendetta, Geierpfiff, wohl auch Der Barmekiden Untergang; zur zweiten: Vergeltung, Curt von Spiegel, Die Schwestern, Bajazet. Die Folge ist, daß wir jenen mit mehr künstlerisch genießender Objektivität gegenüberstehen, an diesen mehr persönlichen Anteil nehmen.

Wir glauben damit, die wesentlichsten Momente der bei den geschichtlichen Balladen angewandten Technik aufgewiesen zu haben und wenden uns nun zu der zweiten Gruppe, den Gespensterballaden.

Auch hier haben wir, wie schon im Anfang betont, das Hauptcharakteristikum des Strebens nach unmittelbarer, situationsmäßiger Gegenwärtigkeit, mindestens in den Hauptsituationen. Doch ist von

---

[1]) Vgl. Lessing, Hamb. Dramat., 48. Stück.

vorherein auf einen Hauptunterschied gegenüber den geschichtlichen Balladen hinzuweisen. Bei diesen nimmt der Leser doch immer mehr oder weniger die Stellung eines Zuschauers ein, einer dritten Person, die über den Handelnden steht. Allerdings können wir in einzelnen geschichtlichen Balladen schon eine Verminderung der Objektivität des Lesers feststellen, sowohl im ganzen, wie im einzelnen, wo uns die Darstellung auch hie und da in die Seele der Handelnden versetzt. Dieses Miterleben, dieses sich Hineinversetzen in die Seelen der Erlebenden ist nun in den Gespensterballaden ganz bedeutend gesteigert. Ein Moment, das aber wieder durch ein anderes bedingt wird.

In den geschichtlichen Balladen treten uns die Menschen als willenserfüllte, mit gewissen seelischen Grundzügen ausgestattete Individuen entgegen. Diese seelische Verfassung macht vielleicht einen Konflikt, eine Entwicklung durch. Aus ihr wächst das Verhalten gewissen Verwicklungen gegenüber hervor. Sie sind Handelnde. In den Gespensterballaden sind die Menschen nur Erlebende. Etwas Fremdes, Unpersönliches, Gespensterhaftes ergreift sie, sie müssen sich seinen Einflüssen hingeben. Sie schreiten durch ein Erlebnis hindurch, das nicht aus den innersten Wurzeln ihres Wesens entspringt. Es finden keine oder wenig Gemütserregungen, keine Gefühlsentwicklungen statt; es sind mit zwei, vielleicht auch nur einer Ausnahme Nervenerregungen, ja pathologische Zustände, die dargestellt werden. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß Gefühlserregungen gar nicht stattfänden, aber sie sind fast immer sekundär, z. B. erst durch das betreffende, geheimnisvoll erschütternde Erlebnis hervorgerufen. Ausgenommen hiervon sind zwei Balladen: Das Fegefeuer des westphälischen Adels und Der Mutter Wiederkehr. Jenes nimmt eine Art Mittelstellung zwischen beiden Gruppen ein. Doch werden wir auf beide noch ausführlich eingehen.

Das Fragment Edgar und Edda aus der Jugendzeit Annettens (1810) ist eine Mischung von Schillerschen, Goetheschen und Bürgerschen Reminiszenzen, wenn auch in der realistischen Wiedergabe der sinnlichen Eindrücke sich schon Originales zeigt. Wir halten seine Betrachtung nicht für wesentlich. — Eine Folge der festgestellten Wesenseigentümlichkeit ist nun zuerst für den Stil der Darstellung die, daß zwar die Art der Mittel, den Eindruck unmittelbarer Gegenwärtigkeit hervorzurufen, die gleiche wie in der I. Gruppe ist, daß sie sich aber in der Häufigkeit ihrer Anwendung wesentlich davon unterscheiden.

Wir finden auch hier die Begebenheiten in zeitlich kurzen Situationen wiedergegeben, die sich dem wirklichen Verlauf anpassen, und nur wo die Dichterin, wie z. B. im Grauen und Der Mutter

Wiederkehr, vorher eine ausführliche Exposition bringt, geht die Dichtung einen erheblich schnelleren Gang als die Wirklichkeit. Dieser Hauptzug wird also gewahrt. Aber was wir schon in der I. Gruppe in gewissem Sinne fanden: das genaue, schrittweise Verfolgen eines Vorganges findet hier in gesteigertem Maße statt und erhöht den Eindruck unmittelbarer Anschauung bedeutend.

Man sehe sich z. B. die 7. und 8. Strophe in Der Mutter Wiederkehr an:

Am sechsten Abend, nachdem sie fort,
— Wir kauerten am Kamin,
Der Alte lehnte am Simse dort
Und sah die Kohlen verglühn,
Wir sprachen nicht, uns war beklommen —
Da leis im Vorsaal dröhnte die Thür,
Und schlürfende Schritte hörten wir kommen.
Mein Brüderchen rief: „Die Mutter ist hier!"

Still, stille nur! — Wir horchten all,
Zusammengedrängt und bang,
Wir hörten deutlich der Tritte Hall
Die knarrende Diel' entlang,
Genau wir hörten rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüsselbund
Und dann das schwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Der geschilderte Vorgang ist ein zeitlich und räumlich ganz kurzer. Was ist aber von ihm dargestellt? Die Türe dröhnt, Tritte schlürfen, die Diele knarrt an einer Stelle, die Stühle am Schranke werden gerückt; nur die folgende Phase des Vorganges ist ausgelassen: das Steigen auf den Stuhl; übrigens ein durchaus realistischer Zug, denn im Zimmer, in dem sich der alte Diener und die Kinder befinden, wird man das nicht hören können. Schließlich kracht die Diele, ein Zeichen, daß die Mutter vom Stuhl zur Erde getreten ist. Jede wahrnehmbare Phase des Vorganges ist also erfaßt und wiedergegeben.

Noch ein Beispiel dafür aus dem Schloßelf:

Doch stille! In dem Eichenrund —
Sind das nicht Tritte? — Kindestritte?
Er hört wie an dem harten Grund
Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still! still! es raschelt übern Rain
Wie eine Hinde, die im Tau,
Beherzt gemacht vom Mondenschein,
Vorsichtig äßet längs der Au.
Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,
Die Blätter glänzen an dem Hagen,
Und dennoch — dennoch sieht er nicht,
Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, thut sich auf
Das schwere Heck zur rechten Hand,
Und, wieder langsam knarrend, drauf
Versinkt es in die grüne Wand.
Der Bauer ist ein frommer Christ,
Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen
„Und wenn du auch der Teufel bist,
Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!"

Da, hui! streift's ihn, federweich,
Da, hui! raschel's in dem Grün,
Da, hui! zischt es in den Teich,
Daß bläulich Schilf und Binsen glühn;
Und wie ein knisterndes Geschoß
Fährt an den Grund ein bläulich Feuer
Im Augenblicke, wo vom Schoß
Ein Schrei verzittert überm Weiher.

Namentlich in der letzten Strophe ist der Vorgang mit fast mikroskopischer Genauigkeit wiedergegeben. Beide Belegstellen erweisen aber auch die Richtigkeit der Behauptung, daß bei den Gespensterballaden ein Miterleben, nicht ein Zuschauen stattfindet: Wir nehmen die Eindrücke genau so auf, wie die Erlebenden im Gedicht selbst. Wir hören nicht, was sie nicht hören, z. B. in der Mutter Wiederkehr das Treten der Mutter auf den Stuhl. Wir stehen den merkwürdigen Eindrücken des Bauers genau so gegenüber wie er, wir wissen nicht, was es eigentlich sei. Man vergleiche damit z. B. die Szene im Geierpfiff, als der wilde Rieder beim dritten Pfiff den Berg hinaufstürmt. Hier kennen wir die Ursache des Geräusches, das das Abbröckeln des Steingerölls macht; wir erfahren von dieser zuerst, dann erst von dem Sinneseindruck, den das Mädchen empfängt. In unserem Falle würde die Wiedergabe der Gehörempfindung vorangehen, dann erst vielleicht das Wahrnehmen der Ursache folgen. Wie betont werden mag, fehlt auch diese Form der Darstellung in den geschichtlichen Balladen nicht ganz, aber sie tritt gegenüber der mehr zuschauenden fast ganz zurück.

Dieser Technik der Sinneseindrücke entspricht denn auch das Darstellen aus den Gedanken der Personen heraus. Sie tritt hier meist an Stelle der direkten Rede, des Monologs oder Dialogs. Das Zurücktreten der direkten Rede ergibt sich wiederum aus einer besonderen Eigentümlichkeit der Gespensterballaden. Wir hatten bei der ersten Gruppe hervorgehoben, daß zwei Parteien in diesen Gedichten im Mittelpunkt stehen. In den Gespensterballaden ist es nur ein Individuum, das erlebt. Die Folge ist, daß nur wenig Gelegenheit da ist, die direkte Rede anzuwenden. Eigentlich nur in den Momenten höchster Erregung werden einzelne Worte hervorgestoßen. Dagegen hören wir oft Worte, die gleichsam nur den Gedankengang

Wiederkehr, vorher eine ausführliche Exposition bringt, geht die Dichtung einen erheblich schnelleren Gang als die Wirklichkeit. Dieser Hauptzug wird also gewahrt. Aber was wir schon in der I. Gruppe in gewissem Sinne fanden: das genaue, schrittweise Verfolgen eines Vorganges findet hier in gesteigertem Maße statt und erhöht den Eindruck unmittelbarer Anschauung bedeutend.

Man sehe sich z. B. die 7. und 8. Strophe in Der Mutter Wiederkehr an:

Am sechsten Abend, nachdem sie fort,
— Wir kauerten am Kamin,
Der Alte lehnte am Simse dort
Und sah die Kohlen verglühn,
Wir sprachen nicht, uns war beklommen —
Da leis im Vorsaal dröhnte die Thür,
Und schlürfende Schritte hörten wir kommen.
Mein Brüderchen rief: „Die Mutter ist hier!"

Still, stille nur! — Wir horchten all,
Zusammengedrängt und bang,
Wir hörten deutlich der Tritte Hall
Die knarrende Diel' entlang,
Genau wir hörten rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüsselbund
Und dann das schwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Der geschilderte Vorgang ist ein zeitlich und räumlich ganz kurzer. Was ist aber von ihm dargestellt? Die Türe dröhnt, Tritte schlürfen, die Diele knarrt an einer Stelle, die Stühle am Schranke werden gerückt; nur die folgende Phase des Vorganges ist ausgelassen: das Steigen auf den Stuhl; übrigens ein durchaus realistischer Zug, denn im Zimmer, in dem sich der alte Diener und die Kinder befinden, wird man das nicht hören können. Schließlich kracht die Diele, ein Zeichen, daß die Mutter vom Stuhl zur Erde getreten ist. Jede wahrnehmbare Phase des Vorganges ist also erfaßt und wiedergegeben.

Noch ein Beispiel dafür aus dem Schloßelf:

Doch stille! In dem Eichenrund —
Sind das nicht Tritte? — Kindestritte?
Er hört wie an dem harten Grund
Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still! still! es raschelt übern Rain
Wie eine Hinde, die im Tau,
Beherzt gemacht vom Mondenschein,
Vorsichtig äßet längs der Au.
Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,
Die Blätter glänzen an dem Hagen,
Und dennoch — dennoch sieht er nicht,
Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, thut sich auf
Das schwere Heck zur rechten Hand,
Und, wieder langsam knarrend, drauf
Versinkt es in die grüne Wand.
Der Bauer ist ein frommer Christ,
Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen
„Und wenn du auch der Teufel bist,
Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!"

Da, hui! streift's ihn, federweich,
Da, hui! raschel's in dem Grün,
Da, hui! zischt es in den Teich,
Daß bläulich Schilf und Binsen glühn;
Und wie ein knisterndes Geschoß
Fährt an den Grund ein bläulich Feuer
Im Augenblicke, wo vom Schoß
Ein Schrei verzittert überm Weiher.

Namentlich in der letzten Strophe ist der Vorgang mit fast mikroskopischer Genauigkeit wiedergegeben. Beide Belegstellen erweisen aber auch die Richtigkeit der Behauptung, daß bei den Gespensterballaden ein Miterleben, nicht ein Zuschauen stattfindet: Wir nehmen die Eindrücke genau so auf, wie die Erlebenden im Gedicht selbst. Wir hören nicht, was sie nicht hören, z. B. in der Mutter Wiederkehr das Treten der Mutter auf den Stuhl. Wir stehen den merkwürdigen Eindrücken des Bauers genau so gegenüber wie er, wir wissen nicht, was es eigentlich sei. Man vergleiche damit z. B. die Szene im Geierpfiff, als der wilde Rieder beim dritten Pfiff den Berg hinaufstürmt. Hier kennen wir die Ursache des Geräusches, das das Abbröckeln des Steingerölls macht; wir erfahren von dieser zuerst, dann erst von dem Sinneseindruck, den das Mädchen empfängt. In unserem Falle würde die Wiedergabe der Gehörempfindung vorangehen, dann erst vielleicht das Wahrnehmen der Ursache folgen. Wie betont werden mag, fehlt auch diese Form der Darstellung in den geschichtlichen Balladen nicht ganz, aber sie tritt gegenüber der mehr zuschauenden fast ganz zurück.

Dieser Technik der Sinneseindrücke entspricht denn auch das Darstellen aus den Gedanken der Personen heraus. Sie tritt hier meist an Stelle der direkten Rede, des Monologs oder Dialogs. Das Zurücktreten der direkten Rede ergibt sich wiederum aus einer besonderen Eigentümlichkeit der Gespensterballaden. Wir hatten bei der ersten Gruppe hervorgehoben, daß zwei Parteien in diesen Gedichten im Mittelpunkt stehen. In den Gespensterballaden ist es nur ein Individuum, das erlebt. Die Folge ist, daß nur wenig Gelegenheit da ist, die direkte Rede anzuwenden. Eigentlich nur in den Momenten höchster Erregung werden einzelne Worte hervorgestoßen. Dagegen hören wir oft Worte, die gleichsam nur den Gedankengang

der Personen wiedergeben, halb gesprochen, halb gedacht. Z. B. der Beginn der Ballade: Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?

Oder Strophe 10 des Fundators:

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
— Er birgt wohl hinterm Tanne sich —
Schaut nicht der Turm wie 'ne Laterne,
Verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
Wie steigt der blaue Duft im Rohr
Und rollt sich am Gesims empor!
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Wir haben schon bemerkt, daß Gefühls- und Willensäußerungen hier sehr zurücktreten, daß es mehr Nervenerregungen sind, die dargestellt werden. Auch bei diesen ist die indirekte Darstellung gewählt, das heißt also die Darstellung der äußeren Folgeerscheinung, nicht direkte Benennung der inneren Erregung, die sie hervorruft.

Bei der äußeren Personenzeichnung indes ist ein Unterschied festzustellen. Auch hier ist das Äußere der einen erlebenden Person nur undeutlich, nur selten genauer gezeichnet und dann aus besonderen Gründen.[1]) Die Erscheinungen dagegen, wenn man hier von Personenzeichnung sprechen darf, sind mit einzelnen, ganz deutlichen Zügen ausgestattet. Der Grund ist klar. Diese Erscheinungen sind nur als eine Summe von Sinneseindrücken aufgefaßt. Auf äußeren Zügen beruht überhaupt ihre ganze Existenz. Sollen besonders diese Erscheinungen als etwas Bekanntes auftreten, ein Erinnerungsbild wachrufen, so kann dies natürlich nur auf Grund mindestens eines oder einiger genau erkannter Züge geschehen, an denen das Erinnerungsbild haftet. So ist z. B. in der Vorgeschichte die Person des Freiherrn nur undeutlich und allgemein gezeichnet. Dagegen heißt es Strophe 16:

Nun auch der würdige Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlurfend nahn,
Wie eine gebrochene Rute;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Wir erhalten auch kein sehr deutliches Bild des Kastellans, aber zwei ganz genau und scharf angegebene Züge, an denen ihn der Freiherr erkennt.

Die Technik der Landschafts- oder Umgebungszeichnung ist nicht wesentlich verschieden von der in der I. Gruppe. Sie erzeugt Stim-

[1]) Vgl. Fräulein von Rodenschild.

mung oder ist Basis eines Vorgangs. Fast nie ist es das Bild einer ruhenden Landschaft. Wir sehen sie sich entwickeln oder mindestens bewegt. Man vergleiche die erste Strophe des Fundators:

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
Der Abendstern entzündet sich
Grad überm Sankt Georg am Thore;
Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.
Schlaftrunkne Schwäne kreisen sacht
Ums Eiland, wo die graue Wacht
Sich hebt aus Wasserbins und Rohre.

Nicht ein ruhendes Bild! Überall Entstehen, Tätigkeit. Sogar die alte Wacht „hebt sich" aus Wasserbins und Rohr. Sie steigt allmählich vor uns auf.

In anderen Fällen sehen wir die Umgebung mit den Augen eines anderen, z. B. das alte romantische Schlafzimmer, in dem Waller schläft.

Auch hier findet sich die lebendige Verbindung des Landschaftsbildes mit der Handlung. So hebt sich im Fundator aus der dämmernden Nebellandschaft heraus die Fledermaus, fliegt über den Schloßteich, klammert sich am Gitter eines Fensters an und sieht nun hinein in das Zimmer, wo der alte Diener Siegismund sitzt, der dann die Erscheinung sieht. Im Schloßelf dringt das Geräusch aus dem Schloß, das uns erst geschildert worden ist, hinüber zu dem betenden Bauer. Im Meister Gerhard von Köln sinkt der Mondstrahl aus der Landschaft heraus, die um uns entstanden ist durch die Schilderung der Dichterin, durch das Fenster des Domes hinunter bis auf den Grund. Es ist als ob der Erlebende mit diesem Strahl selbst hineinträte in den Dom. In der Mitte der modernen Umgebung des Schlosses in der Ballade „Der Graue" steht die Gestalt des Kaufmanns und sieht mit Bedauern zu dem Fenster des Schlosses, in dem ein unheimliches Erlebnis einst einen seiner Gäste betroffen hat. —

Wir haben auch bei diesen Balladen das Vorherrschen des präsentischen Stils festzustellen; doch verhält es sich so, daß die Dichterin die Präsensform erst wählt, wenn die wirklich gespenstische Situation, auf die es ankommt, aufsteigt. Wo eine epische Einleitung, wie im Grauen, oder überhaupt wo Wirklichkeit, noch unberührt von gespensterhaften Elementen darzustellen ist, braucht sie noch die Vergangenheitsform.

So ist das Präteritum angewandt im Fegefeuer des westphälischen Adels vor dem Eintritt des Jünglings in den gespenstischen Berg und nachdem er ihn verlassen hat. Im „Grauen" zuerst bei der Schilderung des Zechgelages, dann am Morgen nach der Schreckensnacht, als der

blonde Waller von seinen Freunden ohnmächtig in seinem Zimmer ausgestreckt gefunden wird. Schließlich auch durch die ganze Ballade Der Mutter Wiederkehr hindurch, die wir noch besonders zu analysieren haben, da ihre Technik von der der anderen Balladen stark abweicht. Diese Ballade wird erzählt, wenn auch von einem der Erlebenden. Die Erzählung schreitet hier weit schneller als die wirklichen Vorgänge, wenigstens zum großen Teil. Charaktereigenschaften und Stimmungen werden direkt bezeichnet. So heißt es Strophe 3 vom Vater: „Ein Kaufmann ernst, sein strenges Gemüt verbittert durch manchen Verlust;" eine Art der Darstellung, die völlig von dem sonst gewohnten Stile abweicht. Nur die Erscheinungsszene selbst folgt wieder genau dem Verlauf des Vorganges. Vor allem ist aber, wie erwähnt, das Präteritum angewandt.

Die Gründe sind folgende: Es waren einmal sehr komplizierte seelische Verhältnisse im Gegensatz zu den anderen Balladen darzustellen. Die eigentümlich gedrückte, schwüle und doch nicht in erregenden dramatischen Szenen sich entladende Stimmung, und das langsame Sichabhärmen der Frau. Alles bewegt sich auf einer mittleren Linie. Das war weder in kurzen dramatischen Situationen, noch in einem kurzen, vorhergeschickten epischen Bericht zu bringen.

Die Erscheinung der Mutter ist nicht halb ungewiß, traumhaft, sondern unzweifelhaft geschehen, nicht nur vor einem, sondern vor mehreren Zeugen, dazu in relativ moderner Umgebung. Alles das mußte die Wahrscheinlichkeit der Erscheinung stark abschwächen. Wir glauben, daß deshalb die Dichterin sich gescheut hat, die Begebenheit ins helle Licht der Gegenwart zu rücken. Die Vergangenheit breitet ein gewisses Dämmerlicht darüber. Um aber doch der Erzählung eine gewisse Wärme und wenigstens die Intensität des Nacherlebens zu geben, läßt sie die Begebenheit von einem der Erlebenden erzählen; aber auch wieder nur von einem allein, die Gegenwart der anderen würde die Glaubhaftigkeit abschwächen. Wir glauben, daß es ihr trotzdem nicht gelungen ist, die moderne, nüchterne Umgebung mit der gespensterhaften Erscheinung zu verschmelzen und dieser Glaubhaftigkeit zu geben. Die Erscheinung wirkt zu fühlbar ins wirkliche Leben hinüber; es ist zuviel von nüchternen, kaufmännischen Dingen die Rede. Man müßte annehmen, daß ein moderner Mensch, der dieses Erlebnis gehabt hätte, der Möglichkeit einer ruhigen menschlichen Existenz beraubt sei, weil die Grenze zwischen zwei Welten unzweifelhaft entfernt worden ist, die sich gegenseitig aufheben würden.

Streng genommen wäre innerhalb der Betrachtung über die Art der Darstellung auch die Wiedergabe der Gespenstererscheinungen zu behandeln, sie sind aber zu eng mit dem Aufbau verbunden, als daß sie leicht von dessen Darstellung abgetrennt betrachtet werden könnten.

Bei diesem Aufbau ist nun zuerst hervorzuheben, daß wir es meist nicht mit mehreren Szenen, die aktartig getrennt sind, sondern mit einer Szene, in der eben das eine Erlebnis, das der Betreffende hat, dargestellt ist.

Ferner spielt mit Ausnahme von Der Mutter Wiederkehr die Exposition im Gegensatz zu den geschichtlichen Balladen eine geringe Rolle. An ihre Stelle tritt die Stimmungsvorbereitung. Die beiden ersten allgemein gehaltenen exponierenden Strophen im Fegefeuer, das so wie so eine besondere Stellung einnimmt, und in der Vorgeschichte stehen mit dem speziellen Einzelfall nicht in Verbindung. Sie sind nur allgemeine Orientierungen; z. B. wird im Fegefeuer an einem Einzelfall eine westfälische Sage, in der Vorgeschichte eine krankhafte Veranlagung mancher Bewohner Westfalens dargestellt.

Die Notwendigkeit einer Stimmungsvorbereitung ergab sich ebenfalls aus einer Wesenseigentümlichkeit der Gespensterballaden, die nur beim Fegefeuer nicht vorliegt. In diesem wird von einer Sage berichtet: Das Verschwinden eines Jünglings in einem Berge, in dem die westfälischen Edeln im Höllenfeuer ihre Sünden büßen müssen. Als er wieder herauskommt, ist er ein grauer Mann, der bald dahinsiecht. Wir treten von vornherein an das Ereignis heran mit dem Bewußtsein, eine Sage zu hören. Wir messen nicht mit unsern modernen Begriffen, fragen nicht, ob das Ereignis möglich sei, sondern treten bewußt in eine ganz andere Welt, in eine Phantasiewelt ein. Eine besondere Vorbereitung unserer Stimmung, um wirklich daran glauben zu können, ist daher nicht nö ig.

Ganz anders steht es mit den übrigen. In diesen wird allerdings Glaube an die Erscheinung gefordert. Es ist keine Phantasiewelt, in der die Ereignisse sich abspielen, sondern unsere wirkliche Welt, die regiert wird von den Gesetzen der Kausalität. Es sind wirkliche Sinneseindrücke, die stattfinden; es ist keine dunkle Vergangenheit, sondern moderne Gegenwart. Wir müssen daher erst der modernen Begriffe und Stimmungen, mit den Erlebenden, beraubt werden, damit wir an die Erscheinung glauben, ihren Eintritt in die wirkliche Welt nicht als künstlich hineingebracht und unwahr empfinden.

Meisterhaft scheint uns in dieser Beziehung die Ballade Der Graue gelungen zu sein. Wir sehen eine kleine, altertümliche Burg in ganz moderner Umgebung: rote Ziegeldächer, Dampfmaschinen, Dunst von Fabrikwässern, eine Papiermühle. Das sind die Elemente. Der Besitzer ist ein praktischer Brüsseler Kaufmann, der diese alte Burg gekauft hat, um auf billige und doch einigermaßen vornehme Art seinen Sommeraufenthalt genießen zu können. Er hat eine

Reihe seiner Freunde, auch Kaufleute, zu einer Landpartie geladen. Sie ist aber arg verregnet, und die ganze Gesellschaft ist nun in der großen, unwirtlichen Halle der Burg in ziemlich flauer Stimmung versammelt. Es regnet draußen, die Kleider sind noch feucht, der Wind fährt in den Schornstein. Man versucht Feuer anzuzünden:

> Die Gäste waren all' zur Hand,
> Erleichternd ihres Wirtes Müh';
> Van Neelen nur am Fenster stand
> Und schimpfte auf die Landpartie.

Aber schließlich als Champagner gebracht wird und das Feuer brennt, wird die Stimmung um so gemütlicher:

> Der Wein ist heiß, die Kost gewählt,
> Manch derbes Späßchen wird gemacht.

Schließlich, als man sich trennt, sind sie in sehr angeregter Stimmung. Man geht in seine Zimmer; einer von ihnen, Waller, nimmt noch aus seinem Frack den Ivanhoe. Aus der ganz nüchtern-prosaischen Umgebung leitet diese Szene schon über zu einer gewissen Stimmung. Der Wein, das alte Schloß, draußen der Regen und der Wind erzeugen eine gewisse Stimmungsempfänglichkeit. Nun heult draußen der Sturm, die alte Turmglocke dröhnt, die Fenster und Türen knarren und ächzen. Auch das sind wieder Momente, welche die schon unheimliche Stimmung verstärken. Außer dieser äußeren Art der Stimmungserzeugung wendet Annette noch eine zweite an, die wir die psychische nennen können. Waller liest eifrig im Ivanhoe. Die alten Rittergestalten, die Stimmung dieser Dichtung beherrschen seine Phantasie. Ein plötzlicher Windstoß stößt die Scheibe des Fensters ein. Er sieht auf und sieht sich im Zimmer um. (Unterdessen geht der präteritale Stil allmählich in den präsentischen über.) Er sieht vergoldete Sessel, die blaue Tapete hängt in Fetzen von der Wand und flattert im Windzug; Ahnenbilder hängen an den Wänden und sehen aus, als ob sie lebten.

> Ganz wie 'ne alte Halle doch
> Aus einem Skottischen Roman!

Man sieht, wie seine Phantasie von der Lektüre des Ivanhoe beherrscht ist. Da dringt etwas wie Nebel oder Rauch durch die Tür in den schon so wie so dunstigen Raum. Ein unheimliches Etwas naht:

> [illegible] — [illegible]
> [illegible] — [illegible] —
> [illegible] — [illegible]
> [illegible] —

Es tritt also nicht eine sofort deutlich bestimmte Gestalt auf. Es bildet sich etwas, entwickelt sich langsam. Zugleich ist noch eins zu bemerken: Alle Elemente, auf denen eine Sinnestäuschung beruhen könnte, sind vorhanden: Der Nebel, der das Zimmer gefüllt hat, der Wind, der ihn bewegt und vielleicht zu Formen hin- und herdrängt, vor allen die Ahnenbilder an den Wänden. Waller schießt auf die Erscheinung; aber als sich der Pulverdampf verzogen hat, sieht er eine Gestalt, „ganz wie ein graues Bild von Stein". Er schießt nochmals. Jetzt sieht er die Gestalt am Bett stehen. Ihm ist, als höbe sie sich, sie sinkt ins Bett; er will sie umfassen, dann wälzt sie sich über ihn. Mit dem Höhepunkte der Erregung ist zugleich das Ende der Erscheinung erreicht. Er verliert die Sinne und wird am nächsten Morgen ohnmächtig im Gemach ausgestreckt gefunden.

Wiederholen wir noch einmal den Gang des Aufbaues, so stellt er sich so dar: Milieuschilderung, Stimmungsüberleitung, äußere und psychische Stimmungsvorbereitung, Gespenstererscheinung, Höhepunkt der Erregung, zugleich Ende der Erscheinung. Im wesentlichen finden wir bei den anderen Balladen denselben Gang, nur daß die Milieuschilderung und Überleitung meist wegfällt. Wichtig ist vor allem die äußere und psychische Vorbereitung, und daß das Ende oder wenigstens das Verschwinden der Erscheinung mit der Erreichung des Höhepunktes eintritt. Im Fundator haben wir die dämmernde, von Dünsten erfüllte Landschaft als äußere Vorbereitung. Der alte Diener hat in einer alten Chronik vom Fundator gelesen: die psychische. Mit dem Höhepunkt seiner Angst schlägt der Hund draußen an, die Kutsche seiner Herrschaft fährt über die Schloßbrücke. Das Unheimliche, das sich ihm naht, ist verschwunden. — Die äußere Vorbereitung ist in allen Balladen klar zu erkennen, weniger deutlich vielleicht die psychische. In der Vorgeschichte wird sie gebildet durch das Nachdenken des Freiherrn über das Geschick seines Knaben und seines Geschlechtes beim Anblick der Wappen. Im Meister Gerhard von Köln liegt sie in dem Zurückträumen in die Vergangenheit; in Der Mutter Wiederkehr, wo die äußere weniger intensiv gestaltet ist, ist es der nicht lange vorher erfolgte Tod der Mutter, die beklommene Stimmung, die noch über allen liegt. Im Schloßelf denkt der Bauer, als er am Schloß vorüberkommt, an die Sage, die vom Schloß erzählt wird. Nur im Fräulein von Rodenschild fehlt sie.

Wenn wir aber auch eine gewisse gleichmäßige Gliederung feststellen konnten, so bezieht sie sich doch fast immer nur auf eine Szene. Den dramatischen, aktartigen Aufbau, wie in den geschichtlichen Balladen, finden wir nicht.

Auch in der Ballade Der Graue sind die der eigentlichen Gespensterszene vorausgehenden Schilderungen nicht um der Handlung

willen da; sie sollen in das Milieu, in die Stimmung einführen. Nur in Der Mutter Wiederkehr finden wir auch hier einen Unterschied. Sie verläuft in zwei scharf getrennten Vorgängen. Der Grund ist leicht nachzuweisen. Die Besonderheit im Aufbau der II. Gruppe ergab sich, wie wir sehen, aus ihrem Wesen. Nur ein Erlebnis findet statt; wir haben keine Handlung, keinen Konflikt, keine Entwicklung, keine Motive; während in Der Mutter Wiederkehr alle diese Elemente enthalten sind.

Noch eine Eigenschaft der Gespensterballaden müssen wir erwähnen, die im allgemeinen nicht sehr geschätzt, von ihrem Herausgeber Kreiten sogar als künstlerischer Mangel aufgefaßt wird. Das ist die Unsicherheit, in der sie uns oft darüber läßt, ob die Erscheinungen wirklich stattgefunden haben oder ob sie Sinnestäuschungen gewesen sind. In der Tat bleibt das unsicher, außer im Fegefeuer, wo eine Sage, und in der Vorgeschichte, wo ein krankhafter, nervöser Zustand dargestellt wird. Denn einesteils sind immer Umstände da, die auf eine Sinnestäuschung hindeuten, auf der anderen Seite aber ist wieder soviel Unerklärliches, daß der Eindruck ungewiß bleibt. Nach der Auffassung, die wir im Anfange des II. Teiles ausgesprochen haben, daß es nämlich mehr nervöse Zustände sind, die die Erscheinungen hervorbringen, erklärt sich diese Dunkelheit leicht. Es soll eben der Stimmungsgehalt von Momenten poetisch dargestellt werden, die jeder nervös empfängliche Mensch leicht durchlebt; einige jener sonderbaren, geheimnisvollen Erlebnisse, die der moderne Mensch belächelt und auf natürlichem Wege zu erklären sucht, wo aber doch ein Rest von Unbegreiflichem übrig bleibt, dessen Wirkung er sich nicht entziehen kann. Wir halten daher diese Dunkelheit für einen sehr realistischen und vor allem beabsichtigten Zug, der in unseren Augen ein Vorzug ist. Bestärkt werden wir in dieser Auffassung durch einen Bericht Levin Schückings in seinen Lebenserinnerungen (1, 154): Er erzählt da, wie er mit Annette abends im Zimmer gesessen und sie dann mit lebhafter Phantasie erzählt habe. Es heißt dann: „Und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Geschichten nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu und hatten einen um so größeren Reiz, weil wir beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Tatsachen aufrichtig glaubten oder nicht.“ [1])

Eine ähnliche Dunkelheit läßt sie z. B. im Vermächtnis des Arztes, wo man auch nicht sicher ist, ob das ganze niedergeschriebene

[1]) Hüffer S. 208.

Erlebnis nicht doch ein Wahngebilde gewesen sei. Und hier hat sie die Dunkelheit ausdrücklich als beabsichtigt bezeichnet.[1])

Es ist zuletzt noch auf eine Reihe von technischen Mitteln in Kürze hinzuweisen, die wir in beiden Gruppen ziemlich gleichmäßig verteilt finden, die aber besser für sich allein betrachtet werden, weil manches Eigentümliche und Bemerkenswerte an ihnen neben den größeren Zügen nicht so zur Geltung hätte gebracht werden können.

Wir stellen die Technik der Stimmungserzeugung voran.

Die Grundstimmung erhält ein Gedicht durch den Rhythmus. Eine erschöpfende Untersuchung der rhythmischen Wirkungen in Annettens Balladen kann hier freilich nicht gegeben werden. Denn Grundzüge lassen sich kaum angeben, alles kommt hier auf die Einzelinterpretation des Gedichtes an. So können wir nur auf einzelne interessante Fälle hinweisen.

Eine gleichmäßige Grundstimmung geht durch die Ballade Der Graf von Thal. Etwas Düsteres und Rauhes, trotz aller Leidenschaft Verhaltenes ist der Grundton des Gedichts. Das prägt sich aus in den kurzen, dreitaktigen Reihen, die meist mit starkem Satzabschnitt schließen. Der Rhythmus ist jambisch und monopodisch. Die Ausgänge sind fast durchgängig stumpf. Gleichmäßig rollen die Strophen, die nur aus zwei Perioden zu je zwei rhythmischen Reihen bestehen, dahin. Es finden keine auffälligen Akzentversetzungen statt oder andere Variationen. So bekommt das Gedicht einen einförmig monotonen Charakter, etwas Lakonisch-Düsteres. Nur als im 3. Teil die Gräfin ihren Gatten in furchtbarer Erregung erwartet, fließen die rhythmischen Reihen mehr ineinander über, der Rhythmus wird bewegter.

Deutlich fühlbar wird der Stimmungsunterschied in der Stiftung Cappenbergs zwischen den Strophen, in denen der Mönch Norbert auftritt mit ihrem schweren, gleichmäßigen, monopodischen Rhythmus und dem mehr dipodischen, unregelmäßigeren in den Strophen des Grafen Arnsberg mit den hie und da jäh hervorschießenden Akzenten.

Der Vendetta gibt der trochäische Rhythmus mit häufig aufgelöster Senkung das Unruhige, Aufgeregte, Bewegliche:

Ja, einen Feind hat der Korf', den Hund
Luigi, — den hagern Podesta,
Der den Ohm, so stark und gesund,
Ließ henken, den kühnen di Vesta.
Er und der rote Franzose Jocliffe,
Die beiden machten ihn hangen,
Aber der ging zu dem Schmuggler-schiff
Und liegt seit Monden gefangen.

---

[1]) Hüffer S. 216.

Besonders wirksam wird die metrische Form in Meister Gerhard von Köln:

Wenn in den linden Vollmondnächten,
Die Nebel lagern überm Rhein,
Und graue Silberfäden flechten
Ein Florgewand dem Hei'genschrein:
Es träumt die Waldung, duftumsäumt,
Es träumt die dunkle Flutenschlange,
Wie ein Robbe liegt am Hange
Der Schürg' und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
Des Walles Gräser zucken matt,
Und ein zerhauchter Grabesbrodem
Liegt über der entschlafnen Stadt:
Sie hört das Schlummerlied der Well'n,
Das leise murmelnde Geschäume,
Und tiefer, tiefer sinkt in Träume
Das alte Köln.

Der schwere monopodische Rhythmus erzeugt zum großen Teil die müde, träumerische Stimmung des Ganzen. Es ist ein gleichmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung. Keine Senkung ist aufgelöst. Keine scharf markierten Pausen am Ende der rhythmischen Reihen. Sie fließen häufig ineinander über und rollen gleichmäßig fort bis ans Ende der Strophe. Besonders trägt dann zur Schwere und Düsterheit der Stimmung bei die kurze zweitaktige rhythmische Reihe, die mit schwerer Nachdrücklichkeit jede Strophe schließt. Jedesmal bringt sie etwas inhaltlich Wichtiges und wird dadurch noch schwerer, die Stimme sinkt unwillkürlich tief hinab beim Lesen. Um so mehr wirkt es dann in der letzten Strophe, daß gerade diese zweitaktige Reihe benutzt wird, um zur letzten überzuleiten. Anstatt abzuschließen, wobei man die Stimme sinken läßt, eröffnet sie hier, die Stimme hebt sich. Der Umschlag aus der visionären, traumhaften Stimmung in das Aufwachen beim Hereinbrechen des Tageslichts ist eingetreten. — Wir müssen uns mit diesen wenigen Beispielen begnügen.

Ein weiteres Mittel, Stimmung zu erzeugen, ist die Verwendung der Landschaft oder des Milieus, die zum Teil schon früher behandelt werden mußte. Die Einleitung der Kampfszene im Tod des Erzbischofs: „Wie dämmerschaurig ist der Wald an neblichten Novembertagen" gibt der Situation das Unheimlich-Spannungsvolle. Eine friedensvoll beruhigte Stimmung entsteht nach dem Kampfe durch die Landschaftsschilderung in Strophe 11:

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauscht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube.

Die matte, träumerische und doch unheimliche Stimmung im Fundator wächst aus solchen Elementen hervor, wie „Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore". „Schlaftrunkne Schwäne kreisen sacht;" aus dem Auftauchen der Fledermaus; „es ist eine Dämmernacht, genau gemacht für Alb und weiße Frau." „Der Röhricht knirrt, die Unke stöhnt" usw.

Eine wollüstig weiche Stimmung liegt über Strophe 13 und 14 im Geierpfiff:

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Riff
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauschend Thymianes Duft,
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
Den vollen, streckt sie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde — usw.

Noch einige andere Mittel wendet sie an, z. B. das mehrfach wiederholte „träumt" im Meister Gerhard von Köln, das wie ein tiefer Glockenton hindurchklingt, und andere mehr.

Bei der Stimmungserzeugung handelt es sich darum, einen für gewisse Eindrücke aufnahmefähigen Zustand herzustellen, einen Zustand, der dem Betreffenden selbst unbewußt bleibt. Anders ist es bei einer anderen Form seelischer Beeinflussung, die die Dichterin anwendet, bei der Erregung von Spannung. Hier tritt das Bewußtsein nicht nur hinzu, es wird sogar geschärft, auf einen Punkt konzentriert. Auch diese Spannungserregung weist bei Annette einige bemerkenswerte Momente auf. Besonders liebt sie es, uns durch eine bestimmte Situation in Spannung zu versetzen. Wir wissen, daß jemand sich verborgen hat; wir sehen dann, wie ein anderer, gegen den das Handeln des Versteckten gerichtet ist, kommt, in diese Situation eintritt, handelt und spricht, ohne von jenem zu wissen. Jeden Augenblick erwarten wir die Entdeckung des Verborgenen oder das Hervorbrechen aus dem Versteck. Verstärkt wird diese Spannung noch dadurch, daß der Handelnde sonderbare, halb menschliche Laute zu hören glaubt, einen Seufzer, Waffenklang usw. und doch immer wieder von seinem Begleiter beruhigt wird; oder er sieht, wie der Podesta in der Vendetta, sein Pferd ängstlich werden, ohne sich den Grund erklären zu können. Diese Situation ist verwendet im Grafen von Thal in der

Lauscherszene; im Tod des Erzbischofs steht der Isenburger verborgen im Wald, der Erzbischof kommt geritten, hört sonderbare Laute, wird aber beruhigt. Wir selbst durchschauen die Situation. Im Geierpfiff lauert der Rieder verborgen hinter dem Stein; das Mädchen ist ahnungslos, wir selbst sehen die Gefahr. Gesteigert wird die Spannung hier dadurch, daß der Rieder das Wehen ihres Lockenhaares, ihren heißen Odem spürt, das Schaukeln ihres Fußes sieht, ohne daß sie es weiß. Auch hier findet sich das Motiv des mißgedeuteten Lautes: das Bröckeln des Steines, als Rieder bergan stürmt.

Dieselbe Situationstechnik hat Annette auch in der Schlacht am Lohner Bruch (II. Teil). (Kreiten 2, 344 ff.) und in Des Arztes Vermächtniß (Kreiten 2, 256 ff.) angewandt.

Eine andere spannende Situation ist die, daß jemand ängstlich oder sehnlich erwartet wird. Auch hier trägt das Hören von Tönen, das Wahrnehmen von Lichtern usw., die vielleicht das Erwartete ankündigen, aber sich dann als Täuschung erweisen, zur Erhöhung der Spannung bei.

Im Grafen von Thal ist sie zweimal verwendet. Die Gräfin erwartet ihren Gatten und schaut gespannt übers Land hin. Später erwartet sie den vom Rachezug Heimkehrenden, angstvoll lauscht sie vom Balkon. Bald hört sie einen Schritt, doch „der Hirsch setzt über die Kluft", bald ein Signal „doch nein, der Auerhahn ruft" usw.

In den Schwestern erwartet Gertrud die jüngere Schwester. In der Mutter Wiederkehr erwarten Vater und Kinder gespannt die Mutter. Im Fräulein von Rodenschild steht das Fräulein an der Türspalte und wartet gespannt, ob das Gespenst sich nicht zeige. Im Fundator beugt sich der alte Diener übern Sims, um zu lauschen. Auch hier das Motiv, daß sonderbare Laute gehört und mißverstanden werden.

Ein weiteres Mittel ist, daß plötzlich eine sonderbare Wahrnehmung gemacht wird, deren Ursprung man sich noch nicht erklären kann. Gespannt merkt alles auf und wartet auf den Moment, wo die Wahrnehmung ihre Erklärung finden wird.

So heißt es im Fegefeuer des westphälischen Adels: „Horch, wie es draußen rasselt und fährt." Der Jüngling weiß noch nicht, wer kommt. Da dringen hundert Lanzen hinein und mitten darunter der Assebürger. Der Korse Geronimo, der sich allein glaubt, will eben dem Roß einen Dolchstoß versetzen: „Da — ein Gekniſter und — still! ein Pfiff. Und wieder summende Laute." Wir wissen noch nicht, wer es ist; nur allmählich kommt es. Es ist der Podesta. Die gleichen Situationen finden sich im Schloßelf (6. 7); in Der Mutter Wiederkehr (7. 8. 16); in Curt von Spiegel (10).

Hierher zu stellen ist auch das Auftauchenlassen undeutlicher Erscheinungen, die dann den Wahrnehmenden meist zu einer Frage veranlassen. Z. B. im Fräulein von Rodenschild:

O weh meine Augen; bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?

und an vielen anderen Stellen.[1])

Wir haben hier noch einer Seite ihrer Technik eine kurze Betrachtung zu widmen, die vielleicht die für sie charakteristischste ist, der Wiedergabe von Sinneseindrücken.

Richard M. Meyer[2]) hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß hier wohl ein Zusammenhang zwischen der Natur ihres Auges und ihrer Technik zu finden sei. Annettens Auge war bekanntlich für die Ferne äußerst kurzsichtig, das ganz Nahe sah sie dafür fast mikroskopisch genau.

Schücking sagt in der Einleitung zu Annettens Werken S. 41: „sie hat die Welt stets nur durch einen Schleier gesehen und verschwimmende Umrisse der Dinge." Die folgende Darstellung der Technik, wie sie Sinneseindrücke entstehen läßt, wird jenen Zusammenhang doch wohl annehmen lassen. Der Gang der Entwicklung ist hier folgender:

Es werden undeutliche Laute gehört.

Ein undeutlicher Gesichtseindruck folgt; er wird deutlicher.

Öfters löst sich ein einzelner Eindruck von einer größeren Masse ab.

Endlich ist der genau apperzipierte Eindruck oder das Gesamtbild vorhanden.

Immer geht die Gehörempfindung voran, undeutliche, dann immer deutlicher werdende, bis zur vollen Deutlichkeit gesteigerte Gesichtsempfindungen folgen.

Die Gräfin von Thal erwartet auf dem Balkon ihren Gemahl. Sie hört undeutliche Laute; die ganze Reitermasse erscheint; einer löst sich los: ihr Gemahl. Sie sieht ihn dräuen (noch ein allgemeiner Ausdruck); schließlich sieht sie ihn die Hand ballen; der Eindruck ist also genau fixiert.

Im Tod des Erzbischofs ist die Landschaft mit Nebel bedeckt:

Da trabt es sachte durch die Flur,
(Also eine Gehörempfindung)
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
(Ein undeutlicher Gesichtseindruck)

---

[1]) Fundator 12 [1]. 13 [2]. Vorgeschichte 11 [1]. [3]. [4]. Der Graue 18. 19. Vendetta 18. Fräulein von Rodenschild 2 [3]. 12 [3]. Bajazet 2.

[2]) Deutsche Charaktere.

Da nieder rauscht es in den Fluß,
(Der Eindruck wird deutlicher.)
Und stemmend gen den Wellen Guß
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.
Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß schwingt seine nassen Flanken,
(Ein deutlicher Eindruck)
Und wieder eins, und wieder zwei,
Bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken.
(Das Gesamtbild ist vollendet.)

Im Fegefeuer des westphälischen Adels erwacht der Jüngling, den der gespenstische Reiter gepackt hat, erst in einer großen Halle wieder:

Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
(Gehörempfindung)
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel
(Allgemeiner Gesichtseindruck.)

Dann erst sieht er „viele Tische stehen", sieht „edle Geschlechter" und erst zuletzt wird das Wahrnehmen solcher einzelnen, konkreten Züge geschildert, wie von Messern, Gabeln, Gläsern. Es ließen sich noch manche andere Beispiele[1]) geben.

Auch das langsame Entstehen der Gespenstererscheinungen, das wir in anderem Zusammenhange erwähnt haben, gehört in gewissem Sinne hierher.

Eine weniger häufige Eigentümlichkeit ist vielleicht anschließend zu erwähnen: die Vorbereitung von Sinneseindrücken, um sie intensiver zu machen. Es ist der Fall, wenn man im Geierpfiff durch die vorher geschilderte Ruhe und Stille die Messer leise schleifen hört, oder im Tod des Erzbischofs nach dem Kampfe alles still und einsam ist und plötzlich das Knistern von der Höhe hörbar wird.[2])

Viel häufiger wird diese Intensivierung durch andere Mittel erreicht, z. B. durch Lautmalerei. Durch Worte wie: Knistern, knirren, Gesumme, Geschwirr, Gemunkel; es surrt leise; „ha, welches Gesummse im weiten Kreise;" das Quitschern im Kies. „Tapp an Tapp." Geknarr, Geschnarr. Besonders liebt sie die Interjektion; Hui! So „hui ein Pfiff" (Vendetta 18 [3]) usw., der Gebrauch solcher halb interjektionalen, die Aufmerksamkeit hinlenkenden Ausdrücke wie: Schau! (wie Zweige an Zweige er streicht), doch still!, „da horch! ein Pfiff;" „da — ein Geknister" usw.

An dritter Stelle sei auf die nachträgliche Charakterisierung eines Eindruckes durch ein Bild hingewiesen, das das Charakteristische noch mehr hervorhebt, z. B. im Fegefeuer 10 $^{6}/_{7}$:

---

[1]) Tod des Erzbischofs 17. 11. Vendetta 5. 6. Fegefeuer 3. Fräulein von Rodenschild 3. 4. Geierpfiff 18. Schwestern 4. 5. Bajazet 2. 3 (Lautempfindung fehlt).

[2]) Vgl. Der Mutter Wiederkehr 7. Geierpfiff 14. 15. Fundator 18.

Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittert,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

Fundator 18 3/4:

Ja! am Parkett ein leises Streichen,
Wie Wiesel nach der Stiege schleichen —

M. Gerhard von Köln 8 8:

Und leise zuckt das Spiel der Glieder,
Wie Rauch im Tann.

Wäre diese Eigentümlichkeit nur selten festzustellen, so würde man in ihr kein besonderes technisches Mittel zu sehen haben. Gerade sie kommt aber so massenhaft[1]) vor, daß man sie als charakteristischen Zug erwähnen muß. —

Wir möchten endlich am Schluß noch auf etwas aufmerksam machen, das, so äußerlich es ist, doch bezeichnend ist für die große Realistik ihrer Empfindung und Darstellung, die ihrerseits wieder den Eindruck unmittelbarer Gegenwärtigkeit erzeugt: Auf die Verwendung des Bindestriches. (Bemerkenswert natürlich auch nur wegen der Häufigkeit der Anwendung.) Man vergleiche z. B. Strophe 5 der Vendetta:

Da — ein Geknister und — still! ein Pfiff,
Und wieder — summende Laute!

Hinter „da" und „wieder" steht ein Bindestrich; hinter „still" keiner! Er ist also genau nach der Art der Wahrnehmung angewendet, ob sie erst allmählich zur Deutlichkeit kommt oder momentan sofort deutlich wahrgenommen wird. Das Geknister ist ein Geräusch, das erst allmählich deutlich und als merwürdig erkannt wird, es ist nicht sehr intensiv, es hat längere Dauer. Der „Pfiff" ist ein sofort in seinem Wesen apperzipierter Eindruck. Dagegen kommen die „summenden Laute" wieder erst allmählich zur bestimmten Erfassung. Der Bindestrich ist die Bezeichnung einer längeren Pause, in der der Hörende sich bemüht, den Eindruck deutlich aufzufassen.

Selbst bis in diese Äußerlichkeit konnten wir also wenigstens einen Teil des am Beginn festgestellten Grundzuges, des Strebens nach dramatischer oder mindestens situationsmäßiger Gegenwärtigkeit, verfolgen.

---

[1]) Fegefeuer 7. 12 7. 17 3. Stiftung Cappenbergs 11 1/2. 7/8. Fundator 18 5/6. 11 3. Vorgeschichte 1 3/4. 2 5/6. 3 5/6. 7 3/4. 12 3/4. 13 3. 16 3/4. 18 3/4. Der Graue 4 3/4. 14 5/6. 16 5/6. 22 1/2. Vendetta 3 3. 5. 6. 7. 8. 12 5. 6. 7. 8. Fräulein von Rodenlang 3 2. 7 2. 8 2. 10 1/2. 12 3/4. 14 2. 6 und viele andere mehr.

[2]) Vgl. Vendetta 18. Fundator 11. 12. 13. 15. 17. 18. Fegefeuer 3. Schloßelf 6. Der Mutter Wiederkehr 8. 16. Vergeltung 5. M. G. v. K. 6. Schwestern 5. Geierpfiff 10. 18. Frl. v. R. 5. Der Graue 14. 15. 17.

Eduard Mörike in Schwäbisch-Hall und Mergentheim (1843—1847).

Nach neuen Dokumenten dargestellt

von Walther Eggert Windegg in München.

(Schluß.)[1]

Sowohl Klärchen als auch Eduard befanden sich unter solchen Wirrnissen schlecht. Die Schwester ist oft und nicht unbedeutend krank, Eduard entbehrt beinah allen Schlaf und fühlt sich deshalb dann am Tage bald zu aufgeregt, bald zu matt. Am 5. September berichtet er, seit Sonntag trinke er wieder am Brunnen im Bad, verlaufe die drei Gläser, so wie einst neben Hartlaub im Jahre 37; am 24. Oktober vermehrt er mit seiner Person das Spital im Hause schon seit 6, 8 Tagen; am 14. November freut er sich, den Freund nun in Wahrheit versichern zu können, daß ihn sein Schwindelwesen wieder verlassen habe, in bezug auf Klärchen möge er das alte Lied von unzureichenden Kräften u. s. w. nicht wiederholen. Wunderbarerweise blühte des Dichters Poesie wieder auf mitten in diesen Nöten, ja aus ihnen. Ich nenne die Lieder „An Klärchen", „Margareta", „Götterwink", „Auf einer Wanderung" und das wehmütig schöne „Ach nur einmal noch im Leben". Besonders fördert Mörike die „Idylle vom Bodensee", zu deren Geschichte die folgenden Stellen aus Briefen an Hartlaub angeführt seien: „In der Glocken-Idylle habe ich gestern die Erzählung des alten Fischers von dem Teufelsspuk und dem ländlichen Aufzug zur Kapelle, samt deren Einweihung, vollendet. Im ganzen stehen 230 Hexameter jetzt auf dem Papier; was weiter kommt, wird ungefähr ebensoviel betragen" (16. Juli 45); „Die Glockendiebe, deren Arbeit eine große Pause erlitt, werden doch in der Kürze fertig sein, wenn ich zum letztenmal hinter sie komme. Ich ließ einige Lücken-Übergänge, welche aufhielten, — auch fehlt noch der Schwanz." (29. September); „Durch die ausführliche Behandlung der episodischen Liebesgeschichte, welche ausdrücklich der ländlichen Muse selbst in den Mund gelegt wird, erhält sie mehr gemütliche Fülle, leidenschaftliche Bewegung und Zartheit, auch größere Ausdehnung. Es werden immer 700 Verse werden, die sich von selbst in drei Gesänge — zwei größere und einen kleinen ‚Schlußgesang' — teilen." (24. Oktober 45.)

Das Haushaltungsbuch wurde unter den angedeuteten Verhältnissen vernachlässigt und schließt mit dem 24. Mai dieses Jahres 45,

[1]) Vgl. oben S. 595 ff.

um mit dem 1. Januar 1846 von Gretchens Hand weitergeführt zu werden. Die Einnahmen dieses Jahres sind folgende: Am 15. Jan. Paket von der Tante Georgii an Clärchen 7 fl., von der Tante Neuffer 5 fl. 45, am 16. Jan. empfängt Clärchen von C. Mörikes in Neuenstadt 5 fl. 45, am 31. März kommt die Pension mit 70 fl., der 25. April bringt von M. Mörike dem Clärchen 23 fl. Von den Ausgaben ist keine besonders anzuführen. Die einzige sichere Einnahme heißt immer: „Vom Kameralamt 70 fl.," daher ist „Monsieur Schmieck" (Schmieg schreibt Gretchen), der die Pension zu überbringen hatte, dem Clärchen ein wahrer Trostanblick. („Das Clärchen kann nicht rechnen, ich auch nicht, so wird eben blind quittiert.")

Während des ganzen Jahres 46 hat Gretchen — mit kurzen Unterbrechungen — das Haushaltungsbuch geführt, und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit und Liebe ohne gleichen. Die Blätter dieser Zeit tragen auch die erwähnten Zwischenbemerkungen und Zeichnungen und gestatten, wie wir sehen werden, nicht wenige, wertvolle Schlüsse. Das Jahr beginnt mit den Ausgaben: Neujahr dem Nachtwächter 24 kr., ditto dem Türmer 18 kr., ditto dem Briefmädchen 24 kr. Mit diesen Persönlichkeiten, denen ihr Beruf wohl auch eine gewisse Originalität aufgeprägt hatte, stand Mörike auf vertrautem Fuße, zumal mit dem Turmwächter von Mergental, „welcher die Nadel und die Schere nicht schlechter führt, als jenes große Horn um dessentwillen Agnes den Nachtwächter von Klepperfeld für einen wirklichen Ochsen hielt." Derselbe Turmwächter war denn auch der Leibschneider des Dichters. Am 26. ist gebucht: Salat. Schaafmäulchen 1 kr.; zu diesem Namen sagt Gretchen: „(Ach wie nett!)". Am 25. ist eingetragen: Metzger für zwei Aderlässen 36 kr. Solche scheinen wieder nötig zu sein, auch kehrt in der nächsten Zeit sehr häufig die Ausgabe für ein „schwarzes Pflaster", auch „Blasenpflaster" wieder, dann für „Senftmehl" und „Senftteig", sowie für Camillen und Hirschunschlitt. Jene Pflaster sind dieselben, welche dem armen Mörike „den Buckel oben und unten tüchtig aufgeschunden haben, so daß man denken sollte, auf diesen Exorzismus sollte der Teufel von der Stelle gehen".

Wegen der Idylle vom Bodensee, des „Diebs-Heldengedichts", pflegte der Dichter Unterhandlungen mit Cotta, dem er nach einem Briefe vom 10. Febr. die ersten 4 Gesänge zur vorläufigen Einsicht mitgeteilt hat; mein Büchlein gibt hierüber die genaue Auskunft: 16. Jan. Porto, Paket an Cotta 12 kr., 24. Mai ditto. Im gleichen Briefe sagt Mörike, er habe für nötig gefunden, die Idylle in 6 Gesänge zu teilen, und es werde ein ganz ansehnliches Stück Arbeit. Schließlich aber erschien das Werkchen nicht bei Cotta, sondern bei Schweizerbart, worüber der Brief vom 8. Juli an Hartlaub ver-

meldet: „Fürs zweite kann ich Dir den völligen Abschluß des buchhändlerischen Geschäfts verkünden. Ich habe seine Schweizerbarts] nachträglichen Wünsche, wonach jede Auflage 1500 Ex. stark und von der zweiten an jede definitiv mit 550 fl. honoriert werden soll, erfüllt und den Kontrakt auf diese Weise unterzeichnet." Cotta gegenüber urteilte der Dichter selbst, die „Idylle" stehe „ungefähr in der Mitte zwischen den griechischen Mustern und Hebels erzählender Darstellungsweise".

Die Fasten- und Osterzeit, die er im katholischen Mergentheim gemeinsam mit Gretchen verlebt, bietet dem Dichter manche Anregung, wenn er auch das „abgeschmackte Getöse" der Rätsche tadelt, welcher sich die Katholiken während der Karwoche statt der Glocken bedienen und über welche das „schöne evangelische Geläut, wie billig" die Oberhand behielt. Besonders gern aß Mörike die gesalzenen Fastenbretzen, die im Büchlein all ander Tage stehen und deren Eintrag Gretchen gelegentlich ein „(Ach wie gut!)" beifügt. Eduard hat gar eine Zeichnung gegeben, auf welcher — am 14. März — der hemdärmelige Bäcker der Magd aus dem fränkischen Ladenschiebfensterchen eine große Bretzel reicht. Dieses ungesäuerte Fastengebäck dürfte identisch sein mit „jenen Judenmatzen und Wallfahrtswecken". Am 16. März zeichnete der Dichter einen zierlichen, bepackten Reisewagen ins Haushaltungsbuch und am 19. einen geschlossenen Reisekoffer mit der Adresse: Fräul. Clara M., — der Bestimmungsort ist unleserlich, doch weist der erste erkennbare Buchstabe W auf Wermutshausen hin, könnte aber auch Würzburg bedeuten, wo Mörikes Verwandte hatten. Am 11. April sind die Auslagen Claras auf der Reise mit 8 fl. 6 kr. gebucht. In dieser Zeit fällt der siebenmalige Eintrag „Kein Essen" auf. Dieser darf nicht etwa auf Mangel gedeutet werden, sondern dahin, daß Eduard es an diesen Tagen seines Alleinseins nicht für nötig gehalten hat, sich eine vollständige Mahlzeit aus dem Restaurant holen zu lassen. Offenbar haben die Geschwister weder in Hall noch in Mergentheim beständig eine eigene Küche geführt, sie haben sich das Essen vielmehr aus den verschiedenen Wirtsküchen herbeitragen lassen; so erklären sich die vielen und größeren Posten für „Kostgeld", das einmal an den „Träteur" Krauß, ein andermal an Müller, oder an den „Hirsch" u. s. w. bezahlt wird. Das folgende Wunschsprüchlein, welches Eduard am 7. März dem Büchlein anvertraut, ist gleichwohl ehrlich empfunden:

Ich wollt, ich wär Gold,
dir immer im Sold,
und thätst du was kaufen,
käm ich wieder gelaufen.
Ich wollt, ich wär Gold,
dir immer im Sold.

Am 6. April fährt Clärchens Reisewagen in eiligem Trab durch eine von Mond und Sternen erhellte Nacht, offenbar Mergentheim zu; darunter steht von Gretchens Hand der Stoßseufzer: „Gott und die allerseligste Jungfrau M. — Hat geschlagen 11 Uhr." Unterm 4. April hat Mörike einen Brief mit großem Siegel und der Unterschrift „an den König" eingezeichnet; er dürfte das Gesuch um Erlaubnis der Dedication der Idylle an den Kronprinzen enthalten haben, welche erst im November genehmigt wurde. — Wie innigen Anteil der Dichter an dem religiösen Leben Gretchens während der Osterzeit genommen, bezeugen auch folgende Federzeichnungen von seiner Hand: Am 4. April weist eine Hostie mit dem Symbole des Sakramentes, dem Kelch und darüber schwebender Hostie, zweifellos auf die Osterkommunion Gretchens hin; am 11. April ist in eine ovale, monstranzähnliche Gloriole der Vermerk eingezeichnet: „Abends 6 Uhr. 11. Apr. Letzte Mette vor Ostern C. G. E. Oratorium" und bedeutet, daß Clara, Gretchen, Eduard da die letzte Ostermette gemeinsam besucht haben; den 17/18. April beleuchtet eine verzierte Kommunionkerze als Zeichen des Weißen Sonntags, des ersten nach Ostern, an dem die Kinder die erste heilige Kommunion empfangen. Eine ganz reizende und sinnige Zeichnung ist die dreier zierlichen, nebeneinander schwingenden Glocken von Namen Margareta, Clara, Mein: man hört den reinen Dreiklang ihrer Herzen. Den 9. April sitzt ein geducktes Osterhäschen unten am Blatt und läßt zwei Eier hinter sich. Auf dem Ostermarkt hat Gretchen ein „Körbchen, Kreutzchen und Lämmlein" für zusammen 19 kr. gekauft. Am 14. April sitzt der Dichter mit den „beiden Mädchen" schon im Freien, so gut man aus der Zeichnung sehen kann, an einer Kegelbahn; darüber steht die freudige Bemerkung: „Die erste Nachtigall im Hofgarten von Eduard gehört den 15ten." Mit einem launigen Eintrag ist der 26. April bedacht: „Sonntag Mittag 12—1 Gewitter.

Ein Uhr schlugs, da setzten sich die Dreie
zu dem Kraut und zu dem Erbsenbreie."

Nicht weit davon steht im Büchlein ein Bilderrätsel: Frau v. — nun kommt ein sogenannter Buckelkratzer, mit dem alte Weiber sich den Rücken zu kratzen pflegten, sodann ein Eßlöffel und ein Stelzenpaar. Dies bedeutet: Frau von Kratzer oder Krather in Löffelstelzen. Aus den Einträgen im Haushaltungsbüchlein ist ferner zu ersehen, daß Mörike des öfteren zu dieser Dame gekommen ist, welcher Art aber die Beziehungen zu ihr waren, konnte nicht festgestellt werden. Bis jetzt konnte ich nur ermitteln, daß diese Dame eine geborne von Adelsheim war — auch in der badischen Amtsstadt Adelsheim ist Mörike zu dieser Zeit gewesen — und seit 1845 als geschiedene Frau von Krather in Löffelstelzen wohnte.

Innenseite des Deckels stehen die Buchstaben H $\frac{V}{S}$ P, welche bedeuten: Vale! — Have! — Proficiscere! — Salve! Den 5. Julii nimmt Gretchen den Abschied: „Adieu liebs Büchlein, halt gut Ordnung!!!“ und am selben Tage noch beginnt Clärchen mit dem Seufzer: „O liebe, liebe treue Seele, du bist jetzt so weit weit schon fort!!“ Eduard aber hat wieder eine reizende Zeichnung beigegeben: Man sieht den grünen Friedhof mit der Kapelle, hinter ihm dehnen sich die offenen Felder und zieht sich die Landstraße hin, auf der ein mit zwei Pferden bespannter Reisewagen sich entfernt; auf der Landstraße hinter dem Wagen steht noch einmal „Adieu!!“ und weiter unten der Trost „Scheiden und Meiden bringt des Wiedersehens Freuden!“ — dies alles von Eduards Hand. In einem Briefe, der seither „ohne Datum und Jahreszahl“ galt, schreibt Eduard an Gretchen: „Am Montag Nachmittag, geliebtes Gretchen! gerade als ich nach dem Kaffee in Eurem Stübchen das Haushaltungsbüchlein vor mir hatte und zum Gedächtnis unseres traurigen Heimgangs von dem Felsenkeller eine Ansicht des Kirchhofs mit der Linde und hinten an dem Berg hinauf den gelben Wagen zeichnete, der unser Liebstes über Berg und Thal fortnahm, — erschien Ihr erster schriftlicher Gruß;“ Damit ist also das Datum dieses Briefes bestimmt, und zwar auf den 9. Juli 1846. Eine gemütliche Beschreibung des „gelben Wagens“ enthält der Brief vom 6. Juli: „Der Wagen sah, indem er so gemach den Berg anstieg, recht wie ein guter dicker Onkel aus, dem Wohlleben und Sicherheit deutlich auf dem Rücken steht. ‚Du‘, sagte ich zu Clärchen, als ihr das Wasser in den Augen stand, ‚der läßt unserem Schneckenbäzlein [Kosenamen für Gretchen; Bäzlein = Schäflein] nichts geschehen!‘“ Die Reise, welche Gretchen in einer Erbschaftsangelegenheit ihrer Mutter unternahm, führte über Dinkelsbühl nach München. Die nächste Zeichnung stellt Wolken vor, aus denen zackige Blitze schießen; die Erklärung lautet: d. 5/6. Julii Donner und Blitz im Haus, worüber der Brief Eduards an Gretchen vom 6. Juli folgenden Aufschluß gibt: „Indessen war das Billet an Ihren Bruder Wilhelm längst durch Rosine besorgt worden. Unmittelbar darauf hörten wir ihn lebhaft oben auf und ab gehen, die Türen zuwerfen u. s. w. . . ., allein nach dem, was heute schon aus der oberen Etage alles an mich kam, ist mir der Kopf so voll lauter W [auch das ist im Büchlein illustriert!], daß eine reine Herzensstimmung kaum mehr zum Worte kommen kann.“ Als den gutherzigen Mörike sehr bezeichnend sei dem auch eine Briefstelle vom 3. April 47 beigefügt: „Was aber Sie dazu sagen, daß Wilhelm eben jetzt wieder mit uns unter demselben Dache wohnt, bin ich begierig zu hören. Sein Anblick, seine Stimme rührte mich im Anfang, ja heimelte mich etwas an (wie damals auch zuweilen), ist's doch der Bruder unseres Gretichleins!“ Am 6. Juli

versichert Clärchen: Mein Herzle ist weit fort in M(ünchen). Am 8. Juli schreibt Eduard an Hartlaub, erstlich, um zu melden, daß Gretchen letzten Sonntag mit der Post nach München abgereist sei und daß er nur noch bis ans Ende dieser Woche die Kur hier fortsetzen wolle, um dann am 12. oder 13. das liebe Wermutshausen mit Clärchen wieder heimzusuchen. Am 5. Juli ist noch gebucht: Einnahme von Schweizerbart 440 fl.; das ist das Honorar für die Idylle vom Bodensee, von dem der Dichter laut Bericht an Hartlaub „sogleich das Kapital der Wr. Schuld (im ganzen 316 fl.) vollständig abbezahlt", mein Büchlein ergänzt: „11. Juli. Im Anfang Juli Capital nach Weilheim u. s. w. vollends abbezahlt. Porto 42 = 316 fl. 42 kr."

Vom 12. bis 23. Juli sodann sind die Geschwister, wie geplant, unterwegs; am 24. trägt Clärchen ein: Vom 12. Juli bis zum 23. auf der Reise ausgegeben. Markelsheimer Zeche 15 kr., Bergkirche 5, Stetten Zuckerlein 6, u. s. w. und begrüßt das Büchlein mit folgender rührenden Ansprache: „Guts Büchlein, ich bin jetzt wieder da, aber mein theures Schneckenbäzle noch nicht. Ach, wie viele Tage muß ich dich noch führen, bis sie kommt! — — —" Beide Geschwister machen das „gute Büchlein" zum Vertrauten ihrer Sehnsucht und es wechseln Eduard und Clara mit ihren unbefangen innigen Ausrufen herzlicher Liebe zu Gretchen, die besonders betont seien gegenüber dem unwürdigen Versuch, der vor zwei Jahren von unberufener Seite unternommen wurde und der lediglich wegen des bedeutsamen Ortes, an dem er erschien (in der Beilage der Allgemeinen Zeitung), erwähnt werden muß, — dem Versuche nämlich, Eduards Liebe zu Gretchen abzuleugnen und an Stelle tiefer Herzensneigung vernünftige Konvention, ja Zwang der Verhältnisse zu setzen. „Gute Nacht!" — mit diesem Wunsch an die Freundin schließt Clärchen den 7. Juli, am nächsten Tag hofft Eduard: „Jetzt kommt 1er. Jetzt ist es halb ein Uhr." Und wirklich kam oder ging fast täglich „einer", ein Brief nämlich, wie wir aus den häufigen Einträgen „Brief meinem Gretchen nach München", „Brief von meinem Gretchen von München" sehen; diese Daten sind, wie die meisten außerordentlichen, mit roter Tinte geschrieben. Den 9. Juli schließt Clärchen: „Gott gibt dir eine sanfte Nacht, ein heiliger Engel bei dir wacht." Neben dem Eintrag vom 24. Juli „Und ein Laufmädchen in Dienst genommen. Hedwig erhält des Monats 1 fl. 30 Lohn" steht der Ausruf „Gute Nacht! Beste!" Der nächste Tag bringt die sehnsüchtige Frage: „Ach wenn?" wozu Eduard vermerkt: „Abends 9 Uhr Zapfenstreich in Bamberg," dann wieder Clara: „Die Lampe brennt heute dir zu Ehren †," — hier kam nämlich Gretchen in Bamberg bei der Mutter an. Der 16. Juli wird überwunden mit dem mühseligen: „Wieder ein Tag!!", der nächste bringt den rührenden

Ausbruch: „Herzle! Herzle! Guts liebs!“ Am 28. ist offenbar der Brief eingetroffen, der Gretchens Rückkehr anzeigt, denn der Vermerk „Brief 6 kr.“ ist nicht nur mit roten Linien eingefaßt, sondern auch abgebildet: er trägt ein grünes Blatt als Siegel und die Aufschrift „An Clärle und Eduard“; mit roter Tinte fügt Clärchen bei: „Ach, ich glaub's nicht recht, doch hab ich guten Muth, wenn heut nicht so doch morgen Halleluja.“ Der 30. Juli sodann ist mit roter Schrift geschrieben und mit blauen Blümlein und andern Verzierungen geschmückt. Mit dem nächsten Tage beginnt eine neue Seite, über welche Eduard mit viel Fleiß ein rotes Schild angebracht hat — offenbar soll es ein Transparent vorstellen —, auf welchem die Worte XAIPE und MERGENTHEIM in großen Buchstaben leuchten. Links davon versichert er: „Auf diese Seite, sag ich, fällt ihre Ankunft.“ Rechts hält Clärchen das Gewicht mit den Worten: „Die beste, größte Einnahme in diesem Monat ist mein liebs, guts Gritchenlein!“ Und am 1. August beginnt wieder Margaretens reinliche Schrift mit einem schlichten „Grüß Gott Büchle!“

Der Spätsommer und Herbst wird nach den Einträgen „Bad und Kaffee“, sowie „Kaffee im Bad“ wieder zur Brunnenkur verwendet; eine Zeichnung vom 16. September stellt denn auch die Brunnenquelle vor, um welche mehrere Leutchen in altmodischer Tracht, das Glas in der Hand, sich gruppieren. Am 5. Sept. wird auch Markelsheim und Laudenbach mit der Bergkirche wieder besucht, dort war der Treffpunkt mit Hartlaub. Der Königin Olga, die eine russische Großfürstin gewesen, legt mein Büchlein am 22. September das Selbstgespräch in den Mund:

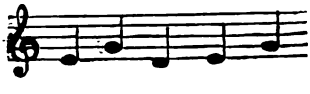
Ich bin die Fürstin Olga
und komme von der Wolga.
Ich scheide von dem Dnieper,
der Neckar ist mir lieber.

Dasselbe ist abgeschlossen mit einer durch gewundene Kränze bereicherten Stoffdraperie.

Auch die Mägde sind, wie in der Cleversulzbacher Zeit besonders die Vikare, oft Gegenstand von Mörikes Witz. Bekannt ist ja die „Carissima ancillarum, d. h. die liebste der Mägde“, welche dieses Prädikat erhält, „weil das lange Getier nun nächstens von selber zu entwandern gedenkt aus unserem friedlichen Hause“. Mein Büchlein zeigt die fein charakterisierte Büste der ancilla vom September 1846, welche am 28. dieses Monats die bange Frage tut:

Lamentoso:

Was esse mer heut?



Ein anderes Porträt (vom 30. Oktober) hält die feinen, vornehmen Züge der Frau von Speeth fest: man sieht sie im Vollprofil von der linken Seite, mit freiem Hals, ein Häubchen im Haar; ma chère mère hat Gretchen neben diese Zeichnung des Dichters geschrieben. Am 28. ds. hat Eduard mit viel Liebe einen Kuchen nicht geringes Umfanges dargestellt und ihn mit der Bitte umschrieben: „Das war gut! Also mehrmalen Da capo!" Ob ihrer Seltenheit muß die Ausgabe von 10 fl. 30 kr. für einen „Regenschirm mit Futteral" vom 19. dieses Monats erwähnt werden; vielleicht ist dieser Schirm derselbe, den wir auf der Silhouette von Paul Konewka vom Jahre 1869 sehen. Anfangs November reiste Frau von Speeth wieder nach Bamberg, wie ich aus der Zeichnung eines Briefes mit ihrer Adresse ersehe. Besonders reizend ist das nächste Bildchen, welches den festlich und wohlgedeckten runden Tisch mit sieben Kaffeegedecken darstellt, zwei brennende Kerzen werfen ihre Strahlen, alles ist äußerst zierlich und so fein gezeichnet, daß man die aparte Form jedes einzelnen Gerätes bewundern kann. Von jeder Tasse geht sodann eine auf die Namen der Gäste hinweisende Linie aus, welch letztere im Kreise geschrieben sind; sie heißen Bertha Bauer, Tochter des Oberamtsarztes Hofrat Bauer, Mathilde Schlottenkeck, Tochter des Kameralverwalters, ferner die Frau Verwaltungsaktuar Hintrager von Weikersheim und Fräulein Marie Krauß, Tochter des Oberamtsarztes und Hofrates in Mergentheim. Gretchen saß zwischen Clärchen und Eduard, und zwar an Eduards linker Seite. Diese Zeichnung ist gewiß die Erinnerung an einen Besuch, wie eine ganz ähnliche vom 10. Dezember dem Geburtstag Clärchens geweiht ist: es ist derselbe gedeckte Tisch, wieder mit zwei Kerzen, und trägt eine Anzahl von Geschenken für die Schwester, die alle recht genau zu sehen sind. Dem Herrn Cameralverwalter sind folgende Verse gewidmet:

Nehmet Sauerkleesalz ein,
wollt Ihr Euch des Lebens freun!
Habt Ihr keins, so wartet halter
auf den Kameral — — —

Den 1. Dezember steht ein Wegzeiger im Büchlein, der Arm nach rechts weist Wermutshausen, der nach links Mergentheim zu. In der Richtung des letzteren, also heimwärts, fährt in ruhigem Schritt ein offener Wagen, in dem Eduard und die beiden Mädchen Hartlaubs sitzen, welche zu Besuch kamen. Der nächste Bildeintrag stellt ein großes fünffach versiegeltes Couvert dar, auf dessen Mittelsiegel man ein fürstliches Wappen deutlich erkennt; der Brief steht mit Datum vom 1. Dezember und dem Eintrag 46 fl. in der Rubrik der Einnahmen. Was das zu bedeuten hat, erfahren wir aus den Briefen an Hartlaub vom 10./11. Nov. und 4. Dez., in deren ersteren

Mörike berichtet, er habe am letzten Samstag, nachdem er Tags zuvor die offizielle Nachricht von der Genehmigung der Dedikation der Idylle vom Bodensee an den Kronprinzen erhalten, sein Begleitungsschreiben für die drei fürstlichen Personen, den Kronprinzen, seine Gemahlin und die Prinzessin Marie, an Schweizerbart gesandt, welcher den Einband dieser Exemplare in Stuttgart nach seiner Angabe besorgte. „Dem König von Preußen wollte ich nach besserer Überlegung keins schicken; es hieße sich doch wirklich weggeworfen, nebst dem Geld." Im zweiten Briefe heißt es dann: „Das Goldgeschenk der Kronprinzessin, weil es Geld war, hat mich nur halb gefreut. Hätte sie's lieber in irgend einen schönen Gegenstand verwandelt. Eigentlich habe ich von ihr kaum was erwartet.

Nicht zu hart und nicht zu weich,
glitzig, rund und flach zugleich,
ohne Salz und ohne Schmalz,
essen wir es jedenfalls."

Am 6. Dezember war bei Mörikes — „Kindervisite (16 kr.)", wobei — nach einer Zeichnung zu schließen — auch Lotto gespielt wurde, worüber Eduard die Klage schreibt:

„Wenn die Andern viel gewannen,
schleichet man betrübt von dannen;
weder Rheinfall noch Bouquet
hebt man als Gewinn in d'Höh."

An Clärchens Geburtstag, dem 10. Dezember, fand „Abends Thee-Visite bei Mad. Katzenb." statt. Die Ausgaben für diesen Festtag betrugen nach Gretchens Aufschrieb 1 fl. Ob die folgende Zeichnung Clärchen oder Margarete gilt, weiß ich nicht, jedenfalls ist sie besonders reizvoll: sie zeigt ein eilig fliehendes Mädchen, welches von einer mit großen Schritten folgenden Lichtputzschere verfolgt wird. Zur Erklärung dienen die an Goethes Ballade von der wandelnden Glocke anklingenden Verse Eduards:

Es war ein Kind, das wollte nie
zur Putzscheer sich bequemen,
und alle Tage fand's ein Wie,
den Weg zum Markt zu nehmen —
— — — — — —
— — — — — —
Doch wehe! wehe! hinterher
die Putzscheer kommt gewackelt.

Die letzte Zeichnung des Jahres endlich, am 30. Dezember, stellt nichts weniger vor als das Geschenk des Kronprinzen an den Dichter der Idylle vom Bodensee, einen Brillantring „von kapitaler Schönheit und Größe". Aus der Zeichnung ist zu erkennen, daß

der vierkantige, längliche Stein gleichfalls im Viereck von Rosen eingefaßt war. „Was aber fang ich mit dem Prachtstück an?“ frägt der überraschte Dichter und kommt zu dem Schluß, es werde wohl seiner Zeit wieder zum Juwelier zurückwandern, „was, wie ich weiß, bei dieser Art Geschenke von reichern Leuten, als ich bin, häufig geschieht und von den fürstlichen Personen schon in Rechnung genommen ist“. Der Wert des Ringes war mit 200 fl. angegeben, doch schätzte man ihn auf über 300 fl. Es ist ein Zeichen von des Dichters vornehmer Gesinnung, daß er von dem Erlöse des Kleinods in Anbetracht dessen edlerer Bedeutung doch eine sichtbare und bleibende Erinnerung daran zu behalten wünscht — „*Μουσῶν γὰρ τοῦτ' ἐστι δῶρον*“ — „etwas Verwandtes, eine schöne Uhr oder Kettchen, was ich mit dankbarem Andenken an den Geber gerne bei mir trüge.“

Die poetischen Einnahmen dieses Jahres 46 waren nicht allzu reich, doch sind unter ihnen Kostbarkeiten wie die Gedichte „Auf eine Lampe“, „Göttliche Reminiszenz“ (in der ersten, in meinem Besitze befindlichen Fassung Gelegenheitsgedicht an Gretchen), „Aus der Ferne“, „Abreise“, sowie die erwähnte „Erbauliche Betrachtung“ und die „Idylle vom Bodensee“. Die Lektüre dieser Zeit bildeten unter anderm Romane der Friederike Bremer, das Leben des Benvenuto Cellini, sowie die „Lebensbeschreibung des alten, ehrlichen Götz“.

In keinem anderen Lebensjahre des Dichters sind die häuslichen Ausgaben und Einnahmen so genau und vollständig gebucht worden wie im soeben abgeschlossenen, und weil diese Summen für das Leben Mörikes doch sehr wichtig sind, mögen sie hier mitgeteilt sein. Sie fallen durch ihre Verschiedenheit auf und zeigen deutlich, daß auch die ertragreichsten Monate eben nicht viel mehr als das Minimum lieferten und zudem die Schulden der noch kärgeren Zeiten decken helfen mußten. Die Einnahmen wurden, soweit sie außerordentlicher Art sind, schon im Zusammenhange dieser Darstellung aufgeführt; es ist nur noch etwa ein Posten von 6 fl. 30 kr. zu nennen, welcher aus dem Verkaufe von 15 Pfd. Zinngeschirr am 27. Februar herrührt. Die Endsummen der Monate des Jahres 46 stellen sich also folgendermaßen dar:

Monat	Einnahmen	Ausgaben
Januar	— —	63 fl. 11 kr.
Februar	6 fl. 30 kr.	15 „ 8 „
März	70 „ — „	44 „ 19½ „
April	— „ — „	18 „ 35½ „

Monat	Einnahmen	Ausgaben
Mai	100 fl. — kr.	99 fl. 58½ kr.
Juni	64 „ 45 „	27 „ — „
Juli	440 „ — „	409 „ 2½ „
August	— „ — „	35 „ 12½ „
September	106 „ — „	61 „ 54½ „
Oktober	— „ — „	37 „ 22½ „
November	— „ — „	14 „ 53 „
Dezember	123 „ — „	64 „ 30 „
Ganze Jahressumme	909 fl. 75 kr.	889 fl. 7½ kr.

Nach Gretchens Addition betragen die Einnahmen nur 840 fl. 15 kr. und die Ausgaben 891 fl. 7½ kr.

Das Jahr 1847 beginnt wieder mit den Geschenken: dem Thürmer 24 kr., dem Briefmädchen 30, dem Nachtwächter 24. Unterm 24. Januar findet sich die Zeichnung eines Schweines, das an breitem Band ein Ordenskreuz um den Hals trägt, darunter schrieb Eduard: „Ihr Bouquethalter, Ewr. Durchlaucht, hat schon recht furore gemacht.“ Wem dieser böse Spott gilt, konnte ich nicht ermitteln, in den Briefen des Dichters, die zu dieser Zeit sehr spärlich sind, findet sich kein Hinweis. Zwar ist er gerade zu Anfang dieses Jahres sehr eifrig mit Briefschreiben beschäftigt, noch im März (am 15.) heißt es: „Ich habe diese letzte Zeit nichts getan, als Briefe, meist solche, die ich lange schuldig war, geschrieben.“ Außer mit Karl Mayer, Uhland und anderen stand er besonders mit dem Tübinger Geologen Quenstedt in regem Schreibverkehr, der ausschließlich und ernsthaft wissenschaftlichen Interessen galt. „Quenstedt setzt [nach Eduards Tagebuch unterm 13./14. April 47] umständlich auseinander, in wiefern es ein großer Gewinn für die Wissenschaft sei, wenn Männer von den verschiedensten Richtungen sich mit ihr befassen. Seine Handschrift ist schrecklich bis zur Unleserlichkeit und die Adresse, scheint es, hat ihm seine Frau gemacht.“ Am 5. März ward dem Dichter der „Idylle“ die „Ehren- und Liebesbezeugung“ von elf Dresdener Künstlern zuteil, die ihn mehr freute „als ein ganzer Pack Rezensionen“. Diese Huldigung an den Dichter der „Idylle vom Bodensee“ war von Namen wie Ernst Rietschel und Ludwig Richter unterzeichnet. In seinem Dankschreiben „an den allwöchentlich versammelten Kreis der elf Künstler in Dresden“ klagt Mörike, daß er seit vielen Jahren leider, wo nicht von allem, doch von einem vielseitigeren Kunstgenusse abgeschnitten sei, und fährt bedeutend fort: „Die Stunden, die ich früher im lebendigen Gespräch

mit jüngeren und älteren Künstlern habe zubringen dürfen, zähle ich jetzt noch zu den höchsten meines Lebens. War ich doch lang mit meinem Schicksal darüber unzufrieden, daß es nicht einen Maler aus mir machen wollte, und äußert sich der ursprüngliche Trieb doch heut noch unwillkürlich mit der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage!"

Am 6. März ist die Rede von Gretchens Abreise nach Bamberg, wo ihre Mutter weilte, und Eduard schreibt an Hartlaub: „Es tut uns wahrhaft weh, daß Ihr und Gretchen Euch nicht mehr sollt sehen können. Es wird ein schwerer Abschied werden, könnt Ihr wohl denken." Fast verzweifelt klingt denn auch der Abschied Gretchens am 7. März: „Bis hieher und nicht weiter darf ich dich führen!! alles drängt zusammen, daß ich fort muß!!!" — Und wirklich hat dieser Ausbruch etwas schmerzlich wehmütiges, da er uns an einen späteren viel ernsteren und tragischen Abschied gemahnt. „O gutes Büchlein," antwortet Clärchen, als sie seine Führung übernimmt, „deine reinliche pünktliche Schreiberin hat dich verlassen müssen!! ich will mein möglichstes thun, um deinen Fußtapfen, liebes Gretchlein, nachzufolgen. Lebe wohl!! Ach schreibst du wohl noch in dieses Buch oder erst in ein neues?" Und an späteren Tagen finden wir die Klagen Clärchens: „O Gretchen! wenn, wenn!" „O trauriger Schmerzenstag!" In dieses Buch aber hat Gretchens Hand nicht mehr geschrieben, auch Clara schließt es am 26. April. Am 9. März schreibt Eduard an die Geliebte: „Indem ich aber dieses schreibe, ist unser bestes Gretchen noch mitten unterwegs begriffen, und ungefähr kann ich den Punkt bezeichnen, auf welchem der heut gegen Schnee und Wind verschlossene Glaswagen in diesem Augenblick rollen mag;" am 10. März: „Nun hat unser geliebtes Gretchen schon ihre erste Nacht in Bamberg zugebracht, eine Menge erfahren, erlebt, unzählige Worte mit ihrer guten Mutter gewechselt. Wir sind höchst begierig." ... „Wie vieles wollt ich Ihnen sagen, erzählen, (lauter Kleinigkeiten zwar, doch solche, wie sie uns am meisten freuen)" (10. III.) ... „Ich nehme das Nächste Beste, was mir aus unserm einförmigen Leben einfällt — ist doch alles mit dem gleichen Stempel unserer steten Gemeinschaft mit Gretchen bezeichnet!" (17. III.) ... „Nachts um $^1/_2$9 Uhr sah ich den Mond am glatten blauen Himmel stehn und dachte: ob wohl Gretchen ihn auch sieht? und denkt, wo er sich jetzt in Mergentheim darstellt. O wie tausendfältig sind bei uns Gedanken dieser Art!" (22. III.) „Clara hat eins von Ihren Rauchkerzchen angezündet, dessen süßer Duft der Stimmung des Tages günstig ist und mir zugleich etwas von Ihrem Wesen, ja Ihre eigentliche Seele nahe bringt." — Kurz: „Bamberg, und nichts als Bamberg liegt mir im Sinn" (was auch die Post-Margareth,

„die freundliche genannt," schon gemerkt haben muß, denn „sie lacht jedesmal, so oft sie was von Bamberg hat, schon unter der Türe"). „Aber das Haushaltungsbüchlein mit lauter kahlen Blättern zeigt recht seine traurige Verwaisung. Wer hätte jetzt auch Lust zu Illustrationen und wie wenig Stoff ist dazu vorhanden."

Hier also versiegt meine Quelle und ich halte meine Darstellung für abgeschlossen, um so mehr als von nun an die Briefe Eduards an Gretchen wieder zahlreich und reich sind. Was ich hier gab, möchte nur ein Beitrag sein zu der umfassenden, tief gehenden Darstellung von Mörikes Leben und Werk, die uns noch fehlt und welche eine spätere Zeit, die all das, was noch unrein und unklar ist, geläutert und geklärt hat, bringen soll.

Zur Quellenfrage von Otto Ludwigs Roman „Zwischen Himmel und Erde" und seiner Novelle „Maria".

Von Ernst Feise in Leipzig.

Müller-Ems erwähnt in seinem Buche „Otto Ludwigs Erzählungskunst" (Berlin 1905, A. Kohler) eine Erzählung A. G. Meißners „Die Schieferdecker" und setzt hinzu, daß Ludwig sie wohl nicht gekannt habe. Ich weiß nicht, ob Müller-Ems selber sie gelesen hat, denn der richtige Titel ist „Der Schieferdecker" und die Vermutung, daß Otto Ludwigs Roman „Zwischen Himmel und Erde" durch diese Erzählung angeregt sei, ist dermaßen aufdringlich, daß man die Frage kaum so ohne weitere Begründung abtun kann.

In Meißners „Skizzen, Eilfte und zwölfte Sammlung. Leipzig im Verlage der Dykischen Buchhandlung 1796." lesen wir auf S. 447—453:

Der Schieferdecker.

Eine ganz wahre Geschichte.

Ein Schieferdecker und sein Sohn bestiegen einen kleinen Kirchturm, um am Kopfe desselben eine Ausbesserung vorzunehmen. Der Vater, der schon seine funfzig Jahre haben mochte, übrigens aber noch rüstig und gesund war, klimte voran; der Sohn folgte. Die große Menge Volk, die von unten zusah, freute sich anfangs; denn das Klettern ging eine geraume Zeit hurtig und gut von Statten. Aber desto gräslicher war auch das Geschrei, das plözlich entstand.[1])

[1]) „Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten." O. Ludwigs Gesammelte Schriften, herausgegeben von E. Schmidt und Adolf Stern, Band 1.

Denn, sieh da! schon ganz nahe am Knopfe glitt der jüngre Mann aus und stürzte herab. Durch den Fall von dieser furchtbaren Höhe zerschmetterte er sich dergestalt die Hirnschaale, daß als man herbeisprang und ihn aufhob, schon nicht mehr die mindeste Spur von Leben sich zeigte. Der Vater stieg indeß unverdrossen weiter; vollbrachte seine Arbeit, und kam nach ein Paar Stunden wieder herunter, so ernst und gefaßt, als nur möglich.

Von allen Seiten umringte ihm nun das Volk. Alle bedauerten, alle beklagten ihn. — „Armer Vater, armer Mann!“ — riefen wohl hundert auf einmal: — wißt ihr schon, wie es mit euerm Sohn steht? „Daß er todt seyn wird! todt seyn muß! erwiederte er ziemlich gelassen: von einer solchen Höhe hinab bleibt man freilich nicht lebendig!“

Aber um Himmels willen! Wie ward euch denn, als ihr seinen Fall merktet?

„Wie's einem Vater werden muß, wenn er seinen liebsten, seinen einzigen Sohn einbüßt! Ganz unerwartet kömt uns allerdings ein solcher Fall nicht. Wir steigen immer mit der Besorgnis hinauf, nicht lebend wieder herab zu kommen.“

Und wann — wie — wo merktet ihr sein Unglück zuerst?

„O zeitig genug! Noch zwei oder drei Sekunden eher, als er stürzte!“

Wie — was sagt ihr? Eher noch?

„Nun ja doch ja! Denn um euch aus dem Traume zu helfen, mein Sohn fiel nicht sowohl, — ich selbst warf ihn hinunter.“

Ein lauter Schrei des allgemeinen Entsetzens erscholl. — „Gott, Gott! rief alles: wie war denn das möglich?“

„Das will ich euch wohl erklären: und zwar, wie ich hoffe, recht deutlich! Vielleicht wißt ihr es schon, vielleicht auch nicht — aber kurz. Bei unserer Handthierung ist es Sitte und Regel; der Aeltere, der Geübtere steigt voran; der Jüngere kömt hinten nach. So wie eine Leiter befestigt worden, wird die andre aufgesetzt, und unten angebunden. Dies ist nicht schwer! Aber dann steigt der Vorderste auf dieser halbbefestigten Leiter höher, und knüpft sie oben ebenfalls an; und dies ist die Hauptsache, wie ihr leicht begreifen werdet.[1]) — Als ich heute nun eben im Begriff war, dieses auf einer der allerhöchsten Leitern zu thun, hört' ich plötzlich hinter mir den Ausruf meines Sohnes; „ach Vater, Vater! wie wird mir! Alles schwarz vor den Augen! Ich seh nicht mehr, wo ich bin!“ — Sofort schlug ich hinten mit dem rechten Fuß auf gut Glück aus; traf ihn richtig gerade vorm Kopf; und er flog herab, ohne nur noch einen Laut von sich zu geben.“

„Entsetzlich! Entsetzlich! — Abscheulicher Bösewicht, warum thatet ihr das?“

„Nun! Nun! Nur gemach! So ganz abscheulich glaub' ich doch noch nicht gehandelt zu haben. — Bei unserm Handwerk kömt alles darauf an, daß wir nicht schwindlicht werden. Wer dieses Unglück hat, — in einer gewissen Höhe hat, wo er sich nicht sezzen, nicht anhalten, nicht eine geraume Zeit ausruhen kann, der ist verloren — verloren ohne Rettung.[2]) Dies war

---

[1]) „Nichts hält sie fest, als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen ..... Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen.“ Ludwig, Band 1, S. 193.

[2]) „Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischster Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt!“ Ludwig, Band 1, S. 351.

heute meines Sohnes Fall. Da, wo ihm schwarz vor den Augen ward, ließ sich an kein Wieder-Lichtwerden denken. Zwei oder drei Sekunden später, stürzt er unausbleiblich hinab. Aber eh' er stürzte, grif er auch gewiß in lezter, bewußtloser Todesangst nach der unbefestigten Leiter, auf welcher ich stand; wollte sich anhalten an ihr; sie gab nach; und wir stürzten dann beide hinunter. Dies, dies alles sah ich in jenem Augenblick unbezweifelt voraus, dem wolt' ich vorbeugen: und deshalb gab ich ihm rasch den Stoß, der ihn herabwarf, und der mich gerettet hat, wie ihr seht.[1]) — Sagt mir alle, die ihr vorhin auf mich, als auf einen Bösewicht, schmähtet: hätt' es seinem hülflosen Weibe, seinen unerzogenen Kindern — deren Versorgung mir nun obliegt![2]) — ia hätt' es ihm selbst etwas geholfen, wenn ich zugleich mit ihm umgekommen wäre? Mich zu opfern für ihn, das könte Vaterpflicht gewesen seyn, doch mich nuzlos zu opfern nebst ihm — das, dünkt mich, konnte Niemand fordern! Und das bin ich auch erbötig durch Geistliche und Gerichte entscheiden zu lassen.

Wohl zwei Minuten durch war eine dumpfe Stille um ihn rund herum. Was ihm zu antworten sei, wußte niemand. Endlich erwachte doch der allgemeine Unwille wieder, und man begehrte seine Verhaftung. Sie geschah; doch auf eine leidliche, anständige Art. Beim ordentlichen Verhör fuhr er fort einzugestehn, was — sonst kein andrer ihm Schuld gegeben haben würde. Seine That ward höhern Ortes einberichtet; und es ging seinen Richtern, wie es der Volksmenge gegangen war. Sie schauderten anfangs zurück; überdachten sich eine Lage, und die Gründe, nach welchen er gehandelt hatte, genauer, und musten gestehen: er habe nach einer zwar gräslichen doch richtigen Logik geschlossen; habe eine grausame und doch bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bewiesen: und ihr einstimmiges Urtheil war: daß er aller Haft und Strafe zu entlassen sei.

Die Übereinstimmungen sind klar: die des Handwerkes und die der Idee; die kleineren Parallelismen, die ich bereits in den Anmerkungen angedeutet habe, sind ohne selbständige Bedeutung und ergeben sich aus ihnen.

Der Vater stürzt (‚will stürzen‘ bei Ludwig) den Sohn vom Kirchendache, hier um die Ehre, dort um den Ernährer der Familie zu retten. Diese ‚poetische Abstraktion‘ wird bei Ludwig verbreitert und auseinandergerückt (wie er es in den Studien empfiehlt und in der ‚Maria‘ selbst ausführt, indem er die unbewußte Empfängnis und den Scheintod trennt (R. M. Meyer, Euphorion 7): Fritz sucht seinen Bruder Apollonius vom Dache zu stürzen; Apollonius, der Frau und der unmündigen Kinder gedenkend, rettet sich und läßt Fritz untergehn. In beiden Erzählungen also auch die Alternative in der Seele des einen und seine Sorge um Weib und Kind des anderen.

---

[1]) Vgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen 4. Auflage, besorgt durch Reinhold Steig. Berlin. S. 144, Nr. 177 „Der Dachdecker ..... Es soll auch nach ihren Rechten dem Vater zukommen, wenn der Sohn das erstemal vor ihm aufsteigt und anfängt irr zu reden, ihn gleich zu fassen und selbst herabzuwerfen, damit er im Sturz nicht selbst mitgerissen wird.“

[2]) „Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben.“ Ludwig, Band 1, S. 337/8.

Vielleicht könnte man außerdem noch die Stelle: „Von allen Seiten umringte ihn das Volk, alle bedauerten, alle beklagten ihn. — „Armer Vater, armer Mann!“ riefen wohl hundert auf einmal: „— wißt ihr schon, wie es mit euerm Sohn steht?“ und den Gang des alten Nettenmeier zum Kirchendach, als die Kunde vom Unglück seines Sohnes durch die Stadt läuft, in Beziehung bringen, ferner den Gegensatz, daß der eine unnötig sich den Gerichten stellt, wo er durch Schweigen den Tatbestand hätte verhüllen können und der andere eben aus Angst vor Schande durch das Gericht den Sohn zum Sturze zwingen will und dann durch Schweigen die Vermutungen des Volkes, er sei durch Unfall zu Tode gekommen (wie es ja auch Apollonius nachher tut) bestätigen will; aber man ist da leicht in Gefahr, die Parallelen zuweit zu treiben.

Ich gestehe, ein Beweis für eine Anregung des Ludwigschen Romans durch Meißner ist dies alles nicht. Man könnte sagen: Otto Ludwig will Thüringer Naturen geben; bei seinem Hang zum Dramatischen, seiner Neigung für starke Erregungen wählt er einen gefährlichen Beruf: Den des Försters hat er schon im ‚Erbförster‘ behandelt. So kommt er auf den Schieferdecker. Die Konsequenzen daraus sind leicht zu ziehen.

Es wäre also nachzuweisen, daß Otto Ludwig die ‚Skizzen‘ Meißners in der Hand gehabt hat.

Schlagen wir in unserem Bande zurück, so finden wir S. 263 bis 446 eine Erzählung „Die ältere Ehefrau“ betitelt. Die Idee der Geschichte ist folgende:

Die Ehefrau eines Mannes, durch Krankheit entstellt und frühzeitig gealtert, verfällt in geradezu krankhafte Grübelei, ihr Mann könne sie unmöglich mehr lieben, sie habe kein Anrecht mehr auf ihn. Eine Stiefschwester von ihr kommt ins Haus und bald entsteht zwischen Ehemann und Schwägerin eine Neigung, die jedoch beide stark bekämpfen, jener bewußt sein Benehmen gegenüber der Geliebten ändernd. Die Frau reist — auf ihren Wunsch: allein, nur mit dem Arzt und Bediensteten — nach Italien, um sich durch Bäder zu kräftigen. Sie stirbt im Süden und läßt in ihrem Testament den Wunsch durchblicken, Gatte und Schwägerin möchten sich heiraten. Die Ehe kommt zustande. Mehrere Jahre darauf auf einer Reise treffen sie plötzlich die Totgeglaubte. Sie hat sich nur tot gesagt, um eine Verbindung der geliebten Schwester mit dem geliebten Manne zu ermöglichen, und lebt jetzt zurückgezogen irgendwo in Schwaben. Alle Bestürmungen, mit ihnen zurückzukehren, jeden Tadel weist sie ab. „Überlege noch eines, und dann entscheide!“ sagt sie zu ihrem Gemahl, „Nur eure Liebe zu beglücken, war meine Absicht. Die Schwester deiner gestorbnen Frau konntest du ehelichen, —

ohne Bedenken, mit Anstand und Ehre! auch die Schwester deiner geschiednen? Ich zweifle! — Dich vollends scheiden zu lassen, damit du sie ehelichen könntest? Noch einmal, Karl; ich kenne deine Denkart, deinen großmütigen Eigensinn. Du hättest eher die Ruhe deines Lebens auf immer Preis gegeben, als deine Ehre befleckt“ ... Sie siegt und das Ehepaar kehrt nach Hause zurück.

Sollte Otto Ludwig durch diese Geschichte auf das Verhältnis der beiden Brüder und der Schwägerin in seinem Roman gekommen sein, und aus Widerwillen gegen die rein logische, verstandesgemäße Behandlung des Konfliktes den seinen aufgebaut haben nach dem Schlußsatze: „Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls.“ (Ludwig, Band 1, S. 384.)

Hier sind Fritz und Christiane verheiratet, Apollonius kommt ins Haus. Zwischen ihm und der Schwägerin eine Spannung (allerdings zum Teil aus anderen Gründen) wie bei Meißner. Bei beiden ähnliche Fragen:

Meißner S. 360/61.	Ludwig S. 216/17.
Sie [Euphrosine, die Schwägerin] war unschuldig genug, bei Helenen selbst sich über diese Veränderung zu beklagen; sich bei ihr zu erkundigen: ob sie nicht wisse, warum Molldorf zürne? — ‚Und warum fragst du ihn, erwiederte diese, nicht selbst?‘	‚Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen?‘ sagt Apollonius, und Fritz weiter unten: ‚Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet.‘

Der Schluß zeigt dann den Gegensatz: Molldorf lebt ohne Beunruhigung weiter mit Euphrosine, Apollonius heiratet Christiane nicht.

Immerhin, ich würde den Vergleich weit hergeholt nennen, wenn er nicht als Argument in der Masse dienen müßte. Es steht nämlich noch eine dritte Geschichte in dem Bändchen, die für uns in Betracht kommt, Seite 3—34 finden wir: „Josephine. Nach Cervantes[1]) und St. Florian,“ die weder Erich Schmidt in seiner Kleistausgabe bei Gelegenheit der „Marquise von O ...“ noch R. M. Werner in der Vierteljahrschrift (4, S. 483 ff.) noch R. M. Meyer (Euphorion 7, S. 104—112) bei Gelegenheit seines Artikels über Otto Ludwigs „Maria“ anführt. Der Inhalt ist dieser:

Josephine de Somes wird von Robert de Lara im Zustande der Ohnmacht vergewaltigt. Kurz darauf reist dieser nach Neapel und erfährt nichts von Josephines Entbindung. Mehrere Jahre später wird durch einen Unfall des kleinen Ludwig, Josephines Sohn, eine Bekanntschaft zwischen Roberts Vater, ihr und ihren Eltern ver-

[1]) De la fuerça del sangre.

mittelt und das Geschehnis wird dem alten de Lara bekannt. Er ruft den Sohn aus Italien zurück, da er ihn verheiraten wolle, zeigt ihm das Bild der Frau, die er ihm zugedacht habe, einer schrecklich häßlichen, aber wie er sagt sehr reichen Person, und findet den sich sträubenden dann um so bereiter, als er ihm Josephine zuführt, an der er durch eine glückliche Ehe sein Verbrechen wieder gut macht.

Nun hat ja allerdings Ludwig in einem Briefe an L. Tieck über die Quelle seiner „Maria“ berichtet: „Sie ist aus der Anekdote von dem reichen, jungen Voigtländer Leinwandhändler entstanden, den die Wirtstochter in dem Gemache, durch welches er in das Seine geführt wird, scheintodt aufgebahrt, zur Leidenschaft und zu dem unnatürlichen Vergehen lockt, zufolge dessen er, wie er nach Jahren wieder hier einkehrt, die Begrabengeglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß.“

Aber Meißners Erzählung kann die zitierte Anekdote um einige Züge bereichert haben. Bei Meißner fehlt die Verstoßung des Mädchens aus dem Elternhause (wohl auch in der Anekdote), der Scheintod ist nur eine Ohnmacht. Bei Ludwig fehlt der Unfall des Knaben und die vorzeitige Bekanntschaft des Mädchens mit dem Vater ihres Verführers. Dagegen ist beiden gemeinsam eben diese Person des Vaters, und zwar mit einer gewissen Ähnlichkeit. Beide Väter ferner schreiben einen Brief an den Sohn, worin sie ihn auffordern, zurückzukehren und zu heiraten:

Meißner S. 28.	Ludwig, Band 2, S. 629.
Noch an eben diesem Tage schrieb Don Diego nach Neapel: ‚Es sei Zeit, daß sein Sohn wieder ins Vaterland zurückkehre. Es sei auch Zeit, daß er für die Erhaltung eines Geschlechtes sorge, das so alt und dessen letzter Stammhalter er sei. Deshalb warte seiner bereits eine Braut, die dieser Verbündung würdig und von beiden Vätern ihm bestimmt worden wäre.‘	Er schrieb ihm ..... Nun sich diese Hoffnung als eitel erwies, schien ihm das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches, häusliches Leben, die Pflege eines schönen edlen Weibes, die schönsten aller Freuden, die sein Geschlecht kennt, die Vaterfreuden. Er sollte nach Deutschland zurückkommen.

Die sonderbare Geschichte des Bildes bei Meißner findet in Ludwigs Novelle ihre Parallele in dem Gemälde, das der junge Eisener in Dresden sieht und das sein Vater gekauft hat; doch ist es vielleicht eine zu gewagte Hypothese, diese beiden in Beziehung setzen zu wollen.

Ein ganz zwingender Beweis für die Anregung Ludwigs durch Meißner liegt also in keinem Falle vor, aber die Addition aller Züge ergibt eine Wahrscheinlichkeit, die sich mir unabweisbar aufdrängt.

Ein ungedrucktes Gedicht von Julius von der Traun.

Mitgeteilt von Professor Dr. Armin Gaßner in Innsbruck.

Ende September des Jahres 1854 schritt der damals fünfundzwanzigjährige Peter Moser, dem es einmal vergönnt war, in der tirolischen Literatur eine gewisse Rolle zu spielen, bei Reichenhall leichtfüßig und frohgemut in die sich immer mehr erweiternde Ebene hinein. Eine neue Welt ging dem jungen Älpler auf in dieser wundersamen Gegend.

Sein Pfad führte ihn in die vom Mönchsberg überragte Stadt Salzburg, in der er gar bald herrliche Tage erleben sollte. Der Umgang mit lieben, gebildeten Fräulein und mit dem bekannten Dialektdichter Franz Stelzhamer bedeutete für ihn den Anfang eines neuen Lebens, das im folgenden Sommer durch den Verkehr mit Julius von der Traun, dem geistreichen Abgeordneten Dr. Alexander Julius Schindler (geboren zu Wien am 26. September 1818, gestorben ebendort am 16. März 1885), den Gipfel der Schönheit erreichte.

In jenen Tagen kam auch Adolf Pichler, den Moser schon von Innsbruck aus kannte, auf dem Rückwege von einer geologischen Wanderung durch den Pinzgau und angetan mit dem unvermeidlichen Hammer und der grünen Botanisierbüchse, nach Salzburg. Moser brachte die beiden Poeten zusammen und gemeinsam unternahmen sie den so lohnenden Aufstieg auf den Mönchsberg. Welch ein Unterschied zwischen den beiden! Pichler ganz Grieche, Pindar, Phidias; Schindler eine Verkörperung des deutschen Nachmittelalters, des deutschen Volksliedes, ganz Hans Sachs, Dürer, Gegenwart; Adolf ganz Steinklopfer; der stets lebhaft gestimmte Julius, dessen verblüffende Ähnlichkeit mit Napoleon III. seinerzeit allgemeines Aufsehen erregte, die ritterlichste Ungezwungenheit.

Selbstverständlich fühlte sich der humor- und gemütsvolle Moser zu dem ewig heiteren Julius von der Traun hingezogen und bald entwickelte sich ein recht freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Männern. Äußerlich tat sich derselbe dadurch kund, daß es Moser zu seinem eigenen und des Dichters lebhaftem Vergnügen zuweilen auf sich nahm, desselben Manuskripte fein säuberlich abzuschreiben.

War diese mechanische Hilfeleistung Mosers für den Dichter der „Toledaner Klingen" auch äußerst angenehm, so steht sie doch in keinem Verhältnis zu der poetischen Anregung, die Julius von der

Traun von seinem jüngeren Freunde erhielt. Denn auch Peter Moser oder, wie er sich zuweilen nannte, J. E. Waldfreund, trat schon damals und tritt, obgleich im ehrwürdigsten Greisenalter stehend, zuweilen noch heute mit literarischen Produkten vor die Öffentlichkeit. Er ist ja der Dichter einer prächtigen Übertragung der berühmten Ode auf Napoleon I. Tod „Il cinque Maggio" von Alexander Manzoni, die ich im Jahresberichte für 1906—1907 der k. k. Oberrealschule in Innsbruck einer unverdienten Vergessenheit entriß, sowie einer Übersetzung von Giovanni Pratis „Torquato Tassos letzte Stunden"; er ist der Verfasser einzelner selbständiger Schriften, wie: „Auf die hohe Salve!" „Auf der Eisenbahn von Innsbruck nach Rosenheim" und „Aus den Alpen", Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben, in denen er uns das Unterinntal und seine Bewohner in launiger, ergötzlicher und trefflicher Weise schildert; er liefert zahlreiche Feuilletons für die tirolische Lokalpresse und Beiträge aus seiner Feder finden wir unter anderen in den 1863 erschienenen „Frühblumen aus Tirol" und in der seinerzeit in Wien gedruckten „Donau".

In dieser letzteren Zeitschrift hatte Moser anfangs der fünfziger Jahre verschiedene Volkssagen veröffentlicht, deren einige Julius von der Traun mit dem Zauber seiner edeln poetischen Sprache übergoß. So entstanden seine Gedichte „Der Zirainsee auf dem Sonnenwendjoche" und „Deukalion", eine Zillertalersage.

Diese Gedichte erschienen sodann mit anderen in den „Rosenegger Romanzen", welche unter dem geänderten Titel „Gedichte von Julius von der Traun" im Jahre 1876 in dritter, vermehrter Auflage bei J. G. Cotta in Stuttgart verlegt wurden. In dieser Sammlung fehlt jedoch ein für sie bestimmtes Gedicht, das vom Dichter auf ein einzelnes, loses Blatt geschrieben und deshalb wahrscheinlich übersehen worden war. Das Original des Gedichtes nebst einer aus dem Jahre 1855 stammenden Abschrift davon befindet sich noch heute im Besitze des Professors Peter Moser in Rovereto, dem Schindler auch die Anregung dazu verdankte.

Unter den in der „Donau" von Moser veröffentlichten Volkssagen oder kurzen sagenhaften Bemerkungen befanden sich nämlich auch die, daß man in der Abtenau in luftiger Bergeshöhe zuweilen eine schöne Frau in blauem Mantel — „Die verwunschene Frau" oder „Die verwunschene Prinzessin" genannt — erscheinen sehe, die händeringend weine und klage; daß ferner bei Kaprun im Pinzgau in der Osreitwand öfters ein Mann — „Der verwunschene Geiger" oder der Osreitwand-Geiger" — im Gewände auf- und absteige, dabei auf einer Geige lustige Weisen spiele und dann und wann hell ins Tal hinabjauchze.

Diese Motive nun verwendete Julius von der Traun zu seiner Schöpfung, die er in ebenso charakteristische als harmonisch abgestimmte Verse zu bringen verstand wie seine übrigen Werke. Der Dichter begnügte sich jedoch nicht mit einer bloßen poetischen Bearbeitung des ihm von Moser gebotenen Stoffes; er ließ vielmehr auch seiner Phantasie die Zügel schießen, indem er die beiden „Verwunschenen" in trefflicher Weise einander gegenüberstellt und sein Lied ausklingen läßt in Lob und Preis des freien Sängers, der sich schon im Diesseits — der Dichter hatte die Ereignisse des Vor- und Nachmärz miterlebt — an das Wandeln auf gefahrvollen Wegen gewöhnen müsse.

In Berücksichtigung gerade dieses Umstandes darf ich mir wohl erlauben, das vom Dichter namenlos hinterlassene Gedicht zu benennen:

Die verwunschene Prinzessin und der Osreitwand-Geiger.

Von Julius von der Traun.

1. So oft aus ihrer Höhle tritt
Die königliche Frau,
So schweigen alle Vögel in
Der ganzen Abtenau.
Das Brünnlein hemmt sein Rauschen,
Der Waldbach seinen Lauf
Und alle Blicke lauschen zu
Der Felsenwand hinauf.

2. Am Rand, wo nur die Gemse fußt,
Steht sie auf steiler Wand,
Die Krone funkelt wie ein Stern,
Es flattert ihr Gewand.
Sie weint und ringt die Hände
Hoch über Berg und Tal:
„O Gott im Himmel, wende du
Die tausendjähr'ge Qual!"

3. Im Pinzgau in der Osreitwand,
Nicht ferne von Kaprun,
Sitzt ein verwunschner Geiger — ei!
Was hat denn der zu tun?
Er läßt die Geige singen,
Wie niemals eine sang,
Die Felsen widerklingen, wie
Kein Stein noch widerklang.

4. Und während er die Geige streicht,
Muß er im Felsgestein
Von Klipp' zu Klippe schreiten — ach!
Das nenn' ich eine Pein!
Er aber trägt's geduldig
Und lächelt wohl einmal,
Wenn furchtlos ein unschuldig Blut
Ihm zujauchzt aus dem Tal.

5. Warum muß laut die Königsfrau
Dort klagen ihren Schmerz?
Und warum muß der Geiger hier
Erfreu'n des Menschen Herz?
Ist's wahr, daß auch im Schoße
Des Grabes noch nicht Ruh,
Dann fall' vor anderm Lose mir
Dem Geiger seines zu.

6. Zu geh'n auf Wegen voll Gefahr,
Indes das Lied ertönt,
Dran hat ein freies Sängerherz
Sich diesseits schon gewöhnt.
Als Sänger laßt mich steigen
Aus meines Grabes Schoß,
Den Königen zu eigen bleib'
Ihr königliches Los!

Miszellen.

„Das Beste aus schlechten Büchern."

Zur Ostermesse 1755 hatte Lessing mit Moses Mendelssohn „den Anfang einer periodischen Schrift" unter dem anzüglichen Titel ‚Das Beste aus schlechten Büchern' gerüstet (Erich Schmidt 2, 266, vgl. Düntzer, Lessings Leben S. 163). Der Plan ist bei dem rettungslustigen Projektenmacher der Berliner Zeit begreiflich genug; Anthologien, freilich anderer Art, hat er ja auch später aus Dichtern veranstaltet, die er keineswegs für Klassiker hielt. Dennoch scheint hier ein fremder Gedanke den Anstoß gegeben zu haben. 1754 war des Abbé Trublet dreibändige Sammlung „Essais sur divers sujets de Litterature et de Morale" erschienen. (Ich würde die vergessenen Büchlein nicht kennen, wären sie mir nicht bei den „Bouquinistes" am Pariser Seine-Ufer als diesmal fast einzige Beute in die Hände gefallen!) Hier findet sich nun in dem ersten (und so ziemlich besten) Aufsatz „Sur la manière d'écrire par pensées détachées" (1, 9) folgender Absatz:

„Il y a long-temps qu'on crie contre la multitude des Livres; mais on convient aussi, et il est comme passé en proverbe, qu'il n'y en a point où il n'y aist quelque chose de bon. Il serait donc à souhaiter qu'on en supprimât les trois quarts, après en avoir extrait ce qui mériterait d'être conservé. Ce serait un Livre curieux, s'il était bien fait, que celui qui aurait pour titre: Extrait des Livres qu'on ne lit point. Mais qui entreprendra un pareil travail? Outre qu'il serait très-pénible, très-long, et très-ennuyeux, il faudrait encore, pour y bien réussir, si non ce qu'on appelle proprement des talents, du moins des qualités presque aussi rares. Cependant il reviendrait peu de gloire de la plus heureuse exécution. Voilà pourquoi il n'y a guère de bons Livres plus rares que les bonnes compilations."

Sollte der — von Trublet selbst im Druck hervorgehobene — Titel „Extrait des Livres qu'on ne lit point" nicht Lessing angeregt haben? Sein Plan deckt sich ja nicht völlig mit dem Franzosen: hier wird ein Buch, dort eine Zeitschrift beabsichtigt; hier die übersehenen, dort die schlechten Schriften empfohlen. Aber beidemal sollen doch die wertvollen Bestandteile aus Büchern, die sonst unbeachtet bleiben, gerettet werden.

Daß Lessing die Sammlung kannte, ist höchst wahrscheinlich. Auf dem Titelblatt steht: „Par Mr. l'Abbé Trublet, de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Prusse." Und die Verachtung, mit der er im 13. Literaturbrief (bei Muncker 8, 28) von dem „großen Trublet" spricht, gilt ja dem Kanzelredner, der vermutlich an der allgemeinen Dürftigkeit der geistlichen Eloquenz im Frankreich des 18. Jahrhunderts (L'homme L'éloquence de la chaire en France S. 12) teilnahm. Übrigens sind auch die Essais nicht von der Art, daß Erich Schmidt (1, 427) ihretwegen sein Urteil über den „unbedeutenden Trublet" zurücknehmen müßte — wenn auch die Brüder Goncourt den Abbé um eines Ausspruches willen „den feinsten Kritiker des 18. Jahrhunderts" zu nennen geneigt waren: er hatte nämlich ihre bête noire Voltaire als „la perfection de la médiocrité" bezeichnet (Journal des Goncourt 2, 16, vgl. 102; doch auch Trublet 1, 201).

Berlin. Richard M. Meyer.

Ein Verbot von Lessings „Nathan" in Frankfurt a. M.

Der Rat der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. war im ausgehenden 18. Jahrhundert streng lutherisch-evangelisch, so daß selbst der Hamburger Eiferer

im Worte Gottes, Pastor Johann Melchior Goeze, ihn als ein nachahmenswertes Beispiel belobte. Als daher allenthalben in Deutschland die Wolfenbüttelschen Fragmente verboten wurden, folgte am 26. Juni 1778 der Frankfurter Rat dem Vorgang und ließ wenigstens den Verkauf „des ärgerlichen und Gottes lästerlichen Buches, welches unter der Aufschrift ‚Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger u. s. w.' ans Licht getretten sey" bei schwerer Strafe untersagen. Gegen dieses Fragment schrieb auch der damalige Senior der evangelischen Geistlichkeit in Frankfurt a. M. D. Gabr. Christ. Benj. Mosche (nicht Mascho wie Danzel-Guhrauer 2, 428 schreibt) 1779 in seiner Wochenschrift „Der Bibelfreund" und ließ diese Entgegnung, „um sie noch gemeinnütziger zu machen", unter dem Titel „Beyträge zur Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte Jesu gegen die neuesten Einwürfe" als Sonderdruck im gleichen Jahre bei Joh. Gottl. Garbe erscheinen. Dieses orthodoxe Wesen veranlaßte auch den damaligen älteren Bürgermeister v. Glauburg jun. zu Frankfurt a. M. bei der Bücherdeputation die Konfiszierung des „Nathans" zu beantragen. Das Manuskript ist sub. Ugb. M. 24. E. 32° auf dem städtischen Archiv in Frankfurt a. M. erhalten. Es lautet:

„Brachte der ältere Herr Bürgermeister mündlich vor, wasmaßen in letzter Leipziger Messe von dem Gotthelff (!) Ephraim Lessing ein Drama unter dem Titel: Der weise Nathan erschienen seye, weches den scandaleusesten Innhalt in Rücksicht der Religion enthielte, weshalben Er anheimstellen wolte, was gegen dieses verdächtige Buch vorzunehmen sey. Committatur dem älteren Herrn Bürgermeister sogleich bey allen hiesigen Buchhändlern herumzuschicken und dieses Drama nachdrucksamst zu verbietten. Resol. coram Deputatione ord. d. 28 May 1779."

Diese Resolution wurde noch am selben Tag, wie aus dem dem Akt angehängten Bericht des Stadtkanzelisten Geiler hervorgeht, den Buchhändlern bekannt gemacht, die darauf versicherten, „daß sie kein eintziges Exemplare von diesem Impresso hinter sich hätten, auch solche, wenn einige dererselben anherokommen sollten, sogleich zurücksenden, keineswegs aber dahier verbreiten wollten."

Frankfurt a. M. H. Grombacher.

Zwei Briefe von Ludwig und Luise Nicolovius.

Im 92. Handschriftenbande der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt finden sich zwei Briefe von Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, der seit dem 5. Juni 1795 mit Luise Schlosser, der ältesten Tochter von Goethes Schwester Cornelia, verheiratet war und von 1795—1805 als Mitglied der bischöflich-lübischen Kammer, bis 1800 unter der Präsidentschaft Friedrich Leopold Stolbergs in Eutin lebte. Nach dem ersten Briefe war Nicolovius vor 1796 durch Stolberg mit Gleim, deren Freundschaftsverhältnis trotz der diesem antipathischen katholischen Tendenzen jenes ungetrübt blieb, bekannt geworden, vielleicht schon im Februar 1793, als Stolberg vor Antritt seines Amtes in Eutin (1. März desselben Jahres) u. a. auch die Stolberg-Wernigerodischen Verwandten besuchte. Auch Luise selbst hat, wie aus dem von ihr geschriebenen Schlusse des zweiten Briefes hervorgeht, Gleims persönliche und ihr in freundlichster Erinnerung gebliebene Bekanntschaft gemacht, wobei man wie sonst oft den Eindruck hat, wie warm der liebenswürdig-begeisterungsfähige alte Grenadier jugendliche Gemüter zu fesseln vermochte. Ein Hauch weiblich edler Gesinnung, wie sie die Tochter Cornelias vermuten läßt, schwebt über ihren wenigen Zeilen, die uns ihre glückliche Zufriedenheit im Eutiner Kreise bekunden. Daß sie aber auch etwas von der unglücklichen Gemütsanlage ihrer Mutter geerbt hatte, ist aus Goethes Brief an den tiefbetrübten Gatten bei ihrem 1811 erfolgten Tode bekannt. Während Nicolovius' Schriftzeichen feste, energisch ausgeprägte Züge aufweisen, zeigen die Luisens weichere, doch charakteristisch geschwungene Linien.

Schlossers freundschaftliche Gesinnung gegen Gleim — welche der Anfang des ersten Briefes von Nicolovius bezeugt — dokumentiert sich in seinem Schreiben an denselben vom 13. Mai 1796 aus Ansbach, worin der Tod Uzens gemeldet wird. Auch Schlosser hatte einst in den Frankfurter Tagen 1772 durch Subskription auf Werke Gleims und Einsendung eigener Werke an diesen Beziehung mit dem Halberstädter Dichterkreise angeknüpft: dann aber war der Briefwechsel[1]) zwischen beiden, nur noch einmal 1784 durch einen Brief Schlossers behufs Erforschung der Meinung Gleims von der Übersiedelung J. G. Jacobis nach Freiburg unterbrochen, gänzlich eingeschlafen, ohne daß Schlossers Verehrung für Gleim als einen derjenigen von „reinem Herzen und reinen Händen", zwischen denen „der Geist über uns unauflößliche Bande geknüpft" hat, Einbuße erlitt. Gleim hat dieselbe Hochschätzung für Schlosser empfunden, mag auch dessen Stellungnahme in den Lavaterschen Streitigkeiten dem Nicolai-Freunde Gleim nicht gepaßt haben; eine Anzahl Schlosserscher Schriften waren in Gleims Besitze.

Das Unterpfand Gleimischen Gedenkens bestand vermutlich in den „Zeitgedichten für wenige Leser. Im Jänner 1801". Mit der in Luisens Zeilen erwähnten Gräfin Catharine ist Henriette Katharina Gräfin zu Stolberg, die als Verfasserin kleiner Erzählungen bekannte Stiftsdame und Schwester der Dichter, gemeint.

1.

Eutin d. 26. Jan. 96.

Mein Schwiegervater, der Uebersetzer der Briefe des Plato,[2]) hat mir, als Ihrem nordischen Nachbarn, aufgetragen, Ihnen das beykommende Exemplar zuzuschicken. Ich freue mich dieses Auftrages, und bitte Sie, ehrwürdiger Greis, um Ihren Segen, daß ich werth werde dieses Schwiegervaters und der Nachbarschaft von Stolberg und Voß, und den Funken nähre, den Gott mir in den Busen gelegt hat. Ich denke oft an die Stunde, wo Stolberg mich Ihnen in Halberstadt vorstellte und freue mich jeder Nachricht vom lieben alten Patriarchen, den Gott uns Jünglingen noch lange zum Muster des gesegneten Alters nach reinem Leben erhalten wolle!

G. H. L. Nicolovius.

2.

Wir danken Ihnen von Herzen, lieber Altvater, daß Sie unsrer gedenken und uns ein solches Unterpfand davon in die Hand geben, das auf Kindeskind heilig überliefert werden soll. Der schöne Morgen in Halberstadt ist uns noch lebendig in der Seele, und wir wärmen uns oft in der Erinnerung am Gesicht und Wort des Mannes, der mit sich und mit Gott im Reinen ist, und uns mit Kraft und Leben beleuchtet. [Das Folgende von Luise N.]

Ich komme auch herzlich danken für Ihr liebes Andenken. Es hat uns so froh überrascht. Ich denke noch so oft an Sie lieben Beide,[3]) und wie freundlich Sie waren. es wär gar zu schön gewesen wenn Sie hätten hier nach Eutin kommen können, ich hatte mich heimlich schon so oft mit Gräfin Catharine über

---

[1]) Längere Stellen aus dem Briefwechsel sind abgedruckt in meinem Aufsatz „Beiträge zum Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk von Joh. Georg Schlosser" in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 1907, Heft 1.

[2]) Schlossers Übersetzung der Briefe Platos über die Syrakusanische Staatsrevolution war 1795 in neuer Auflage mit Einleitung und Anmerkungen erschienen.

[3]) Gleim und seine Nichte Sophie Dorothea, genannt Gleminde.

die außicht gefreut. Ich hoffe aber doch noch immer daß Sie kommen, es ist hier gar zu schön, und ich glaube so recht nach Ihrem Herzen schön.

G. H. L. Nicolovius.
Eutin d. 7. Jan. 1801. Luise Nicolovius.

Friedenau. Felix v. Kozlowski.

Zu einem Briefe Ch. F. D. Schubarts an Ph. Christoph Kayser.

Bei dem Abdruck eines am 6. Oktober 1776 von Schubart an Kayser gerichteten Briefes im Archiv für Literaturgeschichte, Band 15, S. 152—155 ist S. 153, Z. 15 von unten eine Stelle durch ..... als unleserlich bezeichnet worden. Nachdem der Brief im Hamburger chemischen Staatslaboratorium chemisch-photographischer Behandlung unterzogen worden, ist es möglich, die Lücke auszufüllen.

Zu den Worten „wieder an Hof gehn" ist zu ergänzen:

unter Virtuosen wie unter einer Bande Spizbuben leben und des Teufels werden? das will ich nicht.

Man vergleiche dazu Schubarts Äußerungen in seiner Selbstbiographie, Gesammelte Schriften und Schicksale, Band 1, S. 112—114, insbesondere S. 114: „Mein steter Umgang mit deutschen und welschen Virtuosen war beständig Oelguß in mein ohnehin schon wild loderndes Feuer" etc. Aus der nunmehr entzifferten Stelle des erwähnten Briefes ist zu entnehmen, daß Schubart bereits im Jahre 1776 die Zeit, die er in Ludwigsburg nahe dem Hofe des Herzogs Karl Eugen verlebt hatte, als eine Periode betrachtete, in der er in Gefahr gewesen, „des Teufels zu werden".

Hamburg. Adolf Wohlwill.

H. von Kleist und Kant.

Zusatz zu R. Steigs Anmerkungen zu Kleists Abhandlung: „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden." Kleists Werke, Band 4, S. 249, zu S. 80 Z. 12.

Die Kant-Stelle, die R. Steig suchte, befindet sich in Kants Metaphysik der Sitten, II. Teil, Tugendlehre, § 50 (Ausgabe von Kirchmann, Leipzig 1870, S. 334). Kant erörtert hier das Problem der Methode moralischer Bildung, unterscheidet die dialogische Lehrart von der katechetischen, und sagt mit Bezug auf die erstere: „Wenn Jemand der Vernunft des Andern etwas abfragen will, so kann es nicht anders, als dialogisch, d. i. dadurch geschehen, daß Lehrer und Schüler einander wechselseitig fragen und antworten. Der Lehrer leitet durch Fragen den Gedankengang seines Lehrjüngers dadurch, daß er die Anlage zu gewissen Begriffen in demselben durch vorgelegte Fälle bloß entwickelt, (er ist die Hebamme seiner Gedanken)." Da Kants Metaphysik der Sitten bereits im Jahre 1797 in Königsberg erschienen ist, werden wir diese Stelle mit Recht für Kleist in Anspruch nehmen dürfen.

Ich füge hinzu, daß die drei Fragen, deren sich Kleist in seinem Briefe an Wilhelmine von Zenge bedient (Kleists Werke, Band 5, S. 66, 18—24), sich bereits in Kants Anthropologie vom Jahre 1798, § 57 (Ausgabe von Kirchmann, Leipzig 1899, S. 135) in derselben Aufeinanderfolge vorfinden.

Kleist ibid: „Zuerst fragt mein Verstand: was willst Du? das heißt, mein Verstand will den Sinn Deiner Frage begreifen. Dann fragt meine Urteilskraft:

worauf kommt es an? das heißt, meine Urteilskraft will den Punkt der Streitigkeit auffinden. Zuletzt fragt meine Vernunft: worauf läuft das hinaus? das heißt, meine Vernunft will aus dem Vorangehenden das Resultat ziehen."

Kant ibid:

Was will ich? (fragt der Verstand),
Worauf kommt's an? (fragt die Urteilskraft),
Was kommt heraus? (fragt die Vernunft).

Bern. Hugo Zartmann.

Zu Kleist V 388, 358 und 340.

Beim Abschluß einer Arbeit über Adam Müller suche ich aus meinem Material ein paar Kleist betreffende Notizen zusammen, die sich für eine besondere Mitteilung an dieser Stelle mehr als für den Zusammenhang einer Studie über den Freund eignen.

I. Nr. 131. 1. Wer ist der Adressat des Briefes aus Stockerau vom 25. Mai 1809? Daß es Pfuel nicht sein kann, ist zur Genüge erwiesen (5, 481). Der Brief muß an eine politisch interessierte Persönlichkeit gerichtet sein, die mit dem Dresdner Freundeskreis ebenso wie mit den Prager Autoritäten vertraut war. Beide Bedingungen erfüllt allein von allen Männern, die überhaupt in Betracht kommen könnten, der Baron Buol, dem außerdem, wie wir wissen (5, 387), Kleist nachreiste. Buols nahe Beziehungen zu Kolowrat sind durch Klinkowström, Registratur der Staatskanzlei S. 36 bezeugt. Schließlich läßt sich an der Hand von Ompteda 2, 446 der strikte Beweis für unsere Bestimmung führen. Buol schreibt am 18. Juni 1809 an Ompteda, daß er „wie ein Verwiesener" von Teplitz nach Prag, von Prag nach Znaym, von Znaym wieder nach Prag irrte. Das entspricht ganz der Angabe des Briefes, jemand, der aus Znaym komme, hätte berichtet, der Adressat wäre von dort abgereist. Nach Prag natürlich (oder besser in die Nähe von Prag; siehe unten), wie die Bemerkungen Kleists über seine beiden Briefe „von vorgestern" ergeben, von denen er den nach Znaym, nicht aber den nach Prag gesandten für unbestellbar hält. Buol traf etwa am 28. Mai in Prag ein („Prag, wo ich nun seit drei Wochen vegetiere"), kann also Znaym gut an dem Tage, den der Kleistbrief voraussetzt, verlassen haben. Am 31. Mai (5, 481) trafen sich die Freunde wieder in Prag. Über Knesebeck schreibt Buol „Er war mein Reisegefährte während des größten Teils meiner Wanderung", was zu den Angaben Kleists stimmt. Kleist muß Anlaß gehabt haben anzunehmen, daß die beiden sich zur Zeit der Absendung seines Briefes nicht an demselben Ort aufhielten („Schreiben Sie doch Knesebeck . . ."); das weiß ich nur so zu erklären, daß Kleist den Freund in der Umgebung von Prag glaubte. Buol hatte vielleicht in der Nähe der Stadt ein häufiger aufgesuchtes Absteigquartier, wie man auch aus Klinkowström S. 30 folgern möchte. Jedenfalls wird Buol von Kleist in einem dritten Ort auf der Route Znaym-Prag vermutet.

2. Baron Buol ist von den Kleistforschern sehr schlecht behandelt worden; sie haben ihn bis heut nicht zu sich selbst kommen lassen, obwohl doch auf die Ungehörigkeit der Verwechslung mit dem Grafen Buol-Schauenstein schon Schlesier (Schriften von Gentz 5, 36) und Ompteda 2, 225 aufmerksam gemacht haben. Er war Tiroler (Klinkowström S. 36) „aus der alten und geachteten Tiroler und Bündner Familie von Buol-Mülingen" (Hormayr, Kaiser Franz und Metternich S. 91 f.), der deutschen Sache treu anhänglich, darum und wegen seiner „hohen Gestalt und wegen des ernsten Ausdrucks in dem sprechenden Antlitz mit hoher Adlernase und leuchtenden braunen Augen" von den Dresdner Freunden „Reichsadler" genannt; er war gar nicht (trotz Kleist 5, 351) österreichischer Gesandter in

Dresden, vielmehr seinem „Chef" (wie er selbst bei Ompteda 2, 446 sagt), dem Grafen Stephan Zichy (Ompteda 2, 386; Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforsch. 7, 136; Wurzbach 60, 30) untergeordnet. Der 1809 in Tirol kommandierende General des Namens war sein Onkel.

Buol blieb nach dem Friedensschluß von 1809 zunächst in Böhmen, wo wir ihn im Oktober und noch Anfang 1810 finden (Klinkowström S. 36 und Fournier, Gentz und Wessenberg S. 40). Dann in Wien (Gentz-Müller S. 166), mag er Mitte 1811 den Gesandtenposten in Kopenhagen übernommen zu haben, wo er sehr bald starb (Rühl, Aus Stägemanns Nachlaß 1, 312 ergibt 1811 oder 1812; Hormayrs Datum 1814 ist falsch; in den „Lebensbildern" 3, 317 gibt derselbe 1812 als Todesjahr an; Adam Müller spricht 1818 zu Gentz S. 254 von ihm als einem Toten. Buol-Schauenstein starb 1834). Damit kennen wir endlich einen Mann, von dem wir fast mit Sicherheit annehmen dürfen, daß er mit Kleist in dem ominösen Herbst 1809 wenigstens zeitweise in Verbindung war; und, was vorläufig wichtiger ist, eine Quelle für das von Adam Müller in Berlin verbreitete Gerücht von Kleists Tod.

Buol, der Adam Müller ganz besonders nahe stand, korrespondierte mit ihm noch 1810 (Ein solcher Brief aus dem März 1810 ist nachgewiesen durch Fournier, Gentz und Wessenberg S. 42), außerdem mit Wessenberg, dem österreichischen Gesandten in Berlin, der sich wieder gelegentlich mit Müller unterhielt. Da Müller in diesen Monaten mit keinem andern in Böhmen Briefe gewechselt hat, von denen wir wüßten, spricht viel dafür, daß Müller seine Nachrichten über Kleist direkt oder mittelbar von Buol hatte.

3. Der in dem Kleistbrief genannte Eichler war hoher böhmischer Polizeibeamter, der im Auftrage der Staatskanzlei den Konnex der Prager und Wiener Behörden mit Sachsen erhielt, mit Gentz befreundet war, dessen Korrespondenz mit Adam Müller, Rühle usw. bei seinen häufigen Reisen nach Dresden besorgte, demgemäß bei Napoleon in einem vielleicht von Bourgoing geschriebenen Bericht unter den gefährlichen sächsisch-böhmischen Schwarmgeistern obenan genannt wurde. (Gentz-Schlesier 1, 342 f.; 5, 228. Gentz-Müller S. 108 und sonst. Goedekes Grundriß 6, 733 (?). Österreichische Rundschau 8, 1906, S. 411 ff. Wiese, Graf Götzen S. 87. Ompteda 2, 220. Vielleicht derselbe, der bei Friesen, Dresden im Kriegsjahre 1809 S. 54 als Intendant der österreichischen Besatzungstruppen genannt wird.)

II. Nr. 103. Man hat einen argen Mißgriff getan, als man Bülow folgend den zweiten und dritten Absatz zwischen die beiden Teile des Tieckschen Fragmentes einschob und aus zumindest drei zu verschiedener Zeit geschriebenen Bruchstücken ein sinnloses Ganzes fabrizierte. Zunächst ist S. 358, 29—359, 15 früher geschrieben als 358, 11—27. Im ersten Stück teilt Kleist mit, daß er die Penthesilea beendigt habe; er werde „einige Blätter aus der Penthesilea vom Schluß zusammenraffen und diesem Brief einlegen". In dem an zweiter Stelle genannten Passus, den die Herausgeber sogar vorher abdrucken, bezieht sich Kleist auf ein Urteil eben über dieses „in seiner abgerißnen Form höchst barbarische Fragment" und legt ein weiteres Stück aus dem Drama bei. Die Antwort, die Kleist hierauf empfängt, ist vorausgesetzt in seinem dritten Brief, wenn anders er (358, 1—10, wozu wahrscheinlich 359, 16–28 gehört) an dieselbe Person gerichtet ist wie die beiden andern, was sich vorläufig nicht entscheiden läßt.

Der „Brief" wird also folgendermaßen gedruckt werden müssen:

1. Erstes Brieffragment: 358, 29—359, 15.
2. Zweites Brieffragment: 358, 11—358, 28.
3. Drittes Brieffragment: 358, 1—10 nnd 359, 16—28.

III. Nr. 93. Die besonderen Schwierigkeiten, die dieser Brief der Kritik bietet, sieht man sich genötigt, durch die Feststellung der folgenden zu vermehren. S. 341, 7 ist ein Passus ausgefallen; ohne diese Voraussetzung ist das folgende

[illegible]

[illegible]

Zu Kleists Homburg V. 1832.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zwingt das [illegible]

Berlin Schöneberg. [illegible]

In einem jetzt der k. k. Studien-Bibliothek in Laibach gehörigen [illegible] buch von 1579 (Titel: „Ein Newes Bund Künstlich schönes [illegible] Gesellen Büchlein ... Gedruckt zu Wien ... durch David de Neder Formenschnider“) findet sich folgende Eintragung eines gewissen Gabriel [illegible] von 1643: „Ich habe mein sach auf nichts gestellt [illegible] (Mittheilungen des historischen Vereins für Krain 18[illegible]6 [illegible])

Also eine Goethe näherstehende Fassung als die in Neanders [illegible] (Jubiläums Ausgabe, Anmerkung zu 1, 83).

Strobelhof. Eugen Freiherr v. Müller

Berichtigungen.

Euphorion XIV, 438 Zeile 12 f. Der Brief an Batsch ist [illegible] in Leipzig berichtigt, nicht von Hegewisch, sondern von Karl Leonhard Reinhold. Ferner ist in derselben Zeitschrift noch ein Brief Friedrich Christians aus 1[illegible] abgedruckt.

Zu Euphorion XIV, 616 f. verweist [illegible] Maikall auf Goethe Jahrbuch 5, 229 f. und 25, 23.

Rezensionen und Referate.

Kaulfuß-Diesch Karl Herm., Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur älteren deutschen Bühnengeschichte (Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig, herausgegeben von Albert Köster, siebenter Band). Leipzig 1905, R. Voigtländer. 6 M.

Nicht bloß das moderne Leben, auch unsere Kunst, vor allem die theatralische, steht ganz im Zeichen der Technik. Der heute den Ton angebende Zuschauer geht nicht ins Theater, um etwa Hamlet, Faust, Nathan oder Wallenstein zu sehen; er will nur wissen, wie es der Dichter und die Schauspieler machen. Und weh ihnen, wenn er ihre Mühle einmal klappern hört! Wenn er ihnen auf einen Kunstgriff kommt! Dann ist Er der Herr im Hause, dann hat er sein rechtes Vergnügen. Kein Dramatiker der Weltliteratur, am allerwenigsten Shakespeare, könnte solchen Ansprüchen gegenüber standhalten. Denn wenn es ihm auch gelingt, das Geheimnis seiner Technik in Einem Stück zu wahren, so würde man ihm doch ganz sicher beim zweiten, dritten oder vierten ins Räderwerk schauen und sich auf die Erkenntnis etwas zugute tun, daß er es hier wiederum so gemacht habe wie dort. Ich halte diese Richtung, die gänzliche Unfähigkeit zur Illusion und zu phantasievollem Mitschaffen im Gefolge haben muß, für einen der Hauptschäden, an denen unser Theaterwesen krankt. Ihm ist es auch in erster Linie zuzuschreiben, daß es der modernen dramatischen Dichtung so ganz an Gehalt fehlt.

Auch in der wissenschaftlichen Kritik, wo die Technik zweifellos eine stärkere Berücksichtigung in Anspruch nehmen darf, hat dieser Zeitgeist die Untersuchungen über Technik und Stil in den Vordergrund gerückt. Ja, vielleicht hat die philologische Kritik, wie sie zuerst von Scherer und seiner Schule an den Werken der neueren Literatur, besonders Goethes, geübt worden ist, durch die aus den Seminaren hervorgegangenen Tageskritiker

am meisten dazu beitragen, das Publikum nach dieser Richtung zu lenken. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß Scherer und seine unmittelbaren Nachfolger ihre technischen Beobachtungen und Untersuchungen stets an einzelnen Kunstwerken angestellt haben, die sie nie aus den Augen verloren. Später versuchte man dann von ihnen zu abstrahieren und die Technik sozusagen auf eigene Füße zu stellen. Es war nun die Aufgabe, für eine Menge von Beobachtungen, die von dem einfachsten und selbstverständlichsten bis zum kompliziertesten und feinsten aufstiegen, einen Rahmen oder eine Form, sagen wir ganz ruhig: ein System zu finden, in dem die einzelnen Fälle in logischer Gliederung und Abstufung unterzubringen waren. Dieser Aufgabe waren die jungen Kräfte, die sich besonders gern an solchen schwierigen Arbeiten versuchten, leider keineswegs gewachsen; zu lang schon war die philologische Schule, die sich von dem philosophischen Betrieb der Literaturgeschichte ab- und der Beobachtung der Tatsachen zugewendet hat, den logischen und philosophischen Disziplinen fremd gegenübergestanden, als daß sich jetzt die Fühlung so schnell hätte wieder herstellen lassen. Nicht nur war unter den verschiedenen Autoren über die Rubriken keine Einigung zu erzielen: was der eine als Motiv verzeichnete, war für den andern eine Form des Dialoges. Es herrschte auch in demselben Buch ein solches Gewirre sich kreuzender und verschlingender Fäden, daß man wiederum nur Einzelheiten behalten konnte, im ganzen aber nicht klarer sehen lernte. Und mit der von dem Verfasser und dem Leser aufgewendeten Mühe standen die Resultate selten in geradem Verhältnisse.

Eine besondere Schwierigkeit entsteht noch dort, wo es sich um die theatralische Technik der Vergangenheit handelt, weil uns hier das eigentliche Kunstwerk, die szenische Aufführung, ein- für allemal entzogen ist und nur sehr unvollkommen aus dem Wenigen, was wir über die Beschaffenheit des Theaters wissen, und aus den unzuverlässigen szenischen Anweisungen der Dichter erschlossen werden kann. Man pflegt dabei von zwei Voraussetzungen auszugehen: 1. von der Annahme einer in ihren Grundzügen festen und unveränderlichen Bühnenform, der sich das Werk des Dichters ein- für allemal anbequemen muß und die also auch die technische Form des Dramas bestimmt; 2. von der Annahme, daß die Dramatiker diese Bühnenform genau gekannt und besonders bei ihren szenischen Angaben stets im Auge behalten haben, daß sie sich also wirklich anbequemt haben ... Ich bin nicht der Meinung, daß diese Voraussetzungen in der Mehrzahl der Fälle wirklich zutreffen. Ich glaube nicht, daß die Bühne Shakespeares und der Englischen Komödianten jeden Abend ganz dasselbe Gesicht hatte. Ich glaube vielmehr, daß es sich bei jeder Aufführung um ein Kompromiß gehandelt hat, bei dem die Bühnenleute dem Dichter so viel als möglich entgegenzukommen suchten, der Dichter umgekehrt ihnen Unmögliches nur selten zumutete, das Publikum aber, wenn es gar nicht anders ging, auch

Unmögliches ruhig hinnahm und es sich bloß mit der Phantasie vergegenwärtigte, deren Mitschaffen das ältere Drama ja weit stärker in Anspruch nahm als das moderne. Der Text wurde technisch eben so gut inszeniert, als es ging. Dieses Kompromiß aber bei jeder einzelnen Aufführung an der Hand des Textes von Anfang bis zum Ende zu verfolgen, halte ich für unmöglich, eben weil der Möglichkeiten zu viele sind.

Gerade diese Aufgabe aber hat sich der Verfasser des oben angezeigten Werkes gestellt. Zeitlich schließt es sich an die Arbeit von Expeditus Schmidt über das Schuldrama des 16. Jahrhunderts an; Voltes dessen Resultate sehr vorsichtig einschränkende und wiederholt ergänzende Darstellung in der Einleitung zu Wickrams Dramen (6. Band der Werke, S. LXX ff., Tübinger Literarischer Verein) konnte ihm noch nicht zugute kommen. Sein Resultat ist in der Hauptsache: Die Bühne der Englischen Komödianten besteht aus einer neutralen und dekorationslosen Vorderbühne; aus einer Hinterbühne von bestimmtem Charakter, die mit szenischer Ausstattung versehen ist und stets einen bestimmten Ort anzeigt; und aus einer Oberbühne oder einem Balkon im Hintergrund, von dem nur selten Gebrauch gemacht wird, auf dem in der Regel das Orchester untergebracht war. Die Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig setzen dieselbe Bühnenform voraus; nicht aber Ayrer, der wie die Meistersinger nur eine ungeteilte Neutralbühne mit gelegentlichen Standorten kennt, von den Englischen Komödianten aber nur die Oberbühne (Zinne) übernommen hat. In der Hauptsache wird man dem Verfasser beistimmen können, keineswegs aber in allen Einzelheiten und noch weniger in dem Wege, den er in seiner Untersuchung einschlägt.

Er geht von der Beschreibung des Grundtypus der Bühne der Englischen Komödianten aus und sucht nun in einer sehr ermüdenden Ausführung die einzelnen Stücke der Engländer und ihrer deutschen Nachfolger dieser Bühne anzupassen, sie „in das Schema einzufügen". Dabei stößt er aber selber sehr bald auf große Schwierigkeiten und erkennt, daß sich z. B. beim Ungerathenen Sohn des Herzogs von Braunschweig die Verteilung der Szenen auf die einzelnen Bühnenfelder überhaupt nicht durchführen lasse (S. 97). Es werden dann „Ausnahmefälle" und „seltene Erscheinungen" nötig, wo auf der Vorderbühne, die „völlig dekorationslos sein muß", doch Dekorationen und Requisiten unentbehrlich sind (S. 78 f., 97 f.). Ja, der Verfasser sieht sich mehr als einmal gezwungen, die Vorstellung von einer realen, sichtbaren Bühnengestalt fallen zu lassen und sich bloß an das „Prinzip" zu halten. Mitten in der Analyse des Königssohnes von England sagt er (S. 69): „Hier haben wir vollständig die Hans Sachs-Bühne vor uns." Nein, antworte ich, wir haben die Bühne der Englischen Komödianten vor uns, wie sie bei der Vorstellung dieses Stückes aussah; und wenn diese auch nur für einen Akt lang mit der des Hans Sachs zusammenfallen konnte, so zeigt das eben, daß sie weder so gleich-

förmig noch so schroff von der Hans Sachsischen unterschieden war, als Kaulfuß annimmt. In dem Fortunatus (S. 67) tritt gar dreimal die Technik der meistersingerischen Neutralbühne ein; auch der Verfasser der Esther kehrt, weil er „anscheinend der Situation nicht mehr gewachsen ist" (S. 62), zu dem „einfachen Prinzip der Neutralbühne" zurück. Umgekehrt ist es wieder in der Susanna des Herzogs (S. 93) unmöglich, den Garten auf der Vorderbühne zu denken, weil dies dem „Prinzip der neutralen Vorderbühne" widerspricht und, füge ich hinzu, ein „Ausnahmefall" hier offenbar nicht vorliegen kann; und das Bamberger Drama Ayrers kann nicht auf der englischen Doppelbühne spielen (S. 167), weil ein „prinzipieller Unterschied" darin besteht, daß „von den zwei Standorten einer räumlich so bestimmt oder unbestimmt ist, wie der andere", während bei den Englischen Komödianten die Hinterbühne bestimmten örtlichen Charakter hat. Ein anderes Mal bezeichnet der Verfasser seine Regie selber als bloße Konjektur (S. 63); das ist sie auch dort, wo er selber eine Alternative bestehen lassen muß, ob eine Szene auf der Hinterbühne oder gar auf der Oberbühne spielt (S. 69). Und während er an einer Stelle selbst daran verzweifelt, in die Szenen „einen Wechsel der Bühnenfelder hinein zu interpretieren" (S. 68), geht er an anderen Stellen doch sehr frei mit dem Text um. „Julius stehet gar melancholisch, auf der Seiten" (S. 71), das heißt wohl nur: „er bleibt auf der Vorderbühne zurück;" und wenn die Kaiserin den Wolfdietrich „dahinten" (S. 190) schlafen sieht, so ist das nicht vom Standpunkt des Zuschauers, sondern der Kaiserin gemeint, und er schläft „an einer Schmalseite der Bühne". Die letzte Zuflucht bildet dann eine „Ungenauigkeit des Textes" (S. 71) oder eine „unausgeführte Szenenreihe" (S. 104), die einer späteren Ausführung vorbehalten blieb ... Alles das, um die Gleichförmigkeit der Bühne der Englischen Komödianten zu retten, was doch nicht einmal „im Prinzip" gelingt. Um das Prinzip aber haben sich diese Theaterpraktiker so wenig ein graues Haar wachsen lassen, als ein theatralischer Fachmann von heute.

Die Englischen Komödianten, deren Aufführungen die Zeitgenossen mit staunenden Augen folgten, müßten in der Tat die größten Stümper gewesen sein, wenn sie nicht imstande gewesen wären, für eine größere Buntheit und Beweglichkeit des szenischen Bildes zu sorgen, als ihnen die Gelehrten zutrauen. Gewiß, sie verfügten nur über einfache Mittel und einen beschränkten szenischen Apparat; gerade deshalb müssen wir annehmen, daß sie mit diesen geringen Mitteln auf das Geschickteste zu hantieren und sich den gegebenen Verhältnissen auf jede Weise anzupassen verstanden. Abwechslung und Überraschung werden sie bei dem szenischen Bild ebensogut angestrebt haben, wie jede andere Art der szenischen Wirkung. Um das zu zeigen, gehe ich von der Oberbühne, dem Balkon aus, wo die Sache am deutlichsten zu erkennen ist.

Für die Oberbühne oder wie er sie nennt die Zinne gibt Ayrer ausdrücklich bloß fakultative Anweisungen. „So es sein kann," sagt er wiederholt (S. 195 f.), „soll es auf der Zinne geschehen, so ists desto besser." Kaulfuß sieht darin einen Unterschied von den Englischen Komödianten; aber auch diese werden sich, so gut wie Ayrer, an manchen Orten auch ohne die Oberbühne haben behelfen müssen und dann eben Stücke gegeben haben, wo sie ihrer nicht bedurften oder sie umgehen konnten. Unter der Oberbühne sollen nach Kaulfuß (S. 82 f.) stets zwei Türen gewesen sein, die den Abgang von der Hinterbühne gestatteten. Nun zeigt sich aber, daß in den Texten immer nur von einer die Rede ist. Ich glaube, es war eine Tür, oder zwei, oder so viel man eben für das Stück brauchte: nichts einfacher als das für jeden, der praktisch mit dem Theater zu tun hat. Kaulfuß ist der Meinung, daß sich an die Vermehrung der Türen in der Rückwand eine bedeutungsvolle Neuerung Ayrers knüpfe (S. 205 ff.); er sieht darin ein Zusammentreffen mit der Terenzbühne und den beginnenden Einfluß der italienischen Bühnengestalt. Aber auch der Verlorene Sohn der Englischen Komödianten (S. 66) klopft an drei Türen an und es wird ihm „unter den Tapetichten" geantwortet; das erinnert doch schon sehr an die scenae der Terenzbühne. Und wenn er die Vorhänge, die die scenae in der Rückwand gegen die Bühne abschließen, für eine charakteristische Weiterbildung der Terenzbühne hält, die in der italienischen Komödie aufgekommen sei und dann erst im 17. Jahrhundert seit dem „Liebeskampf" in Deutschland nachgewirkt habe (S. 50—54), so kann er sich aus den von Exp. Schmidt reproduzierten Terenzbildern überzeugen, daß ein solches Interieur durch einen zurückgeschlagenen Vorhang schon viel früher nachzuweisen ist. Ich glaube, man braucht nicht gleich an italienischen Einfluß zu denken, wenn einmal eine Türe oder ein Vorhang mehr angebracht wird. Überhaupt ist es mit den Einflüssen auf diesem Gebiet eine sehr bedenkliche Sache; so nahe liegende Dinge, die durch das Bedürfnis gefordert wurden und von dem nächstbesten Handwerker in einer Stunde ausgeführt werden konnten, können sehr wohl unabhängig voneinander da und dort entstanden sein. Bei dem Mittelvorhang, der an den verschiedensten Orten zu verschiedener Zeit auftaucht, ist das sogar das Wahrscheinliche.

Die dekorationslose Vorderbühne betreffend, muß Kaulfuß, wie wir schon oben (S. 796) gesehen haben, selber Ausnahmefälle gelten lassen. Trotzdem aber hält er auch hier an der Gleichförmigkeit der Bühne „im Prinzip" fest. „Ein Baum muß jedoch mindestens auf Ayrers Bühne gestanden haben," sagt er (S. 201); aber doch nicht immer! nur wenn man seiner bedurfte. Wenn in der Esther der Galgen, im Fortunat die Bäume der Tugend und der Schande dort errichtet wurden (S. 78 f.), wenn ein anderes Mal Tische und Bänke dort aufgestellt waren (S. 97 f.), so sehe ich nicht ein, warum nicht auch eine „neutrale Straße" (S. 91)

oder der Garten der Susanna (S. 93) durch praktikable Objekte und Versetzstücke angedeutet werden konnten.

Auch auf der Hinterbühne machen sich, wenigstens bei dem Herzog von Braunschweig, Verschiedenheiten bemerkbar. Im „Fleischhauer" (S. 104) liegt plötzlich ein Dieb unter einem Baum! Kaulfuß hält es für ganz ausgeschlossen, daß hier ein Mittelvorhang die Vorderbühne von der Hinterbühne getrennt habe. Aber warum soll man nicht auf diesen ganz naheliegenden Einfall gekommen sein, wenn ihn das Bedürfnis selber hervorrief? womit noch nicht gesagt ist, daß dieser Vorhang nun auch in allen übrigen Stücken funktionierte. Immerhin verdient es Beachtung, daß die Hinterbühne sowohl im Verlorenen Sohn der Englischen Komödianten (S. 66 nnd 76) als im Vincentius Ladislaus des Herzogs von Braunschweig (S. 96) nicht durch das ganze Stück denselben Ort vorstellt, daß nach unserem Sprachgebrauch eine Verwandlung stattfindet; wenn das auch bei offener Hinterbühne vor den Augen der Zuschauer geschah (was übrigens in der Anweisung S. 96 nicht ausdrücklich gesagt ist), wurde hier die Verwendung eines Mittelvorhanges doch sehr nahe gelegt. Das Bedürfnis aber ist ein kluger Lehrmeister und stärker als die Tradition. Auf der Hinterbühne befinden sich auch die Versenkungen; und wiederum sucht unser Verfasser dem Loch oder den Löchern ihre feste, immer gleiche Stelle anzuweisen. Ich glaube, sie waren einmal da und einmal dort, wo man sie eben gerade brauchte; es ist kein Kunststück, das auszuführen, was Ayrer (S. 198) von dieser Maschinerie verlangt. Ebensowenig kann ich Kaulfuß beipflichten, wenn er (S. 178) Robertson einen Widerspruch vorwirft, weil er Kampfszenen einmal auf die Hinterbühne, dann wieder auf die Vorderbühne verlege; warum soll denn das unmöglich sein? werden denn nicht auch heute noch Gefechte auf unseren Bühnen einmal vorn, dann wieder hinten vorgestellt, wie es sich eben machen läßt? Auch wenn er es gegenüber Creizenach (S. 70) für ganz ausgeschlossen erklärt, daß in Jemand und Niemand ein Aufgang von der Bühne zum Balkon bestanden habe, kann ich ihm nicht folgen; warum soll er denn nicht für dieses Stück hergestellt worden sein?

Und so bin ich allerdings der Meinung, daß es uns nicht möglich ist, die Inszenierung der Dramen der Englischen Komödianten bis in alle Einzelheiten festzustellen. Ich halte vielmehr die Methode Boltes für die einzig richtige, die das Tatsächliche zusammenstellt und innerhalb desselben einen gewissen Spielraum frei läßt. Denn auch die Beschreibungen und die Bilder zeigen uns doch bloß, wie eine bestimmte Bühne an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit beschaffen war; das gilt von dem Bild des Londoner Schwanentheaters, das gilt noch mehr von den zahlreichen Bühnen der Englischen Komödianten. Diese werden doch nicht alle vollkommen gleichförmig gewesen sein; man wird sich hier doch auch die Erfahrungen zunutze gemacht und nicht jedes ungeschickte

Detail sorgfältig aufbewahrt haben. Noch weniger halte ich den im Anhang gemachten Versuch für geglückt, den Einfluß der Englischen Komödianten auf Grund der szenischen Anforderungen zu bestimmen oder abzulehnen. Denn wenn dort von einer Verschmelzung der Bühne der Englischen Komödianten mit der der Meistersinger die Rede ist (S. 229), so ist das in Wirklichkeit auch nichts anderes, als wenn bei den Englischen Komödianten „das Prinzip der Neutralbühne" einsetzt, was ja doch nichts anderes heißt, als daß man sich hier die Sache wieder anders vorstellen kann oder muß. Als einziger Unterschied bliebe dann die Oberbühne übrig, deren Verwendung aber auch bei den Englischen Komödianten eine so beschränkte war, daß ihr Fehlen nichts beweisen kann.

Man muß dem Verfasser zugeben, daß er eine genaue Kenntnis des Gegenstandes besitzt und es an Fleiß und an Scharfsinn nicht fehlen läßt. Aber, wie das Anfängern so gern bei Dingen geschieht, über die wir eben nur eine unsichere und unbestimmte Kenntnis besitzen, so tut auch seine Untersuchung den Tatsachen mitunter Gewalt an, um den Anschein bestimmterer Resultate zu erreichen. Während S. 7 auf die gemalte Stube, die in des Türken Fasnachtspiel von einer szenischen Anweisung ausdrücklich verlangt wird, nicht viel Gewicht gelegt wird, weil die Dekoration zur Aufführung nicht unbedingt notwendig sei, wird S. 24 A. dieselbe Stelle dann doch wieder als Beispiel für die Anfänge der Dekoration in Anspruch genommen. Sehr mit Recht! denn wenn schon bei einem Stück, das überall spielen kann, eine bestimmte Dekoration gefordert wird, liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie auch bei einem oder dem anderen Stück, dessen Schauplatz aus dem Inhalt zu entnehmen ist, vorausgesetzt und nur als selbstverständlich zu bezeichnen unterlassen wurde. Es ist doch auch noch die Frage, ob die Teppiche der Englischen Komödianten immer dieselbe Farbe hatten und nicht am Ende bemalt waren. — Ebenso werden S. 54 zwei Bühnenanweisungen aus einem Drama des Liebeskampfes zitiert: der Wortlaut der ersten: „Pannus ziehet einen [nicht den] Vorhang auf" soll andeuten, daß mehrere Vorhänge da sind; in der zweiten aber heißt es wiederum: „Schambitasche zeucht den Vorhang auf", ohne daß daraus auf das Gegenteil geschlossen würde. Man kann aber nicht die eine Stelle gegen heranziehen, ohne die andere für heranzuziehen; sie heben sich also gegenseitig auf, erklären sich aus einer verschiedenen Vorstellung von demselben szenischen Bild und sind sehr bezeichnend für die Unbestimmtheit in dem Wortlaut der szenischen Angaben. — S. 32 wird das späte Zeugnis für das Vorkommen eines Vorhanges, der die Bühne in England vor dem Beginn der Vorstellung von dem Zuschauerraum abtrennte, als „für die Technik ganz belanglos" abgewiesen, obwohl doch die ganze Untersuchung des Verfassers darauf hinausgeht, zu zeigen, daß die Technik durch die Bühnenbeschaffenheit notwendig bestimmt wird. Hielte das Zeugnis Stand,

dann wäre es sicher nicht belanglos; dann müßte man sich fragen, ob der Vorhang gleichzeitig mit dem Anfang der Vorstellung geöffnet wurde und, wenn dies der Fall war, ob nicht Gruppenbilder am Anfang des Stückes, anstatt des Auftretens der Personen, möglich waren. — Gar merkwürdig stehen ganz widersprechende Angaben S. 162 hintereinander. Da wird zuerst gesagt, daß Browne 1593 in Nürnberg gespielt habe und es sei „nicht zu entscheiden, ob Ayrer ihn schon gesehen hat"; gleich darauf heißt es von Peter de Brun 1594: „Jedenfalls ist er der erste Englische Komödiant, den Ayrer zu sehen Gelegenheit hatte." Überhaupt scheint mir Kaulfuß den Einfluß der Browneschen Truppe auf Ayrer zu überschätzen (S. 163 f., 210). Wenn er von Sackeville „die äußere Technik und die Figur des Jahn Pousset" übernommen hat, ist es schwer zu glauben, daß er stofflich gar keine Anregungen von ihm erfahren und auf Browne gewartet hatte, dessen Repertoire mit dem Brownes doch nicht ganz ohne Übereinstimmung gewesen ist. Das einzige Moment, das Kaulfuß anführt: daß sonst sicher eines der acht Dramen, die sich stofflich mit den Englischen Komödianten berühren, in die Dresdner Handschrift Aufnahme gefunden hätte, beweist nichts; denn diese Handschrift enthält doch nur einen ganz kleinen Bruchteil von Ayrers reicher Tätigkeit. Da doch kaum anzunehmen ist, daß Ayrer bis 1598 nur 24 Dramen, die übrigen 120 aber alle in den Jahren 1602 bis 1605 geschrieben habe, müssen vor 1602 noch andere Handschriften vorhanden gewesen sein, in denen sehr wohl eines oder das andere der acht Stücke enthalten gewesen sein kann.

Kaulfuß bestreitet (S. 84 ff.), daß der Herzog von Braunschweig die Prosaform seiner Dramen den Englischen Komödianten zu verdanken habe. Er beruft sich dabei auf die Theer-Blackreudesche Truppe, die 1604 in Rothenburg „in schönen deutschen Reimen" spielen zu wollen erklärte und auf die in der Sammlung von 1620 durchklingenden Verse. Nach seiner Meinung ist die Prosa erst das Produkt einer fortgeschrittenen Verwahrlosung. Auch hier wird man wohl mit einer größeren Mannigfaltigkeit rechnen müssen. Es ist ganz gut möglich, daß sich einzelne Gesellschaften einzelne Stücke in Reimpaaren zu verschaffen wußten, andere wieder nicht und daß diese Stücke nach Shakespearescher Weise zum Teil in Prosa, zum Teil in Versen abgefaßt waren. Die Theersche Gesellschaft würde sich nicht so prahlerisch darauf berufen, wenn es das Gewöhnliche gewesen wäre. Das Ursprüngliche aber war es wohl kaum, denn der Übergang zu der deutschen Prosa war für die Engländer jedenfalls leichter und schneller als der zum deutschen Verse und besonders zu den vierhebigen Reimpaaren, die den an den Blankvers gewöhnten Ausländern dichterische und schauspielerische Schwierigkeiten boten. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie, einmal gewohnt und geübt in der Versform zu schreiben und zu spielen, dann später zur Prosa über-

gegangen wären, die doch von dem deutschen Publikum als ungewohnt und als ein Mangel empfunden wurde, wie nicht bloß das Theersche Gesuch, sondern auch die nachträglich von Fremden vorgenommene Versifizierung zweier Dramen des Herzogs von Braunschweig beweist. Umgekehrt erklärt es sich ganz gut, daß die wenigen gereimten Texte sich der Mehrzahl der ungereimten anbequemen mußten und die an die Prosa gewöhnten Verfasser und Schauspieler bald die Lust verloren, Verse zu machen und auswendig zu lernen. (Die von modernen Dramaturgen so viel ventilierte und verschieden beantwortete Frage, ob dem Schauspieler das Auswendiglernen der Prosa oder der Verse mehr Schwierigkeit mache, löst sich so: er lernt allerdings Verse leichter als Prosa; Verse aber müssen gelernt werden, die Prosa lernt er oft gar nicht oder viel schlechter.) So kann also der Herzog von Braunschweig seine Prosa immer noch den Engländern zu verdanken haben. Mit Recht dagegen behauptet Kaulfuß (S. 87), daß das Wort „Brücke" bei dem Herzog einfach „Bühne" bedeute; nicht bloß bei den Meistersingern, auch in dem Luzerner Antichrist von 1549, den Reuschel herausgegeben hat, hat das Wort dieselbe Bedeutung. Aktschlüsse bei unmittelbarem Fortgang der Handlung, ohne daß die Personen abtreten (S. 153), kommen unter anderm auch in Gengenbachs „Wie gewunnen, so zerrunnen" vor und scheinen darauf hinzuweisen, daß im 16. Jahrhundert überhaupt keine längere Pause zwischen den Akten gemacht wurde.

Noch unsicherer, als die das szenische Bild betreffenden Konjekturen, sind alle Schlüsse auf die Kunst der Schauspieler. Kaulfuß meint (S. 27), daß bei den Meistersingern alles, was den Darstellern ihrer Natur nach ferner liegen mußte, z. B. die Darstellung der Hoheit, einen unbeholfen konventionellen Charakter tragen mußte. Das ist eine große Selbsttäuschung! mehr Hoheit auf der Bühne, als bei dem Christus in Oberammergau oder bei dem Johannes, der den Herrn suchend, über die Bühne schreitet, habe ich auf dem Kunsttheater überhaupt nicht gesehen; nur Josef Wagner und Albert Niemann waren ihres Gleichen. Umgekehrt hätte das Realistische, das man bei Bauern suchen sollte, jeder Durchschnittskomödiant vom Beruf besser getroffen. Am allerwenigsten aber genügen hier die szenischen Anweisungen, die uns ja auch sonst oft im Stich lassen, um ein richtiges Bild zu gewinnen. Ich glaube nicht, daß die Englischen Komödianten den Affekt nur lähmend dargestellt haben (S. 147) und daß bei Ayrer von einer naturalistischen Herausarbeitung der Affekte noch keine Rede sein kann (S. 207); denn schon Hans Sachs schildert ein zorniges Weib mit so naturalistischen Zügen, daß der Darsteller auch ohne besondere Anweisung gar nicht umhin konnte, das zu verkörpern, was die Worte des Dichters besagen. Das Falschverstehen von Namen (S. 124) beruht nicht bloß auf der mangelhaften Sprachkenntnis, sondern auch auf der Unbildung und Dummheit der komischen

Figur; es kommt ja doch auch bei den Shakespeareschen Clowns vor, wo von mangelhafter Sprachkenntnis keine Rede sein kann, und war daher auch ohne diese Voraussetzung bei der komischen Figur auch später noch verständlich. Bei dem Satz des Pickelhering: „mein Hertz ist in mein Hosen, merkstu wohl," liegt natürlich eine durch die Geberde vergröberte obscöne Anspielung vor (S. 129). Ein ganz seltsamer Lapsus ist dem Verfasser (S. 137) passiert, wo er meint, daß Ayrer seine reichen szenischen Anmerkungen von den Englischen Komödianten übernommen habe. Das würde doch voraussetzen, daß Ayrer diese Stücke nicht bloß gesehen, sondern auch gelesen habe und daß die Handschriften, von denen wir gar nichts wissen, auch schon die Anweisungen des Druckes von 1620 enthalten haben. Mir ist es umgekehrt viel wahrscheinlicher, daß die häufigen szenischen Angaben im Opus theatricum die Herausgeber der Englischen Komödien bestimmt haben, damit nicht zu sparen; wie ich überhaupt der Meinung bin, daß die Sammlung der nach englischer Manier zu spielenden Dramen von Ayrer (1618) die Herausgabe der echten englischen Komödien (1620) veranlaßt habe. Ob man die Liebesmonologe und Dialoge im Liebeskampf so einfach als romanische, nicht englische Elemente bezeichnen darf (S. 145), das erscheint mir angesichts von Shakespeares Romeo und Julia doch die Frage. Die Grenze zwischen dem klugen und dem täppischen Narren scheint mir Kaulfuß (S. 204 und öfter) doch zu schroff gezogen zu haben; auch ein kluger Narr darf doch nicht nur Gescheites machen, sonst ist er eben kein Narr. Zu dem Nichtfinden der Reimwörter oder, wie er sie glücklicher benennt, den Fehlreimen (S. 216) findet man jetzt in Boltes Einleitung zu Wickram (5, S. LXXXI ff.) reiche Belege Auch der Blasebalg, mit dem der Teufel seine Lügen einbläst, kommt im 16. Jahrhundert viel öfter vor (S. 217 A.). Einer sprachlichen Erklärung hätten wohl S. 198 die „steuper" (= Schandpfähle, dann Pfähle, Stützen überhaupt) und das ganz unverständliche „Prsillich" oder „Prisill" S. 225 verlangt, siehe Deutsches Wörterbuch 2, 372 „Bresilien = Brasilienholz und die daraus gezogne rote Farbe; lefzen presilgenrot. Garg".

Trotz manchen prinzipiellen Bedenken sehe ich in dem Buch eine sehr zufriedenstellende Probefahrt. Von Geschick und Talent zeugt namentlich der sehr knappe und klare Überblick über die Filiation der Wandertruppen der Englischen Komödianten und über ihr Repertoir (S. 33 ff.). Ich kann freilich augenblicklich nicht nachprüfen, ob hier allen Tatsachen Rechnung getragen ist: am Anfang vermisse ich Brownes Auftreten im Jahre 1591, am Ende die Schüler des Jollifus, Hans Ernst Hoffmann und Peter Schwarz, die in Straßburg 1656 auftraten und von denen der erste doch für die deutschen Banden wichtig ist. Über das Urteil Caroli von Burgund (S. 39) habe ich in Seufferts Vierteljahrschrift 1, 277; 2, 235 gehandelt.

Leider fehlt es nicht an sinnstörenden Druckfehlern: S. 16 Z. 14 von unten lies 1555 anstatt 1755; S. 34 Z. 17 von unten lies Marlowe anstatt Morlowe; S. 41 Z. 14 von oben lies Maria anstatt Marina; S. 49 Z. 14 von unten muß es doch wohl „nicht zum Repertoir" anstatt „mit z. R." und gleich darauf S. 50 Z. 3 von oben „eine der englischen nicht entsprechende" heißen? S. 52 Z. 2 von oben lies 1545 anstatt 1549 (vgl. S. 17); S. 64 A. lies S. 51 ff. anstatt 31 ff.; S. 81 Z. 4 von oben lies H. B. anstatt B. B.; S. 188 Z. 18 von oben lies Standort anstatt Randort; S. 216 Z. 7 von oben lies der anstatt des. An ungenauen Zitaten fehlt es also auch in den Probefahrten nicht und ich könnte in diesem Punkt von dem Herausgeber, der in seiner Ausgabe des „Wallenstein" eine gar nicht erschienene kommentierte Ausgabe von Vollmer als die beste bezeichnet, kaum etwas lernen. Leider fehlt auch diesem Band, wie den meisten Probefahrten, ein Register; bei dem ungewöhnlich hohen Preis der Sammlung dürften die Käufer das wohl verlangen.

Wien. J. Minor.

Minor Jakob, Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Stuttgart und Berlin, Cotta 1904. 3.50 M.

Einen Muster-Kommentar zu einer der eigenartigsten Dichtungen Goethes hat Minor uns geschenkt. Er gibt zunächst die Vorgeschichte, indem er die Entstehung der Sage ganz beiseite läßt, aber das Volksbuch und den Roman vom ewigen Juden kurz analysiert, die Geschichte der Idee vom wiederkehrenden Heiland von Justinus Martyr bis zu dem satirischen Halbroman „Die Peripathetiker" (1792 ff.) entwickelt und dann die übrigen geistliche und kirchliche Zustände des 18. Jahrhunderts geiselnden Romane wie Pontoppidans „Menoza" und Nicolais „Sebaldus Nothanker" bespricht und dabei das 18. Jahrhundert als „verdorbene Kirchenzeit" charakterisiert. Weiter geht er auf die Entstehung der Goetheschen Fragmente ein und begleitet ihren Abdruck mit fortlaufenden Erläuterungen und mit Anmerkungen zu einzelnen Stellen. Der Zusammenhang des Ganzen und der genaue Wortsinn im einzelnen sind hier aufs gründlichste erörtert; die Arbeit darf, soweit das eben überhaupt möglich ist, als abschließend gelten. S. 68. Zu dem Verse „Poltrer wär worden ein fauler Bauch" unterläßt es Minor merkwürdigerweise darauf hinzuweisen, daß St. Paul selber die Kreter „Faule Bäuche" schilt (Titus 1, 1, 2), was doch dem wackeren Mathias Claudius so wohl gefiel, daß er sich den Ausdruck aneignete, und daß er ihren Bischof Titus auffordert: „Strafe sie scharf", ja daß er (was alles in diesem Zusammenhang nicht unwichtig ist) Titus 17—19, wie überhaupt in seinen Episkopalbriefen

das Bild des guten Bischofs gezeichnet hat. — S. 129. Die von Minor etwas zögernd gebilligte Düntzersche Erklärung von „macklig" ist zweifellos richtig. Ich verweise auf Vilmar, Kurhessisches Idiotikon S. 258, „mackelicht, gewöhnlich mackelig, dick, fleischlich, rundlich vom menschlichen Körper und dessen Gliedern, am meisten der kleinen Kinder gebräuchlich. In ganz Hessen .... gebräuchlich als ein lobendes und gleichsam zärtliches Beiwort für ein gesundes wohlgenährtes Kind." Ähnlich Crecelius Oberhessisches Wörterbuch s. v. mackelig, mockelig 1, 171. Auch in Bayern sagt man nach Schmeller-Fromman 1, 1566 mockelets Kind und in Aschaffenburg bedeutet mackelig „von zartem, weichem Fleisch". Martin-Lienhart 1, 662 geben für das Elsaß an mocklig „klein, dick, sehr fett", mockrig „plump, mocke(n)" Klumpen, besonders auch „dickes Kind, großer dicker Mensch". — S. 138. „Oberpfarrer" ist keineswegs dasselbe wie Superintendent, auch nicht von Goethe erfunden, wie schon ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch zeigen konnte. Es bezeichnet vielmehr, als ein besonders in Thüringen und Kursachsen heimischer Ausdruck, einen Geistlichen als den ersten in seiner Parochie, entspricht also dem pastor primarius, Hauptpastor anderer Gegenden, während dem Superintendenten (Ephorus) die Sorge für einen Aufsichtsbezirk zufällt, der in der Regel mehrere Parochien umfaßt. Der Oberpfarrer hat nur eine innerkirchliche Ehrenstellung, mit der gewisse Emolumente verbunden zu sein pflegen, während der Superintendent, der evangelische Bischof, Organ des landesherrlichen Kirchenregimentes ist. Der Oberpfarrer hat den Vorsitz im Konvent, der Superintendent (wenigstens in Preußen) in der Synode. In der Regel ist ein Superintendent zugleich Oberpfarrer einer Stadtgemeinde; doch gibt es auch heute noch zahlreiche Oberpfarrer, die nicht auch Superintendenten sind. Der Ausdruck zeigt zugleich, daß es sich an der betreffenden Stelle des „Ewigen Juden" um Verhältnisse der lutherischen Kirche handelt; denn in der reformierten sind die Ministri verbi divini einander prinzipiell gleichgestellt, aber für den armen lutherischen Dorfgeistlichen ist der in fetter Pfründe sitzende Herr Oberpfarrer ein großes Tier. Die von Goethe gemeinte Stadt wird wohl Leipzig sein; denn in Frankfurt war der Titel „Oberpfarrer", so viel ich weiß, nicht üblich. Über die persönlichen Erfahrungen mit der Leipziger Geistlichkeit schweigt Goethe sich Dichtung und Wahrheit (II, 7) aus.

Minor zeigt vortrefflich, daß die Fragmente nicht in verschiedene Jahrhunderte der Kirchengeschichte, sondern lediglich in Goethes Zeit führen und in die evangelischen Länder, während, wie nun weiterhin die „Nachgeschichte" dartut, sich in Italien bei Goethe die Satire gegen den Katholizismus regte, und zwar unter viel einseitigerer Betonung des protestantischen Standpunktes. Welche Rolle der Ewige Jude spielen sollte, läßt sich weder bei den Frankfurter Fragmenten noch bei dem italienischen Entwurf erkennen; alles Erhaltene ist vielmehr auf dem

Gegensatz Christus und die sich Christen Nennenden aufgebaut. Von den Fragmenten führt auch keine Brücke zu dem in Dichtung und Wahrheit mitgeteilten Plan, der an entscheidender Stelle abbricht.

Jena. Victor Michels.

Gräf Hans Gerhard, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Teil: Die epischen Dichtungen. 1. und 2. Band. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. 1. bis 3. Band. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1901—1906.

Gräfs vorzügliches und für jeden, der sich eingehender mit Goethe beschäftigt, unentbehrliches Werk ist bisher im „Euphorion" nicht angezeigt worden, weil ich ihm eine ausführlichere Besprechung zugedacht hatte, als ich sie infolge anderer Verpflichtungen zu geben imstande war und auch heute imstande bin. Jetzt, unter Verzicht auf meine frühere Absicht, nur in Kürze die Leser des „Euphorion" nachdrücklichst darauf hinzuweisen, veranlaßt mich die Vorrede zum fünften Bande (II, 3), worin das Erscheinen der noch ausstehenden zwei Bände von dem Verhalten des Publikums abhängig gemacht wird. Die Verlagsanstalt hatte schon auf die Ausgabe dieses fünften Bandes verzichten zu müssen geglaubt, „weil der bisherige Verkauf in zu großem Mißverhältnis steht zu den sehr bedeutenden Kosten der Herstellung;" sie hat noch einmal ein Opfer gebracht, und es wäre jammerschade, wenn die beiden noch geplanten Bände nicht mehr erscheinen könnten. Der Verfasser, der so viel Fleiß an seine Aufgabe gesetzt hat, äußert sich mit bitterer Wehmut. Hoffentlich läßt die Goethe-Gesellschaft dem Unternehmen ihre Unterstützung zuteil werden; ich wüßte nicht, wie sie ihre Mittel besser verwerten könnte. Aber damit ist es schwerlich getan, wenn das große Publikum in gleicher Teilnahmslosigkeit verharrt wie bisher.

Gräf hat ein überaus reiches Material — man darf wohl sagen — völlig ausgeschöpft; sein großes Sammelwerk wird jedem Freude machen, der Urkundensammlungen zu lesen versteht. Er gibt keine Regesten, sondern verfährt durchweg exzerpierend, was allerdings zur Folge hat, daß gelegentlich auch sehr umfangreiche Partien seiner Quellen in extenso abgedruckt werden. So füllt z. B. das bekannte Gespräch Goethes mit Luden über den Faust, über das Pniower in seinen „Zeugnissen und Exkursen" Nr. 263 nur referierte, bei Gräf volle 38 Seiten. Das war im Interesse der Vollständigkeit nicht zu umgehen, und der durch Gräfs Sorgfalt sehr verwöhnte Leser wird es fast bedauern, daß in den letzten Bänden die Verweise auf Stellen, die in den früheren abgedruckt sind, sich allmählich mehren.

Die bisher erschienenen Bände gelten Goethes epischer und dramatischer Tätigkeit. Die einzelnen Dichtungen sind in den beiden Abteilungen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Äußerungen über ganze Gruppen von Werken sind vom ersten Bande der zweiten Abteilung an stets unter diejenige Dichtung gestellt, die nach dem Alphabet die erste Stelle einnimmt, was nicht ganz bequem ist. So finden sich etwa wichtige Bemerkungen über Goethes gesamte dramatische Produktion, die im Anschluß an Ampère gegeben wurden, unter der Überschrift „Die Aufgeregten" (II, 1, 33). Durch Verweisungen wird dem Übelstand abgeholfen.

Gräf ist überall mit lobenswerter philologischer Genauigkeit verfahren. Er benutzt die erste Ausgabe von Eckermanns Gesprächen und fragt auch sonst stets bei den von ihm benutzten Texten nach der Gewähr der Überlieferung. Es gelingt ihm gelegentlich bedenkliche Fehler seiner Vorlagen auszumerzen und etwa die „Dunst- und Plattköpfe" in einem Gespräche Goethes mit dem Kanzler Müller richtig in „Dunse und Plattköpfe" zu verwandeln. Er hat sich mit den Datierungen undatierter Quellen große Mühe gegeben und ein eigenes System erfunden zu knapper Bezeichnung der Tageszeiten, denen eine Goethesche Äußerung zuzuweisen ist.

Den Text begleiten in allen Bänden kurze erklärende Vorbemerkungen über die Entstehungsgeschichte und Überlieferung der einzelnen Werke, bei den Dramen auch Übersichten über die ihnen zu Goethes Lebzeiten zuteil gewordenen Aufführungen und ferner sehr sorgfältig erwogene Fußnoten. Auf Schritt und Tritt merkt man den gut geschulten, praktischen Bibliothekar. Sehr dankenswert sind die übersichtlichen Tabellen, in der die erste und zweite Fassung der „Wanderjahre" (I, 2, 904 ff.), Urfaust, Faustfragment von 1790 und Faust, der Tragödie erster Teil von 1808 (II, 2, 22 ff.) oder die Pläne der „Natürlichen Tochter" (II, 3, 514) miteinander verglichen werden. Auch in den Anmerkungen ist Gräf in erster Linie darauf bedacht, dem Leser das zum Verständnis notwendige Tatsachenmaterial an die Hand zu geben. Er läßt es sich z. B. nicht verdrießen, K. E. Schubarths Bemerkungen über den Werther zu exzerpieren, auf die im Text Bezug genommen wird (I, 2, 651). Das Geschick, mit dem er dabei verfahren ist, verdient unbedingte Anerkennung und gibt dem Buch einen eigenen Reiz: man liest gern darin und benutzt es nicht nur als bequemes Nachschlagbuch. Auch wo Gräf selber reflektiert, bringt er nicht selten auch dem Spezialisten Neues, so wenn er etwa kritische Bedenken über das Werthers Leiden betreffende Gespräch mit J. G. (sic!) Hasenkamp vorträgt (I, 2, 527 ff.) oder auf die Frage: „was hat Napoleon am Werther getadelt?" die Antwort gibt: „Alle Widersprüche der Überlieferung könnten nur durch die Annahme beseitigt werden, Napoleon habe beides getadelt, das gänzliche Fehlen des Versuchs Lotte zu gewinnen, und die Zweizahl der Motive zum Selbstmord."

Von den epischen Dichtungen fällt der Löwenanteil auf „Wilhelm Meister". Goethes Selbstzeugnisse über dessen beide Teile nehmen über die Hälfte des zweiten Bandes (I, 2) in Anspruch: über 820 Nummern! Gerade bei der Durchsicht dieses Bandes sieht man, welche Arbeit der Verfasser jedem, der sich künftig etwa mit der Entstehungsgeschichte dieses Romans beschäftigen will, abgenommen hat. Auch der dem „Faust" gewidmete Abschnitt (II, 2, S. 1—608), der eine ähnliche Stellung innerhalb der Äußerungen über die dramatischen Werke einnimmt, hat neben dem Regestenwerk Pniowers seinen selbständigen Wert, da er nicht lediglich die Entstehung der Dichtung an der Hand urkundlicher Belege schildern will: 1131 Nummern gegen 977 bei Pniower. Überraschendes hat hier besonders das Weimarer Soufflierbuch zutage gefördert. Goethe, sehen wir nun, hat einerseits stärkeren Anteil an der Weimarer Aufführung genommen, als es nach seinen bisher bekannten Andeutungen scheinen mochte. Anderseits aber erkennen wir, mit wie viel Selbstverleugnung der Dichter diese Aufführung über sich ergehen lassen mußte. Die Worte „ohne meine Anregung, aber nicht wider meinen Willen und nicht ohne meine Billigung der Art und Weise, wie man sich dabei benommen" (II, 2, 509) drücken Goethes leidendes Verhalten sehr milde aus. Gegenüber den tausend subalternen Bedenklichkeiten, die seinen unsterblichen Text umschwirrten und als Rötelstriche auf die Nachwelt gekommen sind, hat er die resignierten Randbemerkungen: „Finde nichts Verfängliches," „Hier wüßte nichts Verfängliches," „Ueberlasse die Abänderung," „Ueberlasse einige Umänderung" (z. B. von „Laß mich nur erst das Kind noch tränken" in das züchtigere „Laß mich nur noch das Kind bedenken" oder von „Und das Kleine mir an die rechte Brust" in „Und das Kleine mir an das Herz"), „Könnte wegfallen" („Zum Liebsten sei ein Kobold ihr beschert" usw.), „Ich würde raten, die ganze vorgestrichene Stelle wegzulassen" („Besonders lernt die Weiber führen"), „Wäre allenfalls für einen andern Refrain zu sorgen" (worauf sich dann „Als hätte sie Lieb' im Leibe" in „Als hätte sie Liebesschmerzen" verwandelte. Da schließlich auch der Vers „Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!" beanstandet wird, bemerkt Goethe: „Hier weiß ich keinen Rath." — Auf viele treffliche Einzelheiten einzugehen, muß ich mir versagen.

Jena. Victor Michels.

Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk. Schulze & Co. Leipzig.

Trotz der vielen Hilfsmittel, die wir jetzt besitzen, um uns Goethes Leben anschaulich zu machen, ist das Buch erwünscht. Es bringt außer den üblichen Porträts, Silhouetten usw., namentlich Stadtpläne und Ansichten von Frankfurt, Leipzig, Weimar, Rom usw., die sich nicht bloß dem „Volk" nützlich erweisen werden. Für die italienische Reise hätte in dieser Beziehung etwas mehr geschehen können. Auch Jena ist etwas stiefmütterlich behandelt. Achtzehn Seiten sind den Illustrationen zu Goethes Werken gewidmet. Ich hätte etwas mehr Handschriften-

Faksimiles gewünscht, namentlich auch von denjenigen Personen, die mit Goethe in engen Beziehungen standen. Daß wir die nirgends bequem vereinigt finden, ist ein wirklicher Übelstand. Für die Abbildungen hätte ferner genauer angegeben werden sollen, woher sie stammen und wie sie reproduziert sind.

Jena. Victor Michels.

Goethes Tagebuch der italienischen Reise. Im Verlag von Julius Bard.

Ein mit sauberen Antiqua-Typen in der Drugulinschen Offizin hergestelltes, von Constantin Somoff mit Titelzeichnung versehenes, äußerst geschmackvolles Bändchen, dem die sechs aus den Schätzen des Goethe-Hauses unter Rulands Assistenz ausgewählten, gut reproduzierten Goetheschen Zeichnungen zu besonderem Schmuck gereichen. Der Herausgeber, Julius Vogel, denkt es sich in erster Linie als Vademecum für deutsche Italienfahrer und hat es mit einigen sachkundigen Anmerkungen versehen. Der Text ist dem der Weimarischen Ausgabe nachgedruckt ohne neue Benutzung der Handschriften. Es findet sich demgemäß z. B. auch das Versehen in der Tabelle der Poststationen zwischen dem Brenner und Verona (S. 39 f.), das Zarncke, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 500, verbessert hat und das gewiß nur ein Druckversehen ist, welches aus der ersten Ausgabe der italienischen Briefe und Tagebücher in die Weimarische Ausgabe überging: die Angabe der Abfahrtszeit „5 früh" gehört zu „Roveredo", nicht zu der Datumsziffer „13". Im übrigen ist der Druck nach meinen Stichproben korrekt.

Jena. Victor Michels.

Goethes Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Hellinghaus. 3 Bände. Freiburg im Breisgau, Herder 1906. Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Begründet von Wilhelm Lindemann. 2., völlig neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Otto Hellinghaus. 4.—6. Band.

Der erste der drei Goethes Werke umfassenden Bände enthält die Gedichte. Fortgelassen sind unter anderm „Blindekuh", „Christel", „Der Musensohn", „Dauer im Wechsel", „Gewohnt, getan", „Weltseele", „Kriegsglück", „Epiphaniasfest", „Ritter Curd", die Gruppe „Spinnerin" bis „Der Müllerin Reue", „Die erste Walpurgisnacht", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere", „Der neue Pausias", „Amyntas", „Philine", vieles aus der Abteilung „Kunst" (z. B. „Groß ist die Diana der Epheser"). Aus den „Römischen Elegieen" und Venezianischen Epigrammen sind nur je drei, verhältnismäßig unverfängliche Nummern mitgeteilt, aus der Gruppe „Gott, Gemüt und Welt" nur sechs, so daß z. B. die Stücke „Was wär' ein Gott" und „Ich wandle auf weiter bunter Flur" fehlen. Aus dem „Westöstlichen Divan" fehlt z. B. „Selige Sehnsucht". Da viele Jugenddichtungen, die wirklich nur biographischen Wert beanspruchen können, z. B. die Einzeichnungen in das Stammbuch von Moors („Dieses ist das Bild der Welt") und in das geistliche Schatzkästlein der Mutter („Das ist mein Leib") und andere nicht eben höher stehende Platz gefunden haben, so dürften die meisten dieser Auslassungen mit der pädagogischen Tendenz des Herausgebers zusammenhängen, über die mir eine Diskussion unfruchtbar zu sein scheint. Die Gedichte „Meeres Stille" und „Glückliche Fahrt" hätten nicht mit gesonderten Nummern beziffert werden sollen.

Der zweite Band enthält „Reineke Fuchs", „Hermann und Dorothea", „Werther", „Götz", der dritte „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" und „Faust", diesen ohne die Walpurgisnächte und mit einigen, nicht eben zu ängstlichen

Zensurstrichen, denen etwa eine mephistophelische Frivolität zum Opfer gefallen ist. War neben dem „Werther" für Goethesche Prosa gar kein Platz mehr vorhanden?

Die biographische Einleitung ist durchaus sachverständig und nicht sonderlich einseitig. Ich würde freilich Licht und Schatten an mehr als einer Stelle anders verteilen. Die Einleitungen zeigen ebenfalls, daß der Herausgeber mit der Forschung vertraut ist, wenn sie auch etwas äußerlich gehalten sind. Das Letztere gilt in erhöhtem Maße von den Anmerkungen, die mir zu sehr auf die rein mechanische Erklärung der Sprachformen ausgehen. Burdach hat einmal, bei der Besprechung von Knauths Buch über Goethes Sprache, diese Manier gekennzeichnet und hübsch gezeigt, wie durch die historische Betrachtungsweise Goethes sprachliche Eigentümlichkeiten auch einem breiteren Publikum lebendig dargestellt werden können. Das sollten unsere Kommentatoren allgemach lernen.

Jena. Victor Michels.

Kjölenson Hjalmar, Nachfolge Goethes. Leipzig 1907, Richard Wöpke. 3 M.

Ein lesenswertes Buch, wie die folgenden Proben zeigen. S. 1: „Mit den Zuständen, welche die Frau in uns auszulösen vermag, kann sich kein andrer messen." S. 14: „Die fruchtbarste Anregung für den Bedacht ohne Ende ist außer der Frau Goethes Faust." S. 49: „Am außerordentlichsten wurde Goethe von Frau v. Stein, ferner von Christiane Vulpius und von Minna Herzlieb beschaudert. Dies ist das Angenehmste, was wir vom Leben haben können. Dies ist die Creme des Daseins." S. 54: „Goethe ließ sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt von größeren Vorstellungen beschaudern, bis er bei Faust II. Teil anlangte." S. 60: „Die fascinierendsten Bilder, welche uns die Erregtheit der dichterischen Gestalten Goethes vermitteln, enthalten ‚Goethes Werke', herausgegeben von Heinrich Düntzer, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart 1882." S. 75: „Die Liebe ist bei uns Germanen ein längerer Prozeß ... Hast du das Gefühl himmlischer Befriedigtheit an dir durch eine Frau kennen gelernt, dann lebe dir immer von vorne. Nach diesem Gefühle hat Faust I. vergeblich gerungen." S. 85: „Die 1000 Briefe Goethes an Frau v. Stein, herausgegeben und erläutert von Heinrich Düntzer, zeigen klar und deutlich, welche Gefühle sie bei ihm täglich auslöste." Dazu die Anmerkung: „Die Feststellung dessen, was Liebe ist, ist enorm schwer." S. 94: „Der Verehrer von Goethes Schriften kommt gleich Goethe in den Besitz einer kolossalen Herrschaft über das Frauenherz. Man kommt nicht dazu, davon auch nur den hundertsten Teil zu verwenden." S. 126: „Minchen hatte es dem Goethe unter allen am meisten angetan." S. 143: Immer Angenehmeres und Stärkeres erringen will der Mensch. Er läßt nicht früher ab, bis das Ringen unangenehm wird und er dann mit Horaz sagt: „Der Mensch soll sich nicht das Angenehme durch Bemühungen mit etwas Besserem verkümmern." S. 146: „Treffend singt der Dichter Eugen Graf Aichelburg: ... An anderer Stelle

singt er ebenso treffend ..." S. 157: „Die Hauptsache muß die sein, daß uns jeden Morgen die Frage die interessanteste ist: Was mag es heute wohl Neues geben im Herzen der Verehrten?" S. 165: „Er [Mozart] wurde zugleich mit 15 anderen Särgen in einem Massengrab begraben. Auch seine Gattin ging nicht mit." S. 167: „Goethes Schriften sind das Holz für das richtige Brennen des Geistes." S. 169: „Die Frau kann denjenigen nicht lieben, der nicht immer anders ist ... Zuviel Eifer richtete den Lenau zu Grunde." S. 170: „Wer den höchst widerspenstigen Stier des Glückes an den Pflug des Lebens spannen will, muß denselben bei den Hörnern fassen. Diese Hörner sind: Die Höchstschätzung der Frau." Solcher „Brillanten" finden sich hier noch viele, denn der Verfasser sagt nicht umsonst (S. 14): „Diese Betrachtungen könnten wir beliebig ins Unendliche fortsetzen." Das Buch ist „Den Mannen [sic!] der großen Goethe-Verehrerin Frau Rahel Varnhagen v. Ense gewidmet" und wird hiermit den Liebhabern eines solchen Genusses, wie es ihn zu bieten vermag, eindringlich empfohlen.

Berlin. Max Morris.

Kayka Ernst, Kleist und die Romantik. Ein Versuch. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Nr. 31.) Berlin 1906. 5 M.

Die Beurteilung H. von Kleists ist durch R. Steigs aufschlußreiche Forschungen (1901) auf neuen und festen Grund gestellt worden. Der literarhistorische Horizont der Betrachtung erweiterte sich zum zeitgeschichtlichen, der poetische Sonderling, der einsame Grübler Kleist verwandelte sich vor unseren Augen in einen Ideenkämpfer von feldherrlicher Begabung, und die alte Legende von der fortschreitenden Zerrüttung eines krankhaft veranlagten Geistes sank kläglich zusammen vor diesem echten, überzeugenden Bilde einer klaren und willensstarken, rastlos aufwärtsstrebenden produktiven Kraft. 1903 folgte S. Rahmers gehaltvolle Studie über das „Kleist-Problem," die jene Legende auch mit der Sachkenntnis des Arztes scharfsinnig zerstörte und an mancher bisher ohne Nachprüfung weiter gegebenen Überlieferung heilsame Kritik übte. Den durch diese Arbeiten bewirkten Umschwung kann man sich gut vergegenwärtigen, wenn man Erich Schmidts Aufsatz von 1883 (Charakteristiken 1886, S. 350 ff.) mit desselben Gelehrten Einleitungen zur Kleistausgabe des Bibliographischen Instituts (seit 1904) vergleicht. Von den pathologischen Schlagworten dort sind hier nur noch wenige Spuren übrig geblieben, und auch diese bedürfen noch der Milderung, denn die Behauptung „krankhafter Anlagen" (Band 1, S. 25*) sagt zuviel, und z. B. der „an Irrsinn grenzende Austausch von Kosenamen zwischen der hysterischen Frau und dem Dichter" (ebenda S. 44*) läßt sich nach Steigs besonnenen Aus-

führungen (S. 659 ff., vgl. jetzt auch Minde-Pouet in seiner Ausgabe der Kleistschen Briefe S. 484 ff.)[1]) wesentlich anders beurteilen. Und während Kleist dort noch in die nächste Nachbarschaft der Romantik gerückt wurde, wird hier (S. 30* f.) im Einklang mit Arnim und Fouqué, die zuerst seine „polemische, beinahe feindselige Stellung" zu jener betont hatten, seine „Eigenart und Eigenrichtigkeit" scharf hervorgehoben. In der Tat ist gerade eine Untersuchung über Kleists Verhältnis zur Romantik, wie sie bisher noch fehlte, vorzüglich geeignet, das Innerste und Eigenste dieses Mannes zu erfassen und den Menschen wie den Künstler Kleist in seiner spröden und selbstsicheren Besonderheit verstehen zu lernen. Ein junger Gelehrter, von dem bereits eine bemerkenswerte Studie über Kleists „Amphitryon" (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge 16, 62 ff.) vorliegt, hat in dem oben genannten Buche diese Aufgabe glücklich in Angriff genommen, und wenn er selbst seine Arbeit als Versuch bezeichnet und damit deutlich zu erkennen gibt, daß er die Aufgabe keineswegs schon gelöst zu haben glaubt, sondern nur Beiträge zu einer künftigen, vielleicht ihm selbst noch vorbehaltenen Lösung bieten will, so tritt doch in seiner Leistung ein so entschiedenes Talent zur Stellung und Bewältigung literarhistorischer Probleme zutage, daß die Fachforschung ihn als eine tüchtige neue Kraft willkommen heißen und seinen weiteren Arbeiten mit gutem Vertrauen entgegensehen darf.

In die Zeit des glänzenden Aufstieges der romantischen Schule fielen Kleists empfänglichste Jahre. Daß er von ihren Sternen dennoch sich nicht blenden ließ, sondern mit klarem Kopf und unbeirrbarem Gefühl seine eigene Straße zog, beweist, wie früh er in seinem Bedürfen und Trachten von sicherer Geschlossenheit gewesen sein muß. Darum stellt Kayka mit Recht an die Spitze seiner Untersuchung einen Abschnitt, in dem er „Kleists Entwicklung zur selbständigen Persönlichkeit" darzulegen versucht. Schärfer und eindringlicher, als es bisher geschah, spürt er den Quellen der Jugendbildung des Dichters nach, und es zeigt sich, daß sie wesentlich in der Aufklärungsliteratur zu suchen sind. Nicht unergiebig wird zunächst (S. 8—15) das Verhältnis Kleists zu seinem Namensvetter Franz von Kleist behandelt und der mannigfache von der „Deutschen Monatsschrift" vermittelte Bildungsstoff, diesem gelesensten literarischen

[1]) Inzwischen hat August Sauer in einem aufschlußreichen Schriftchen über „Kleists Todeslitanei" (Prager Deutsche Studien. 7. Heft. Prag 1907) eine überzeugende Deutung des „mystischen Wechselgesangs" Kleists und seiner Todesgefährtin gegeben. Als „poetisches Wettspiel" (Steig) darf man die merkwürdigen Dokumente fortan nicht mehr bezeichnen, und daß sie wirklich in die letzten Lebenstage der Beiden gehören, wird gleichfalls nach Sauers Ausführungen nicht mehr zu bezweifeln sein. Sie als „Ausbrüche mystischer Raserei" (Sauer S. 30) zu bezeichnen, scheint mir freilich ein überstarker Ausdruck, aber der katholische Einschlag ist unbestreitbar, und Kaykas Bemerkungen über Kleists Stellung zum Katholizismus (S. 144) bedürfen hiernach der Berichtigung.

Organ der Mark, in dem auch F. von Kleists Arbeiten zum guten Teil erschienen sind. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Stich „Chodowieckis und ein Hymnus F. von Kleists im Maiheft des Jahrganges 1790 der genannten Zeitschrift dem Dichter des „Prinzen von Homburg" diesen Stoff zum ersten Male zutrugen. Neben den patriotischen Klängen der Zeitschrift verdienen ihre Betrachtungen von der Bildsamkeit der Sprache die besondere Aufmerksamkeit des Kleistforschers, daneben die Hinweise auf die spanische Literatur (Cervantes), auf Rousseau, auf den Mesmerismus u. a. Ungleich wichtiger aber ist der Nachweis der grundlegenden Mentorrolle, die der Frankfurter Professor und Popularphilosoph Chr. E. Wünsch in der Bildungsgeschichte des jungen Kleist gespielt hat (S. 15—42). Wie hoch Kleist diesen Mann schätzte, wissen wir aus seinen Briefen.[1]) Umfassender, als es durch B. Schulze und P. Hoffmann geschehen, wird durch Kaykas Ausführungen nunmehr deutlich, daß Kleist aus den Vorträgen und Schriften dieses vielgewandten Lehrers den ganzen Inhalt der Aufklärungsbildung sich erwerben konnte und erworben hat. Insbesondere gewann er daher seine Überzeugung von dem grundlegenden Wert der Mathematik und der Naturwissenschaften, der Natur- und der Selbstbeobachtung, sowie von der Pflicht der unablässigen Selbsterziehung. Hatte er nach seinem eigenen Geständnis schon als Knabe aus Wielands Schriften den (Leibnizschen) Gedanken geschöpft, daß „die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung" sei, so bestärkte ihn vollends Wünsch in dem Glauben, daß jeder Mensch es als seine höchste Aufgabe anzusehen habe, für die Ewigkeit zu arbeiten und hienieden in nie stillstehender Arbeit einen „Schatz von Wahrheiten" zu sammeln, um „einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Stern erreichten", auf einem anderen, höheren würdig fortzuschreiten. So wurde es Kleists „Religion", daß er für diese beiden „heiligen" Zwecke, „Wahrheit zu sammeln und Bildung zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte" (Briefe S. 203 f.). Er wollte kein anderes Glück kennen, als das, was „in dem erfreulichen Anschaun der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens" beschlossen liegt (Briefe S. 28). Darum wird auch der Entwurf eines vernünftigen „Lebensplanes" schon dem 21jährigen Dichter die schlechthin zentrale Forderung menschlicher Ausbildung; und wie er seinen Lebensplan verstanden wissen wollte, hat er zuerst in den schwungvollen Briefen an Martini und an seine Schwester im Frühjahre 1799 beredt entwickelt: als ein rastloses Erobern intellektueller und sittlicher Lebenswerte, die einem niemand rauben kann, die dem Menschen vielmehr die Kraft geben, über die möglichen Widrigkeiten des Schicksals sich stolz zu erheben, und weder dem Zufall des Glückes noch des Unglückes unter-

[1]) Vgl. Minde-Pouets Register zu Kleists Briefen im 5. Bande der Ausgabe des Bibliographischen Instituts unter „Wünsch". Nach derselben Ausgabe wird im folgenden zitiert.

worfen zu bleiben. Schon hier verrät sich einer der hervorstechendsten Wesenszüge Kleists, der in Kaykas Darstellung übrigens zu wenig betont ist: ein brennender, auf die höchsten geistigen Leistungen gerichteter und mit eisernem Fleiß gepaarter Ehrgeiz, der im Kreise seiner Verwandten zunächst die größten Erwartungen erweckte, bis die eigensinnige Preisgabe seiner Offiziersstellung und jeder geordneten amtlichen Laufbahn sie seit dem Frühjahr 1801 gegen das „verunglückte Genie" immer gründlicher verstimmte (vgl. Briefe S. 51, 58 ff., 92 f., 150 ff., 166 f., 168 ff., 195 ff., 199 f., 259 ff., 275, 279, 288 f., 300, 303). Schmerzlich nagte an ihm dies Gefühl der Entfremdung von seinen Lieben: „Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal oder mein Gemüt — und ist das nicht mein Schicksal? — eine Kluft wirft zwischen mich und sie" (Briefe S. 279). Aber so unstät und scheinbar zerfahren das äußere Leben Kleists sich gestalten mochte, ob er als Offizier oder als Zivilbeamter, als Journalist, als Landmann oder als Handwerker seinen Unterhalt zu erwerben dachte, diese „Veränderungen der äußeren Umstände" berührten seinen eigensten Lebensplan nirgends, denn dieser war von ausschließlich innerlicher Art. Es galt ihm ein Leichtes, „das Besondere eines Amtes" auszuüben, wenn er sich „für das Allgemeine, für das Leben gebildet" hatte; sein höchstes Ziel, die „möglichst vollkommene Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte" konnte um so eher erreicht, es brauchte zum mindesten dadurch nicht verrückt zu werden, nur in einem Falle wäre er diesem seinen Lebensplan, seiner „Religion" untreu geworden, wenn er jemals „ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Draht des Schicksals" geworden wäre: „dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerter wäre" (Briefe S. 44). Das schrieb Kleist mit 21 Jahren und er hat Wort gehalten: als das Schicksal ihn von allen Seiten zu umklammern drohte, ging er erhobenen Hauptes, ein stolzer Römer, in den Tod.

Indem Kayka diesen Grundbegriff des „Lebensplanes" in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt, wird ihm in der Tat der innerste Kern der Kleistschen Persönlichkeit sichtbar, und auch die scheinbar paradoxen Wendungen in des Dichters Lebensgang fügen sich jetzt einer einleuchtenden psychologischen Erklärung. Ausgezeichnet ist von diesem leitenden Gesichtspunkt her namentlich das Verhältnis zu Wilhelmine von Zenge beleuchtet (S. 29—34 und 166—169), aus dem nunmehr jeder befremdende Zug verschwindet. Auch hier ist Kleists Auffassung von Liebe und Ehe durch Leitsätze seines Lehrers Wünsch bestimmt, dem Kleist nicht nur den Grundstock seiner religiösen und ethischen, philosophischen und ästhetischen Ideen, sondern auch seiner unverächtlichen Kenntnisse in den exakten Wissenschaften zu danken hatte, nicht minder die ersten Gedanken über das Verhältnis von Leib und Seele, über das Unbewußte, über Telepathie,

Träume und Geisterglauben, weiterhin den Hinweis auf die Unerläßlichkeit der Induktion und der Sinnenpflege, sowie die zunehmende Vertrautheit mit der Bibel, mit Denkern wie Plato, Epikur, Cicero, Leibniz, Platner, Rousseau und Mendelssohn, mit Dichtern wie Homer, Virgil, Catull, Shakespeare, Haller, Kästner, Gellert, Cronegk, Wieland, Hölty, Voß usw. Herder, Lessing, Goethe und Schiller wurden ihm nach und nach bekannt, wofür S. 41, 57 ff. mancherlei Belege beigebracht sind, Einflüsse Jean Pauls werden mehrfach aufgedeckt (S. 61 ff., 84 ff.), anderseits ergibt sich, daß Kleist bis Ende 1801 von romantischen Einflüssen gänzlich unberührt geblieben ist, denn nicht nur die neue Bedeutung des Begriffes „romantisch" ist ihm sichtlich fremd, sondern auch die Terminologie der Aufklärung ist ihm in einer Weise geläufig, die bei den Romantikern höchstens Spott erregt hätte. Durch das von Wünsch neu belebte Studium Rousseaus festigte sich Kleists Entschluß, sich und seiner künftigen Familie eine Lebensstellung in ländlichen Verhältnissen zu gründen. Schon Rahmer (Kleist-Problem S. 87 f.) hat gezeigt, daß darin ebensowenig wie in der späteren Absicht, als Tischler zu arbeiten, eine bizarre Grille zu sehen ist, sondern ein „zweckmäßiger, rationeller und wohlüberlegter" Schritt (ähnlich Kayka S. 167, 172 f.).

Um die Wende des Jahres 1800 begannen jene dämonisch peinvollen, von titanischem Ringen und hoffnungslosem Verzagen erfüllten Jahre im Leben Kleists, die Rahmer (Kleist-Problem S. 75 f.) als seine „Sturm- und Drangperiode" bezeichnet, aber so merkwürdig falsch gedeutet hat, denn es ist ihm verborgen geblieben, welchen furchtbaren Wendepunkt das eben jetzt einsetzende Studium der Kantischen Philosophie für den Dichter bedeutete, wie es ihn von der stolzen, optimistischen Höhe der Aufklärungsideen plötzlich in die tiefste Trostlosigkeit des Nihilismus hinabschmetterte. An diesem Punkt ist seine Eigenart am deutlichsten zu erfassen. Die Tragödie seines Lebens ist weder ohne weiteres durch krankhafte Veranlagung noch durch die harten Verkettungen äußerer Schicksale zu erklären, sie wurzelt vor allem in den geistigen Kämpfen, die ihm auferlegt waren; und daß ihm ganz innerliche Probleme so an die Wurzeln des Lebens greifen, daß sie ihm so grausam wichtig werden konnten, ist eben der stärkste Beweis seiner Genialität und der tiefste Grund, warum er trotz seines glühenden Freundschaftsbedürfnisses sich dennoch so vereinsamt und in seinem höchsten Streben allenthalben mißverstanden fühlte. Kayka hat für diese Zusammenhänge das richtige Gefühl, und die ganze Anlage seines ersten Kapitels steuert auf die Krisis des Jahres 1800/1 folgerichtig hin; dennoch ist es ihm nicht ganz gelungen, diesen entscheidenden Wendepunkt mit dem erforderlichen Nachdruck herauszuarbeiten.

Kleist war von schwerblütigem Temperament, das Leben war ihm niemals freundlich entgegengekommen, der harte Druck einer militärischen

Erziehung hatte ihn ganz nach innen gewendet, und der verhaltene Schöpferdrang, der in heftiger Arbeit des Gemütes Entladung suchte, hatte ihm eben dadurch das Leben, das geringeren Naturen leicht dahin floß, schwer und fremd gemacht. Er war von Haus aus nicht der Optimist, als den er sich vielfach gab: er hatte sich vielmehr seinen Optimismus gleichsam künstlich anerzogen durch Reflexionen, die ihm die Überzeugung reiften, daß der Mensch seiner höchsten Bestimmung nur entgegengehen könne durch entschlossene Flucht aus der Welt des Scheines und der Selbsttäuschung, durch ernsteste Sammlung in tiefer Stille, durch den Erwerb unvergänglicher innerer Güter. Seine amtlichen Geschäfte verachtete er, wie Werther, als „Lumpenbeschäftigungen", die vornehme Gesellschaft stieß ihn ab, ihre Vorurteile, ihre Rangunterschiede ekelten ihn an, am liebsten hätte er seinen Adel abgelegt, um ganz Mensch zu sein, um als Jünger Rousseaus nur der Natur zu leben, der furchtlosen Erkenntnis des Wesens aller Dinge, den ewigen „Rechten des Herzens", der „Tugend" und der „Wahrheit". Und nun zeigte ihm Kant, daß dieses innige Zusammenleben mit der Natur und ihren Offenbarungen eine Täuschung ist, daß es eine objektive Wahrheit in diesem Sinne überhaupt nicht gibt, daß wir das Wesen der Dinge nimmermehr zu erfassen vermögen, sondern nur ihre Erscheinung. „Dieser Gedanke," schrieb er am 23. März 1801, „hat mich in dem Heiligtum meiner Seele erschüttert. Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr." Jener angestrengte Optimismus, zu dem er sich durch die Energie seines Denkens gezwungen, brach in sich zusammen, ein bohrender Skeptizismus trat an seine Stelle. Seit dem Februar 1801 spricht aus seinen Briefen eine zerrissene, nihilistischen und fatalistischen Stimmungen preisgegebene Seele, Todesgedanken quälen ihn und eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe; er ringt verzweifelt nach einem neuen Lebensziel, nachdem ihm das alte versunken ist, und aus seinem verwundeten Inneren hebt sich der Seufzer, der uns das Geheimnis seiner Seelennot enthüllt: „Ach, könnte ich vier Monate aus meinem Leben zurücknehmen", die vier ersten Monate des Jahres 1801, in denen er die „Kritik der reinen Vernunft" studiert hatte. „Es scheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die kantische Philosophie so viele auf das Gewissen hat" (Briefe S. 207). Und dennoch fehlt es dem Schiffbrüchigen nicht ganz an tröstenden Rettungszeichen, und, immer fester den Blick auf sie gerichtet, arbeitet er sich aus der Versunkenheit wieder siegreich empor.

Schon längst hatte der niedergehaltene produktive Drang seiner reichen Natur sich gegen die anhaltende Rezeption empört, das Faustwort „mich ekelt lange vor allem Wissen" klang in ihm wieder, und sein bewunderter Freund Ludwig von Brockes hatte ihm das rechte Wort zur rechten Zeit in die Seele gesenkt: „Handeln ist besser als Wissen!" Der überschwengliche Brief vom 31. Januar 1801 lehrt, daß Kleist dies

zunächst nur vom sittlichen Handeln verstand, von dem Bewähren einer erhabenen Uneigennützigkeit, eines hohen, reinen Wohlwollens für den Nebenmenschen, einer Opferfähigkeit und Selbstvergessenheit, zu der er sich nunmehr zu erziehen hoffte, um der „moralischen Schönheit des eigenen Wesens“ wieder froh werden zu können. Aber im Mai, in der schönen Natur und unter den Kunstschätzen Dresdens ging es ihm auf, daß doch diejenigen die glücklichsten Menschen sind, „welche kein Zweifel um das Wahre, das sich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal ihnen zeigt“ (Briefe S. 222). „Handeln ist besser als Wissen“; ist aber nicht das Schaffen des Künstlers auch ein Handeln, erhebend und beglückend nicht nur für den Schaffenden selbst, sondern auch für die Nebenmenschen? ist es nicht „menschenfreundlicher“, als das zwecklose Trachten nach der absoluten Wahrheit? (Briefe S. 250.) „Für die Zukunft leben zu wollen — ach, es ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft“ (Briefe S. 225). An einen Maler richtete Kleist in Dresden die Frage, ob man, wenn man sonst nicht ohne Talent sei, sich wohl im 24. Jahre noch mit Erfolg der Kunst widmen könne (Briefe S. 222). Er hatte der Poesie bisher nur in Nebenstunden geopfert (Kayka S. 46 f.); jetzt, wo der Druck einer übermäßig angespannten rezeptiven Tätigkeit (Briefe S. 276) plötzlich von ihm gewichen war, drängte sich die produktive Begabung entschieden hervor, und der Glaube an sein künstlerisches Talent wurde ihm im Lebenskampf allmählich die festeste Stütze. Darum galten ihm auch die Stunden in Dresden als die frohesten seines Lebens (Briefe S. 235). Mit diesem Glauben verschwisterte sich nun der alte Wunsch nach den einfachsten Daseinsverhältnissen: ein stilles Landhäuschen, ein Weib und Freiheit zu ungestörtem geistigen Bilden und Arbeiten — das ist die Aussicht, die die Pariser Briefe an Wilhelmine schließlich immer lockender ausmalen, und in Paris begann im Herbst 1801 die erste starke Talentprobe des werdenden Dramatikers zu entstehen, der Entwurf zur 1802 vollendeten Schroffenstein-Tragödie. In der Schweiz wandte er sich zwei neuen dramatischen Stoffen zu, dann aber begann das unselige Ringen mit dem „Robert Guiskard“, das mit einer völligen Erschöpfung endigte. Er selbst sprach von seiner „zunehmenden Gemütskrankheit“ (Briefe S. 310) in diesen Jahren. Die geliebte Braut, die Familie und das Vaterland wurden preisgegeben (Briefe S. 288 f.) um dieser „fixen Idee“ willen, in der Wielands und Pfuels bewundernde Teilnahme ihn bestärkte; auch hier wurde sein maßloser Ehrgeiz an ihm zum Tyrannen, der ihn ziellos, knirschend unter der Last der ungeheuren Aufgabe, durch die Lande peitschte, bis er seinen „halben Talenten“ fluchend kraftlos zusammenbrach, bitter mit einem Prätendenten sich vergleichend, dessen Geburtsrecht zur Krone nicht anerkannt werden solle (Briefe S. 300).

In Paris warf er den „Guiskard“ zornig in die Flammen. Vergeblich ersehnte er den erlösenden Tod auf einem englischen Schlachtfeld, schließlich löste sich die fieberhafte Spannung dieser stürmischen Jahre in einer Erschöpfung des Nervensystems, die ihn in Mainz für Monate aufs Krankenlager warf. Er hat diese schwere Erschütterung niemals verwunden, seine Gesundheit hatte dauernd Schaden genommen (Briefe S. 325, 329, 331, 335, 357), und nur seine außerordentliche Willenskraft, sein stolzer Trotz, der dem feindlichen Schicksal männlich die Stirn bot, richtete den Tiefgedemütigten wieder empor und durchglühte ihn mit einer neuen Energie, als er noch einmal eine heroische Aufgabe vor sich sah, die des Lebens wert war: die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft (diese Entwicklung ist jetzt trefflich dargelegt bei Kayka S. 176 ff., vgl. S. 184 ff.). Aber daß seine Widerstandskraft dennoch vor der Zeit versagte, daß er den Katastrophen des Jahres 1811 nicht mehr stand zu halten vermochte und sich selbst der Möglichkeit beraubte, Zeuge der großen Befreiungsstunde zu werden, die er so rühmlich vorbereiten half, das war im letzten Grunde die Schuld der tiefen Lebensmüdigkeit, die ihm von jenen Fieberparoxysmen eines rasenden Ehrgeizes zurückgeblieben war, und die er nur zeitweilig durch angestrengtes Schaffen zurückdrängte, ohne sie jemals überwinden zu können; immer wieder erschien ihm der Tod als der tröstende Freund, und der Gedanke an ein frühes Ende war ihm seit langen Jahren vertraut. Selbst seine poetischen Arbeiten mußten ihm jetzt als Erwerbsmittel gelten, was er früher stolz verschmäht hatte (Briefe S. 261, 285, 327, 393), aber die ehrgeizigen Hoffnungen, mit denen er sie einst betrachtet hatte, waren dahin: „meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen“.

Wer sich solche Zeugnisse vor Augen hält, wird schwerlich mit Kayka (S. 161) behaupten dürfen, daß Kleist nach der Guiskardperiode „in tiefster Seele ruhig wie ein Kind“ gewesen sei, vielmehr hat sich seine Seele von dieser furchtbaren Erschütterung ihres Gleichgewichtes niemals wieder völlig erholt, seine Nerven waren zerrüttet (Briefe S. 329, 357), und die ungeheure moralische Energie, mit der er sich aufrecht hielt und zu erstaunlichen Leistungen zwang, verzehrte vollends den Rest seines Lebenskapitals. Wie souverän er gebot, wenn er im Zauberkreis seiner schöpferischen Phantasie arbeitete, und wie ihm alle Hilfen der Phantasie doch dem realen Leben gegenüber versagten, das lehrt der merkwürdige Brief, den Minde-Pouet in den August 1811 gesetzt hat (Briefe S. 427 f.). Darum hat auch der Hinweis auf die imponierende Reihe seiner künstlerischen Taten (Kayka S. 161) nicht ohne weiteres die Giltigkeit eines Gegeneinwands. Wenn meine Auffassung hier von der des Verfassers abweicht, so zolle ich seiner schönen Darlegung, daß Kleist nicht den „romantischen Charakteren“ zugerechnet werden dürfe (S. 161 ff.), übrigens vollen Beifall. Daß Kleist gleichwohl von den romantischen Zeitströmungen

nicht unberührt geblieben ist, hat von vornherein die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Das 2. und 3. Kapitel der Kaykaschen Untersuchung bringt die eingehende Erörterung dieser Beziehungen.

Die Tatsache, daß Ludwig Wieland ihm die romantischen Ideen zuerst vermittelt hat, gewinnt hier eine neue Bestätigung. Wie er unter dem Eindruck der romantischen Anregungen alsbald „die Idee des Zukunftsdramas" faßt, die der „Guiskard" verwirklichen sollte, wird S. 77 ff. zutreffend entwickelt und ebenso richtig betont, daß der romantische Einfluß sich bei diesem Drama lediglich in der eigentümlichen Stellung der Aufgabe kund gibt. Die entscheidende Auseinandersetzung mit der Romantik verlegt Kayka (S. 87) erst in die Königsberger Zeit, und manches spricht für diese Annahme. Die Darlegung dieser Auseinandersetzung im einzelnen (S. 87 ff.) ist reich an feinen und fördernden Bemerkungen, ich verweise insbesondere auf den Vergleich zwischen Kleist und Novalis (S. 87—91), sowie auf die lehrreiche und anziehende Durchführung des wichtigen Gesichtspunktes, unter dem S. 95 ff. der „zerbrochene Krug", „Amphitryon" und „Penthesilea" kurz gewürdigt werden: daß nämlich Kleist das, was ihm an der romantischen Kunstrichtung verkehrt erschien, weniger theoretisch zu bekämpfen, als „durch die Kraft seines Gegenbeispiels praktisch zu vernichten" suchte. Im weiteren Verlaufe sammelt und erläutert Kayka alle erreichbaren Zeugnisse, die Kleist im Verkehr mit den einzelnen Romantikern, empfangend und gebend, zeigen (Brüder Schlegel S. 105 f., Tieck S. 106 f., G. H. Schubert, Ferd. Hartmann, C. D. Friedrich, Kügelgen S. 108, Adam Müller, K. F. G. Wetzel S. 108—121, Kreis der Abendblätter 121 f., Brentano, Arnim, Bettina, Fouqué S. 123—127). Wird hier auf das „grundsätzlich Trennende" überall ein stärkerer Nachdruck gelegt, als in den herkömmlichen Darstellungen, so wird Kleist vollends von der Gruppe der Romantiker weit abgerückt in den beiden Abschnitten, die seiner „Weltanschauung" (S. 127 ff.) und seinen „Kunstanschauungen" (S. 141 ff.) gewidmet sind. Hier werden zwei bisher in größerem Zusammenhange noch nicht behandelte Themata erfolgreich angegriffen, und wenn die von Kayka gezogenen Grundlinien auch zweifellos noch weiteren Ausbaues bedürfen, so sind sie doch mit sicherer Hand und feinem Gefühl gezogen und werden sich der nachprüfenden Forschung gegenüber gewiß bewähren. Der Anteil der Romantik an Kleists Novellen und seiner Lyrik wird mit Recht auf ein fast verschwindendes Maß zurückgeführt (S. 141 ff.). Daß der Dichter des „Käthchen von Heilbronn", wie E. Schmidt es ausdrückt, „in dem vollen Strom deutscher Romantik schwimmt," ist eine Formulierung, die sehr der Einschränkung bedarf: die literarischen Ahnen dieses Schauspiels sind jedenfalls älter als die Romantik, und des Dichters Interesse für die Zustände des unbewußten Seelenlebens reicht schon in seine Frankfurter Studienzeit zurück, es bildete übrigens eine starke Unterströmung der

Aufklärungsbewegung schon des voraufgehenden Jahrhunderts. Der „Hermannsschlacht“ und dem „Prinzen von Homburg“ wird S. 147 ff. die romantische Verwandtschaft ebenso entschieden abgesprochen wie den kleinen Prosaschriften, deren Gedankengänge leider nicht zu einer runden Darstellung der ästhetischen Anschauungen Kleists verarbeitet sind. Hier bliebe dem Verfasser noch eine lohnende Untersuchung nachzuholen: Kleist im engen Zusammenhang mit der Ästhetik Lessings, Herders, Schillers, Goethes, Moritzens, Kants und den Anregungen Jean Pauls zu zeigen.

Auch Kleists Ende ist oft genug, bis in die neueste Zeit, als „romantisch“ bezeichnet worden. Kaykas taktvolle und überzeugend abwägende Erörterung der viel umstrittenen Katastrophe bedeutet einen klärenden, nahezu abschließenden Fortschritt. Die jüngsten Erklärungsversuche von Steig und Rahmer werden mit schlagenden Gründen abgelehnt, und was die Widerlegung des letzteren angeht, so hat sie jetzt durch Minde-Pouets neue Funde (Briefe S. 305, 471, 489 ff.) erwünschte Bestätigung gefunden. Niemand wird Kaykas feinfühlige Betrachtungen über die verhängnisvolle Verwebung der Motive, die zu dem unseligen Doppelmorde führten, ohne Bewegung lesen, niemand auch ohne ein Gefühl aufrichtigen Dankes an den Verfasser, der dem einst so schmählich verlästerten Andenken seines unglücklichen Helden damit einen wertvollen Dienst erwiesen hat. Aus seinen überzeugenden Darlegungen geht übrigens gleichfalls hervor, daß — objektiv betrachtet — auch die letzten schweren Konflikte dieses Lebens für einen heroischen Willen nicht unüberwindlich waren; aber die Kraft des Vielgeprüften war endlich erschöpft, todestraurig sah er zurück auf „das allerqualvollste Leben, das je ein Mensch geführt“ (Briefe S. 435), und so gab er denn jener großen Sehnsucht nach, in der die leidensmüde Freundin seine enthusiastische Gefährtin geworden war, und „wie zwei fröhliche Luftschiffer“ (Briefe S. 236) vereinigten sich beide zu dem freiwilligen Entschluß einer Reise nach höheren Sternen.

Kaykas Buch ist voll selbständiger und fördernder Gedanken, durch eine schöne Wärme des Vortrags und eine nicht gewöhnliche Gabe der Nachempfindung weiß es den Leser zu gewinnen. Die Sprache ist zwar nicht gleichmäßig gefeilt (vgl. z. B. S. 104, 129 und öfter), hie und da vielleicht zu wortreich und hochklingend, aber im ganzen gewählt, fließend und ausdrucksvoll. Daß die Untersuchung sich vielfach in hypothetischen Gedankengängen bewegt, war freilich unumgänglich, weil das Buch — und eben dies ist sein bestes Verdienst — aus einer durchaus einheitlichen Anschauung heraus geschrieben ist, in der bei der Lückenhaftigkeit des Materials auch Hypothesen ihre notwendige Stelle haben. Bisweilen will der Verfasser allerdings zuviel beweisen (vgl. S. 15, 22 f., 48, 101, 141), aber tatsächliche Irrungen begegnen ihm selten (z. B. der S. 46 als der erste an Wilhelmine bezeichnete Brief war nicht der erste, vgl. Briefe

S. 449;[1]) Deloska S. 80, Doloska S. 170 für „Delosea" ist vielleicht nur Druckfehler, wie die Jahreszahl „1901" S. 78 und andere), und in der Berichtigung von Mißverständnissen früherer Forscher wird er fast durchweg auf die Zustimmung aller Einsichtigen rechnen dürfen (vgl. z. B. S. 28, 29, 34, 46 f., 52, 69). Die einleitenden Bemerkungen sind anfechtbar, auch widerspricht ihnen der Verfasser später selbst, wenn er mit dem Begriff des „romantischen Charakters" wie mit einer sicher faßbaren Größe arbeitet (S. 161 ff.). Doch dergleichen kleine Einwendungen will ich hier nicht häufen. Kayka hat in jungen Jahren den Mut erwiesen, sich literarhistorische Probleme zu stellen, die Höheres fordern, als die mechanische Vertrautheit mit der philologischen Handwerksroutine. So ernstes Streben hat vor allem Anspruch auf ermunternden Beifall, und darum soll ihm bezeugt werden, daß sein Buch in doppeltem Sinne eine willkommene Erscheinung ist: nicht nur weil es die Kleistforschung um einen wertvollen Beitrag bereichert hat, sondern auch weil es gute Erwartungen rege macht, die der begabte Verfasser gewiß nicht enttäuschen wird.

Darmstadt, 9. September 1906. Arnold E. Berger.

Nachrichten.

Robert F. Arnold (Wien) wird im Laufe des Jahres 1908 bei Trübner (Straßburg) eine „Methodik und Quellenkunde der neueren deutschen Literaturgeschichte" veröffentlichen.

Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Bericht des Herrn Burdach. Der weite Rahmen meiner im Auftrage der Akademie vorbereiteten Publikation „Vom Mittelalter zur Reformation", die, auf die mannigfachen Ziele einer aus den Quellen schöpfenden bildungsgeschichtlichen Forschung gerichtet, verschiedenartige Stoffgebiete durchpflügt, altdeutsches wie lateinisches Schrifttum gleichermaßen berücksichtigt und, über die Grenzen zwischen philologischer Edition, Literarhistorie, Stil- und Sprachgeschichte, Geschichte und Diplomatik hin und her schreitend, darnach streben muß, die Methoden getrennter Disziplinen zu vereinigen, verlangt an mehreren Stellen gleichzeitig Sammlung, Sichtung und Zurüstung zerstreutesten Materials. Hierbei stand mir außer zeitweiliger Unterstützung durch andere jüngere Hilfsarbeiter, die indessen sich alle meinem Unternehmen nur nebenher widmen konnten, von Anfang an dauernd und mit ungeteilter Kraft leider nur Herr Dr. Piur zur Seite. Seit dem 1. Oktober 1907 verfügte ich indessen auch über seine Hilfe nicht mehr unumschränkt, da er zur Sicherung seiner Existenz sich genötigt sah, in das Schulamt einzutreten. Daß ihm darin von den vorgesetzten Behörden auf mein Ersuchen Diensterleichterung gewährt wird, muß ich im Interesse meiner für die Akademie unternommenen Arbeiten dankbar anerkennen, und es ist das diesen zugute ge-

---

[1]) Daß ihm mehrere vorausgegangen sind, ergibt sich neuerdings aus dem von Wilhelm Herzog in der „Neuen Revue" veröffentlichten Briefe der Wilhelmine von Zenge vom 16. Juni 1803.

kommen. Immerhin war es infolge der Weitschichtigkeit meiner Aufgaben und infolge der Notwendigkeit, an verschiedenen Orten zugleich vorausarbeitend Hand anzulegen, unter den bezeichneten Umständen mir im Verein mit meinem Assistenten auch im verflossenen Berichtsjahre noch nicht möglich, von den für die einzelnen Abteilungen und Bände vorbereiteten Editionen und Untersuchungen ein fertiges Ganzes an die Öffentlichkeit zu bringen. Der gegenwärtige Stand meiner Arbeiten ist folgender: Abteilung II. „Texte und Untersuchungen zur Vorgeschichte des deutschen Humanismus." Band 1. „Der Briefwechsel des Cola di Rienzo": der Text dieser neuen kritischen, mit Hilfe des Herrn Dr. Piur besorgten Ausgabe (vgl. Sitzungsberichte 1907, S. 78 ff.), dessen endgültige Herstellung noch in letzter Stunde durch die erforderliche nochmalige, zeitraubende Heranziehung weiteren handschriftlichen Materials aus italienischen Bibliotheken und Archiven verzögert worden ist, befindet sich im Druck; der als besonderer, zweiter Teil erscheinende Kommentar (siehe Sitzungsberichte 1907, S. 80 f.) ist im wesentlichen abgeschlossen und kann sogleich nach der Drucklegung des Textes in den Druck gehen. — Band 2. „Aus Petrarcas ältestem deutschen Schülerkreis": diese Publikation frühhumanistischer lateinischer Denkmäler aus der Handschrift 509 der Olmützer Metropolitankapitel-Bibliothek, deren Drucklegung bereits 1905 erfolgen sollte (siehe Sitzungsberichte 1905, S. 141), habe ich zurückhalten müssen, da sich das zum Verständnis und zur Kritik einzelner darin enthaltener Stücke dienende Material vermehrt hat und so weitere Untersuchungen unumgänglich wurden, bei denen mich die Herren Dr. Piur und Dr. Anz zeitweise unterstützten; wenn ich an diese Arbeit die letzte Hand zu legen bisher durch die anschwellende Masse der übrigen Aufgaben verhindert gewesen bin, so hoffe ich, sie doch im Laufe dieses Jahres in den Druck geben zu können. — Band 3. „Briefwechsel Petrarcas und anderer italienischer Humanisten des 14. Jahrhunderts mit deutschen Zeitgenossen": hierfür sind die Vorarbeiten zum größeren Teile beendet; auch ist mit der Textherstellung einer größeren Reihe von Briefen begonnen; für andere sind die nötigen Abschriften und Kollationen hergestellt. Erforderlich bleibt noch die Benutzung einiger Florentiner Codices, die teilweise Autographen sind, und einer Handschrift der Biblioteca Angelica in Rom; das Erscheinen des Bandes ist nach dem Rienzobande geplant. — Band 4. „Privatbriefe Kaiser Karls IV. und seines Kanzlers Johann von Neumarkt": die Arbeit an diesem Bande, in dem alle rhetorisch bedeutenden Briefe der berühmten Summa Cancellariae Karoli IV. zum ersten Male in kritischer Gestalt und viele Briefe Johanns von Neumarkt aus anderen Sammlungen ans Licht treten, befindet sich in einem weit vorgerückten Stadium. — Abteilung III. „Die deutsche Prosaliteratur im Zeitalter der Luxemburger." Band 1. „Der Ackermann aus Böhmen": der Text dieses von mir im Verein mit Herrn Dr. Alois Bernt (Leitmeritz) herausgegebenen Werkes (siehe Sitzungsberichte 1907, S. 81 f.) ist druckfertig. — Abteilung IV. „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der ostmitteldeutschen Kanzleisprache." Band 1. „Ein schlesisch-böhmisches Formelbuch in lateinischer und deutscher Sprache aus der Wende des 14. Jahrhunderts": diese Veröffentlichung (vgl. darüber Sitzungsberichte 1907, S. 82 und 373) ist im wesentlichen druckfertig. — Band 2. „Aus den Anfängen der schlesischen Kanzleisprache": der Text ist im wesentlichen druckfertig.

Tübinger Literarischer Verein. Im Jahre 1908 werden voraussichtlich keine Publikationen ausgegeben werden, vielmehr nach § 3 der Statuten die Jahre 1908 und 1909 ein Verwaltungsjahr bilden und der Jahresbeitrag erst für 1909 erhoben werden.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte (Sekretariat, Berlin W. 50) hat nach dem im Frühjahre 1907 erfolgten Tode Arthur L. Jellineks, ihres verdienstvollen Bibliographen, Herrn Dr. Fritz Braumüller in München, Adelgundenstraße 34/I, mit der Fortsetzung der Bibliographie der Theater-

geschichte (Jahrgang 1905 ff.), die in den Schriften der Gesellschaft zur Veröffentlichung gelangen wird, betraut und bittet Autoren, Verleger und alle Freunde des Unternehmens, Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Zeitungsartikel, Sonderabdrücke, kurze Mitteilungen und Notizen theatergeschichtlichen Inhalts an die Adresse des genannten Bearbeiters freundlichst einsenden zu wollen.

Die philosophische Fakultät der Universität Freiburg im Üchtland stellt folgende Preisaufgabe: „P. Procopius von Templin und die deutsche Mariendichtung im 17. Jahrhundert." Es wird verlangt eine gedrängte biographische Skizze auf Grund von Archivalien und der Werke Prokops; eine umfassende bibliographische Beschreibung seiner sämtlichen Werke, Predigtsammlungen und Gedichte; eine genaue Darstellung der Marienlieder nach Form und Inhalt unter besonderer Berücksichtigung der Prosaschriften Prokops. Ferner sind zu beachten die verschiedenen Fassungen der Marienlieder Prokops, die Bearbeitung der in des Knaben Wunderhorn aufgenommenen Stücke und Goethes Urteil über Prokops Eigenart. Schließlich ist auf Grund einer allgemeinen Darstellung der deutschen Mariendichtung im 17. Jahrhundert Prokops literarhistorische Stellung als geistlichen Dichters zu ermitteln. — Der einmalige Preis beträgt 500 Franken. Die Arbeit muß in deutscher Sprache abgefaßt sein und bis zum 15. Juli 1909 dem Dekan der philosophischen Fakultät eingeliefert werden. Die näheren Bedingungen enthält das Vorlesungsverzeichnis.

Am 3. September 1907 wurde in Biberach a/Riß (Württemberg) in Wielands Gartenhaus ein Wieland-Museum eröffnet. Der Verein für Kunst und Altertum daselbst hat das Häuschen erworben und die Sammlung von Handschriften, Drucken, Bildern Wielands, seiner Familie und seiner Freunde erfolgreich begonnen. Herr Reinhold Schelle und Herr Kommerzienrat Baur haben sich besonders darum verdient gemacht. Dem jungen Unternehmen ist die Unterstützung aller Literaturfreunde zu wünschen. Zuwendungen von Geschenken, von allem, was sich auf Wieland bezieht, sind an Herrn Reinhold Schelle zu richten. B. S.

Mit einer wissenschaftlichen Arbeit über K. Ph. Moritz beschäftigt, richte ich an alle Vorstände öffentlicher und privater Bibliotheken, an Buchhändler, Sammler und Eigentümer von Briefen, Handschriften und Nachlässen, die ungedruckte Briefe von, an und über K. Ph. Moritz besitzen oder von solchen wissen, die ganz ergebene Bitte, mir gütigst zum Zweck weiterer Vereinbarungen Nachricht zukommen zu lassen. Insbesondere ersuche ich darum den oder die unbekannten Eigentümer zweier Originalbriefe ddto. Wittenberg, 1. Mai 1777; Rom, 5. Juli 1788, die mir in Abschriften zugänglich wurden, über deren Herkunft völliges Dunkel herrscht. — Leipzig, Täubchenweg 16 II. Hugo Eybisch, cand. phil.

Dr. phil. Walter Montag in Münster i. W. hat eine Monographie über den österreichischen Dramatiker Kornelius von Ayrenhoff vollendet, die sich unter der Presse befindet.

Zu den „Nachtwachen" von Bonaventura. In den Bücher-Anzeigen zum vierten Heft des ersten Bandes von „Konstantinopel und St. Petersburg. Der Orient und der Norden. Eine Zeitschrift herausgegeben von H. von Reimers und F. Murhard. St. Petersburg und Penig bei F. Dienemann und Compagnie. 1805." heißt es nach der Ankündigung der neuesten Erscheinungen („Blumenleben. Karlo" und „Nachtwachen von Bonaventura") und des kommenden vierten Jahrganges des „Journals von neuen deutschen Original Romanen": „Außer diesem (Torquato Tasso, ein Roman von Karl Anton von Gruber) haben die Leser in dem vierten Jahrgang noch ein Pendant von den Nachtwachen von Bonaventura von demselben Verfasser und den zweiten Band der Novellen von Sophie Brentano u. m. a. zu erwarten. — Penig, den 15. März 1805. F. Dienemann und Comp." E. Schulte-Strathaus.

Gesamtausgabe der Werke Clemens Brentanos. Eine neue vollständige Ausgabe der Werke von Clemens Brentano, einschließlich seiner Briefe,

soll im Verlage von Georg Müller in München erscheinen, herausgegeben von Dr. Carl Schüddekopf unter Mitwirkung von Prof. Dr. V. Michels, Dr. J. Petersen, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. Erich Schmidt, Dr. F. Schultz, Prof. Dr. R. Steig und anderen. Verlag und Herausgeber ersuchen alle diejenigen, welche sich im Besitz von Handschriften und unbekannten Drucken Brentanos befinden, um gefällige Mitteilung an die Adresse des Herausgebers: Weimar, Grunstedter Straße 16 oder des Verlags: München, Josephplatz 7.

Holtei-Briefe. Alle Besitzer von Briefen Holteis bitte ich, mir diese zum Zweck ihrer Herausgabe zur Benutzung zu überlassen. Auch jegliche Mitteilung über ihren Verbleib sind dringend erwünscht. Zusendungen und Zuschriften wolle man richten an Dr. Dedo, Bibliothekar an der Stadtbibliothek, Breslau I.

Gustaf E. Karsten, gest. 28. Januar 1908, geb. 22. Mai 1859 in Petershagenfeld, West-Preußen, studierte in Leipzig, Königsberg, Heidelberg, Tübingen, Freiburg. Promovierte in Freiburg 1883 zum Dr. phil., war bis 1886 Dozent für romanische und germanische Philologie in Genf. Habilitationsschrift: Über die Auslautgesetze im Altfranzösischen. Von 1886 an Professor des Deutschen an der Staats-Universität Indiana bis 1904. Dozierte dann in Cornell- und in Northwestern-University. Wurde 1906 an die Staats-Universität von Illinois zu Urbana berufen, als Professor des Deutschen und Leiter der vereinigten modernsprachlichen Abteilungen. Er war eine der wenigen wirklichen Gelehrten-Naturen unter den Germanisten Amerikas. Um den wissenschaftlichen Geist zu fördern, gründete er 1896 das Journal of Germanic Philology, das 1903 zum Journal of English and Germanic Philology erweitert wurde. Einen großen Teil seiner Kraft widmete er von da an der mühsamen Redaktionsarbeit. Da seine Zeitschrift bis vor kurzem von keiner Korporation finanziell unterstützt wurde, hatte er für ihr Bestehen unter beträchtlichen Opfern für sich und seine Familie zu kämpfen. Die mannigfaltigen Aufgaben als Herausgeber, Administrator seiner Abteilung und Lehrer machten es ihm unmöglich, sein Wissen in größeren Werken zusammenzufassen. Aber die einzelnen Artikel, die er veröffentlichen konnte, waren immer wichtige Beiträge zur Erkenntnis sprachlicher Probleme. Als Lehrer verstand er es, wie selten einer, Schüler und jüngere Kollegen zur Selbständigkeit zu erziehen. Von dem weitschauenden Präsidenten der Universität nach Urbana berufen, sollte er das Studium der modernen Sprachen im Gegensatz zu dem bisher üblichen Gymnasialbetrieb auf eine akademische Basis stellen. Schon hatte er staunenswerte Erfolge erzielt, als ihn der Tod mitten aus der Arbeit hinwegriß. Die Universität verliert an ihm eine ihrer allerbesten Kräfte, die germanistische Wissenschaft überhaupt einen ihrer idealsten, tüchtigsten und edelsten Vertreter.

O. E. L.

Im Sommer 1908 erscheint das siebente Ergänzungsheft zum Euphorion: Neue Fischart-Studien von Adolf Hauffen, wo die Reihe der in den laufenden Heften erschienenen Studien fortgesetzt wird mit IX Catalogus catalogorum, X Bienenkorb, XI Bildergedichte, XII Brotkorb, XIII Beiträge zu den Quellen der Geschichtklitterung.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Oktober 1907, im Satz am 3. April 1908.

Register.[1])

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

* * * 148.
Abbt Thom. 469.
Abeken Bernh. Rud. 260.
Abeken Heinr. 471.
Abel Joh. Gthe. (Arzt) 431.
‚Abendzeitung' (Dresden 1805/6) 392. 399.
‚Ackermann aus Böhmen' 822.
‚Adam Bell etc.' (Ballade, Quelle f. Immermanns ‚Edwin') 671 f.
Aeschylus 636 (Agamemnon). 637 (Prometheus. Vgl. 640).
Ästhetik 198. 211. 357 ff. 453. — Ä. als Wissenschaft des Ausdrucks 618/24.
Agricola Chph. 433.
Agricola Rud. 140 f.
Ahasver (Ewiger Jude) 191. 449. 461. 617. 804/6 (Goethe).
Aichelburg Eugen Graf 444. 810 f.
Akademien 218 f.
Alberus Erasm. 144.
Alexis Will. (ps.), s. Häring W.
‚Allerley' (1776) 266.
‚Almanach der Schönheit' u. ‚Almanach f. ganz Westeuropa' (von Laube gepl.) 210.
‚Almanach und Taschenbuch der Grazien' (1803) 210.
Altenstein Karl Frh. v. 420.
Althusius Jhns. 196.
Alting Menso 427.
d'Alton 657.
Alvensleben Louis v. 205.
Alxinger Joh. Bapt. 209. 419.
Amman Kasp. 205.
Anakreon (übers. v. Catel) 292.
Andersen Hans Chn. 427.
‚Andre Städtchen, andre Mädchen' 447.
Andreae Val. 197.
Anelli 110.
Angelus Silesius, s. Scheffler J.
Anonymen-Lexikon, Deutsches, 194. 208. 219.
‚Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters' (von Merkel 1803) 67 f. 75/83.
Anzengruber Ldw. 206. 444. 458. 459. 462. 473.
Apfaltern Otto Frh. v. 474.
Apiarius [Biener] Math. 439.
‚Apollon'. Zeitschr. (Penig 1803) 75. 83. 391 f. 394.
Apollonius von Tyana 197.
Archenholz Joh. Wilh. v. 271. 272. 552.
Arigo 102. 693. 694. 695.
Ariost 645.
Aristophanes 194. 252 f. (Wielands Übers.).
‚Arlechino, Der lustig- und Moralische' 151.

[1]) Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, Vollständigkeit ausgeschlossen. Regenten unter den Ländernamen. Anfänge vollständig abgedruckter Gedichte unter ‚Lyrik'. Auerbach 464 (2) bedeutet: auf Seite 464 stehen zwei Aufsätze über Auerbach.

Arnd Carl 417.
Arnd Joh. 492. 503.
Arndt Ernst Mor. 195 200. 205. 341 (Motherby). 397. 436. 463. 468. 471. 507. — Fünf Lieder für deutsche Soldaten, kritisch hg. 320/38.
Arnim Achim v. 311. 396. 453 (‚Dolores'). 462. 465 (Napoleon). 563. 564. 565. 812. 819. — u. Eichendorff 312. 313 ff. 317. — (Griseldis-Romanze) 102. 116. 117. 119. 120[1]. 132. 134.
Arnim Bettina v., geb. Brentano (‚Bettina') 218. 454. 466. 476. 819.
Arnisaeus Henning 196.
Arnold J. G. Daniel 423 (Jugenddichtungen).
Arnswaldt Aug. v. 398.
Artaria Julie 467.
Artner Ther. v. 475.
Askania. Zschr. (Dessau 1820) 393.
Ast Frdr. 389.
‚Athenäum' (hg. von F. u. A. W. Schlegel) 394. 398. 399. 470.
Aubingen Frz. v. (ps.), s. Wannenmacher F. X.
Audebrand Philib. 475.
Auerbach Berth. 400. 464 (2). 466. 470. 471 geg E.
Auersperg Ant. A. Graf (ps. Anast. Grün) 187. 188. 209. 447 (2). 449. 450. 455. 457. 458. 459. 460. 461. 463 (2). 467. 468. 471. 473 (3). 474 (4).
Auerswald, Frau v., geb. Gräfin Dohna 342 (587 Gedicht an sie, von M. v. Schenkendorf).
Auerswald Alfr. v. 583. 584.
Aufklärung 214. 289 f. 813 f. (Kleist).
‚Auflosung ettlicher Fragen.' (1520. Vf.: J. Teuschlein) 202.
Autographen- u. Antiqu.-Kataloge 217 f.
Ayrenhoff Korn. v. 823.
Ayrer Jak. 796/803 passim.

B**** (1773) 416.
Baader Frz. v. 383. 394.
Baader Jos. v. 383.
Babel Joh. 137 f.
Bach Frdr. 458.
Bachmann Paul (Abt) 437.
Bader Joh. 144.
Baggesen Jens 218. 550.
Balhorn Joh. 205.
Balladentechnik d. A. v. Droste-Hülshoff 687. 724/63.
Baptista Mantuanus 205.
Bar Geo. Ldw. v. 28.
Barkhusen, Geheimrat, 382.
Barkley Henr. Elisab., s. v. Schenkendorf.
Barlandus Hadr. 136.
Basedow Joh. Bernh. 196 (Philanthropin).
Bastian Ado. 199.
Batsch Aug. Joh. Geo. Karl 438. Vgl. 793.
Baudissin Wolf Graf 688.
Bauer Ludw. 768 f.
Bauernfeld Edu. v. 180. 209. 218. 458. 459. 462.
Baumbach Rud. 440. 451. 460. 464. 470 (Zlatorog). 474.
Baumgarten Alex. 623.
Bayer Karl v. (ps. Rob. Byr) 215.
Bayern: Ludwig I., Kg. 458. — Max II., Kg. 418.
Beatus Rhenanus 200. 433.
Bechstein Ldw. 219 (Denkm.).
Bechtolsheim Julie v. 465.
Beck Heinr. 207.
Beckenstein Jhns. v. 201.
Becker Nik. 448. 452.
Becker Zachar. 375.
Beer Mich. 722.
Beethoven Ldw. van 205. 456. 476.
Beheim Lor. 418.
Beireis Gtfr. Chph. 431. 711/3 (Müller v. Itzehoe über B.).
Bellator, s. Krieger J.
Bendavid Lazar. 465.
Benedix Roder. 401.
Benfey-Schuppe Anna 215.
Beninga Eggerik 435.
Bennigsen Rud. v. 456.
Benzel-Sternau Karl Graf v. 198 f.
‚Beobachter, Der Deutsche' (Hamburg 1813/9) 425.
Berdrow Otto (ps. Leop. Guthart) 215.
Berg Joach. vom 427.
Berg Luise v. (nachmals Gräfin v. Voß) 554.
Berger Ernst Hugo 217.
Berger Joh. Nep. 458 (‚Erinnerungen').
Berlichingen Götz v. 420.
Berliner Literaturfehde (1803) 67/83.
Berliner Puppenspiele 419.

Berliner Veredlungsbund 379 f.
Bern Jak. 435.
Bernard Esther 542.
Bernard J. C. 389.
Bernau Frdr. 446.
Berner Felix 413.
Bernhard von Clairvaux 491 f.
Bernhardi Aug. Ferd. 75. 78. 552. 688.
Bernhardi Sophie 75. 688.
Bernstein Aron 403 f.
Bernstorff 366.
Bernstorff Auguste Gräfin, s. Stolberg A. Gfin.
Besold Chph. 196.
Besseldt Karl 417.
Bettine, s. Arnim B. v.
Beulwitz Karol. v., s. Wolzogen.
Bewer Max 449.
Beyer Hartm. (Andr. Epitimus?) 205.
Beyschlag Willib. 451.
Beza Theod. 427.
Bibliographie 184 (böhm. Geschichte). — B. des Euphorion, s. Zeitschriften.
Bibliographisches Repertorium (1. Bd.) 383/99.
Bibliotheken u. Bibliothekswesen 205/7. 208. 219. 418. 421. 426. 427. 436.
Bickell Gust. 212.
Bidpai 508[1].
Biedenfeld Ferd. Frh. v. 194. 210.
Biedermann Traug. Andr. Frh. v. 567 f.
Biedermann Woldem. Frh. v. 215.
Bielfeld, Baron v. 539. 550.
Biester Joh. Erich 39[1].
Biographisches Jahrbuch 215 f.
Biographische Lexika u. ä. 422. 430 (Mecklenburger in Danzig). 439. 442 (Vorarlberg u. Liechtenstein). Vgl. 445.
Birk Alfr. 446.
Bismarck Otto Fürst 213.
Bitzius Alb. (ps. Jer. Gotthelf) 200.
‚Blätter, Teutsche' (Freiburg 1814) 422.
Blank Ulr. (Abt) 439.
Blessig 423.
Blumauer Alois 209. 475.
Bluntschli Joh Kasp. 418.
Boas Edu. 466 (u. Varnhagen).
Bobertag Felix 478.
Boccaccio G. 689. 695. — Griseldis 102. 110. 112 ff. 115. 116. 117. 119. 123. 125. 131 f. 134.
Bode Joh. Elert 374.
Bodenstedt Frdr. 472.
Bodmer Joh. Jak. 26. 27 f. 29. 33 f. 239 ff. 241 f. 249. 266[2]. 477. — u. Wieland 23. 33 f. 36. 37. 227. 232 Anm. 234. 239/41.
Böcklin v. Böcklinsau 443.
Böhlau Chph. Dietr. v. 437.
Böhme Jak. 198. 200.
Böhmer Joh. Frdr. 410. 441.
Böhmerwald 445.
Bölsche Wilh. 198.
Börne Ldw. 208 f. 380. 448. 450 (2). 467 (2). 672/6.
Böttiger Karl Aug. 70. 197 (Körner). 362. — Brief von Schütz 156.
Bohn Karl Ernst 263 f. 265. 267.
Boie Ernestine, s. Voß.
Boie Frdr. Chn. 468.
Boie Heinr. Chn. 266. 461. 464. — Briefe: von B., an Göckingk 261 f. Vgl. 260. — an Boie, v. verschiedenen 213.
Boie J. Friedr. 263.
Boisserée Sulpiz 385[1]. 563. 662.
Bokelmann 634.
Bolzano Bernh. 445.
Bonaparte, s. Napoleon.
Bonaparte Jos. 718 f.
Bonaventura = J. v. Schelling 75.
Bonaventura, s. Nachtwachen.
Bondeli Julie v. 241 f.
Boner Charles 474.
Boreck Mart. 432.
Born Ign. v. 209.
Borowski Ldw. Ernst 433. — Brief von M. v. Schenkendorf 579/82. Vgl. 340. 583.
Bostel Lucas v. 153.
Bostel Nic. v. 151. 153.
Boulainvilliers 626.
Boyneburg Geo. Eberh. v. 424.
Boysen F. E. 626.
Brahms Jhns. 457.
Braks Stammbuch 207.
Brant Seb. 203 (2). 205.
Braubach Peter 205.
Braun Hartm. 203.
Braun Jer. 417.
Braunfels Ldw. 407.
Braunfels Otto v. 143. 144.
Braunschweig: Heinrich Julius Hzg. v. 796/802 passim. — Leopold, Prinz 571. 576 f.

Breidenbach Emilie v. 215.
Bremer Beiträge 31.
Bremer Frdrke. 775.
Brentano Bettina, s. Arnim B. v.
Brentano Clem. 21[3]. 203. 208. 306. 396. 466. 562 f. (über Burgsdorff). 565. 819. — u. Eichendorff 311. 312. 313/8. — Werke (Schüddekopf) 823. — Godwi 657. — Romanzen vom Rosenkranz 314/6. 317 geg. E. 318.
Brentano-Mereau Sophie 450. 466.
Brenz Joh. 216.
Bretschneider Heinr. Gtfr. 206.
Brettschneider, s. Placotomus.
‚Brief aus den Elisäischen Gefilden von Keith . .' (1762), von Trescho 416.
Briest, Frau v. 369.
Brinkmann K. G. v. 366 f. Anm. (647 Charakteristik B.s durch Humboldt). 380. 549. 550. 552. 617. 650. — u. Burgsdorff 534. 541. 544.
Brion, s. Friederike.
Brockes Barth. Heinr. 153.
Brockes Ludw. v. 816 f.
Brockhaus F. A. 210. 393.
Brownesche Truppe 801. 803.
Brühl Mor. Graf 204. 515.
Brun Peter de 801.
Brunner Ulr. 203.
Brunwart von Auchen 100.
Buch Leop. v. 548.
Buchdruck 442.
Buchholz Frdr. 291.
Buddeus 415.
Bücherdiebe 217.
Büchner Andr. Elias 424.
Bühne, s. Theater.
Bülow Hans v. 463.
Bülow Ulr. v. 216.
Bünau Heinr. v. 437.
Bürde Sam. Gtli. 267.
Bürger Gtfr. Aug. 54. 153. 192. 218. 264 Anm. 268. 450. 453. 469 506. — Werke (Walter) 189. — Gedichte 207. 724 (725. 747 Balladen).
Bürger-Ztg. (Memel) 417.
Buerler Veit 140.
Bürmann Joh. Heinr. 429.
Büsching Joh. Gust. 195. 396.
Buff Chlotte, s. Kestner.
Bugenhagen Joh. 201. 429.
Bullinger Heinr. 439.
Bulthaupt Heinr. 185. 204. 432. 473.
Buol, Baron: u. H. v. Kleist 791 f.
Burchard 102.
Burckhardt Jak. 219.
Burgklehner Matth. 440.
Burgsdorff Friederike v., geb. Senfft v. Pilsach (zweite Gattin Wilh. v. B.s) 561 f.
Burgsdorff Wilh. v. 533/65. — Literatur über B. 563/5. — Tiecks Urteil über B., geprüft 556/9. — Brentano ü. B. 562 f. — Finckenstein ü. B. 559. — Körner u. Schiller ü. B. 560. Vgl. 546. — Varnhagen ü. B. 533 f. 537. 560 f. — Tagebuch aus England 551 f. — Drama 536 f. 540.
Burmann Gtlo. Wilh. 153.
Burmeister L. P. A. Th., s. Lyser J. P.
Bury F. 555.
Busche Herm v. d. 205.
Bussenius, Dr. 445.
Butz Casp. 450.
Butzer Mart. 426.
Byr Rob. (ps.), s. Bayer K. v.
Byron, Lord 189 (452 in Dtschld.). 459.

C = Catel (‚Voss. Ztg.') 298.
Cagliostro 39 f.[1]
Calderon 450. 668 (‚Leben ein Traum').
Calé Walt. 462.
Calvin Joh. 201.
Camerarius Joach. 201 (2). 427.
Cammin Frdr. 432.
Campe Jul. 208 f.
Camphausen Ludolf 456.
Cantz Jfr. Gtli. 197.
Cardauns H. 451.
Carlowitz 319.
Carneri Barth. R. v. 473.
Caroline, s. Schelling C.
Carpzov Frdr. (Joh.?) Bened. 612. 613.
Carus C. G. 471.
Castelli Ign. F. 474. 475.
Catel Maria Justine Julia, geb. Formey 295 f.
Catel Sam. Heinr. 287/308 (Leben u. liter. Wirken).
Cavallo Vinc. Magno 211.
Celander 151 f. (‚Ein Herz, das sich mit Sorgen quält').
Cerberus Angelus (ps) = A. v. Kotzebue 67 ff.

Cervantes 782. 813.
Chamisso Adalb. v. 194. 209. 218. 432. 477. 688 (Peter Schlemihl).
Chardin 510. 515. 516.
Chaucer G. 134.
Cheráskow M. M. 614[1] (Rossiade).
Chezy Helm. v. 465.
Chifflard 349.
Chodowiecki, Familie, 442.
Chopin F. 469.
Christoph 427.
Chyträus Nath. 492[2].
Cicero 254/6 (Wielands Übers.).
Clauder 148.
Claudius Matth. 153. 200. 265. 468. 507. 804 f.
Clouth Jos. 464.
Cnustinus Henr. 626[1].
Cochem Mart. v.: Griseldis 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 120. 123. 132.
Cochlaeus J. 141.
Cohn A. M., s. Meyer Cohn.
Cohn Alb. 185.
Coleridge Sam. Taylor 193.
Collin, Kaufmann in Königsberg 346 f. (Brief von v. Schenkendorf).
Comenius Amos 194.
Conrad von Altstatten 101.
Conrad Mich. Geo. 463.
Conradi Herm. 469.
Conradin von Schwaben 100.
Consentius R. Otto 467.
Contessa Karl Wilh. Salice 408.
Contzen Adam 196.
Conz Karl Phil. 210.
Cornelius Peter 200.
Cotta J. G. 718. 719[3]. 720. 723. 765.
‚Courrier des États-Unis' (New-York) 718/24 (Scalsfield).
Crailsheim, Frh. v. 147. 151.
Cramer Frdr. 159 f.
Crato von Craftheim Joh. 427.
Cremeri Ben. Dom. Ant. 209.
Cresse Thom. 440.
Creutznacher Ewald 442.
Cronegk 815.
Crotus Rubianus 141.
Crüger Joh. 489.
Crusius Siegfr. Leber. 213.
Curtabatt Rud. 419.

Dąbrowski Joh. Heinr. 436.
Dach Simon 495.
Dämonische, Das, 49 f.
Daepel B. 425.
Dalberg Karl v. 373. 374. 375. 377 f. 381 f. 562. 643. 647 f.
Dalberg Wolfg. Herib. v. 471.
Damitz Henr. Luise und Ernst Wilh. Chn. v. 221.
Dangkrotzheim Konr. 423.
Dauhauser Jos. 458.
Dante 186 (Göttl. Kom.).
Danzig 442 (liter. Gesellschaften, 18. Jh.).
Daub und Creuzers ‚Studien' 387.
David Jak. Jul. 181. 429. 464.
Dawison Bogum. 204.
Deetz (Oberbürgermeister von Königsberg) 342[1]. 578.
Defoe D. 193 (Robinson-Übers.).
Delbrück Ferd. 338.
Delbrück Rud. v. 216.
Demantius Chyhor. 446.
Denifle Heinr. Suso 200. 212.
Denis Mich. (Sined der Barde) 208 (‚Blumenstrauß' 1774). 209.
Derfflinger, Der alte 447.
Deschmann Karl 474.
Dessauer, Der alte 417.
Detmold 428.
Deutsche Literatur 101/34 (Griseldis in der d. L. d. 19. Jhs.). 722 f.
Deutsche Sprache 256/9 (Hamann, Herder u. Lenz darüber).
‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung' (1806) 459.
Deyn Geo. Heinr. v. 208.
Dialekt usw., s. Mundarten.
Dialogliteratur der Reformationszeit 135/45. 461.
Dialogus, Ex obscurorum virorum salibus cribratus, 137. 141.
Diderot Den. 193.
Diefenbach Lor. 467.
Dieffenbach, Dr., 341.
Diepenbrock Melch. v. 448.
Dies irae 418 (parod.).
Dieterich Joh. Chrn. (Verleger) 208. 214 (2). 261. 264.
Dietrich Konr. 202.
Dietrich Veit (Vitus) 202.
Dingelstedt Frz. 204. 405. 476.
Dinnendahl Frz. 424.
Dippold H. K. 395. 399.
Diringshofen Bernh. Alex. v. (General) 567 77 (H. v. Kleist, ‚Mutwille des Himmels').

Doebbelin Th. 465.
Dörpfeld Frdr. Wilh. 198.
Dohm Chn. Wilh. v. 41. 440.
Dohna-Schlobitten Wilh. Burggf. zu 541.
Dohna-Schlodien Carl Graf 583.
Dominikus Jak. 373.
‚Donau' (Wien) 785.
Dorow Wilh. 342. 344. 579. 580. 583.
Dräxler-Manfred C. F. 472.
Drama 193. 195. 438 (Schuldramen v. Sailer). 453. 460. 461. 462. 463. 465. 467. 475. — S. auch Voltaire.
D., Das deutsche, der Gegenwart 179/81. — Grillparzer u. d. neuere D. (Lessing) 160/79. — Georgsspiel 422. — Dramatische Bearbeitungen der ‚Griseldis' (Tiroler Volksdrama; Puppensp. v. Möbius; Drama v. Winterling; Dram. Ged. v. Halm) 101/30. Lustspiel, D. deutsche 453. — Melodrama 457. — Puppenspiele 419. — Geistl. Schauspiel (Elsaß) 440. — Schicksals-D. 407. 449. 460. — Stegreifkomödie 453. — Inszenierung, s. Theater. — S. auch Tiroler Volksdrama.
Dreher Joh. Ferd. 197.
Dreikönig-Spiel 432 (Falkendorf).
Dresden, s. Abendzeitung 399.
Droste-Hülshoff Annette Freiin 398. 453. — Busse, A. v. D. H. 676/86. — Aus Briefen: von Schlüter 682 f.; von u. an Schücking 684. 685. — Balladentechnik 687. 724/63. — Werke (Arens) 686 f. — Geistliches Jahr 678/80.
Duboc K. Julius 215.
Dudith Andr. 427.
Dülberg Frz. 447.
Dürer Albr. 203 (2).
Dungersheim Hier. 201.
Durig Jos. 441.
Duttenhofer Geo. Jak. 25. 26[2].

Ebeling Joh. 489.
Eber Paul 205.
Eberhard A. G. 389.
Ebner-Eschenbach Marie v. 469.
Eckenberger Geo. 433.
Eckermann Joh. Pet. 450.
Eckhel Jos. Hilar. v. 209.
Eckstein Ernst 460. 463. 473.
Egger Jos. 441.
Egger v. Möllwald Alois 216. 427.
Eggers Frdr. 454.
Egranus Jhns. Sylv. (Joh. Wildenauer) 446.
Ehe als Problem 59 f. 63 f.
Ehlen Ottilie 446 (2). 472.
Ehrharth Jodoc. 626[1].
Eichendorff Herm. v. 313 f.
Eichendorff Jos. v. 209 (‚Sonst'). 219 f. (E.-Denkmal). 310/20 (Verhältnis zu Loeben, Brentano usw.). 445. 500. 658. — u. Gfin Julie Zichy 320. — Werke (krit. Ausgabe gepl.) 478. — Ahnung u. Gegenwart 320. — Das Marmorbild 315 f. — Die Zauberei im Herbste 314/6. 318.
Eichendorff Luise Freiin v. 445. 472.
Eichendorff Wilh. v. 311 f. 315. 316. 317. 319. 320.
Eichler A. Chr. 792.
Einsiedel Detlev Gf. v. 541.
Eisenbart, Doktor, 207 (E.-Lied. Vgl. 432). 426.
Eisendecher Karl und Luise 207.
Eissen Geo. Jak. 424.
Eitner Rob. 205.
Ekhof Conr. 197. 263[1].
Elbe 469.
Ellinger Ado. 417.
Elsaß 440.
Emmius Ubbo 435.
Empfindsamkeit 461.
Endres Veit 433.
Engel Joh. Jak. 79. 301. 373. 430 (Briefe).
Engel Mor. Erdm. 435 f. (2).
Engelgrave Henricus 107.
Engelsberg E. S. (ps.), s. Schön Ed.
Englische Komödianten 795/803 passim.
Ent Mich. 124/30 (u. Halms Griseldis).
‚Entehrung Mariä durch die Juden' (v. Murner) 422.
Epikur 35.
Epistolae obscurorum virorum 424.
Epitimus Andr. = Hartm. Beyer? 205.
Erasmus von Rotterdam 135 f. (140 Colloquia). 141. 143 (Spongia). 201.
Erhard Joh. 201.
Erholungen. Thür. Unterhaltungsblatt. (Erfurt 1812/9) 393.

‚Erholungen junger Alsatier' (Hs.; 1800) 423.
Erichson Joh. 389.
Erman Joh. Pet. 297 f.
Ernst Otto (ps.), s. Schmidt O. E.
Erthal Frz. Ldw. v., Fürstbischof, 215.
Erzähler, Der (Memel 1828) 417.
‚Es grüne die Tanne' (Harzspruch) 421.
Eschenburg Joh. Joach. 244. 246 (247 Shakespeare-Übers.).
Eßwein Herm. 447.
Estnische Literatur 211 (Schiller).
Ettinger Karl Wilh. (Verleger) 214.
Euripides 253 (Wielands Übers.).
Europa (hg. v. F. Schlegel) 394.
Ewald Joh. Ludw. 579 f. (M. v. Schenkendorf über ihn). 580 (u. Jung-Stilling).
Ewiger Jude, s. Ahasver.
‚Expectorationen, ein Kunstwerk' (v. Kotzebue. 1803) 67.
Eyth Max v. 446.

Faber Joh. Gtli. 23/37 passim. — Gab heraus: Schwäbische Gedichte 24/26. 31. 32. 33; Gedichte u. Abhandlungen usw. (1753[2]; 1755) 29/37.
Fahlmer Jhna. 52. 59.
Falk Joh. Dan. 79. 82. 394. 467. 668 (Gräber zu Kom).
Fallmerayer Jak. Phil. 418.
Faust 187 (Geburtsort). 467 (Heidelberg).
Faustſtück, Katholisches, Faustkomödienballade u. Zillerthaler Doktor-Faustus-Spiel 208.
Fechner G. Th. 623.
Feind Barth. 425. 426.
Felbiger Joh. Ign. v. 197.
Fellenberg Phil. Eman. v.: sein Institut in Hofwil Vorbild f. Goethes ‚Pädagog. Provinz' 274 87. 521/33. — Briefe an: Goethe 276[3]. 277[7]. 283; Karl August 275.
Fellenberg Wilh. v. 277.
Fercher v. Steinwand, s. Kleinfercher.
Fesl Mich. Jos. 445.
Feuchtersleben Ernst Frhr. v. 198. 447. 459. 463. 465. 473. 474. 475.
Feuerbach Ldw. 455.
Feustking Joh. Heinr. 490.
Feyerabend Sigm. 210.
Fichte J. G. 74. 199 (2). 218. 222. 452. 523. 555. 580.
Ficker Jul. 441.
Fiedler Joh. 110. 131.
Finckenstein Henr. 556. 563.
Finckenstein Karl Graf 535. 541. 543[1]. 545. 547 am E. 559 (über Burgsdorff. Vgl. 560). 651. — Brief an Rahel 559.
‚Finkenritter' 219.
Fircks K. Frh. v. 449.
Fischart Jhns. 187 (Rhythmik). 824 (F.-Studien).
Fischer Gtlo. Nath. 267.
Fischer Kuno 19. 436. 478.
Fleck (nachm. Schröck) Sophie Luise 346.
Flemming Paul 219. 506. 595.
Flir Alois 448.
Flögel K. F. 159.
Florian 782. — Fabeln, übs. v. Catel 292. 293 f. 308.
Förster Aug. 447.
Förster Ernst 458.
Förster Frdr. 390. 462.
Follen Karl 616 f. Vgl. 793 (Berichtig.).
Fontane Theod. 448. 455. 457. 460. 462. 466.
Formey J. H. S. und Maria Justine Julia 295 f.
Forster Geo. 41 (47[2] u. F. Jacobi). 192. 371. 378.
Forster Joh. Rho. 436.
Forster Ther. 379. 380 f.
Fouqué Frdr. de la Motte 390. 407. 812. 819.
Franck Seb. (Felix Frei) 201 f. 218.
Frank Kathi 467. 474.
Frankenberg Ludw. Frh. v. 186.
Frankfurter gelehrte Anzeigen 45. 46 f.
Franz Agn. 447.
Französische Literatur 411 ff. — Siehe Voltaire.
Französische Schauspieler 427.
Französische Zeitschriften 476 f.
Franzos Karl Emil 450.
Fraungruber Hans 187.
Frecht Mart. 202.
Frei Felix = S. Franck 202.
Freiburg 422.
Freiligrath Ferd. 218. 457 (Hoffmann v. F.). 461. 464.
‚Freimütige, Der' (hg. v. Kotzebue) 67/74.
Fremdwörter 189.

Frenssen Gust. 189. 213. 453. 454.
Frerckſen Paul 438.
Freudenfeld Burkh. 319. 393.
Frey Jak. 206.
Freytag Gust. 206. 219. 402. 434. 447. 456. 464.
Friderici Joh. Chph. 264.
Friederici 269.
Friederike Brion 187. 450. 461.
Friedländer Dav. 217.
Friedrich Theod. Heinr.: ‚Vetter Kukuk' 302.
Friedrich C. D. 819.
Friedrich Christian, ſ. Schleswig-Holstein-S.-A.
Fries J. Fr. 198. 199.
Friesland 461.
Fritsch Const. Thekla Gräfin v. 445.
Fuchs Valent. 425.
Führich Jos. 458.
Fuhr Lina 475.

G. 148.
Gabriel Joh. (‚Der Koa'sahansl') 445.
Gäßler Jhns. 438.
Gagnier 628. 630.
Galensis Jhns. 626[1].
Gall, Frh. v. 218.
Gallitzin Amalie Fürstin v. 160. 197 (Goethe).
Gallmeyer Josephine 472.
Garrick Dav. 465.
Garve Chn. 39. 380.
Gasser Hans 427 f.
Gaßner Joh. Jos. 39[1].
Gauß J. Karl Frdr. 199. 421.
‚Gedichte, Schwäbische' (1751) 24/26. 31. 32. 33.
Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart' (Tübingen 1753;[2] Frankf. u. Leipz. 1755) 29/37.
Gedike Frdr. 39[1]. 216. 535 f. (über Burgsdorff).
Geflügelte Worte (Büchmann) 192.
Geibel Eman. 192. 218. 407. 477. 501. 670.
Geiler v. Kaisersberg Joh. 217.
Gellert Chn. Fürchteg. 26. 32. 153. 507. 678. 815.
Gemmingen Eberh. Frdr. v. 23/35 passim. — Poetische Blicke in das Landleben 27 f. — Briefe usw. (1753) 23. 28 f. 30. 31 f. — Vgl. ‚Lieder, Oden u. Erzählungen'.
Gemmingen Otto Heinr. Frh. v. 209. 345.
Genelli 555.
Gengenbach Pamphilus 422. 802.
Genovefalied 452.
Gentz Frdr. v. 374. 380. 434 (G.-Bibliogr.; u. Stadion). 456. 459. 542. 647.
Geographus Laurentinus, ſ. Sappuhn G. H.
George Stef. 449.
Georgssage, G.-Spiel 422.
Gerber Joh. 428.
Gerhardt Andr. Chn. 492[5].
Gerhardt Paul: als Lyriker 489/507.
Gerhardt Paul Frdr. 490.
Gerok Karl 505. 506. 507.
Gerstenberg Heinr. Wilh. v. 245 f.
Gervinus G. G. 595.
Gesellschaft der Bibliophilen 219. — Für deutsche Literatur in Berlin 218. — Deutsche Bibliographische 383. — Gutenberg-G. 477. — Helvetische 213 a. E. — Literarische, in Pirna (gegr. 1798) 437. — Für Theatergeschichte 822 f.
Gesellschaften, Literarische, in Danzig (18. Jh.) 442.
Gesprech, Ein Kurtzes und Lustiges, der Papisten, wie sie die Evangelischen vertreiben wollen . . (1665) 428.
Geßner (Buchhändler) 247.
Geßner Sal. 240. 241. 413.
Ghettogeschichten 399/404 (Kompert).
‚Gigantomachia' 81.
Gildemeister C. H. 613.
Gilm Herm. v. 187 (Pichler). 441. 468.
Giseke Rob. 467.
Glaser Rud. 445.
Gleditsch Joh. Ldw., Buchhändler in Leipzig 611/3.
Gleich Frdr. 393.
Gleim Joh. Wilh. Ludw. 38. 40[1]. 153. 209. 238. 240. 267. 268. 269. 293. 493. 642. 788. 789. — Briefe: an Göckingk 269 f. Vgl. 261; von Nicolai 39/41; von Ludw. u. Luise Nicolovius 789 f. — u. F. H. Jacobi, ſ. d. — und F. v. Kleist 188. — u. Schlosser 789. — u. Uz 238. — u. Wieland 247.
Glinka, Calkulator, 348 (Brief von v. Schenkendorf).

Glocken 428.
‚Glücklich ist, wer vergißt' 151 f.
Godin Amélie 215.
Göckingk Amalie, geb. Vopel 267.
Göckingk Ferdinande, geb. Vopel 265.
Göckingk L. F. G. v. 209. 378. — Briefe an G. von: Boie 261 f.; Gleim 269 f.; Gotter 262 f.; Jacobi 268 f.; Voß 263/8.
Goedeke Karl 409. — Grundriß: Ergänzungen 141. 208. 210. 616.
Görres Jos. J. v. 133 am E. 205. 311. 312. 313. 317. 356. 390. 393. 394. 396. 563. 564.
Goethe, Familie, 434. 435.
Goethe Aug. v. 376. 528. 637.
Goethe Christiane v. Vgl. 637.
Goethe Cornelia, s. Schlosser.
Goethe Joh. Wolfg. v. 81 f. 173. 195. 197. 200 (6). 207. 218. 293 a. E. 345. 358. 359. 391. 413. 457. 460 (?). 470. 476. 493. 506. 541 am E. 562. 580. 620. 637/41. 666. 673. 682. 815. 820.
Geburtstag 472 (‚1831'). — Der junge G. 192. 477. — Ehe 475. — im J. 1806: 186 (3). 476. — Krankheiten 456. — Tod 469. 477.
Denkmäler 186 (459 Franzensbad). 220 (Wetzlar. Aufruf). — Bilder zu G.s Leben u. Werken 808 f.
Biographien u. ä. 193. 211 (Abeken). 453. — Literatur 449. 451 (2).
G.-Museum in Frankfurt 688.
Chronik d. Wiener G.-Ver. 186. — Stunden mit G. 186.

Persönliche u. literarische Beziehungen. Verkehr. Gespräche. Briefe. Einfluß. Urteile:

Briefe 192. — Nachfolge G.s 810 f. Abeken 211. — Abel J. G. 431. — Beethoven 456. — Beireis 711. — Bettine 466. — Boisserée S. 385[1]. — Bürger 54. — Burgsdorff W. v. 546 f. — Dalberg K. v. 375. — v. Deyn 208. — Eckermann 450. 640. — Eichstädt 717. — Fahlmer 52. — Fellenberg 276 f. 283. — Friederike Brion 187. 450. — Fritsch C. Th. v. 445. — Gallitzin A. v. 197. — ‚Hagen, der tolle' 446. — Hasenclever 419. — Hasenkamp 807. — Herder 361. 362. 363. 364. 626. 627. — Herzlieb Minna

Goethe:
63. 65. — Humboldt, Gebrüder, 564. — Humboldt Al. v. 638. — Humboldt Kar. v. 375 f. 636. 639/41. — Humboldt W. v. 375. 635. 636. 637/41. Vgl. 651. — Huß K. 473. — Jacobi F. H. 50. 51. 53. 66. Vgl. 59. 375. — Kant 462. — Karl August v. Weimar 651. — Karschin 53[1]. — Kotzebue 67/74 (‚Ästhetische Prügelei' usw.) — Lavater 51. 53[1]. — Lili Schönemann 52/56. 66. 187. 213. — Lippe 275. 276 f. — Lotte Buff 61 f. — Luden 806. — Merck 51. — Merkel (‚Ansichten') 67. 75. 77. 82. — Müller, Kanzler 807. — Nicolai 39. — Nicolovius 788. — Preller F. 186. — Rahel vgl. 541. 542. — Rehbein W. 275. 276. — Rembrandt 461. — Sallust 354 f. — Schenkendorf M. v. 338. — Schiller 637. 639. Vgl. 609. 641. — Schönemann, s. Lili. — Schubarth K. E. 213. — Soret F. 186. 451. — Staff H. v. 467. — Stein Chlotte v. 54. 186. 477. — die Stolbergs 51. — Stolberg A. 49[2]. 51. 52/54 pass. 55 f. — Tegnér 186. — Thoranc, Graf 688. — seine Verleger 214. — Wagner R. 186. — Weber B. A. 515 f.
Urteile G.s über: Bibel u. Religion 200. — Schelling 456. — seine Dichtungen 806/8. — Prokop vgl. 823. — Schiller 200. 638. Vgl. 642. — Wielands Shakespeare-Übers. 246 f.
Über G. von: Gleim vgl. 38. — Heine 463. — Humboldt Kar. v. 375 f. 546 f. — Humboldt W. v. 637 ff. 638. 642. — Voß J. H. 213.
Düsseldorf (1792) 431. — Frankfurter Theater 204. — Franzensbad 475. — Freiwaldau 434. 435. — Malcesine 462. — Österreich 456. — Palermo (1787) 215. — Rom 192. 449. — Teplitz 445. — Wetzlar 220. — Zürichsee 475.
Weltanschauung 213. — Philosophie 471. — Religion 456. — Idee des Göttlichen 448. 452. — Ethik 451. — Altes Testament 468. — Koranstudien 626 f. 631.
Geologie 186. — Tonkunst 460. — Presse 467. — Duell 208. — Humor 471. — Handschriftendeutung 186. —

Goethe:

Werke.[1])

447 (Kindergestalten).
(Jub.-Ausg.) 453. 461. 462. — (Heinemann) 461. 462. — Hellinghaus) 809 f. — (Weimar. A.) 471.

Lyrik.

153 (Komp.). 187. 502. 503. 505. 557.
Amadis, Der neue 638. — Balladen 725. 747. — West-östl. Divan 188 (Noten). 247. — Eintrag ins Fremdenbuch der Basler Bibl. 418. — Eintrag in Braks Stammbuch ‚Will der Knabe' 207. — Elegien 343. — Feiger Gedanken 354 f. (aus Sallust?). — Frühzeitiger Frühling 376. — Wandelnde Glocke 774. — Hochzeitslied 189. — Ich hab meine Sach auf nichts gestellt 793. — Invectiven vgl. 652. — Rastlose Liebe 376. — Lilielieder 54/56. — Mahomet (Fragm.) 625/32. — Mondlied 738. — Mut 376. — Pausias, Der neue und sein Blumenmädchen 638. — Wonne der Wehmut 376. — Xenien, s. Schiller.

Epos.

Ewiger Jude 191. 804/6. — Hermann und Dorothea 220. 476. 547. 638. 639 f. 643. 645. — Hero und Leander (gepl.) 639. — Die Jagd (‚Löwen- und Tigergeschichte' gepl.) 639 f.

Drama.

304.
Die Aufgeregten 189. — Befreiung des Prometheus (gepl.) 639. 640 f. — Clavigo 60. 376. — Egmont 49 f. 313. 376. 463.
Faust 9. 160 f. 186 (3). 200. 448 (span.). 452 (3). 453. 455. 462. 467. 469 (2). 471 (Aufführung). 808. — Mephistopheles 448. 454. 463. 469.
Faust I. Teil 192 (Nostradamus). 193 (‚Weinzauber'). 199. 218. 376. 464 (Erdgeist). 467 (Vorspiel). Vgl. 499.
Faust II. Teil 213. 452.
Feradeddin und Kolaila (Opernentwurf) 507 17. — Götz v. Berlichingen 46. 60 (Weislingen vgl. 467). 192. 220. 628. 638. — Iphigenie 49[1]. 305. 306. — Lila 354 f. (‚Feiger Gedanken'. Parallelstelle aus Sallust. Vgl. 687 am Schl.). — Mahomet (Voltaire) 165. 176. 305. (481). 485 f. 631. — Satyros 451. 461. 476. — Stella 47/66 (D. Problem in d. ‚St.'). 407. 451. — Tancred (Voltaire) 481. 486. — Tasso 166. 305. 376. 444. 450. 451. — Was wir bringen 73.

Prosa.

Dichtung und Wahrheit 52. 66. 188 (Mariage-Spiel). 192. 213 (Horoskop). 246. 631. — Hausball (G.s Anteil) 696/711. — Kunsthistorische Schriften 441. — Über Laokoon 192. — Märchen 467. — Novelle 639 f. — Rede zum Shakespeare-Tag 48. — Rezensionen 627. — Tagebuch der italien. Reise 809. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 638. — Wahlverwandtschaften 62/65 (‚Stella' u. die ‚W.'). 65. 161. 455. — Werther 49[1]. 50. 54. 56. 58. 60/62 (‚Stella' u. ‚W.'). 63. 188. 192. 220. 376. 407. 412. 468. 471 (Volksb.). 697[3]. 807. Vgl. 462. — Wilhelm Meister 21[3]. 638. 662. 663. 664 f. 667. 807. 808. Vgl. 554; Musik 205; Pädagog. Provinz in d. ‚Wanderjahren' 195. 274/87. 517/33; Einfluß auf D. Schlegels ‚Florentin' 652. 653. 654 f. 656. 657. 658.
Frankf. gel. Anzeigen 42. 45. 46 f.
Stil 698/710.
Goethe-Philologie 6.
Göttinger Bund 448.
Göttinger Musenalmanach 210. 260. 262. 263 f. 265.
Goeze Joh. Melch. 788.
Goldbeck Heinr. Jul. v. 465.
Goldhagen Eust. Mor. 261[5].
Goldmann G. A. F. 319. 393.
Goltz Bogumil 467.
Gotha 425.
Gotter Frdr. Wilh. 207. — Brief an Göckingk 262 f. Vgl. 260.
Gottfried von Straßburg 359.
Gotthelf Jer., s. Bitzius.

[1]) Die S. 696/710 zitierten werden nicht einzeln gebucht.

Gottschalk Henriette, geb. Hay 340. 347.
Gottsched Joh. Chph. 28. 29. 31. 41. 149. 231. 237. 532. — Kleine G.-Halle 185 f.
Grabbe Chn. Dietr. 192. 208. 209. 218. 248. 453. 461. 463. 465.
Gräfe 148 f.
Gräter Frdr. Dav. 254. 255.
Graetz Heinr. 403.
Grapengießer Karl Joh. 542. 550.
Grazie Marie Eugenie delle 181. 455.
Gregoriusfest in Eisenberg 196.
Greif Mart. 474.
Greiner Leo 447.
Greiser Dan. 443.
Grenzbeziehung 426.
Gries Joh. Died. 394.
Grillparzer Frz. 194. 199. 218. 409. 449. 455 (2). 458 (2). 465. 469. 473 (2). 723. — u. Hegel 171/3. 174. 177. — G. u. d. neuere Drama (Lessing) 160/79.
Werke (Franz) 189; (krit. Ausg.) 688. — Ahnfrau 161. (165). 194. 460. 669. — Blanka v. Kastilien 194. — Bruderzwist in Habsburg 176. — E. treuer Diener s. Herrn 170 f. — Esther 174. — D. Jüdin von Toledo 176 f. — Libussa 174/6. 456. — König Ottokars Glück und Ende 168/70. — Sappho 161/6. 168. (169). 170. 171. 176. — D. Traum ein Leben 405. 668 f. — Goldenes Vließ 166/8. 169. 173. Vgl. 454 — Weh dem der lügt! 173 f. — D. Meeres und d. Liebe Wellen (169). 171.
Grimm, Brüder 209. 211 f. (Berufung nach Berlin). 355 f. (J. Grimm an sie). 396.
Grimm Ferd. 355 f. (an seine Brüder über einen Besuch bei Jean Paul).
Grimm Frdr. Melch. v. 193.
Grimm Herm. 476.
Grimm Jak. 396. 462. — Briefe 187. 193: (8) an Ch. Molbech 587/95.
Grimm Wilh. 219. 396. 398. 462.
Grisebach Edu. 458. 460. 463. 467. 468. 469. 470.
Griseldis in der dtsch. Liter. d. 19. Jhs.: Dramatische Bearbeitungen 101/30; Schlußbetrachtung 130/4.
Grohe Osk. u. Jeanne 457.
Gropius 550.
Grosse Ernst 623.
Großmann Gust. Frdr. Wilh. 204. 465.
Großmann Joh. Gtfr. 443.
Grote C. W. 393.
Groth Klaus 403 am E. 468 (2). 470.
Gruber Karl Ant. v. 823.
Grün Alb. 216.
Grün A., s. Auersperg A. A. Graf.
Grunenthal 204.
Grunow Jhns. 450 (4).
Gruppe Otto Frdr. 467.
Gryphius Andr. 188. 191. 211. 453.
Gryphius Chn. 611. 612.
Gstirner Ktotilde, geb. Aicherau (Hamerlings ‚Minona‘) 472.
Gualther (Gwalther) R., s. Walther.
Gubitz Frdr. Wilh. 288. 290. 299. 304. 308. 390.
Günderode Karol. v. 450. 471. 476.
Günther Joh. Chn. 148. 149/51. 437. 468. 506. — Friedensode 188. — ‚Wie gedacht‘ 149/51.
Gumpelzhaimer Geo. 194.
Gundling Julius (ps. Luzian Herbert) 445.

Gutenberg-Gesellschaft 477.
Guthart Leop. (ps.), s. Berdrow Otto.
Gutknecht Jobst (Buchdrucker) 694 f.
Gutzkow Karl 188 (U. Acosta). 204 (Dresden). 208. 405. 409. 449. — Briefe 188.

H. 210.
Häring Wilh. (ps. Will. Alexis) 449. 723.
Hafftitz Peter: Microchronicon Marchicum 714/7.
Hagedorn Frdr. v. 26. 153. 237. 238. 293. 506.
Hagemann Otto 417.
‚Hagen, Der tolle‘ 446.
Hagen Aug. 341 f.
Hagen Frdr. H. v. d. 187 (Grimm). 195. 452.
Hahn-Hahn Ida Gräfin 199 (2).
Haizinger Amalie 447.
Halbe Max 179. 467.
Halem Gerh. Ant. v. 568.
Haller Alb. v. 24. 26. 28. 239. 359. 413. 506. 815.
Halm Frdr., s. Münch-Bellinghausen.

Hamann Elis. Reg. und Magd. Cath. 417.
Hamann Joh. Geo. 157/60 (199 und Kant). 195. 199. 219 (Nachlaß). 363. 417. 433. 613. — Brief von Lenz aus H.s Nachlaß 614 f. Vgl. 613 f. — Ansicht ü. d. dtsch. Sprache 256/9.
Hamann Joh. Mich. 349.
Hamburger (Voss.) Musenalmanach 260. 263/8 pass.
Hamerling Rob. 187 (Wer küßt). 198. 444. 446. 448. 451 (2). 460. 468 (2). 472 (2).
Hammer Jos. v. 511.
Hammerich Mart. 592.
Hane Wolfg. 440.
Hansjakob Heinr. 189.
Hanslick Edu. 216.
Hanstein Adalb. v. 216.
Hanswurst 466.
Hanthaler Chrysost. 209.
Happel Everh. Guern. 316.
Harden Maxim. 180. 411.
Hardenberg Ant. v. 537[1].
Hardenberg Frdr. v. (ps. Novalis) 21. 77. 78 (Merkel). 82. 83. 221 f. 312. 315. 318. 364. 447. 450. 453. 473. 507. 555. 617 (‚An —'. Sonett). 640. 660. 663. 664. 666. 819.
Hardenberg Karl Aug. Fürst v. 650 f.
Hart Heinr. 449.
Hartig Osk. 417.
Hartknoch 362. 613. 614. — Brief an ihn (?) von Lenz 614 f.
Hartlaub Agnes: Brief v. Mörike 602.
Hartlaub Wilh. (Mörikes Freund) 596. 600. 601. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610 f. 764. 765 f. 768. 769. 771. 772. 773 f. 777.
Hartleben Otto Erich 446. 457. 462. 470.
Hartmann Alfr. 719 f.
Hartmann C. H. F. (Verleger) 459.
Hartmann Edu. v. 198. 200. 451. 456.
Hartmann Ferd. 399 (?). 819.
Hartmann Mor. 458.
Hartwig Otto 215.
Harzspruch 421.
Haschka Lor. Leop. 209.
Hase Karl v. 207.
Hasenclever Dav. 419.
Hasenclever Henr., geb. Schlosser 471.
Hasenclever Josua 419.
Hasenkamp 807.
Hauchecorne F. W. 295.
Hauff Wilh. 449. 723. — Lichtenstein 190. 723. — Reiters Morgengesang 149. 150 f. 468.
Haug Frdr. 186 (Nachlaß).
Haugwitz Ch. A. H. K. Graf v. 650.
Hauptmann Carl 460.
Hauptmann Gerh. 179. 198. 198. 213. 454. 460.
‚Hausball, Der. Eine Erzählung von B***.': Goethes Anteil an dem Auszuge daraus im ‚Tiefurter Journal' 696/711.
Hausen Karl Ren. 42.
‚Hausgesinde, Das' 303.
Haxthausen Anna v. 398.
Haxthausen Aug. v. 397 f.
Hay Ado.: Brief von M. v. Schenkendorf 584. Vgl. 340.
Hay Henr., s. Gottschalk.
Hebbel Frdr. 57[1]. 164. 177 f. 194. 198. 199. 218. 445. 451. 456. 458. 460. 463. 468 (2).
Werke (Werner) 211. 404/11. — Drama 187. 452. 453. — Demetrius 465. — Herodes u. Mariamne 406 f. Vgl. 482. - Judith 404/6. — Maria Magdalena 63 f. 160 f. (171). 406. — Nibelungen 407. — Moloch 458.
Hebel Joh. Pet. 344. 359. 462. 464. 580. 766.
Heckenast Gust. 445.
Hedrich Frz. 445.
Hedwigslegende 203.
Hegel G. F. W. 171,3 (174. 177 Grillparzer). 178. 198. 208. 364. 404 f. (410 Hebbel). 451. 622. 673. 674.
Hegemon, s. Herzog P.
Hegendorfer Chph. 205.
Hegewisch Dietr. Herm. 438. Vgl. 793.
Hegrad Frdr. 209.
Heiberg Asta, geb. Gfin Baudissin 216.
Heidelberger Romantik, s. Romantik.
Heider Wolfg. 196.
Heigendorf Karl Aug. und Karl v. 275 f.
Heiligenlegende 218.
Heim Emma: u. J. V. v. Scheffel, s. d.
Heine Anselm (Selma) 448.
Heine Heinr. 209. 218. 431. 446. 449. 450. 452 (2). 453 (3). 455 (2). 456. 457 (Straube). 460 (4). 461. 462. 463 (Shakespeare). 463 (2). 464 (2). 465. 467 (4). 468. 469 (2). 470. 471

(2). 472. 473 (6). 474. 475 (4). 476 (2). 501. 619. 672 6. 678 f. 723. — Bartels, H. 460. 471. — Gedichte 189. — „Für die Mouche" Fälschung Meißners?) 188.
Heine Max. 431.
Heine Salomon 431.
Heinemann Otto v. 215.
Heinrich, Der arme, 203.
Heinrich Julius Hzg. v. Braunschweig, s. Braunschweig.
Heinse Wilh. (Rost) 44[1]. 46. 192 (u. Wieland). 211 (Werke hg. Schüddekopf). 251 (Petron). 418 449. 457. — Ardinghello 207. 657. 658.
Heinzel Rich. 212. 458. 470.
Helfenstein, die Herren v., 442.
Heliodor 423.
Hell Th. (ps.), s. Winkler K. G. Th.
Heller Seligmann 458.
Helvetische Gesellschaft 213 am E.
Helvig Amalie v., geb. Imhoff 637.
Hemken Melch. 472.
Hemmingstedt, Lied von der Schlacht bei 210.
Hemsterhuis Frz. 373.
Henken vgl. 472.
Hennings Aug. v. 394.
Henrici Chn. Frdr. (ps. Picander) 437.
Hensel Wilh. 204.
Hensler Karl Frdr. 475.
Hensler Pet. Wilh. 265.
Hentsch Gust. Frdr. 437.
Herbert Luzian (ps.), s. Gundling J.
Herder Barthol. 422.
Herder Joh. Gtfr. 47. 48[1]. 153. 195. 197. 213. 218. 359. 378. 434 (u. v. Edelsheim). 491. 613. 622. 627. 724 f. 815. 820. — Bürkner, „H." 360/65. — Ansicht ü. d. dtsch. Sprache 256/9. — Älteste Urkunde 159.
Herder Karoline 423 (2). 614.
Herdesian Chr. 427.
Herlitz Dav. 417.
Herloßsohn Karl 209. 445.
Hermann Bernh. 445.
Hermes Edu. 417.
Hermes Joh. Timoth. 433.
Hertz Wilh. 469.
Hertzberg Ew. Frdr. Graf v. 373.
Herwegh Emma, geb. Siegmund 218. (455). 458.
Herwegh Geo. 218. 455. 458.
Herz Henr. 218. 379. 380. 542. 647.
Herzlieb Minna 63. 65.
Herzog P., gen. Hegemon 201.
Hesperus (Prag 1812) 393.
Heß Dav. 529.
Heß Joh. 202.
Hessen 443.
Hesso von Reinach 99.
Heubel(n) Joh. Geo. 225.
Hexen, Hexenprozesse 431. 435.
Heyne Chn. Gtlo. 264.
Heyne Moriz 214. 471.
Heyse Paul 447. 670.
Hiemer Frz. Karl 443.
Hierl Ernst 447.
Hieronymus 135 f.
Hildebrandt Chph. 291.
Hille Pet. 449 (2).
Hilliger, Familie, 425.
Hilscher Jos. Eman. 420. 445.
Hitzig Jul. Edu. 291.
Hobein Edu. 432.
Hoditz Alb. Jos. Graf v. 463.
Hölderlin Frdr. 188. 191. 447. 455. 466.
Hölty Ludw. H. Ch. 153. 815.
Höpfner Ldw. Jul. Frdr. 41.
Hoff Heinr. 210.
Hoffmann E. T. A. 199. 408. 476. 722. — Disziplinarverfahren gegen H 457. — Aus dem Leben e. bekannten Mannes 714/7. — Brautwahl 714. — Fantasiestücke 210. 722. — Kater Murr vgl. 541. — Meister Floh 457. — Undine 454.
Hoffmann Hans Ernst 803.
Hoffmann Otto 215.
Hoffmann v. Fallersleben Heinr. 218. 457 (Freiligrath). 458.
Hoffmann v. Hoffmannswaldau Chn. 148. — Deutsche Rede-Übungen (1702); Beschwerde der Söhne H.s 611/13.
Hofmannsthal Hugo v. 180. 213.
Hofwil, s. Fellenberg Ph. E. v.
Hohnhorst Karl Geo. Lev. Frh. v. 430.
Holbein Frz. v. 475.
Holberg Ludw. v. 188.
Holleben, Frau v. 151. 152.
Holstenius Lucas 426.
Holtei Karl v. 437. 453. 459. 824 (Briefe).
Holz Arno 453.
Holzamer Wilh. 427.

Homer 359. 645.
Hopfen Hans v. 216.
Horaz 194. 247/51 Wielands Übers. 292.
Horn Uffo 458.
Hornthal J. P. v. 415.
Hrussoczy Marie v. (ps. Mariam Tenger, 445.
Huber Joh. Ldw. 24. 26 f. 28. 33 f. — Oden, Lieder u. Erzählungen 26 f. 29. 33.
Huber Ldw. Ferd. 191.
Huch Ricarda 189. 451.
Hüffer Herm. 212. 431 (2).
Hülsen Botho v. 466.
Humanismus u. Humanisten 196. 197. 205. 212. 424. 426. 433. 436. 437 f. 443. 822.
Humboldt Alex. v. (‚Kies') 373. 374. 379. 382. 545. 548. 562. 564. 593. 638. 645 f.
Humboldt Karol. v. 365/83. 564. 565. — u. Burgsdorff 534. 543/8. 550. 553. 554. 562. 564. — u. Humboldt W. v., s. d. — u. Rennenkampff 465. 565. — u. Schlabrendorf 564.
Humboldt Wilh. v. 187 (Grimm). 195. 196. 275. 341 (Motherby). 365/83. 418. 456. 558. 562. 564. 622. 623. 665. — u. Burgsdorff W. v. 533. 534. 537. 541. 543/8. 550. — Briefw. mit Karol. v. Humboldt 218. 365/83. 470. 565. 632/51. — Agamemnon (Aeschylus) 636. — Pindar-Übers. 636 f. 648.
Hunold Ch. F. 150. 188.
Hurlebusch (Komponist) 148.
Huß Karl 424. 467. 473.
Hutten Ulrich v. 141. 143. 218. — Dialoge 135/40 passim. Nemo 200.
Hyde Thom. 509.

Ibsen Henrik 124. 176. 177. 191. 198 (2). 204. 214. 405. 406. 449. 450. 451. 452 (2). 454. 455. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 469. 471. 474 (3). 476 (4). 477. 675.
Iccander (ps.), s. Kittel J. J.
‚Ich liebte nur Ismenen' (Vf.: Ch. J. v. Kyckpusch?) 152.
Ickelsamer Val. 144.
Iffland A. W. 204 (2). 207. 299/307 pass. (Catel; Kleist; usw.). 308. 345. 447 (2). 464 (Schiller).
Iken Joh. Frdr. 422.
Illuminatenorden 40[1].
Imhoff Amalie v. 75. 218.
Immermann Karl 218 (u. Elis. v. Lützow). 453. 457 (‚Münchhausen'). 462. 466. 475. — Jugenddramen 669 72.
Inschriften 421. 423. 428 (Glocken).
Inszenierung, s. Theater.
Isidorus Orientalis, s. Loeben.
Isis. Monatsschr. (Zürich 1805/7) 393. 418.
Italienische Literatur 191. 193. S. auch Sabbadino degli Arienti.
d'Ivernois Francis 551. 553.

Jacobi Frdr. Heinr. 38/47. 59. (268). 356. 373. 375. 378. 379. 580. 653. — Briefe von u. an Gleim 43. 43 f. 45/47. Vgl. 38. — u. G. Forster 41. 47[2]. — u. Goethe, s. d. — u. Körte 38. — u. Nicolai 38/46. — u. Wieland 41. 42 f. 45 f. (Brief an J., usw.). — Allwill 50.
Jacobi Joh. Geo. 42. 44[1]. 45. 209. 789. — in Nicolais ‚Nothanker' 39 f. 42/46 passim. — Brief an Göckingk 268 f. Vgl. 260 f. — Tod des Orpheus 268.
Jahn Frdr. Ldw. 197. 324 f. (326. 336 f. ‚Deutsche Wehrlieder', hg.).
Jahrbücher, Heidelberger 392.
Jean Paul, s. Richter J. P. F.
Jellinek Arth. L. 220.
Jendersky C. v. 445.
Jenisch Paul 207.
Jesuitismus, s. Krypto-J.
Johann von Neumarkt 822.
Jollifus 803.
Jordan Wilh. 451. 468.
Josephus Flavius 191.
‚Journal de lecture' 262.
Juden 79. 82. 422. 424. 452. 467. — S. auch Ghettogeschichten.
Jud Süß 217.
Julius Nik. Heinr. 397.
Jung Ferd. (Mörikes Freund) 607. 608.
Junges Deutschland 208. 456. 457. 464. 672, 6. 684.
Jung-Stilling Joh. Heinr. 200. 344. 580 f. (M. v. Schenkendorf über ihn). 581 (‚Theorie d. Geisterkunde', ‚Heimweh' usw.).

Jungfrau von Orleans 191 f. (im tirol. Volksschsp.).
Junker Karl Ldw. 443.
Junkmann Wilh. 677. 678. 682.
Justi Joh. Heinr. Gtlo. v. 469.
Justinus Martyr 804.

K. 148.
Kästner Abr. Gthe. 207. 261. 815.
Kahlert Aug. 210.
Kaisersberg, s. Geiler v. K.
Kaland 421.
Kalb Chlotte v. 362.
Kandler (Frz. Sales?) 458.
Kanitz Ernst Graf v. 344. — Brief von M. v. Schenkendorf 582/4. Vgl. 340.
Kannegießer K. L. 396.
Kant Imman. 157/60 (199 Hamann u. K.). 173. 197. 363. 365. 373. 458. 459. 462. 665. 666. 820 — Briefe 212. 218. — Kleist u. K. 790 f. 815 f. — K.-Studien 198 f. — Werke (Akad.) 198. 211.
Kanter Joh. Jak. (Buchhändler) 430.
Karikatur 426 (Hamburg). 454 (Wagner).
Karl August, Gßhzg. v. S.-Weimar, s. Sachsen-Weimar.
Karlo 130.
Karschin Anna Luise 531.
Karsten Gustaf E. 824 (Nekrolog).
‚Karsthans' und ‚Neuer Karsthans' 138 f.
Katechismen 143. 191. 201.
Kauer Ferd. 313.
Kaufmann Chph. 266.
Kausler Rud. 454.
‚Kavalier, Der im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnde' 209.
Kayser Ph. Chph.: Zu e. Briefe v. Schubart 790.
Kayßler Ad. Barth. 528.
Kazner Joh. Frdr. Aug. 24.
Keckermann Barth. 196.
Kehrbach Karl 195 (2).
Keim Frz. 187.
Keller Adelb. v. 454.
Keller Geo. 207.
Keller Gtfr. 199. 200. 218 (2). 357. 358. 359. 447. 454. 460. 475. 530. 670.
Kemner Timan 205.
Kerner Justinus 454. 462. 464. 605 am E.
Kerr Alfr. 180.
Kertbeny [Benkert] K M. 472. 718. 719.
Kestner Aug. 471. 472.
Kestner Chlotte, geb. Buff (‚Werthers Lotte') (I) 61 f. 468.
Kestner Chlotte (II) 462.
Ketteler Wilh. Eman. v. (Bischof) 214.
Kiel Aug. 428.
Kies (Beinamen A.s v. Humboldt) 379.
Kind Frdr. 205 (und Lindpaintner). 389 f. 399.
Kinderspiele u. -reime 190 (2). 416. 421. 432. 445.
Kinkel Gtfr. 463. 473 (3). — Briefe 464. 473.
Kinkel Johna 451. 464 (467 Briefe).
Kinninger Vinc. Geo. 419.
Kipping Joh. Geo. Albr. 713.
Kirchbach Wolfg. 450.
Kißling Karl Ritter v. 445.
Kittel Joh. Jak., od. Joh. Gtlo. (ps. Mierander; Jccander) 437.
Klein Ant. v. 154/7 (Krükl, Leben). — Brief an Wieland 155 f.
Kleinfercher Joh. (ps. Fercher v. Steinwand) 187. 475.
Kleist, Majorin v., 575 f.
Kleist Ewald Ch. v. 31. 411. 568.
Kleist Frz. v. 188. 812 f.
Kleist Heinr. v. 208. 209. 218. 248. 293. 294. 408. 418. 447. 451. 452. 456. 463. 464 (Brief; Bildnis; Jugendgesch.). 489. 555. 811/21. — K. u. d. Romantik 811/21. — Zu K.s Briefen 791/3. — u. L. v. Brockes 816 f. — u. Baron Buol 791 f. — u. S. H. Catel 287 f. 289. 292. 294 7. 298. 299 f. 307. 308. — u. Iffland 299 ff. 307. — u. Kant 790 f. 815 f. — u. Wünsch 195. 813. 814 f. — u. W. v. Zenge 814. 817. 820 am E. 821 1.
Werke hg. v. E. Schmidt 449. 453. 465. 470. — Abendblätter 300. 303 f. 390. 819. — Amphitryon 819. — Hermannsschlacht 820. — Kätchen v. Heilbronn 131. 134. 307. 447. 464. 819. — Katechismus der Deutschen 470. — D. zerbrochene Krug 819. — Das letzte Lied 308. — Marquise v. O. 782. — Mutwille des Himmels 565. 77. — Penthesilea 792. 819. — Phoebus, s. d. — Prinz von Homburg 178. 188. 306 2. 307. 576. 793 (Vers 1832). 813. 820. — Robert Guiskard 817. 818. 819. — Schroffen-

steiner 817. — Stammbuchblatt 466. — Todeslitanei 811 f.
Kleist Joach. Frdr. v. (Vater Heinrichs v. K.) 208. 567. 568.
Kleist Wilhemine v. 568.
Klesheim Ant. Ferd. v. 130.
Kletke Herm. 466.
Klingemann Aug. 75. 76 f. (u. Merkel). 83. 307.
Klinger Frdr. Max. v. 413. 668 (‚Giafar').
Klinkicht Geo. Gabr. 437.
Klopp Onno 215.
Klopstock F. G. 26. 28. 29. 77. 153. 159. 234. 239. 248. 262. 291. 425. 494. 506. 507. 679.
Klotz Chn. Ado. 42. 159. 362.
Knaust Heinr. 187.
Knebel Karl Ludw. v. 160. 636. 647.
Knesebeck 791.
Knod Paul 419.
Knust-Stiftung 478.
Koarsahansl, Der = Joh. Gabriel 445.
Kobbe Theod. v. 208.
Koch Jos. Ant. (Maler) 440/41.
Köbner S. Ernst 215.
Köhler, Prof. 266[2].
König Joh. Ulr. v. 437.
Köpke Fried. Karl: Brief von v. Schenkendorf 342/6. Vgl. 340. 583.
Köpke Rud. 613.
Körner Chn. Gtfr. 197. 468. 546 (v. Burgsdorff über K.). 547. 560 (K. über Burgsdorff). 562. 563. 564. 640. 644.
Körner Theod. 218. 325. 345[3]. 722.
Körte Wilh. 38.
Koethe Frdr. Aug. 395. 399.
Kohlrausch Frdr. 643.
Kompert Leop. 399/404 (Werke, hg. von Hock). — Konewka Paul 773.
‚Konstantinopel und St. Petersburg'. Zschr. (1805) 823.
Kopitar Barthol. 462.
Koppmann Karl 426. 432.
Korân 626f. 629. 630.
Koreff Dav. [Joh.] Ferd. 466.
Koß Jhns. 201.
Kotzebue Aug. v. (ps. Angelus Cerberus). 67. 80. 81. 378. 391. 456. 552. — in Merkels ‚Ansichten' (1803) 75. 79. 83. — Almanach dramatisch. Spiele (1803) 68/74 pass. — Die Belagerung von Saragossa 303. — Deodata 306. — ‚Expectorationen' (1803) 67/74. — Der Freimütige hg. von K. 67/74. — Deutsche Kleinstädter 71. — Menschenhaß u. Reue 552. — Pachter Feldkümmel 302 f. — Verf. der ‚Ästhetischen Prügelei' (1803) 67/74.
Kowald Jos. 206.
Kralik Rich. v. 214.
Krasicki Ign. 413 f.
Krause Ernst L. (ps. Carus Sterne) 215.
Krauß Hans Nik. 446.
Krederer [Scheffel] 186 f.
Kreiten Wilh. 460.
Kremberg 149.
Kremnitz Mite 455.
Kreuzhage Alb. 683.
Krieger A. 149.
Krieger Joh. (Bellator) 442.
Krienitz Elise (Camille Selden; Heines ‚Mouche') 473.
Kritik 672/6 (jungdeutsche). 794 f.
Kröger Timm 189. 455. 461.
‚Kronos' (Prag 1813) 393.
Krüdener Juliane v. 338. 339. 344. 581. 582.
Krüdener Paul v. 339. 342. (344). 579. 582. 584.
Krug Wilh. Traug. 207 (‚Distichen').
Krypto-Jesuitismus 39 f.[1] 41.
Kuchler Jak. 436.
Kügelgen G. v. 819.
Kühn Sophie v. 450.
Künzli M. 240.
Küpfer Heinr. 420.
Kürnberger Ferd. 458. 459. 474.
Kuhls Ldw. 417.
Kulke Edu. 474.
Kunkel J. 712.
Kunth 369.
Kunz Karl Frdr. (Verleger) 210.
Kurz Herm. 450. 454 (3). 470.
Kurz Isolde 450. 454 (2). 455.
Kyckpusch Chn. Josias v.: ‚Ich liebte nur Ismenen' 152.

L. 148.
La Chabeaussière 291 f
Lachner 608.
Lachner Frz. 458.
Lafontaine A. 389.
La Fontaine Jean de 292 f. (Fabeln, übs. v. Catel).

Lafontaine Just. 210.
Laharpe 46.
Landesmann Heinr. (ps. Hier. Lorm) 216. 444. 459. 474.
Landolt Salom. 529 f. (Zusammenhang mit der Gestalt des Felix in Goethes ‚Wanderjahren'?).
Lange, Dr. 712. 713.
Lange Sam. Gtho. 185.
Langmann Phil. 429.
Lanner Jos. 440.
Laroche 379. 380.
Laroche Joh. („Kasperl') 459. 474.
La Roche Sophie v. 209. (236. 239). 291. 418.
La Rochefoucauld 198.
Lasaulx E. v. 214.
Lassalle Ferd. 214. 454.
Laube Heinr. 204. 209 f. 218. 447. 450 (2). 454. 455. 456. 459 (4). 460. 462 (2). 463 (2). 465 f. (Berl. Hoftheater). 466. 467. 468. 471 (2). 472 (6). 473 (6). 474 (8). 475 (2).
Lauda, Dr. 445.
Laun Fr. 399.
Laurentinus Geographus, s. Sappuhn G. H.
Lavater Joh. Kasp. 39 f.[1] 207. 266. 418. 422 (Bremen). 789. — u. Goethe 51. — u. Nicolai 39 f. Vgl. 789. — u. J. A. Stark 39 f.
Lazarus Mor. 215.
Lehmann J. Aug. O. L. 457.
Lehmann Joh. Frdr. 349.
Lehmann Jos. 468.
Leibniz Gtfr. Wilh. 29. 209. 214. 218 f. (Handschriften; Ausgabe). 364. 373. 466. 622. 813. 815.
Leisewitz Joh. Ant. 219. 421 (6). 432. 450. 466. — Julius v. Tarent 304. 421.
Leitner Karl Gtfr. v. 461.
Leixner Otto v. 221.
Lenau Nikol. 218. 448 (Faust). 457. 460 (Nachl.). 731.
Lenbach Frz. v. 217.
Lenz Jak. Mich. Rho. 256/9 (Ansicht u. d. dtsch. Sprache). 413. — Brief an Hartknoch (?) aus Hamanns Nachlaß 614 f. Vgl. 613 f. — ‚Russisches Allerley' (gepl.) 614 f.
Leon Gtli v. 209.
Lessing Gtho. Ephr. 29. 32. 40[1]. 44[1]. 79. 153. 154. 155 (Klein). 192. 210. 218. 238. 248. 252. 363. 455 (2). 489. 623. 674. 815. 820. — u. St. Afra 189. 430. — Das Beste aus schlechten Büchern (gepl.) 787. — Dramen 194 (2). 304: Emilia Galotti 304 f. 306. 358. — Minna von Barnhelm 453. — Nathan 305. 469. (487). 787 f. (Verbot in Frankfurt). — Miß Sara Sampson 645. — Hamburg. Dramaturgie 246. — Laokoon 212. 357/60 (453 Kunstform des Laok.). 450. — Literaturbriefe 243. — Wolfenbüttler Fragmente 788.
Leßmann Dan. 466 (2).
Leuchsenring Frz. Mich. 39[1]. 41. 188. 366. 378. 550.
Levin Rahel, s. Varnhagen v. E. R.
Lewezow Konr. 204.
Lichtenberg Frdr. Chn. 208.
Lichtenberg Geo. Chph. 185 (Tageb.). 208. 266.
Lied, s. Lyrik.
‚Lieder, Oden und Erzählungen'. 1750 (von E. F. v. Gemmingen?) 24 f. 26. 27.
‚Lieder und Gedichte' (Tübingen 1752. Vf.: F. K. v. Moser) 35.
‚Lieder, Fünf, für deutsche Soldaten', s. Arndt E. M.
Liepmann Frdrke 542.
Lili, Goethes, s. Schönemann.
Liliencron Detlev v. 193. 476.
Lilienfein Heinr. 462.
Lillo Will. 192.
Lindau Paul 473.
Lindner J. G. 212.
Lindpaintner Pet. Jos. 205.
Lingg Herm. v. 187. 444. 465.
Linhart Anton 475.
Lippe 275[5]. 276 f.
Lippert Julius 445.
Liscow Chn. Ldw. 29. 674.
Literarische Gesellschaften, s. Gesellschaften.
Literaturbriefe 469.
Literaturgeschichte 446. 449. 453. 531 ff. (Ziele). 821 (19. Jh. Methodik usw.).
Literaturwissenschaftlich. Betrieb 384 bis 387.
Literaturzeitung, Allgemeine 155. 156 (Wieland hat keinen Anteil daran). 209.
Literaturzeitung, Jenaische allg. 209.
Llorente Teodore 448.

Loeben Otto Heinr. Gf. v. (ps. Isidorus Orientalis) 21³. 22. 210. 218. 310/19 (Verhältnis z. Eichendorff usw.). 390 („Hesperiden"). 461. 465. — Gedichte 319.
Löhner Herm. v. 215.
Löhr J. A. Ch. 291.
Löschenkohl Hieron. 209 (Silhouetten).
Logau Frdr. v. 429.
Lohmeyer Jul. 216.
Lope de Vega 125.
Lorelei 467. 468.
Lorenz Ottok. 216.
Lorm Hier. (ps.), s. Landesmann H.
Lornsen U. J. 438.
Lossius (Lotze) Lucas 429.
Lotter Hieron. 206.
Lotze L., s. Lossius.
Luden Heinr. 806.
Ludwig Otto 401 f. (Erbförster). 453. — Zur Quellenfrage von „Zwischen Himmel u. Erde" u. „Maria" 778/83.
Lüdemann Wilh. v. 134.
Lüneburger Heide 432.
Lüthi Alb. 203.
Lüttichau 204.
Lützow Elisab. v. 218.
Lukian 137. 140 f. 251 f. (Wielands Übers.).
Lukrez 35 f.
Lust und Buhlerstücklin, Schneidrischer (Colmar) 422 f.
Luther Hans 427.
Luther Mart. 143. 200 a. E. 201 (5). 218. 264. 427. 430. 437. 444. 447. 491. 501. 506. — Lieder 200. 211. 491.
Lyrik 198. 461. 462. — Liederhandschriften 192 (Fabricius). — Balladen 455 (2). — Gedichte 416 (bayer. 1806). 422 f. 428 (polit. 1665). — Gelegenheitsgedichte 433. — Lieder 426 f. — Marienlieder 823.
Lied, Deutsches 189 (Kaiseridee). 204. 217 (oberbad.). — Lied, Das deutsche, im 18. Jh. (Friedländer) 145/54. — Lieder im Tiroler Dialekt (Hamburg) 426.
Kirchenlied 189. 200. 420. — Lieder des Anabaptismus 197.
Lieder, Histor. 217 (Jud Süß). 416. 419 f. (Wallenstein). 443 (Tuttlingen). — Lyrik, Preußisch-patriot. (1805).
Volkslied, Deutsches 181/3 (Böckel, Psychologie d. Volksdichtg.). 190. 192
Lyrik:
(Motivengesch.). 200. 208. 217 (2). 219 (in Österr.). 397 f. (in der „Wünschelruthe"). 415 f. (Baden). 420 („Vehlefanzer Feldzug", plattd.). 433. 434. 446. 447. 452. — Volkslied, Geschichtliches 467 (Schwaben). 471. — Volksl., Serbisches, 192. 198. 462.
Bauernlied (1626) 435. — Kinderlied 449. — Kinderreime, s. d. — Kriegs- und Soldatenpoesie 456. — Minnelieder, übs. von Schenkendorf 98/101. — Straßenliedchen 422.
Eisenbartlied 207. — Klagelied über des Abts Gallis .. Tiraney (1663) 417. — Genovefalied 452. — Lied v. d. Schlacht bei Hemmingstedt 210. — Lied vber sant vrsulen schiffliu 438 f. — Hymne an Wallenstein 434.
Parodien 418 (zwei politische, 18. Jh.).
Anfänge vollständig abgedruckter Gedichte:
Als in den Tempel zum Gebet (Schenkendorf) 88.
Auf die Herzen! (Schenkendorf) 96.
Auf diesen Felsen hat ein Paar (Schenkendorf) 585.
Bei Colberg, auf der grünen Au (Arndt) 328.
Brich an in deiner Festespracht (Schenkendorf) 95.
Der Dichter sah die lieblichen Gestalten (Schenkendorf) 86.
Der Winter ist vergangen (Schenkendorf) 92.
Die ihr schwebt auf Abendlüftchen (Schenkendorf) 96.
Ein Mann bedarf wohl Sinne (Ulrich v. Lichtenstein-Schenkendorf) 99.
Erbarmer, sieh herab auf mich! (Schenkendorf) 94.
Erfüllt ist Gottes dreuend Wort (Sturm) 617.
Es floß herab in süßen Tropfen (Schenkendorf) 97.
Es geht ein Grüßen traut und lind (Schenkendorf) 586.
Es starrt der Fels; hier winkt der Pfad (Schenkendorf) 585.
Es war ein Freiherr fromm und gut (Arndt) 329.
Es zog aus Berlin ein muthiger Held (Arndt) 326.

Lyrik; Anfänge:
Halleluja! Licht und Wonne (Schenkendorf) 94.
Heil o Sommer deiner süßen (Schenkendorf) 98.
Ich freu' mich mancher Blumen roth (Conradin v. Schwaben-Schenkendorf) 100.
Ich habe mein Herze der Lieben gesendet (Conrad v. Altstatten-Schenkendorf) 100.
Ich lag gefangen (Schenkendorf) 85.
Im Kampf erringen Krieger süße Beute (Schenkendorf) 93.
Im Westen dämmert (Schenkendorf) 96.
In Deutschland lebt' ein edler Graf (Arndt) 330.
Meiner Frauen Güte (Schenkendorf) 99.
O Erde, süßes Mutterland (Schendorf) 84.
O heil'ger Geist, es preiset (Schenkendorf) 95.
Schaue an die grüne Haide (Brunwart von Auchen-Schenkendorf) 100.
Schon hier soll mich die Geisterliebe krönen? (Schenkendorf) 93.
Sinnend weil' ich hier und labe (Schenkendorf) 91.
So bist du denn gekommen (Schenkendorf) 97.
Sommerzeit, ich freu' mich dein (Schenkendorf) 98.
So oft aus ihrer Höhle tritt (Julius v. d. Traun) 786.
Voll süßer Wehmuth (Schenkendorf) 95.
Was ist des Deutschen Vaterland? (Arndt) 333.
Werther, reiner Weiber Minne (Hesso von Reinach-Schenkendorf) 99.
Wie er lag auf den Wassern (Schenkendorf) 96.
Wie fern auch seine Pfade sind (Schenkendorf) 587.
Wie vor einem Zauberschranke (Schenkendorf) 90.
Will ich fliehen vor Beschwerden (Steinmar-Schenkendorf) 98.
Wir haben dich empfangen (Schenkendorf) 96.
Wo ich als ein Pilger walte (Schenkendorf) 84.

Lyser Joh. Pet. (eig.: Ldw. Pet. Aug. Theod. Burmeister) 209.
Lyttich Geo. 419 (‚Miles christianus').

Madjera Wolfg. 187.
Märische Moderne, Die, 429.
Mährlen Jhns. 608.
Märchen 192. 432. 460.
‚Magelona' 689. 695.
Magirus Joh. 202.
Mahomet 625/32.
Mangolt Greg. 440.
Mann Frdr. Theod. (ps. Julius Werden): ‚Apollon'. Zschr. 391 f.
Mann Thom. 213.
Mannel Joh. (Buchdrucker) 428.
Mannheims, Die Vorzüge (Ged. 1775) 429.
Mannlich Chn. v. 464.
Manso Joh. Kasp. Frdr. 467.
Manzoni Aless. 785.
Mara Gertr. Elis. 204.
Magarethe von Navarra 213.
Maria Stuart 464.
Marie de France 125[5].
Mariendichtung, Deutsche, im 17. Jh. 823.
Marionetten, s. Puppenspiele.
Markgraf Herm. 205. 437.
Marraccius 626. 629. 630.
Marschner Heinr. 197.
Martinelli Ldw. 459.
Martini 288.
Martini 813.
Marwitz Alex. v.: Brief an Rahel Levin 309 f.
Marx Frdr. 444 (2). 451. 458.
Massinger Phil. 125[5].
Massow Auguste Helene v. 464.
Mastalier Karl 209.
Mathesius Joh. 201.
Mathy Karl 418. 419.
Matthaei Karl 207.
Matthisson Frdr. v. 218.
Maukisch Jhns. 425.
Mauritius 102.
Mautner Edu. 445.
Mayer Jos. Ernst 209.
Mayer Karl 776.
Mayr Andr. 420.
Mayr Beda 422.
Meding Osk. (ps. Greg. Samarow) 215.
Megander Chph. 422

Megerlin D. F. 626 f. 630.
Meinhard Andr. (Humanist) 138.
Meißner Alfr. 188. 445 (4). 446. 464. 475.
Meißner Aug. Gtli. 209. 419 (Swieten u. a.). — Skizzen 778/83 („Der Schieferdecker" u. a.: Quelle v. Ludwigs „Zwischen Himmel u. Erde" u. „Maria"?).
Meistersinger: Bühne 796. 797. 800. 802.
Melanchthon Phil. 194. 201. 202. 218. 582.
Melissus, s. Schede M.
Mellish Jos. Charles 426.
Memeler Wochenblätter 417.
Mendelssohn Henr. 379. 542.
Mendelssohn Moses 373. 815.
Menzel Ado. v. 212. 456. 457.
Menzel Wolfg. 672/6. 723.
Mephistopheles 448. 454. 469.
Merboth Nik. 437.
Mercatoris Nik. 144.
Merck Johann Heinr. 47. 51. 362. 638.
Mereau Sophie, s. Brentano.
Merkel Garlieb: Vf. der „Ansichten der Literatur" (1803) 67 f. 75/83.
Mertens Sibylle 465.
Mesmer Fr. Ant. 39[1].
Mesmerismus 813.
Methodologie und Methodik 1/17 („Vollständigkeit"). 17/22 (Stiluntersuchung). 446. 821.
Metternich Cl. Fürst. 448. 456. 475.
Meyer F. L. W. 382 f.
Meyer Heinr. 642.
Meyer Jhns. 467.
Meyer Konr. Ferd. 447. 452. 453. 454. 455.
Meyer Luise 425.
Meyer Marianne (nachmals v. Eybenberg) 542.
Meyerbeer G. 209.
Meyer Cohn Alex. 207. 216.
Meysenbug Malvida v. 216. 455. 456. 463 (Nietzsche). 468. 470.
Michaelis Lotte 379.
Michaelis Salomo 319.
Micrander (ps.), s. Kittel J. J.
Miegel Agn. 101. 133.
Mikisch Bernh. 438.
Miller Joh. Mart. 153. 413.
Milow Steph. 459. 471.
Minnelieder nach mhd. Dichtern (v. Schenkendorf) 98/101.
„Minona", Hamerlings, = K. Gstirner 472.
Mirakelbücher 431.
Mockel Jos. 464.
Möbius Max (Puppenspieler) 109 f. („Prieseldis").
Möller, Mdme, 204.
Möller Heinr. Ferd. 204.
Mörike Edu. 195. 218 (2). 447. 448. 454 (Peregrina). 462. 470. 670. — M.-Studien. 1. Denk es, o Seele! 349/54. — M. in Schwäbisch-Hall und Mergentheim (1843/7) 595/611. 764 bis 778. — Maler Nolten 460. 598. — Gedichte 601. 604. — Idylle vom Bodensee 764. 765 f. 767. 771. 774. 776.
Mörike Klärchen, s. Mörike Edu.
Mörike Louis (Bruder Ed. M.s) 607.
Mörlin Joach. 201.
Möser Just. 269. 270.
Molbech Chn.: 8 Briefe von J. Grimm 587/95.
Moldenhawer Dan. Gthi. 438.
Moltke A. G. D. Graf 637. 651.
Mommsen Theod. 216. 461.
Monatshefte, Westermanns illustr. dtsch. 454.
Monatsschrift, Deutsche, 812 f.
Morand E. 131.
Morgenzeitung (Königsberg in Preuß. 1806/9) 84.
Morhof Dan. Geo. 192.
Moritz K. Ph. 194. 199. 638. 820. 823.
Mosche Gabr. Christ. Benj. 788.
Moscherosch Hans Mich. 194. 423.
Mosen Julius 404.
Mosenthal S. H. 475.
Moser Fried. Karl v. 35.
Moser Moses 217.
Moser Peter (ps. J. E. Waldfreund) 784/6.
Motherby Johanna 346. 583. — M. v. Schenkendorfs Gedichte an sie 585 f. Vgl. 341 f.
Motherby Rob. 586.
Motherby William 341 f.
Motive 2 f. — S. Stoff- u. Motivengeschichte.
Motz Paul 216.
„Mouche", Heines, s. Krienitz Elise.
Mozart W. A. 446 (3). 465

Müller Adam 317. 447 f. 791 f. 819. — S. auch ‚Phoebus'.
Müller Fr. (Komponist) 130.
Müller Frdr. (Maler) 154. 396. 405.
Müller Frdr. v. (Kanzler) 807.
Müller Hans 429.
Müller Jhns. v. 195. 364.
Müller Wilh. 393 (‚Askania'). — Diary and letters 187.
Müller v. Itzehoe Joh. Gtwe.: Briefe an Schwormstädt über Beireis 711/3.
Müller v. Königswinter Wolfg. 473.
Müllner Ado. 161. 162. 204 (Briefw.). 469. 473 (Schreyvogel).
Münch-Bellinghausen E. F. J. Fhr. v. (ps.: Friedr. Halm) 204 (Julie Rettich). 208. 214. 404. 459. 460. 463. 468. 472. 473. 475. — Griseldis 102. 109. 116/30. 132 f. 133. — Wildfeuer 195.
München 444 447.
Münchhausen Phil. Otto v. 474.
Mündel Curt 423.
Mundarten, mundartliche Dichtung und Dichter (Dialekte usw.) 190 f. 421. 426. Elsaß 424. — Föhring. 187. — Hagenau (Elsaß) 423. — Köln 438 am E. — Lüneburger Heide 429. — Mannheim 430. — Nieder-(platt-) deutsch 190 f. 420. 426. 431 a. E. 432. 455. 461. S. auch Reuter. — Nösner (siebenbürg.) 439. — Oberschlesien 434. — preuß. Riesengebirge 437. — Tirol 426.
Mundt Theod. 208. 464 (2). 469.
Murner Thom. 218. — Entehrung Mariä 422. 423. — Narrenbeschwörung 142. — Schelmenzunft 142 f. — Weltgesch. d. Sabellicus 423.
Musäus Joh. Karl Aug. 710 f.
Musenalmanach, s. Göttinger M.; Hamburger (Voss.) M.
Musikgeschichte 204 f.
Mussafia Ado. 212.
Mykonius Frdr. 201.
Mystik 201 f. (i. d. Reformationszeit). 217.

Nachtwachen von Bonaventura 207. 453. 469. 823. — Vf.: K. F. G. Wetzel 218. 399.
Nachtwächterspruch (1819) 430.
Nadermann Herm. Ldw. 679 f. (‚Opfer vor Gott').
Nadorp Frz. 458.
‚Näschereyen in die Visitenzimmer am Neujahrs-Tage' (1762), von Trescho 416.
Nájmájer Marie v. 216. 444.
Namen u. N.-Forschung 214 am E. 415. 445. 456. 469. Dorf-N. 428. — Flur-N. 215 (3). 420. 421. 428. — Gewann-N. 443. — Orts-N. 188 am E. 189. 195. 215. 420. 421. 424. 433. 434. 436. 440. — Personen-N. 189. 415. — Spitz-N. 424 oben. — Straßen-N. 421 (2). 422. 427 (2). — Tier-N. 415. — Vor-N. 214. 463.
Napoleon I. (Bonaparte) 447. 465. 562. 807.
Nassau-Siegen: Johann d. Mittlere, Graf 195.
National-Gesänge, Tyroler (Hamburg 1836) 426.
Natter P. v. 419.
Naturwissenschaft und Geisteswissenschaften 2 ff.
Neander Joach. 506.
Necker Mor. 475.
Neubauer Carl 220 f.
Neukirch Benj. 148.
Neumann Luise, s. Schönfeld-N.
Neumark Geo. 506.
Neureuther Eug. Nap. 470.
Niavis Paul. 136. 141.
Nicolai Frdr. 38/46. 418. — Brief an Gleim 39/41. — u. Höpfner 41. — u. F. H. Jacobi 39/46. — u. Lavater 39 f. Vgl. 789. — u. Wieland 41/43. 227/40 pass. — Freuden des jungen Werthers 39. 41. — Johann Bunkel 42. — Sebaldus Nothanker 38/46 (Jacobi). 804.
Nicolai Otto 465.
Nicolay Ldw. Heinr. v.: Griseldis 113. 115. 118. 123. 132. 133.
Nicolovius (Lpz. Buchhändler) 199.
Nicolovius Alfr. 613.
Nicolovius Geo. Heinr. Ludw. 419. 613. — Briefe an Gleim 788/90.
Nicolovius Luise 788/90 (an Gleim).
Niebuhr Barth. Geo. 214 (2). 440.
Nieritz Gust. 462.
Nietzsche Frdr. 157. 198 199. 200. 218. 418. 445. 446. 447. 452. 462. 463 (3). 465. 470. 471 (3). 473 (2). 476 (2). 532. 623. 674.

Niklas von Wyle 693. 694.
Noack Chn. Ldw. 437.
Nolthius Tilemann 202.
Noricus Philadelphus = Kaspar Nützel? 202.
Notter Frdr. u. Karol. 471.
Novalis, s. Hardenberg Fr. v.
Nürnberger Druckersprache 690 ff.
Nützel Kasp. (= Noricus Philadelphus?) 202.
Nunn Andr. 382.

Obert Frz. 195.
Oden und Kantaten der Deutschen Gesellschaft (1738) 148 f.
Oechslin Joh. Jak. 203.
Oefele A. F. v. 419.
Oehlenschläger Adam 564.
Oelenheinz, Die, 216.
Oenophilus Jhns. 442.
Oertel 378.
Oeser Frdrke 207.
Oestéren Frdr. Werner v. 446.
‚Österreich. Städte usw.' 1842 (Hamburg) 458.
Oldenbourg Rud. (Verleger) 216.
Olearius A. 510. 515. 516.
Olfers Ign. v. 457.
Oper 443. 507/17 (Goethes O.-Entwurf Feradeddin u. Kolaila).
Opitz Martin 505. 506. 595.
Oranien, Luise Henriette von, 498. 506.
Osiander Andr. 416.
Osiander Lukas 202.
Ossian 378 am E.
Ostein Joh. Heinr. v. 439.
Ostpreußische Literatur 417.
Overbeck Frz. 418. 463. 471. 473.

Pachler Faust und Karl 475.
Paer F. 110.
Pabst Julius 204.
Pachta Josephine Gräfin 543.
Pädagog. Bestrebungen 280/87. 571 28.
Palm Joh. Phil. 214. 447. 459.
‚Pantheon' (Zschr. 1810) 396 f.
Paracelsus 471.
Parodien und Travestien 418. 447.
Pasquille 144. 416.
Passavant J. D. 441.
Patenbriefe 426.
Patrick Phil. Heinr. 423.
P(attberg) Auguste 210.
Paudler Arm. 419. 432. 446.
Pauli Jhns. 191.
Paulsen Frdr. 457.
de Pauw 47.
Pecht Frdr. 215.
‚Peripathetiker, Die' 804.
Perrault Charles 112. 122.
Perthes Frdr. 421.
Pestalozzi Heinr. 200. 276. 280. 281. 286.
‚Peter mit den silbernen Schlüsseln' übers. von B. Warbeck 689.
Petersen Jhns. 438.
Petöfy Alex. 472.
Petrarca F. 379. — Griseldis 102. 113. 120.[1] 123. 132. 134. 822.
Petrich Herm. 18. 20.
Petronius Petr. 442.
Peutinger Konr. 203.
Pezzl Jos. 209.
Pfeffel Gtli. Konr. 267. 418.
Pfeffinger Joh. 203.
Pfennig 187 (Gedichte).
Pfingstspiele, Freiberger, 425.
Pforzheimer, Vierhundert 471.
Pfuel Ernst v. 817. Vgl. 791.
Philadelphus, Noricus = Kaspar Nützel? 202.
Philo vom Walde (ps.), s. Reinelt Jhns.
Philologische Statistik 7 ff.
‚Phoebus' (Zeitschr. hg. von Kleist und Müller) 395. 399.
Phyloconio und Eugenia, Volksbuch von, 689/95.
Picander (ps.), s. Henrici Chn. Frdr.
Pichler Ado. 187 (Gilm). 462 (2). 472. 784.
Pietsch Ldw. 467.
Pindar 636 f. 643 f.
Pirckheimer Willib. 139. 141. 418.
Pirna (literar. Leben) 437.
Pissin Raim.: ‚Loeben' 310/19.
Placotomus (Brettschneider) 201.
Planck Karl Chn. 198.
Platen Aug. Gf. v. 218. 449. 455. 458. 476.
Plato 667. 815.
Plato Karl 457.
Plattdeutsch, s. Mundarten.
Plautus 141.
Pleningen Dietr. v. 140 f.
Plönnies Luise v. 427.
Plutarch 379. 637.

Pocci Frz. Graf 207.
Poetik, immanente, 531 ff.
Poggio F. 140.
Polenliteratur, Deutsche, 452.
Polenz Wilh. v. 206. 216. 428. 450.
Polnischer Roman (1763/95) 411/4.
‚Polychorda' (Zschr. 1803 f.) 394.
Polyphemus Felix Rex 201.
Pondo 102.
Pontoppidan Erik 804.
Porpora Nic. 111.
Post Herm. 422.
Postl Karl (Charles Sealsfield): u. der ‚Courrier des États-Unis' 718/24.
Poyßl Joh. Alb. 147.
Prati Giov. 785.
Prechtler Otto 474. 475.
Preller Frdr. 186. 472.
Preußen:
Friedrich II. der Große, Kg. (269). 416. 420 (2) (Briefw.). 427. 468. 567. — Werke 193. — Histoire de mon temps 214. — Schreiben an Obst. v. Egloffstein 568. — Schrift ü. d. deutsche Literatur 187. 451.
Friedrich Wilhelm IV., Kg. 211 f. 419. 456. 463. 601. — Luise, Kgin. 84/88 (Gedichte an sie von Schenkendorf).
Po[n]tifeser Maxim. Ant. 206.
Primisser Joh. Frdr. 206. 441 f. (‚N' Stutzen hear bam Sokara').
Pritius Joh. Geo. 611. 612. 613.
Problematische Naturen 50 f. 57 f. 61 f.
Procopius P., von Templin 823.
‚Prometheus' (Zschr.) 395.
Proschko F. Isidor 474.
Protestantismus 434 f.
Protzen Carl Sam. (Feldprediger) 566. 568. 569 f. 570 f. (573 f. über B. A. v. Diringshofen). 571/3 (Leichenrede auf Diringshofen).
‚Prügelei, Die ästhetische' (von Kotzebue. 1803) 67/74.
Prutz Rob. 194 (‚Polit. Wochenst.'). 465.
Pseudoromantik 187.
Psychologie der Volksdichtung 181/3.
Pückler-Muskau Herm. Fürst 457.
Pufendorf 272. 273.
Puhlmann, Dr. 457.
Puppenspiele (Marionetten) 419. 449.
Putbus, Graf, 152.
Puttkamer Alberta v. 449 (2).
Pyra Jak. Im. 29. 239.
Pyrker Joh. Ladisl. 458.
Pyrser Math. 438.

Quadri Pauline 444.
Quandt J. G. v. 469.
Quenstedt Frdr. Aug. 776.
Questenberg Jak. 426.

Raabe Wilh. 432. 462. 471.
Rabelais F. 467.
Racine J. de 290.
Radowitz Jos. Maria v. 451.
Rahel, s. Varnhagen v. Ense.
Raimund Ferd. 456. 458.
Ramler Karl Wilh. 301. 577.
Ranke Leop. v. 456.
Rask Rasm. Ch. 588 f. 590. 591. 595.
Raßmann Frdr. 393.
Rathgeber P. 147.
Ratschky Jos. Frz. 209.
Rattenfänger von Hameln 454.
Ratzel Frdr. 216. 217.
Rauffseysen Phil. Ernst 442.
Raupach Ernst 407.
Rautenstrauch Joh. 209.
Recke Elisa v. d. 39 f.[1]
Redinger Joh. Jak. 194.
Reformation u. Ref.-Geschichte 200/3. 205. 214. 217. 218. 426. 429 (2). 434. 435. 442. 444.
Regis Gtlo. 471.
Rehbein Wilh. 275. 276. 277.
Reichard H. A. O. 262.
Reichardt Joh. Frdr. 160. 212. 536. 556. 563.
Reimarus S. H.: Von dem Zwecke Jesu 788.
Reimer G. 323.
Reinelt Jhns. (ps. Philo v. Walde) 434. 435. 456.
Reinhard Frz. Volkmar 196.
Reinhardt Gtfr. Ferd. 431.
Reinhold Karl Leonh. 793.
Reinick Rob. 467.
‚Reisen, Empfindsame, durch die Visiten-Zimmer' (1773) 416.
Reißiger Karl Gtli. 197.
Reithard Joh. Jak. 444.
Rellstab J. C. F. 300. 301. 303.
Rennenkampff Alex. v. 465.
Rettich Julie 204. 208. 475.
Retzer Jos. v. 209. 419.
Retzsch Mor. 207.
Reuß Eleon. Fürstin v. 490.

Reuter Fritz 403 am E. 451. 453. 454. 462 (2). 463. 464. 466. 468 (2). 472. — Läuschen u. Rimels 191 (2). — Reise nach Braunschweig 191. — Stromtid (218).
Reyhers Frdr. 151.
Reysmann Theod. 443.
Rhomberg Ign. 439.
Richardi Ferd. 437.
Richter Edu. 217 (2).
Richter J. P. F. (ps. Jean Paul) 82. 160. 355 f. (Ferd. Grimm bei J. P. 1815). 396. 408. 445. 450. 542. 623. 653. 815 (Kleist). 820.
Richter Ludw. 776.
Richthofen Ferd. Frh. v. 211. 212.
Ridel Corn. Joh. Rud. 186.
Riedel Ernst 421.
Riehl Wilh. Heinr. 219. 446.
Riemer Frdr. Wilh. 640. 641.
Rienzo Cola di 822.
Rietschel Ernst 776.
Riffert Jul. 188.
Rilke Rainer Maria 446.
Ringseis Emilie 203.
Rion J. 108. 133.
Robin Adair 450.
Robinson, s. Defoe D.
Rochow Frdr. Eberh. v. 200. 291. 420.
‚Rochus Pumpernickel‘, s. Stegmayer M.
Rode Paul v. 436.
Röding Karl Nik. 425.
Rötscher Heinr. Theod. 407.
Rollett Herm. 216. 444.
Roman 454. 455. 462. 467. 470. 532 f. (Erziehungs-R.). 664/7 (Begriff des R.s bei den Romantikern). — Polnischer R. (1763/95) 411/4.
Romantik und Romantiker 18 22. 40 am E. 160. 219. 363 f. 391 f. 398 f. 448. 464. 552. 555. 669. 672 f. 674. — Heidelberger R. 310/20. 355 f. 392. 454. — Zeitschriften der R. 383. 387/99. 478. — Auffassung des Künstlers bei den Romantikern 662 4. — Begriff des Romans bei den Romantikern 664/7. — Kleist u. d. Romantik 811/21. — Dor. Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romant. Schule 652/67. — Pseudoromantik 187. — Zwei antiromantische Satiren (‚Ästhet. Prügelei‘. ‚Ansichten der Literatur‘. 1803) 67/84.
Rosegger Pet. 200. 445. 462. 468.
Rosenheyn Joh. Sam. 346. 417.
Rosenkranz Karl 198.
Roßmäßler Emil Ado. 195.
Rost, s. Heinse W.
Rost Joh. Chph. 232 Anm. 241.
Roth Frdr. 613.
Roth Steph. Ludw. 195.
Roth-Scholz Frdr. 209.
Rotteck Karl v. 422.
Roulers Adrien de 464.
Rousseau Jean-Jacq. 200. 280 f. 287. 363. 378. 522. 523. 653. 813. 815. 816.
Royer Karl Desider. 428 f.
Rudolphi Karol. 425.
Rückert Frdr. 218 (2). 445. 493. 507.
Rüdiger Chr. 426.
Rüdiger Otto 216. 425.
Ruge Arn. 210.
Ruge Sophus 217.
Ruhnkenius Dav. 194.
Rumohr Frdr. v. 448. 556. 594.
Rumpff Vincent 467.
Runge Phil. Otto 314.
Rupprecht Joh. Bapt. 186.
‚Russisches Allerley‘ (von Lenz gepl.) 614 f.
Rychard Zeno 439.

Saar Ferd. v. 447. 451. 461. 468. 472. 474 (3). 475.
Sabbadino degli Arienti: Übers. der Novelle ‚Phyloconio u. Eugenia‘ aus seinem Buche ‚Le porretane‘ 689/95.
Sabellicus 423.
Sacher-Masoch Leop. v. 460.
Sachs Hans 102. 135. 140. 191. 192. 193. 293 a. E. 453. 462. 796 f. 802.
Sachs v. Löwenheim Phil. Jak. und Ernst Phil. 426.
Sachsen: Johann Friedrich d. Großmütige, Kurfürst 440.
Sachsen-Weimar: Anna Amalia, Herzogin 647. — Karl August, Ghzg. 186. 213. 247. 275 f. (Brief Fellenbergs usw.). 382. 457. 647. 651. — Karl Friedrich 647.
Sackeville 801.
Sagen, Volks-S. 191. 415. 421. 427 (2). 432. 434 (2). 438. 459.
Sailer Seb.: Lat. Dichtungen 439. — Schuldramen 438.

Sain-Wittgenstein Ldw. Graf v. 427.
Sale Geo. 626. 627.
Salis-Seewis Joh. Gaud. 378.
Salli 111.
Sallust 354 f. (E. Goethescher Vers aus S.?).
Salza Wig. v. 438.
Samarow Greg. (ps.), s. Meding Osk.
Sand George 609 (Mörikes Urteil).
Sand Karl Ludw. 430. 454.
Sappuhn Geo. Heinr. (ps. Geographus Laurentinus) 194.
Sarer Frz. 201.
Satire 67/84 (antiromantische). 651 f. (klassische u. romantische). 674.
Sauer Stanisl. 438.
Saul J. Dan. 215.
Sauter Sam. Frdr. 151.
Schack A. Fr. Graf v. 475.
Schade Oskar 220.
Schadow Gtfr. 75. 76.
Schäffle Alb. 214.
Schaer Wilh. 189.
Schaukal Rich. 5. 429. 449. 459.
Schede Melissus Paul 418.
Schedel Hartmann 694.
Scheffel Jos. V. v. 218. 454. 456. 463. 467 (u. J. Artaria). 472. — u. E. Heim 187. 449. 463. 470. — Jb. des Sch.-Bundes 186 f.
Scheffel Josephine 186 f. 472 (2).
Scheffler Johs (Angelus Silesius) 458.
Scheffner Joh. Geo. 341. 417.
Scheideck Chph. 435.
Schelling Carol. (Caroline) 207.
Schelling Jos. v. (Bonaventura) 75. 207. 356. 364. 410 (Hebbel). 456. 466. 580. 622.
Schenk Jak. 202.
Schenkendorf Henr. Elis. v. (Barkley) 338. (342 f.) 344. 347.
Schenkendorf Karl v. (Bruder Max v. Sch.s) 578.
Schenkendorf Max v. 338/42. 507. — Briefe (vgl. 339 f.) an: die Eltern 577/9; Auerswald 587 (Gedicht); Borowsky 579/82; Collin 346 f.; Glinka 348; Hay 584; v. Kanitz 582/4; Köpke 342/6; Motherby 585 f. (Gedichte); Tschepius 348 f. — Gedichte (abgedr. aus: ‚Morgenztg.‘, ‚Vesta‘ u. ‚Studien‘) 84/101; an Johanna Motherby 585 f. u. an Frau Auerswald 587. Vgl. 341 f.
Scherer Wilh. 2 ff. 475. 794 f.
Schicksalsdrama, s. Drama.
Schikaneder Eman. 426. 446.
Schikaneder Karl 204.
Schiller, Familie (von) 216.
Schiller Chlotte v. 73. 160. 376 ff. 647.
Schiller Friedr. v. 81. 82. 126. 154. 165. 172. 173. 176. 191. 192. 199. 200 (3). 218. 358. 376 ff. 391. 418. 451 (2). 452 (4). 461 (4). 468 (2). 476. 477. 493. 497. 498 geg. E. 562. 623. 641/5. 649. 650. 665. 666. 815. 820.
Genealogie 433. — Flucht (A. Streicher) 453. — Bräutigams- und erste Ehezeit 376 ff. — Ehe 468. — Adelung (1802) 216. — angebl. gepl. Rückkehr nach Jena (1804) 222. — Berufung nach Berlin 461. 471. 643.
100. Geburtstag (1859) 207. 436 (Posen). 445 (Linz). — 100. Todestag (1905) 188 (Baltimore). 212 (2). 213. 445 (Böhmen). 446 (Wien). 449. 455. 461 (Bühnen).
Persönlichkeit 212. 213. — Sch.-Literatur 192. — Biographien 453. — Gedichte auf Sch. 426.
Sch.-Turm in Herrnsheim 443. — Sch.-Verein, Schwäb. 186.
Persönliche und literarische Beziehungen. Verkehr. Briefe. Urteile. Einfluß:
Burgsdorff W. v. 546. 560. — Crusius S. L. 213. — Dabrowski 436. — Dalberg K. v. 377 f. 381. 643. — Fichte 222. — Goethe, s. d. — Halm 116. — Herder 362. 363. 364. — Humboldt W. v. 378. 558. 639. 640. 641/5. Vgl. 369. 636. — Iffland 447. 464. — KleinA. v. 155. — Körner Ch. G. 560. 564. 644. — Kotzebue 73. — Schwestern Lengefeld 376 f. — Matthisson 218. — Schmeling K. v. 221. — Wagner R. 446. 471.
Urteile von Sch. über: v. Burgsdorff 560. — Humboldt Kar. v. 375. — die Pfälzer 189.

Schiller:
Über Sch. von: Gedike 216 am E. — Goethe 200. 638. Vgl. 642. — Humboldt W. 641 f.
Bayern 418. — Eggersheim 424. — England 193. — Estland 211. — Frankenthal (?) 424. — Frankfurt 213. — Hohenheim 465. — Schweden 193. — Worms 443.
Weltanschauung 198. — Religion 195.

Werke.

455 (Säkularausg.). — Klass. Reminiszenzen bei Sch. 191.

Lyrik.

153. — Gedichte 213.
Balladen 188. 725. 747. — Columbus (Epigr.) 343[3]. — Gang nach dem Eisenhammer 736. — Glocke 211. 426. — Das Glück 644. — Die Götter Griechenlands 675[1]. — Größe der Welt 615 f. — Deutsche Größe 194. — D. Ideal u. d. Leben 194. — Klage der Ceres 188. — Die Künstler 210. 376. — Lied an die Freude 197. 211. — Pindarische Ode (gepl.) 643 f. — Sehnsucht 211. — Taucher 439. — Triumph der Liebe 645. — Würde der Frauen 369. — Xenien 189. 652.

Drama.

169. 178. 194. 304. 436 (Posen). 453. 468.
Braut von Messina 211 (estn. Übers.). 305. 644. — Demetrius 194. 408. — Don Carlos 60. 304. — Fiesco 178. 306. — Die Gräfin von Flandern (Fragm.) 270/74. — Huldigung der Künste 211. — Jungfrau von Orleans 210. 211. 253. 270. 408. — Kabale und Liebe 453. — Maria Stuart 166. 271. 273. 274. 305. 346. — Nathan (Lessing) 469. — Der Neffe als Onkel (nach Picard) 211 (estn. Übers.). — Phädra (Racine) 290. 304. — Räuber 168. 191. 211 (estn. Übers.). 407. — Wallenstein 165 f. 345[2]. 495[2]. 643; Lager 463. — Warbeck 273. — Wilhelm Tell 179. 211. 305. 345[2]. 408. 418. 644 f.
Verbrecher aus verlorner Ehre 722.
Horen 398. 642.
Sprache 469.

Schiller Joh. Kasp. (Vater d. Dichters) 418.
Schiller Karl v. (Sohn d. Dichters) 191. 208.
Schiller von Herdern 433.
Schiltberger Hans 192.
Schindler Alex. Jul. (ps. Julius v. d. Traun) 784/6. — Die verwunschene Prinzessin und der Osreitwand-Geiger (Ged.) 786.
Schinkel, Familie, 438.
Schirmer Mich. 492. 506.
Schlabrendorf Gust. Graf 550. 554. 564. 567. 648 f. 651.
Schlagwörter 189. 215.
Schlegel, Brüder, 67/74 (Kotzebues ‚Aesthetische Prügelei' usw.). 77 (Merkel). 207. 555. 562. 580. 652. 688. 819.
Schlegel Aug. Wilh. v. 195 (Rez.). 345. 364. 391. 394. 399. 564. 650. 659. 660. 664. — in Merkels ‚Ansichten' (1803) 75. 76. 77 f. 83. — u. Kotzebue 67/74. — u. Napoleon 465. — u. Schütz 68. 71 f. — Jon 253. — Shakespeare-Übers., s. Shakespeare.
Schlegel Dor. v. (Brendel Veit) 379. 380. 382. 393. 453. 542. 652/67 (D. Sch. als Schriftstellerin). — Florentin 653/60. — Übersetzungen 660 f.
Schlegel Frdr. v. 21. 78. 82. 195 (Rez.). 212 (u. Reichardt). 359. 393. 394. 555. 564. 650. 653. 654 f. 657. 661. 662 f. 664 ff. — Lucinde 68. 70. 74. 656. 663. Vgl. 661.
Schleicher Ferd. v. 151.
Schleiermacher Frdr. 78. 82. 310. 447 f. 623.
Schlesier Gust. 210. 464.
‚Schlesische privil. Staats-, Kriegs- u. Friedenszig.' (1742) 435.
Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg: Friedrich Christian d. j. 438. 793.
Schleswigische Literaturbriefe 466.
Schletterer H. M. 218.
Schlieben, s. Schlüven.
Schliemann Heinr. 457.
Schlippenbach Alb. Graf v. 447.
Schloß Karl 447.
Schlossar Ant. 445.
Schlosser Cornelia, geb. Goethe 788.
Schlosser Joh. Geo. 39[1]. 40[1]. 47. 213. 269. 366. 378. 789 (u. Gleim).

Schlüssel-Romane 448.
Schlüter Chph. Bernh. 214. 681/4. 686. — u. Annette v. Droste-Hülshoff 676. 678. 681/4 (682 f. aus Briefen Sch.s). — u. L. Schücking 681[1].
Schlüven (Schlieben), Graf, 152.
Schmeling Karl Ldw. Wilh v. 221.
Schmid Chn. Heinr. 226.
Schmid Frz. Xav. 439.
Schmid J. C. 202.
Schmidlin O. (Mörikes Freund) 596 f.
Schmidt Andr. Jak. 446.
Schmidt Aug. 209.
Schmidt Frdr. Ldw. 468.
Schmidt Joh. Ernst Chn. 187.
Schmidt Klamer 44[1]. 267.
Schmidt Otto Ernst (ps. Otto Ernst) 455.
Schmidt-Cabanis O. Rich. 215. 444.
Schmidt von Lübeck Geo. Phil. 490.
Schmidt v. Werneuchen F. W. A. 395.
Schmitt Frdr. 447.
Schmolk Benj. 506 f.
Schnabel K. (Komponist) 130.
Schneider J. R. 418.
Schneider Louis 419.
Schneider Wilh.: ‚Apollon'. Zschr. 391 f.
Schnell Karl 444.
Schnitzler Arth. 180.
Schöffer Pet. 477.
Schön Ed. (ps. E. S. Engelsberg) 452.
Schön Theod. v. 551. 564.
Schönaich Otto v. 185.
Schönaich-Carolath Prinz Emil 214.
Schönborn Gtlo. Frdr. Ernst 552 f.
Schönborner Geo. 196.
Schönemann A. Elis. (Goethes Lili) 52/56. 66. 187. 213. 461.
Schönfeld Joh. Ferd. Ritter v. 419.
Schönfeld-Neumann Luise Gräfin 447. 458. 459. 473.
Schönherr Dav. 441.
Schönhuth, Pfarrer (Mörikes Freund) 606 f.
Scholze Joh. Sigism. (ps. Sperontes) 148 f. 151.
Schopenhauer Adele 207 a. E.
Schopenhauer Arth. 186. 199. 218. 450. 465. 477. 532. 622.
Schopenhauer Jhna 186. 207 am E. 467.
Schopper Jak. 202.
Schorn Ldw. v. 448.
Schottenius 136.
Schradin Joh. 141 f.
Schratt Kathi 473.
Schreyer Herm. 478.
Schreyvogel Jos. 473.
Schriftsprache, s. Sprache.
Schriftsteller-Lexika, s. Biographische Lexika u. ä.
Schröck Sophie Luise, s. Fleck.
Schröckinger Karl 474.
Schröder Frdr. Ldw. 465.
Schröder Julie, geb. Hasenclever 471.
Schröder Sophie 468.
Schröder-Devrient Wilhelmine 447.
Schröter Corona 149.
Schrötter Ferd. v. 343.
Schubart Chn. Frdr. Dan. 443 (454 Musiker). — u. A. v. Klein 155. — Zu einem Briefe an Kayser 790.
Schubart Heinr. = Gthi. Heinrich Schubert 396 f.
Schubarth Karl Ernst 213. 807.
Schubert Frz. 458.
Schubert Gthi Heinr. 218. 395. 396 f. (H. Schubart). 399. 819.
Schubert Jos. Adam 417.
Schübell Heinr. 202.
Schücking Levin: an s. Braut 684. — u. Annette v. Droste-Hülshoff 677. 678. 684/6 (aus Briefen an u. v. D.-H. 684. 685). Vgl. 682[1]. 727. 735. 756. — u. Ch. B. Schüter 681[1].
Schüler Gust. 200.
Schüler K. G. 195.
Schütz Chn. Gtfr. 68. 71 f. 252. — Brief an Böttiger 156.
Schütz Wilh. v. 79 (81. 638 ‚Lacrimas').
Schuldramen u. Aufführungen, s. Theater.
Schulenburg Bernh. v. 418.
Schulgeschichte, s. Unterrichts- u. Sch.
Schulmeister, Der, zu Almina [Almena] = Joh. Gerber 428.
Schultes Karl 216.
Schultheß Frdr. 444.
Schulwesen, s. Unterrichtsgeschichte.
Schulz Joh. Abr. Pet. 267. 268.
Schumann Clara 471.
Schumann Rob. 209. 447. 448. 459.
Schumann Val. 690. 695.
Schurz Karl 188. 463.
Schuselka Frz. 458.

Schwab Gust.: Griseldis 117. 120. 123. 132. 133. — Reiter 416.
Schwaben, Die sieben, 209.
Schwäbische Dichter 23/37 (Wielands Verhältnis zu schw. D.).
‚Schwäbische Gedichte' (1751), s. Gedichte, Schw.
Schwäbische Literatur 454.
Schwarz Peter 803.
Schwarz Sophie, geb. Becker 382.
Schwarzburg-Rudolstadt: Karoline Luise, Fürstin 456.
Schwarzenberg Joh. v. 205. 211.
Schwebersky Chlieb Ferd. 417.
Schwegler Alb. 465. 466.
Schweighäuser Joh. Gtfr. 550.
Schwenckfeld Casp. 202.
Schwind Mor. v. 455. 458.
Schwormstädt, Buchhändler in Hamburg: Briefe von Müller v. Itzehoe 711/3.
Scott Jonath. 507 f.
Scott Walt. 619.
Sealsfield Charles, s. Postl K.
Seckendorf Karl Siegm. Frh. v. 267.
Seidel Heinr. 206. 467 (2).
Seidel Philipp: ist nicht Vf. des Auszuges aus der Erzählung ‚Der Hausball' 696/711.
Seidl Joh. Gabr. 462.
Seidler Luise 469.
Selden Camille, s. Krienitz Elise.
Seligmann Romeo 473.
Semper Gtfr. 454.
Sette Comuni Vicentini 190.
Seume Joh. Gtfr. 436 (2). 450. 454.
Seyffer Felix 383.
Seyfried Ign. Ritt. v. 458.
Seyler Abr 207. 263[1].
Shadwell Thom. 192.
Shaftesbury 236. 364.
Shakespeare Will. 48 (Goethe). 160. 161. 236. 304. 407. 463 (Heine). 465. 484. 537. 551. 552. 557. 558. 658. 671. 672. 682. 801. 803. 815. — Sh.-Jahrbuch 185. — Hamlet 305. — Othello 483. — Schlegel-Tiecks Übers. 247. 456. 462 (2). 463. Vgl. 244. 246. — Wielands Übers. 243/7.
Sieben Schwaben, Die 209.
Siegfried Joh. Sam. 437.
Silesius Angelus, s. Scheffler J.
Silhouetten 209. 421.
Silvestre A. 131.
Simmel Geo. 19.
Simrock Karl 131. 188. 407.
Sined der Barde, s. Denis M.
Sintenis Carl Heinr. 428.
Sivers Jegor v. 613.
Smith Adam 551.
‚Sohn, Der, durchs Ungefähr' 303.
Solger Karl Wilh. Ferd. 558. 564. — Brief von Tieck 556 f. Vgl. 560.
Sonnenberg Frz. v. 203.
Sonnenfels Jos. v. 209.
Sonnenthal Ado. 459.
Sophokles 261. 437.
Soret Frdr. 186. 451.
Souchay K. Theod. 215.
Spalatin Geo. 218.
Spalding 373.
Spazier Karl 67[3].
Speckmann Diedr. 189.
Speeth Marg. v. (nachmals Gattin Mörikes) 609/11. 764/78 pasim.
Speeth Wilh. v. (Bruder der vorigen) 769. 770.
Speidel Ldw. 460. 472.
Spener Phil. Jak. 421.
Spengel Sim. Heinr. 458.
Speratus Paul 201.
Sperontes, s. Scholze J. S.
Spieß Chn. Heinr. 306.
Spindler Dav. Wend. 197.
Spindler Karl 723.
Spinoza B. 364. 476.
Spitta Phil. 507.
Spitteler Karl 200. 359.
Spohr Louis 428. 447.
Sprache 256/9. 451. 690 ff. — Forschungen z. Gesch. der nhd. Schrift-Spr. 821 f. — Nürnberger Drucker-Sp. 690 ff. — Gauner-Sp. 470.
Sprenger Rob. 469.
Sprichwort 451.
Sprickmann Ant. Matth. 213 (an Boie).
Springer Ant. 446. 466.
Stadelmayer Joh 492[1].
Stadion, Graf, 243.
Stadion Phil. Graf 434.
Stägemann Frdr. Aug. v. 340. 565.
Staël, Frau v. 291. 648. 649 f.
Stäudlin Karl Frdr. 210.
Staff Herm. v. 467.
Stammbücher 207 (3). 208. 216 (2). 218 (2). 421. 424. 433. 468. 793 (Stamm- oder Gesellen-Büchlein, Wien 1579).

Stancarus Franc. 201.
Stargardt Joach. 420.
Stark Joh. Aug. 39/41.
Statistik, Philologische 7 ff.
Stavenhagen Fritz 452. 461 (2). 468.
Steffens Henrik 208.
Stegmayer Matthäus: ‚Rochus Pumpernickel' 301 f. 303. 468.
Steig Rho.: Kleists Berliner Kämpfe 300/304. 306.
Stein Chlotte v.: u. Goethe, s. d.
Stein Fritz v. 207 (Stammbuch). 528.
Stein Heinr. v. 198.
Stein H. F. Karl Frh. v. u z. 196. 275. 440. 584 oben.
Steiner Frdr. 446.
Steinhöwel Heinr. 102. 461. 693.
Steinmar (mhd. Dichter) 98.
Steinthal Heym. 623.
Stella Erasmus 444.
Stelzhamer Frz. 187. 784.
Stephani Heinr. 208.
Stern Ado. 221. 411.
Sternberg Alex. v. 473.
Sterne Carus (ps.), s. Krause E.
Sterne Lawr. 674.
Stieglitz Chlotte 208. 455. 465. 468.
Stieglitz Heinr. 208.
Stieglitz Ldw. Baron 431.
Stifter Adalb. 187. 188 (2). 195. 203. 419. 445 (11). 447. 448. 449. 450. 451. 454. 455. 456 (2). 458 (2). 460 (5). 463. 468. 469. 470. 472 (3). 474. 475. 687.
Stilunterſuchung 17/22 (zur Methodik der pſycholog. St.). 358. 698 710 (Goethe). Vgl. 794 f.
Stirner Max 476.
Stöber Ehrenfr. 423.
Stoff- und Motiven-Geſchichte. Siehe Ahasver. Griſeldis. Heinrich. Jungfrau. Lorelei. Luther (447). Magelone. Mahomet. Napoleon (447). Pfennig. Phyloconio. Zwiebeldieb.
Stolberg Auguſte Gräfin (nachmals vereh. Gfin Bernſtorff) u. Goethe, s. d.
Stolberg Chn. Gf. zu 51. 213. 418.
Stolberg Frdr. Ldw. Gf. zu 401. 51. 213 (Brief; ‚Die Büßende'). 264 (Homer-Überſ.). 266. 267. 362. 418. 457. 788. 789.
Stolberg Henr. Kath. Gfin zu 789.
Stolberg-Stolberg Chn. Graf zu 457.
Storck Wilh. 681.
Storm Theod. 188. 358. 454. 457 (‚Wiederkommen bringt Freud'). 461. 463.
Straube Heinr. 398. 415. 457.
Strauß Dav. Frdr. 200. 444 (St.iſche Bewegung in Zürich). 464. 608. 609.
Strauß Emil 449.
Strauß Friedr. 313.
Streicher Andr. 453.
Strindberg Aug. 272.
Strobl Karl Hans 429.
Stubenberg Angelika Gräfin 468.
Studien (Ztſchr. 1808 hg. v. Schenkendorf) 88/101.
Stübel Alph. 217.
Stüve(n) Pet. v. 225.
Sturm Jul. 507. 617 (‚Ahasver').
Suckow Karl Ado. 459.
Sudermann Herm. 189. 453. 454. 477.
Süß, Jud, 217.
Sulzer Bernh. Dietr. 243.
Sulzer Joh. Geo. 185 f. 258.
Swedenborg 629.
Swieten Gerh. van 206. 419 (Meißner).
Sybel Heinr. v. 592.

‚Tafelkonfekt' (1733/7) 147 f.
Tanera Karl 215.
Taſſo Torquato 191.
Tauchan Nik. 437.
Taureck Joh. Herm. 417.
Tauſend und Eine Nacht 507 f.
Technik, Unterſuchungen über 794 ff.
Tegnér Eſaias 186.
‚. . Telemaque . . und . . Robinſon Cruſoe' (1739) 206.
Tell u. d. Apfelſchuß 461.
Tenger Mariam (ps.), s. Hruſſoczy M. v.
Terenz 141.
Teuſchlein Joh. 202.
Theater, Th.-Geſchichte (Bühne, Schauſpiel, Schauſpieler) 185. 207. 448. 463. 549. 552. — Geſellſchaft f. Th.-Geſch. 822 f. — Bühne (16./17. Jh.) 796 ff. 798 (Terenzbühne); B. der Juden 467. — Inſzenierung d. deutſch. Dramas 16./17. Jh. 794 804. — Schauſpieler Literatur 475. — Engliſche Komödianten 795/803 passim. — Theater-Zettel 207. 442 (Danzig, 1730). — Archiv f. Th.-Geſch. 204. 470.

Berlin 299/307. 465 f. (2); Puppenspiele 419. — Biberach 243. — Braunschweig 461. — Breslau 438. — Bromberg 437. — Detmold vgl. 428. — Dresden 204. — Falkendorf 432 (Dreikönigspiel). — Frankfurt 204. — Freiberg 425 (Pfingstspiele). — Gotha 263. — Graz 440. — Karlsruhe 345. — Kassel 427 (französische Schauspieler). — Mannheim 187. 429. 430. — Marburg 427. — München 453. — Paris 549. — Posen 436 (2). — Reutlingen 437 (Bauerntheater). — — Schweiz 418. — Stuttgart 472. — Tirol 204. — Weimar 447. — Wien 459: Burgth. 204. 456. 474 (Laube); Hernals (Arena) 459; Josephstadt 458; Landstraße 458; Schönbrunn 204; Stadtth. 473. 474. — Worms 443.
Kasperleth. 460. — Passionsbühne, D. deutsche 203. — Schulaufführungen 196 (Eisenberg).
Theer-Blackreudesche Truppe 801.
Thelen Tilmann 431.
Thoma Ldw. 448 (2).
Thomas G. 418.
Thorane Graf 688.
‚Threnae Melandrinae in Cladem Gallorum ad Vrbem Dutlingen' (1643) 443.
Thümmel Mor. Aug. v. 696.
Thuma Karl 448.
Tieck Dor. 688.
Tieck Frdr. 76. 548. 550. 561 f. (an Varnhagen). 565.
Tieck Ldw. 21. 57. 75. 77 f. 81. 83. 312. 314. 315. 318. 345. 391. 394. 396. 408. 556/9 (Charakteristik). 652. 688. 723. 783. 819. — sein Jugendfreund W. v. Burgsdorff 533/65 ps. (T.s Urteil über B., geprüft 556 ff.). — Brief an Solger 556 f. Vgl. 560. — Jugenddichtungen 536 f. — Genoveva 21 f. 77 f. — Will. Lovell 656. 657. 658. — Eine Sommerreise 555 f. — Sternbalds Wanderungen 656. 657. 658. 663. — Ulrich der Empfindsame 535. — Volpone 537. — S. auch Shakespeare.
Tilesius v. Tilenau, Familie 430.
Tilsiter Wochenblatt 417.
Tiroler National-Gesänge (Hamburg 1836) 426.
Tiroler Sängergesellschaften 426.
Tiroler Volksdrama, -schauspiele 101/9 (131. 133 Griseldis). 191 f. (Jungfrau v. Orleans). 204 (zur Gesch. d. Volksschsp. in T.).
Tirolische Literatur 206.
Tischbein Wilh. 210.
Toltz Joh. 144.
Totentänze 190. 421.
Toussenel Theod. 468 am E.
Traun Julius v. d. (ps.), s. Schindler A. J.
Trautmann Frz. 460.
Trebra Frdr. Wilh. Heinr. v. 425.
Treitschke Heinr. v. 418.
Trepplin G. 444.
Trescho Seb. Frdr. 361. 416. 433 (Biogr.). — ‚Brief .. von Keith' 416. — ‚Näschereyen' 416. 433.
Treskow, Familie v. 436.
Trinius Karl Bernh. v. 471.
Trömer Johann Chn. (der Deutsch-Franzos) 437.
Troilus Nikol. 434.
Trojan Jhns. 467.
Trublet, Abbé 787.
Truchseß v. Pommersfelden Lor. 199.
Tschepius Fr. (Kaufmann) 348 f. (Brief von v. Schenkendorf).
Tschurtschenthaler Jos. 440.
Tübinger Dichterkreis (um 1750) 23/37.
‚Tugend und Beständigkeit einer Dame, Die in Marmor eingegrabene' (Theaterstück. 1730) 442.
Tunnel, Der, über der Spree 462.
Tyrol, s. Tirol.
Tyrolt Rud. 472.

Übersetzungen, Nachdichtungen usw., Übersetzer 98/101 (nach mhd. Dichtern, v. Schenkendorf). 212. 242/56 (Wieland). 290/93 (S. H. Catel). 450. 636 f. (Humboldt). 660 f. (D. Schlegel). 689/95 (aus Sabbadino degli Arienti: Phyloconio u. Eugenia). 785 (P. Moser).
Uffenbach Zach. Konr. v. 209.
Uhland Ldw. 218. 459 (A. Grün; H. Laube). 493. 592. 725. 776. — D. Sängers Fluch 186. — Schenk von Limpurg 443.
‚Ulrich von Achalm' (Ritterschausp., 1843 gespielt) 437.
Ulrich von Lichtenstein 99. 345.

Universitäten (s. auch Unterrichtsgesch.) 216 f. 415. 418. 427. 429 (2). 433. 434 (2). 436. 437. 438. 451. 465.
Unterhaltungsblatt für meine Mitbürger (Memel 1817) 417.
Unterrichts- und Schulgeschichte 194/7. 216 f. 417. 424. 429. 431. 435. 440. 443. 451.
Unzelmann F. 542. 555.
Ursinus Zach. 427.
St. Ursula-Lied 438 f.
Usener Herm. 211. 212.
Usteri Leonh. 241 f.
Uz Joh. Pet, 44[1]. 789. — u. Wieland 227/42. — Lyrische Gedichte 229 ff. 240. 241. 242.

V***, s. Hausball.
Vadian Joach. 439.
Varnhagen v. Ense Karl Aug. 210. 379. 382. 385. 456. 464. 466 (u. Boas). 533 f. (537. 560 f. über Burgsdorff). — Brief v. Frdr. Tieck 561 f. — Urteil von A. v. Marwitz über V. 309 f.
Varnhagen v. Ense Rahel (geb. Levin) 368. 542. 548. 555. 647. — u. Burgsdorff 533 f. 538. 541/6. 550. 553 f. 556. 560 ff. 564. — u. Finckenstein 535. 542. 545. 559 (Brief an R.). — u. A. v. Marwitz 309 f. (Brief an Rahel). — u. D. Veit 542 f. 543[1].
Vater unser, Torstensohnisches 418.
‚Vehlefanzer Feldzug, Der‘ (plattdeut. Volksld. 1871) 420.
Veit Brendel, s. Schlegel Dor.
Veit David 542 f. 543[1]. 550. 564.
Veit Dorothea, s. Schlegel D. v.
Veit Mor. 208.
Velten Johs. 204.
Venezianer Mor. 460.
Vermehren J. Bernh. 75. 79.
Vernaleken Theod. 220.
Vesta. Ztschr. (Königsberg i. Pr. 1807) 84/88. 393.
Vetter Frdr, Aug. 535.
v. Vietinghof, Senator, 581.
Villinger Hermine 459.
Vincke Ldw. v. 541. 551. 553. 561. 564.
Vischer 407.
Vischer Frdr. Theod. 454. 465. 622.
‚Vitae Pomeranorum‘ 417.
Vogler Geo. 202.
Voigt 186.
Voigt-Diederichs Helene 438.
Volkelt J. 623.
Volkland Alfr. 418.
Volksbuch von Phyloconio und Eugenia 689/95.
Volksdichtung, Psychologie der, 181/3.
Volksdrama, -schauspiel, s. Tiroler V.
Volkskunde 190. 420. 421. 427. 432. 434. 436. 441. 444. 446. 450. 458. 463. 472.
Volkslied, s. Lyrik.
Volkssagen, s. Sagen.
‚Vollständigkeit‘ 1/17. 388.
Voltaire 193 (2). 243. 477. 668. — V.s Tragödien 481/9. — Mahomet, s. Goethe.
Volz Joh. Chn. 24. 27. 33 f.
Voß Abrah. 268.
Voß Ernestine, geb. Boie 260. 263. 264. 265. 268.
Voß Fritz 266.
Voß Heinr. 266.
Voß Joh. Heinr. 77. 153. 213 (an Boie). 395. 468. 469. 789. 815. — Briefe an Göckingk 263/8. Vgl. 260. — u. Nicolai 39. — Odyssee 266.
Voß Julius v. 204. 465.
Voßelerin Regina 443.
Vossische Zeitung: Catels Redaktion u. Mitarbeit 294. 298/306.
Vulpius Chn. Aug. 69.

W., Nettchen 210.
Wachenhusen, Hans 430.
Wachsmuth Curt 212.
Wackenroder Wilh. Heinr. 218. 535. 536. 539. 541. 552. 556. — Kunstlieb. Klosterbruder vgl. 540.
Wackernagel Wilh. 418. 447. 463. 593.
Wächter Leonh. (ps. Veit Weber) 417.
Wächter Sam. Leonh. 417.
Waetzoldt Steph. 216.
Wagner, Kammerpräs. v., 417.
Wagner Chn. 456.
Wagner Chn. Joh. Bapt. v. 442.
Wagner Ernst 345.
Wagner J. J. 443.
Wagner Rich. 173. 186 (Goethe). 198. 218 (2). 432. 446. 447 (4). 448. 454 (2). 455. 459. 460. 463 (3). 621. — Meistersinger 178 f. 669. — Parsifal 177. 179. 200 (2). — Rienzi 198. — Tristan 461. 669.

Waiblinger Wilh. 448. 596.
Waitz Geo. 592 f.
Waldfreund J. E. (ps.), s. Moser P.
Walhoff Joh. 429.
Walleurodt Louis v. 416.
Wallenstein 419 f. 434.
Walther Frdr. 345.
Walther (Gualther, Gwalther) Rud. 418.
Wangenheim Fanny v. 207 (Stammbuch).
Wannenmacher Frz. Xav. (ps. Frz. v. Aubingen) 215.
Wanovius (Oheim Max v. Schenkendorfs) 578.
Warbeck Veit: Magelona 689. 690. 695.
Wartenberg Joh. Geo. Frh. v. 424.
Wassmannsdorf 197.
Watzdorf 317. 318.
Weber Beda 441. 446.
Weber B. A. 515 f.
Weber Carl Maria v. 218.
Weber Frdr. Wilh. 452.
Weber Joh. Jak. d. j. 209.
Weber Max Maria v. 446.
Weber Veit (ps.), s. Wächter L.
Weber Wilh. 199.
‚Wechselgesänge europäischer Mächte' (1806) 195.
Wedekind Frank 444.
Weech Frdr. v. 415. 434. 470.
Wehrle 524.
Weichsel Karl Heinr. Aug. 421.
Weichselbaumer Karl 389.
Weidmann in Leipzig 209.
Weidmann Paul 458.
Weill Alex. 188.
Weishaar 550.
Weishaupt Adam 40[1].
Weisker (Weiskern) Frdr. Wilh. 225/7.
Weiße Chn. Fr. 45. 153. 192.
Weiße Frau 455.
Weißenthurn Johanna Franul v. 345.
Weitbrecht Karl 216.
Weitze Frdr. 446.
Welle Karl Bened. 425.
Weltgericht, Mainzer Fragment vom, 477.
Werden Julius und Adolph = Frdr. Th. Mann u. Joh. Gtl. Winzer 391.
Werder Karl 467.
Werner Ant. v. 456.
Werner F. L. Zachar. 207. 465 (‚Weihe der Kraft').
Werner Karl 470.
Werner Pet., s. Wernher.
Wernher (Werner?) Pet.: Historia von Phyloconio und der schönen Eugenia. Geteutscht 689/95.
Werthes Frdr. Aug. Clem. 209.
Wessenberg Joh. Frh. v. 456. 459. 792.
Westphalen E. Christine 426.
Westpreußische Poeten 467.
Wetzel K. Frdr. Gtlo. 209. 395. 399. 819. — Vf. der ‚Nachtwachen' von Bonaventura 218. 399.
Wichert Ernst 417.
Wickram Jörg 796. 803.
Wieck Frdr. 471.
Wieland Chph. Mart. 77. 154. 267. 362. 413. 460. 475. 700. 815. 817.
Aus W.s Jünglingsalter. 2. Verhältnis zu schwäbischen Dichtern 23 bis 37; 3. Verteidigung gegen Nicolai und Uz 227/42. — W.-Bibliographie 206. 211. — W.-Museum in Biberach 823. — u. Bodmer, s. d. — u. Boie 213. — u. Bondeli 241 f. — u. Heinse 192. — u. F. H. Jacobi 41. 42 f. 45 f. (Brief an J., usw.). — u. A. v. Klein 155/7 (Brief von K. u. a.). — u. H. v. Kleist vgl. 813. — u. Nicolai 41/43. — u. die Romantiker 187. — u. Volz 24. 34.
Werke (Akad.) 211 (Prolegomena). — Abderiten 155. — Agathon 658. — Aristipp 247 f. — Biribinker 241. 242. — Empfindungen eines Christen 228/40 pass. — Natur der Dinge 235 f. — Rosamunde 155. — Übersetzungen 242 f.: Shakespeare 243/7; Horaz 247/51; Lucian 251 f.; Aristophanes u. a. 252 f.; Cicero 254/6.
Wieland Ldw. 819.
Wienbarg Ludolf 457. 674.
Wiener-Büchel-Literatur 710 f.
Wiesel Friedr. Ferd. u. Pauline 535.
Wilbrandt Ado. 474.
Wildenauer Joh., s. Egranus J. S.
Wildenbruch Ernst v. 188.
Wilhelmi Andr., s. Wilms.
Willamov Joh. Gtli. 433.
Willich Ehrenfr. v. 218.
Wilms (Wilhelmi) Andr. 429.
Wimpfeling Jak. 433 (2).

Windisch Karl Gtli. v. 209.
Winkel Therese aus dem 465.
Winkler Clemens 425.
Winkler K. G. Th. (ps. Th. Hell) 399. 458.
Winterfeld Paul v. 453.
Winterling Chn. Martin: Markgraf Walther v. Saluzzo. Tragicomödie [nach A. Zeno] 101 f. 110/6. 122. 123. 124. 132. 133.
Winzer Joh. Gtli. (ps. Adolph Werden): ‚Apollon.‘ Zschr. 391 f.
Wittenbauer Ferd. 446.
Wittmann Karl F. 215.
Wittstock Alb. 215.
Wobeser Kar. v. 291.
Wochenblätter, s. Zeitschriften.
Wochenschrift für die Badischen Lande, Kurf. priv. (Heidelberg 1806/7) 392.
Woide Carl Gtfr. 436.
Wolf Chn. Frh. v. 29.
Wolf Ferd. 125.
Wolf Frdr. Aug. 194. 290. 636. 637. 711.
Wolf Hugo 215. 457. 459.
Wolff Gust. 466.
Wolff Karl 768.
Wolff Osk. Ldw. Bernh. 207. 210.
Wolff Pius Alex. 204.
Wolfgang Marius, Abt, 431.
Wolfram v. Eschenbach 455.
Wolke Chn. Hinr. 196
Woltmann Karl v. 642.
Wolzogen Karoline v. (in 1. Ehe: v. Beulwitz) 207. 365. 367. 374. 375. 376. 377. 379 f. 545. 546. (562 ‚Agnes v. Lilien‘). 564. 637. 647. 648. 649.
Wortforschung 187. 189 f. 624 f.
Wünsch Chn. Ernst 195. 813. 814 f.
‚Wünschelruthe, Die‘ (Zschr.) 397 f. 415.
Württemberg: Ulrich, Hzg. 438.
Wüst, Stadtpfarrer, 610. 611.
Wunderhorn, Das Knaben, 464. 823.
Wundt Wilh. 623.
Wunster Karl 393.
Wurstisen Chn. 418.
Wyle Niklas v. 693. 694.
Wynman Nic.: Colymbetes 416. 439.
Y. 210.
Yelin Phil. Chn. Gtli. 459.

Zachariä J. Frdr. Wilh. 281.
Zahn Ernst 447 (2).
Zastrow Karl (eig. Herm.) 215.
Zauper Jos. Stan. 455.
Zedlitz Jos. Frh. v. 458. 473.
Zeisberg Chn. Ernst 426 f.
Zeise Heinr. 209.
Zeithainer (Lust-)Lager (1730) 437.
Zeitschriften (Bibliogr. des ‚Euphorion‘): Akademieschriften und Verwandtes 210/4. — Allgemeinen Inhalts 444 bis 476. — Bibliothekswesen 205/10. — Französische 476 f. — Geschichte, Kulturgesch. und Geogr. 214/7. — Kunst, Theater- u. Musikgesch. 203/5. — Pädagogik u. Schulgesch. 193/7. — Philologie u. Literargesch. 185/93. — Philosophie 198 f. — Histor. Provinzial- u. Lokal-Z. 415/44. — Theologie 199/203.
Zeitschriften u. Zeitungen 189 (18. Jh.). 383. 387/99 (478 Romantik). 417 (Memel). 422 (Freiberg). 425 (Hamburg). 435 (Schlesien). 439.
‚Zeitung für Einsiedler‘ 395 f.
Zeitung für die elegante Welt 67/74. 75.
Zell Frdr. 427.
Zenge Wilhelmine v. 814. 817. 820 am E. 821 1.
Zeno Apostolo: Griselda 110/2. 112/5 (nachgeahmt von Winterling). 130.
Zensur 206 (Köln). 465 (Berlin).
Zettel Karl 215.
Zeuß Joh. Kasp. 214.
Zichy Julie Gräfin 320 (u. Eichendorff).
Ziegler Jak. 201.
Zierotin Karl v. 435.
Zimmermann Joh. Geo. 418.
Zippe Aug. 209.
Zobel Melch. 442.
Zolling Theoph. 445.
Zschokke Heinr. 188. 452.
Zschorn Jhns. 423.
Zwiebeldieb 191.
Zwingli Ulr. 218.

JUN 12 1908

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Vierzehnter Band

Viertes Heft

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden.
Preis des Heftes M. 4 = K 4.80, des Bandes M. 16 = K 19.20

Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1907

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

Das Volksbuch von Phyloconio und Eugenia. Von **Hermann Allmann** in **Linz** 689

Goethes Anteil am ‚Hausball'. Von **Ludwig Gorm** in **Wien** . . . 696

Müller von Itzehoe über Beireis. Mitgeteilt von Prof. Dr. **Seitz** in **Itzehoe** 711

E. T. A. Hoffmanns Erzählung ‚Aus dem Leben eines bekannten Mannes'. Von **Otto Pniower** in **Berlin** 714

Charles Sealsfield und der ‚Courrier des États-Unis'. Von **Otto Heller** in **St. Louis** 718

Die Balladentechnik Annettens von Droste-Hülshoff. Von **Lothar Boehme** in **Leipzig** 724

Eduard Mörike in Schwäbisch-Hall und Mergentheim (1843/7). Nach neuen Dokumenten dargestellt von **Walther Eggert Windegg** in **München** (Schluß) 764

Zur Quellenfrage von Otto Ludwigs Roman ‚Zwischen Himmel und Erde' und seiner Novelle ‚Maria'. Von **Ernst Feise** in **Leipzig** . 778

Ein ungedrucktes Gedicht von Julius von der Traun. Mitgeteilt von Prof. Dr. **Armin Gaßner** in **Innsbruck** 784

Miszellen.

‚Das Beste aus schlechten Büchern'. Von **Richard M. Meyer** in **Berlin** 787

Ein Verbot von Lessings ‚Nathan' in Frankfurt. Von **H. Grombacher** in **Frankfurt a. M.** 787

Zwei Briefe von Ludwig und Luise Nicolovius. Mitgeteilt von **Felix v. Kozlowski** in **Friedenau** 788

Zu einem Briefe Ch. F. D. Schubarts an Ph. Christoph Kayser. Von **Adolf Wohlwill** in **Hamburg** 790

H. von Kleist und Kant. Von **Hugo Bartmann** in **Bern** . . . 790

Zu Kleist V 388, 358 und 340. Von **Alexander Dombrowsky** in **Berlin-Schöneberg** 791

Zu Kleists Homburg V. 1832. Von **Alexander Dombrowsky** . 793

(Fortsetzung siehe dritte Umschlagseite.)

Rezensionen und Referate.

Seite
Haulfuß-Diesch, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts (D. Minor in Wien) . 794
Minor, Goethes Fragmente vom ewigen Juden (Victor Michels in Jena) 804
Gräf, Goethe über seine Dichtungen. 1. 2. Teil (Victor Michels) . 806
Goethes Bilderbuch für das deutsche Volk (Victor Michels) . . 808
Goethes Tagebuch der italienischen Reise (Victor Michels) . . . 809
Goethes Werke für Schule und Haus hg. von O. Hellinghaus (Victor Michels) 809
Kjölenson, Nachfolge Goethes (Max Morris in Berlin) . . . 810
Nayka, Kleist und die Romantik (Arnold E. Berger in Darmstadt) 811
Berichtigungen 798
Nachrichten 821
Register. Von Alfred Rosenbaum in Prag . . . 825

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Wichtige literaturkundliche neue Erscheinung der kais. und kön. Hof-Verlags-Buchhandlung **Carl Fromme** in **Wien** und **Leipzig**:

„Eine geradezu glänzende und fruchtbare Idee"

hat in einem Berichte an das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht einer der hervorragendsten Literaturgelehrten den

Deutschen Literatur-Atlas

von

Dr. Siegfried Robert Nagel

k. k. Professor in Steyr

genannt, der geeignet sei, die Literaturwissenschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, nämlich auf die geographische. Kartographisch und praktisch wird zum ersten Male der fruchtbare Gedanke herausgearbeitet, daß Land und Stadt, Ebene und Gebirg und die Besonderheiten gewisser Landschaften den allergrößten Einfluß auf den Gang der Literatur haben.

Preis eleg. kart. M. 6.— = K 7.20

Die Ausführung der 47 dreifarbig lithographierten Karten ist überaus instruktiv, da ein einziger Blick genügt, um eine ganze Literaturperiode vollkommen gekennzeichnet zu finden. Auf der Karte I: „Althochdeutsche Zeit" ist sogleich zu sehen, daß die Klöster Süddeutschlands die Literatur beherrschen, der Höhepunkt der mittelhochdeutschen Literatur ist ebenso rasch zu überblicken, wie ihr Verfall. Mit dem 16. Jahrhundert springt die Literatur wie mit einem Schlage nach dem Norden, wie die drei Reformationskarten („Luther, Hans Sachs, Fischart") zeigen. Mystik und Kanzelpredigt sind getrennt behandelt, ebenso die Neulateiner und Humanisten. Das Versiegen der geistigen Kräfte der Deutschen zwischen Gegenreform und 30jähr. Krieg zeigt deutlich die Opitz-Karte, das allmähliche Ansteigen der Literatur, namentlich in Schlesien, veranschaulichen die folgenden Karten. Mit 1730 beginnt die Vorherrschaft Sachsens unter Gottsched; 1748 zeigt uns die Verteilung der dichterischen Kräfte im Messiasjahr, worauf als Ruhepunkt das „Götzjahr" 1773, das Xenienjahr 1794, Schillers Tod 1805, Wiener Kongreß 1815, Goethes Tod 1832 und endlich das Revolutionsjahr 1848 folgen; sie belegen die entschiedene Anziehungskraft der großen Städte gegenüber dem Lande. Den Stürmern und Drängern, den Göttingern, den Romantikern sind eigene Karten gewidmet, aus denen zu ersehen ist, welche Länder an gewissen geistigen Richtungen Anteil nehmen. Eigene Karten sind den Lebensläufen, Wanderungen und Reisen der bedeutendsten Dichter gewidmet, und zwar: Walther, Hans Sachs, Luther, Opitz, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist, Hebbel.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen